Allgemeine Weltgeschichte.

Siebenter Band.

Allgemeine

Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage.

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Siebenter Band.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1884.

Geschichte

des

Mittelalters.

Dritter Teil.

Leipzig

Verlag von Wilhelm Engelmann

1884.

Inhaltsverzeichnis.

II. Das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen.

(Zweite Abteilung.)

A. Das Reich unter den Königen Philipp und Otto.

1. Die Parteien und ihre Häupter.

Gährung in Italien bei Heinrichs VI. Tod.

Seit den Tagen Heinrichs III. hatte kein deutscher Herrscher solche Machtfülle in seiner Hand vereinigt als der sechste Kaiser dieses Namens; aber wie damals sind alle Früchte seines Strebens und Mühens schnell zerronnen. Mit seiner Leiche wurde das Glück und die Herrlichkeit des Reiches und des hohenstaufischen Hauses ins Grab gesenkt. Philipp, ein edler, feingebildeter Fürst von einundzwanzig Jahren, dem der kaiserliche Bruder mit besonderer Liebe zugethan war, den er zum Markgrafen von Tuscien und zum Herzog von Schwaben erhoben, war nach dem glänzenden Pfingstfeste zu Gunzenlech bei Augsburg, wo er die Schwertleite empfangen und unter ritterlichen Spielen und Lustbarkeit seine Hochzeit mit der griechischen Irene, später — wahrscheinlich seit ihres Gatten Krönung 1198 — Maria genannt, gefeiert hatte, mit dreihundert Geharnischten über die Alpen gezogen, um den jungen Friedrich zur Königskrönung nach Deutschland zu führen. Aber schon zu Montefiaskone erhielt er die Trauerkunde von dem Ableben des Bruders. Einzelne Aufstände und Gewaltthaten, welche der Nachricht auf dem Fuße folgten, waren die Vorboten der kommenden Ereignisse, die ersten Anzeichen, „daß alle die widerstrebenden Kräfte, die des Kaisers mächtiger Wille zusammengehalten und sich dienstbar gemacht hatte, jetzt wieder ihre eigenen Bahnen suchten". Philipp sah sich in Montefiaskone selbst angegriffen und erlitt herbe Verluste, u. a. wurde der getreue Friedrich von Tanne das Opfer italienischer Rache. Die Blutsaat, welche Heinrich gestreut, begann furchtbar aufzugehen. Ganz Apulien war in Gährung; auf Sizilien forderte die nationale Partei mit lautem Ruf die Entfernung der Fremden, und die Kaiserin, von jeher eine geheime Gegnerin der Fremdherrschaft, verbannte, um ihrem Kinde das Erbe zu erhalten, alle Deutsche, Mark-

ward von Annweiler an der Spitze, während Papst Cölestin III. gegen Philipp selbst den Bann aussprach und damit kundthat, daß das Papsttum selbst sich an die Spitze der nationalen Erhebung gegen die Deutschen stellen wollte. Eiligst kehrte daher Philipp im Spätherbst nach Deutschland zurück, um dort die Ehre des Hauses und die Rechte seines Neffen zu wahren. Denn der sterbende Kaiser hatte ihm die Vormundschaft und Reichsverwesung übertragen, daß er der königlichen Witwe Konstantia schützend zur Seite stehe.

Daß Heinrich VI. selbst die schweren Gefahren erkannt hat, welche im Falle seines plötzlichen Todes sein Werk von allen Seiten bedrohten, und von der Unmöglichkeit überzeugt war, dasselbe dann von anderen durchgeführt zu sehen, beweist das von ihm aufgesetzte Testament. Dasselbe wurde im Jahre 1200 in dem Gefecht bei Monreale von den Päpstlichen mit anderen Aktenstücken erbeutet und ist so durch die Kurie bekannt geworden. Seine früher angezweifelte Echtheit ist neuerdings zweifellos erwiesen. Von dem Gedanken ausgehend, daß im Falle seines vorzeitigen Todes nicht alles haltbar sei und man deshalb suchen müsse durch Nachgiebigkeit in Nebendingen die Hauptsachen zu retten, namentlich Friedrich II. die Nachfolge in Deutschland und in Sizilien zu sichern, indem man die Union beider Reiche der Kurie erträglich machte, hatte Heinrich bestimmt, daß die päpstliche Lehnshoheit über Sizilien hergestellt und das Mathildische Gut dem römischen Stuhl zurückgegeben werden sollte, wenn derselbe dagegen das Kaisertum Friedrichs nicht hindern würde; ferner aber sollten Ravenna, Ankona, Bertinoro und Spoleto, wo Markward von Annweiler und Konrad von Urslingen geboten, als päpstliche Lehen anerkannt werden, d. h. alte Forderungen der Kurie endlich befriedigt und darüber hinaus derselben Ankona überlassen werden. Demnächst lag dem Kaiser namentlich daran, seinen jungen Nachfalger gegen die nach seinem Tode drohende Rache Englands zu sichern: deswegen hatte er die Aufhebung der Richard Löwenherz einst aufgenätigten Lehnshoheit und die Rückzahlung des demselben abgepreßten Lösegeldes angeordnet. — Das Testament Heinrichs VI. blieb aber unausgeführt: unter Führung des Papsttums, welches den Kaiser, da er sich an dem Kreuzfahrer Richard vergriffen hatte, jetzt im Banne gestorben sein ließ, begann eine nationale Erhebung, welche alle Entwürfe des vorsorglichen Staufers durchkreuzte.

Lage und Stimmung in Deutschland.

Philipp war der einzige unter den fünf Söhnen des Rotbarts, auf welchen die Freunde des Hauses ihre Hoffnung setzen konnten. Heinrich ruhte in der Königsgruft zu Palermo, Friedrich hatte im Heiligen Lande sein junges Leben gelassen, Konrad auf schmachvolle Weise den Tod gefunden. Der vierte Bruder, Otto, der die burgundischen Lande, das Erbe seiner Mutter, erhalten hatte, lag in wilder Fehde mit dem einheimischen Adel, dem sich die Bischöfe von Straßburg und Basel und der mächtige Herzog Berthold V. von Zähringen angeschlossen, eine Fehde, welche den ganzen Südwesten des Reichs verwüstete und verwirrte. Roh und gewaltthätig wie Konrad, hatte Otto seinem Hause viele Gegner erweckt. Graf Amadeus von Mömpelgard und Graf Ulrich von Pfirt waren von seiner Hand getötet worden. Daher fand gerade in jenen Reihen der Gedanke an eine Änderung der Thronfolge großen Anklang, und zwar hielt man eben den Zähringer, der an Vermögen und Landbesitz zu den ersten Fürsten Deutschlands zählte und einem Hause angehörte, das sich durch Beförderung städtischer Einrichtungen, friedlicher Thätigkeit und bürgerlicher

Freiheit im Breisgau und in der heutigen Schweiz (VI, 616 ff.) einen ehrenvollen Namen gemacht, für den geeigneten Mann, die deutsche Königskrone zu tragen und das schwäbische Fürstengeschlecht aus der Herrschaft zu verdrängen.

Erzbischof Adolf von Köln, aus dem Geschlechte der Grafen von Berg, dem innerhalb fünfzig Jahren viermal der niederrheinische Erzstuhl zu teil geworden, ein ehrsüchtiger, geldgieriger Prälat, welchem der eigene Vorteil über die Ehre der Nation ging, trat gleich nach Heinrichs Tod mit den rheinischen und westfälischen Fürsten und Bischöfen, welche seine Abneigung gegen die Erblichkeit der Krone teilten, zu einer neuen Königswahl in Verbindung und lenkte, nachdem Herzog Bernhard von Sachsen, der Askanier, die ihm zugedachte Kandidatur abgelehnt hatte, ihre Augen auf Berthold, dessen Reichtümer die Geldgier der Wähler am besten befriedigen zu können schienen. Der letzte, der dem jungen Friedrich Treue geschworen, war somit Adolf der erste, der das Beispiel des Abfalls und Treubruchs gab. Eine Versammlung in Andernach sollte dem Fürstentag, den Philipp um Weihnachten in Hagenau abhielt, entgegenwirken. Berthold wies den Vorschlag, den ihm der Bischof von Straßburg überbrachte, nicht von der Hand. Er stellte die Grafen Konrad und Berthold von Urach, die Söhne seiner Schwester Agnes, als Geiseln, daß er sich in Köln, wo Wahl und Krönung vor sich gehen sollten, einfinden würde. Aber bald gereute ihn das Versprechen. Er bemerkte mit Besorgnis, wie die Hohenstaufische Partei sich rasch mehrte, seitdem Philipp mit goldgefüllten Händen in Deutschland erschienen war und auf mehreren Zusammenkünften in Mühlhausen, Erfurt, Arnstadt u. a. O. die Fürsten zur Anerkennung Friedrichs und zum Ausharren bei der herrschenden Dynastie zu bewegen suchte. Die Aussichten wurden für Berthold noch ungünstiger, als Philipp, der anfangs nur als Vormund und Reichsverweser auftrat, auf das dringende Zureden und Bitten der Fürsten einwilligte, sich selbst zum König wählen zu lassen. Lange hatte er sich gesträubt, in die Rechte seines Mündels einzutreten und sich redlich bemüht, die Anordnungen seines verstorbenen Bruders aufrecht zu halten; als aber die Fürsten geltend machten, daß der Eid, den man einem ungetauften Kinde geschworen, keine bindende Kraft habe, und ihm nachdrücklich vorstellten, daß unter so schwierigen Verhältnissen nur die Hand eines Mannes das Zepter führen und die volle Autorität des königlichen Namens wahren könne, mußte er besorgen durch längere Weigerung die Hohenstaufische Partei zu schwächen und die Zahl der Gegner zu mehren, und gab daher nach. So wurde denn am 8. März zu Arnstadt Philipps Königswahl vollzogen.

Adolf von Köln und Berthold von Zähringen.

8. März 1198.

Berthold erkannte bald, daß er wenig Hoffnung habe, dem mächtigen Rivalen obzusiegen. Er hatte gleich anfangs die Abneigung ausgesprochen, „die Krone mit Geld zu erkaufen“; wenn er nun bedachte, zu welchen Opfern ihn die Habgier seiner Wähler zwingen würde, so schwand immer mehr die Lust in ihm, der Herrschsucht und dem Eigennutz anderer als Werkzeug zu dienen und als der letzte seines

Stammes die Herrschaften, für die er sein Leben lang gearbeitet, gegen eine zweifelhafte Königsstellung auf das Spiel zu setzen. Daher ging er auf den Vorschlag, den ihm der Hohenstaufe durch den Bischof von Konstanz und den Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen machte, ein und trat gegen Überlassung der Reichsvogtei über Schaffhausen und Verpfändung von Breisach von der Bewerbung zurück. Seine Neffen blieben als Geiseln zurück, bis sie sich selbst befreiten. Beide traten dann in den Cistercienserorden. Der eine von ihnen, Konrad von Urach, wurde mit der Zeit Kardinal, und nur seiner Verzichtleistung hatte Gregor IX. die eigene Erhebung auf den päpstlichen Stuhl zu danken. Bald nachher starb er (29. Sept. 1227).

Zwiefache Königskrönung. 1198. Adolf von Köln und seine Genossen gaben ihr Vorhaben dennoch nicht auf. Der Erzbischof lud den englischen König Richard Löwenherz, der seit der Belehnung mit den südburgundischen Landen als Reichsvasall galt, zu der beabsichtigten Königswahl nach Köln. Richard erschien nicht selbst, schickte aber eine glänzende Gesandtschaft und stellte reiche Belohnung in Aussicht, wenn einer der Söhne Heinrichs des Löwen gewählt würde. Da nun der Erstgeborne, Pfalzgraf Heinrich, noch nicht vom Kreuzzuge heimgekehrt war, bei der Lage der Dinge aber eine Verzögerung bedenklich schien, so kam man überein, die Wahl auf den jüngeren Bruder, Otto, den der königliche Ohm von jeher ganz besonders begünstigt hatte, zu wenden. Der schmähliche Handel gelang. Gewonnen
April 1198. durch Geschenke und Verheißungen rief die Kölner Fürstenversammlung den Neffen Richards zum König aus. So hatte Deutschland zwei Häupter, einen Hohenstaufen und einen Welfen, und der Kriegsbrand zwischen den rivalisierenden Häusern, der durch des Löwen Tod und durch des verstorbenen Kaisers
9. Juni. Kraft erloschen schien, loderte von neuem in hellen Flammen empor. Otto eilte nach Deutschland, als besten Bundesgenossen reiche Geldmittel mit sich führend, die er durch den eiligen Verkauf seiner Grafschaft Poitou gewonnen hatte; von seinen Anhängern empfangen und nach Köln geleitet, wurde er dort am 9. Juni feierlich gekrönt, wandte sich dann nach Aachen und zwang die von einer hohenstaufischen Besatzung und der Bürgerschaft verteidigte Stadt am 10. Juli zur
12. Juli. Übergabe und empfing am 12. Juli von Erzbischof Adolf die Königsweihe in der alten Domkirche. Aber feierlicher war das Krönungsfest, welches zwei Monate später zu Mainz stattfand, wo Philipp von den Erzbischöfen von Tarantaise (in Savoyen) und von Trier mit der echten Königskrone gekrönt ward.
8. Sept.

Bedeutung der Doppelwahl. Damit hub für Deutschland eine schwere Zeit an, eine tiefgehende Spaltung zerriß den Reichskörper und schied die Nation in zwei Heerlager. Der welfische König, der gleich dem Hohenstaufen das Jünglingsalter noch kaum überschritten hatte, fand Anerkennung im Norden, am Niederrhein und in Flandern und Brabant, und seine Hauptstütze war das reiche und mächtige Köln, das aus der Verbindung mit England sich große Vorteile für seinen Handel versprach; der Hohenstaufe zählte die meisten Bischöfe und Reichsfürsten von Süd- und Mitteldeutschland zu seinen Anhängern, unter ihnen den Herzog Przemysl Ottokar von Böhmen, der dafür bei dem Krönungsfest in Mainz die Königswürde und

fast vollständige Landeshoheit empfing, und Markgraf Dietrich von Meißen, dem Philipp das Erbe seines Bruders Albrecht zurückgab. Aber der Krieg, der jetzt zwischen Philipp und Otto entbrannte, trägt einen andern Charakter als die alte Familienfehde zwischen Friedrich und Heinrich, die Losung: „Hie Welf! Hie Waiblinger!“ hat einen andern Sinn gewonnen. Der ehemals entscheidende dynastische Standpunkt ist jetzt von untergeordneter, fast zufälliger Bedeutung. Es ist weniger ein Kampf der Welfen gegen die Hohenstaufen als ein Kampf der Fürsten gegen das deutsche Königtum, der Kirche gegen das deutsche Kaisertum, ein Kampf, „in dem Otto statt des Lenkers nur das Geschöpf und Werkzeug seiner Partei ist und dazu dienen muß, den inneren Gehalt seines Namens und Berufs selbst zu zerstören“; es ist eine Wiederholung des alten Bürgerkrieges zur Zeit Heinrichs IV. und Gregors VII., nur mit dem Unterschied, daß zum erstenmal fremde Mächte einen bestimmenden Einfluß auf die inneren deutschen Angelegenheiten ausübten. Denn wie Otto und seine Partei sich auf den Beistand des englischen Königs stützten, so suchte sich Philipp durch ein Bündnis mit dessen Hauptgegner, dem König von Frankreich, zu stärken.

Otto IV. und Philipp von Schwaben.

Wie verschieden waren die beiden Fürsten, die sich jetzt um die Herrschaft Deutschlands stritten! Otto, der dritte Sohn Heinrichs des Löwen, hatte seine Jugend in der Nähe seines Oheims in Frankreich und England verlebt, ihm war das Land seiner Väter fremd geworden. Die kurze Zeit, die er als Geisel in der Gewalt Heinrichs VI. verbrachte, war nicht geeignet, ihn wieder an vaterländische Erde und Sitte zu gewöhnen. Er kehrte zu seinem Oheim zurück, dessen Ebenbild er war an hoher Gestalt, an kühnem Mute, an Tapferkeit und Stärke des Arms, aber auch an leidenschaftlicher Heftigkeit, an rohem Wesen; an wilder Kriegs- und Fehdelust. Im Reiten und Fechten, im Turnier und Ritterspiel nahm er es mit jedem auf. An Richards Seite hatte er sich in den Kämpfen geübt, von denen die Ufer der Seine und Garonne erfüllt waren; dort lebte er sich in die fremde Sprache, in die leichtfertigen Sitten der normännisch-englischen Ritterschaft ein, nicht an dem deutschen Minnegesang erfreute sich sein Herz, sondern an den französischen Weisen der Troubadoure, an den feurigen Sirventen Bertrands de Born, „der jedem Frieden den Krieg erklärte“. Durch solche Eigenschaften hatte sich Otto die Gunst seines Oheims erworben, der ihn, selbst kinderlos, wie seinen Sohn liebte. Er hatte ihn zum Grafen von Poitou und zum Herzog von Aquitanien erhoben und sich bemüht, ihm durch eine Vermählung mit der schottischen Königstochter Margaretha den Weg zu dem Throne von Schottland zu bahnen; als der Plan an dem Widerwillen des Adels und an der Geburt eines Thronerben in Edinburg scheiterte, setzte Richard alle Mittel in Bewegung, um dem Liebling die deutsche Krone zu verschaffen. Aber Otto blieb stets ein Fremdling auf deutscher Erde. Er hat sich nie Liebe und Vertrauen zu erwerben gewußt. Die deutsche Art und Kunst blieben ihm unverständlich und gleichgültig. Sein Herz hing an jenen Gegenden, an die ihn die Erinnerungen der Kindheit, die Hoffnungen der Jugend knüpften, das gesangreiche Ritter- und Fehdeleben entsprach mehr seiner Natur als ernste Staatsgeschäfte. — Zu dem welfischen Rittersmann von trotzigem Sinn, ungeschmeidigem Wesen und durchfahrender, rücksichtsloser Eigenwilligkeit bildete der Hohenstaufe, ein leutseliger, freundlicher Herr von milder Gesinnung, feiner Sitte und frommer Demut einen merkwürdigen Gegensatz. In seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt,

hatte er eine gelehrte Erziehung erhalten; nach der Absicht des Vaters sollte er zu hohen Kirchenwürden emporsteigen, vielleicht einst den apostolischen Stuhl einnehmen; er war schon zum Bischof von Würzburg gewählt, als ihn der Wille des Bruders von der eingeschlagenen Laufbahn abrief. Doch bewahrte er stets Sinn für Wissenschaft und Bildung, und die Liebe zur heimischen Dichtkunst hat er selbst unter dem Getöse der Waffen, das seine Regierung erfüllte, nie verleugnet. Walter von der Vogelweide hielt sich wiederholt an seinem Hof auf, aber der König, der nach dem Zeugnis der Chronisten bis zur Verschwendung freigebig war, scheint seine Erwartungen nicht befriedigt zu haben. Wenigstens erinnert er ihn an Saladin, der gesagt habe: „durchlöchert müßten Königs Hände sein". „Wie Philipp in seiner äußeren Erscheinung, in Größe und Gestalt, dem schönen Antlitz und dem blonden Haar, dem Bruder nicht unähnlich war," heißt es bei Abel, „so erinnerte auch seine Leitung der Staatsgeschäfte in manchen Stücken an den verstorbenen Kaiser: nicht unkriegerisch suchte er doch mehr durch klug geführte Unterhandlungen als durch die Gewalt der Waffen zum Ziele zu kommen. Aber seine natürliche Gemütsart sowohl als die durchaus veränderte Lage der Dinge machten ihm oft Schonung und Nachgiebigkeit zur Pflicht, wo Heinrich mit strengem Herrscherwort durchgefahren wäre." Philipp, ein jugendlich schöner Mann, und seine anmutige, reizende Gemahlin Maria (Irene) waren ein Bild zarter Sitte und häuslichen Glücks auf dem Königsthron. Und wenn er schon wegen des Besitzes der Mathildischen Güter von dem Papste mit dem Banne belegt oder bedroht worden war, so bewies er doch stets eine aufrichtige Frömmigkeit und einen gottesfürchtigen, kirchlichen Sinn.

Die Parteistellung. Während dieser Vorgänge weilten mehrere der ersten geistlichen und weltlichen Fürsten im Heiligen Lande, wo sie im Bunde mit Amalrich, dem Bruder des auf Cypern gestorbenen ehemaligen Königs Guido, dem Nachfolger des im Jahre 1197 gestorbenen Heinrich von Champagne in dem Königstitel von Jerusalem, den Bestand des christlichen Reichs gegen die Söhne und Verwandten Saladins zu schirmen suchten. Vor Berytus empfingen sie die Kunde vom Hingange des Kaisers; sie schwuren aufs neue dem jungen Sohne desselben Treue, trafen dann aber bald Anstalten zur Rückkehr, um daheim nichts zu versäumen. Als sie auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten im Vaterlande anlangten, war die Königswahl schon vollzogen, von Friedrich war keine Rede mehr, und die Heimkehrenden mußten sich auf die eine oder die andere Seite schlagen. Sie ließen sich dabei von persönlichen Motiven leiten, und nicht selten gaben die Spenden an Gold, Gütern und Ehren, welche sowohl Otto als Philipp mit freigebiger Hand ausstreuten, oder andere Vorteile den Ausschlag. Herzog Heinrich von Brabant und Pfalzgraf Heinrich traten auf die welfische Seite, jener, weil seine Gemahlin während seiner Abwesenheit ihre junge Tochter mit Otto verlobt hatte und er von jeher mit England in nahen Beziehungen gestanden, dieser aus Familieninteresse, da das Welfenblut in seinen Adern mehr Macht übte, als die hohenstaufische Verwandtschaft, zu der ihn seine Ehe mit der rheinischen Pfalzgrafentochter geführt. Ebenso entschied sich Graf Hermann von Thüringen, Bruder und Nachfolger des auf der Rückkehr vom Kreuzzug 1190 gestorbenen Ludwig V., ein von den Minnesängern viel-

gefeierter Herr, dessen Mutter eine Halbschwester Friedrichs I. gewesen war, nach einigem Zuwarten für die welfische Partei, als ihm Otto eine hohe Geldsumme und die dem Reiche gehörigen Städte Nordhausen und Saalfeld anbot. Weit größer war jedoch die Zahl derer, die sich an den Hohenstaufen anschlossen. So Herzog Leopold VII., Bruder und Nachfolger des im 24. Lebensjahre im Morgenlande verschiedenen Friedrich von Österreich; so die Herzöge von Kärnten und Meran; so der Markgraf von der Lausitz; so die Fürsten aus dem anhaltischen Geschlechte in Sachsen und Brandenburg; so im Norden der Graf Adolf von Holstein, der alte Gegner der Welfen; so die meisten geistlichen Fürsten. Von besonderem Wert aber war es für Philipp, daß der tapfere, kriegserfahrene Heinrich von Kalandin, der sich zum zweitenmal nach dem Morgenlande begeben, nach seiner Rückkehr dem hohenstaufischen Hause die alte Treue bewahrte und für Philipp dieselbe Dienstbeflissenheit, Umsicht und Thätigkeit an den Tag legte, die er einst als Waffengefährte des Vaters und als Feldherr des Bruders im Kriege wie in den Staatsgeschäften bewährt hatte. Einem schwäbischen Dienstmannengeschlecht entstammt, das bei der Rotenburgischen Linie der Hohenstaufen das Amt eines Marschalls bekleidete, war er seinem Vater Heinrich von Pappenheim in dieser Würde bei Friedrich dem Rotbart gefolgt. Seinen Namen führte er von der Stammburg Kalden bei Augsburg, während sein jüngerer Bruder sich nach dem Schlosse Pappenheim nannte. So hielten die meisten Großen und der Kern des Reiches zu dem „jungen süßen Manne", auf dessen Haupt die echte deutsche Krone saß mit dem kostbaren Edelstein, „der Weise" genannt, die, wie Walter von der Vogelweide sang, „allen Fürsten ein Leitstern sein mag". Auf Ottos Seite stand fast nur das nordwestliche Deutschland, und selbst da folgten noch die Bischöfe von Verden, Osnabrück, Münster und Hildesheim und der junge Herzog Walram von Limburg der anderen Fahne. Aber für den größeren Anhang und die ausgedehnteren Besitzungen Philipps fand der Welfe einen Ersatz in der blühenden und volkreichen Handelsstadt Köln und in den Beziehungen zu England und zu Italien.

2. Papst Innocenz III. und die Vorgänge in Italien.

Drei Monate nach Heinrich VI. ging auch der neunzigjährige Papst Cö- Innocenz III.
lestin III. zu Grabe; und noch an dem Tage seiner Beerdigung wurde der zum Papst gewählt.
Kardinaldiakon Lothar, Sohn des Grafen Trasmund, aus dem alten in Segni 8. Jan. 1198.
und Anagni begüterten Hause der Conti, einstimmig zum Papst gewählt und als **Innocenz** III. ausgerufen. Lothar hatte seine theologischen, kanonischen und philosophischen Studien auf den Schulen zu Rom, Paris und Bologna gemacht und sich früh durch schriftstellerische Leistungen ausgezeichnet. Erst neunundzwanzig Jahre alt, war er von Clemens III. in das Kardinalkollegium aufgenommen worden. Unter Cölestin III. zurückgesetzt und von Staatsgeschäften

ferngehalten, weil er durch seine Mutter dem den Orsinis verfeindeten Hause Scotta angehörte, hatte er mehrere Jahre in mönchischer Abgeschlossenheit verbracht und in einer Schrift „von der Verachtung der Welt" seine trübe, morose Lebensanschauung niedergelegt, das „Elend des menschlichen Geschlechtes" in dunkeln Farben geschildert. Wenn ihn die Verachtung der Welt und ihrer Eitelkeiten und Genüsse zur Entsagung, zur rauhen Tugend und Selbstbeherrschung führte und sein ganzes Leben hindurch von dem Becher der Freude fern hielt, so schärfte die Beschäftigung mit den Wissenschaften seinen Geist und förderte die Ausbildung des hellen praktischen Verstandes, der ihn stets das Richtige ergreifen ließ, der ihm die Ziele des Handelns zeigte, denen er mit klarem, sicherem Bewußtsein und mit ruhiger Besonnenheit zustrebte. „Mehr scharfsinnig und klug als schöpferisch thätigen Geistes bewies er seine Meisterschaft weniger in der Bestimmung als in der Benutzung der Verhältnisse." Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, rein in seinen Sitten, einfach und mäßig in seiner Lebensweise, stark im Glauben, ein tiefernster Prediger in alttestamentlich-bilderreicher Sprache, ein Rechtsgelehrter, dessen Aussprüche lange als Muster rechtskundiger Entscheidungen galten, ein Herrscher und Staatsmann von altrömischer Kraft und Besonnenheit, bestieg Innocenz III. in einem Alter von siebenunddreißig Jahren den apostolischen Stuhl zu einer Zeit, da die Welt in Verwirrung lag, zwei Oberhäupter sich um die höchste Gewalt stritten und Eigennutz und Selbstsucht alle edleren Regungen niederhielten.

Reformen und Ziele.

Die Zeitlage war günstig und Innocenz besaß die nötige Einsicht und Entschlossenheit, sie richtig zu benutzen. Er war vom Glück begünstigt, aber er wußte es auch durch besonnenes Handeln an sich zu fesseln. Mit Reformen im eigenen Hause und mit Beseitigung verjährter Mißbräuche beginnend, dehnte er die Kreise seiner Thätigkeit immer weiter aus: die Stadt von der kaiserlichen Oberherrlichkeit zu befreien, Italien den fremden Feudalherren zu entreißen und dem Papsttum in der Begründung eines unabhängigen Kirchenstaates eine solide weltliche Unterlage zu schaffen, waren die nächsten Ziele; weiterhin dachte er dann die christliche Welt in einem großen Staatenbund unter dem geistlichen Oberhaupte zu vereinen und die Satzungen Roms zum allgemeinen Gesetz des Glaubens und religiösen Lebens zu erheben. Das Papsttum zur nationalen Macht in Italien und zur Weltherrschaft im Geiste Gregors zu führen, war der hohe Gedanke des reichbegabten Priesterfürsten.

„Zu diesem Zweck beabsichtigte er," sagt Winkelmann, „nichts weniger, als eine vollständige Änderung der bisherigen Verhältnisse von Kirche und Staat. Auf eine Nebenordnung derselben wollte er sich nicht einlassen und auch das genügte ihm noch nicht, daß nach der nun schon ziemlich allgemeinen Ansicht die weltliche Gewalt an Rang der geistlichen untergeordnet sei; sondern er glaubte erst dann die Freiheit derselben sichergestellt, wenn sie sich zugleich auch im Besitz der vollen weltlichen Macht befände. Zur schärferen Ausprägung dieses Gedankens, der in seinen Konsequenzen zur schließlichen Vereinigung der kaiserlichen und der päpstlichen Krone auf einem Haupte führen mußte, hat gewiß nichts so sehr beigetragen als der rein

zufällige Umstand, daß die Welt zur Zeit seiner Erwählung ohne Kaiser war und voraussichtlich noch lange bleiben mußte. In dieser Zeit hat Innocenz in der That das Kaisertum in sich repräsentiert, indem er einerseits innerhalb des Reichs vielfach die Rechte des Kaisers auf sich übertrug, anderseits den Nationalkönigen gegenüber jene oberlehnsherrliche Stellung in Anspruch nahm, auf welche noch kurz zuvor Heinrich VI. sich so nachdrücklich berufen hatte. Das Streben nach einem weltlichen Supremat ohnegleichen, dann die Sorge um weltlichen Besitz als eine unerläßliche Grundlage jenes Supremats, die selbstverständlich vorausgesetzte Unfehlbarkeit auch in politischen Fragen und die unterschiedslose Anwendung kirchlicher und weltlicher Zwangsmittel gegen die Widerstrebenden, das sind die eigentümlichen Merkmale, durch welche Innocenz III. sein Pontifikat ausgezeichnet und zu einer Epoche in der Geschichte des Papsttums überhaupt gestempelt hat." In diesem Sinne verschob Innocenz seine Weihe bis zum 22. Februar, der Stuhlfeier Petri: er wollte andeuten, daß er sich in einem ganz besonderen Sinne als der Nachfolger des Apostels fühle, wenn nicht etwa als noch mehr. Denn in einer von ihm für das Krönungsfest niedergeschriebenen Ansprache fordert er für den Papst die Stellung „in der Mitte zwischen Gott und den Menschen: zwar unter Gott, aber über den Menschen; weniger als Gott, doch mehr als ein Mensch".

Am 22. Februar hielt Innocenz, nachdem er in St. Peter mit der dreifachen Tiara geschmückt worden, seinen glänzenden Festzug durch die reichgeschmückte Stadt nach dem Lateran. Dem Volke reichte er jetzt freigebig die anfangs verweigerten Huldigungsgeschenke, doch mußte sich jeder einzelne zum Empfange melden und vorher den Treueid leisten. Am folgenden Tag nahm er dem Präfekten der Stadt, der bisher als kaiserlicher Vasall gegolten, den Huldigungseid ab und hing ihm zum Zeichen der päpstlichen Bestallung den Purpurmantel um. Dann befreite er den apostolischen Stuhl von der republikanischen Mitherrschaft des Gemeinderats auf dem Kapitol, indem er die Senatorenwahl dem Volke entriß und in die eigene Hand nahm und alle Beamten den Eid der Treue schwören ließ, zwang die Feudalherren der benachbarten Landschaften Maritima und Sabina, die Oberhoheit des Papstes anzuerkennen und gewöhnte Adel und Volk zum Gehorsam. In kurzem war der Nachfolger des heil. Petrus auch der alleinige Landesherr in dessen Erbe. Innocenz gewinnt die Herrschaft in Rom.

Zwar gelang es der republikanischen Partei mit Hilfe der Orsini, der Verwandten (Nepoten) Cölestins III., noch einmal auf kurze Zeit dem Senate die Herrschaft auf dem Kapitol zuzuwenden und den Papst durch Aufruhr in die Campagna zu verjagen, aber unter dem wüsten Treiben der neuen Adelsfamilien, welche mehrere Päpste durch Begünstigung ihrer „Nepoten" zu Macht und Ansehen erhoben, erlahmte die Kraft der Volksgemeinde und im Jahre 1205 willigte sie in einen Vertrag, wonach das städtische Regiment in die Hand eines einzigen vom Papst ernannten Senators oder Podesta gelegt ward.

Bald ging Innocenz weiter. Auch die Mathildische Erbschaft, die Mark Ankona, die Romagna und das Herzogtum Ravenna, kurz alle jene Landschaften, welche die Päpste seit den Zeiten der Karolinger in Anspruch genommen, die aber von den Kaisern stets für Reichsgut erklärt und an kaiserliche Lehnsträger ausgethan worden waren, sollten den Papst als Oberherrn ehren. Was dem dritten Alexander nicht gelungen war, was dessen Nachfolger kaum zu fordern Päpstliche Hegemonie in Mittelitalien.

gewagt hatten, führte Innocenz, begünstigt durch die Verwirrung des Reichs und den Haß des italienischen Volkes gegen die deutsche Zwingherrschaft, rasch und siegreich hinaus. Er pflanzte das Panier der nationalen Unabhängigkeit auf, indem er erklärte, daß Italien, der Sitz beider Gewalten, durch göttliche Veranstaltung zum Haupt der Erde bestimmt sei. Ganz Mittelitalien „von Meer zu Meer und von Radicofano bis Ceperano" sollte von der Fremdherrschaft erlöst unter des Papstes unmittelbarer Leitung als Kirchenstaat vereinigt werden.

Die deutschen Feudalherren verdrängt. 1198. 1199.

Der Freiheitsruf des Papstes fand willige Herzen und kräftige Unterstützung. Konrad von Urslingen wurde aufgefordert, das Herzogtum Spoleto und die Grafschaft Assisi herauszugeben; als er sich weigerte, traf ihn der Bannstrahl; verlassen und von deutscher Hilfe abgeschnitten, vermochte er nicht sich zu behaupten; vergebens suchte er den Papst durch vorteilhafte Anerbietungen zu gewinnen; die aufgeregte Bevölkerung ließ keine Vermittelung zu. Schon im März sah er sich genötigt Land und Burgen abzugeben. Er entband seine Vasallen ihres Eides und kehrte nach Deutschland zurück. Größeren Widerstand fand Innocenz bei dem eben so tapfern und kriegskundigen, als klugen und gewandten Reichsseneschall Markward von Annweiler. Wir haben gesehen, wie königlich Heinrich VI. die Dienste des Kriegsmannes belohnt hatte, der einst seinen Vater auf dem Kreuzzug begleitet und dann bei der Eroberung des Normannenreichs so thätig mitgewirkt. Der ehemalige Dienstmann war in den Stand eines freigebornen Ritters und zum Reichsseneschall erhoben, zum Statthalter der Marken eingesetzt und nach dem Tode Konrads von Lützelhard mit der Grafschaft Molise im sizilianischen Königreich belehnt worden. Der schlaue Mann versuchte zuerst, den Papst zu einem gütlichen Übereinkommen zu bewegen; er erbot sich zur Huldigung und zu einem jährlichen Lehnszins. Als sein Antrag zurückgewiesen wurde, griff er zu den Waffen. Er hinderte mit seinen Söldnerscharen die Besitznahme des Landes durch die Legaten, unbekümmert um den Bannfluch, der die Bewohner der Romagna und der Marken von dem Eide der Treue entband. Unterstützt von mehreren Städten in der Mark und der Romagna, wie Osimo, Ascoli, Camerino, Cesena, Forli, welche zu der geistlichen Herrschaft keinen Zug hatten und trotz Bann und Interdikt zu dem kaiserlichen Statthalter hielten, widerstand Markward ein ganzes Jahr der Macht des Papstes. Erst als ihn die Vorgänge im sizilianischen Reiche nach dem Süden riefen, wurde allmählich das ganze Land zur Unterwerfung gebracht. Doch vermochte Innocenz nicht das Exarchat von Ravenna gegen die Ansprüche des Erzbischofs zu behaupten. Er mußte sich auf Verwahrung der kirchlichen Rechte beschränken. Auch in den Mathildischen Landen verschob er die volle Geltendmachung der päpstlichen Autorität gegen einige Städte auf günstigere Zeit, um nicht einen vereinten Widerstand hervorzurufen. Denn so bereitwillig alle waren, die Herrschaft der Fremden abzuwerfen, so wollten sie darum doch nicht das geistliche Regiment anerkennen. — Allenthalben verfuhr Innocenz mit kluger Vorsicht. Wo er nicht gleich alles erreichen konnte, begnügte er sich mit einem Teil. Als er die Städte in Toscana, welche nach dem Vorbilde des Lombardischen Städtebundes eine tuscische Eidgenossenschaft geschlossen hatten, nicht zur Abänderung ihres Bundesvertrags bewegen konnte, war er zufrieden, daß ihm die Rektoren der Städte eidlich gelobten, die Rechte und Besitzungen der römischen Kirche zu schützen und niemand als König oder Kaiser anzuerkennen, der nicht die päpstliche Bestätigung erhalten habe. Noch vor Ende des Jahrhunderts war in ganz Mittelitalien, mit Ausnahme Pisas, das Innocenz nicht

Der Papst das Haupt der italien. Konföderation.

von dem hohenstaufischen Hause abzubringen vermochte, die kaiserliche Hoheit durch die päpstliche verdrängt. In Perugia, Spoleto, Assisi, Foligno u. a. O. empfing Innocenz die Huldigung, die übrigen Städte gewährten ihm einen Ehrenrang und übernahmen gewisse Verpflichtungen; mehr als je war damals die guelfische Idee einer Konföderation Italiens unter der Oberleitung des Papstes ihrer Verwirklichung nahegekommen. Denn auch der Lombardische Städteverein stellte sich unter seinen Schutz, und in Sizilien und Unteritalien, wo schon lange von der Lehnsherrlichkeit Roms keine Rede mehr war, traten Ereignisse ein, welche dem Pontifikate alles Verlorne zurückbrachten.

Im Mai 1198 hatte Konstantia ihren viertehalbjährigen Sohn Friedrich Das Königreich Sizilien.
aus seinem bisherigen Aufenthalt zu Foligno nach Palermo kommen und zum König von Sizilien salben und krönen lassen. Bald bedrängt durch die deut- 17. Mai.
schen Ritter und Lehnsgrafen, die ihr Gatte in das Land gerufen, und die normännischen Großen, welche nach des Kaisers Tod die verlorne Macht wieder zu erlangen trachteten, entschloß sich Konstantia, so sehr sie sonst an den stolzen Traditionen ihrer Vorfahren auch in bezug auf die Selbständigkeit der Kirche gegenüber festhielt, sich eng an das mächtige Papsttum anzulehnen. Auf ihre Bitte belehnte Innocenz III. ihren Sohn mit dem Königreich Sizilien und Unteritalien, aber erst nachdem sie auf die wichtigen kirchlichen Freiheiten, welche den Normannenkönigen von früheren Päpsten verliehen worden, verzichtet und sich zu einem jährlichen Lehnszins von tausend Goldstücken verpflichtet hatte. Aber als der päpstliche Gesandte in Sizilien ankam, um sich den Lehnseid schwören zu lassen, war Konstantia eine Leiche. Sie war am 27. Nov. 1198 gestorben, nachdem sie in ihrem letzten Willen den Papst als Oberlehnsherrn zum Vormund und den Erzbischof von Palermo und den ehrsüchtigen Bischof und Reichskanzler Walter von Troja zu persönlichen Beratern des Königskindes bestellt. Nun schien für Markward die Zeit gekommen, im Süden wieder zu gewinnen, was er in den Marken eingebüßt. Er berief sich auf das Testament Heinrichs VI., worin ihm die Vormundschaft über den König und die Verwaltung der Insel übertragen worden, und brach mit geworbenem Kriegsvolk auf, um von seinen Rechten Besitz zu nehmen. In Verbindung mit dem Markgrafen Diepold von Vohburg, den der verstorbene Kaiser zum Grafen von Acerra erhoben und, wie er behauptete, zum Statthalter von Apulien eingesetzt, und mit dessen Brüdern und andern deutschen Lehnsrittern, wie Konrad von Marlei und Otto von Laviano, bekriegte er die normännischen Edlen und Bischöfe, welche seine Ansprüche nicht anerkennen wollten.

Roffrid von Monte Cassino, einst ein Anhänger Heinrichs VI., der aber jetzt zu Das Kampf um die Reichsverwesung.
Innocenz hielt, mußte zusehen, wie Markwards wilde Kriegsscharen die Besitzungen 1198. 1199.
der Abtei verwüsteten, die Stadt St. Germano erstürmten und plünderten und das feste Bergkloster selbst mit einer Belagerung bedrohten. Umsonst sprach der Papst über den Feldherrn und alle seine Anhänger den großen Kirchenbann aus und erteilte jedem, der gegen ihn kämpfen würde, denselben Sündenerlaß wie den Streitern Gottes gegen die Ungläubigen; Markward stand von seinem Beginnen nicht ab. Um diese Zeit kehrte der Erzbischof von Mainz, jener Konrad von Wittelsbach, der in der Schlacht

wie in der Politik sich so rühmlich hervorgethan, aus dem Morgenlande über Apulien zurück, gerade als Diepold von Vohburg in die Gefangenschaft des Grafen von Caserta geraten war. Durch ihn, den alten Waffengefährten, knüpfte Markward Unterhandlungen mit Innocenz an. Er erbot sich, dem Papst zu huldigen, den Lehnszins zu verdoppeln und sogleich eine hohe Geldsumme zu entrichten, wenn er ihn als Reichsverweser anerkenne und vom Banne losspreche. Innocenz verwarf die Anträge. Selbst ein Schreiben der staufisch gesinnten Fürsten Deutschlands vom Mai 1199, worin sie den Oberhirten ersuchten, „ihrem lieben Freunde und Getreuen des Königs, dem Markgrafen von Ankona, Herzog von Ravenna und Verweser des sizilianischen Reiches, die apostolische Gunst zu schenken", änderte seinen Sinn nicht. Markward landete darauf im Herbst mit seinen Kriegsleuten auf Sizilien, bemächtigte sich mit Hilfe des Großkanzlers Walter, seines geheimen Verbündeten, Palermos und der Person des Königskindes und beherrschte, unterstützt von deutschem, sarazenischem und pisanischem Kriegsvolk, als hohenstaufischer Vizekönig das Inselreich, seine Freunde mit Rittergütern und Grafschaften belehnend. Zu gleicher Zeit gelangte die deutsche Partei auch in Apulien zu neuer Macht, als Diepold nach dem Tode des Grafen von Caserta von dessen Sohne in Freiheit gesetzt wurde und in demselben einen Eidam und Bundesgenossen erhielt. Diepolds Bruder Siegfried hatte sich mit der Tochter des mächtigen Grafen Richard von Fondi vermählt, und die zahlreichen Burgen in den verschiedenen Gegenden Apuliens boten sichere Zufluchtsorte für kühne Unternehmungen.

Anarchie und Bürgerkrieg in Apulien u. Sizilien. 1200—1205. Innocenz war jedoch entschlossen, die Herrschaft der Deutschen in dem Normannenreiche zu brechen, seinem Mündel die Krone und dem apostolischen Stuhle die Lehnsherrlichkeit zu erhalten. Zu dem Zweck reizte er nicht bloß durch Briefe und Bullen das Nationalgefühl und den Glaubenseifer gegen „den neuen Saladin", der mit Hilfe der Sarazenen nach dem Erbe Friedrichs trachte, gegen „den Feind der Christenheit", der mit dem Fluche der Kirche beladen den Stellvertreter des Papstes in der vormundschaftlichen Regierung zu Palermo bekämpfe; er schickte auch ein päpstliches Heer unter seinem Vetter, dem Marschall Jakob, nach der Insel und erkannte die Ansprüche des Grafen Walter von Brienne, des Gemahls der ältesten Tochter Tankreds, auf das Fürstentum Tarent und die Grafschaft Lecce an. Als der französische Edelmann mit einem zahlreichen Gefolge und seiner Gemahlin Albina und deren Mutter, der ehemaligen Königin Sibylla, in Unteritalien erschien, belehnte ihn Innocenz mit den Besitzungen, welche einst Heinrich VI. dem unglücklichen Königssohne Wilhelm als Erbe bestimmt, verpflichtete ihn aber zugleich eidlich, Friedrichs Königtum nicht anzufechten. Nun entbrannte auf dem Festlande wie auf der Insel ein leidenschaftlicher Parteikrieg. Die Zeiten Robert Guiscards kehrten wieder; irrende Ritter aus Deutschland und Frankreich traten in die Fußstapfen der normännischen Abenteurer von ehedem, denn die Welt schwärmte von fahrenden Kriegsleuten. Der einheimische Adel war geteilt; die großen Barone wollten selbst das Regiment führen und betrachteten jeden, der sie beschränken konnte, als ihren Feind. Vielen schien daher die Reichsverwaltung Markwards und Diepolds weniger bedenklich als die Oberherrschaft des Papstes. Zu den heftigsten und mächtigsten Gegnern der römischen Ansprüche gehörte der Kanzler

Walter mit seinen Brüdern und Verwandten. Es änderte wenig, daß der päpstliche Marschall Jakob in einem heißen Treffen zwischen Palermo und Monreale, nachdem er von Markward zweimal zurückgedrängt worden, schließlich 21. Juli 1200.
den kaiserlichen Feldhauptmann in die Flucht schlug; daß im nächsten Jahr der französische Graf mit seinen italienischen Bundesgenossen bei Capua und Barletta über Diepold und seine Anhänger zwei Siege davontrug und von Melfi bis 1201.
Brindisi und Otranto seine Fahnen flattern ließ; wie bei der Schlange der Fabel wuchsen immer neue Häupter empor. Auch daß Markward und der Kanzler, die sich eine Zeitlang in die Herrschaft über das Reich geteilt hatten, um dem päpstlichen Schützling Walter mit vereinten Kräften entgegenzutreten, deren herrschsüchtige und ehrgeizige Bestrebungen aber bald hart aneinander stießen, sich wieder in Feindschaft trennten, mehrte nur die Verwirrung und den Parteihader, ohne den Kämpfen Einhalt zu thun. Gesetzlosigkeit, Willkür und Anarchie herrschten auf beiden Seiten des Faro, und der Kirchenfluch lastete auf vielen Häuptern und Orten, als Markward unter der Hand des Arztes, der ihn von den heftigen Steinschmerzen heilen wollte, sein Abenteurerleben beschloß. Im Sept. 1202.
fernen Sizilien erlosch der Stern des merkwürdigen Mannes aus dem lieblich gelegenen Annweiler am Fuße des Trifels, welcher durch Kühnheit, Kraft und Gewandtheit sich vom geringen Reiter zu einer Stelle emporgeschwungen hatte, welcher zu einem Königtum nichts als der Name fehlte. Als er starb, gehorchte außer Messina fast ganz Sizilien seinen Befehlen; aber sein Erscheinen und Verschwinden glich dem „unheimlichen Glanze eines Meteors“. Markwards Tod brachte dem Reiche nicht die Ruhe, deren es so sehr bedurfte. Ein anderer Kriegsoberster der deutschen Partei, Wilhelm Capparone, trat an seine Stelle. Er bemächtigte sich des Schlosses und des königlichen Siegels und nannte sich „Vormund des Königs und Hauptmann von Sizilien“. Der Versuch des Papstes, durch eine frühzeitige Verlobung seines Mündels Friedrich mit einer aragoni- 1202.
schen Königstochter seiner Partei einen neuen Aufschwung zu geben, hatte nicht die erwartete Wirkung. Die Ankunft der aragonischen Ritter mit der Mutter der Braut verzögerte sich. Noch jahrelang dauerte der Parteikampf in Apulien und Sizilien fort. Der Papst, dessen Machtgebote im Auslande Gehorsam fanden und jenseits der Alpen Könige und Heere unter die Waffen riefen, vermochte in Rom und Italien kaum einige tausend Bewaffnete unter seiner Fahne zu sammeln. Gelang es doch seinen Gegnern sogar, ihn auf einige Zeit aus seiner Hauptstadt zu treiben; und als er darauf in Anagni so schwer erkrankte, daß man von seinem Tode sprach, gewann die deutsche Partei wieder die Oberhand. Diepold schaltete in Salerno als gebietender Herr, in Palermo trotzte Capparone dem Bannfluch wie den feindlichen Heerhaufen; der Großkanzler Walter, nur auf Befriedigung seiner Herrschsucht und auf den eigenen Vorteil bedacht, diente bald der einen, bald der andern Partei; der Graf von Brienne, Sieger über Diepold auf dem alten Felde von Cannä, wurde bald nachher bei Schloß Sarno,

unweit Herculanum aufs Haupt geschlagen und starb im Burgverlies seines Geg-
11. Juni 1205. ners an den empfangenen Wunden. Das päpstlich-französische Heer war aufgelöst, und Innocenz eilte, um größeren Schaden abzuwenden, mit Diepold und
1206. seinen Genossen Frieden zu schließen und sie wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufzunehmen. Aber der Friede war ohne Dauer. Als Diepold mit Einwilligung des Papstes nach Palermo ging, um die Burg und die Person des Königs unter seine Aufsicht zu nehmen, geriet er mit Capparone und Walter in neue Fehde. In seiner Abwesenheit wurde die alte Stadt Cumä von den Neapolitanern, welche der verhaßten Nebenbuhlerin den Untergang geschworen, einge-
25. Febr. 1207. nommen und „durch die Gnade Gottes von Grund aus zerstört“. Dafür fügte ihnen der zurückgekehrte Diepold eine schwere Niederlage bei. So war das ganze Reich in Faktionen zerrissen, Gesetz und Obrigkeit waren ohnmächtig, nur die bewaffnete Selbsthilfe fand Geltung. Deutsche und Italiener, Genuesen und Pisaner erfüllten das Erbe des jungen Hohenstaufen mit Waffengetöse und Kriegslärm. Städte, Burgen und Landschaften wechselten ihre Besitzer mit dem Waffenglück. Erst als der verwegene Konrad von Marlei, den Kaiser Heinrich mit der Grafschaft Sora belehnt hatte und der das Gebiet von Monte Cassino und den nahen Kirchenstaat fortwährend beunruhigte, durch die feindliche Übermacht gezwungen wurde, Sora an den Bruder des Papstes, Graf Richard, ab-
1208. zutreten, wurde Apulien von der Herrschaft der Deutschen befreit. Doch blieb Diepold im Besitze seiner Grafschaft. Unter solchen Zuständen wilder Anarchie verbrachte Friedrich seine Jugendjahre, „ein Lamm unter Wölfen“ reifte er durch die eiserne Zucht des Lebens zum Mann heran.

3. Einmischung des Papstes in den deutschen Thronstreit.

Die Verdienste des Papstes um Friedrich.

Die Verdienste des Papstes Innocenz um den jungen Hohenstaufen sollen nicht unterschätzt werden. Konnte er auch keine geordneten Zustände in dem sizilianischen Reiche begründen und die einheimischen und fremden Parteiführer nicht zu dauerndem Gehorsam zwingen, so hat er es doch bewirkt, daß sich noch ein Schatten königlicher Macht erhielt, daß das monarchische Regiment gewahrt blieb, daß nicht eine völlige Auflösung aller Herrschaft, nicht ein Auseinanderfallen in zahlreiche kleine Territorien, nicht ein Verschwinden aller dynastischen Rechte eintrat. Vor allem aber muß es rühmlich anerkannt werden, daß durch seine Fürsorge Friedrich eine sorgfältige freisinnige Erziehung, eine glänzende Geistesbildung empfing. Von der Natur herrlich begabt, mit nützlichen Kenntnissen ausgerüstet und in der Schule eines ereignisvollen Lebens erwachsen, erstarkte der Königssohn, auf den der Geist des Großvaters übergegangen war, rasch zu früher Reife.

Haltung des Papstes im deutschen Thronstreit.

Diese Verdienste des Papstes wurden indessen verdunkelt durch seine treulose Politik gegen die hohenstaufische Partei in Deutschland. Beide Könige und

ihre Anhänger bemühten sich, das Oberhaupt der Kirche für sich zu gewinnen. Innocenz hielt jedoch absichtlich mit seiner Entscheidung zurück, um aus der Verwirrung und Schwächung des Reichs für Italien und das Papsttum möglichst große Vorteile zu ziehen. Entschlossen, das sizilianische Königreich von Deutschland zu trennen und die Erblichkeit der Kaiserwürde zu verhindern, neigte er sich der englisch-welfischen Partei zu, von der er am wenigsten Widerstand zu besorgen hatte, hütete sich aber mit seinen Ansichten und Neigungen sogleich offen hervorzutreten. Seine Pflichten als Vormund Friedrichs wiesen ihm seinen Platz bei der hohenstaufischen Partei an, durch welche er allein hoffen konnte, die Rechte seines Mündels zu wahren. Aber die Aufgabe des italienischen Fürsten und des römischen Kirchenhauptes kam ihm deutlicher zum Bewußtsein als die eines obersten Seelenhirten, eines Schirmherrn der Gerechtigkeit. Zu seinem Glück wurde er durch die Eile der deutschen Fürsten, Philipp als König aufzustellen und ihren dem Kaisersohn Friedrich geleisteten Treueid zu brechen, von dem Schein einer Verletzung seiner vormundschaftlichen Pflicht befreit. Wenn die Freunde und Anhänger des hohenstaufischen Hauses das Beispiel des Abfalls von dem rechtmäßig gewählten Thronfolger gaben und die Krone Karls des Großen „zu groß und zu schwer für eines Kindes Haupt hielten“, wie konnten sie von ihm verlangen, daß er für den Verstoßenen einstehe?

Wie vorsichtig indessen auch Innocenz mit seiner Entscheidung zurückhielt, so konnte doch Philipp bald erkennen, daß man in Rom keine freundliche Gesinnung gegen ihn hege. Kaum hatte der Kardinal Lothar die päpstlichen Weihen empfangen, so richtete er durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Bischof von Sutri stand, die gebieterische Forderung an den Hohenstaufen, die sizilianischen Gefangenen, die Heinrich nach Deutschland in Gewahrsam gebracht, insbesondere den Erzbischof von Salerno und die Familie Tankreds, sogleich in Freiheit zu setzen und sich von dem Banne, den Cölestin über ihn ausgesprochen, durch Kirchenbuße zu befreien. Es war dem Papste wohl kaum ganz recht, daß der milde, friedliebende Fürst sich so nachgiebig und versöhnlich zeigte. Zwar behauptete Philipp, daß ihm von einer Exkommunikation gar nichts bekannt sei, unterzog sich aber dennoch der Zeremonie der Lossprechung unter der von dem Legaten zugestandenen Bedingung, daß sie nicht öffentlich, sondern im geheimen vollzogen werde. Auch setzte er sofort die sizilianischen Geiseln in Freiheit. Wie wenig aber der Papst dadurch in seiner Gesinnung geändert wurde, trat bald zu Tage. Der willfährige Legat wurde seiner Stelle entsetzt und auf eine abgelegene Insel verwiesen, wo er bald in Kummer starb; und als die normännischen Gefangenen, von denen mehrere durch Heinrichs Blutgerichte geblendet worden, nach Italien kamen, stellte sie Innocenz auf dem Markte dem Volke zur Schau, um den Haß gegen den König und die Deutschen zu steigern. Desto mehr war er beflissen, dem englischen König Richard Löwenherz Zeichen von Gunst zu geben und allen seinen Wünschen zu entsprechen. Es konnte ihm zwar nicht ent-

gehen, daß der Kern der deutschen Nation, die mächtigsten und würdigsten Fürsten geistlichen und weltlichen Standes auf seiten Philipps standen, aber Otto und seine Anhänger legten in Briefen und Gesandtschaften eine solche Hingebung für den apostolischen Stuhl an den Tag, gaben ihr Schicksal und die Zukunft des Reichs so ganz in seine Hand, daß er wohl die stolze Hoffnung hegen konnte, unter einem der Kirche so ergebenen Fürsten den Lateran zum Sitz der Weltherrschaft werden zu sehen. Um so empfindlicher berührte ihn jenes Schreiben der hohenstaufischen Fürsten, worin sie ihn ermahnten, seine Hand nicht gegen die Gerechtsame des Reichs auszustrecken, sich für Markward und Diepold verwandten und die Ankunft Philipps zur Kaiserkrönung in Rom in Aussicht stellten.

Bürgerkrieg in Deutschland. 1198. 1199. Mittlerweile hatte bereits der Bürgerkrieg an der Mosel, am Ober- und Niederrhein, in Thüringen und Sachsen sein blutiges Haupt erhoben. Die blühenden Städte am Rhein, Andernach, Bonn, Remagen gingen in Flammen auf, Nordhausen und Saalfeld wurden von dem Landgrafen von Thüringen unter furchtbaren Greueln erobert; Goslar, das Otto von der Harzburg aus hart bedrängte, entging nur mit Mühe einem ähnlichen Schicksal. Die Zeiten Heinrichs IV. kehrten wieder. Wie damals thaten sich auch jetzt die böhmischen Hilfstruppen durch rohe Zügellosigkeit, durch Raub und Verwüstung, durch Gewaltthaten gegen Frauen und Jungfrauen, gegen Klöster und Nonnen vor allen hervor. Anfangs hielten sich die Gegner das Gleichgewicht. Zählte Philipp mehr Anhänger, so hatte Otto an England, Köln und Brabant desto
1199. mächtigere Stützen. Aber im nächsten Jahr neigte sich die Wagschale zu Philipps Gunsten. Während er selbst vor Straßburg lag und den Bischof zur Unterwerfung zwang, kämpften seine Getreuen, vor allen Konrad aus dem rheinischen Grafengeschlecht derer von Scharfeneck, Bistumsverweser von Speier, ein Prälat von Kraft, Bildung und edler Sitte, und der Bischof Luitpold von Worms, welchem Krieg und Staatsgeschäfte mehr am Herzen lagen als Messe und Chorgesang, glücklich gegen die kleinen Dynasten am Rhein und an der Mosel und brachten die „Falken von Dagsburg", ein ritterliches Grafengeschlecht von kühnem Unternehmungsgeist, sowie die Grafen von Leiningen, von Habsburg u. a. zum Anschluß. Den größten Verlust jedoch erlitt Otto durch den
6. April 1199. Tod seines Oheims Richard, der ihn so väterlich geliebt und so reichlich unterstützt hatte. Gar manche, die aus Habgier und Eigennutz zu dem Welfen gehalten, verließen ihn nun, da die Geldspenden kärglicher flossen oder ausblieben. Das erste Beispiel gab Hermann von Thüringen. Er schloß mit Philipp einen Vertrag, erkannte ihn als König an und empfing die Städte Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld u. a. von ihm zu Lehen. Als der Hohenstaufe mit seiner anmutigen Gemahlin, der „Rose ohne Dorn", der „Taube sonder Gallen", und mit vielen edlen Herren und Frauen das Weihnachtsfest in Magdeburg feierte, in jener reichen Bischofsstadt, die seit dem Falle des Löwen durch Wichmann und

seinen Nachfolger Ludolf in den nordöstlichen Landen eine ähnliche Machtstellung gewonnen, wie die niederrheinische Metropole im Nordwesten, da schien das Schicksal des deutschen Königtums seiner Entscheidung nahe zu sein. Philipp trug, wie Walter von der Vogelweide freudig ausrief, „des Reiches Zepter und die Krone“.

Der theokratische Gedankenkreis des Papstes.

Nun schien für Innocenz die Zeit gekommen, aus seiner Zurückhaltung hervorzutreten. Wenn Philipp siegte, so wurde Heinrichs VI. Plan, die Krone im hohenstaufischen Hause erblich zu machen, verwirklicht, so wurde Deutschland ein Erbreich, neben dem das Papsttum nur eine untergeordnete Stellung einnehmen konnte; so kam in Italien das Herrscher- und Richteramt, wie es Innocenz anstrebte, nie zur Geltung. Diese Erwägungen bestimmten den Papst, auf die welfische Seite zu treten. Die politische Lage Europas, die noch immer hochgehende religiöse Strömung, der Eifer und Einfluß der Klostergeistlichkeit, der anarchische Zustand, der fast in allen Ländern obwaltete, waren der Begründung einer geistlichen Weltherrschaft, der Aufrichtung eines Gottesreiches unter der Leitung eines Priesterkönigs höchst günstig. Innocenz III. beschloß daher in die Fußstapfen Gregors VII. zu treten und die streitige Königswahl vor sein Schiedsgericht zu ziehen.

Das Bild, unter dem schon Gregor VII. die Weltordnung dargestellt, wonach Kirche und Staat sich verhielten wie Sonne und Mond, schwebte auch Innocenz vor der Seele und drang wie eine astronomische Wahrheit in die Vorstellungen der Zeit ein. „Gleichwie Gott der Schöpfer des Weltalls zwei große Lichter am Firmament des Himmels gesetzt hat,“ heißt es in einem seiner Briefe, „ein größeres, daß es den Tag, und ein kleineres, daß es die Nacht beherrsche, also hat er auch am Firmament der allgemeinen Kirche zwei große Ämter eingesetzt, ein größeres, die Seelen, und ein kleineres, die Leiber zu beherrschen: das sind die päpstliche Hoheit und die königliche Gewalt. Wie ferner der Mond, der nach Größe und Beschaffenheit, nach Stellung und Kraft der geringere ist, von der Sonne sein Licht erhält, so erhält auch die königliche Gewalt den Glanz ihres Amtes von der päpstlichen Hoheit.“ Die theokratische Idee von einem Gottesreich auf Erden kehrte jetzt in anderer Gestalt wieder; während in den Tagen Karls des Großen die Welt den obersten Lenker in dem christlichen Kaiser anschaute, sollte jetzt der Priesterkönig in Rom im Regimente sitzen; während früher das Reich als die höchste göttliche Ordnung galt, welche die Kirche immer mehr mit ihrer heiligenden sittlichen Gewalt zu durchdringen berufen sei, nahm nun die Kirche für sich allein alle ethischen Kräfte in Anspruch und sah die Aufgabe des Staates nur in der Bändigung und Beherrschung der rohen irdischen Gewalten durch die physische Macht. Nach dieser Priesteransicht „erhob sich die heilige Kirche als eine erhabene Geistesmacht, als ein kühnes Weltideal über die Menschheit, und das materielle Reich sank wie im Begriff, so in der Wirklichkeit nieder“. Unverhohlen erklärte Innocenz den deutschen Gesandtschaften, die um seine Unterstützung warben, daß der Papst als Stellvertreter Christi, des Weltheilandes, „durch welchen Könige herrschen und Fürsten regieren“, Herr des Erdkreises sei; daß die königliche Gewalt tief unter der priesterlichen stehe, daß somit die letzte Entscheidung in der Königswahl dem apostolischen Stuhle gebühre.

Päpstliche Politik.

Innocenz hatte im Mai 1199 in einem Schreiben an sämtliche deutsche

Fürsten sich dahin ausgesprochen, daß er seine apostolische Gunst demjenigen von den hadernden Königen zuwenden werde, der durch seine Gesinnungen und Handlungen sich am meisten empfehle, und wenn es auch niemand verborgen blieb, daß Otto der Welfe, der ihm noch kürzlich geschrieben: „Seit dem Hintritt unseres Oheims Richard seid Ihr unser einziger Trost und Beistand", der Erkorne seines Herzens sei, so hütete er sich doch, durch einen voreiligen Schritt die günstige Lage zu gefährden. Bei der festen Stellung Ottos in Köln und Aachen und bei der großen Streitmacht seiner Verbündeten in Brabant und Flandern stand ein vollständiger Sieg Philipps noch nicht in naher Aussicht. Nur wenn der französische König seinem hohenstaufischen Bundesgenossen zu Hilfe kam, konnte eine rasche Entscheidung herbeigeführt werden. Aber dafür war gesorgt. Der schwere Kirchenfluch, unter dem gerade damals Frankreich über dreißig Wochen lang zu seufzen hatte, lähmte des Königs Arm. Innocenz konnte also die Rolle des unparteiischen Richters noch einige Zeit fortspielen; je größer die Verwirrung im Reich wurde, je länger der anarchische Zustand dauerte, desto sicherer kam die schließliche Entscheidung vor sein Tribunal, desto unbestrittener blieb seine eigene Herrschaft.

Der Vermittelungsplan des Erzb. von Mainz vereitelt. 1200.

Zu Anfang des Jahres 1200 kehrte Erzbischof Konrad nach Deutschland zurück. Der erste Fürst des Reiches aus dem erlauchten Hause der Wittelsbacher, den Hohenstaufen wie dem päpstlichen Stuhl gleich wert, hochgefeiert wegen seiner Thaten im Heiligen Lande, wo er „im Namen des großen Kaisers der Römer" den Fürsten Leo von Tarsus zum König der Armenier gekrönt hatte, schien er vor allen geeignet, das Amt eines Vermittlers zu übernehmen. Ein Mann von strengem Rechtssinn, hatte er anfangs die Absicht ausgesprochen, den Eid, den er und die übrigen Kreuzfahrer Friedrich II. vor Berytus aufs neue geschworen, zu halten und für das Königtum des jungen Hohenstaufen zu wirken, aber er überzeugte sich bald, daß es dafür zu spät sei. Nur zwischen Philipp und Otto konnte die Wahl sein. Auf seine Veranstaltung wurde zwischen den rheinischen Fürsten beider Parteien ein Waffenstillstand geschlossen und auf den 28. Juli eine Zusammenkunft bei Andernach verabredet, um zu entscheiden, wem die Krone gebühre. Mittlerweile begab sich Konrad im Auftrag des Papstes nach Ungarn, um auch dort einen Thronstreit zum Ausgleich zu bringen. Er gedachte noch zu rechter Zeit an den Rhein zurückzukommen. Aber die Anstrengungen der letzten Jahre hatten die Gesundheit des bejahrten Herrn untergraben. Auf dem Heimweg wurde er zwischen Nürnberg und Würzburg von einer Krankheit da-
27. Okt. 1200. hingerafft. Sein Tod war für Philipp ein herber Verlust; denn hatte auch Konrad dem Papste versprochen, ohne dessen Wissen und Zustimmung keine endgültige Entscheidung in der Reichsangelegenheit zu treffen, so war man doch allgemein überzeugt, daß er zur Hohenstaufischen Partei neigte. Nun schöpften die Anhänger Ottos neuen Mut, zumal da im Anfang des Jahres die hohenstaufische Sache auch im Süden eine bedeutende Stütze durch den Tod Ottos

von Burgund, des königlichen Bruders, verloren und Philipp bei einem Angriff auf Braunschweig empfindlichen Schaden genommen hatte. 13. Juni 1200. Ende Juni.

Innocenz mehrt seinen Anhang unter dem deutschen Klerus. 1200. 1201.

Beim Herannahen des für die Zusammenkunft der vermittelnden rheinischen Fürsten bestimmten Zeitpunktes hatten sich die beiden Könige bemüht, den Papst durch Gesandtschaften für ihre Sache zu gewinnen. Innocenz führte in einem Schreiben an die Fürsten aus, daß der Kronstreit schon längst vor dem apostolischen Stuhl hätte zum Austrag gebracht werden sollen und daß er gewünscht hatte, die Fürsten hätten ihn aus freier Entschließung zum Schiedsrichter aufgestellt, als daß er ihnen seinen Willen durch einen Machtspruch aufdrängen sollte. Als nun aber durch den Tod Konrads die Aussichten auf Vermittelung dahinschwanden, beschloß er aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Daher suchte er zuerst unter den geistlichen Fürsten des Reichs, die der Mehrzahl nach zu dem alten Kaiserhaus hielten, seinen Anhang zu mehren. Denn bei dieser Gelegenheit sollte auch die Selbständigkeit des deutschen Klerus, der in den früheren Kämpfen so oft zu Kaiser und Reich gestanden, gebrochen werden. Konrad, aus dem angesehenen Geschlecht der Herren von Querfurt, ein feingebildeter, geschäftsgewandter, welterfahrner Prälat, der einst im Umgang mit Thomas Becket in Paris theologischen Studien obgelegen, war von den hohenstaufischen Kaisern auf alle Weise bevorzugt worden. Zum Bischof von Hildesheim erhoben, begleitete er Heinrich VI. als Kanzler nach Sizilien, war dann dessen Stellvertreter auf dem Kreuzzug in Cypern und Syrien, und die Stimme des klugen, beredten Mannes galt viel im Rate wie im Felde. Aber Liebe zu Pracht, Genuß und Glanz und zu den Freuden des Lebens war die Klippe, an der er scheiterte. Um größere Einkünfte zu erlangen, bewirkte er, daß er zum Bischof von Würzburg gewählt ward, und vereinigte somit zwei Bistümer in seiner Hand. Innocenz hielt die Bestätigung zurück und belegte, als Konrad sich in seiner Stellung behauptete, den Widerstrebenden mit dem Kirchenbann. In Hildesheim wurde ein anderer Bischof eingesetzt. Ähnliches stand für Würzburg in Aussicht. Da eilte der Bedrohte nach Rom, warf sich als Büßer vor dem Papst nieder und flehte weinend um Verzeihung. Vom Bann befreit kehrte er an den Main zurück, um bei erster Gelegenheit von Philipp, bei dem er das Kanzleramt verwaltete, abzufallen. Auch Eberhard von Brixen, der zweimal zum Erzbischof von Salzburg gewählt war, erhielt erst auf persönliches Ansuchen, „wiewohl nicht ohne viel Mühe und Schweiß", die päpstliche Bestätigung. Wichtiger noch für die Stellung des Klerus und das künftige Schicksal des Reichs war das Schisma in dem Mainzer Kirchensprengel. Nach der feierlichen Beisetzung des Erzbischofs Konrad in der Hauptkirche seines Erzstifts erhob das Domkapitel in Gegenwart des Königs Philipp, unter Zustimmung der weltlichen Vasallen und dem Beifall des Volkes, den Wormser Bischof Luitpold von Schönfeld, den getreuen Verfechter der hohenstaufischen Rechte, auf den erledigten Stuhl. Aber drei oder vier Domherren erklärten die Freiheit der Wahl

durch des Königs Anwesenheit für beeinträchtigt, eilten nach Bingen und erkoren Siegfried von Eppstein, aus einem angesehenen rheinischen Rittergeschlecht, zum Erzbischof. Otto erteilte dem Erwählten sofort die Regalien und schickte sich an, ihn mit Waffengewalt in das Erzstift einzusetzen. Auch die Bestätigung des Papstes ließ nicht lange auf sich warten. Einen ähnlichen Ausgang zu Gunsten der Welfen und des päpstlichen Supremats nahm auch eine streitige Bischofswahl in Lüttich.

Innocenz für Otto. März 1201. Nach solchen Vorbereitungen glaubte Innocenz den entscheidenden Schritt wagen zu dürfen. In einer Reihe von Sendschreiben an die deutschen Fürsten insgesamt wie an einzelne unter denselben setzte er die Gründe auseinander, warum der Hohenstaufe Philipp, der meineidig seinen Neffen um das Reich betrogen, der ein Beschützer Markwards, des Feindes der Kirche, sei und unter dem Bann gelegen, der einem Hause angehöre, welches von jeher die Kirche verfolgt und die Freiheit der Fürsten zu gefährden gestrebt, verworfen und dagegen Otto, ein kluger, tapferer und standhafter Mann, welcher rechtmäßig gewählt und gekrönt worden, welcher nicht nur selbst der Kirche treu und ergeben sei, sondern auch von Geschlechtern abstamme, die stets eine fromme Gesinnung an den Tag gelegt, als deutscher König anerkannt werden müsse. Seinem Schützling aber führte er in einer väterlichen Ermahnung zu Gemüte, daß sich das Königtum zum Papsttum wie der Mond zur Sonne verhalte, und ermahnte ihn, daß er seine Zuversicht auf denjenigen setze, welcher Saul verworfen und David zum König erkoren, und sich so bewähre, daß von ihm gesagt werden könne: „Ich habe funden einen Mann nach meinem Herzen."

Das Konkordat von Neuß. 1201. Mit diesen Schriftstücken begab sich Guido, Kardinalbischof von Präneste, über Frankreich nach Deutschland. Nachdem Otto am 8. Juni zu Neuß in Gegenwart dreier päpstlicher Abgeordneten einen feierlichen Eid abgelegt und durch Brief und Siegel bekräftigt, daß er dem Papst Innocenz und dessen Nachfolgern Gehorsam und Ehre erweisen, die Kirche in der Besitznahme aller Lande und Städte vom Po bis zur Grenze Unteritaliens sowie in ihren Ansprüchen auf das Königreich Sizilien mit aller Macht und Treue unterstützen und sich in allen Beziehungen zum römischen Volke, zu dem tuskischen und lombardischen Bund und zu dem König von Frankreich ganz nach dem Rat und Willen des heil. Vaters richten wolle, verkündete der Legat am 3. Juli in Köln kraft päpstlicher Vollmacht Otto feierlich als König und sprach über Philipp und alle, die ihm noch ferner anhängen würden, den Kirchenbann aus. Als Guido den Erfolg seiner Mission nach Rom meldete, daß Otto „König von Gottes und des Papstes Gnaden" geworden, rief das Volk auf dem Kapitol: „Es lebe Otto, der Kaiser der Römer!"

Stimmung der deutschen Fürsten. Die Mehrzahl der deutschen Fürsten empfand tiefen Unwillen über die der ganzen Nation zugefügte Schmach. Diese Stimmung gab sich bald kund. Nicht nur daß die von dem Legaten angeordneten Fürstentage nur von wenigen besucht

wurden, daß die Mainzer an ihrem Erzbischof Luitpold festhielten, obwohl Siegfried in Rom aus den Händen des Papstes das Pallium empfing, daß die Boten des Legaten an vielen Orten zurückgewiesen wurden, eine große Anzahl der angesehensten geistlichen und weltlichen Fürsten hielt am 8. Sept. in Bamberg eine Versammlung, wo sie eine scharfe Beschwerde gegen das anmaßende Auftreten des Bischofs Guido abfaßten und mit der Unterschrift aller Anwesenden versehen nach Rom sandten. Selbst der Erzbischof von Köln schwankte, da er sich von Otto nicht reichlich genug belohnt glaubte. Doch verhinderte die Bürgerschaft seinen Abfall. Der Papst erschrak über solche Kundgebungen und mahnte seinen Legaten zu größerer Vorsicht.

Ottos Anhang mehrt sich. 1202.

Die Anerkennung Ottos durch den Papst war der Anfang und die Quelle großen Unheils und großer Erniedrigung für Reich und Volk. Während im Herzen Deutschlands die Hohenstaufische Partei trotz der angedrohten Kirchenstrafe noch immer fest zu Philipp hielt, fand Otto eine mächtige Stütze in den Grenzlanden, aber auf Kosten deutscher Macht und Ehre. Wir werden später die Unternehmungen der Dänenkönige Knud und Waldemar kennen lernen, welche im Bunde und mit Zustimmung des Welfen den Herzog Adolf von Schauenburg seiner holsteinischen Besitzungen beraubten, die durch deutschen Fleiß und deutsche Betriebsamkeit reich und blühend gewordenen Städte an der Elbe und Trave und an den Gestaden der Ostsee in ihre Gewalt brachten und den Fürsten, dessen Geschlecht so erfolgreich für die Pflanzung deutscher und christlicher Kultur gewirkt hatte, zur Rückkehr in sein gräfliches Stammschloß an der Weser nötigten. Dadurch sah sich Erzbischof Hartwig II. von Bremen genötigt, dem Welfenfürsten alle Güter seines Erzstifts zu überlassen, die einst Heinrich der Löwe besessen. In den Niederlanden traten Adel und Klerus auf Ottos Seite, seitdem der Legat mit Genehmigung des Papstes das Verlöbnis des Welfen mit der Tochter des Brabanters eingesegnet und der Herzog die gesamte waffenfähige Mannschaft zum Schutze seines künftigen Schwiegersohnes aufgeboten. In Böhmen wechselte Przemysl Ottokar die Partei. Er hatte seine Gemahlin Adela aus dem Hause der Markgrafen von Meißen, mit der er achtzehn Jahre gelebt, aus Liebe zu einer ungarischen Königstochter verstoßen trotz der Verwendung Philipps, der ihm einst in Mainz die Königskrone aufgesetzt. Beleidigt ließ sich der Hohenstaufe von dem Markgrafen Dietrich von Meißen, dem Bruder der gekränkten Fürstin, und von dem Herzog von Sachsen bereden, seinem bisherigen Bundesgenossen die Herrschaft über Böhmen zu entziehen und einem Neffen desselben, Diepold (Theobald), der aus der Heimat verbannt damals sich in Magdeburg den Studien widmete, damit zu belehnen. Dies hatte den Übertritt Ottokars zu dem Welfen zur Folge. Zum Lohn für die Huldigung in Merseburg wurde er von dem Papst in der Königswürde bestätigt und von dem Legaten geweiht. Aug. 1203. Umsonst wandte sich die verstoßene Adela nach Rom um Gerechtigkeit; Innocenz, der bei dem König von Frankreich so eifrig für die Heiligkeit der

Ehe eingetreten war, zog die Entscheidung so lange hinaus, bis der Tod des armen hilflosen Weibes ihm den mißlichen Richterspruch ersparte.

Auch manche geistliche Fürsten fielen von Philipp ab oder hielten sich neutral, teils aus Furcht vor dem Papst und dem angedrohten Bann, teils weil Otto auf das Spolienrecht verzichtete (VI, 820)*). Auch der englische König Johann, ein träger, wankelmütiger Fürst, der anfangs für seinen Neffen Otto wenig Neigung gezeigt, wurde durch Innocenz zu freundlicherer Gesinnung gegen denselben gebracht. Er gewährte der Stadt Köln wichtige Handelsprivilegien und knüpfte sie dadurch mit neuen Banden an die welfische Sache.

Kriegsgreuel und Verwilderung.

Nun entbrannte der Bürgerkrieg heftiger. Nicht nur die Heere der beiden Könige bezeichneten ihre Spuren durch wilde Kriegsgreuel, in allen Gauen des Reichs herrschten Gesetzlosigkeit und grausame Fehde. In Westfalen wüteten die Grafen von Tecklenburg und Arnsberg widereinander; in den Niederlanden stritten die Grafen von Geldern und Holland gegen Heinrich von Brabant und den Herzog von Utrecht, in Thüringen, wo Landgraf Hermann abermals die Partei wechselte und im Bunde mit Ottokar und Siegfried von Eppstein für die
1203. welfisch-päpstliche Sache ins Feld zog, hausten die Heerhaufen des racheburstigen Böhmenkönigs und des rohen Erzbischofs Luitpold von Mainz mit solcher Wut, daß, wie ein Zeitgenosse sagt, die Sarazenen es nicht ärger hätten treiben können. Sechzehn Klöster und dreihundertundfünfzig Pfarrkirchen wurden in einem einzigen Jahr zerstört, alles Wertvolle geraubt, Altartücher zu Pferdedecken gebraucht, Nonnen und Jungfrauen geschändet, Gefangene am Schweif der Rosse geschleppt.

Ermordung des Bischofs von Würzburg. 1202.

Unter solchen Kriegsgreueln verwilderten die Herzen der Menschen und Untreue und Verrat traten immer ungescheuter ans Tageslicht. Als Philipp mit dem Gedanken umging, dem verdächtigen Bischof Konrad von Würzburg die Kanzlerwürde zu entziehen und sie dem Magdeburger Domdekan Heinrich von Glinden zu übertragen, wurde letzterer von dem Burggrafen Gebhard
15. Aug. 1202. von Magdeburg, Konrads Bruder, in der Nähe von Haldensleben überfallen und des Augenlichts beraubt, um ihn zu dem Schreiberamt unfähig zu machen. Diese Frevelthat, für welche Gebhard und seine Genossen zur Zahlung einer hohen Geldbuße an den Geblendeten und zur Strafe des Hundetragens von dem

---

*) Walter von der Vogelweide, der um diese Zeit sich an König Philipps Hof aufhielt, hat in einem kurzen Gedicht die Wandelbarkeit der Fürsten gerügt:

„Dahin, daher" galt nie so viel in deutschen Landen:
Wer nun „dahin, daher" nicht kann, der wird im Spiel betrogen;
Sonst gab es Kön'ge, welche nicht „dahin, daher" verstanden:
Nun haben sie die Kunst heraus: schnell um ein Eck gebogen!
Es hätten sonst die großen Fürsten nimmermehr gelogen
Um Leute und um Land:
Nun ist den meisten nur zu wohl „dahin, daher" bekannt.

Orte der That bis zum Hauptthore des Domes verurteilt wurden, gab die Losung zum Abfall und Krieg. Der König ächtete den ungetreuen Diener und führte ein Heer gegen Würzburg. Innocenz ließ an Otto und seine Anhänger, besonders Siegfried von Mainz, dringende Aufforderungen ergehen, den bedrängten Bischof gegen den „Schwabenherzog" zu unterstützen. Aber ehe die Hilfe kam, entschied sich das Schicksal des Geächteten. Durch die Verschleuderung des Kirchenvermögens wie durch strenge, mitunter gewaltthätige Rechtspflege hatte sich Konrad viele Feinde gemacht. Ein Raubritter aus dem Hause Ravensburg war durch das bischöfliche Gericht zum Tode verurteilt und enthauptet worden. Aus Rache darüber erschlugen zwei Verwandte des Hingerichteten, Bodo und Heinrich von Ravensburg, beide Neffen des Reichsmarschalls Kalandin, den Richter Eckhard und überfielen dann den Bischof selbst in seiner Stadt, ermordeten ihn auf der Straße zwischen der Kirche und dem bischöflichen Palast und 6. Dez. 1202.
ließen den Leichnam verstümmelt liegen.

In diesen Tagen kam Philipp nach Würzburg. Geistlichkeit und Bürger trugen ihm unter Klaggesang die abgehauene Hand und das blutige Gewand des Erschlagenen entgegen und flehten um Gerechtigkeit. Philipp wurde bei dem Anblick zu Thränen gerührt, doch blieb das Verbrechen unbestraft. Aber von Gewissensangst gejagt, begaben sich die Mörder nach Rom, warfen sich dem Papst zu Füßen und unterzogen sich der schweren Kirchenbuße, die ihnen der heil. Vater auferlegte. Sie wurden verurteilt, einige Tage im Büßerkleide, einen Strick um den Hals, zur Schau zu stehen, in jeder Bischofsstadt Deutschlands, durch welche sie der Rückweg führte, und in Würzburg an den hohen Festtagen denselben Bußakt unter Geißelungen zu wiederholen, endlich vier Jahre im Heiligen Lande gegen die Ungläubigen zu kämpfen; außerdem verfügte er ihre dauernde Lehnsunfähigkeit. „Es ist indessen für das deutsche Rechtsgefühl jener Zeiten höchst charakteristisch, daß die Ravensburger schon nach acht Jahren im Würzburgischen eine bedeutende Rolle zu spielen vermochten und nahe daran waren das am Bischof Konrad verübte Verbrechen an seinem zweiten Nachfolger zu wiederholen."

Im Jahr 1203 gestalteten sich die Verhältnisse so günstig für die Welfisch- Otto im Vorteil. 1203.
päpstliche Partei, daß Otto bald obzusiegen hoffen konnte. Im Bunde mit England und Dänemark, anerkannt von dem Böhmenkönig, von dem Landgrafen von Thüringen, von vielen geistlichen Fürsten, welche die Drohungen des Legaten in sein Heerlager führten, in Braunschweig und Westfalen, in Köln und in den Niederlanden von Verwandten und Anhängern unterstützt, gebot er über ganz Nord- und Mitteldeutschland. Wenn Otto die Menge der Herzöge, Bischöfe und Grafen musterte, die ihm auf dem glänzenden Hoftage zu Soest ihre 6. Nov. 1203.
Huldigungen darbrachten, konnte er sich wohl mit der stolzen Zuversicht tragen, daß er im nächsten Jahr auch im Süden durchdringen werde. Voll Ergebenheit schrieb er dem heil. Vater, daß er diese Erhöhung allein seiner Gnade zu danken habe. „In Staub und Asche wäre unsere Sache zerfallen, hätte nicht Eure Hand und die Gewalt des heil. Petrus sich ihrer angenommen. Dies werden wir Euch zeitlebens gedenken." Die überschwenglichen Hoffnungen aber, welche Otto eben

damals für die nächste Zukunft hegte, teilte Innocenz III. keineswegs: „Die Lage unseres geliebten Sohnes Otto," schrieb er im April 1204, „hat sich durch Gottes Gnade allerdings ziemlich gebessert, aber sie ist noch nicht so fest gewurzelt, daß ich auf seinen baldigen Sieg rechnen möchte."

Nur der Erzbischof Ludolf von Magdeburg hielt bis an seinen Tod (1205) treu an der hohenstaufischen Sache, unbekümmert um den Bann, den Guido über ihn aussprach, den aber Innocenz, in Anerkennung der ehrenwerten Gesinnung des Prälaten, wieder löste. „Während die erlauchtesten Häupter des deutschen Fürstentums in elender Schwäche und Eigensucht ihre Eide und ihre Ehre feilboten, hat der Bauernsohn aus Kroppenstedt seine Treue unbefleckt bewahrt."

4. Philipps Sieg und Ende.

Umschwung. Wirklich sollte der Welfe nicht so schnell zum Ziel kommen. Die Fehde des Herzogs Ludwig von Bayern mit mehreren benachbarten geistlichen und weltlichen Fürsten, auf welche er großes Vertrauen gesetzt, wurde ausgeglichen; der deutsche Klerus blickte mit Besorgnis auf die Allgewalt der römischen Kurie, welche die Bischofswahlen beherrschte, in allen Streitigkeiten die Entscheidung an sich riß und nur bedacht war, „alles Gold der Erde in Bächen und Strömen nach Rom fließen zu lassen"; viele Fürsten fühlten sich verletzt durch Ottos barsches, hochfahrendes Wesen, andere sahen ihre Verdienste nicht gebührend anerkannt. Während Otto gehofft hatte, zu Lichtmeß auf einer Zusammenkunft in Fulda die Huldigung der Herzöge von Bayern und Österreich und des Erzbischofs von Salzburg zu empfangen, und dann mit einem Feldzug nach Schwaben die Sache zu einem glücklichen Ende zu bringen, sah er sich noch im Laufe desselben Jahres von seinen nächsten Verbündeten verlassen.

Abfall des Thüringers und des Böhmen. Nicht nur, daß der charakterlose Landgraf Hermann und sein Verbündeter, der Böhmenkönig Ottokar, mit dem Hohenstaufen, als dieser mit Erzbischof Ludolf von Magdeburg, den Wettinschen und anhaltischen Fürsten und vielen sächsischen Rittern in Thüringen eindrang, die böhmischen Kriegsscharen zum eiligen Abzug zwang und den Landgrafen in Weißensee eng belagerte, sich wieder aussöhnten, daß jener
17. Sept. zu Ichtershausen bei Erfurt vor seinem königlichen Vetter sich auf die Knie niederließ, dieser seine verbannten Anverwandten, insbesondere seinen Neffen Diepold, wieder in ihre Güter und Ehren einsetzte und beide Geiseln für ihre künftige Treue stellten; selbst Pfalzgraf Heinrich, erzürnt, daß bei der Teilung des väterlichen Erbes Stadt und Burg Braunschweig nicht ihm, sondern dem königlichen Bruder zugewiesen worden, schloß sich an Philipp an, welcher ihm dafür den Besitz der Rheinpfalz aufs neue zusicherte und die Vogtei über Goslar verlieh; und als nun gar, trotz der ernsten Mahnungen des Papstes, Erzbischof Adolf von Köln, bisher die Seele der Welfischen Partei, sich gegen 5000 Mark und die Belassung der Schenkungen Ottos auf einer Zusammenkunft in Andernach mit Philipp aussöhnte und ihm huldigte und endlich auch Heinrich von Brabant sich durch die ihm in Aussicht gestellten Vorteile zum Abfall bewegen ließ und das Verlöbnis seiner Tochter auflöste, da konnte kaum mehr ein Zweifel obwalten, daß sich der Thronstreit zu Gunsten Philipps entscheiden werde.

(Marginalien: des Pfalzgrafen Heinrich. — des Erzbischofs Adolf von Köln. — des Herzogs Heinrich von Brabant.)

Von dem schlaffen, unzuverlässigen Johann von England, der gerade damals die Normandie an Frankreich einbüßte, war keine nachdrückliche Intervention zu erwarten oder zu befürchten.

Um die Versöhnung mit den Häuptern der Welfenpartei durch feierliche [Philipps Krönung in Aachen. 1205.] Anerkennung der Ehrenrechte des Kölner Erzbischofs zu besiegeln und zugleich die bei der früheren Wahl und Krönung vorgefallenen Unregelmäßigkeiten zu verwischen, unterzog sich nun der Hohenstaufe einer neuen Königsweihe. Am Tage der heil. Dreikönige wurde Philipp nebst seiner griechischen Gemahlin [6. Jan. 1205.] Maria in Gegenwart vieler Reichsfürsten in der Domkirche zu Aachen von dem Erzbischof feierlich gesalbt und gekrönt und auf den Stuhl Karls des Großen erhoben.

Auf die Kunde von dem Abfall seiner mächtigsten Bundesgenossen war [Neuer Bürgerkrieg am Niederrhein. 1205. 1206.] Otto von seinem Bergschloß Lichtenberg an den Rhein geeilt, um den Hoftag und die Krönungsfeier in Aachen zu hindern. Als er zu spät kam, warf er sich mit dem Reste seiner Getreuen in die Stadt Köln, um in der Mitte der Bürgerschaft, die auch jetzt der welfisch-päpstlichen Sache treu blieb, seine Krone zu verteidigen. Die Zahl der Feinde war groß. Denn auch die mächtigen Vasallen des Erzstifts, die Grafen von Jülich, Geldern, Hochstaden, Berg, Altena, Arnsberg, hatten, dem Vorgange ihres Lehnsherrn folgend, dem Hohenstaufen gehuldigt und vereinigten ihre Kriegsmannen mit dem königlichen Heer. Aber Otto hatte eine mächtige Stütze in dem Papst, dessen Hilfe er anrief, und an der Kölner Bürgerschaft, die an Kriegsmut und Tapferkeit der Ritterschaft nicht nachstehen wollte und in Heinrich von Limburg, der allein mit seinen Söhnen dem Welfen treu blieb, einen kühnen Führer erlangte. Auf Befehl des Papstes wurde Adolf in Köln feierlich exkommuniziert und seiner Stelle entsetzt und dann Propst Bruno von Bonn auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Nun zog sich ein furchtbarer Kriegssturm am Niederrhein zusammen. Nachdem in den Sommermonaten das Land weit und breit verwüstet und viele Burgen zerstört worden, rückte Philipp mit seinem durch Zuzüge von Bayern und Österreich ver- [Sept. 1205.] stärkten Heere vor Köln; aber an der Festigkeit der Stadt, die einige Jahre vorher mit einem gewaltigen Mauergürtel, zwölf burgartigen Thoren und fünfzig „Wichhäusern“ geschützt worden, und an der Tapferkeit der Belagerten scheiterten alle Stürme. Otto selbst wagte sich mit solcher Verwegenheit in das dichteste Kampfgewühl, daß er, von Kalandin verwundet und vom Pferde geworfen, nur mit Mühe der Gefangenschaft entging. Philipp mußte unverrichteter Dinge abziehen und erlebte noch den Verdruß, daß der Truchseß Gunzelin von Wolfenbüttel, Ottos Burgvogt in Braunschweig, die alte Kaiserstadt Goslar erstürmte [Goslars Fall. 9. Juni 1206.] und plünderte. Acht Tage lang wurden die Reichtümer der Bürger, die Güter der Kaufleute auf Lastwagen fortgeschafft. Von diesem Schlag hat sich die Stadt nie wieder erholt. Die glänzende Zeit Goslars schließt mit dem Jahr 1206.

Am Niederrhein dauerte auch nach Philipps Entfernung der Krieg fort.

Köln ergibt sich an Philipp. 1206. Wenn die Kölner Geistlichkeit über ihre Widersacher Bann und Interdikt verhängte, so rächten sich die Gebannten dadurch, daß sie die Pfründen und Einkünfte der auf Brunos Seite stehenden Kleriker einzogen und sie in große Not brachten. Allenthalben regte sich der Wunsch nach einem Ausgleich, besonders als im Herbst Philipp mit frischen Streitkräften in das Erzbistum einzog und den Belagerungskrieg mit neuem Eifer betrieb. Selbst Herzog Heinrich von Limburg suchte mit dem Hohenstaufen seinen Frieden zu machen. Als das Kölner Kriegsheer bei einem Ausfall in eine sumpfige Gegend geriet und geschlagen ward, der Erzbischof Bruno in der Feste Wassenburg in die Hände Philipps fiel, der ihn gefesselt nach dem Trifels, dann nach Würzburg schickte, und König Otto selbst mit Mühe der Gefangenschaft entging, benutzte der Limburger diesen Unfall des Welfen, an dem er vielleicht nicht unschuldig war, um offen auf die hohenstaufische Seite zu treten. Nun gab auch Köln, „der römischen Kirche getreue Tochter", den Widerstand auf. Unter Vermittelung des Herzogs von Brabant kam in Boppard ein Vertrag zu stande, kraft dessen die Kölner Bürgerschaft den Erzbischof Adolf wieder als ihren Herrn anerkannte und dem hohenstaufischen König huldigte. Dafür wurde die Stadt mit Schonung behandelt und bei ihren Rechten und Freiheiten erhalten. Sie blieb noch ferner der Mittelpunkt des Handels, der von den Niederlanden und dem nördlichen Frankreich, von England und Dänemark nach dem östlichen Deutschland, nach Ungarn und Griechenland ging, der Sitz der Gewerbthätigkeit und des Reichtums. Auch mit Otto wurden durch den Marschall Kalandin Verhandlungen angeknüpft, die indessen zu keinem Resultat führten. Er zog sich nach seinem Stammland Braunschweig zurück, der einzigen Stelle, wo noch sein Königtum Geltung fand,
1207. und suchte im nächsten Frühjahr Hilfe und Beistand bei seinen Verwandten in Dänemark und England.

Unterhandlungen zwischen Philipp u. dem Papst. 1206. 1207. Nun stand Philipps Königtum kaum mehr in Frage. Die Fürsten und Bischöfe, die bisher zu Otto gehalten, beeiferten sich, dem Hohenstaufen zu huldigen und durch Beweise von Ergebenheit ihre neue Gesinnung zu bethätigen. Recht, Treue und Tugend fanden in jenen Tagen wenig Beachtung, das Glück allein gab den Ausschlag. Jetzt suchte auch der Papst eine den geänderten Verhältnissen mehr entsprechende Stellung zu dem „Herzog von Schwaben" zu gewinnen. Es schien ihm durch die Klugheit geboten, den Weg der Ausgleichung zu betreten und einem Herrscher, welcher durch seine Verbindungen in Italien, durch die Ansprüche, die ihm seine Gemahlin auf das kurz zuvor von den Kreuzfahrern eroberte byzantinische Reich gab, und durch seine siegreichen Fortschritte in Deutschland zu einer großen Bedeutung gelangt war, nicht unversöhnlich zu zürnen. Wenn trotz des päpstlichen Fluches Philipp bei Adel und Klerus Anerkennung fand, so mußte das Ansehen der Kirche leiden; und wie sehr die der Herrschaft des Papsttums widerstrebenden Elemente in Italien und Sizilien durch den Kampf gegen die Hohenstaufen in ihrer Opposition gestärkt

würden, hatte er während der Anwesenheit des Mainzer Erzbischofs Luitpold in den Jahren 1204 und 1205 erfahren, als alle gegnerischen Kräfte sich an den hohenstaufischen Bannerträger anschlossen und ihm die mühsam errungenen Früchte seiner Staatskunst zu entreißen drohten. Er suchte daher eine Verständigung mit Philipp herbeizuführen, und der Hohenstaufe, dessen frommes Gemüt den Fluch der Kirche schwer ertrug, ergriff gern die dargereichte Hand. Er hatte schon früher dem Papste angeboten, dem Neffen desselben eine der königlichen Töchter zu vermählen und ihr die Mathildischen Güter, die Quelle des alten Zwistes, als Brautschatz mitzugeben; er hatte in einem ehrfurchtsvollen Schreiben sich wegen der ihm zur Last gelegten Handlungen gerechtfertigt und erklärt, daß er sich einem Spruche der Kardinäle und Fürsten unterwerfen wolle. Bei der Wandelbarkeit der geistlichen und weltlichen Großen konnte Philipp nur im Bunde mit Rom auf den ruhigen und sichern Besitz der Krone rechnen, darum strebte er nach einer aufrichtigen Versöhnung. Auch er war bereit, sich vor dem Papsttum zu beugen und demselben das Recht der Entscheidung in der Königswahl thatsächlich zuzugestehen.

Der Papst wählte zur Vermittelung den rechten Mann. Wolfger von Ellenbrechtskirchen, Patriarch von Aquileja, der schon früher als Bischof von Passau seine Anhänglichkeit für die Hohenstaufen bewährt, wurde nach Deutschland gesandt, um einen Waffenstillstand und die Beilegung des Schisma in Mainz und Köln zu bewirken. Vor allem sollte das Ansehen der Kurie gewahrt und den Vorwürfen des Wankelmuts und Widerspruchs begegnet werden. Darum ließ Innocenz auch dem Gegenkönig Otto, der sich in seiner Not an ihn gewandt, melden, daß er stets wie eine unerschütterliche Säule dastehen werde. Die Vermittelungsversuche Wolfgers führten nicht zum Ziele. Otto wollte seinen Ansprüchen auf das Königtum nicht entsagen. Dagegen bewies Philipp durch eine deutsche Gesandtschaft, die auch von dem gerade in Rom anwesenden staatsklugen Erzbischof Albrecht von Magdeburg, dem Nachfolger Ludolfs, unterstützt ward, seine Ergebenheit und Friedensliebe. Darum beschloß Innocenz zwei Kardinäle als Legaten des päpstlichen Stuhles nach Deutschland zu senden, um, wie eine vorausgesandte Bulle verkündete, die Eintracht im Reich herzustellen und den Frühjahr 1207.
Frieden zu befestigen. Denn „während die Christen sich untereinander morden", hieß es in derselben, „leisten sie den Feinden der Kirche keinen Widerstand und der Hilfezug ins Heilige Land hört auf: Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Glaube geht zu Grunde, die Ketzereien nehmen überhand, die Saaten werden verwüstet, es entsteht Hungersnot und Armut, Mord, Brand und Kirchenraub wird verübt, die Männer werden hingeschlachtet, die Witwen beraubt, die Jungfrauen geschändet, die Armen unterdrückt, die Landstraßen gesperrt und es füllt sich, da jeder ungestraft übel thut, das ganze Land mit Bösewichtern". Mit der wichtigen Gesandtschaft betraute Innocenz den Kardinalbischof Hugolin von Ostia, seinen nahen Verwandten, einen Mann von scharfem Verstand, großen Kenntnissen und glänzender Beredsamkeit, und den gleichfalls begabten und in schwierigen Geschäften bewährten Kardinalpriester Leo von S. Croce: sie sollten die Fehler der päpstlichen Politik in Deutschland gut machen und den unbequemen Ausgang des dortigen Thronstreits so wenden, daß den Interessen der Kurie daraus so wenig Schaden als möglich erwachse.

Im Juni 1207 erschienen die beiden Kardinallegaten am Rhein und wur-

Fortgang der Unterhandlungen. 1207. 1208. den von Philipp mit großen Ehren in Speier empfangen. Gab schon ihre Ankunft Zeugnis, daß der heil. Vater ernstlich die Absicht habe, sich mit dem Hohenstaufen auszusöhnen und den jammervollen Zuständen, die er selbst als Folgen des unseligen Thronstreites so lebhaft geschildert, ein Ende zu machen, so trat diese Absicht noch deutlicher hervor, als sie wenige Wochen nachher Philipp vom Bann lösten und in seiner Gegenwart ein feierliches Hochamt hielten. Jedermann sah in diesem Schritte die Einleitung zur Beilegung des Thronstreits und zur Anerkennung Philipps durch den päpstlichen Stuhl. Es handelte sich nur noch um eine würdige Form. In den Augen der Welt hatte das Schicksal entschieden. Während Otto an fremden Höfen um Unterstützung bettelte, erschienen bei seinem Gegner Gesandtschaften von nah und fern, um ihn als Oberhaupt des Reichs, als den mächtigsten Herrscher der Christenheit zu begrüßen. Die Kölner luden ihn ein, das Osterfest in ihrer Mitte zu feiern und wetteiferten in Beweisen von Huldigung und Hingebung. Dem ältesten Sohne des Herzogs von Brabant hatte er seine Tochter verlobt, den Böhmenkönig fesselte er durch die Aussicht einer Vermählung des Thronerben Wenzel mit einer andern seiner Töchter an seine Sache. Den Papst und die kirchliche Partei gewann er durch die Bereitwilligkeit dem Hilfegesuch des Patriarchen von Jerusalem und der Ordensritter mittels einer allgemeinen Reichssteuer zur Unterstützung des Heil. Landes zu entsprechen. Wenn es gelang, den Welfen Otto, der nach seiner Rückkehr aus England auf seiner neuen Burg unweit Goslar weilte, zum Rücktritt zu bewegen, so war das Reich geeinigt, die Herrschaft der Hohenstaufen auf Sept. 1207. lange Jahre gesichert. Aber vergebens wurden unter dem Schutze eines Waffenstillstandes durch Wolfger und andere Abgeordnete eifrige Unterhandlungen gepflogen; vergebens erbot sich Philipp, dem Mitbewerber seine älteste Tochter Beatrix mit reicher Mitgift in die Ehe zu geben und ihm das Herzogtum Schwaben oder das seit dem Tode Richards Löwenherz erledigte burgundische Reich samt der Königswürde zu verleihen; Otto beharrte bei seiner Weigerung; selbst eine persönliche Zusammenkunft der beiden Könige scheint wenig mehr als eine Verlängerung des Waffenstillstandes bewirkt zu haben. Otto hielt sich an die früheren Zusagen des Papstes und setzte sein Vertrauen auf fremde Hilfe, auf die Zwietracht der deutschen Fürsten, auf unvorhergesehene Ereignisse, die leicht die Lage der Dinge verändern konnten. Als der Winter vorüber war, kehrten die päpstlichen Botschafter zurück, begleitet von Gesandten aller Parteien. In Rom sollten die Streitfragen sämtlich erledigt und der Reichsfrieden hergestellt werden. Innocenz sah ein, daß Ottos Königtum nicht mehr aufrecht zu halten sei; er war entschlossen, der Notwendigkeit nachzugeben und den Hohenstaufen als König anzuerkennen, vorausgesetzt, daß dieser dafür in dem Bischofsstreite zu Mainz und Köln dem Papste zu Willen sein und die Machtstellung des römischen Stuhls in Italien bestätigen werde. Die Freilassung des gefangenen Bruno

von seiten Philipps und die Lossprechung Adolfs durch die Legaten sollten auch hier die Wege der Verständigung ebnen.

Bischofsstreit in Bremen.

Die Verhandlungen zogen sich hinaus, da nun auch nach Hartwigs II. Tod († 3. Nov. 1207) das Erzstift Bremen durch eine Doppelwahl zerrissen ward, indem die hohenstaufisch-deutsche Partei jenen Waldemar von Schleswig wählte, der schon einmal das hohe Amt besessen, dann aber, als er im Bunde mit Kaiser Heinrich VI. die Hand nach der dänischen Krone ausstreckte, seinen Ehrgeiz mit dreizehnjähriger Gefangenschaft auf Alsen hatte büßen müssen (VI, 813), die Dänisch-welfische Partei dagegen den Hamburger Dompropst Burkhard erhob und zugleich in Rom auf eine Untersuchung wegen unregelmäßiger Wahl gegen Waldemar antrug. Ohne die Entscheidung der Kurie abzuwarten, nahm Waldemar, im Vertrauen auf die Gunst des Hohenstaufen, Besitz von dem Erzbistum und lud dadurch den päpstlichen Bann auf sich. Und schon rückte König Waldemar mit Heeresmacht die Elbe herauf, um seinem Schützling das Erzbistum mit Gewalt zu verschaffen, verwüstete die Besitzungen der Grafen, die zu Bischof Waldemar hielten, und schloß mit Otto ein Bündnis zur Bekämpfung Philipps, der sich anschickte nach Ablauf des Waffenstillstandes im Juni mit einem großen Reichsheer, das sich bereits in Bamberg und Quedlinburg zu sammeln begann, seinen Gegner aus seiner letzten Zufluchtsstätte Braunschweig zu vertreiben und der dänischen Herrschaft im deutschen Norden ein Ende zu machen.

Das blutige Ereignis zu Bamberg. 1208.

So unangenehm dieser Zwischenfall dem Papste kam, so scheint er doch das Friedenswerk nicht beeinträchtigt zu haben. Philipps Bereitwilligkeit, seine Freundschaft durch wichtige Zugeständnisse zu erkaufen, erzeugte in Rom eine günstige Stimmung. Schon kehrten die beiden Legaten mit Wolfger nach Deutschland zurück, um die noch obwaltenden Streitpunkte auszugleichen und das hohenstaufische Königtum durch die Anerkennung und Weihe des heil. Vaters zu besiegeln, da trat ein Ereignis ein, welches die ganze Sachlage änderte und dem Welfen einen Sieg verlieh, wie ihn keine menschliche Berechnung ahnen konnte. — Philipp war auf dem Wege nach Bamberg, das er zum Sammelplatz für die Heerhaufen des südlichen Deutschlands gegen den welfisch-dänischen Feind bestimmt hatte. Dort feierte er am Morgen des 21. Juni das Vermählungsfest seiner Nichte Beatrix, der einzigen Tochter und Erbin seines verstorbenen Bruders, des Pfalzgrafen von Burgund, mit dem Herzog Otto von Meran. Das Hochzeitmahl fand in dem Schloß Babenberg statt, der Wohnung des Bischofs Egbert, eines Bruders des Bräutigams. Nach dem Mahle geleitete der König mit vielen Rittern das Brautpaar eine Strecke Wegs und ließ sich dann nach der Rückkehr, um bei der drückenden Hitze sich gegen plötzliche Krankheit zu schützen, auf beiden Armen zur Ader. Den Nachmittag verbrachte er auf einem Ruhebett unter heitern Gesprächen mit Bischof Konrad von Speier, seinem Kanzler, und mit Heinrich von Waldburg, seinem Truchseß und Kämmerer. Um drei Uhr kam Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Brudersohn jenes tapfern Feldhauptmanns unter Kaiser Friedrich und des Kardinal-Erzbischofs von Mainz, mit einer Anzahl Bewaffneter zum Palaste. Diese blieben an der Pforte; Otto aber ging hinein, klopfte an die Thür des

Zimmers, in welchem der König sich befand, und wurde auf Befehl desselben eingelassen. Sein bloßes Schwert erregte keinen Verdacht, denn er hatte schon oft durch gauklerisches Spiel mit demselben dem König Vergnügen bereitet. Diesmal verbat Philipp sich das Spiel; da stürzte der Mörder mit dem Ruf: „Jetzt soll es auch kein Spiel sein!“ auf den ruhenden König zu. Das Schwert fährt nieder; mit zerschnittenem Halse taumelt der König noch einige Schritte vorwärts und stürzt dann leblos zu Boden. Der Bischof hatte sich bei Zeiten versteckt, der hinzuspringende Truchseß eine schwere Wunde am Kinn empfangen: so konnte der Verbrecher unaufgehalten aus dem Gemache entkommen, sich aufs Pferd schwingen und mit den Seinen davonjagen.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die blutige That persönlicher Rachgier entsprang. König Philipp hatte vor Jahren eine seiner Töchter, vermutlich die jüngere, Beatrix, dem Pfalzgrafen verlobt, war aber unlängst von dieser Verlobung zurückgetreten, weil eben diese Tochter in den zu Rom geführten Verhandlungen dem Neffen des Papstes zur Ehe zugesagt war. Die mit dieser Thatsache unbekannten Zeitgenossen erklärten sich die Auflösung des Verlöbnisses mit dem auch anderweitig übel berufenen wilden Charakter des Pfalzgrafen. Aber derselbe hatte noch eine zweite, schwerere Kränkung durch Philipp erfahren. Er warb nämlich damals um Gertrud, die Tochter des Herzogs Heinrich von Schlesien, und glaubte, daß der König ihm dort entgegengearbeitet habe, indem er vor ihm warnte. Ob dies wirklich geschehen, vermögen wir nicht zu sagen. Jedenfalls benahm sich der König gegen ihn bis zum letzten Augenblick mit der größten Unbefangenheit und nicht wie jemand, der sich einer geheimen Schuld bewußt ist. Schon nach jener ersten Kränkung mag in Otto der Gedanke zu Rache aufgestiegen sein; nach dieser zweiten schritt er zur That. Er hat den Mord ganz allein ausgeführt. Jedoch wurde der Verdacht laut, daß andere um sein Vorhaben gewußt, ihn vielleicht aufgestachelt, bei den Vorbereitungen zur That und nachher bei der Flucht ihm geholfen hätten. Namentlich richtete derselbe sich auf den Bischof von Bamberg, in dessen Pfalz Philipp ermordet war, und seinen Bruder, den Markgrafen Heinrich von Istrien, die gleich danach die Stadt eiligst verlassen hatten. Aber es ist durchaus unmöglich, irgend einen vernünftigen Grund ausfindig zu machen, der die Brüder zu Mitschuldigen des Mörders hätte werden lassen können, kein Vorteil ist denkbar, der ihnen aus der blutigen That hätte erwachsen können. Da aber die Ungeheuerlichkeit der That und das Verlangen nach Rache jede besonnene Prüfung verhinderte, so wurde jene Behauptung vielfach geglaubt, um so mehr, da es sicher nicht an Leuten fehlte, welche aus dem Verderben der beiden Fürsten Gewinn zu ziehen hofften.

Tod der Königin. Ein solches Ende nahm König Philipp, gerade in dem Augenblick, „da sich sein Glück zu stolzerem Flug erhob“, durch die Hand eines Mannes, dessen Geschlecht von den Hohenstaufen mit Gunst und Gnade überschüttet worden. Die königliche Leiche wurde in der Domkirche zu Bamberg beigesetzt, aber fünf Jahre später nach der Kaisergruft zu Speier gebracht. „Wie ein glänzender Stern vom Himmel herab, also bist du gefallen, du Edelstein unter den Königen; untergegangen ist die Sonne und es ist Nacht geworden“, so klagte ein Mönch im Kloster Salmansweiler und bezeichnete damit die trübe, angstvolle Stimmung, welche sich aller Gemüter bemächtigte. Für die byzantinische Kaisertochter Irene, welche an der Seite des ritterlichen, edlen, gebildeten Hohenstaufen nach einer

sturmbewegten **Jugend** ein stilles Leben der Liebe geführt, war die Trauerbotschaft der **Todesstoß**. Schwangeren Leibes eilte sie von dem Orte des Schreckens nach dem **Bergschloß** Hohenstaufen, wo sie zwei Monate nachher in Kindesnöten 28. Aug. starb. **Acht Tage vor** ihrem Tod hatte sie dem Kloster Adelberg einen Schenkungsbrief **ausgestellt**, der mit den Worten begann: „Die Gerichte des Herrn sind unerforschlich!“ „Drüben im nahen Kloster Lorch, wo man vom grünen Hügel **hinabschaut** in das tannenumsäumte, wehmütig freundliche Wiesenthal, da liegt **dem Stammherrn** der Hohenstaufen zur Seite „die griechische Maria“ begraben, „**die Rose ohne** Dorn, die Taube sonder Gallen“, als welche sie einst Walter **von der** Vogelweide in den Tagen des Glücks besungen.“ Nun grünte von dem **alten Heldenstamm** der Hohenstaufen nur noch ein junges Reis im fernen Süden.

5. König Otto IV.

a. Herstellung der Reichseinheit.

„Das Jahr 1208 wird das Ende der Dinge sein“, hatte einst ein Mönch Anarchie im Reich. zu Ratzeburg, dem man einen prophetischen Blick zuschrieb, geweissagt. Und die Stürme, die nach Philipps Tod über das Reich hereinbrachen, schienen die nahe Erfüllung anzudeuten. Die Lehnsfürsten der Hohenstaufischen Partei, die sich in Bamberg und Quedlinburg gesammelt, zogen ab und benutzten die herrenlose Zeit, um die Güter und Burgen, die ihrer Treue anvertraut waren, sich zu eigen zu machen. Während im Norden der Dänenkönig seine Herrschaft über deutsche Länder befestigte, die Könige von England und Frankreich lüsterne Blicke herüberwarfen und Otto von Braunschweig aus seine früheren Verbündeten wieder an sich zu ziehen bemüht war, um die schon fast verlorne Krone aufs neue zu gewinnen, verfiel der Süden der Anarchie. In zügellosen Banden ergoß sich das aufgelöste Heer über das Reich; in Franken, Schwaben und im Elsaß herrschten Fehde und Gewaltthat; längs des Bodensees sah man rote Feuersäulen zum Himmel aufsteigen; das Volk auf dem Lande und in den kleineren Städten seufzte unter schweren Drangsalen; Recht und Gesetz waren ohnmächtig. Die Erde litt unter furchtbarer Dürre, am Himmel schreckten Zeichen und Wunder; selbst die Natur schien aus ihrer Bahn gewichen*). Das Reich ging

*) Ein Spruch Walters von der Vogelweide bezeichnet die angstvolle Stimmung der Zeit.

Nun wachet all'! Es naht der Tag,
Vor welchem Angst wohl haben mag
Die Christenheit, die Juden und die Heiden.
Viel Zeichen sind es, die wir sahen,
Verkündend uns sein baldig Nahen,
Wie es die Schrift untrüglich kann bescheiden.

seiner Auflösung entgegen, wenn man sich nicht rasch verständigte, wer die Krone tragen sollte. Manche dachten an den jungen Friedrich; aber das zwölfjährige „Kind von Apulien", das in der Fremde geboren, den Deutschen unbekannt war, schien jetzt so wenig geeignet das Zepter zu führen als vor zehn Jahren.

Otto als König anerkannt. 1208. Unter solchen Umständen lag der Gedanke nahe, sich mit dem Welfen zu verständigen; und je schneller man sich dazu entschloß, desto größere Vorteile standen in Aussicht. Erzbischof Albrecht von Magdeburg, der bisher gleich seinem Vorgänger zu den Hohenstaufen gehalten, aber noch keine Gelegenheit zum entschiedenen Auftreten gefunden hatte, ging voran. Gegen große Zugeständnisse von seiten Ottos an das Magdeburger Erzstift leistete der staatskluge und einflußreiche Prälat dem Welfenfürsten die Huldigung und versprach, ihm hinfort als seinem König und Herrn treu zu Diensten zu sein. Wenn aber Otto seinerseits zusagte, Albrecht immer vor allen andern Fürsten in seine Pläne einzuweihen und in allen Dingen nach seinem Rate zu handeln, so bedeutete das doch eine völlige Umkehr in der Politik des Königs. Otto verließ auf Andrängen Albrechts die bisher verfolgte Bahn und bekannte sich zu der Politik der Staufischen Partei. Er verzichtete auf die geplante gewaltsame Durchsetzung seiner Anerkennung und betrat den Weg der Unterhandlung und der Versöhnung mit solchem Erfolge, daß er von den Fürsten Sachsens und Thüringens schon am 22. September auf dem Reichstag zu Halberstadt einstimmig zum König gewählt ward. Bald traten auch die rheinischen und süddeutschen Fürsten auf seine Seite, besonders da der Papst mahnte, das Gottesurteil, das für Otto entschieden, anzuerkennen. Innocenz war in seinen Verhandlungen noch nicht so weit vorgegangen, daß er bei der unerwarteten Wendung der Dinge nicht wieder in seine frühere Politik hätte einlenken können, besonders da der Welfenkönig sich nach dem Hingange Philipps mit der alten Ehrfurcht und Ergebenheit an ihn gewendet und

22. März 1209. seinen Beistand angerufen hatte. Auch bestätigte Otto in Speier den Vertrag von Neuß. Als Bischof Konrad von Speier, welcher als das eigentliche Haupt der Staufischen Partei galt und bei Philipp das Kanzleramt bekleidet hatte, sich für Otto erklärte und ihm die Burg Trifels erschloß, wo die Reichsinsignien verwahrt lagen, da konnte Ottos Königtum als gesichert gelten. Ritter und Dienstmannen der Hohenstaufen huldigten demselben. Marschall Heinrich von Kalandin kam selbst nach Braunschweig geritten, seinen neuen Herrn zu begrüßen

---

Die Sonne hat den Schein verkehret,
Untreu den Samen ausgeleeret
Allwärts über Feld und Rain.
Der Vater Untreu bei dem Kinde findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Die Geistlichkeit in Kutten trüget
Statt Gott der Menschen Herz zu weihn.
Gewalt siegt ob, des Rechtes Ansehn schwindet;
Wohlauf: hier frommt nicht müßig sein.

und ihn der Treue der staufischen Erblande zu versichern. Vergeblich versuchte Philipp August von Frankreich, einen Gegenkönig in der Person Heinrichs von Brabant aufzustellen. Als Otto im Herbst nach dem Süden zog, den er bisher noch nicht betreten, wurde er allenthalben mit Freuden begrüßt; Städte und Burgen öffneten ihm die Thore; Frankfurt war festlich geschmückt, und Fürsten und Herren aus Franken, Schwaben und Bayern hatten sich mit stattlichem Gefolge in großer Menge eingefunden, um den Wiederhersteller des Friedens und der Reichseinheit würdig zu empfangen.

In Frankfurt wurde Otto von der ganzen Fürstenversammlung nochmals zum König gewählt. Er unterwarf sich willig der neuen Wahl, obwohl er dadurch eingestand, „daß Philipp der rechtmäßige König, er selbst der Eindringling gewesen sei". Mochte auch die Hohenstaufische Partei ihn bloß als Philipps Nachfolger anerkennen, wenn er nur allgemein als König galt. Und dies erreichte Otto. Als er in der Versammlung auf das Evangelienbuch geschworen, die Kirche und ihre Diener zu schützen, ein gerechter Richter zu sein, den Frieden zu wahren und jeden Feind der Christenheit mannhaft zu bekämpfen, überreichte ihm der Kanzler Konrad die Zeichen der Herrschaft. Als er die Krone Karls des Großen auf dem Haupte den Thron bestiegen, trat die zehnjährige Beatrix, Philipps älteste Tochter, „die so schön war und so fein", von Konrad geführt in den fürstlichen Kreis, warf sich „mit züchtiglichen Geberden" zu des Königs Füßen und flehte unter lautem Weinen und Schluchzen um gerechtes Gericht wider den Mörder ihres Vaters. Die Anwesenden waren bei dem Anblick zu Thränen gerührt und stimmten der Forderung bei. Und wie konnte Otto sein neues Königtum besser einweihen als durch die Bestrafung der Frevler? Nach einstimmigem Fürstenspruch verhängte der König die Reichsacht über Otto von Wittelsbach und die Gesellen seiner That, erklärte sie für recht- und friedelos und beraubte sie ihrer Würden und Güter.

Der Fürstentag in Frankfurt. 1208. 11. Nov.

Infolge dieses Spruches, der einige Monate nachher auf einem Reichstag in Augsburg nach bayrischem Recht wiederholt ward, zogen mehrere Glieder der Wittelsbacher Familie, welche im Blute ihres Verwandten den Flecken von ihres Hauses Ehre abzuwaschen trachteten, nebst dem greisen Marschall Kalandin aus, um an den Schuldigen die Strafe zu vollstrecken. Sie brachen die Burg Andechs am Ammersee, den Stammsitz der Herzöge von Meran, und verwüsteten die Besitzungen des Pfalzgrafen. Das alte Schloß Wittelsbach wurde dem Untergang geweiht, Herzog Ludwig selbst zerstörte die Wiege seines Geschlechts. Otto, der sich auf einem Hofe des Klosters Eberach bei Regensburg verborgen hielt, wurde von dem Marschall und einem jungen Ritter Wolf, dessen Vater einst von ihm hingerichtet worden war, in seinem Versteck aufgespürt, überfallen und mit vielen Wunden getötet. Darauf trennte Heinrich von Kalandin das Haupt vom Rumpfe und warf es in die Donau. Dem Leichnam wurde erst nach sieben Jahren auf päpstliche Erlaubnis ein christliches Begräbnis im Kloster Indersdorf zu teil. Die beiden andern unschuldig Geächteten, Bischof Egbert und sein Bruder Markgraf Heinrich, ergriffen die Flucht. Letzterer pilgerte in das Heilige Land, ersterer begab sich zu seinem Schwager Andreas von Ungarn. Beide wurden indes

Ausgang Ottos von Wittelsbach.

einige Jahre nachher von der Schuld freigesprochen und in ihre Würden und Güter wieder eingesetzt.

Versöhnung und Friede. Noch auf dem Reichstage in Frankfurt hatte Otto den Fürsten erklärt, daß er die hohenstaufische Jungfrau unter seine vormundschaftliche Obhut nehmen und sie, sobald sie zu Jahren gekommen, zu seiner Ehegenossin machen werde. Diese Verbindung, die in der Folge wirklich vollzogen ward, war das sicherste Mittel, die Zwietracht zwischen den beiden Parteien auszugleichen. Auch vermehrte sie die Hausmacht des Welfen, indem die Erbtochter Philipps ihrem Ehegemahl 350 Burgen und Schlösser zubrachte. Von jetzt an war des Königs ganze Sorge auf Begründung des Reichsfriedens und auf Herstellung gesetzlicher Ordnung gerichtet. Unterstützt von den Fürsten, welche gleichfalls von dem Wunsche beseelt waren, die Wunden, die der zehnjährige Bürgerkrieg geschlagen, zu heilen, stellte er eine Menge Mißbräuche ab, wehrte dem Raubwesen der Großen durch strenges Gericht, schuf Sicherheit für Handel und Wandel, steuerte der Zuchtlosigkeit der Geistlichen. „Otto hat gleichsam einen neuen Menschen angezogen“, schrieb Innocenz voll Freude an den Bischof von Kamerich (Cambrai). Die Welt atmete wieder auf; Ackerbau und friedliche Thätigkeit kamen in Aufschwung, ein reicher Erntesegen endigte die Not des vergangenen Jahres. Freudig schauten die Völker in die Zukunft und erwarteten den Anfang einer glücklichen Zeit. Und doch war es nur „ein vorübergehender Sonnenblick des Friedens“, hinter dem bald neue Stürme aufzogen.

Auf die Kunde von Philipps Tod nahmen die beiden Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Bruno von Köln Besitz von ihren Stellen. Lultpold, der wenig Freunde und Anhänger zählte, blieb auf sein Bistum Worms beschränkt, und Adolf wurde mit einigen hundert Mark jährlicher Einkünfte abgefunden. Und so sehr hatte er sich durch sein eigensüchtiges, ränkevolles Treiben um alle Achtung gebracht, daß, als noch in demselben Jahr Bruno starb, nicht er, sondern der Propst Dietrich von Heinsberg zum Nachfolger gewählt ward. Gern hätte der König den Bischof Johannes von Kamerich, der so oft sein getreuer Sachwalter und Fürsprecher bei dem Papst gewesen war, auf das Erzstift erhoben; als aber die Kölner widerstrebten, belehnte er den Erkornen mit den Regalien und der Herzogswürde von Lothringen und Westfalen. In Bremen dagegen behauptete sich Waldemar wider den dänischen Gegenbischof Burkhard.

Stimmung im Süden. Auf dem ersten Umritt, den Otto nach seiner Königswahl durch die Rheinlande und Schwaben antrat, hielt er scharfes Gericht über alle Friedensbrecher und Übelthäter, und mehrere adlige Herren, die von dem Marschall Kalandin ergriffen und vor seinen Richterstuhl gebracht wurden, büßten ihre Schuld mit dem Leben. „Darob kam gewaltiger Schrecken über die Ritter und Edlen, welche in Deutschland die Haupträuber zu sein pflegten.“ Zum erstenmal besuchte der König jetzt auch das Kloster Weingarten zu Altdorf, die Familiengruft der Welfen, und das Schloß Ravensburg, den Stammsitz seines Geschlechts. Aber sowohl in Schwaben als in Bayern, wohin er dann seinen Weg nahm, waren die Sympathien für das Welfenhaus erloschen, und Otto besaß nicht die

Eigenschaften, sie wieder zu beleben. Wie sehr auch seine Strenge gegen die streitsüchtigen Großen gerechtfertigt sein mochte, man sah in der Härte gegen den süddeutschen Herrenstand, der stets treu zu den Hohenstaufen gehalten, nicht Gerechtigkeitsliebe, sondern Rachsucht und in der Übertragung schwäbischer und bayrischer Lehen an seine aus Sachsen oder gar aus England mitgebrachten Dienstmannen und Freunde nur die Absicht, die staufische Partei zu schwächen und seinen eigenen Anhang zu mehren. Eine tiefe Verstimmung gegen den sächsisch-normännischen Fürsten griff um sich, und die Liebe für das „angestammte" Herrscherhaus befestigte sich tief in dem Gemüte des süddeutschen Adels. Und wenn man nach Norden blickte, wo durch Ottos Schuld das schöne Reichsland, das die früheren Geschlechter mit so großen Opfern erworben, in fremde Hände geraten, wo ganz Holstein samt Lübeck und Hamburg dänisch geworden war, so mußte der Unwillen wachsen.

Wie Otto im Süden des Reichs die zerstreuten Besitzungen der Hohenstaufen in Dienst und Pflicht nahm, so auch im mittleren Deutschland, in dem Pleißner Land, welches Friedrich Barbarossa „als einen Kern für weitere Eroberungen" an sich gebracht hatte. Auf einem in Altenburg abgehaltenen Reichstag huldigten ihm nicht nur Ostern 1209.
die Herren der wendisch-deutschen Marken, sondern auch der Böhmenkönig Ottokar erkannte ihn an und von Polen (Schlesien) und Ungarn kamen Botschafter zu seiner Begrüßung. Selbst aus England erschien eine glänzende Gesandtschaft, um dem König die Glückwünsche des Oheims und eine namhafte Geldsumme zu überbringen.

Das Pfingstfest feierte Otto in Braunschweig unter großen Freudenbezeugungen der Bürgerschaft, dann begab er sich zu dem Reichstag nach Würzburg, Reichstag in Würzburg. 24. Mai 1209.
wo das Friedenswerk mit einem fröhlichen Verlobungsfest besiegelt werden sollte. Der Papst hatte die beiden Kardinallegaten, die seine Sache bei König Philipp geführt, abermals über die Alpen gesandt, mit Glückwünschen zur Wiederherstellung des Reichsfriedens und mit Dispensen zur Beseitigung der Hindernisse, welche nach den Kirchengesetzen die Verwandtschaft zwischen Otto und Beatrix der beabsichtigten Vermählung in den Weg legte. In ihrer Gegenwart wurde in der „mit Kränzen und Maien" geschmückten Mainstadt auf einer Reichsversammlung, wie Deutschland lange keine gesehen, die Verlobung des Welfenkönigs mit der staufischen Erbtochter Beatrix, „der minniglichen Maid", vollzogen. Darauf ward die jugendliche Braut mit königlichem Geleite nach Braunschweig geführt und der Obhut des Pfalzgrafen Heinrich, des Gemahls ihrer verewigten Muhme Agnes, übergeben. So schien der lange Hader der Welfen und Hohenstaufen für immer beigelegt. Das Jahr 1209 sah das Reich geeinigt wie nie; nicht nur, daß die deutschen Fürsten und Bischöfe dem vierten Otto Treue und Gehorsam geschworen, daß auch Heinrich von Brabant und Ottokar von Böhmen wieder zu der alten Fahne zurückgekehrt waren und in Würzburg ihre Huldigungen dargebracht hatten, auch von Mailand und andern Städten Italiens waren Abgeordnete erschienen und hatten dem König als Zeichen ihrer

Unterwürfigkeit goldene Schlüssel und reiche Geschenke überbracht, und Papst Innocenz sprach in schmeichelhaften Sendschreiben seine volle Zufriedenheit aus, daß nunmehr die beiden Häupter der Christenheit „ein Herz und eine Seele seien". Unter so günstigen Umständen trat Otto im Sommer die Romfahrt an, um sich in St. Peter die Kaiserkrone zu holen. Nachdem er seinen Bruder Heinrich, der dem welfischen und dem hohenstaufischen Hause gleich nahe stand, zum Reichsverweser eingesetzt, zog er mit zahlreichem Heergefolge über den Brenner und durch das Etschthal nach Verona und lagerte sich am 18. August am schönen Ufer des Gardasees.

b. Romfahrt und Kaiserkrönung.

Lage und Parteistellung in Italien. Zwölf Jahre hatte kein deutscher Herrscher die Halbinsel betreten, um die alten Reichsrechte zu üben; ungehindert hatten die Kommunen ihre freien Verfassungen ausgebildet, aber auch Zwietracht und Parteiwesen hatten eine wuchernde Saat getrieben. „Sie schienen der Fremdherrschaft nur entgangen, um der Anarchie im Innern zu verfallen." Nicht nur, daß unter den lombardischen Städten die Spaltung fortdauerte, welche sie in den Tagen Friedrichs I. und Heinrichs VI. entzweite, daß Mailand und seine Verbündeten, besonders Piacenza und Brescia, mit den kaiserfreundlichen Städten Cremona, Pavia und Parma in blutiger Fehde lagen, daß die jungen Republiken voll Rachsucht, Neid und leidenschaftlichem Haß ihre Waffen gegeneinander wandten und ihre Kräfte in heftigen Städtekriegen verzehrten; unter den Bürgern der einzelnen Gemeinden herrschten Hader und Parteigeist, wüteten bürgerliche Kämpfe um Standesrechte und freiheitliche Ausgleichung, wie im alten Rom zwischen Patriziern und Plebejern, und die Adelsgeschlechter, die nach und nach sämtlich von ihren Burgen in die Städte gezogen waren, gefährdeten nicht selten die Freiheit der städtischen Gemeinwesen, in denen sie „verburgrechtet" waren und in deren Mitte sie ihre festungsartigen Häuser mit Mauern und Türmen aufgeführt hatten (VI, 681).

Wie früher dargethan (VI, 745), standen damals an der Spitze der Städte gewählte Oberbeamte, Podesta genannt, welche man in der Regel von außen herbeirief und durch jährliche Neuwahlen und heilige Eide beschränkte. Häufig gehörten nun diese Podesta den Adelsgeschlechtern an, dann konnten sie leicht in Versuchung kommen, mit Hilfe ihrer Anhänger und der niedern Volksmasse ihre Amtsgewalt derart zu steigern, daß sie zu fürstlicher Macht, zu einer städtischen Tyrannis ausartete; gehörten sie aber keiner reichen und mächtigen Familie an, so vermochten sie die inneren Parteikämpfe nicht niederzuhalten.

Guelfen und Ghibellinen. Tiefer jedoch als alle früheren kirchlichen oder politischen Scheidungen griff die Parteispaltung ein, welche um diese Zeit die ganze italienische Nation von den Alpen bis zur Südspitze Siziliens in die zwei großen Heerlager der Guelfen und Ghibellinen trennte und das ganze öffentliche und gesellschaftliche Leben durchdrang. Wir haben die Keime und die allmähliche Entwickelung

dieser politisch-kirchlichen Parteien schon kennen gelernt. Die Welfen und Waiblinger gaben nur den Namen; nicht um die Anerkennung oder größere Berechtigung dieses oder jenes der streitenden Herrscherhäuser handelte es sich, sondern um eine prinzipielle Verschiedenheit in der Auffassung des Staates, um ein politisches Glaubensbekenntnis von entgegengesetzten Ausgängen und Zielen; der Name war nur die Losung, das Erkennungszeichen. Ohne Zweifel gab der Thronstreit zwischen Welfen und Hohenstaufen und die Stellung, welche Papst Innocenz III. zu demselben einnahm, beiden Parteien ihren Ursprung; aber mehr noch als in Deutschland trat in Italien das Persönliche mehr und mehr hinter der tieferen Bedeutung des Streites zurück (S. 8 f.). Seitdem Innocenz III. den kühnen Gedanken gefaßt, Italien von dem Deutschen Reiche zu trennen, die bisher von den Kaisern geübte Oberherrlichkeit dem apostolischen Stuhle zu erwerben und zugleich dem Papsttum den höchsten Ehrenrang über den zahllosen Herrschaften des italienischen Landes, über den Dynasten und Lehnsrittern, wie über den städtischen Gemeinwesen zu erwerben und von dem Kirchenstaat aus eine schiedsrichterliche Obergewalt über die ganze Halbinsel zu üben, trat an die Italiener die Frage heran, ob sie in Zukunft die Kirche oder das Reich als höchste Macht anerkennen, den Papst oder den Kaiser als obersten Richter und Herrn ehren, die Quelle ihrer Rechte und Freiheiten in der Kaiserkrone oder in der Tiara suchen wollten. Wenn der Volksteil, welcher die Kirche und das Papsttum als den Hort und Mittelpunkt seines politischen Lebens aufstellte, den Namen „Welfen" (Guelfen) erhielt, der andere, welcher in Kaiser und Reich die oberste Richtergewalt verehrte, als „Waiblinger" (Ghibellinen) bezeichnet wurde, so lag die nächste Veranlassung in der Stellung Ottos IV. und Philipps zum römischen Stuhl. Der Vertrag, den der Welfenkönig zu Neuß mit dem Papste 22. März 1209.
abschloß, den er acht Jahre später zu Speier in einer mit goldener Bulle besiegelten Urkunde bestätigte, setzte den päpstlichen Stuhl erst in den Stand, den Ehrenrang über den italienischen Fürsten und Gemeinwesen zu behaupten, während der Hohenstaufe durch die Traditionen und Interessen seines Hauses zur Opposition gegen die ausschließliche Vorherrschaft des Pontifikats geführt ward. Die Parteinamen Guelfen und Ghibellinen konnten daher auch gelten, als die beiden Herrscherhäuser schon längst vom Schauplatz abgetreten waren. An Freiheitssinn und Vaterlandsliebe stand kein Teil dem andern nach; Ghibellinen wie Guelfen wirkten mit gleichem Eifer, mit gleicher Hingebung an dem Ausbau der städtischen Verfassungen, strebten mit gleicher Energie nach Macht und Herrschaft im Innern wie nach außen, arbeiteten mit gleicher Anstrengung an der Verherrlichung und Vergrößerung ihrer Heimat, suchten mit gleicher Emsigkeit die irdischen Güter wie die geistigen Schätze zu mehren. Auch an nationalem Sinn blieben die Ghibellinen nicht hinter den Guelfen zurück. Konnten sich diese rühmen, daß ihr Oberhaupt seinen Sitz in der Halbinsel selbst, in der alten Weltstadt Rom habe, so konnten jene geltend machen, daß von dem auswärtigen

Oberherrn ihre Freiheit, ihr heimisches Recht, ihre selbstgeschaffenen Verfassungen weniger beeinträchtigt und gefährdet würden. Daß in der Folge die Parteistellung häufig durch persönliche Motive bestimmt wurde, daß die Prinzipien oft zurücktraten hinter minder lauteren Beweggründen, daß Ehrgeiz, Rachsucht, Erbfeindschaften der einzelnen Familien und Geschlechter mächtiger waren als die Verschiedenheit politischer Anschauungen, war in der menschlichen Natur und in dem gesellschaftlichen Zusammenleben begründet. Im heißen Süden, wo das Blut stärker pulsiert, die Leidenschaften heftiger hervortreten, die Freiheit leicht die Grenze der Sitte und des Gesetzes überspringt, die Willenskraft oft zu Handlungen der Willkür und Gewalt sich fortreißen läßt, wird das Parteileben weniger von Ideen als von individuellen Impulsen geleitet und beherrscht.

Die Parteien in der Veroneser Mark.

Als König Otto den Boden Italiens betrat, war die Parteischeidung des italienischen Volkes in Guelfen und Ghibellinen erst im Werden begriffen; aber sein Erscheinen brachte die schlummernden Gegensätze zum Ausbruch. In der Mark Verona wütete schon seit Jahren ein blutiger Parteikampf, der sich von Treviso und Vicenza bis nach Mantua und Ferrara erstreckte und zwei mächtige Grafengeschlechter, die Ezzeline und die Este, zu Führern hatte.

Die Ezzeline und die Markgrafen von Este.

Beide gehörten zu dem begüterten Landadel, der neben seinem Grundbesitz, seinen Burgen und Dienstmannen in Verona, Vicenza u. a. O. turmartige Gebäude besaß. Stark durch ihren Anhang bei der Menge, die sie als „Führer des Volkes" ehrte, und durch ihre Kriegsmannen, hätten beide Geschlechter sich leicht zu einherrlicher Gewalt aufschwingen können, hätten sie nicht wieder durch Fehden untereinander ihre Kräfte verzettelt. Der Ahnherr der Ezzeline war ein deutscher Reitersmann gewesen, der mit Kaiser Konrad II. über die Alpen gekommen war und nichts als das Pferd besaß, auf dem er ritt. Für seine treuen Dienste verlieh ihm der Kaiser Onara und Romano, zwei Landschaften in der Mark Treviso, als Reichslehen, und der Bischof von Vicenza übertrug ihm die reiche Vogtei über Bassano. Die Nachkommen mehrten das väterliche Erbe; der Urenkel, der mit König Konrad III. ins Heilige Land zog und nach seiner Rückkehr von den geistlichen Herren der Gegend mit Schirmvogteien und Lehen beschenkt wurde, konnte seinem Erben bereits einen Landbesitz hinterlassen, der einem Fürstentum glich. Es war dies jener Ezzelino der „Stammler", welcher als Feldhauptmann des Lombardenbundes Kaiser Friedrich Barbarossa bekämpfte (VI, 723), seit dem Konstanzer Frieden aber ein treuer und eifriger Verfechter der kaiserlichen Sache blieb. Noch bedeutender wuchs das Haus unter Ezzelino II., „dem Mönch", einem thatkräftigen Manne, der nach einem vielbewegten, wechselvollen Leben sich von der Welt zurückzog, was ihm jenen Beinamen verschaffte. Mächtig durch Reichtum und verwandtschaftliche Verbindungen und unternehmenden Geistes war er die Seele aller Parteikämpfe in der Veroneser Mark. Die Stützpunkte seiner Macht waren Treviso und Vicenza, wo er verburgrechtet war und die Würde eines Podesta bekleidete. In der letzteren Stadt stand ihm und seinem Anhange, den Vivaresen, der Graf Uguccione vom Geschlecht der Conti mit der Partei der Maltraversen gegenüber und nicht selten maßen beide Teile ihre Kräfte in heißen Kämpfen. —

Die Herren von S. Bonifazio und Montecchi in Verona.

In Verona waren die Grafen von S. Bonifazio und die Montecchi die Führer zweier Parteien, die sich in ähnlicher Weise bekämpften. Bald siegten die einen, bald die andern, und immer wurden die Häupter der Besiegten zur Flucht genötigt, ihre Häuser niedergerissen, ihr Vermögen eingezogen. —

Die Salinguerra in Ferrara.

In Ferrara stand die Familie der Salinguerra an der Spitze der einen Adels-

partei, ihre Gegner suchten sich daher eine Stütze an dem Markgrafen von Este, dem italienischen Zweig des Welfenhauses (VI, 616). In Padua waren die Herren von Camposampieri das reichste und angesehenste Geschlecht. Lüsterne Frevelthaten und schwere Ehrenkränkungen hatten zwischen ihnen und den Ezzelinen Todfeindschaft erzeugt. Ähnlichen Verhältnissen begegnete man in allen Städten des oberen und mittleren Italien; doch griffen keine Parteihäupter so tief in das politische Leben ein als die Ezzeline und die Markgrafen von Este; zu den letzteren hielten sich die Camposampieri von Padua und die Herren von S. Bonifazio in Verona; an die ersteren schlossen sich die Montecchi und Salinguerra an. In dieser Spaltung des Adels und der Städte der veronesischen Mark darf man den Ursprung der großen Parteien der Ghibellinen und Guelfen erblicken. An der Spitze der ersteren standen die den Hohenstaufen befreundeten Ezzeline, während das Geschlecht der Este durch Abstammung und Verwandtschaft an die Welfen gewiesen war. Ezzelino hatte zwei Söhne und sechs blühende Töchter, durch die er mit den angesehensten Häusern Familienverbindungen knüpfte. Die jüngste seiner Töchter, Kunizza, die „Tochter der Schönheit" genannt, berühmt wegen ihrer Reize und ihrer Liebesabenteuer, wurde von dem Sänger Sordello de' Visconti, ihrem Verehrer, gefeiert. Im Jahre 1194 hatte in Vicenza die Gegenpartei die Oberhand gewonnen. Nach einem heftigen Straßenkampf, wobei ein Teil der Stadt in Flammen aufging, war Ezzelino geflohen. Nach vier Jahren erfocht er den Sieg bei Carmignano (1198) und kehrte nach Vicenza zurück. In jenen Tagen des Schreckens und der Feuersbrunst in Vicenza erblickte Ezzelino III. da Romano, der den Namen des Geschlechts mit blutigen Zügen in die Geschichtsbücher eingetragen, das Licht der Welt. — Zur Zeit, als in Deutschland noch der Thronstreit zwischen Otto und Philipp wütete, führten die Este und Ezzeline in Verona heiße Kämpfe. Trotz Ezzelins Beistand unterlagen die Montecchi, und die Gegenpartei, von San Bonifazio geführt, erhob den Markgrafen Azzo von Este zum Podesta der Stadt (1207). Ein mörderischer Streit in den Straßen von Verona entschied für die Estensische Partei; Ezzelino entging mit Not der Gefangenschaft, seine Anhänger wurden in die Flucht gejagt und ihrer Habe beraubt, die Montecchi in Ketten auf Schloß Este geführt. Bald erhielt der Markgraf auch in Ferrara und Vicenza die Oberhand und bedrohte seinen Gegner in seinem Stammsitz Bassano. Da raffte Ezzelino sich auf und errang wieder einige Vorteile. Er lag gerade vor Vicenza, hinter dessen Mauern Azzo Schutz gesucht, als König Otto die beiden Parteihäupter nach Ossenizo an den Etschklausen entbot.

Die Camposampieri in Padua.

Ottos Sinn war auf Rom und die Kaiserkrone gerichtet, darum wünschte er den Parteikampf in der veronesischen Mark rasch beendigt zu sehen. Und in der That gelang es seiner energischen und besonnenen Haltung den Streit für den Augenblick beizulegen, obwohl der leidenschaftliche Groll der Parteihäupter sogar in seiner Gegenwart so heftige Auftritte herbeiführte, daß Kalandin mit dem Schwerte Ruhe gebieten mußte. Voll stolzen Selbstgefühls und im Vertrauen auf die Gunst des Papstes, der ihn mit der Mark Ankona belehnt hatte, benahm sich Azzo von Este trotzig und übermütig und fand daher, ungeachtet der Verwandtschaft, bei dem Welfenkönig weniger Gnade als der gefällige, gewandte Ezzelino. Und wenn Otto, auf Versöhnung und Ausgleichung bedacht, sich auch beiden Häuptern gleich hold zeigte und sich begnügte, die Montecchi wieder in ihre Rechte und Güter einzusetzen und Vicenza von der Herrschaft Bonifazios zu befreien, so neigte er sich noch mehr zu Ezzelin, welchen er als

Otto stiftet Frieden zwischen Ezzelino und Este. 1209.

Anhänger und Träger der hohenstaufischen Politik erkannte. Von beiden Fürsten begleitet, zog darauf Otto über Mailand, wo ihm das Volk mit Ölzweigen und Lobgesängen entgegenkam, nach Mantua.

Otto und Innocenz in Viterbo.

So sehr auch Otto in seinen Briefen dem heil. Vater noch immer mit der alten Ehrerbietung begegnete, so erkannte das scharfblickende Auge des Papstes doch, daß der deutsche König sich zu fühlen beginne, daß die Huldigungen, die ihm in Deutschland und Italien dargebracht wurden, ihm seine Stellung in einem andern Lichte erscheinen ließen, daß er sich nicht länger als König „von Papstes Gnaden" betrachte. Der Patriarch Wolfger von Aquileja, der als sein Bevollmächtigter vorauszog, um in der Lombardei und in Mittelitalien die dem Reiche zustehenden Rechte in Besitz zu nehmen, trat in Florenz und Bologna mit einer Entschiedenheit auf, die an vergangene Zeiten erinnerte. Die Bereitwilligkeit der italienischen Städte, den Verpflichtungen gegen das Reich nachzukommen, erhöhte des Königs Selbstgefühl. „Überall wurden rückständige Steuern nachgezahlt, wurden freiwillig reiche Gaben dem König dargebracht, und von überallher stießen städtische Truppen zu seinen Fahnen." Innocenz verbarg jedoch sein Mißtrauen; seine Briefe atmeten noch die väterlich wohlwollende Gesinnung von ehedem, und als er an der Spitze des römischen Klerus dem König nach Viterbo entgegenzog, konnte man bei der Begegnung keine Mißstimmung wahrnehmen. Die Begrüßung war herzlich und zärtlich. Selbst daß Otto das Ansinnen, er möge nach vollzogener Krönung sogleich das römische Gebiet mit seinem Heere räumen, zurückwies, brachte in das freundschaftliche Verhältnis keine Störung. Innocenz begab sich mit dem Kanzler Konrad nach Rom, die

Kaiserkrönung und Straßenkämpfe.

Kaiserkrönung vorzubereiten. Otto folgte mit dem Heere nach. Am 1. Okt. schaute er vom Monte Mario zum erstenmal auf die ewige Stadt, während sich die Ebene mit den Zelten für seine 6000 Geharnischte bedeckte. Auch diesmal fehlte es nicht an den gewöhnlichen tumultuarischen Szenen. Es verdroß die römische Bürgerschaft, daß der deutsche Herrscher es verschmähte, ihre Stimme zu erkaufen. Als einige deutsche Kriegsmannen sich in die Stadt wagten, entstanden blutige Händel. Am Tage der Krönung, welche Innocenz trotz der Einsprache des städtischen Senats und einiger Kardinäle am 4. Okt. in St. Peter vornahm, erhob sich aufs neue an der Tiberbrücke und im Borgo ein heftiger Kampf. Selbst als der Kaiser nach der Weihe im Krönungsstaat, die Krone auf dem Haupte neben dem Papste, ihm ehrerbietig den Steigbügel haltend, durch die Reihen der Krieger schritt und dann beide sich zum Festmahl niederließen, dauerte der Streit fort.

c. Der Kaiser im Bann.

Ottos Haltung nach der Kaiserkrönung.

Die Deutschen hielten sich noch einige Tage im verschanzten Lager am Fuße des Monte Mario, dann zogen sie nordwärts. Hatte schon in Rom die Freundschaft der beiden Oberhäupter einen Stoß erfahren, als Otto auf

Schadenersatz drang und auch nach der Krönung nicht, wie Innocenz verlangte, das römische Gebiet verließ, so steigerte sich die Verstimmung bald zu offener Feindschaft, als der Kaiser in allen Orten, welche einst zu dem Mathildischen Erbe gehört hatten, sich huldigen ließ und sie zur Anerkennung der Reichsrechte anhielt. Was der König einst zu Neuß und Speier gelobt hatte, war der Kaiser nicht zu halten gewillt. Innocenz selbst hatte sich durch das Konkordat nicht abhalten lassen, mit Philipp Verhandlungen anzuknüpfen, und hätte nicht der Mordstahl des Wittelsbachers die Fäden zerschnitten, so würde der Welfe trotz des Vertrages die Krone nicht erlangt haben. Hielt Otto seine Zusage, so opferte er die wertvollsten Rechte des Reichs, erniedrigte seine Krone und belud seine Regierung mit unauslöschlicher Schmach; statt Mehrer und Mehrer des Reichs zu sein, gab er die Errungenschaft und das Erbe der Vorfahren preis. Nur das armselige Fodrum während der Romfahrt sollte wie zum Hohn als Kaiserrecht fortbestehen. Vor die schwere Wahl gestellt, seinem Worte ungetreu zu werden oder seine Kaiserpflichten zu verletzen, entschied sich Otto für das erstere. Die Bereitwilligkeit, womit die Städte und der Landadel, womit Bischöfe und Klöster in die früheren Verhältnisse zurückkehrten, die Freudigkeit, mit der alle die alte Oberherrlichkeit des fernen Kaisertums gegen die neue Herrschaft der Kirche wieder eintauschten, erleichterten ihm die Entscheidung. Von Viterbo und Spoleto bis nach Florenz und Lucca leisteten die meisten Städte und viele geistliche und weltliche Herren ohne Widerstand die Huldigung, nur wenige, wie Montefiaskone, mußten mit Gewalt bezwungen werden. In ganz Mittelitalien wurden die Reichsrechte hergestellt. Pisa empfing für seine Treue glänzende Beweise kaiserlicher Huld; der Erzbischof von Ravenna stellte sich unter Ottos Schutz; der Bischof von Ascoli suchte bei ihm die Belehnung nach; der Markgraf Azzo von Este ließ sich die Mark Ankona, die ihm Innocenz verliehen, von seinem kaiserlichen Vetter aufs neue übertragen. Selbst der Prä- 20. Jan. 1210.
fekt Petrus von Rom huldigte dem Kaiser, und aus Unteritalien erschien der deutsche Graf Diepold von Acerra und wurde zum Herzog von Spoleto erhoben. Otto trat ganz in die Fußstapfen Heinrichs VI. Alle Anhänger der Hohenstaufen, vor allen Ezzelino, der dem Heereszug nach Rom gefolgt war, erfreuten sich der kaiserlichen Gunst; Salinguerra von Ferrara erhielt die Mathildischen Orte Medicina und Argelate zu Lehen. — Innocenz geriet über diese Vorgänge in große Aufregung. Er mußte den höhnenden Vorwurf hören, daß ihm Recht geschehe, da er das Schwert selbst geschmiedet habe, das ihn jetzt verwunde. Er wandte den biblischen Ausspruch „Es reuet mich, daß ich den Menschen gemacht habe" (1. Mos. 6, 4) auf den Kaiser an. Aber wie nachdrücklich er denselben ermahnte, seiner beschworenen Pflichten gegen die Kirche eingedenk zu sein und dem römischen Stuhl den schuldigen Dienst und Gehorsam zu erweisen, Otto ließ sich weder durch die Vorstellungen und Warnungen des Priesterfürsten, noch durch die drohende Hinweisung auf den jungen Friedrich von der Bahn ablenken.

Die freudige Aufnahme, die ihm bei seiner Rundreise durch Oberitalien in den lombardischen Städten zu teil wurde, bestärkte ihn in dem Vorhaben, dem Reiche die alten Rechte, dem Kaisertum die ihm gebührende Machtstellung zu erhalten. Auch er bereute, daß er den Papst zum Herrn über sich gesetzt und suchte den Fehler wieder gut zu machen. Das Konkordat, das Otto vor seiner Kaiserkrönung geschlossen, stand mit dem Schwur, die Majestät und die Rechte des Reiches zu wahren, im Widerspruch. In einem oder dem andern Falle mußte er meineidig werden. In diesem Konflikte widerstrebender Pflichten folgte Otto der von seinen Vorgängern betretenen Bahn. Wenn er dadurch ein tragisches Schicksal auf sein Haupt herabzog, so kann dies nicht als gerechtes Strafgericht seiner letzten Entscheidung aufgefaßt werden. „Ottos Schuld war nicht der Bruch, sondern die Leistung des Schwurs an den Papst."

Otto stellt die kaiserlichen Hoheitsrechte in Italien her. 1210.

Aber Otto war nicht die Persönlichkeit, den Kampf wider einen Mann wie Innocenz III. siegreich durchzuführen. Dazu fehlte ihm die moralische Kraft. Die Erfolge, die er in so kurzer Frist in Deutschland und Italien errungen, waren ihm zu Kopf gestiegen und hatten ihn mit Selbstüberschätzung erfüllt. Als Innocenz in einem salbungsvollen Schreiben ihn ermahnte, seine Eide zu halten und die Rechte des apostolischen Stuhles nicht ferner zu beeinträchtigen, „damit Gott ihn nicht vernichte und seine Wurzeln ausreiße aus dem Boden der Lebendigen", gab er kurz und barsch zur Antwort: „im Geistlichen gedenke er das Oberhirtenamt des Papstes nicht zu beeinträchtigen, in weltlichen Dingen aber stehe dem Kaiser allein die Gewalt zu, und die werde er im ganzen Umfange seines Reiches ausüben". Hatte sich früher Innocenz trotz des Konkordats dem Hohenstaufen Philipp genähert, so glaubte sich jetzt Otto berechtigt, trotz seiner Schwüre in die hohenstaufische Kaiserpolitik einzulenken, „da wieder anzuknüpfen, wo man beim Tode Heinrichs VI. abgebrochen, und im ganzen Umfange die Machtstellung wieder zu erlangen und zu behaupten, die der gewaltige Kaiser innegehabt hatte". Auf diese Bahn trieb ihn nicht nur sein eigener Sinn, sein Ehrgeiz, seine Herrschsucht, sein Fürstenstolz, dazu rieten ihm auch die Männer seines Vertrauens, besonders Konrad von Speier und Wolfger von Aquileja, denen des Reiches Macht und Größe über alles ging. So wurde der Welfe Otto der eifrigste Vorfechter ghibellinischer Prinzipien: nicht nur in der Lombardei, nicht nur im Mathildischen Erbe sollte die Hoheit des Reiches wiederkehren, Otto erinnerte sich auch, daß einst sein Ältervater Lothar dem Herzog von Apulien die Lehnsfahne gereicht (VI, 626), er wollte dem jungen Hohenstaufen, dessen Bild ihn im Schlaf verfolgte, die Möglichkeit nehmen, als Gegenkönig wider ihn aufzutreten, er wollte das sizilianisch-apulische Reich, in dem von jeher das Papsttum seine festesten Stützen hatte, wieder an das Kaisertum bringen. Er hatte bereits mit Diepold und andern Gliedern der deutschen Partei Verbindungen angeknüpft; das durch Bürgerkrieg zerfleischte, von Leidenschaften durchwühlte Erbe Friedrichs schien keinen nachhaltigen Widerstand leisten zu

können. In den ersten Tagen des November rückte er bei Rieti über die Grenze; 1210.
und ehe noch das Jahr zu Ende ging, war er bereits Herr von ganz Unteritalien. Capua, wo Graf Peter von Celano, ein in den Parteikämpfen der letzten Jahre vielgenannter Mann, gebot und sein Bruder als Erzbischof an der Spitze der Geistlichkeit stand, öffnete ihm die Thore, Neapel schwor ihm Gehorsam, Salerno wurde von Diepold übergeben, viele adlige Herren und ein großer Teil des Klerus traten auf seine Seite. Er traf bereits Anstalten, über die Meerenge zu setzen und Messina und Palermo in Besitz zu nehmen. Die Galeeren von Pisa standen schon zur Überfahrt bereit, mit den unruhigen Baronen und den kriegslustigen Sarazenen waren Verbindungen angeknüpft; alles versprach den besten Fortgang, Friedrichs Untergang schien unvermeidlich — da gelangte die Nachricht in das kaiserliche Heerlager, daß der Papst den Bann über den ungetreuen Sohn der Kirche ausgesprochen und daß die deutschen Fürsten ihm den Gehorsam aufgekündigt hätten.

Lange hatte Innocenz gezögert, die Waffen der Kirche wider den alten Bann und Abfall.
Schützling zu gebrauchen. Die zahlreichen Anhänger, die derselbe in Rom selbst 1210. 1211.
besaß, mahnten zur Vorsicht. Er erbot sich sogar, die mittelitalienischen Landschaften hinzugeben, wenn Otto nur von Apulien und Sizilien ablassen wollte; er begnügte sich mit Ermahnungen und Drohungen; doch ließ er ihn in der Ferne das Schreckbild des jungen Hohenstaufen erblicken. Erst als Otto die Grenzen von Apulien überschritt, schleuderte Innocenz den Bannfluch über ihn 18. Nov. 1210.
und seine Anhänger. Im Lande der Apenninen jedoch, wo man mit dem Papsttum in steter Fehde lag und die kirchliche Hingebung so häufig hinter die Politik zurücktrat, hatte die Exkommunikation keine besondere Wirkung; Otto lachte des päpstlichen Zornes und schritt mutig voran. Anders gestalteten sich die Dinge im Norden der Alpen. Als ein päpstliches Sendschreiben sämtliche Fürsten von der Treue gegen den wortbrüchigen Kaiser entband und ihnen vorstellte, daß, wenn sie nicht bei Zeiten den herrschsüchtigen Plänen desselben entgegenträten, er ihre Rechte und Freiheiten so wenig achten werde, wie sein Oheim in England die seiner Barone, des Papstes Verfahren aber mit dem Beispiel Samuels rechtfertigte, der den König Saul um seiner Sünden willen verworfen und einen jüngeren und frömmeren Mann an die Stelle gesetzt habe, da neigten viele zum Abfall. Erzbischof Albrecht von Magdeburg, der einst Ottos Erhebung am eifrigsten betrieben, war der erste, der sich von ihm wandte. Er hatte den Heerzug nach Italien mitgemacht, sich aber bald in Unfrieden von Otto getrennt. Jetzt verkündigte er vor allem Volk den päpstlichen Bann. Dasselbe that Siegfried 2. Febr. 1211.
von Mainz, der während seines Aufenthaltes in Rom sich eng mit dem Papst verbunden. Eindringliche Mahnschreiben, die der kluge Innocenz an einzelne Bischöfe ergehen ließ, verfehlten ihre Wirkung nicht. Ottokar von Böhmen und Landgraf Hermann von Thüringen, die nie fehlten, wo es sich um Abfall handelte, traten auf die Seite der beiden Erzbischöfe; andere wie die Herzöge

von Bayern und Österreich, wie der Markgraf von Meißen u. a. waren bereits wankend. Vor allem aber ergriffen die schwäbischen Herren mit Begierde die Gelegenheit, ihre alte Anhänglichkeit an das „angestammte" Fürstenhaus zu bethätigen. Dabei erwies sich Albrecht von Eberstein besonders eifrig. War auch der junge Fürstensohn zu Palermo nie in Deutschland gewesen, so trug er doch einen teuern Namen, nannte sich „Herzog von Schwaben", zum Zeichen, daß er auf das väterliche Erbteil nicht zu verzichten gedenke; auch hatte er durch die Sorgfalt der Gräfin von Urslingen, die seine erste Erziehung überwacht, die Muttersprache gelernt und ergötzte sich an den Dichtungen der schwäbischen Sänger. An ihn, den letzten Sprößling des glorreichen Geschlechtes, schloß sich das Herz des Schwabenvolkes um so inniger an, je mehr das kalte, ungemütliche Wesen des englisch-normännischen Welfenfürsten demselben widerstrebte. Und hätten nicht die Anhänger Ottos, insbesondere sein Bruder Heinrich, welcher als Reichsverweser über den Magdeburger die Acht verhängte, und der Herzog von Brabant sich der Sache des abwesenden Kaisers aufs eifrigste angenommen und durch einen feindlichen Einfall in das Mainzer Erzstift Schrecken verbreitet, so wäre Ottos Fall noch schneller entschieden worden, als vor drittehalb Jahren seine Erhebung, zumal da auch der mit Innocenz wieder ausgesöhnte französische König an dem Sturze des Welfen, des Neffen seines Erzfeindes Johann von England, thätig arbeitete und den jungen „David" an die Stelle des gebannten „Saul" zu heben bemüht war.

Königswahl und Bürgerkrieg. 1211. 1212.

Im Herbst 1211 versammelten sich die Gegner Ottos, nachdem sie sich insgeheim verständigt hatten, in Nürnberg. Hier erklärten sie offen ihren Abfall von dem mit dem Kirchenbann belegten Kaiser und erwählten den Sohn Heinrichs VI. zum König. Zwei schwäbische Ritter, der reiche Graf Heinrich von Neifen, das Haupt der Mißvergnügten, dessen Stammburg noch jetzt von der Schwäbischen Alp in die wein- und obstreiche Ebene niederschaut, und Anselm von Justingen, ein alter Hausvasall der Hohenstaufen aus der Gegend von Ulm, wurden beauftragt, den Beschluß des Nürnberger Fürstentages nach Italien und Sizilien zu tragen und den jungen König zum Empfang der Krone einzuladen. Nun raste der Bürgerkrieg von neuem in den deutschen Gauen. Der Erzbischof von Mainz sah sich zur Flucht genötigt; in Thüringen trat die Ritterschaft wider ihren eigenen Lehnsherrn unter die Waffen, als Gunzel von Wolfenbüttel, Ottos Feldhauptmann, für die Rechte seines Kaisers in das Nachbarland einfiel und die Vasallen des Landgrafen zum Abfall aufrief. Zwar brachte Hermann die Häupter der aufständischen Lehnsritter, die Grafen von Beichlingen und von Stolberg, in seine Gewalt, doch mußte er sich bald auf Verteidigung seiner Burgen und festen Städte beschränken. Noch heftiger entbrannte der Kampf, als Otto selbst auf deutschem Boden erschien.

Otto in Oberitalien und Deutschland. 1211.

Auf die Kunde von dem Abfalle der Fürsten hatte der Kaiser seinen Verbündeten Diepold von Vohburg zum Statthalter in Apulien eingesetzt und war

dann über Bologna, das ihm treu blieb, nach der Lombardei gezogen. Hier war bereits der alte Streit der Parteien neu entbrannt. Während die Markgrafen von Montferrat, Saluzzo, Malaspina, die Grafen von Tuscien und Savoyen, Ezzelino und Salinguerra und die meisten Städte, an ihrer Spitze Mailand, zu dem Kaiser hielten, hatte Markgraf Azzo die päpstliche Fahne aufgepflanzt und mehrere Städte wie Pavia, Cremona, Verona auf seine Seite gebracht. Otto versammelte seine Getreuen auf einem Hoftage zu Lodi, sprach über Azzo und seine Anhänger die Reichsacht aus und eilte dann, nachdem er Ezzelino zum Herrn von Vicenza und zum kaiserlichen Statthalter ernannt und 1212.
Mailand in der Treue befestigt, im Februar über die Alpen nach Deutschland zurück. Im März hielt er den ersten Reichstag in Frankfurt, wo sich eine an- März.
sehnliche Zahl von Fürsten und Herren, voran der Pfalzgraf Heinrich und der Herzog von Brabant, um ihn versammelten. Wie im Anfang seines Königtums wurzelte auch jetzt wieder seine Macht in den Niederlanden und den rheinischen Städten. Doch fanden sich auch zwei Fürsten bei ihm ein, welche bereits mit der Gegenpartei unterhandelt hatten, Herzog Ludwig von Bayern, dessen Sohn und Erbe Otto sich mit der Tochter des Pfalzgrafen, Agnes, verlobt hatte, wodurch dem Hause Wittelsbach sich eine große Zukunft öffnete, und Markgraf Dietrich von Meißen. Sie schwuren Treue und stellten Geiseln und Bürgschaften. Aber was galten in jenen Tagen der Treulosigkeit und des Wortbruchs Eidschwur und Handschlag? Dem charakterlosen Ottokar von Böhmen sprach der Kaiser das Land ab und belehnte damit dessen Sohn Wratislaw, der die Schmach seiner verstoßenen Mutter Adela, die kurz zuvor (1. Febr. 1211), vom Papste verlassen, kummervoll aus der Welt geschieden war, an dem unnatürlichen Vater zu rächen gedachte. Noch einmal konnte der Sänger Walter von der Vogelweide rühmen, „daß Ottos Krone vor allen Kronen glänze, seine Hand stark sei und reich an Gut und daß die Fürsten ihm gehorchten“. Von Nürnberg, wo er mit zahlreichen weltlichen und geistlichen Fürsten das Pfingstfest feierte, eilte er nach Braunschweig zu seiner hohenstaufischen Braut, die mittlerweile zur Jungfrau herangeblüht war, und feierte mit ihr anfangs August in Nordhausen das glänzende Hochzeitsfest, dem aber schon wenige Tage nachher ein Begräbnis folgte. Ein rascher Tod riß sie aus dem frischen Ehebett in die 11. August.
kühle Gruft zu St. Blasien in Braunschweig. Und um dieselbe Zeit war ihr Vetter Friedrich auf der Reise nach Deutschland, um das väterliche Erbe und die Königskrone zu fordern. „Höret die neue Märe,“ sprach Otto zu seinen Kriegsmannen, mit denen er vergebens die thüringische Burg Weißensee mittels des „Tribocks“ zu erobern sich anstrengte, „der Pfaffenkaiser kommt und will uns vertreiben!“ Sofort gab er die Belagerung auf und eilte gen Süden, um den Hohenstaufen von der deutschen Erde fern zu halten.

d. Friedrich II. in Deutschland und Ottos IV. Ausgang.

Friedrich in Sizilien. 1209—1212 Unter den wilden Parteikämpfen der Deutschen und Sizilianer, unter den verräterischen Umtrieben fremder und eingeborner Großen, unter den Ränken treuloser Hofleute, unter den Wechselfällen eines blutigen Bürgerkriegs hatte der Enkel Friedrich Barbarossas im Königspalast zu Palermo seine Jugend verbracht, stets in Gefahr seiner Krone und vielleicht seines Lebens von einem der ehrsüchtigen Machthaber, die sich um die Reichsverwesung stritten, beraubt zu werden. Als er das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte, wurde er für volljährig erklärt und Aug. 1209 einige Monate nachher mit einer Schwester des aragonischen Königs Peter vermählt, aber nicht mit der jüngeren Sancha, die ihm früher bestimmt gewesen, sondern mit der älteren, Konstantia, der verwitweten Königin von Ungarn, die wohl zehn Jahre mehr zählte als Friedrich. Ihr Bruder, Graf Alfons von Provence, führte sie mit einem glänzenden Gefolge edler Katalanen und Provençalen zum Hochzeitsfest nach Palermo, aber er und viele seiner Begleiter wurden bald darauf die Opfer einer verderblichen Seuche, ein unheilverkündendes Vorzeichen für die Ehe, die ohne Liebe geschlossen dem jungen König keine Befriedigung gewährte. Als Friedrich im eigenen Namen zu regieren begann, gehorchten ihm nur wenige Städte und Landschaften; auf den Burgen schalteten mächtige Barone in trotziger Selbständigkeit, in den Gebirgen saßen die unruhigen Reste kriegerischer Sarazenen, stets zu Raubzügen oder Söldnerdiensten bereit, über die kirchlichen Stellen verfügte der Papst, der auch jetzt noch fortfuhr, sein königliches Mündel durch väterliche Ratschläge zu leiten; und bald streckte auch noch der welfische Kaiser die Hand nach dem hohenstaufischen Reiche auf beiden Seiten des Faro aus. Aber der Jüngling war in der schweren Lebensschule früh zum Manne gereift. Nachdem er trotz päpstlicher Einsprache den verhaßten Kanzler Walter seines Amtes entsetzt, führte er selbst mit Kraft und Klugheit das Staatsschiff durch die schwellende Flut der Leidenschaften. Mußte er auch, von den Umständen gedrängt, dem Papste von neuem die Rechte bestätigen, die einst die Kaiserin Konstantia demselben zugesichert, so zeigte er sich doch in seinem ganzen Auftreten als den würdigen Nachfolger Friedrichs I. und Heinrichs VI. Nicht umsonst erblickte Otto in dem jungen Helden einen gefährlichen Rivalen, aber sein Plan, den Adler in seiner gebirgigen Heimat aufzusuchen und zu erdrücken, ehe er seinen Flug nach Norden richten könnte, scheiterte an Ereignissen, die er nicht vorhergesehen hatte und nicht zu bewältigen vermochte. Als der Kaiser eben die Waffen nach der schönen Insel tragen wollte, empfing Friedrich die Nachricht, daß ihn die deutschen Fürsten zum König gewählt, und die Einladung, über die Alpen zu ziehen, um die Krone und das Erbe seines Hauses in Empfang zu nehmen. Er erkannte darin den Ruf des Schicksals und zögerte nicht ihm zu folgen. Der weltgeschichtliche Beruf, der ihm auf dem Kaiserthron winkte, reizte seine hochstrebende Seele. Unter den Bildern, womit sein Vater die Säle der Herrscher-

burg von Palermo geschmückt, war auch die Kreuzfahrt des großen Ahnherrn dargestellt, wie er aus der Mitte der blühenden Söhne wegzog, um das Heer durch Steppen und Wüsten nach dem Heil. Lande zu führen. An solchen Erinnerungen hatte sich Friedrichs Phantasie genährt; eine Heldenlaufbahn auf der Höhe des Lebens war ein zu mächtiger Reiz für eine aufstrebende Jugendkraft, als daß er sie nicht hätte antreten sollen trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren und trotz der Abmahnungen seiner Gemahlin und der sizilianischen Großen. Der Geist seiner Ahnen rief ihn in das unbekannte Land, von dem sein Geschlecht ausgegangen, trieb ihn fort aus den engen Verhältnissen seines Reiches, wo die Gewalt der Barone, die Oberherrlichkeit des Papstes ihm keinen freien Wirkungskreis gönnten, zu unsterblichen Thaten und Heldenehren. Kaum war Otto aus der Halbinsel abgezogen, so traf Friedrich Anstalten, ihm auf dem Fuße zu folgen, dem Gegner, der ihm soeben die sizilianische Königskrone hatte rauben wollen, die Kaiserkrone vom Haupte zu reißen.

Sieg der Hohenstaufischen Partei in Oberdeutschland. 1212.

Im März des Jahres 1212 ging der siebzehnjährige Hohenstaufe, „der erwählte römische Kaiser", wie er sich nannte, in Messina zu Schiffe, nachdem er seiner Gemahlin die vormundschaftliche Regierung für den kleinen in der Wiege zum König von Sizilien gekrönten Sohn Heinrich übertragen. In Rom zerstreute er die Schatten, die in der Seele des Papstes über die Vereinigung der deutschen, lombardischen und sizilianischen Krone auf einem Haupte aufzusteigen begonnen, durch Erneuerung seines Lehnseides und durch das „unbegrenzte Vertrauen", womit er sich seiner väterlichen Leitung hingab. Zugleich bestätigte er dem Bruder des Papstes, Richard, die Grafschaft Sora und schied sie als Kirchenlehen von dem Königreich aus. Von den Genuesen, deren Galeeren im Hafen von Ostia vor Anker lagen, nach ihrer Stadt geführt, gelangte er, trotz der Nachstellungen der Mailänder und Placentiner, unter dem Beistande des Markgrafen Azzo und der päpstlich gesinnten Städte und Edlen nach Verona und Trient, und stieg dann, da die gewöhnlichen Gebirgspässe besetzt waren, auf den steilsten und rauhesten Alpenpfaden Hohenrätiens über Chur und St. Gallen an den Bodensee hinab. Mit sechzig Rittern erschien er plötzlich vor Konstanz, als Otto eben von dem gegenüberliegenden Überlingen aus die Stadt zu besetzen im Begriff stand. Der Bischof Konrad öffnete dem Hohenstaufen die Thore und wehrte dem Kaiser, über den der im Gefolge Friedrichs eingezogene Bischof von Bari die Exkommunikation verkündete, den Zugang. Dieser Erfolg entschied über das Schicksal des Reichs. Alles fiel dem feingebildeten, blondgelockten Fürsten von jugendlicher Schönheit und gewinnender Anmut zu, welcher freigebig Reichs- und Familiengüter verschenkte und an dessen Name sich die Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit knüpften. Die Grafen von Kiburg und Habsburg stellten sich unter seine Fahnen, und als der apulische Jüngling, der wie ein Stern des Südens schnell und strahlend emporstieg, mit stattlichem Gefolge in „die edle Stadt Basel" einzog,

Juli und August.

wo sich der Bischof Lutold für ihn erklärte, erschienen Gesandte von Böhmen und Mähren, um ihm die Huldigungen ihrer Fürsten darzubringen, und der Bischof von Straßburg kam mit 500 Reisigen und geleitete den König das Rheinthal hinab. Geistliche und weltliche Fürsten eilten, durch schnelle Anerkennung die Gunst des Hohenstaufen zu gewinnen. Breisach, „der Schlüssel des Reichs", öffnete seine Thore, nachdem die Bürgerschaft den Kaiser und seine Edlen zur Flucht gezwungen.

Okt. 1212. In Hagenau stellte sich Erzbischof Siegfried von Mainz im Lager ein; Luitpold von Worms erwarb sich durch seinen Anschluß die Gnade des Papstes und die Rückkehr in sein Bistum, und als sogar Konrad von Speier, der Kanzler des Reichs, sich für Friedrich erklärte, da ging im Süden die Herrschaft des Welfen ihrem Ende entgegen. Dafür wurde der staatskluge Prälat noch mit dem Bistum Metz belohnt und in der Reichskanzlerwürde bestätigt. Unter seiner Vermittelung schloß darauf Friedrich ein Bündnis mit dem König von Frankreich wider Otto, „der einst Kaiser hieß", und Johann von England. Die hohe Geldsumme, die Philipp August dem deutschen König für die zugesagte Kriegshilfe auszahlen ließ, verteilte dieser unter seine Anhänger. Er hatte mit schnellem Blick die Seite entdeckt, wo die deutschen Fürsten zu fassen waren. Am 6. Dezember wurde Friedrich auf einem glänzenden Reichstag in Frankfurt nochmals
9. Dez. zum deutschen König gewählt und am Sonntag darauf, da Aachen noch in der Gewalt Ottos war, in der Kathedrale zu Mainz gekrönt, wo auch sein Oheim Philipp vor vierzehn Jahren die Krone empfangen hatte. Die Huldigung, die zwei Monate nachher die geistlichen und weltlichen Herren von Bayern und
2. Febr. 1213. Österreich dem Hohenstaufen auf der Fürstenversammlung zu Regensburg leisteten, vollendete die Unterwerfung von Oberdeutschland. Selbst Diepold von Vohburg, den Otto als Statthalter in Apulien zurückgelassen, war erschienen, um mit dem Sohne Heinrichs VI. seinen Frieden zu machen, und der ritterliche Reichsmarschall Kalandin freute sich wieder unter die hohenstaufische Fahne zu treten.

Auch der Erzbischof von Salzburg, der sich einst hoch und teuer verschworen, daß er zu Otto halten werde, folgte dem Strome, und Dietrich von Meißen, von dem noch jüngst Walter von der Vogelweide gerühmt, daß eher ein Engel Gott untreu würde als der Meißner dem Kaiser, strafte den Sänger Lügen. Der Traum, den Otto einst in Apulien gehabt, daß ein junger Bär zu ihm ins Lager gestiegen und schnell so gewachsen sei, daß er ihn zuletzt verdrängte, war zur Hälfte in Erfüllung gegangen. — Mit großer Befriedigung vernahm Innocenz die raschen Erfolge seines Schützlings und
12. Juli 1213. zögerte nicht, aus der Lage Vorteil für die Kirche zu ziehen. Friedrich mußte in Eger die Zugeständnisse Ottos an den Papst von neuem beschwören: der Kirchenstaat wurde seinem ganzen Umfang nach anerkannt, die Herrlichkeit des Papstes über Apulien und Sizilien nochmals feierlich ausgesprochen, der Kirche die völlige Freiheit im Geistlichen zugestanden, die Reichsrechte in Mittelitalien auf das Fodrum beim Krönungszug beschränkt. Darauf ließ Innocenz eine Steuer für die Befreiung des Heiligen Landes in

Deutschland erheben und verkündete, wie der deutsche Sänger meldet, frohlockend seinen Welschen:

> „Unter eine Krone habe ich gebracht
> Zwei Alemannen, die mit Weh das Reich belasten,
> Und unterdessen füllen wir den Kasten.
> Ich habe sie an Not gefesselt, all' ihr Gut ist mein.
> Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein.
> Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein,
> Und laßt die dummen Deutschen — fasten."

Abermals war Ottos Kaisertum beschränkt auf sein väterliches Erbe Ottos Niederlage und Friedrichs II. Krönung. Braunschweig und auf die niederrheinischen Bundesgenossen, insbesondere den Herzog von Brabant, mit dessen Tochter er nunmehr das Verlöbnis erneuerte 1213—1215. und bald darauf die Hochzeit feierte, ein politischer Ehebund ohne priesterliche Einsegnung. Aber sein Mut und seine kriegerische Kraft waren nicht gebrochen. Das Magdeburger Erzstift fühlte bald die Stärke seines Armes. Der Erzbischof 1213. selbst fiel bei einer Fahrt auf der Elbe in die Hände eines kaiserlichen Lehnsritters und wurde eine Zeitlang auf Schloß Grünaburg gefangen gehalten, bis der Magdeburger Burggraf Gebhard von Querfurt ihn befreite. Aufs neue wütete in Thüringen, Sachsen und den Niederlanden ein verheerender Bürgerkrieg. In dem letzten Lande sollte Ottos Schicksal zur Entscheidung kommen. Der Herzog von Brabant hatte mit seinen wilden Banden die Stadt Lüttich, dessen Bischof Hugo von Pierrepont zur Hohenstaufischen Partei hielt, überfallen und beraubt; selbst der Altar des heil. Lambert war mit Blut befleckt worden. Ergrimmt über den Frevel, schloß der Bischof den Herzog von der kirchlichen Gemeinschaft aus und verbündete sich mit vielen Grafen und Herren zu einem Rachezug. Aus diesem Kampfe entwickelte sich ein Krieg, der durch die Einmischung der Könige von Frankreich und England und des Kaisers große Dimensionen annahm. Über 100,000 Krieger schwerer und leichter Rüstung faßte das englisch-niederländische Heer. Otto, der die Hauptführung hatte, brannte vor Verlangen, an dem französischen König, dem Verbündeten des Hohenstaufen, dem alten Widersacher seiner Oheime Richard und Johann, Rache zu nehmen. Wir werden bei einer andern Gelegenheit der Schlacht bei Bouvines, zwischen 27. Juli 1214. Tournay und Lille (Ryssel) gedenken, in welcher die französische Ritterschaft unter der Oriflamme einen glorreichen Sieg errang. Von den Verbündeten, welche durch Rachsucht, Habgier, Neid und Abenteuerlust getrieben oder um Sold zusammengebracht, uneinig waren und ohne höhere Motive und Ziele in den Kampf zogen, wurden die einen getötet, die andern gefangen oder in die Flucht geschlagen. Unter den Gefangenen waren die Grafen von Flandern, Boulogne und Salisbury. Der deutsche Heerwagen lag zertrümmert auf dem Waffenfelde, der Reichsadler mit zerrissenen Schwingen wurde die Beute Frankreichs. Seit dieser Zeit, sagt ein Chronist, sank der Ruf der Deutschen bei den

Welschen. Otto floh auf dem Pferde eines seiner Vasallen der Stadt Köln zu. Während er hier fast ein Jahr lang von den Darlehen der Kölner und den Almosen der Engländer seine Bedürfnisse und die Spielsucht und den Aufwand seiner Gemahlin befriedigte, zog Friedrich an die Mosel und Maas, um die Früchte des Tages von Bouvines einzuernten. Er brachte die Grafen von Jülich und Kleve zur Unterwerfung, setzte den Herzog Ludwig von Bayern, den der erstere hinterlistig gefangen genommen und in Schloß Nideck bei Zülpich in Haft hielt, in Freiheit und nötigte den Brabanter, seinen Schwiegersohn Otto aufzu-
Nov. 1214. geben und ihn selbst als König anzuerkennen. Nachdem hierauf Friedrich noch die Länder an der Rhone besucht, die burgundischen Städte und Landschaften wieder
Jan. 1215. näher an das Reich geknüpft und auf einem Reichstag in Metz Wilhelm von Baux, Fürst von Oranien (Orange), zum königlichen Vikar in Arelat eingesetzt, traf er Anstalten, den Gegenkaiser seiner letzten Stützen zu berauben. Zu dem Ende schloß er mit König Waldemar von Dänemark einen Frieden, worin er demselben als Preis eines Freundschaftsbundes die Besitzungen jenseits der Elbe und an der Ostseeküste überließ, die jener und sein Vater Kanut an das Inselreich gebracht. Dann wandte er sich gegen die Landschaften an der Mittelelbe und an der Saale, wo Otto unter dem sächsischen Adel noch einige Anhänger zählte. Durch sein Erscheinen wurde der wankelmütige Hermann von Thüringen abgehalten, sich abermals der welfischen Sache anzuschließen. Bald nachher starb derselbe; sein Sohn Ludwig, der Verlobte der heil. Elisabeth, hielt eifrig zur Staufischen Partei. — Auf die Nachricht, daß sein väterliches Erbe Braunschweig im Norden von den Dänen, im Osten von den Hohenstaufen bedroht sei, eilte der Kaiser zur Verteidigung der welfischen Stammburg herbei. Dies hatte den Abfall des letzten Restes der Kaiserpartei am Niederrhein zur Folge. Um seine Abreise zu erleichtern und zu beschleunigen, hatten ihn die Kölner mit
1215. 600 Mark unterstützt. Am 24. Juli konnte Friedrich in Aachen, einziehen und nachdem er dort von dem Erzbischof von Mainz, dem Legaten des Papstes, abermals gekrönt und auf den Stuhl Karls des Großen erhoben worden, fand er zehn Tage später auch in der Metropole des Niederrheins einen festlichen Empfang. Zum Dank für die freundliche Aufnahme bestätigte er die alten Rechte und Freiheiten der Kaiserstadt. Aachener Luft sollte jeden, der in dieselbe einziehe, frei machen von aller Dienstbarkeit. Schon bei dieser Gelegenheit verpflichtete sich Friedrich durch Übernahme des Kreuzes zu einem Zug nach dem Heil. Lande, ein Beispiel, das von vielen der anwesenden Fürsten und Bischöfe nachgeahmt ward. Die Übertragung der Gebeine des großen Frankenkaisers Karl in einen neuen prachtvollen Sarg, wobei Friedrich selbst die Nägel einschlug, bildete den Schluß der feierlichen Königsweihe. Aber das voreilige, wie es heißt, „aus freiem Entschluß, ohne Vorwissen des Papstes" gegebene Versprechen eines Kreuzzugs war für Friedrich die Quelle vieler Mißgeschicke. Im folgenden Jahr, als Graf Engelbrecht von Berg, ein treuer Anhänger Friedrichs, auf den erzbischöf-

lichen Stuhl in Köln erhoben ward, erhielten auch die Kölner die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten.

Mit Friedrichs Krönung zu Aachen ging Ottos IV. Herrschaft zu Ende. Ottos IV. Ausgang. Noch im November desselben Jahres konnte Innocenz auf seiner letzten, von 1215—1218. mehr als 1500 hohen Geistlichen aus allen Ländern der Christenheit besuchten Kirchenversammlung im Lateran das Urteil verkünden, daß der Welfenkaiser ver- 11. Nov. 1215. worfen, der Hohenstaufe anerkannt sei. Zwar lebte Otto beinahe noch drei Jahre auf seiner festen Stammburg Braunschweig, und die verheerenden Einfälle, die er von Zeit zu Zeit in die Länder seiner Widersacher, besonders der Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen unternahm, gaben Zeugnis, daß sein Kriegsmut und seine Waffenlust noch nicht erloschen seien; aber seit der Schlacht bei Bouvines waren dem Adler die Schwingen gelähmt; die Raub- und Plünderungszüge, auf die sich von der Zeit an seine Thätigkeit beschränkte, die vergeblichen Anstrengungen, die er und sein Bruder Heinrich machten, das Land an der Niederelbe gegen die Dänen zu halten, und die Feuersäulen von Aschersleben, welche noch seinen nahen Gang zum Grabe beleuchteten, waren nicht geeignet, sein schwindendes Ansehen zu stärken; sie mehrten nur das Elend, das die unaufhörlichen Kriege bereits über das unglückliche Sachsenland gebracht. Selbst seine letzten Anhänger, der Markgraf von Brandenburg und Graf Heinrich von Anhalt, waren bereits zu dem Hohenstaufen übergegangen, als Otto IV. auf der Harzburg im dreiundvierzigsten Lebensjahre an den Wirkungen eines zu starken Heilmittels 19. Mai 1218. auf dem Krankenlager verschied, ein tapferer Ritter von starker Hand und durchgreifendem Wesen, von einem regen Gefühle für die Macht und Ehre des Reichs und nicht ohne Sinn für Recht und unparteiisches Gericht, aber ohne hohe Regententugenden und ohne das Gleichmaß der Seele, das in glücklichen wie in schlimmen Tagen stets das richtige Maß einhält. Seiner kräftig angelegten Natur fehlte die Zucht einer sittlichen Durchbildung. An seinen Namen knüpfte sich keine hervorragende Leistung, die der Nation segensreiche Früchte getragen hätte. Auf dem Krankenlager sehnte er sich nach einer Aussöhnung mit der Kirche, nach einer Lösung von dem Banne, den sein großer Gönner und Gegner Innocenz, der ihm bereits im Tode vorausgegangen war, über ihn verhängt hatte. Er erlangte die Absolution, nachdem er reumütig bekannt, daß er gegen Papst und Kirche sich vergangen; um so standhafter beharrte er bei seinem Rechte auf die Kaiserwürde. Im kaiserlichen Schmuck wollte er beerdigt sein und die Reichsinsignien sollte sein Bruder erst zwanzig Wochen nach der Bestattung dem von allen Fürsten rechtmäßig erwählten oder anerkannten Nachfolger übergeben. So hat Otto seinen Schwur, den Thron nur mit dem Leben aufzugeben, redlich gelöst: der erste und der letzte welfische Kaiser! Als Pfalzgraf Heinrich nach langem Zögern dem Hohenstaufen zu Goslar die Reichskleinodien überreichte und zu- Juni 1219. gleich die Huldigung der welfischen Lande darbrachte, hatte Friedrich keinen Feind mehr. Um dieselbe Zeit erlosch das Haus der Zähringer durch den Tod des

kinderlosen Berthold des Reichen (VI, 618). Die großen Erbgüter zerstückelten sich und kamen an Seitenverwandte des herzoglichen Hauses. Ein guter Teil davon, namentlich die Städte Bern, Zürich, Solothurn und Freiburg fielen dem Reich und dem König zu, wodurch dieser in die Lage gesetzt ward, Dienste und Freundschaftsbezeugungen huldvoll zu lohnen.

Friedrichs Stellung zu Rom. Und er bedurfte der Freunde und Anhänger, da er alle Kronen und Herrschaften, die er in seiner Hand vereinigte, seinem Hause ungeteilt zu erhalten wünschte. Zwar hatte er dem Papst Innocenz versprochen, sobald er die Herrschaft in Deutschland erlangt haben würde, wolle er seinen Erstgebornen, Heinrich, aus der väterlichen Gewalt entlassen und ihn zum selbständigen König von Sizilien erheben, damit nicht die Krone des römisch-deutschen Reichs und die sizilianisch-apulische Königskrone auf einem Haupte vereinigt würden, die Vereinigung der „Männerkraft Deutschlands und der Reichtümer Italiens" die Machtstellung Roms gefährde. Aber er zeigte keine Neigung, diesem Versprechen nachzukommen, vielmehr traf er bei Zeiten Vorkehrungen, den kleinen Heinrich zu seinem Nachfolger wählen zu lassen. Kaum war Innocenz aus dem Leben geschieden, so langte Friedrichs Gemahlin Konstantia nebst dem Sohne, die er aus Sizilien zu sich beschieden, in Deutschland an, und schon im nächsten Jahre wurde der königliche Knabe auf dem
1216. Reichstag von Ulm als „Herzog von Schwaben" aufgeführt; zwei Jahre nachher übertrug ihm der Vater die durch des Zähringers Tod erledigte Würde eines Rektors oder Statthalters von Burgund. Friedrich verkannte nicht, daß er durch die Weigerung, Sizilien als Kirchenlehen von seiner eigenen Krone zu trennen, in einen heftigen Streit mit dem päpstlichen Stuhl geraten würde, namentlich da die Verzögerung des gelobten Kreuzzuges in Rom bereits Mißtrauen und Verstimmung erzeugt hatte. Er war daher bemüht, die hohe Geistlichkeit für sich zu gewinnen, um bei dem unvermeidlichen Kampfe an dem deutschen Episkopat eine Stütze zu haben. Er entsagte nicht bloß, wie schon Otto und Philipp gethan, dem Spolienrecht und verzichtete somit auf die beträchtlichen Einnahmen, welche ehedem sowohl aus dem Nachlaß der Prälaten als aus den Einkünften ihrer Güter bis zur Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles der Krone zugeflossen; er gewährte den geistlichen Herren noch neue wichtige Freiheiten, erhöhte ihre Gerichtsbarkeit und ihre fürstlichen Gerechtsame. Ihr Münz- und Zollrecht sollte ihnen gesichert bleiben, ihr Lehnrecht im Fall einer Erledigung nicht verletzt werden und der Kirchenbann nach sechswöchiger Dauer mit der Reichsacht verbunden sein. Auch die weltlichen Fürsten wurden durch Zugeständnisse gewonnen, welche usurpierten Rechtsbeständen eine gesetzliche Grundlage gaben, ihre Stellung zu dem freien Herren- und Ritterstand wie zu der Königsmacht änderten und zur Auflösung der Reichsordnung wesentlich beitrugen, wenn sie gleich wenig Neues gewährten, sondern nur früher erteilte Rechte sanktionierten und eingebürgerte Gewohnheiten in das unverletzliche Gewand des Gesetzes kleideten. Friedrich erreichte sein Ziel. Auf dem Reichstag zu

Frankfurt im April 1220 wurde sein neunjähriger Sohn Heinrich, der Erbe der sizilianischen Krone, zum römischen König gewählt. So diplomatisch fein der Hohenstaufe dem heil. Vater die Wahl meldete, welche die Fürsten ohne sein Wissen und Zuthun vollzogen hätten, und so sehr er sich bemühte, durch Schmeicheleien und Überredungskünste das wichtige Ereignis in dem harmlosesten Lichte erscheinen zu lassen, die Notwendigkeit eines Stellvertreters während des bevorstehenden Kreuzzugs des Königs als Hauptursache darzustellen und die Trennung der beiden Kronen als eine ausgemachte Sache außer Frage zu setzen, man merkte in Rom, daß eine Erneuerung des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum bevorstand, daß die Machtherrschaft der Hohenstaufen, die Innocenz zu beschränken gesucht, wie eine eingepreßte Flamme von neuem emporzuschlagen drohe. Besaß auch der neue Papst Honorius III. weder den weltbeherrschenden Ehrgeiz noch die geistige Kraft und Willensenergie seines Vorgängers, und war er auch persönlich dem hohenstaufischen Herrscher, dessen große Talente er während eines längeren Aufenthaltes in Palermo als päpstlicher Geschäftsführer in schwierigen Zeitverhältnissen kennen gelernt, von Herzen gewogen, so war doch die Politik der Kurie durch Innocenz so fest und sicher begründet, daß keiner seiner Nachfolger andere Wege einschlagen durfte. Wenn Honorius, ein Priesterfürst von mildem, versöhnlichem Sinn, der in der Befreiung des Heiligen Landes die wichtigste Aufgabe seines Hirtenamtes erblickte, sich in die vollendete Thatsache fügte, um dem König keinen Vorwand zu neuer Verzögerung des Kreuzzugs zu geben, und Mißtrauen und Groll in seiner Brust verschloß, wenn er auch dem Wunsch seines ehemaligen Zöglings, bald in St. Peter geweiht und gekrönt zu werden, keine Hindernisse in den Weg legte, so lag doch in diesem Vorgehen der Keim eines neuen welthistorischen Konfliktes verborgen. Als der Enkel Friedrich Barbarossas sich anschickte, in der „hehren Roma" die Kaiserkrone zu holen, stand die Kirche auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Die Gebote, die damals vom Lateran ausgingen, hatten eine ähnliche überwältigende Kraft wie einst die Senatsbeschlüsse des Kapitols. Und als Friedrich II. die Kaiserkrönung durch eine Reihe von Gesetzen zu Gunsten der Immunität des Klerus und wider die Ketzerei erkaufte und den geistlichen Strafedikten die Vollstreckung durch den weltlichen Arm zusicherte, war die Übermacht der Kirche und ihre Unabhängigkeit vom Staat vollendet, trat die weltliche Obrigkeit in den Dienst der Priesterschaft. Um diese Machtstellung der Kirche und ihres Oberhauptes in ihrem vollen Umfange anschaulich zu machen, wird es nötig sein, den Faden der Erzählung zu zerschneiden und einen Blick auf die kirchlichen und geistigen Zustände in den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts zu werfen.

B. Die Kirche in ihrer Machtstellung und die religiöse Opposition.

Außer den früher erwähnten kirchengeschichtlichen Werken von Neander, Hase, Gieseler, Baur u. a. und neben dem Werke von Hurter (VI, 440) wurden bei der folgenden Arbeit besonders benutzt: C. Schmidt, Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois. Paris 1849, 2 voll.; U. Hahn, Geschichte der Ketzer im Mittelalter. Stuttgart 1845—1850, 3 Bde.; Douais, Les Albigeois. Paris 1880; Molinier, L'inquisition dans le mide de la France au 13e et 14e siècle. Paris 1880; Flathe, Geschichte der Vorläufer der Reformation. Leipzig 1836, 2 Thle.; F. Bender, Geschichte der Waldenser. Ulm 1850; A. W. Dickhoff, Die Waldenser im Mittelalter. Göttingen 1851, und die Artikel Katharer (von C. Schmidt) und Waldenser (von Herzog) in Herzogs Real-Encyklopädie der Theol.; Dr. K. Hase, Franz von Assisi. Leipzig 1856; H. Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter. Berlin 1875—1877, 2 Bde.; H. A. Schumacher, Die Stedinger. Bremen 1865.

1. Papsttum und Hierarchie.

Die Lateransynode vom Jahre 1215. Die Schlacht bei Bouvines sicherte nicht bloß die Herrschaft der Hohenstaufen über Deutschland, sie hob auch das Papsttum auf den Gipfel der Macht, indem sie die Allianz gegen die römische Hierarchie niederwarf. Sie setzte dem Gebäude, an das Innocenz III. seine ganze Kraft gewendet, die Krone auf. König Johann beugte sich vor dem Papst, nahm England von ihm zu Lehen und zahlte Zins nach Rom. In demselben Jahr, da infolge dieser Erniedrigung eines charakterlosen Fürsten die englische Nation sich aufraffte und das große Staatsgrundgesetz, das Fundament ihrer bürgerlichen Freiheit, erzwang, feierte Nov. 1215. Innocenz III. auf der vierten Lateransynode einen Triumph, wie ihn Rom seit den Tagen der Imperatoren nicht gesehen. Aus allen Ländern strömten auf den Ruf des Papstes geistliche Würdenträger und bevollmächtigte Geschäftsführer weltlicher Machthaber herbei, um mitzuwirken an dem großen gesetzgeberischen Werke, durch welches die Glaubenseinheit begründet und alle Ketzerei ausgerottet, Kirchenrecht und Kirchenzucht festgestellt, das Abendland gegen das ungläubige Morgenland gewaffnet und ein allgemeiner Gottesfrieden unter den christlichen Völkern aufgerichtet werden sollte. 71 Metropoliten und Primaten, darunter die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem, 412 Bischöfe und 900 Äbte und Prioren nahmen an den Verhandlungen teil, und alle Könige und Herrscher waren durch Abgeordnete vertreten. Der Papst erschien als das Haupt der großen christlichen Völkerfamilie, als der oberste Lenker des Erdkreises, als die Sonne, von der alles Licht, alles Leben, alle rechtmäßige Herrschaft ausging.

Innocenz III. war in Wahrheit der Fürst der Fürsten. Wir haben ge-

sehen, wie er den *deutschen* Thronstreit benutzte, um als höchster Schiedsrichter Machtstellung des Papstes.
über Kaiser und Reich aufzutreten, dem Kirchenstaat seine Unabhängigkeit zu In Deutschland und
verschaffen, das Papsttum zum nationalen Mittelpunkt Italiens zu erheben, die Italien.
Oberherrlichkeit und richterliche Machtfülle, die bisher dem Kaisertum zugestanden, auf den apostolischen Stuhl zu übertragen. Es wurde ferner dargethan,
wie er die Zerrüttung des *sizilianischen Königreichs* und die Ohnmacht und In Sizilien.
Hilflosigkeit einer Frau und eines Kindes inmitten einer Schar unbotmäßiger Großen zur Begründung der päpstlichen Oberlehnsherrlichkeit über Apulien und das Inselreich zu verwerten gewußt. Von gleichen Erfolgen war seine Politik
in andern Ländern begleitet. In *Frankreich* gab ihm König Philipp II. In Frankreich.
August durch die Verstoßung seiner dänischen Gemahlin Ingeborg und durch die Eingehung einer zweiten Ehe Gelegenheit, als Rächer des verletzten Ehebundes aufzutreten und den mächtigen Herrscher durch die Schrecken des Interdiktes, welches das Königreich aller kirchlichen Segnungen mit Ausnahme der Taufe der Kinder und der Absolution für Sterbende beraubte, unter den Machtspruch Roms zu beugen, so daß er sich von seiner heißgeliebten Gattin trennte und die Unverletzlichkeit der Ehe anerkannte. Im November des Jahres 1204 erschien
König *Peter von Aragonien*, ein tapferer Verfechter des Kirchenglaubens In Aragonien.
gegen Sarazenen und Ketzer, in der Tiberstadt, um die Krone, die er von seinen Vätern frei geerbt, als Weihgeschenk auf dem Grabe des Apostelfürsten niederzulegen und sie gegen das Gelöbnis der Treue und einen jährlichen Zins aus den Händen des heiligen Vaters aufs neue zu empfangen. Wie das sizilianische Königreich, galt auch *Portugal* als päpstliches Lehen, und so sehr sich König Portugal.
Sancho I. sträubte, die Hoheitsrechte Roms anzuerkennen, die Urkunde, wodurch sein Vater das Königreich zinsbar gemacht, blieb in Gültigkeit. In *Ungarn* Ungarn.
trat Innocenz als Schiedsrichter in dem Streit der königlichen Brüder auf und bewirkte, daß die Stände den Sohn des Königs Emmerich krönten. Und als endlich auch noch der langjährige Investiturstreit mit König Johann von *England* England.
für das Papsttum siegreich ausging und das stolze Inselland zu einem zinspflichtigen Lehnsstaat machte, war die Herrschaft des römischen Stuhles im Abendlande eine unleugbare Thatsache. Selbst in den fernen *Donauländern* suchte man in kirchlichen und bürgerlichen Streitfragen das Recht in Rom, und an den Gestaden der Ostsee zwang der von Innocenz geweihte Orden der *Schwertbrüder* die heidnischen *Liven* und *Esthen* zum Christentum und zur Knechtschaft. — Zugleich hatten die Waffen der Franken und Venetianer das Im oströmischen Reich.
oströmische Reich erobert und den alten nebenbuhlerischen Patriarchensitz in Konstantinopel dem Oberhirten in Rom unterworfen, und im fernen *Armenien* hatte der Fürst Leo sich und sein Land unter die päpstliche Oberhoheit gestellt. Gelang es den vereinten Kräften der Christenheit den Islam aus dem syrischen Lande zu verdrängen, in Alexandrien wieder das Kreuz zu erhöhen, die türkischen Herrschaften in Kleinasien zu erdrücken, so konnte das römische Weltreich als

christliches Gottesreich wieder erstehen, so konnte der Priesterkönig im Lateran in einer Herrlichkeit thronen, wie einst Augustus und die alten Imperatoren auf dem Palatin und im Kapitol; so beugte sich der Erdkreis vor den Bullen des Nachfolgers des galiläischen Fischers, wie einst vor den kaiserlichen Machtgeboten; so fand das kanonische Recht weitere Geltung als einst das römische; so war das päpstliche Tribunal der Richterstuhl der Welt. Darum war der heilige Krieg gegen die ungläubige Welt das wichtigste Anliegen des dritten Innocenz und seiner Nachfolger; darum wurde der Kampf gegen die Moslems in der pyrenäischen Halbinsel wie im Morgenlande als erste Christenpflicht eingeschärft, durch deren Erfüllung Ehre und Ruhm auf Erden, der Segen Gottes und die Glückseligkeiten des Himmels erworben werden könnten. Und damit nicht die Machtherrschaft der Kirche und ihres Hauptes durch innere Opposition geschwächt, der feste Glaube an die göttlichen Satzungen durch Zweifel und Irrlehren wankend gemacht, die Blicke der Menschen von dem ewigen Fels und Grundstein der Kirche abgelenkt würden, wurden die Geister in Fesseln geschlagen und in ein Joch gebeugt, welche jede freie Bewegung unmöglich machten, jeden Flug der Gedanken in einen engbegrenzten Horizont bannten, jede Abweichung von den vorgeschriebenen Formen und Religionsgesetzen mit dem Tode bedrohten. Alle Andersgläubigen wurden aus dem Bereiche der Völker- und Menschenrechte gestoßen, der Grundsatz der Gewissensfreiheit, das höchste Kleinod der veredelten menschlichen Gesellschaft, in den Scheiterhaufen der Inquisition, jener furchtbaren Wächterin der kirchlichen Einheit, erstickt, die Juden zwar gegen die Barbarei und grausame Verfolgungssucht der Zeit geschützt, aber von dem Umgang mit der Christenwelt ausgeschieden und der Verachtung preisgegeben.

Bann und Interdikt. Die Hierarchie begnügte sich nicht, den hartnäckigen Sünder durch Bann oder Exkommunikation aus der Gemeinschaft der Gläubigen auszustoßen und dadurch dem Abscheu der Welt, den Qualen des Gewissens, der ewigen Verdammnis zu überantworten, bis er durch demütige, das Ehrgefühl oft tief verletzende Buße seine Reue bethätigte und Absolution erflehte; in dem verschärften Kirchenbann, der als Interdikt über ganze Länder und Völker verhängt wurde und die Betroffenen von den Segnungen der Kirche und von der beseligenden Wirkung der Sakramente ausschloß, besaß sie ein furchtbares Mittel, Könige und Fürsten durch die Angst und drohende Verzweiflung ihrer Völker zu schrecken und so gefügig zu machen; und wenn ganze Gemeinden sich den vorgeschriebenen Ketzerverfolgungen und Inquisition. Glaubens- und Kirchenformen zu entziehen wagten und das Heil ihrer Seele in selbstgeschaffenen, von den allgemeinen oder katholischen Kirchensatzungen abweichenden Religionslehren suchten, so wurden sie als Häretiker oder Ketzer der Vernichtung preisgegeben, indem die Hierarchie zu einem Kreuzzug gegen sie aufforderte, allen Gläubigen, welche mit dem Schwerte die ungesunden Glieder von der Gesamtheit trennten, dieselben Gnaden und Vorteile verhieß, wie den Kämpfern im Heiligen Lande, und die von Zweifel, Unglauben oder Irrlehre

angesteckten Gebiete unter die unausgesetzte Aufsicht eines erbarmungslosen Glaubensgerichtes stellte. Was die alten Theokratien des Orients angestrebt, wurde im päpstlichen Kirchenstaat unter Innocenz III. in großartigster Weise verwirklicht: die gesamte christliche Völkerfamilie gehorchte den Geboten eines einzigen Oberhauptes, das seine Macht unmittelbar aus der Gnade Gottes und den Aussprüchen Jesu Christi herleitete, — ein monarchischer Absolutismus, der seine Erleuchtung vom heiligen Geist zu empfangen behauptete und seine Gesetze und Urteilssprüche als Offenbarungen des göttlichen Willens, somit als unfehlbar angesehen haben wollte und daher den Kirchenversammlungen nur beratende Stimme zuteilte. Was dem Verfasser der Isidorischen Dekretalen als Ziel vor Augen geschwebt, was Gregor VII. mit der ganzen Energie seines Charakters zu erreichen gesucht, das erlangte das Pontifikat durch Innocenz III. Alle Herrschaft und Gewalt sollte nach der orthodoxen Anschauung ihren Ursprung haben in der göttlichen Gnadenfülle, deren Verwalter der Nachfolger Petri sei. Alle von ihm verordneten Organe sind berufen, Gottes Gesetz auf Erden zur Geltung zu bringen, wobei der Kirche und ihren Instituten die Pflege und Förderung der geistigen Gaben durch friedliche Mittel zustehen, indes die weltlichen Herrscher bestimmt sind, in ihrem Auftrage die Übelthäter und Feinde Christi mit dem Schwerte zu züchtigen und dem göttlichen Willen dienstbar zu machen. Die alte Vorstellung von den „beiden Schwertern", welche den Erdkreis mit gleicher Machtfülle beherrschen sollten, war damit aufgegeben. Nur die durch die Hand des Papstes übertragene Gewalt sollte als rechtmäßige gelten, nur die unmittelbar oder mittelbar von ihm eingesetzten oder bestätigten Ämter sollten die von Gott verordnete Obrigkeit sein. Und wie erst die kirchliche Salbung und Krönung dem Königtum und jeder weltlichen Herrschaft die Weihe und den göttlichen Charakter verlieh, so erlangte auch die bischöfliche Investitur erst durch die päpstliche Gutheißung und Bestätigung kanonische Geltung. Mochten auch Zeitverhältnisse und persönliche Rücksichten hie und da ein schonendes Vorgehen ratsam machen, so galt doch im allgemeinen die Investitur als ein päpstliches Prärogativ. Nicht nur, daß die Metropoliten in Rom das Pallium, das oberhirtliche Amtskleid, mit schweren Summen erkaufen mußten, auch die von der Geistlichkeit gewählten Bischöfe bedurften der Bestätigung von seiten des apostolischen Oberkirchenamtes und konnten ihre Stelle erst antreten, nachdem sie dem Papst durch einen Lehns- oder Huldigungseid unbedingten Gehorsam und Treue gelobt. Und bald begnügte sich der päpstliche Hof nicht mehr mit der formalen Bestätigung, er erlaubte sich auch direkte Eingriffe in die Bischofswahlen, um „liebsame Persönlichkeiten" anzubringen. Von der nachdrücklichen Empfehlung zur Wahl ging man allmählich zu eigenmächtigen Ernennungen über, ein Verfahren, unter dem besonders die englische Kirche zu leiden hatte. Dabei war die in Rom herrschende Geldgier und Käuflichkeit bekannt und berüchtigt; was man als Simonie bei den Laien-Investituren so furchtbar ver-

Die römische Theokratie.

dammt hatte, übte die Kurie ohne Scheu. Gegen den kirchlichen Grundsatz, daß das Sakrament der Weihe unentgeltlich erteilt werden sollte, wurden die Investiturgebühren immer regelmäßiger und größer, bis sie allmählich zu der Höhe eines Jahreseinkommens des ganzen Bistums anwuchsen (Annaten). Zugleich wurde zum großen Nachteil der Kirchenzucht die geistliche Gerichtsbarkeit der Landesbischöfe gemindert, teils indem die Appellation von den Aussprüchen der bischöflichen Gerichtshöfe an das päpstliche Obergericht immer regelmäßiger geübt ward, teils indem viele Abteien, Klöster und geistliche Würden dem Bereiche der Bischofsgewalt entzogen (eximiert) und unmittelbar unter die römische Kurie gestellt wurden. Und damit das ganze Kirchenwesen fortwährend überwacht und im Interesse Roms geleitet und geordnet würde, zog beständig ein Heer von Legaten in den Ländern umher, machte willkürliche Eingriffe in die bischöfliche Gerichtsbarkeit und trieb die endlosen Abgaben ein, die bald für die Investituren, bald für die Gerichtsentscheidungen und Dispensationen, bald als Peterspfennig oder Kreuzzugssteuer nach Rom entrichtet werden mußten. So wurde durch Innocenz III. der heilige Stuhl das Völkertribunal Europas, das Zentrum aller dogmatischen und kirchenrechtlichen Gewalt, aller sittlichen und politischen Ordnung. Das kanonische Recht trat, seitdem der Kamaldulensermönch Gratianus um die Mitte des zwölften Jahrhunderts eine neue Sammlung von Kirchengesetzen veranstaltet, zu dem römischen Kaiserrecht in Gegensatz und suchte fortwährend neue Rechtsgebiete zu erobern. Die hierarchischen Ordnungen sollten die Welt durchdringen und beherrschen, die Kirche dem Staats- und Rechtsleben das Gepräge aufdrücken und der Menschheit in ihrem inneren und äußeren Thun und Sein die richtigen Wege zeigen. Zum zweitenmal war Rom der Sitz der Weltherrschaft. Vor dem Priesterkönig Innocenz III., welcher den Königen in der Sprache des Alten Testaments sagen durfte: „Wie in der Bundeslade Gottes die Rute neben den Tafeln des Gesetzes lag, so ruht auch in der Brust des Papstes die furchtbare Macht der Zerstörung und die süße Gnadenmilde", beugten sich Fürsten und Völker in knechtischer Ehrfurcht. Und wer hätte noch ferner gewagt, von den Glaubensgeboten der Kirche abzuweichen, seitdem die Albigenser mit Feuer und Schwert vertilgt worden? Die folgenden Blätter werden darthun, durch welche Mittel die Kirche in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts im Innern die Katholizität und Glaubenseinheit zu wahren und zu befestigen und nach außen ihre Macht und Herrschaft zur Geltung zu bringen wußte; sie werden das düstere Gemälde der Albigenserkriege und der Ketzergerichte entrollen und in den neuen Mönchsorden und der Scholastik die Institute vorführen, denen sie die Ausbildung ihrer Lehrbegriffe und die Befestigung ihrer Herrschaft auf die Gemüter der Menschen zu danken hatte; sie werden endlich den Verlauf und den Ausgang der Kreuzzüge und die tragischen Geschicke des hohenstaufischen Kaisergeschlechts schildern. Aber während das Papsttum mit zermalmender Ge-

walt über die Menschenwelt dahinschritt, nahmen Kirche und Geistlichkeit Schaden an innerer Kraft und Gesundheit. Die grausamen Ketzergerichte, welche zahllose Unschuldige hinopferten, um wenige Schuldige zu treffen, tilgten die Liebe zur Kirche aus der Menschenbrust und weckten Zweifel gegen ihre Gerechtigkeit und Wahrheit; die Allmacht der Hierarchie wirkte verderblich auf die Sitten des Klerus, indem sie Hoffart, Ehrsucht, Habgier und andere unreine Triebe in ihm erzeugte. Endlose Klagen erhoben sich über Nepotismus, Pfründenhäufung, Familienbegünstigung, über die Gier nach Schätzen und Genüssen, die Rom zu einem Abgrund der Käuflichkeit und des Lasters machte, über das unsittliche Leben der Hirten des Volkes im sträflichen Umgang mit Weibern. Der geistige Zwang reizte die menschliche Vernunft zum Widerstand, und der häufige Gebrauch, den das Papsttum von den Zuchtmitteln der Exkommunikation und des Interdikts machte, stumpfte deren Wirkung ab. Selbst die Kreuzzüge brachten der Kirche nicht bloß Siege, sondern auch die Früchte einer wachsenden Aufklärung und freieren Weltanschauung und wühlten manches auf, was bisher auf dem Grunde des Volkslebens geschlummert.

2. Die religiöse Opposition.

Je mehr die römische Kirche bemüht war, die individuelle Freiheit des Denkens und Glaubens durch hierarchische Satzungen gefangen zu nehmen, alles geistige Streben und Forschen in ihren Dienst zu zwingen, über das ganze religiöse Leben den Mantel einer katholischen Uniformität und einer prunkvollen Priesterkirche auszubreiten, desto mehr wurde das Gefühl der Unbefriedigung in einzelnen lebendig, desto mehr regte sich im Volksleben die Sehnsucht nach tieferer Belehrung und religiöser Erleuchtung. Wie verschieden auch nach Ursprung und Zielen die Richtungen waren, welche die Kirche als häretische von sich ausstieß, deren Stifter und Bekenner sie verfluchte und der Vernichtung weihte, eine gemeinsame Grundlage war bei allen protestierenden Parteien erkenntlich, mochte die Opposition sich in einzelnen Erscheinungen kundgeben, die mit den Häuptern untergingen, wie der Anhang des französischen Priesters Peter de Bruys, den nach stürmischen Bewegungen ein Volkshaufe zu St. Gilles verbrannte (1132), und seines Schülers Heinrich von Clugny, der sein kühnes Predigen gegen die Verderbtheit des Klerus mit ewiger Gefangenschaft büßte (1148), wie die schwärmerischen Bußprediger Tanchelm (1124 erschlagen) und Eon (Eudo von Stella, 1148 verurteilt), welche der verweltlichten Kirche ein verjüngtes Christentum entgegenstellten, aber ihre Vermessenheit mit Leben oder Freiheit bezahlten; oder mochten sie sich, wie bei den Paulicianern in den Donauländern, wie bei den von manichäischen Ideen erfüllten Katharern, den judaisierenden Passagiern und den bibelgläubigen Waldensern in Südfrankreich und Oberitalien zu größeren Religionsgemeinschaften oder Sekten

Marginalien: Protestierende Stimmen. — Vereinzelte Erscheinungen. — Sekten.

ausbilden und verbreiten. Alle diese häretischen Richtungen stellten dem Glanz und der irdischen Herrlichkeit der sichtbaren Kirche und der prunkvollen Hierarchie die apostolische Armut und Lebenseinfachheit entgegen; sie wiesen, im Gegensatz zu den starren Satzungen und Formen des katholischen Kirchentums, auf das innere religiöse Leben in unmittelbarer Gemeinschaft mit Gott hin; sie forderten anstatt des vorgeschriebenen Kultus und Opferdienstes die Unterweisung aus den heiligen Schriften, die der Laienwelt gänzlich entzogen waren, und den Gebrauch der Landessprache bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen; die theokratisch-hierarchische Priesterkirche bekämpften sie durch Hinweisung auf den priesterlichen Charakter aller Christen als einer Gemeinschaft der Heiligen; und wenn sie auch einen Unterschied machten zwischen dem höheren Stande der „Vollkommenen" und der Gemeinde der „Gläubigen", so war es doch dem freien Willen jedes einzelnen anheimgegeben, durch Annahme der sakramentalen Weihe mittels einer Geistestaufe die größere Heiligkeit zu erwerben, damit aber auch zugleich sich die strengste Entsagung aller Lebensgenüsse aufzulegen; statt auf die Mosaischen Gesetze beriefen sie sich auf die Worte der Bergpredigt, und im Gegensatz zu der bequemen Sittenlehre der Kirche mit ihrer Werkheiligkeit, ihren Bußen und Absolutionen verdammten sie alle Übertretungen der göttlichen Gebote als Todsünden, von denen nur die Gnade Gottes lossprechen könne. Im ganzen christlichen Abendlande, vom Niederrhein und Ebro bis zum Tiber zeigten sich Spuren solcher antikatholischen Religionsrichtungen, nirgends jedoch mehr als bei den Völkern romanischer Zunge im obern Italien und im südlichen Frankreich. Der Geist der Opposition gegen die in Reichtum und weltlicher Herrlichkeit prunkende Geistlichkeit, der zu allen Zeiten bei den Langobarden zu Tage getreten ist, den Gregor VII. in den Patarenern für seine Reformen zu benutzen verstand (VI, 290), der in Arnold von Brescia und seinen Anhängern so heftige Schläge gegen Papsttum und Hierarchie geführt hatte, war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts noch lebendig und erregte die Sorge Innocenz' III. Es gelang ihm, der häretischen Strömung einen Damm entgegenzuwerfen, indem er das Prinzip der Armut und Entsagung, der Selbstaufopferung und Menschenliebe, wie es in Christus und seinen Jüngern zur Erscheinung kam, in Franziskus und Dominikus und den von ihnen gegründeten Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner der Kirche selbst anzueignen wußte; aber in so großen Scharen hatten sich die Feinde „gleich den Heuschrecken Joels" bereits über den Fruchtboden der Kirche ausgebreitet, daß der Papst für nötig hielt, zu den sanften Mitteln der Belehrung und Vermahnung auch die Zuchtrute des Zornes und der Bestrafung zu fügen.

In Ober-italien.

In Süd-frankreich.

Noch zahlreicher und mächtiger waren die Häretiker in Südfrankreich, in den Landschaften von der unteren Rhone bis zum oberen Laufe der Garonne. In der Provence und Languedoc, wo unter einem sonnenreichen Himmel sich ein wohlhabender Bürgerstand gebildet hatte, wo freiheitliche Institutionen, ein

regsames Handelsleben und republikanische Städteverwaltung Selbständigkeit in Thun und Denken und einen aufstrebenden Geist erzeugten, wo die Reste griechischer und römischer Kultur, verbunden mit germanischem (gotischem) und spanisch-arabischem Wesen, eine eigentümliche Bildung und eine Fülle von Dichtung und praktischer Wissenschaft hervorgebracht, wo die heitere provençalische Poesie der Troubadoure in der wohlklingenden romanischen Sprache neben den Gesängen der Liebe ihre Laune und ihren satirischen Mutwillen auch an Priestern und Mönchen ausließ, wo die ewigen Gegensätze, die sinnliche Lebenslust und die strengste Askese, wie wir früher gesehen (VI, 211 f.), gleich tiefe Wurzeln hatten, und neben der leichtfertigen Dichtkunst und Weltlust die Kreuzzüge und die Bußpredigten der Klosterbrüder von Clugny ihre feurigsten Verehrer zählten, war der Hauptsitz der Katharer und Waldenser, die trotz ihrer inneren Verschiedenheit von ihren Gegnern unter dem gemeinsamen Namen Albigenser, von der Landschaft Albigeois und der Stadt Alby, zusammengefaßt wurden. Denn die Kirche hat sich nie die Mühe gegeben, die Ketzer nach ihren Eigentümlichkeiten zu sondern. Der greuelvolle Religionskrieg im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, den die folgenden Blätter in seinen Hauptzügen vorführen werden, sollte der Hydra der Ketzerei das Haupt zertreten. Wohl gelang es der Hierarchie durch einen zwanzigjährigen Vernichtungskampf auf rauchenden Trümmern und blutgetränkten Stätten ihr siegreiches Panier aufzupflanzen und über die Ruinen des nationalen Glücks und Wohlstandes ihren Triumphzug zu halten, aber die reiche Kultur und das lebensfreudige Wesen des südlichen Frankreichs empfingen zugleich den Todesstreich, der heitere Gesang der Troubadoure verstummte für immer; nur elegische Trauertöne klagten noch über den Untergang der alten Herrlichkeit und über die Schrecknisse der Inquisition, welche in dem verödeten Lande ihr Tribunal aufschlug, um jede freiere kirchliche Richtung im Keime zu ersticken.

a. Die Paulicianer und Bogomilen.

Die weltliche Macht und Herrlichkeit des Papsttums, die Reichtümer und das Genußleben des Klerus, der geistige Despotismus und das eherne Gesetzesjoch der Kirche standen in zu grellem Widerspruche mit dem Christentume der ersten Jahrhunderte, als daß nicht von Zeit zu Zeit protestierende Parteien der herrschenden Kirche hätten entgegentreten sollen, bald um das Recht der eigenen Glaubensforschung geltend zu machen, bald um der Herrschsucht, Hoffart und Wollust der Geistlichkeit die Armut, Demut und Entsagung der apostolischen Zeit gegenüberzustellen. Wenn auch die oft phantastischen Spekulationen der griechischen Religionsforscher und Sektenstifter, die wir früher kennen gelernt (IV, 420 ff.), im Abendlande keinen günstigen Boden fanden, so erhielten sich doch einzelne Saatkörner, die hie und da neue Formen erzeugten. Jene Paulicianer, welche dem Schwerte und Bekehrungseifer der Byzantiner widerstanden (VI, 447 f.), hatten den dualistischen Lehrbegriff der Manichäer mit andern Dogmen und Gebräuchen verbunden zu einem Religionssystem ausgebildet, das in Philippopel und den Ländern des alten Thrakiens viele Bekenner zählte.

Verwandt mit ihnen sind unter den Bulgaren und den slawischen Völkern der Niederdonau, bei welchen die Verehrung zweier Götterwesen der heidnischen Volksreligion entsprach, die **Bogomilen**, so genannt nach einem slawischen Wort in der Bedeutung von „Gottesfreund". Wahrscheinlich hat ursprünglich ein thrakischer Pope, im zehnten Jahrhundert lebend, so geheißen. Ihnen war die Welt und die sichtbare Kirche eine Schöpfung des bösen Grundwesens, Satanael. Auch die Menschheit war diesem verfallen, bis Christus zur Erlösung kam und die Macht des feindlichen Bruders schwächte. Aber nur die Gläubigen, welche durch die **Geistestaufe** und eine zwiefache, mit Bußübungen und Gebeten verbundene Weihe in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen sind, werden der Erlösung teilhaftig. Diese Einweihung durch Handauflegen war die heiligste symbolische Handlung der Bogomilen. Dagegen galten ihnen die Sakramente der Kirche, die Anbetung der Heiligen, die Verehrung der Reliquien, der ganze kirchliche Kultus als Wirkungen der bösen Geister. Doch war es ihnen gestattet, sich daran zu beteiligen, da sie kraft der Geistestaufe und geheimen Aufnahmeweihe dadurch in ihrem Seelenheil nicht gefährdet wurden. Auf diese Weise entgingen sie lange der Verfolgung; selbst im Gewande des Mönchtums waren mitten in der griechischen Hauptstadt Bogomilen verborgen. Erst als unter Alexius dem Komnenen das Haupt derselben, **Basilius**, durch List zum Geständnis gebracht und den Flammen übergeben worden (im Jahre 1118), wurde ihre Lage gefährlicher. Doch haben sich kleine Gemeinden von Bogomilen und Paulicianern als geheime Genossenschaften durch das ganze Mittelalter in den Thälern des Hämus erhalten, der kirchlichen Werkheiligkeit die innere Umbildung zu einem neuen göttlichen Leben, den äußerlichen Religionshandlungen die mystische Vertiefung und allegorische Deutung der heiligen Schriften entgegenstellend.

b. Die Katharer.

Tiefer als die Paulicianer und Bogomilen, deren Wirksamkeit wesentlich auf den Orient und die Provinzen des griechischen Reiches beschränkt blieb, griffen die Sekten der **Katharer**, **Waldenser** und **Albigenser** in das abendländische Kultur- und Religionsleben ein. Der Ursprung, der in verschiedenen Ländern, besonders in Oberitalien und Südfrankreich weitverbreiteten häretischen Religionsgenossenschaft der Katharer ist in Dunkel gehüllt. Doch weisen sowohl der Name „die Reinen", den sie sich beilegten (ein Name, der als „Gazzari" im Munde des lombardischen, als „Ketzer" im Munde des deutschen Volkes zum Gattungsbegriffe für alle von der orthodoxen Kirche Abgefallenen geworden ist), als die Grundlagen ihrer Lehre auf den Orient und insbesondere auf manichäische Vorstellungskreise hin. Wie die gnostischen Systeme war auch der Katharismus ein Versuch, „das Problem vom Ursprung des Übels zu lösen, die gefundene Lösung durch willkürliche Interpretation der Bibel zu begründen und das Leben danach einzurichten". Ausgehend von der dualistischen Grundanschauung, daß die Materie und die ganze sichtbare Körperwelt die Schöpfung eines bösen Grundwesens sei, die Menschenseele dagegen der Ausfluß des guten Urgeistes, zu dem sie wieder zurückzukehren strebe, sahen die Katharer in Christus den verklärten Heiland, der mit einem Scheinkörper angethan zur Erlösung und Befreiung der Seele auf Erden erschienen sei, und fanden in dem ununterbrochenen Kampf gegen die Sinnlichkeit und Weltlust den höchsten Lebenszweck. Sie verwarfen gleich den Bogomilen die Sakramente der Kirche und setzten an die Stelle der sinnlichen Wassertaufe eine geistige Weihe mit Handauflegung, die sie **Consolamentum** nannten. Nur die

Seelen derer, welche durch diese Geistestaufe in die Gemeinschaft der Heiligen (Katharer) aufgenommen seien, vermögen nach ihrer Lehre in das göttliche Lichtreich zurückzukehren und der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden, während die Seelen der Unreinen und Sünder in der Körperwelt verharren und umherwandern müssen. Diese dualistische Grundanschauung und die darin wurzelnde strenge Sittenlehre bildeten die gemeinsame Unterlage aller katharischen Häresien, während sie in der Auffassung der gegensätzlichen Urprinzipien (wobei sich eine mildere Ansicht mit der volksmäßigen Vorstellung vom Teufel und seiner Geisterschar begnügte), und in dem strengeren oder laxeren Sündenbegriff in verschiedene Abarten auseinandergingen. Das Konsolamentum war die Grundbedingung zum Eintritt in die heilige Gemeinschaft und in die ewige Seligkeit; da aber die Aufnahme zur strengsten Entsagung aller Güter und Sinnengenüsse, selbst zur Enthaltung von Fleischspeisen und ehelicher Gemeinschaft verpflichtete, so unterzogen sich nur wenige in frühen Lebensjahren der Sakramentshandlung, durch die sie in die Klasse der „Vollkommenen" (Perfecti, boni homines) gelangten; die meisten blieben im Stande der „Gläubigen" (Credentes) und nahmen erst bei herannahendem Tode oder bevorstehenden Gefahren das Konsolamentum, das unerläßliche Heilmittel. Dann geschah es auch wohl, daß Kranke alle Nahrung und ärztliche Hilfe ausschlugen, um „das gute Ende" nicht zu verzögern. Die „Vollkommenen" als die Nachfolger der Apostel und die wahren Träger und Verwalter der katharischen Lehren und Gebräuche, stellten die eigentliche, wahre und reine Kirche im Gegensatz zu der herrschenden Hierarchie dar. Im Gottesdienst und in der kirchlichen Verfassung und Organisation gingen sie auf die apostolischen Zeiten zurück, wenn auch das Bedürfnis nach Ordnung und Zusammenhalt mit der Zeit eine gegliederte Hierarchie unter ihnen aufkommen ließ; ihre Bethäuser waren ohne Bilder, Kreuze und Glocken, eine Art Liebesmahle, wobei die „Vollkommenen" das Brot brachen und segneten, erinnerte an die alten Agapen; dabei legten sie großen Wert auf Fasten, Kniebeugungen und lateinische Gebetformeln. Nur das Neue Testament war den Katharern ein göttliches Buch; die Verbote der Bergpredigt, die sie im Gegensatz zu den Mosaischen Gesetzen als das „Gesetz Christi" ansahen, wörtlich nehmend, verdammten sie Krieg, Todesstrafe und Eid. An die Stelle des historischen Christus stellten sie den idealen Gottessohn ihrer Einbildung und deuteten die Wunder und das ganze geschichtliche Leben Jesu geistig und allegorisch. Der Eifer der Katharer, ihre Lehren zu verbreiten, war von Erfolg begleitet. Die Kämpfe der Hohenstaufen gegen das Papsttum, infolge deren die Ketzerverfolgungen des gehörigen Nachdruckes durch den weltlichen Arm entbehrten, die Erbitterung des französischen Volkes gegen das Interdikt, der Reiz des Geheimnisvollen, der dem neuen Evangelium beiwohnte, das heilige Leben der „Vollkommenen", das gegen die Lebensweise des herrschenden Klerus einen grellen Kontrast bildete, die religiöse Innerlichkeit, der tugendhafte Wandel und der sittliche Ernst aller Glieder der Sekte, diese und andere Ursachen mehrten die Zahl der Katharer in allen Ländern, besonders in Italien und Frankreich. Wohlhabend durch Handel, Fleiß und Sparsamkeit übten sie Gastfreiheit und Wohltätigkeit und unterstützten die hilfsbedürftigen Glaubensgenossen reichlich. Wie sehr auch die Hierarchie sie verlästerte und das Volk zum Haß gegen die „bulgarischen" Ketzer aufstachelte, also daß noch jetzt ihr Name (Bougres) im Munde der Franzosen der ärgste Schimpfname ist, ihre Bemühungen, sie auszurotten, blieben lange erfolglos. Die Standhaftigkeit, womit einzelne Märtyrer, wie der katharische Bischof Arnold, den Flammentod ertrugen, mehrte die Zahl der „Reinen".

Wenn die **Katharer** in Sachen des Glaubens und Lebens nur das Neue Testament als Autorität anerkannten, so vertraten das rein entgegengesetzte Prinzip die **Passagler**, eine Sekte von Judenchristen oder judaisierenden Häretikern, welche dem Passagier.

Alten Testament und der Mosaischen Gesetzgebung unbedingte Geltung beilegten und die Person Christi im ebionitischen Sinn faßten (IV, 419).

c. Die Waldenser.

In Streben und Zweck verwandt mit den Katharern, aber frei von den mystischen und asketischen Schwärmereien war die „bibelgläubige" Sekte der Waldenser. So denkbar es ist, daß in den Thälern Piemonts, wo im Zeitalter der Karolinger der Bischof Claudius von Turin gegen die verweltlichte und in Aberglauben und Werkheiligkeit verfallene Kirche gepredigt und das Volk an die heilige Schrift gewiesen hatte, Reste bibelgläubiger Christen in stiller Opposition gegen das herrschende Kirchentum und die Hierarchie von alters her bestanden haben, so ist doch geschichtlich nicht nachzuweisen, daß die Waldenser, wie ihre spätere Tradition behauptet, seit der Römerherrschaft oder gar aus den Tagen der Apostel als fromme „Thalbewohner" eine religiöse Genossenschaft gebildet hätten. Ihren Ursprung und Namen verdanken sie einem Kaufmann aus Lyon, Petrus Waldus oder Waldez, welcher bald nach 1170 in den Städten und Dörfern des Rhonegebiets als Bußprediger und Religionslehrer auftrat. Die Beweise älteren Daseins beruhen auf Irrtum oder gefälschten Angaben. Wie Norbert (VI, 605) durch ein erschütterndes Ereignis auf die Nichtigkeit des Lebens und der Welt hingeführt, verteilte Waldus seine reichen Güter unter die Armen und wendete sein ganzes Trachten dem Göttlichen zu. Tiefe Naturen finden häufig durch eine plötzliche innere Erleuchtung, welcher ein äußerer Anstoß zu Grunde liegt oder von späteren Verehrern beigelegt wird, die wahre Bestimmung ihres Lebens. Von dem Triebe nach Erkenntnis des göttlichen Wortes beseelt, ließ Waldus durch zwei schriftgelehrte Kleriker die Evangelien und andere Bücher des Neuen Testaments in die romanische Landessprache übersetzen und aus den Werken der Kirchenväter lehrreiche Auszüge anfertigen. Erfüllt von dem göttlichen Inhalte der heiligen Schriften, die zu jener Zeit den Laien gänzlich entzogen waren, faßte er den Entschluß, durch Übernahme freiwilliger Armut die apostolische Reinheit der Kirche wieder herzustellen, und fing an zu lehren und zu predigen bald in den Häusern, bald auf der Straße oder in Kirchen. Seine Vorträge zogen viele Hörer an, die sich zu seinen Ansichten bekannten. Die Worte des Evangeliums von den Gefahren des Reichtums beherzigend, verachteten sie gleich ihrem Meister die Güter der Welt, daher sie, „die armen Leute von Lyon" oder Leonisten genannt wurden. Vergebens untersagte ihnen der Erzbischof das Predigen; sie beriefen sich auf den apostolischen Ausspruch: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" und zogen südwärts in die Provence und Languedoc. Barfuß und in wollene Bußgewänder gehüllt, wanderten „die Armen im Geiste" oder „Demütigen" (Humiliati), wie sie sich nannten, je zwei und zwei in Stadt und Land umher, gleich dem Heiland und seinen Jüngern alles gemein haltend. Sie dachten nicht an eine Losreißung von der Kirche. In ehrlichem Vertrauen wandten sie sich an den Papst, der sie in einer öffentlichen Disputation widerlegen und verhöhnen ließ. Als sie aber trotzdem fortfuhren, das Evangelium zu predigen, sprach Papst Lucius III. auf einer Synode zu Verona (1184) den Bann über sie aus. Hatte ihr Widerspruch gegen die Kirche bisher nur der Sicherung der Laienpredigt und der freien Schriftlesung gegolten, so erstreckte er sich jetzt bald auch auf die Sakramentenlehre und andere Lehrpunkte. Unbekümmert um alle Drohungen und Gefahren übten die Waldenser das Lehr- und Predigtamt nach wie vor, gründeten Gemeinden in Südfrankreich und Oberitalien, in den Hochthälern der Kottischen Alpen, verbreiteten von Metz aus ihre Ansichten über Lothringen bis an den Rheinstrom und zogen über die Pyrenäen nach

Aragonien, allenthalben den Glauben und das innere Christentum den Gnadenmitteln der Kirche und den Wirkungen des Priesteramtes entgegenstellend. Wenn sie auch noch, wo immer möglich, dem öffentlichen Gottesdienste anwohnten und zugaben, daß zu aller Zeit fromme Seelen gewesen, welche das Heil gefunden hätten, so schieden sie doch bereits die unsichtbare, ideale Kirche, als deren Vertreter sie sich ansahen, von der sichtbaren Kirche des Papstes, die in Lehre und Sitte entartet sei, erklärten, die Gebote der Bergpredigt gleich den Katharern buchstäblich deutend, daß Eidschwur und Blutvergießen durch das Schwert verboten und die Lüge Todsünde sei, verwarfen das Fegfeuer samt den Gebeten und Messen für die Gestorbenen, und obwohl sie die Beichte der Sünden forderten und von den Knieenden entgegennahmen, machten sie doch die Sündenvergebung des Reumütigen und Bußfertigen nur von der Gnade Gottes, nicht von der Absolution durch die Priester abhängig. Die Heiligen ehrten sie als Vorbilder, beteten aber nicht um ihre Fürbitte oder Hilfe. Eine den Waldensern verwandte Richtung, jedoch selbständigen Ursprungs, stellen die lombardischen Armen (Humiliaten) dar, hervorgegangen aus Arbeiterverbindungen und zehrend von der geistigen Hinterlassenschaft Arnolds von Brescia. Wie dieser machten sie die Wirksamkeit der Gnadenmittel von der Würdigkeit der verwaltenden Priester abhängig, während sie die Anerkennung der heiligen Schrift als alleiniger Quelle und Norm aller religiösen Erkenntnis der frühzeitigen Verbrüderung mit den Waldensern verdankten. Diese wie jene hielten an dem geistlichen Priestertum aller Getauften; Träger der gesamten Amtsgewalt war die Gemeinde, in deren Namen und Auftrag sie ausgeübt wurde von den Geistlichen (Ministri). Diese, welche im Cölibat und freiwilliger Armut lebten, überhaupt die strengste Lebensweise führten und ohne Unterlaß in der heiligen Schrift forschten, leiteten die Andachtsübungen und Seelsorge in den Gemeinden oder zogen wie Wanderprediger unter allerlei Verhüllungen als Handwerker, Hausierer, Verkäufer von Nadeln und Messern im Lande umher, versammelten die Gläubigen in Häusern oder abgelegenen Orten zur Predigt und Schrifterklärung (lectio, leyczon), verteilten Andachtsbücher, hielten Beichte und vollzogen auch das Sakrament des Altars. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts standen die Waldenser der katholischen Kirche noch so nahe, daß Innocenz III. hoffen konnte, „ihre evangelische Armut zum Mönchsgelübde umzugestalten“. Aber der Verein der „katholischen Armen“, die vom Kriegsdienst und Eidschwur entbunden sein sollten, hatte keinen Fortgang. Unter den Greueln der Albigenserkriege wurden auch die Waldenser schwer getroffen. Denn obwohl sie ängstlich jede Verbindung mit den Katharern gemieden und sich von deren phantastischen Lehren stets fern gehalten hatten, so hatten doch manche Satzungen und Einrichtungen so viel Ähnlichkeit, so standen doch beider Ansichten von der Schriftverbreitung unter dem Volke, von der evangelischen Vollkommenheit und apostolischen Nachfolge, von der Verbindlichkeit der Sittengebote der Bergpredigt für alle Gläubigen, von der Entartung der sichtbaren Kirche so sehr im Widerspruch mit dem glänzenden hierarchischen Gebäude, das Innocenz aufzurichten bedacht war, daß man es leicht begreift, wie er in beiden Religionsparteien denselben Feind erblicken, beide mit derselben Vernichtung bedrohen konnte. Er erkannte in beiden Sekten ein „Krebsgeschwür der Irrlehre“, das immer weiter um sich fresse, wenn man es nicht ausheile; er verglich die Katharer und Waldenser den Füchsen Simsons, die verschieden von Angesicht doch mit den Schwänzen ineinander verschlungen wären, wo es gelte, das Feld der Kirche zu verwüsten. Als seine Verbote gegen das Lesen und Erklären der Bibel in geheimen Konventikeln keine Beachtung fanden, vielmehr im südlichen Frankreich die Häresie immer kühner hervortrat, da schleuderte er den Bannstrahl über die unfolgsamen Söhne der Kirche und forderte zum Kreuzzug wider sie auf (1215). Die Albigenserkriege haben auch die Waldenser-

gemeinden ins Herz getroffen; doch entgingen viele dem allgemeinen Verderben und retteten ihren Glauben und ihre kirchlichen Formen auf spätere Zeiten. „Mit geheimen Erkennungszeichen haben sie oft verborgen mitten in der katholischen Welt gelebt, ein Licht in der Finsternis, evangelische Tugenden und Vertraulichkeit mit der Bibel verbreitend, bereit, um mit der Kraft eines Christentums auf Grund der heiligen Schrift an jeder höheren Entwickelung teilzunehmen." Meistens zogen sie sich in die Abgeschiedenheit entlegener Thäler zurück, um dort als die Stillen im Lande in strenger Weltflucht nach den Vorschriften des Evangeliums zu leben. In einem um 1400 entstandenen Gedicht, der „Nobla Leyczon", werden die Tugenden und Sitten der Waldenser geschildert und die Gläubigen zur Buße, zu guten Werken und zur Standhaftigkeit ermahnt.

d. Die Albigenserkriege und die Inquisition.

Verbreitung der Albigenser in Südfrankreich.

Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts waren die Katharer und Waldenser, die bons hommes von Alby oder Albigenser genannt, im südlichen Frankreich, besonders in der Provence, mächtiger als die katholische Kirche; zahlreiche Fürsten und Barone des reich bevölkerten Landes hielten zu ihnen oder gewährten ihnen Schutz; sie hatten Bethäuser und Schulen, sie beherrschten die Bildung und das öffentliche Leben. Ihr mächtigster Gönner war Graf Raimund VI. von Toulouse, dessen Ahnherr einst mit Gottfried von Bouillon in das Heilige Land gezogen war und vor Jerusalem in den ersten Reihen gekämpft hatte. Er war 1194 seinem Vater gleiches Namens, dessen glänzender Hof weit und breit berühmt und von Sängern der Liebe und Lust verherrlicht war, in der Regierung des schönen und reichen Landes gefolgt und zählte zu den mächtigsten Fürsten Frankreichs. Seinen Fahnen folgten die Bürger von fünfzig Städten; über hundert Burgherren trugen von ihm ihre Herrschaften zu Lehen, in seinem Gefolge sah man die Blüte des Adels. Seine Mutter war die Schwester Ludwigs VII. gewesen. Nächst ihm galten der Vizegraf Raimund Roger von Béziers und Carcassonne, der reiche Graf Bernhard von Comminges und Graf Roger von Foix als die eifrigsten Pfleger der Albigensischen Lehrmeinung. Es herrschte ein munteres Leben an den Fürsten- und Adelshöfen und in den Städten, und die katholische Geistlichkeit, die gerade in jenen Gegenden durch Trägheit und Sittenlosigkeit manchen Anstoß gab, hatte von dem satirischen Mutwillen der Dichter viel zu leiden. Innocenz klagte bitter, daß die Feinde der Kirche, „welche Schlangengift in Babels goldenem Becher darreichten" welche „gleich Skorpionen mit dem Stachel der Verdammnis verwundeten", das Volk mit ihren Netzen umgarnt und durch den Sauerteig der Ketzerei angesteckt hätten. Er ernannte zwei Cistereiensermönche, den heftigen Peter von Castelnau und den sanften Raoul, zu päpstlichen Bevollmächtigten, um die Irrgläubigen zu bekehren. Sie fanden kräftige Unterstützung bei dem Erzbischof Fulco von Toulouse, einem beredten Prälaten aus Genua, der nach einer in Freude und Sängerlust und im Dienste der Frauen

Bekehrungsversuche. 1206—1209.

vertändelten Jugend bei den Cistereiensermönchen die ernste Aufgabe des Lebens erfaßt hatte und nun auf dem erzbischöflichen Stuhle das innere Feuer, das er einst in Liebesliedern ausgeströmt, gegen die Ketzer wandte. Die Erfolge waren gering. Verstimmt beschlossen die Legaten ihre Mission aufzugeben und in das Kloster zurückzukehren, ließen sich aber durch den spanischen Bischof Diego von Osma und seinen von Glaubenseifer glühenden Gefährten **Dominikus** (Domingo) **von Guzman**, die sie in Montpellier trafen, bereden, vereint mit ihnen das Werk von neuem in Angriff zu nehmen. In ärmlichem Aufzug durchwanderten sie das Land und suchten durch Predigten und 1206.
Religionsgespräche die Verirrten auf den rechten Weg zu führen. Aber sie fanden starre Herzen. Als Peter von Castelnau, dem nach der Rückkehr Diegos und dem frühen Tode seines Gefährten Raoul das Geschäft der Mission fast allein oblag, den Grafen Raimund in St. Gilles in scharfen Worten zurechtwies, weil er gegen sein dem Papst gegebenes Versprechen die Ketzer dulde und schütze, und ihn von der kirchlichen Gemeinschaft ausschloß, wurde er, als er gerade Messe las, von einem Dienstmann des Grafen mit einer Lanze erstochen. 15. Jan. 1209.

Das Blut des „Märtyrers" schrie in Rom nach Rache. Vergebens be- Bann und Kreuzzug.
teuerte Raimund seine Unschuld an der Frevelthat: Innocenz legte den Grafen und das ganze Land unter Bann und Interdikt, entband die Unterthanen ihres Treueides und gestattete jedem Rechtgläubigen, Raimund zu verfolgen und seine Güter sich anzueignen. Zugleich forderte er den König von Frankreich auf, die Kirche wider die Ketzer, „die schlimmer seien als die Sarazenen", mit dem Schilde des Glaubens zu schützen, und ließ allen, die an der Heerfahrt teilnehmen würden, Sündenerlaß verkündigen. Raimund erschrak. Er ließ in Rom um Gnade bitten und erklärte, daß er sich dem Willen des Papstes in allem füge. Innocenz stellte ihm harte Bedingungen: er sollte bis zu seiner vollständigen Rechtfertigung sieben feste Burgen seines Landes abtreten, sich einer öffentlichen Kirchenbuße unterwerfen, der Geistlichkeit Gehorsam und Entschädigung leisten und alle Ketzer und ihre Gönner und Hehler ernstlich bestrafen. Der Graf willigte in alles: in der überfüllten Kirche von St. Gilles sagte er knieend, einen Strick um den Hals, den Eid nach, den der Legat Milo ihm vorsprach und ließ sich den entblößten Rücken mit Ruten schlagen. Nach solcher mütterlichen Züchtigung erteilte ihm die Kirche die Absolution und verpflichtete den Erniedrigten zur Teilnahme an dem Kreuzzug, zu dem sich Adel und Volk aus ganz Frankreich anschickte. Der Schmerzensschrei der Kirche, den auf des Papstes Geheiß die Cistereiensermönche und der gesamte französische Klerus an allen Orten und Enden erhoben, war von wunderbarer Wirkung. Zu dem Glaubenseifer und dem Hang für Abenteuer und bewaffnete Pilgerfahrten, welche die französischen Ritter jederzeit so kampfbereit für Kirche und Papsttum erscheinen ließen, gesellte sich noch der Stammeshaß des ernsteren, schwerfälligeren Nordens gegen die beweglichen, leichtfertigen Söhne des Südens, der sich nicht selten in

beißenden Spottreden und neckenden Witzworten kundgab, und nicht minder die lockende Aussicht auf Lehen und Rittergüter in dem reichen üppigen Lande. Eine kriegerische Bewegung, wie zur Zeit des ersten Kreuzzuges erfaßte das französische Volk. Grafen, Barone und Bischöfe zogen an der Spitze bewaffneter Kriegsscharen, die das rote Kreuz auf der Brust von den Jerusalemfahrern unterschied, gegen den ketzerischen Süden. Selbst der König ließ seine Fähnlein zu dem Pilgerheere stoßen, das sich in Lyon um den Abt Arnold von Citeaux, des Papstes Legaten, sammelte. Zu den eifrigsten Vorfechtern gehörten Simon von Montfort, der ritterliche Streiter Christi, von hohem Wuchs und starkem Arm, der seinen kirchlichen Eifer schon früher im Morgenlande bethätigt hatte, Peter von Courtenay, Graf von Nevers, ein in der Geschichte der Kreuzzüge vielgefeierter Name, Herzog Otto von Burgund und insbesondere die geistlichen Herren. 50,000 streitbare Kriegsmannen zählte das Pilgerheer, das Simon, welcher auf den Wunsch des Papstes und seines Legaten den Oberbefehl übernahm, nach dem Süden führte.

Béziers und Carcassonne. Von Montpellier zogen sie nach Béziers, der reichen und festen Stadt des Lehngrafen Raimund Roger. Als die Einwohner die Übergabe weigerten, sprach der Legat: „Nun soll kein Stein auf dem andern bleiben, kein Leben geschont werden.“ Die Drohung wurde erfüllt. Nach hartnäckigem Kampfe wurde die Stadt erstürmt und alles ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und Standes niedergestoßen. In der Magdalenenkirche allein lagen 7000 Erschlagene. Da es schwer war, Rechtgläubige und Ketzer zu scheiden, erzählt man, rief der Bevollmächtigte des heiligen Vaters: „Schlaget alle nieder, Gott kennt die Seinen.“ Nachdem die Bewohner getötet, die Häuser geplündert und verbrannt waren, konnte sich der Abt rühmen, daß er als Bote der göttlichen Rache die Stadt vernichtet habe. Diesem Anfang entsprach der weitere Verlauf des schrecklichen Krieges. Die wilden Scharen, vor denen fanatische Cistercienser-mönche mit dem Kreuze einherschritten, durchzogen das blühende Land, brachen die stolzen Ritterburgen und füllten alles mit Mord, Raub und Brand. Entsetzt flohen die unglücklichen Einwohner in die Berge und Einöden und suchten Schutz in Wäldern und Höhlen. Über hundert feste Schlösser fielen fast ohne Widerstand in die Hände der Päpstlichen.

In Carcassonne, wohin sich der Vizegraf aus dem umstürmten Béziers gewendet, setzte der ritterliche Mann mit seinen tapfern Waffengefährten den Heranziehenden einen erfolgreichen Widerstand entgegen. Da lockten die Kreuzfahrer den entschlossenen Führer unter der Zusage sicheren Geleites in das Lager und sperrten ihn in einen Turm. An einem glücklichen Ausgang verzweifelnd, verließen die Bürger auf heimlichen Pfaden nackt und bloß die Stadt und bargen sich in den Schluchten und Thälern ihres Gebirgslandes, während die Pilgerscharen sich mit ihrer Habe beluden und die Wohnungen verwüsteten. Der gefangene Vizegraf starb bald nachher an Gift oder an gebrochenem Herzen;

der Legat Arnold bot nun die Herrschaften Béziers und Carcassonne als Kirchenlehen aus; da aber sowohl der Herzog von Burgund als die Grafen von Nevers und St. Pol sie ausschlugen, so empfing Simon von Montfort den Raub und 22. Aug. 1209. trug der Kirche durch verdoppelten Eifer seinen Dank ab. Ein furchtbarer Verheerungskrieg durchtobte das ganze Land; die „Freudenschlösser" des Adels wurden zerstört, die Fluren zertreten, die gefangenen Ketzer den Flammen übergeben. Noch vor Ende des Jahres war das schöne reiche Land mit der Stadt Alby, dem Hauptsitze der Katharer, in den Händen Simons, und der Papst zögerte nicht, den getreuen Vorkämpfer in dem erworbenen Besitz zu bestätigen.

Hinter den Mauern von Toulouse betrauerte Raimund das Schicksal des Das Kreuzheer vor Toulouse. Volkes und den Fall seiner Lehnsritter. Daß er mit sichtbarem Widerstreben an dem Kreuzzuge gegen die eigenen Unterthanen teilnahm und nach dem Fall von Carcassonne mit seinen Gewaffneten abzog, galt den geistlichen Führern als Zeichen inneren Einverständnisses. Dafür sollte er mit dem Verluste seiner Erbländer büßen. Man verlangte, daß er alle der Ketzerei beschuldigten Bürger von Toulouse ausliefere. Er verwarf den schimpflichen Vorschlag und suchte persönlich in Rom die Vermittelung des Papstes nach. Innocenz nahm ihn gnädig auf, wagte aber nicht durch gebieterisches Eingreifen das Bekehrungswerk zu lähmen oder zu hemmen. Er überließ die Entscheidung den Legaten und den katholischen Eiferern, und diese machten Raimunds Rechtfertigung von unannehmbaren Bedingungen abhängig. Deshalb wurde er aufs neue von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen.

Mittlerweile dauerte der Krieg gegen seine Vasallen fort und die Leidenschaften wurden durch neue Bluthaten immer mehr geschärft. Nachdem im 1210. Gebiete von Narbonne die festen Bergschlösser Minerve und Termes zu Falle gebracht, näherte sich das Kreuzheer den Grenzen der Grafschaft Toulouse. Nun erkannte Raimund, daß es auf seinen Untergang abgesehen sei, daß die Religionsgespräche von St. Gilles, Montpellier und Narbonne nicht zur Versöhnung 1210. 1211. und Ausgleichung, sondern zu seiner Schwächung und Demütigung angeordnet waren; er beschloß daher, die schwankende, zweideutige Haltung aufzugeben und mit männlicher Kraft offen dem Feinde entgegenzutreten. Seine Vasallen, darunter die Zierden der Ritterschaft, die Grafen von Foix und Comminges, stellten sich mit ihren Mannschaften unter seine Fahne, und die Bürger der Städte ergriffen die Waffen, um Leben, Gut und Freiheit gegen die fanatischen Barbaren zu verteidigen. Die Greuel in der erstürmten Stadt Lavaur, wo man das gemeine Volk mordete, die gefangenen Edelleute an hohe Galgen aufknüpfte und alles plünderte, konnten als Vorspiel des eigenen Schicksals dienen. Im Juni erschienen Simons Mordbanden vor den Thoren von Toulouse; aber Adel und Bürgerschaft leisteten so erfolgreichen Widerstand, daß die Belagerung aufgegeben werden mußte. Verfolgt von dem Grafen von Foix, dessen Kriegsthaten

und Tapferkeit an die Helden der Sage, an die Ritter der Tafelrunde erinnerten, zog sich Simon unter steten Kämpfen nach Castelnaudary zurück.

1212. Im nächsten Jahr, nachdem der Abgang vieler Pilger durch neue Zuzüge ersetzt war, erschien jedoch Simon von neuem im Gebiete von Toulouse, alles Land mit Feuer und Schwert verwüstend. Raimunds Lage wurde immer schwieriger und eine Aussöhnung mit der Kirche immer weiter in die Ferne gerückt. Da rief er seinen Schwager, den ritterlichen, Gesang und Abenteuer liebenden König Peter von Aragonien zu Hilfe. Der streitlustige Fürst überstieg die Pyrenäen und zog wider Montfort, welcher in **Muret** an der Garonne eine feste Stellung genommen hatte, ins Feld. Gegen den Rat Raimunds unternahm der

Schlacht bei Muret. 13. Sept. 1213. ungestüme König einen Angriff und führte dadurch die große **Schlacht von Muret** herbei, in welcher Peter im Kampfgewühl seinen Tod fand und das Heer der Tolosaner, durch den eiligen Rückzug der Aragonier und Katalonier nach ihres Führers Fall in Verwirrung gebracht, eine vollständige Niederlage erlitt. Tausende fanden ihren Tod auf der wilden Flucht oder in den Fluten der Garonne, als sie in dichter Menge den Schiffen zueilten.

Montfort mit der Grafschaft Toulouse belehnt. 1214. Dieser Ausgang erhöhte Montforts Ruhm und Selbstvertrauen. Man pries ihn als zweiten Judas Makkabäus. Die Heiligen des Herrn, schrieb Innocenz, haben den Stolz der Chaldäer zertreten und Gläubige an die Stelle der Ketzer gesetzt. Doch führte der Sieg nicht zur Entscheidung; er vermehrte nur die Leiden und Greuel. Während die Grafen von Foix, Comminges und Bearn sich hinter den Mauern ihrer Schlösser bargen, verwüstete das Kreuzheer alles Land bis in die Nähe von Toulouse. Der Notschrei drang endlich in den Lateran. Ein neuer Legat, Kardinaldiakon Peter von Benevent, erschien in der Provence, um die Bevölkerung mit der Kirche auszusöhnen. Die zerschlagenen Bewohner versprachen zu gehorchen und der Ketzerei keinen weiteren Vorschub zu leisten; die Lehnsgrafen von Foix, Comminges und Bearn öffneten ihre Burgen und Städte. Aber das Grafenhaus von Toulouse sollte den Kelch der Demütigung bis auf die Hefen leeren. Eine unter dem Vorsitz des Legaten in Dezember 1214. Montpellier tagende Synode erklärte Raimund seiner Besitzungen verlustig und erwählte Simon von Montfort zum Fürsten des Landes. Dieser nannte sich fortan „von Gottes Gnaden Graf von Toulouse und Leicester, Vizegraf von Béziers und Carcassonne, Herzog von Narbonne", setzte Landpfleger und Burgvögte ein und ließ sich von dem Lehnsadel huldigen. Innocenz III. sah ein, daß man zu weit gegangen sei, aber um des Zweckes willen wagte er nicht, „seinen losgelassenen Tigern ihren Raub zu entreißen". Raimund begab sich mit seinem Sohne nach England; er hatte vergebens den Schutz des Königs von Frankreich, seines Oberlehnsherrn und Verwandten, angerufen; die Furcht vor Rom war so überwältigend, daß Philipp August den gebeugten Fürsten seinem Schicksale überließ, ja daß der französische Thronfolger an der Spitze der Ritterschaft auszog, um an der Seite Montforts die letzten Reste der Ketzerei

auszurotten. Das große Konzil, das im nächsten Jahr im Lateran zusammen- 1215.
trat, bestätigte den Beschluß von Montpellier, indem es festsetzte, daß Simon von Montfort die den Häretikern und ihren Helfern und Gönnern entrissenen Länder nebst den Städten Toulouse und Montauban zum Lohne seiner Mühen behalten solle. Umsonst erhoben die in Rom anwesenden Grafen und ihre Freunde Einsprache gegen den ungerechten Ausspruch; der Eifer der französischen Prälaten trug den Sieg davon. Nur Venaissin mit Beaucaire und einige andere Besitzungen an der Rhone sollten dem jüngeren Raimund verbleiben.

Damit war jedoch das Trauerspiel der Albigenserkriege noch nicht zu Ende. Simons und Raimunds Ausgang.
Als die beiden Grafen, Vater und Sohn, von Genua aus, wo sie sich vereinigt, wieder auf dem Boden ihrer Heimat erschienen, fielen die meisten Städte und Vasallen ihnen zu und der Krieg begann von neuem. Umsonst suchten Simon und seine Genossen das Volk abermals zu einer Kreuzfahrt zu entflammen; man erkannte, daß es sich nicht mehr um die Reinheit des Glaubens handle, sondern um die herrschsüchtigen Pläne des Grafen von Montfort. Seine Waffen hatten daher keinen Fortgang mehr. Während er mit dem jüngeren Raimund um die Besitzungen an der Rhone, besonders Avignon und Beaucaire, stritt, gelang es dem Vater, mit Hilfe spanischer Truppen wieder in Toulouse ein- 13. Sept. 1217.
zuziehen, wo er mit Jubel empfangen wurde. Auf die Kunde von dem Abfall zog Montfort mit seiner Kriegsmannschaft vor die Mauern, um an der treulosen Stadt Rache zu nehmen. Da traf ihn bei der Belagerung ein Schleuderstein so heftig an die Schläfe, daß er betäubt vom Pferde stürzte und seinen 25. Juni 1218.
Geist aufgab, ein Mann von durchgreifender Energie und begeisterter Hingebung an die katholische Kirche. Sein Sohn Amalrich war der Erbe seiner Ansprüche. Aber der Zauber, der an des Vaters Namen haftete, ging dem Sohne ab. Obschon mit dem Fluche der Kirche beladen und von der Geistlichkeit gehaßt, behauptete Raimund sich dennoch in seinem väterlichen Besitztum, bis er vier Jahre nach Montfort sein vielgeprüftes Leben schloß. Und noch in Juli 1222.
den Tod verfolgte den Unglücklichen der Groll der Hierarchie, indem sie ihm ein Grab in geweihter Erde versagte.

Sein Sohn Raimund VII. erbte die streitigen Besitzungen und den kirch- Weiterer Verlauf der Albigenserkriege.
lichen Fluch; und da Amalrich von Montfort trotz der Unterstützung des Klerus und der Gunst des apostolischen Stuhls seinem von treuen Vasallen und tapfern Streitern umgebenen Gegner im Kampfe nicht gewachsen war, so trat er seine Rechte und Ansprüche an den französischen König Ludwig VIII. ab. 1224.
Dieser erkannte die Vorteile, die der Königsmacht der Capetinger aus dem Erwerb der südlichen Länder erwachsen würden, und da der Papst ihn zum Kampf ermunterte und durch seinen Legaten von neuem in Frankreich das Kreuz wider die Ketzer von Toulouse und ihren gebannten Beschützer predigen ließ, so opferte Ludwig die Rücksichten der Verwandtschaft und der Fürstenehre der Politik und ergriff die Waffen, um mit dem Segen und Beistand der Kirche

das mit der Irrlehre befleckte Land an die heilige Krone Frankreichs zu bringen. Im Januar 1226 empfing er das Kreuz aus den Händen des Legaten. Von dieser Zeit an nahm der Krieg einen andern Charakter an. Das religiöse Moment, wenn auch als Vorwand und Rechtsschein aufrecht erhalten, trat hinter das politische zurück und die Parteigenossen des Grafen, die einem Montfort gegenüber treu zu dem angestammten Herrn gehalten, wurden bedenklich und verzagt, als die Kirche und das Königtum im Bund zu ihrer Bekämpfung auszogen. Dennoch widerstand Raimund, unterstützt von den Tolosanern und
1226–1229. einigen getreuen Vasallen, drei Jahre lang dem königlichen Heere, das nach Ludwigs VIII. baldigem Tode (1226) von dessen Feldherren geführt ward. Erst als die Erschöpfung des niedergetretenen Volkes und der sich mehrende Abfall der Lehnsritter einen längeren Kampf unmöglich machte, beugte sich der Graf vor der Übermacht. Er trat den größten Teil seiner Besitzungen an die französische Krone ab und ließ sich, wie einst der Vater, barfuß und halbent-
12. April 1229. kleidet von dem Legaten in der Pariser Liebfrauenkirche vor den Altar zerren, um die Ketzerei abzuschwören und unter Rutenschlägen vom Bann gelöst zu werden.

Mit der Unterwerfung des Grafen und seines treuen Vasallen, des jüngeren Roger von Foix, nahm der Krieg gegen die Albigenser sein Ende. Fünf Jahre später stritt der Herzog im Dienste des Papstes wider das empörte Rom, um dadurch dem
1234. Gelübde eines Kreuzzugs zu genügen. Nach dem Tode Raimunds VII. (1249) und seiner an Ludwigs IX. Bruder, Alfons von Poitou, vermählten Tochter fiel die Grafschaft Toulouse der Krone zu und die südfranzösische Stammesart erhielt durch die Vereinigung mit dem Norden ein ernsteres Gepräge.

Inquisition. Die Ketzerverfolgung jedoch hörte mit dem Bußakte in Notre-Dame nicht auf; an die Stelle des Kampfes mit Feuer und Schwert trat die Inquisition, jene furchtbare Anstalt, welcher Innocenz III. auf dem vierten Konzil im Lateran die Ausrottung der geheimen Überreste der katharischen Häresie übertragen hatte, ein Zerrbild der alten Sendgerichte zur Ausspürung und Vernichtung aller Bekenner oder Förderer antikirchlicher Lehrmeinungen. In allen der Häresie verdächtigen Gegenden wurden besondere Glaubensgerichte unter der Leitung der Landesbischöfe eingeführt, deren Verfahren in den südfranzösischen Gauen auf
1229. einer Synode in Toulouse näher bestimmt ward: „Jeder Fürst, Gutsherr, Bischof oder Richter, der einen Ketzer verschont, soll seines Landes, Gutes oder Amtes verlustig gehen, jedes Haus, in welchem ein Ketzer gefunden wird, niedergerissen werden. Zu Ketzern und Verdächtigen wird auch in tödlicher Krankheit kein Arzt und kein Genosse ihres Verbrechens gelassen. Aufrichtig Reuige werden aus ihrer Heimat, wenn diese verdächtig ist, entfernt, erhalten besondere Tracht und sind aller öffentlichen Rechte, bis auf päpstliche Dispensation, verlustig. Bußfertige aus Furcht werden eingeschlossen." So entstand die Inquisition, die bald eine schreckliche, alles Rechtsgefühl und alle Humanität verletzende Wirk-

samkeit erlangen sollte. Da die Bischöfe, durch Rücksichten und Bande des bürgerlichen Lebens bestimmt, sich häufig von den Gefühlen der Menschlichkeit leiten ließen, so übertrug Papst Gregor IX., gemäß der römischen Politik, die 1232.
Macht der Landesbischöfe allenthalben zu mindern und die Gewalt des apostolischen Stuhles zu steigern, die Inquisition fremden Mönchen. Allmählich nahm der von dem erwähnten Albigenserbekehrer Domingo von Osma gegründete Orden der Dominikaner oder Predigermönche die Glaubensgerichte als das ihm ausschließlich zustehende Erbe in Anspruch. Die zu Inquisitionsrichtern aufgestellten Mönche sollten die Untersuchung leiten und das Urteil fällen, die Vollstreckung dagegen der weltlichen Obrigkeit übertragen werden, da es der Kirche nicht anstehe, Menschenblut zu vergießen. Ludwig IX. und Raimund VII. erließen Gesetze, kraft deren in Frankreich den weltlichen Behörden das Henkeramt der Inquisitionsgerichte übertragen wurde, jener aus Kirchlichkeit, dieser aus Furcht vor neuen Bannstrahlen. In Italien und Deutschland suchte der sonst so aufgeklärte Friedrich II. durch gleiche Verordnungen den Frieden der Kirche zu erkaufen. „Der Flammenschein qualmender Scheiterhaufen wurde bei einigen Königen aus wirklichem Fanatismus zur Glorie der Frömmigkeit, während andere aus Furcht oder aus Berechnung ihre Rechtgläubigkeit durch die wütendste Ketzerverfolgung zu beweisen suchten." Die Mittel, welche das dem päpstlichen Stuhl und seinen Legaten unterstellte Gericht anwendete, um die Gleichförmigkeit der Kirche und die Macht der Hierarchie zu wahren und jede antikirchliche Regung auszuforschen und zu erdrücken, hat den Namen der Inquisition zum Schrecken der Völker gemacht. Durch ein schlau geleitetes Ausspürungssystem suchten die Inquisitoren in die geheimsten Gedanken zu dringen; schon der Verdacht berechtigte zur Verhaftung, Geständnisse wurden durch Kerker und Folter erpreßt, Verbrecher, Ehrlose und Mitschuldige wurden als Zeugen zugelassen, die Namen der Ankläger verschwiegen, den Angebern ein Teil des konfiszierten Vermögens der Verurteilten zugesichert. Immer weiter dehnte man den Begriff der Ketzerei aus; nicht nur, daß der Angeklagte durch eine allgemeine Beichte die Reinheit seines Glaubens zu beweisen hatte, jede unterlassene Ehrerbietung gegen einen Kleriker oder gegen irgend ein kirchliches Symbol, jedes öffentliche oder Privatgespräch von Laien über Glaubensartikel galt als Verbrechen gegen die Religion. Die Bestrafung der Verurteilten stieg von Kirchenbußen und Entziehung des Vermögens und der bürgerlichen Rechte und Ehre zur ewigen Gefangenschaft und zum Feuertod. Die Ketzeraufspürung wurde zur obersten Pflicht des Bürgers gemacht. Schuldbelastete Könige und Fürsten beruhigten die Stimme ihres Gewissens damit, daß sie zum Heil ihrer Seelen Ketzer verbrannten und dann deren Güter konfiszierten. Selbst Abschwörung und Kirchenbuße schützte nicht immer vor der Rachsucht der geistlichen Richter. Wenige Jahre reichten hin, um die Bewohner von Toulouse, Carcassonne, Alby, Narbonne zu solcher Verzweiflung zu brin-

gen, daß sie trotz der ihnen drohenden Kirchenstrafe die Dominikaner vertrieben und daß an andern Orten Aufstände und Verschwörungen ausbrachen, die zu blutigen Rachethaten führten. Aber die Inquisition bestand dennoch fort; die beiden neuen Orden, „die Leuchter der Welt", sonderten mit heiligem Eifer den Weizen vom Unkraut, das weltliche Schwert richtete im Dienst der Kirche. Scheiterhaufen loderten bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und für die Gefangenen reichten die Kerker nicht hin. Erst als die Burg Montségur in Languedoc, das feste Bollwerk der „guten Leute", nach verzweifeltem Widerstand
14. März 1244. der vereinten Anstrengung des Königs und des Grafen Raimund erlag und zweihundert der verehrtesten Häupter aus der Zahl der „Vollkommenen" ohne Gericht und Urteil von der Inquisition den Flammen überliefert wurden, erlosch allmählich die Sekte der Albigenser. Von den Edelleuten verlassen, von der Geistlichkeit ausgespäht und argwöhnisch überwacht, von allen Ämtern und Ehrenstellen ausgeschlossen, im öffentlichen Verkehr gemieden, verschwanden sie mehr und mehr, bis auf geringe Reste, die in abgelegenen, unzugänglichen Berggegenden unbekannt und unbemerkt ihr stilles Dasein fristeten. Raimund selbst
1249. entehrte sein Andenken, indem er noch kurz vor seinem Tod zum Beweise seiner Rechtgläubigkeit achtzig katharische Häretiker den Flammen übergab. So siegte die Hierarchie über die kirchliche Opposition. Es waren große und zahlreiche Kräfte in Bewegung gewesen, aber die innere Zerfahrenheit des Sektenwesens, die jede einheitliche Aktion unmöglich machte, bewahrte die Kirche vor tieferen Erschütterungen und Spaltungen. Der Charakter der Katholizität konnte ihr nicht entrissen werden.

Ausgang und Wirkung. Trotz aller Tyrannei erreichte indessen die Hierarchie ihr Ziel doch nur unvollkommen, denn der Geist der Opposition gegen die katholische Kirche und ihre Priester dauerte fort, und je mehr der klerikale Druck die Einwohner der Provence und Languedoc nötigte, ihre Gesinnung in stiller Brust zu verschließen, desto treuer wurde das verborgene Kleinod bewahrt und überliefert. „Das bittere Gefühl des Unmuts," sagt C. Schmidt in dem erwähnten französischen Werk, „erzeugt durch die Greuel des Krieges, durch den Ruin des Landesglücks, durch die Vernichtung der nationalen und religiösen Freiheit, durch den Untergang des heitern poetischen Lebens des Südens und seiner ritterlichen Traditionen, dieser bittere und tiefe Unmut verlieh der Häresie neue Kraft. Denn sowohl die Edelleute als die Bürger schrieben das Unglück ihres Landes mehr der Perfidie und dem Fanatismus der Priester als der Roheit und Gewaltthätigkeit der Franzosen des Nordens zu. Den „Freudenhöfen" folgten die Tribunale der Inquisition, dem heiteren Wissen eine heiße theologische Kontroverse, deren Hauptargument die Drohung des Scheiterhaufens war. Statt der Dichter und Erzähler sah man nur noch finstere Mönche das Land durchstreifen, und wo man ehemals die glorreichen Thaten der Vorfahren pries, hörte man jetzt nur die Predigt religiöser Verfolgungssucht. In vielen der Schlösser wohnten fremde Eroberer, während ihre alten Herren exkommuniziert und verbannt auf fremder Erde oder verborgen in den tiefen Wäldern ihrer Heimat lebten. Der Eindruck, den diese Veränderungen auf die lebhafte Einbildungskraft der Südländer machen mußten, läßt sich leicht begreifen; weit entfernt, sie der Kirche wieder zu verbinden, wurden sie vielmehr mit einem unversöhnlichen Haß gegen dieselbe erfüllt. Diese Gefühle sprechen sich energisch in den Gesängen der letzten provençalischen Dichter aus, welche mit Bitterkeit die Zerstörung ihrer Freuden beklagen; sie

besingen nicht mehr die Minne, nicht mehr die ritterliche Tapferkeit; ihre Verse bejammern nur noch die Erniedrigung ihres Vaterlandes und klagen die Franzosen, die Priester und besonders den Papst dafür an. Diese Gesänge der Trauer und der Rache wurden eifrig von dem Volk des Südens, welches dem Einfluß der Poesie so zugänglich ist, gehört und wiederholt; sie unterhielten bei demselben jenen Zorn, der noch länger als ein Jahrhundert in den Franzosen des Nordens nur die Unterdrücker sah, sie bestärkten es in dem Widerstand gegen eine Kirche, die sich der entsetzlichsten Mittel bediente, um ihm ihren Glauben aufzuzwingen und befestigten es dadurch in seiner Anhänglichkeit an die katharische Sekte."

c. Die Stedinger und Konrad von Marburg.

An den Gestaden der Nordsee, von der Mündung der Weser bis über die Zuidersee hinaus und in den fruchtbaren Marschen Schleswig-Holsteins wohnte der kräftige Volksstamm der Friesen. Dem deutschen Reichsverbande angehörend waren sie die Hüter des Küstenlandes gegen die Einfälle der Nordmannen und Dänen, daher sie auch an den Reichskriegen des Südens nur selten teilnahmen. Das Amt der königlichen Grafen erfuhr unter ihnen keine Entwickelung, ungehindert konnten sie eine demokratische Gemeindeverfassung bei sich ausbilden, in welcher die altgermanische Freiheit und Rechtseinrichtung auf wunderbare Weise noch einmal auflebte und sich Jahrhunderte hindurch erhielt. Lange suchten die benachbarten Ritter und Edlen vergebens in den friesischen Landen Fuß zu fassen, Burgen auf künstlich erhöhten Hügeln zu errichten und das Lehnswesen zu begründen; sie stießen bei der freien Bauernschaft auf heftigen Widerstand; mancher holländische und flandrische Graf ließ sein Leben im Kampfe wider die abgehärteten, streitbaren Männer an der Nordsee, deren Freiheitsgefühl und Mut unter diesen Kämpfen erstarkte (VI, 237. 416). Die Friesen.

Im elften Jahrhundert hatten die friesischen Stämme einen allgemeinen Wehrbund geschlossen, welcher in sieben Seelande geteilt alljährlich auf den Landtagen unter der hohen Eiche bei Aurich, am „Upstalsboom", durch Abgeordnete gesetzgebende Gewalt übte, Krieg und Frieden bestimmte, schwierige Rechtsfälle entschied, Streitigkeiten schlichtete, vor allem aber das allgemeine Landrecht in den sogenannten Willküren festsetzte. Jede Gemeinde hatte ihre besonderen Ordnungen und Gewohnheiten. Dieser Bund hatte sich in der Folge gelockert. Die einzelnen Stämme, sowohl die Ostfriesen, Westfriesen und Rüstringer als die übrigen Nachbarstämme gemischten Blutes und Rechtes, die Butjadinger, Stedinger, Hadeler, Dithmarschen u. a. lebten in gesonderten Gemeinwesen, die nur in seltenen Fällen zu gemeinsamem Handeln zusammentraten und oft in Zwietracht lebten. Ihre Bundesverfassung.

Durch die Spaltung des friesischen Volksstammes wurden die benachbarten Fürsten und Herren geistlichen und weltlichen Standes von neuem gereizt, unter den in Höfen und Dörfern zerstreut wohnenden Bauernschaften Rittergüter und Lehen zu gründen. Aber die gescheiterten Versuche früherer Zeiten rieten zur Vorsicht. Da boten die häretischen Erscheinungen, die damals in verschiedenen Ländern zu Tage traten und von denen einige Abzweigungen auch an den Niederrhein und die Weser gelangt waren, eine günstige Veranlassung. Als der Die Stedinger der Ketzerei beschuldigt.

friesische Stamm der **Stedinger** an der Hunte und an den Niederungen der Weser, der die altdeutsche Volksfreiheit und demokratische Rechtsordnung treu bewahrt hatte, sich den Eingriffen der geistlichen und weltlichen Fürsten in ihre herkömmlichen Gerechtsame widersetzte, die Burgen, mit denen der Graf von **Oldenburg** ihr Land bedrängte, zerstörte, den Zehnten weigerte, den der Erzbischof von Bremen von ihnen forderte, seinem Fluche trotzte und der Ritterschaft, welche er und sein Bundesgenosse, der Graf von der Lippe, gegen sie führte, eine schmähliche Niederlage beibrachte, da wurden sie der Ketzerei beschuldigt, mit Bann und Interdikt belegt und gleich den Albigensern mit einem Vernichtungskrieg bedroht. Auf die Vorstellungen des Erzbischofs erließ Papst
1232. Gregor IX. ein Sendschreiben an die Bischöfe von Lübeck, Minden und Ratzeburg, worin er ihnen auftrug, gegen die freien Leute, die man ihm als arge Ketzer geschildert, einen Kreuzzug zu predigen.

„Diese Ketzerei bestand zwar nicht in der Anbetung des Teufels, unter der Gestalt einer Kröte oder eines schwarzen Katers, wie Dummheit und Lüge nach Rom berichtet hatte, sie war weit gefahrvoller für die Kirche, der erste siegreiche Volkskampf gegen Adel und Priestertum, verführerisch am meisten für die Bauern, welche nahe und fern diese Sache rühmten." Als nächste Veranlassung erzählt man, daß ein Priester des Bistums Bremen, unzufrieden mit dem geringen Beichtgeld einer Frau, ihr beim Abendmahl das Geldstück statt der Hostie in den Mund geschoben und dafür von dem Manne aus Rache getötet worden sei.

Untergang der Stedinger.

An der Spitze des Kreuzheeres, welches eifernde Mönche, vor allem der „Ketzermeister" **Konrad von Marburg**, zusammentrieben, stand der Graf von Oldenburg; ihn umgaben viele Edle aus Brabant, Holland, vom Niederrhein und aus andern benachbarten Ländern mit ihren Vasallen. Gegen 40,000 Bewaffnete strömten nach Bremen unter die Fahne des Oldenburgers, dem Simon von Montfort als Vorbild vorschweben mochte; und wie der König von Frankreich im Süden, so leistete im Norden Kaiser Friedrich II., wenn auch nicht durch direkte Beteiligung, so doch durch strenge Ketzergesetze dem Kreuzzug Vorschub und Billigung. Die Stedinger, von dem Mute der Freiheit erfüllt und durch die Sümpfe ihres Landes geschützt, kämpften mit heldenmütiger Tapferkeit. Alle waffenfähigen Männer wurden aufgeboten; unter der Anführung einfacher Landleute, eines Bolke von Bardenfleet, eines Thammo von Huntdorpe, eines Detmar von Damme, zogen sie, 11,000 Krieger stark, wider
Mai 1234. die Ritter ins Feld. Aber umsonst fochten sie in der Todesschlacht bei **Altenesch** wie Helden gegen den starken Feind, erschlugen den Grafen von Oldenburg, den Grafen Wilhelm von Egmont, den edeln Herrn von Diest und Mühlwarth nebst 4000 Reisigen; die Übermacht und die bessere Bewaffnung des ritterlichen Heeres und die der Reiterei günstige Bodenbeschaffenheit gaben dem Herrenstand den Sieg. Die Stedinger fanden ihren Tod teils auf dem Schlachtfelde, „mit Lanzen und Schwertern durchbohrt, von Pferdehufen zertreten, zu Gottes Ehre!" wie ein Chronist meldet, teils in der Weser oder in den Fluten, welche die

Feinde mittels Zerstörung der Deiche über ihre Wohnungen leiteten; das Land wurde verwüstet, die Rinderherden weggeführt, Weiber, Kinder, Greise erschlagen. Die Geretteten vereinigten sich mit einem andern friesischen Stamm, den Rüstringern; geringe Überreste unterwarfen sich der Kirche, als der Erzbischof von Bremen das bezwungene Gebiet unter seine Herrschaft nahm, Burgen anlegte und neue Ansiedler ins Land rief.

Die Glaubensgerichte der Dominikaner, welche in Frankreich so große Wirkungen hervorgebracht, sollten nun auch in Deutschland eingeführt werden und die Einheit der Kirche für alle Zukunft bewahren. Denn schon hatte der Bischof von Straßburg einige Glieder des neuen Ordens in seinem Sprengel aufgenommen, welche bald ihren Eifer durch die Verbrennung von achtzig Waldensern aus allen Ständen bewährten, und auch in Bayern waren dem blinden Fanatismus schon Opfer gefallen. Derselbe deutsche Kleriker, **Konrad von Marburg**, welcher jenem Straßburger Ketzergerichte beigewohnt und dann durch seine übertriebenen Berichte nach Rom über die am Rhein und an der Weser herrschenden Irrlehren die harten Maßregeln gegen die Stedinger hauptsächlich hervorgerufen hatte, war ausersehen, das Institut in Deutschland zu begründen. Aber die Strenge, womit dieser „Richter ohne Erbarmen", von heiliger Wut getrieben, im Bunde „mit unheimlichen Gesellen" sein Amt in Hessen, Sachsen und Thüringen verwaltete, erregte solchen Widerwillen, daß er, nachdem bereits viele Opfer geringen Standes den Flammen überliefert worden und sein Fanatismus sich auch an die höheren Stände, an die Gräfin von Looz, an die Grafen von Arnsberg und Sayn wagte, auf der Rückreise von Mainz, wo die rheinischen Erzbischöfe seinem rohen Treiben Einhalt geboten und die Freiheit der deutschen Nation gegen die Übergriffe Roms verfochten, von dem ergrimmten Volke erschlagen wurde und im nächsten Jahr zwei seiner Haupthelfer ein ähnliches Schicksal fanden. „So wurde durch göttliche Hilfe Deutschland von jenem gräßlichen und unerhörten Gerichte befreit," heißt es in den Wormser Annalen. Die durch die Ketzerklagen hervorgerufene Aufregung war so groß, daß der junge König Heinrich und die deutschen Fürsten sich bewogen sahen, auf dem Hoftage zu Frankfurt der allgemeinen Bewegung durch die Aufrichtung eines Landfriedens entgegenzutreten. Aber das tragische Geschick der Stedinger vermochten die Reichsbeschlüsse nicht mehr aufzuhalten. In dem „Ketzerbach" bei Marburg hat sich noch eine Erinnerung an jene Zeit der blutigen Religionsverfolgung erhalten, wo nur, wie man aus der Geschichte der **heiligen Elisabeth** ersieht, **die** Tugend Geltung fand, die im Gewande der Buße und der Selbsterniedrigung auftrat und nur **die** Frömmigkeit geehrt ward, die sich in den Satzungen und Formen der herrschenden Kirche bewegte.

Marginalia: Konrad von Marburg und die Inquisition. — 1233. — 11. Febr. 1234.

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn (1205—1235), und Gertruds, der Tochter Bertholds III., Herzogs von Meran, Grafen von Andechs, war 1207 zu Preßburg geboren. In ihrem vierten

Marginalia: Die heil. Elisabeth.

Jahre schon wurde sie als Verlobte des nachherigen Landgrafen Ludwig IV. nach der Wartburg an den Hof des Landgrafen Hermann I. († 1216) gebracht und dort erzogen. 1221 wurde sie vermählt, — 1227 folgte ihr Gemahl Ludwig, einer der edelsten deutschen Fürsten, von liebenswürdiger Persönlichkeit, Kaiser Friedrich II. auf seinem Kreuzzug, starb aber auf der Reise zu Otranto an einer ansteckenden Krankheit. Sein Bruder Heinrich Raspe IV. überkam nun die Regentschaft und Vormundschaft über Ludwigs und Elisabeths vierjährigen Sohn Hermann; er vertrieb die Mutter von der Wartburg und stieß sie in die äußerste Dürftigkeit. Nach mannigfachen Drangsalen erlangte sie endlich den Genuß ihres Wittums und einen Aufenthalt in Marburg, wo sie am 19. Nov. 1231, vier Jahre nach ihrem Gemahl, in einem Alter von 24 Jahren starb. Von Kind auf hatte Elisabeth eine besonders religiöse Anlage gezeigt: sie übte Werke christlicher Demut und Barmherzigkeit in umfassendem Grade und mied die Freuden der Welt, daher sie auch schon frühe eine mächtige Partei am Hofe gegen sich hatte, vor allen die Mutter ihres Verlobten, die Landgräfin Sophie, und seine beiden Brüder, den erwähnten Heinrich Raspe und Konrad, in der Folge einen der thätigsten Kämpfer in den Reihen der deutschen Ordensritter gegen die heidnischen Völker an der Ostsee. Ohne die Treue und Entschiedenheit ihres Verlobten würde die Heirat hintertrieben worden sein. Ludwig aber war eine ihr mehr gleichgestimmte Natur und liebte sie von Jugend auf unwandelbar, so daß ihr eheliches Verhältnis ein äußerst inniges und in jeder Hinsicht musterhaftes war. Er legte ihren Werken der Wohlthätigkeit und Selbstaufopferung keinerlei Hindernisse in den Weg, ja er billigte dieselben und lieh den Anklagen seiner Höflinge und Verwandten wegen seiner Gemahlin „Verschwendung" kein Gehör. Neben dem Landgrafen war nur noch Rudolf von Vergula, ein eben so verständiger als fester und treuer Ritter, Elisabeths Freund am Thüringer Hof. Etwa 1226 kam **Konrad von Marburg** auf die Wartburg und wurde bald der Gewissensrat der ihm von Papst Gregor IX. zu geistlicher Leitung besonders empfohlenen Landgräfin. Er war eine bedeutende, die damalige Richtung der Kirche in einer gewissen Vollendung repräsentierende Natur: gelehrt, beredt und uneigennützig, der Sache, der er diente, mit ganzer Überzeugung zugethan, unsträflichen Wandels; zugleich aber einseitig, herrschsüchtig, in seiner Überzeugung maßlos, auch vor den äußersten Konsequenzen derselben nicht zurückschreckend. Er hielt nicht nur im Einklang mit der Theologie seines Jahrhunderts die mönchische Askese und Lösung von der Welt für die höchste Leistung des Christen, sondern war auch der Meinung, jede Abweichung von den Grundsätzen der Kirche müsse mit Feuer und Schwert bekämpft werden. — Dem Einfluß dieses Mannes ergab sich Elisabeth ganz, besonders in ihrem Unglück nach dem Tode ihres Gemahls und während ihres Aufenthalts in Marburg; sie beugte sich widerspruchslos unter seinen Willen, ließ sich die härtesten Züchtigungen und entehrenden Bußübungen gefallen und ging in der Selbstentsagung so weit, daß sie mit ihrer ganzen Vergangenheit innerlich brach, ihren Ehestand bereute und ihre drei Kinder von sich that und sie „nicht anders denn alle Menschen ansah". Schon bei ihren Lebzeiten ward sie wie eine Heilige verehrt und 1235 kanonisirt, nachdem Konrad, „freudig ihr Irdisches getötet zu haben, ihre Frömmigkeit, ihr im Gebet strahlendes Antlitz und ihre Wunderheilungen mit den beschworenen Zeugnissen nach Rom berichtet". Am 1. Mai 1236 wurden im Beisein Kaiser Friedrichs II., einer Anzahl deutscher Fürsten, Erzbischöfe und Bischöfe und einer unzählbaren Menge von Pilgern ihre Gebeine aus dem Grabe erhoben und zur Adoration ausgestellt. Ihr Ruf verbreitete sich in ungewöhnlichem Maße über die ganze Christenheit, daher auch ihre Geschichte frühe mit mannigfachen Legenden ausgeschmückt wurde. Dahin gehören die angebliche Prophezeiung Klingsors am Tage ihrer Geburt — dann das Wunder

der Verwandlung der heimlich von ihr gespendeten und entdeckten Nahrungsmittel in blühende Rosen u. s. w., vieler anderer an ihrem Grabe geschehener Wunder nicht zu gedenken. „Über ihrem Sarkophag erhob sich, von ihrem Schwager Konrad gegründet, dicht neben dem von ihr gestifteten Hospital, ein in den einfachsten und schönsten Formen der Frühgotik gehaltener Dom, eine Zierde nicht bloß Marburgs, sondern Deutschlands. Um die Geschichte Elisabeths aber, die mehr und mehr zur gefeiertsten Heiligen Deutschlands ward, schlingt sich von jener Zeit ein reicher Kranz von Sagen und Dichtungen, denen sogar das Ungemeine gelang, ihre Geburt mit der Glanzperiode der deutschen Dichtung im dreizehnten Jahrhundert in gewisse Verbindung zu setzen."

3. Die Bettelorden.

Das Prinzip der apostolischen Armut, welches die Waldenser und andere Häretiker als reines Urbild des Christentums dem Reichtum und der irdischen Herrlichkeit der sichtbaren Kirche entgegenhielten, brachte auf alle tieferen Gemüter einen Eindruck hervor, der durch keine Verfolgung getilgt werden konnte. Dieses Ideal aller Heiligkeit für die Kirche zu gewinnen und in ihren Dienst zu zwingen, war die größte Errungenschaft des Papsttums unter Innocenz III. Die Mendikanten- oder Bettelorden, die in treuer Nachahmung des armen Lebens Jesu und der Apostel sich aller irdischen Habe entschlugen und durch ein Erdenwallen in Armut und Entbehrung die himmlischen Güter zu erringen trachteten, wurden die wichtigsten Stützen des Pontifikats, die festen Säulen der erschütterten Kurie. *Das Armutsprinzip.*

Einem reichen Kaufmann in Assisi wurde im Jahr 1182 ein Sohn geboren, der den Namen Francesco erhielt. Von Jugend an mit einem Hange zum Ungewöhnlichen und Außerordentlichen begabt, fand er bei Anhörung des Evangeliums von der Aussendung der Jünger (Matth. 10, 7—10) in der Marienkirche in Portiuncula seinen Lebensberuf (1208). Von religiöser Schwärmerei ergriffen, warf der fünfundzwanzigjährige Mann, der bisher den Becher der Freude nicht verschmäht hatte, seine schönen Gewänder, Gold und Habe von sich, hüllte sich weltverachtend in Lumpen, schlief auf der Erde, einen Stein zum Kopfkissen, und lebte von Bettelbrot. Von seinen Mitbürgern verachtet, von seinem Vater verflucht, zuweilen als Wahnsinniger betrachtet, folgte er ungeirrt der Stimme seines Innern. Von seiner Beredsamkeit hingerissen, sammelten sich bald einige Jünger um ihn, bereit, ohne Eigentum und des Lebens Notdurft erbettelnd in die Welt auszuziehen, um den Menschen Frieden zu verkünden und Buße zur Vergebung der Sünden, um die Verwundeten zu pflegen, die Gebeugten aufzurichten und die Irrenden zurückzuführen. Er gab ihnen eine Lebensordnung, fast ganz aus Sprüchen der Bergpredigt zusammengesetzt, und eilte nach Rom, um die Bestätigung des Papstes für den Bruderbund nachzusuchen, dessen Gesetz „Liebe, Demut, Armut und Freudigkeit in Christo" war. Denn seine Frömmigkeit kannte kein Heil außer im Glauben der römischen *Franz von Assisi. 1182—1226.*

Kirche. Zwei Ideen von gleicher Größe, die Weltbeherrschung und die Weltentsagung, fanden ihren persönlichen Ausdruck in den beiden Männern, die im Jahr 1209 im Lateran einander gegenüberstanden, dem in weltlicher Majestät thronenden Hohepriester Innocenz III. und dem demütigen Bettler Franziskus. Der Papst legte dem träumerischen Heiligen, der mächtige Fürsprecher hatte, keine Hindernisse in den Weg. Franziskus durfte einen neuen Orden mit den gewöhnlichen Gelübden gründen, aber die Armut erhielt darin ihr schärfstes Gepräge. Die braune Kutte, nach der Landessitte mit einem Strick umgürtet, bildete die Ordenstracht, die bald Tausende von Jüngern anlegten, Männer aus allen Ständen, einige müde der Welt und ihrer Lust, andere wie der reiche Jüngling, der Christus lieb gewann, und entschlossener als dieser. „Der rätselhafte Zudrang zu einem mystischen Bruderbunde, dessen oberster Grundsatz die Besitzlosigkeit, dessen Lebensunterhalt das freiwillige Almosen, dessen Schmuck das Bettlerkleid war, ist eine der seltsamsten Thatsachen des Mittelalters.“

Der Franziskanerorden.

Honorius III. gab dem Orden der „Minderbrüder“ oder **Minoriten**, gewöhnlich jedoch nach dem Stifter **Franziskaner** genannt, die feierliche Bestätigung mit dem Rechte, allerorten zu predigen und Beichte zu hören. Schon im Jahr 1219 konnte Franziskus in Portiuncula, wo anfangs alljährlich um Pfingsten eine Generalversammlung abgehalten wurde, 5000 Brüder zählen, welche um die kleine Kapelle unter Hütten von Stroh und Zweigen gelagert ihre Lobgesänge erschallen ließen, „ein Lager Gottes, ein Sammelplatz seiner Ritter“. Als der Orden rasch zu einer europäischen Verbindung heranwuchs, wurden für die einzelnen Konvente „Hüter“ (**Guardiane**) eingesetzt, für ganze Kreise und Länder, als „Provinzen des Ordens“, Kreisvorsteher oder **Provinziale**; das Haupt der ganzen Verbrüderung, gleichsam der Nachfolger des Stifters, war der **Ordensgeneral** in Rom. Hier bezogen sie das alte Kloster in Araceli auf dem Kapitol, und „von der Spitze der tarpejischen Burg, aus dem fabelhaften Palast des Octavian, gebot nun ein barfüßiger Bettlergeneral, dessen Befehle in dienstbaren „Provinzen“ gehört wurden, die sich wie zu Römerzeiten von dem letzten Britannien bis an die Meere Asiens erstreckten“. Franziskus, eine liebeselige, begeisternde Natur, zog die Menschen mächtig an; der abgezehrte Mann von ziemlich kleiner Gestalt, mit dunkelm Haar und spärlichem Bart und von feinen Gesichtszügen, der die Armen am Geiste selig pries und die Geringen und Demütigen als seine „Ritter von der Tafelrunde“ um sich sammelte, der mit heftiger, weittönender Stimme sein inneres Anschauen der Gottheit aussprach, war ein gewaltiger Herzensgewinner und Seelenretter, „ein schon im Leben unter Legenden wandelndes Nachbild von Jesus“.

Der Klarissinnenorden.

Unter seinen begeisterten Anhängern war auch die Tochter eines angesehenen Ritters in Assisi, **Klara Scifi**. Er wurde ihr „Brautführer zum Herrn“. Zum großen Kummer ihrer Familie entsagte sie 1212 der Welt und gründete einen Orden armer Frauen, nachmals **Klarissinnen** genannt, die von den Almosen lebten, welche ihnen geschickt oder

von einigen dienenden Schwestern für sie erbeten wurden und dem Franziskus 1224 eine Regel gab. Sie verbreiteten sich rasch; selbst Königstöchter traten in ihre Gemeinschaft, um das Himmelreich zu ererben. „Klara ging stets barfuß und schlief, nur wenige Stunden, auf trockenen Weinreben, mit ihrem Herzen voll Glut zu ihrem himmlischen Geliebten und voll Milde für seine Bräute auf Erden." — Als der Zudrang zu dem Mönchsstaat der Franziskaner, „worin die Armut als mystische Königin unter Hymnen singenden Bettlern auf einem goldenen Throne saß", so groß wurde, daß er Bedenken erregte, da fand der Heilige einen Ausweg, wie seine Verehrer unter einem milderen Joche dem Herrn dienen könnten. Er gründete eine dritte Abteilung, die Brüderschaft der Tertiarier, deren Glieder den Gürtelstrick trugen und die meisten Satzungen des Ordens annahmen, ohne jedoch der Welt, der Ehe und dem bürgerlichen Leben zu entsagen. Dieser Laienbund oder „dritte Orden", für den jede Kammer eine Zelle und jedes Haus ein Kloster werden konnte, wurde die breite volkstümliche Grundlage der Bettelorden. Er fand große Verbreitung, „vom Königspaare, das unter den Prachtgewanden das rauhe Bußkleid trug, bis zu der Masse, die nicht erst nötig hatte ein Gelübde der Armut auf sich zu nehmen". Doch zählte er seine meisten Bekenner unter dem bürgerlichen Mittelstande, für den er ein Zuchtmeister zur Sittlichkeit und Mäßigkeit wurde. Auch als Glaubensbote zu den Heiden wurde Franziskus seinen Ordensbrüdern Vorbild. Im Jahr 1219 reiste er nach Damiette zu dem Kreuzheer. Zwar gelang es ihm nicht, den Sultan zur Annahme des Christentums zu bewegen, noch fand er den gewünschten Märtyrertod. Doch pflanzte er damals den Keim jener Genossenschaft, welche als Väter des gelobten Landes das Heilige Grab stets treu gehütet hat. „Francesco verstummte in studierter Rede, aber wie ein Sturm brach der Geist aus seines Herzens Tiefen, ein Minnesänger hat er die Wonneschauer himmlischer Liebe und die Andacht der Natur zu ihrem Schöpfer gefeiert; mit dem Naturleben in kindlicher Freundschaft grüßte er alle Kreaturen als Brüder und Schwestern. — Christum lieben und von ihm geliebt zu sein, mit der ganzen sittlichen Kraft, die von solcher Liebe ausgeht, das war seine Religion, welche ihren unmittelbaren sinnlich idealen Gegenstand im Mysterium des Meßopfers feierte." Von Weinen erblindet, von Anstrengung und Entbehrung aufgerieben, starb Franziskus in seiner Lieblingskirche zu Portiuncula am 4. Okt. 1226, von trauernden Jüngern umgeben, welche bezeugten die Wundenmale Jesu an seinem Leibe gesehen zu haben. Schon zwei Jahre nachher wurde „der Arme Christi", „der demütige Ritter und Fahnenträger des Gekreuzigten", von der Kirche verklärt, nachdem ihn die Welt schon lange als Heiligen verehrt hatte.

Die Tertiarier.

Der heil. Franziskus.

Schon bei Franziskus' Lebzeiten waren in dem Orden zwei Richtungen hervorgetreten, die mildere Auffassung des Elias von Cortona, welche irdisches Gut als gemeinsamen Besitz zulassen wollte, und die strengere des Franziskus selbst und seines Geistesverwandten, des Antonius von Padua, des herzerschütternden Fastenpre-

Trennung des Ordens.

digers, „der in einer Strohhütte auf einem Nußbaume ausruhte, wie ein Vogel in seinem Neste, und als Menschen ihn nicht hören wollten, den Fischen predigte“. Mit der Zeit trat diese Spaltung schärfer hervor, so daß der Orden in mehrere Zweige auseinander ging. Zuerst trennten sich die eifrigen Minoriten (Spiritualen), in denen der kühne Geist des Gründers fortlebte und die nicht einmal dem Orden das Recht des Güterbesitzes zugestanden, von den Gemäßigten, den „Brüdern der Gemeinschaft“ (Konventualen), die bloß dem Einzelnen, nicht aber der Genossenschaft unbedingte Armut auflegten, und verfochten ihre Grundsätze sogar gegen die Päpste, als diese durch die Unterscheidung des Besitzes vom Nießbrauche und durch eine Scheinbesitznahme aller Minoritengüter für die römische Kirche eine Ausgleichung versuchten. Die Konventualen, d. h. die in Ordenshäusern lebenden Klosterbrüder der laxeren Richtung, hatten durch den Schutz des päpstlichen Stuhles lange den Vorrang; aber im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert erlangten die Anhänger der strengeren Richtung, Observanten, auch Barfüßer genannt, welche den Gesetzen der Armut zum Teil bis zum Eremitenleben treu blieben, mehr und mehr Ansehen, bis sie zuletzt von der Jurisdiktion der Konventualen befreit wurden und das Recht erhielten eigene Vorgesetzte zu wählen. Auch der Nonnenorden der Clarissinnen wurde von der Jungfrau Coleta im Sinne der Observanz reformiert, und der im sechzehnten Jahrhundert gestiftete Kapuzinerorden folgte gleichfalls der strengen Auffassung der Minoritenbrüder.

Der Dominikanerorden. Gleichzeitig mit den Franziskanern entstand der Orden der Dominikaner oder Predigermönche, jenen gleich in dem Grundsatze der apostolischen Armut, aber verschieden in seinen Ausgängen und Zielen. Wir kennen Domingo. 1170—1221. schon den Spanier Dominikus (Domingo), den gelehrten Kanonikus aus dem kastilischen Osma, der aus Angst vor der wachsenden Ketzerei in apostolischer Weise das südliche Frankreich durchwanderte, um die Katharer zu bekehren und dann mit den düstern Helden der Albigenserkriege zu Rate ging, wie die Feinde der katholischen Kirche für immer bezwungen werden möchten. Der spanische Kleriker von würdiger Haltung und Gestalt, der schon als Jüngling den Ernst des Greisenalters zeigte, war sehr verschieden von dem italienischen Schwärmer, „der mit den Bäumen und Hügeln Zwiegespräche hielt und Hymnen an die Sonne richtete“. Begeistert für die Einheit der Kirche glühte Dominikus vor Verlangen, die Menschen von Ansichten zu befreien, die ihm als frevelhaft und verderblich erschienen. Die apostolische Armut gab den Ketzern in den Augen der Welt einen Vorteil über die herrschende Kirche. Darum wurde dieses Prinzip auch von ihm zum ersten Gebot erhoben für die neu zu gründende Glaubensgenossenschaft, deren vorzüglichste Aufgabe Predigt und Lehre sein sollte. Innocenz III. zeigte sich dem Vorhaben, das der kastilische Priester auf der vierten Lateransynode ihm vortrug, nicht abgeneigt; da aber ein Gebot gegen die Mehrung der Orden bestand, so sollte er die Augustinische Regel annehmen. Dez. 1216. Bald darauf starb Innocenz, und Honorius III. trug kein Bedenken, den Orden der „Predigerbrüder“ oder Dominikaner zu bestätigen und ihnen das Recht zu verleihen, überall zu predigen und Seelsorge zu üben. Bald stellten sich auch wie bei den Franziskanern Nonnen, zuerst bekehrte Albigenserinnen, unter die

Obhut des neuen Ordensstifters und später schlossen sich ebenfalls Tertiarier an. Das Grundgesetz war Aufopferung für den alleinseligmachenden Glauben des Nächsten; als Mittel galt gelehrte Bildung, heilige Beredsamkeit und Zurückführung des Priestertums auf seine welterobernde Armut". Wie die der Minoriten stand auch die Glaubensgenossenschaft Domingos unter einem Ordensgeneral in Rom, dem die Vorsteher der Provinzen und der Prior jedes einzelnen Klosters untergeordnet waren; Definitoren untersuchten und überwachten die Ordenshäuser; das Generalkapitel in Rom hatte die Oberaufsicht und Gesetzgebung. Welche furchtbare Thätigkeit die Dominikaner als „Hunde des Herrn" (**domini canes**) entfalteten, seitdem die Inquisition in ihre Hand gelegt war, ist früher dargestellt worden. Nachdem Dominikus auf einem Generalkapitel zu Bologna, wo bereits achtzig Klöster vertreten waren, völlige Besitzlosigkeit als erstes Gesetz aufgestellt und demjenigen geflucht, der in seinen Orden Güter und Einkünfte einführen würde, starb er am 6. Aug. 1221 und wurde in derselben Stadt begraben. Zwölf Jahre nach seinem Tode wurde er von seinem Freund Ugolino, der als Gregor IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, heilig gesprochen.

Die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, denen in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts noch die Karmeliter, zum Trost für das verlorne Morgenland (VI, 605) und die aus zerstreuten Mönchsvereinen der Augustinischen Regel gesammelten Augustiner-Eremiten mit gleichen Privilegien beigefügt wurden, waren die mächtigste Stütze, das allzeit kampfbereite Heer des Papsttums und vermittelten in allen Ländern dessen Zusammenhang mit dem Volk. Durch ihre eifrige Thätigkeit wurden die Grundsätze von der göttlichen Gewalt des Oberhirten in Rom auf alle Weise in die Vorstellungen der Menschen geleitet und die Völker zum duldenden Gehorsam unter die Gebote Roms gebeugt. Daher wurden sie auch durch Freibriefe mit großen Vorrechten begabt, der Jurisdiktion der Landesbischöfe entzogen und unmittelbar unter die Kurie gestellt. Ungleich den alten Eremiten, die sich in Wälder und Wüsten flüchteten, und ungleich den übrigen Klosterbrüdern, die im Besitze großer Einkünfte ein gemächliches Leben führten und deren Äbte als Reichs- und Lehnsfürsten über Vasallen geboten, standen die Bettelmönche als die „Triebräder der Welt" mitten im Gewühle des Lebens. Sie wanderten wie die ersten Jünger Jesu „ohne Stab, ohne Sack, ohne Brot, ohne Geld" in Kutte und Sandalen durch das Land, stets bereit im Dienste des Papstes zu wirken, sei es als Glaubensboten und Kreuzprediger, sei es als Ketzerrichter und Bannverkündiger, sei es als Kundschafter, als verschwiegene Boten, als Erheber von Ablaßgeldern, Kirchenzehnten, Peterspfennigen und kirchlichen Gaben. Die Minoriten besaßen das Herz des Volkes, an dessen Leiden und Freuden sie teilnahmen, und wirkten daher hauptsächlich als Beichtväter und Seelsorger: dem fremden Klosterbruder vertraute man lieber ein tiefes Geheimnis an als dem Ortsgeistlichen. Sie

Stellung und Bedeutung der Bettelorden.

mischten sich in die inneren Verhältnisse der Familien, dienten als Unterhändler und Friedensstifter in Städten und Staaten, waren die Gewissensräte und geheimen Beistände des gemeinen Mannes, mit dem sie an Bildung und Lebensgewohnheiten auf gleicher Stufe standen. „Durch den Portiuncula-Ablaß erschien der Orden in seiner sagenhaften Verherrlichung als eine sündentilgende Macht.“ Die Dominikaner widmeten sich den Wissenschaften, füllten allmählich die Lehrstühle auf den Universitäten und zählten die größten Kirchenlehrer (Albert den Großen und Thomas von Aquino) unter ihren Mitgliedern. Aber als blinde Verfechter der römischen Kirchenlehre, Einrichtungen und Mißbräuche, als Ausspürer und Verfolger aller den hierarchischen Satzungen widerstrebenden Richtungen, als Feinde jeder Aufklärung und jeder freien, von der Kirche unabhängigen Bildung zogen sie sich bei den späteren Geschlechtern Haß und Verfolgung zu. Auf die Stellung der Kirche zu der bürgerlichen Gesellschaft übten die Bettelorden den größten Einfluß: durch die Erneuung der apostolischen Armut und Einfachheit machten sie die katholische Kirche wieder volkstümlich und stillten die Sehnsucht der Menschen nach den Idealen des Christentums; und indem sie in ihrer Gemeinschaft keinen Unterschied der Stände anerkannten, öffneten sie dem Talente und Verdienste eine Bahn zu den höchsten Würden und Ämtern in der Kirche.

Joachim von Fiore oder Floris (c. 1130 bis 1201) und die Bettelorden in der späteren Zeit.

In den freilich stark interpolierten Schriften des Abtes **Joachim von Fiore** (VI, 821), dem die Zeitgenossen Prophetengabe zuschrieben und dessen Person und Leben die nächsten Generationen mit einer Menge von Sagen umhüllten, war der Untergang der entarteten Kirche und ihre herrliche Erneuerung durch ein reineres, dem irdischen Besitze abgewandtes Geschlecht nach den Bildern der Apokalypse mit dem Anbruch des dritten Weltalters geweissagt worden. Diese Aussprüche wendeten die an dem strengen Grundsatze der Besitzlosigkeit festhaltenden Jünger des heil. Franziskus auf ihren Orden an und verkündeten kühn, daß jenes Zeitalter des heil. Geistes, wo das „ewige Evangelium“ — so nannte man nach Offenb. 14, 6 Joachims Schriften — von heiligen Mönchen gelehrt werden sollte und für welches die bisherige Kirche nur die Vorbereitung gewesen, mit ihrem Meister und seinen echten Jüngern angebrochen sei; eine Anschauung, die leicht dahin führen konnte, dem von dem italienischen Volke hochverehrten Abte, der trotz seiner Bekämpfung der entarteten Hierarchie ein eifriger Verfechter der römischen Kirche war, Ansichten und Aussprüche im Sinne und Geiste einer späteren Zeit zuzuschreiben und anzudichten. — Aber so sehr die päpstliche Kirche anfangs von den Bettelmönchen gefördert und in ihrer Einheit und Allgemeinheit erhalten ward, so verursachten sie ihr in der Folge manchen Schaden und Verdruß. Die asketische Mystik der Franziskaner mit ihrem Grundsatze vollkommener Armut wurde der Kurie oft sehr unbequem und drohte zuweilen in Häresie auszuarten, und die Fesseln, welche die Dominikaner der Freiheit des Denkens und Forschens und jeder gesunden Wissenschaft und Reformation anlegten, führten zu unheilbaren Konflikten mit dem fortschreitenden Zeitgeist. Auch hat die Eifersucht und Rivalität beider Orden oft zu ärgerlichen Streitigkeiten und gegenseitigen Verkleinerungen geführt, wodurch der Frieden und die Einigkeit der Kirche gestört und der Zwiespalt des religiösen Lebens gemehrt ward.

4. Die kirchliche Wissenschaft.

a. Die Scholastik in ihrer Blüte.

Der Pantheismus und die Kirche.

Wie die Kirche durch die Aneignung des Prinzips der evangelischen Armut den abweichenden Religionsparteien den Boden zu entziehen wußte, so suchte sie auch die **Wissenschaft** ganz in ihren Dienst zu bannen, die Spekulationen des Geistes, die durch die häretischen Sekten angeregt hier und da eine Richtung zum Pantheismus und zu antikirchlichen Lehrmeinungen zu nehmen drohten, zu Stützen des orthodoxen Glaubens zu gestalten. Die Verbreitung der mystisch-pantheistischen Lehren des **Amalrich von Bena**, welcher in der Gegend von Chartres geboren, an der Pariser Hochschule einflußreich wirkend, die philosophischen Sätze Erigenas (V, 656 f.) mit der Verkündigung einer neuen Geisteskirche im Sinne Joachims von Fiore verband, überzeugte die Kirchenhäupter, daß Kreuzzug und Inquisition nicht hinreichten, die religiösen Vorstellungen der Menschen in den Schranken des katholischen Kirchenglaubens festzuhalten, daß der Geist nur mit den Mitteln kirchlicher Wissenschaft gezwungen werden könne, auf der Gedankenbahn bedächtiger hinzuschleichen und von dem vermessenen Hinandrängen zur unmittelbaren Erkenntnis Gottes abzustehen und das kirchliche Dogma von der Trinität gläubig als ein göttliches Geheimnis anzuerkennen, zu dessen Erfassung die natürliche Vernunft unzulänglich sei.

Amalrich von Bena. † 1209.

Amalrichs Lehre und Schule.

Ausgehend von der pantheistischen Anschauung, daß die Prinzipien des Universums nach Geist und Materie mit Gott Eins seien, behauptete Amalrich eine fortgesetzte Menschwerdung Gottes. Nachdem Gott in Abraham und Jesus als Vater und Sohn erschienen, trete nunmehr als dritte Inkarnation die des heil. Geistes ein, in der jede Kreatur, welche die Wirkung dieser göttlichen Menschwerdung an sich erfahre, auch ohne die kirchlichen Gnadenmittel, der Seligkeit teilhaftig werde. Wie mit der Erscheinung Christi die alten Formen des Gesetzes gefallen seien, so müßten jetzt, nachdem der Geist Mensch geworden, die äußeren Formen der Kirche dahinfallen. Die Dogmen von den letzten Dingen faßten Amalrich und seine Schüler, unter denen insbesondere **David von Dinant** und **Simon von Tournay** mit freilich etwas zweifelhaftem Recht genannt werden, spiritualistisch und allegorisch auf, indem sie die Auferstehung als inneren Akt der Wiedergeburt, Himmel und Hölle für innere sittliche Zustände erklärten. In dem Weltalter des Geistes falle auch die Sünde weg; denn der Mensch, in dem Gott als Geist wohne, könne nur dem göttlichen Antrieb folgend das Gute thun; wer in der Liebe stehe, sündige nicht. Amalrich selbst, bei dem diese Ansichten noch nicht die kirchenfeindliche Gestalt angenommen, die seine Schüler ihnen gaben, starb aus Kummer, daß er von Synode und Papst zum Widerruf genötigt worden (1209). Aber der Glaube, „daß der Geist allein frei und selig mache, daher alles Äußere unnütz sei", lebte noch lange in den „Brüdern und Schwestern des freien Geistes", einer am Rhein, in den Niederlanden und anderwärts verbreiteten Sekte, fort, selbst nachdem die vierte Lateransynode die Lehren und Schriften Amalrichs und seiner Schüler verdammt hatte und mehrere seiner Anhänger den Flammen überliefert worden waren.

Um solche und ähnliche Ausschreitungen des forschenden Geistes zu ver-

Erweiterung der Scholastik. hüten, wurde durch die Scholastik, deren Entstehung und erste Lebensregungen wir früher kennen gelernt (VI, 606 ff.), die Spekulation ganz in den Dienst der Kirchenlehre gezogen und die Philosophie mit der christlichen Theologie aufs innigste verbunden. Die Schriften des Aristoteles über Physik, Metaphysik und Ethik, welche bisher nur durch Vermittelung arabischer und jüdischer Philosophen (VI, 495 ff., 506 ff.), neuerdings auch durch Übersetzungen aus dem Griechischen im Abendlande bekannt geworden waren, bewirkten seit Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine wesentliche Erweiterung und Umbildung der christlichen Wissenschaft und lieferten den Kirchenlehrern reichere Hilfsmittel, um die hauptsächlich im Neuplatonismus wurzelnden pantheistischen Richtungen zu bekämpfen. Die Dominikaner und Franziskaner traten auch auf diesem Gebiete als Streiter für die herrschende Kirche in die Schranken, und ihrer hohen Verehrung für den griechischen Philosophen, den sie als Vorläufer Christi und Repräsentanten alles natürlichen Wissens anerkannten, gelang es, das Vorurteil der Hierarchie gegen den heidnischen Weltweisen zu besiegen. Nachdem man zu der Überzeugung gelangt war, daß die echten Schriften des Stagiriten einen theistischen Charakter trügen, daß seine Ansicht von der persönlichen Einheit Gottes der Auffassung der Kirche nicht widerstreite, gelangte der griechische Philosoph bei den christlichen Gelehrten zu nicht minder hohem Ansehen als bei den arabischen; aus seinen Werken, die vielfach übersetzt und kommentiert wurden, schöpfte man die Beweismittel, die ewige Wahrheit der Kirchenlehre darzuthun und ihren systematischen Zusammenhang zu begründen. Durch diesen innigen Bund der Philosophie und Theologie gelangte die Scholastik im dreizehnten Jahrhundert zu ihrer höchsten Blüte. Man unterschied zwischen einer natürlichen und geoffenbarten Theologie, und indem man den Dreieinigkeitsglauben, an dessen Erforschung und Begründung sich die frühere Spekulation abgemüht hatte, als ein Geheimnis göttlicher Offenbarung aus dem Bereich des philosophischen Denkens und Beweisführens rückte, suchte man mit den Hilfsmitteln, welche die aristotelische Philosophie an die Hand gab, den Lehrinhalt der katholischen Kirche in allen ihren Dogmen und Satzungen zum vollen Ausdruck zu bringen, ihre richtige Auffassung festzustellen, die Übereinstimmung der Glaubenslehren mit der Vernunft nachzuweisen. Dies geschah nach dem Vorgange des Alexander von Hales besonders durch die Dominikaner Albertus Magnus und Thomas von Aquino.

Alex. von Hales. †1245. Nachdem der Franziskaner Alexander von Hales, Magister der Theologie in Paris, mit gewandter Dialektik und umfassendem Wissen in seiner „Summe der theologischen Lehren" die aristotelische Philosophie zur Zergliederung und Erläuterung scharfsinniger und subtiler Fragen der Dogmatik angewendet hatte, bildete der gelehrte Dominikaner Albert von Bollstädt, geboren 1193 zu Lauingen in Schwaben, als Albertus Magnus. † in Köln 25. Nov. 1280. Lehrer in Paris und Köln und Bischof von Regensburg in vielfacher akademischer und kirchlicher Wirksamkeit thätig und wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit von den Zeitgenossen „der Große" genannt, die gesamte aristotelische Philosophie im Sinne des

kirchlichen Dogmas um und schloß die christlichen und biblischen Offenbarungslehren, insbesondere die Trinitätslehre, als durch die Vernunft nicht erkennbar aus, sie der Erleuchtung durch göttliche Gnade zuweisend. Auch in der Auffassung der Weltschöpfung durch Gottes Allmacht aus dem Nichts und in der Zeitlichkeit folgte er der biblischen Lehre, wodurch die Annahme von der Ewigkeit ihres Bestehens und der Materie wegfiel. Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele folgerte er aus ihrer Gemeinschaft mit Gott. Bezüglich der Frage nach den Gattungsbegriffen (VI, 607) vertritt er zuerst die nachher auch von Thomas und den Thomisten aufgenommene Lösung, daß sie als ewige Ausstrahlungen der göttlichen Intelligenz **vor** den Dingen, als das **Eine** in dem **Vielen in** den Dingen, als Abstraktionen des menschlichen Verstandes **nach** den Dingen existieren sollten. Die Ethik beruht bei ihm auf der Willensfreiheit, wobei er mit den vier Kardinaltugenden der Alten die drei christlichen Tugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung verbindet. Albert der Große, der alles Wissen seiner Zeit sammelte und von den Arabern die Kenntnis der Natur und ihrer Geheimnisse erwarb, wurde im Munde des Volkes zum Zauberer, von dem eine Menge Wundersagen (von einem redenden Topf, von einem reizenden Wintergarten u. a.) sich erhalten haben.

Alberts Schüler **Thomas**, Sohn des Grafen **von Aquino**, der dem Dominikanerorden beitretend in Paris, Rom, Köln u. a. O. zuerst lernte, dann lehrte und den erzbischöflichen Stuhl von Neapel ablehnte, um ungeteilt den Wissenschaften zu leben, führte die Scholastik auf ihren Höhepunkt durch die möglichst vollendete Akkommodation der aristotelischen Philosophie an die kirchliche Orthodoxie. Durch eine Reihe von Schriften, unter welchen drei umfassende Werke: „Kommentar zu den Sentenzen des Petrus Lombardus"; „Vier Bücher von der Wahrheit des katholischen Glaubens gegen die Heiden" und die das Ganze der Offenbarungslehren systematisch darstellende, (unvollendete) „Summe der Theologie", der Stolz des Ordens waren, hat **Thomas von Aquino** gesucht, Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie in das richtige Verhältnis zu setzen und einen heiligen Bund zwischen Aristoteles, Plato und Augustinus zu knüpfen. Die Anschauung Gottes, lehrte er, ist des Menschen höchstes Gut und letztes Ziel; der Weg dazu und mithin der oberste Zweck des Menschenlebens ist die Gotteserkenntnis. Diese Gotteserkenntnis kann durch die natürliche Vernunft nur unvollkommen erreicht werden, die höheren religiösen Grundwahrheiten (Axiome) sind übernatürliche Einwirkungen, Offenbarungen, welche über die menschliche Vernunft hinausgehen und daher nicht durch die Wissenschaft bewiesen, sondern nur im Glauben erfaßt werden können. Da jedoch Offenbarung und Vernunft gleichmäßig der göttlichen Weisheit entstammen, so kann die Offenbarung nicht widervernünftig sein, so kann die philosophische Wahrheit der Glaubenswahrheit nicht widersprechen. Vielmehr sind die der natürlichen Vernunft erkennbaren Wahrheiten als die „Präambula", als die Vorbereitung zu den Offenbarungswahrheiten zu fassen, wie die Natur als Vorstufe zur Gnade. Zweck und Aufgabe der Vernunftwissenschaft ist somit die Demonstration, die Erläuterung und richtige Erklärung der Glaubenswahrheiten und die Widerlegung der Gegner. Auf solche Weise dient die natürliche Vernunft dem Glauben. Diese scharfe Abgrenzung des der Vernunft erkennbaren und des durch die Offenbarung zu empfangenden religiösen Stoffes, die Sonderung zwischen den „übernatürlichen", aber darum nicht „widernatürlichen" Vernunftlehren und den durch Gottes Gnade erteilten Offenbarungslehren, das unterscheidende Merkmal der scholastischen Anschauung, ist seitdem in der Kirche herrschend geblieben. Zu solchen unerweislichen Offenbarungslehren zählt er die Dogmen von der Zeitlichkeit der Schöpfung, von der Erbsünde, von der Menschwerdung des Logos, von den Sakramenten, vom Fegefeuer, von der Auferstehung des Fleisches, vom Weltgericht, von der ewigen Seligkeit und Verdammnis. Die un-

Thomas von Aquino. 1126—1274.

sterbliche Seele durch Sinneswahrnehmungen und durch abstraktes Denken so heranzubilden, daß sie in den Einzeldingen das Allgemeine erfaßt, mittels der Vernunft und ihrer Denkformen den wahren Sinn und die richtige Bedeutung der Offenbarungslehren zu begreifen vermag, mit freiem Willen sich den göttlichen Anordnungen unterwirft und durch Erfüllung der kirchlichen Sittengebote und Tugendlehren, wobei er das christlich-beschauliche Leben über das praktische stellt, der Heiligkeit zustrebt, ist die Aufgabe und Wirksamkeit der theologisch-philosophischen Wissenschaft. Dem Dominikanerorden galt die „Summe der Theologie" des Thomas „als die höchste Entwickelung christlicher Wissenschaft", der Kirche nach kurzem Schwanken als „ein Werk, daran Christus selbst sich erfreute", und sie belohnte den Urheber fünfzig Jahre nach seinem Tode mit der Heiligsprechung. Und in der That hatte die Kirche alle Ursache ihn zu ehren; denn kein anderer Gelehrter hat in dem Grade wie der heil. Thomas von Aquino zur Befestigung der Kirchenlehre mitgewirkt. Alle jene Dogmen, die so sehr zur Hebung des Papsttums und des gesamten Klerus beitrugen, wie die Lehre vom Gnadenschatz der Kirche und vom Ablaß, vom Fegefeuer und von der Nützlichkeit der Seelenmessen, von der Ohrenbeichte und Priesterabsolution, von der Unfehlbarkeit des Papstes u. a. m., erhielten durch seine Werke ihre Ausbildung und Begründung, fanden in ihm und seinen Ordensbrüdern Verbreiter und Förderer. Aber indem er versuchte den Realismus der aristotelischen Philosophie mit der christlichen Weltanschauung zu vereinigen, unternahm er eine schwierige Arbeit, die nur durch gezwungene Definitionen und spitzfindige Syllogismen durchgeführt werden konnte. Klügelnder Scharfsinn überwuchert das Thatsächliche, es stumpft sich der Sinn für die einfache, schlichte, sachliche Wahrheit ab. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß er bei seinem syllogistisch-distinktiven Verfahren im allgemeinen ein gewisses Maßhalten bewahrte und meistens auch den gesunden Verstand mitsprechen ließ, so mußte er doch auf abschüssige Wege geraten, auf denen er sich mit jedem Schritt von der frischen Berührung mit der Wirklichkeit entfernte und in fortgesetzter Steigerung künstlichen Folgerns und Unterscheidens weiter und weiter ins Öde und Leere verlief.

b. Die Scholastik in der Abnahme und die Anfänge der Mystik.

Neue Entwickelungsstadien. Mit Thomas von Aquino hatte die im Realismus wurzelnde Richtung der Scholastik ihre Vollendung erreicht. Die Philosophie war in der Theologie aufgegangen; alles Wissen stand im Dienste des Glaubens. Von dieser Anschauung ist auch der große Gegner des Thomas, der Franziskaner Duns Scotus, Lehrer in Oxford, Paris und Köln, noch nicht frei. Auch er teilt mit seinen Vorgängern die unbedingte Überzeugung von der Wahrheit der Kirchenlehre und vindiziert dem Allgemeinen in der Erscheinungswelt eine reale Existenz nach der dreifachen Modalität; aber indem er in der wissenschaftlichen Auffassung und Behandlung, teils aus Ordenseifersucht, teils aus Achtung vor der Freiheit des Geistes und der philosophischen Forschung scharfe Kritik und Skeptik anwandte, gab er der Scholastik einen mehr praktischen Charakter, so daß er meistens an die Spitze der dritten Entwickelungsperiode gesetzt wird, in welcher die Philosophie die ihr gebührende Stellung neben der Theologie nahm, der Nominalismus und eine polemische Richtung gegen die Kirchenlehre wieder Eingang

funden, zugleich aber der Formalismus besonders in Wilhelm Occam, dem kraftvollen Schüler des Schotten, eine bedenkliche Höhe erstieg.

In Duns Scotus sind erst die Übergänge zu dieser Richtung angebahnt. Auch er setzt die von Gott durch freien Willensakt geoffenbarten Glaubenswahrheiten als Axiome voraus, welche durch Vernunftgründe unerforschlich seien und fordert willige Unterwerfung unter die Autorität der Kirche; ja er beschränkt noch das Gebiet der philosophischen Spekulation, „indem er nicht nur mit Thomas die Trinität und Inkarnation und die übrigen spezifisch-christlichen Dogmen, sondern auch die Schöpfung der Welt aus nichts und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele zu den Sätzen rechnet, welche die Vernunft nicht zu beweisen, sondern nur als unwiderlegbar und mehr oder minder auch als wahrscheinlich zu verteidigen vermöge, die Offenbarung allein aber gewiß mache". Andererseits legt er dem menschlichen Geiste die Fähigkeit bei, aus der durch den Weltzusammenhang beschränkten und getrübten Verfassung mit Hilfe der göttlichen Erleuchtung durch die kirchlichen Lehren und Gnadenmittel zum beseligenden Anschauen Gottes emporzusteigen. Duns Scotus folgt daher in der Philosophie der Autorität des Aristoteles nicht unbedingt; in sein Denken sind auch manche platonische Vorstellungen, insbesondere durch Vermittelung der „Lebensquelle" des Avicebron (VI, 507) eingegangen. Während er aber die Argumente für die der natürlichen Theologie angehörenden Sätze, insbesondere für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seelen, mit scharfer Kritik bekämpft, ist er doch weit entfernt die Sätze selbst zu bestreiten; die Überzeugungen, für welche die Vernunft keine Beweise mehr liefert, gründet er auf die Autorität der Kirche, welche dem freien sittlichen Willen Ziel und Objekt bestimme. Dem an mathematische Beweisführung gewöhnten »Doctor subtilis« wurde der Unterschied zwischen der Philosophie als einer auf scharfer Beweisführung beruhenden Wissenschaft und der Theologie als einer auf Wahrscheinlichkeitsgründe sich stützenden und von der kirchlichen Autorität abhängigen Wissenschaft fühlbar, und während der »Doctor angelicus« oder »universalis«, wie Thomas genannt ward, beide aufs innigste verbunden hielt, hatte das Verfahren des Duns Scotus, so sehr auch ihm selbst noch die kirchliche Autorität als heilig und unantastbar galt, schärfere Scheidung von Philosophie, als natürlicher Erkenntnis, und Theologie, als übernatürlicher Erkenntnis, zur Folge. Diese Trennung wurde erweitert durch Wilhelm von Occam, einen Landsmann, Schüler und Ordensgenossen des Scotus. Wir werden dem kühnen Verfechter der Staatsgewalt gegen die Anmaßungen des Papsttums später begegnen. Hier wollen wir nur seine Stellung zu der Scholastik andeuten, wo der englische Franziskanerprovinzial, angeregt und ermutigt durch das gespannte Verhältnis seines Ordens mit der Kurie, eine ebenso freie und dem herrschenden Kirchenwesen abgekehrte Richtung einschlug wie in seinem politischen Auftreten. Alle Bemühungen, durch den Realismus eine Versöhnung zwischen der Theologie und Philosophie zu stiften, waren erfolglos geblieben, weil diese den spröden Stein der traditionellen Kirchenlehre nicht zu erweichen vermochte. Wilhelm von Occam schlug daher einen andern Weg ein. Durch eigentümliche Erneuerung des Nominalismus (VI, 607), indem er die subjektive Bedingtheit aller menschlichen Erkenntnis voranstellte, das Allgemeine als bloßen Begriff des denkenden Geistes auffaßte und ihm jede Existenz außerhalb der Seele absprach, begründete er eine philosophische Richtung, die der Kirchenlehre zwar nicht feindselig entgegentrat, aber doch keine positiven Dienste leistete. Die religiösen Dogmen, selbst das Dasein und die Einheit Gottes, werden als bloße, durch Vernunftgründe unerweisbare Glaubenssätze der philosophischen Behandlung gänzlich entzogen und dem Gebiete des Glaubens zugewiesen, wie ihn die Kirche

Duns Scotus. † 1308 in Köln.

Wilhelm von Occam. † 1347.

ausgebildet und festgesetzt. Wo die Vernunft nicht hinreicht, ist ihm die Autorität der Bibel und der kirchlichen Tradition maßgebend. Dieser unterwirft er sich mit der größten Ehrfurcht und zeigt sich dabei so orthodox, daß man leicht zu der Vermutung geführt wird, es sei eine absichtliche Ostentation, um keinen Vorwand zu ketzerischen Verdächtigungen zu geben; und in der ausgesprochenen Versicherung, die Glaubenswahrheiten seien weit erhaben über alles menschliche Wissen, „blickt unverkennbar die Ironie über die Irrationalität des Glaubens durch und der Drang, aus dieser abgestorbenen Welt hinauszukommen".

Verfall und Entartung der Scholastik. Durch den Eifer der Franziskaner, dem geheiligten Ansehen des Thomas den geheimnisvollen Scharfsinn ihres Scotus entgegenzustellen, erlangten die Lehrsysteme des Duns und Occam große Verbreitung, so daß seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts die gelehrte Welt in Thomisten und Scotisten, seit Mitte des vierzehnten auch in Realisten und Nominalisten geschieden war, welche sich mit geistigen und geistlichen Waffen heftig bekämpften. Ausgerüstet mit dem reichen Vorrat von dialektischen und logischen Künsten, mit den spitzfindigen Fragen und Antworten, den zahllosen Formen und Formeln und allen Subtilitäten ihrer arbeitsmächtigen Häupter, kämpften die Theologen der Bettelmönche in ihren Hörsälen heiße Disputationsschlachten mit Schlüssen, Kettenschlüssen und allen Mitteln gelehrter Beweisführung, wie die geharnischten Ritter in den Turnieren mit Speer und Lanze, bis die ganze Scholastik in Polemik aufging und über dem Schulstreite der religiöse Ernst abhanden kam. Occam selbst hat, indem er das Formelwesen und die spitzfindigen Grübeleien auf die Spitze trieb, den Verfall der Schulweisheit befördert Die Aufstellung einer „doppelten Wahrheit" durch den Grundsatz, daß etwas in der Philosophie falsch, in der Theologie wahr sein könne, war ein Geständnis der Verzweiflung an der Erreichbarkeit des der Scholastik ursprünglich vorschwebenden Zieles. Man verlor sich in einen unfruchtbaren Formalismus, wobei der Sinn für das Dogma selbst und seinen materiellen Inhalt abgestumpft ward. Umsonst versuchte der Franziskaner Roger Baco aus England seine Zeitgenossen von der Vertiefung in scholastische Subtilitäten abzulenken und für Mathematik, Naturwissenschaften und Sprachkunde zu gewinnen; nach dem Tode seines Gönners, des Papstes Clemens IV., mußte er seine Opposition gegen die Zeitrichtung durch langjährige Haft büßen; und das wunderliche Bestreben des Raimund Lullus (aus Majorca), zum Behuf der Bekehrung der Ungläubigen und der Reformation der Wissenschaften aus einer Verschmelzung christlicher Ideen mit aristotelischer und arabischer Philosophie und kabbalistischen Geheimlehren eine neue Grundwissenschaft (Ars magna) zu schaffen, welche die Prinzipien der Wahrheit in allen Wissenschaften festsetzen und die mechanischen und mnemonischen Hilfsmittel an die Hand geben sollte, auf alle Fragen sicher zu antworten, scheiterte an dem phantastischen und konfusen Charakter des Unternehmens, wenngleich das Unbefriedigende der Scholastik ihm einige Schüler und Anhänger zuführte.

Roger Baco. † 1294.

Raimund Lullus. † 1315.

Warme Gemüter konnten sich mit der einseitigen Verstandesrichtung der Religionswissenschaft nicht befreunden; daher wurde von Anfang an stets die Scholastik durch die Mystik ergänzt und gemäßigt. Lange gingen beide Richtungen friedlich nebeneinander her, wenn auch einzelne Häupter, wie Bernhard von Clairvaux und Abälard, durch die innere Verschiedenheit ihres Wesens feindlich aufeinander stießen (VI, 607 ff.). Als aber die Scholastik, durch die äußern Erfolge übermütig, selbstgefällig meinte, Wesen und Charakter des Christentums würden einzig durch sie bestimmt und gestaltet, da trat ihr die Mystik entgegen, zuerst vermittelnd und ermäßigend, damit sie ihre vorteilhafte Stellung mit Besonnenheit gebrauche und auch andere Richtungen gelten lasse; dann aber, als über dem Wortstreit der Gelehrten das Gemütsleben unbeachtet blieb und durch ihre kalte Verstandesarbeit der warme Hauch christlicher Liebe verscheucht ward, da zog die Mystik als unabhängige Macht ins Feld, um die aristotelisch-scholastische Verstandesrichtung mit platonischer Idealität und christlicher Gefühlswärme zu bekämpfen. Von dieser letzteren Gestaltung der Mystik, die hauptsächlich in deutschen Landen zur Erscheinung kam, wird später die Rede sein. Hier sei nur des einen Mannes gedacht, der neben Thomas und Scotus, wenn auch weniger schöpferisch und geistreich als beide, ein großes Kirchenlicht geworden ist, des „Lehrers der Weisheit der Engel" (Doctor seraphicus) Joh. Fidanza Bonaventura. Wie der heilige Franziskus, dessen Wunderleben er beschrieben hat und zu dessen gefeiertsten Ordensgliedern er gehörte, von warmer Liebe zu Gott erfüllt, hat er die theologische Spekulation mit der Innigkeit seines Gefühles erquickt, den Weg des Erkennens an der Hand des Glaubens und der Liebe betreten. Mystik.

Von der Scholastik ausgehend hat Bonaventuras Theologie die Mystik zur Gefährtin genommen, um die religiöse Erhebung des inneren Menschen zur unmittelbaren Vereinigung mit Gott zu bewirken. „Was Bonaventura auszeichnet, ist das Umfassende seines Geistes, in welchem die ganze religiöse Gedanken- und Gemütswelt seines Zeitalters Aufnahme und Gestalt gefunden, die gefühlvolle und doch stets vom Verstande ermäßigte Wärme und phantasiereiche Innigkeit seiner Schriften, das Gleichgewicht, in welchem er den scholastischen, mystischen und asketischen Bestandteil seiner Denkart zu einander zu erhalten vermocht hat, und die Liebe zur heiligen Schrift." Sein mit poetischen Anlagen gezierter Geist suchte aus dem „äußeren" und „niederen" Lichte der Erfahrungswissenschaften zu dem „oberen" Lichte der Offenbarungswahrheiten aufzusteigen und an der Hand der Bibel das Wahre der Gottheit, die Ordnung des menschlichen Lebens und die Einigung der Seele mit Gott zu begründen. Dieses harmonische Zusammenwirken von Geist und Gemüt hat ihm die Bewunderung von Mit- und Nachwelt verschafft. „In seiner gemütvollen Beschaulichkeit des inneren und äußeren Lebens als eines Spiegels der ewigen Wesenheit, von der Kirche zu weitgreifender Thätigkeit berufen, ist er eine der hohen Gestalten, an denen sich das in sich befriedigte Kirchentum glorreich darstellt; an seinem Sarge weinten die Repräsentanten des Abendlandes und Morgenlandes." Bonaventura. 1221–1274.

5. Der vierte Kreuzzug und das lateinische Kaisertum.

a. Die Kreuzfahrer in Konstantinopel.

Innocenz III. und Fulco von Neuilly betreiben die Kreuzfahrt.

Durch nichts wurde das Ansehen des Papstes und die Macht der Kirche mehr erhalten und gestärkt als durch die Kreuzzüge, die man deshalb geradezu als die auswärtige Politik des weltherrschenden Papsttums bezeichnet hat. Daher war Innocenz III. aufs eifrigste beflissen, die erlöschende Begeisterung für den heiligen Krieg aufs neue anzufachen. Er sandte Kreuzprediger aus, um die Gemüter der Menschen für die Wiedererwerbung des Grabes Christi zu begeistern; er forderte durch Legaten und in Sendschreiben die Bischöfe und die Großen der Erde zur Teilnahme auf; er versprach den Ziehenden Sündenerlaß und himmlischen Lohn und stellte ihre Person und ihr Eigentum unter den Schutz der Kirche; er ließ in allen Gotteshäusern Opferstöcke zu frommen Gaben für die Pilger errichten und legte dem Klerus aller Orten eine Kreuzzugssteuer auf; er schickte Geld und Lebensbedürfnisse nach den syrischen Städten, die noch in den Händen der Christen waren; er übersandte dem Fürsten von Armenien eine geweihte Fahne mit dem Bildnis des Apostel Petrus; er reiste selbst in den Städten Italiens umher und forderte die Gläubigen zur Annahme des Kreuzes auf. „Der Gekreuzigte wird wieder gekreuzigt, mit Backenstreichen und Hohnreden beschimpft und mit Geißeln geschlagen, und ihr reichet ihm kaum einen Trunk frischen Wassers,“ rief er den Säumigen zu. Bitten und Drohungen, Verheißungen und Strafreden wurden angewendet. — Seine Bemühungen blieben nicht wirkungslos. In Frankreich war das Feuer noch nicht erloschen. Als Fulco von Neuilly, „der heilige Mann“, der in seiner Jugend den Becher der Freude und Weltlust genossen, dann aber gesättigt sich der Bekehrung der Sünder, der Besserung der Frevler und Lasterhaften und der Aufrichtung der Gefallenen zuwandte, in Paris und in den Landschaften an der Seine und Loire umherzog und wie einst Bernhard von Clairvaux mit gewaltiger Beredsamkeit das Kreuz predigte, wurden viele hingerissen, eine Pilgerfahrt nach dem syrischen Lande zu geloben. Eine ähnliche Wirkung hatten die Predigten des Cistercienserabtes Martin in Oberdeutschland und Helvetien. Als Heilige und Wunderthäter verehrt, gewannen beide die gläubige Menge für den Dienst Christi.

Die Teilnehmer des vierten Kreuzzuges.

In der Adventszeit des Jahres 1199 erschienen die königlichem Geschlechte entstammten jungen Grafen Thibaut von Champagne und Ludwig von Blois und Chartres auf einem Turnier mit dem Kreuze geschmückt. Das Beispiel des reichen Edelmannes, dem über zweitausend Vasallen Lehndienst und Lehntreue schuldeten, dessen älterer Bruder den Titel eines „Königs von Jerusalem“ geführt hatte (VI, 794), und seines tapfern Waffengefährten feuerte zur Nachahmung an. Eine große Anzahl französischer und flandrischer Edlen und Ritter rüsteten sich im Laufe des nächsten Jahres zur Fahrt nach Palästina; auch

in Oberitalien fanden sich viele Genossen, als **Bonifacius von Montferrat**, der Bruder des heldenmütigen Verteidigers von Tyros (VI, 782), sich zur Teilnahme bereit zeigte. Eine Gesandtschaft, an ihrer Spitze der Marschall des Grafen von Champagne, **Gottfried von Villehardouin**, dessen Denkwürdigkeiten in altfranzösischer Sprache ein anschauliches Bild von dieser abenteuerlichen Unternehmung geben, reiste nach Venedig, um mit dieser Seestadt Febr. 1201.
Verträge zur Überfahrt nach Alexandrien abzuschließen. Denn man meinte, daß Palästina dauernd nur behauptet werden könne, wenn man Ägypten besitze. Der staatskluge Doge **Heinrich Dandolo**, ein hochbetagter Herr, dessen schöne feurige Augen, wie es heißt, einst in byzantinischer Gefangenschaft ihrer Sehkraft fast gänzlich beraubt worden waren, ein Mann voll Ruhm- und Ehrbegierde und beseelt von dem hochherzigen Streben, seine Vaterstadt mächtig und groß zu machen, ging willig auf ihr Vorhaben ein und schloß mit den Gesandten eine Übereinkunft, kraft deren die Republik Venedig um die Summe von 85,000 Mark Silbers die Überfahrt und den Unterhalt der Ritter und ihrer Mannen und Pferde übernehmen wolle. Ehe der Zug angetreten werden konnte, starb Thibaut von Champagne; seine Gattin, die schöne Blanka von Navarra, gebar nach 25. Mai 1201.
seinem Tode einen Sohn, der des Vaters Namen führte und als Sänger der Liebe unter den französischen Troubadouren glänzt. Nun wurde auf einer Versammlung in Soissons der Markgraf von Montferrat zum Führer gewählt, neben welchem **Balduin von Flandern und Hennegau**, der mit Thibauts Schwester vermählt war, am meisten Geltung und Macht hatte. Ihn begleiteten die Blüte der flandrischen Ritterschaft und viele reiche Bürger des gewerbsamen Landes. Unter den französischen Baronen befanden sich noch Matthias von Montmorenci und Simon von Montfort.

Im Frühjahr 1202 trafen die Kreuzritter in einzelnen Zügen in Venedig Die Kreuzfahrer in Venedig. 1202.
ein; auch aus Deutschland kamen Teilnehmer, vor allen der Bischof **Konrad von Halberstadt**, und aus dem Elsaß und der Schweiz führte der Kreuzprediger Abt Martin eine Pilgerschar herbei. Doch war die Zahl nicht so groß, als im Vertrag angenommen worden, indem viele die näheren und billigeren Wege über Marseille, Apulien oder durch die Straße von Gibraltar vorzogen. Die bedungene Geldsumme konnte daher nicht sofort aufgebracht werden, und da die Venetianer auf der Übereinkunft bestanden, so verzögerte sich die Abfahrt.

Da beschloß der Doge Dandolo die Verlegenheit des Kreuzheeres zum Eroberung von Zara. 1202.
Vorteil seiner Vaterstadt zu benutzen. Die feste Stadt Zara, auf einer vorspringenden Landzunge Dalmatiens gelegen, war von den Venetianern abgefallen und that unter dem Schutze des Ungarnkönigs dem Handel und der Schiffahrt der Lagunenstadt manchen Abbruch. Dandolo machte nun den Führern des Pilgerheeres den Vorschlag, sie sollten ihm zur Unterwerfung Zaras behilflich sein, dafür wolle er dann an dem heiligen Kriege teilnehmen und die

Republik bewegen, für die noch fehlende Überfahrtssumme so lange Nachsicht zu üben, bis irgend eine reiche Eroberung Mittel zur Abtragung der Schuld gewähren würde. Trotz der Abmahnung des Papstes, ihre Waffen nicht gegen ein christliches Volk zu kehren und gegen einen König, der selbst das Kreuz genommen, gingen die fränkischen Barone doch auf den Vorschlag ein. Im Oktober segelte eine große venetianische Flotte mit dem Pilgerheer durch das Adriatische Meer, sprengte die Kette, welche den Hafen von Zara absperrte und zwang die Stadt nach fünftägiger Belagerung sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Das Leben der Bürger ward geschont; aber die Häuser wurden geplündert, die Mauern niedergerissen. Diese Entweihung der Kreuzesfahne erzeugte Ärgernis und Zwietracht; manche fühlten sich in ihrem Gewissen beunruhigt, zumal da Innocenz III. erzürnt den Bann über die Schuldigen aussprach. Die meisten flehten reumütig um Lossprechung und wurden zu Gnaden angenommen; nur die Venetianer wiesen trotzig jedes Schuldbekenntnis und jede fremde Einmischung zurück. Denn sie verfolgten unter der Leitung des ebenso scharfblickenden wie kühn entschlossenen Dogen Dandolo von Anfang an die Absicht, den Kreuzzug von Ägypten abzulenken, wo sie wichtige, für ihren Reichtum und ihre Macht unentbehrliche Handelsverbindungen unterhielten, und mit dessen Herrscher sie eben damals neue, vorteilhafte Freundschaftsverträge eingegangen waren. Die Möglichkeit dazu aber boten die Wirren im byzantinischen Reiche.

Alexius und die Kreuzfahrer.

Während das Kreuzheer vor Zara lag, wurden die Verhandlungen mit dem byzantinischen Kaisersohne Alexius, die schon in Venedig angeknüpft worden, zum Austrag gebracht. Es wurde früher erzählt (VI, 465), wie Isaak Angelus von seinem Bruder Alexius des Thrones und der Augen beraubt und in einen einsamen Turm eingeschlossen ward. Aber die Regierung des neuen Kaisers war weder rühmlicher noch glücklicher als die vorhergehende. Ohne Sinn für die Ehre und Wohlfahrt des Reichs lebte er nur seinen Vergnügungen und verschwendete die Geldsummen, die er durch Erpressungen zusammenscharrte, an Günstlinge und Buhlerinnen. Da entfloh der Sohn des entthronten Herrschers, der den Namen des kaiserlichen Oheims führte, verkleidet zu Schiffe nach Italien, um bei König Philipp von Hohenstaufen, dem Gemahl seiner Schwester Irene, Hilfe zu suchen. Die Interessen Philipps aber begegneten sich in diesem Falle mit denen Venedigs: denn die Ausführung oder gar ein Erfolg des von dem Papst geleiteten Kreuzzugs hätte die Macht Roms in einer Weise gesteigert, deren verderbliche Rückwirkung auf des Hohenstaufen Stellung nicht ausgeblieben wäre, während derselbe auf Byzanz selbst Anrechte erworben hatte. Auf die Kunde von der Anwesenheit der Pilgerritter in Venedig bewarb Alexius sich durch Gesandte um deren Hilfe für die Befreiung seines Vaters und für die eigene Wiedereinsetzung in seine erblichen Rechte.

Auch Bonifacius von Montferrat, durch seine Brüder mit dem Hause der Komnenen verwandt, unterstützte das Gesuch, und die französischen Barone,

welche sich von dem abenteuerlichen Zug reiche Beute, Herrschaften und Fürstentümer versprachen, begünstigten das Unternehmen. Trotz des Widerspruchs eines großen Teiles der Pilger schlossen die Häupter der Kreuzfahrer mit den Gesandten des Königs Philipp, die den Kaisersohn in das Lager begleiteten, eine Übereinkunft, kraft deren sie die verlangte Kriegshilfe zusagten, wogegen der Prinz ihnen nicht nur große Belohnungen zusicherte, sondern auch das Versprechen gab, das byzantinische Reich dem apostolischen Stuhl zu unterwerfen und bei der Wiedereroberung Jerusalems und des Heiligen Landes mit Geld, Schiffen und Mannschaft kräftig mitzuwirken; auch nahmen viele Grafen und adlige Herren Deutschlands teil.

Im Frühjahr segelte die große, mit allem Nötigen aufs beste versehene Flotte unter Dandolos Führung an Spalatro und Dyrrhachium (Durazzo) vorüber nach der Insel Korfu. Dort drohte eine Spaltung das Unternehmen zu vereiteln. Es gelang jedoch den Führern, die Zwietracht unter den Pilgern auszugleichen; und nun durchschnitten sie bei günstigem Winde das Jonische Meer, umschifften die Südspitze des Peloponnes und segelten nach einer kurzen Rast auf Euböa und Andros durch den Archipel in die Dardanellenstraße, wo sie zuerst bei Abydus vor Anker gingen. Nach einem Aufenthalt von acht Tagen, während welcher sie sich neue Vorräte sammelten, durchfuhren sie die Propontis oder das Marmorameer, voll Bewunderung über das reiche, mit herrlichen Landhäusern und üppigen Gartenanlagen geschmückte Küstenland und über die glänzende Hauptstadt mit ihren Palästen und Kirchen, die sich in der Ferne ihren gierigen Blicken darbot, und schlugen dann vor Chalcedon und Chrysopolis (Skutari) ihre Zeltlager auf.

Die Fahrt nach Konstantinopel. 1203. — Juni.

Am 5. Juli setzten die Kreuzritter in sechs Heereszügen über den Bosporus. Die Besorgnis vor einem kräftigen Widerstand der volkreichen Hauptstadt verschwand bald. Kaum betrat das Heer, Balduin mit seinen Armbrustschützen voran, das Land, so wandten sich die griechischen Truppen, die unter des Kaisers Führung in großer Übermacht am Ufer aufgestellt waren, zur Flucht, das Lager mit den reichen Zelten dem Feinde preisgebend, während die venetianische Flotte die im elendesten Zustande befindlichen Schiffe der Byzantiner zerstreute, versenkte, wegnahm und nach Sprengung der Kette wohlbehalten in den Hafen einfuhr. Nun wurde die Stadt von der See- und Landseite belagert; aber so leicht und gefahrlos die Landung bewerkstelligt worden war, so schwierig war die Eroberung. Nicht nur daß die Festigkeit der Mauern den Stürmenden unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete, auch die kaiserlichen Garden, aus englischen, dänischen, italienischen und andern fremdländischen Söldnern bestehend, leisteten mit ihren Streitäxten tapfern Widerstand und fügten durch häufige Ausfälle den Belagerern großen Schaden zu. Ihr Beispiel feuerte die Byzantiner zur Nacheiferung an; und wenn auch der Kaiser selbst, der von der Höhe seines Palastes feige den Kämpfen zusah, keine Sympathien

Eroberung von Konstantinopel. 1203.

erregte, so entfaltete dagegen sein Eidam, Theodor Laskaris, Mut und strategisches Geschick, und das Bewußtsein, daß es sich um die heiligsten Güter, um Freiheit, Religion und staatliche Existenz handelte, riß das Volk aus seiner Schlaffheit. So wechselten Stürme und Ausfälle, und jeder neue Tag sah eine Erneuerung des blutigen Kampfes. Allen leuchtete der greise Doge an Tapferkeit und Kriegsmut voran. Stets sah man seine hohe ehrwürdige Gestalt in voller Rüstung auf dem Vorderteile seiner Galeere inmitten des Kampfes, die Krieger mit lauter Stimme ermahnend und anfeuernd. Zwölf Tage hatte bereits das blutige Waffenspiel gedauert, da verlor Kaiser Alexius das Vertrauen
18. Juli. in seine Sache. Er raffte seine Schätze zusammen und entfloh nächtlicherweile auf einer Barke nach einem thrakischen Hafenorte, seine Gemahlin ihrem Schicksal überlassend. Auf diese Kunde eilten die Edlen der Stadt in das Gefängnis zu Isaak Angelus, bekleideten den Geblendeten mit den kaiserlichen Gewändern und führten ihn auf den Thron zurück. Nachdem der Monarch in feierlicher Versammlung die Gesandten der Lateiner empfangen und den Vertrag von Zara bestätigt hatte, wurde sein Sohn Alexius in die Kaiserburg geführt und einige Tage nachher in Gegenwart des gesamten Hofes in der Sophien-
1. Aug. 1203. kirche als Mitregent gekrönt. Die Kreuzfahrer, als Retter und Wohltäter mit Beweisen der Gnade und Dankbarkeit überhäuft, nahmen ihren Aufenthalt in den Vorstädten Galata und Pera.

Feindseligkeiten zwischen Lateinern und Griechen.

Eine Zeitlang bestand zwischen den Lateinern und den Stadtbewohnern ein freundlicher Verkehr und alle Bedürfnisse wurden im reichsten Maße geliefert. Aber bald durchbrach die alte nationale Antipathie die dünne Hülle; die Franken benahmen sich anmaßend und übermütig, und die Byzantiner vergalten ihnen mit Mißtrauen und Haß. Die Erbitterung mehrte sich, als die Vertragsbedingungen bekannt wurden. Erregte es schon den größten Unwillen, als man die Menge Goldes und Silbers aus Kirchen und Palästen in das lateinische Lager wandern sah, so steigerte sich der Unmut zur fanatischen Wut, als es bekannt wurde, daß die griechische Kirche in Zukunft von Rom ihre Gesetze empfangen sollte. Der Ingrimm des Volkes traf nicht nur das Pilgerheer, sondern auch die beiden Kaiser, zumal als diese, teils zu ihrer persönlichen Sicherheit, teils weil sie die Vertragsbedingungen nicht so schnell erfüllen konnten, die Führer bewogen, den Abzug auf das nächste Jahr zu verschieben. Die Vertraulichkeit des jungen Herrschers mit den abendländischen Baronen gab den Byzantinern großes Ärgernis; sie erblickten darin eine Herabwürdigung der kaiserlichen Ehre. So wuchs die Erbitterung von Tag zu Tag.

Da geschah es, als der Markgraf und mehrere der Frankenhäupter mit Alexius auf einem Feldzug wider den flüchtigen Nebenkaiser abwesend waren, daß einige Flamänder und Italiener durch die Stadt wanderten und sich an den Häusern einiger unter dem Schutze des Staates stehenden Mohammedaner vergriffen. Zuletzt zündeten sie das Bethaus an, wodurch ein Brand entstand,

welcher mehrere Tage wütete und den schönsten und volkreichsten Teil der Stadt in Asche legte. Wie sehr auch der Doge und die französischen Barone die Schuld des großen Unglücks von sich abzuwenden suchten, der Haß der Byzantiner gegen die Franken stieg zu solcher Höhe, daß alle lateinischen Bewohner der Stadt sich unter den Schutz ihrer Landsleute in das Lager flüchteten. Nun kehrte Alexius von dem Feldzuge zurück. Aber der schwache, unentschlossene Fürst war nicht im stande, den Sturm zu beschwichtigen. Schwankend zwischen Dankbarkeit und Patriotismus, zwischen der Furcht vor dem empörten Volke und der vor den zürnenden Lateinern, verlor er die Achtung und das Vertrauen beider. Die Kreuzfahrer und Venetianer ließen ihn durch eine Gesandtschaft auffordern, seine Verpflichtungen ohne Zögern zu erfüllen; und als er der stolzen Aufforderung nicht nachkommen konnte oder wollte, wurden die Feindseligkeiten erneuert.

Empörung und Thronwechsel. Febr. 1204.

Die Griechen überzeugten sich, daß weder der blinde, abergläubische Isaak noch der charakterlose, eitle Alexius den Staat zu retten vermöchte. Sie gingen mit einer neuen Kaiserwahl um; aber es fand sich keiner unter den Großen, welcher die gefährliche Würde annehmen wollte. Da führte der Verrat eines Verwandten des kaiserlichen Hauses eine unerwartete Wendung herbei. Alexius Dukas, von seinen zusammengewachsenen buschigen Augenbrauen Murzuphlos genannt, ein Mann, eben so ränkevoll und treulos als tapfer und entschlossen, hatte sich in das Vertrauen des jungen Kaisers einzuschleichen gewußt und war zu einem der höchsten Ehrenämter im Palast erhoben worden. Zugleich stand er bei dem Volke, dessen Leidenschaften und Vorurteile er entflammte, in Ansehen. Dieser stürzte um Mitternacht in das kaiserliche Schlafgemach mit dem Ausruf, der Palast sei vom Volke angegriffen und von den Leibwachen verraten. Der geängstigte Alexius folgte seinem vermeintlichen Retter, und dieser führte ihn über eine geheime Treppe in ein Burgverlies, wo er in Ketten gelegt ward und einige Tage nachher eines grausamen Todes starb. Seinen Vater Isaak hätte wohl ein ähnliches Schicksal betroffen, wäre er nicht um dieselbe Zeit den körperlichen Leiden erlegen, von denen er schon lange heimgesucht war. Nun wurde Murzuphlos von der jubelnden Hauptstadt als Kaiser anerkannt.

Erstürmung und Plünderung Konstantinopels. 1204.

Damit war die Losung zu dem heftigsten Kampf gegeben. Die Byzantiner stritten für ihr Vaterland und ihren Glauben, die Kreuzfahrer lechzten nach Rache für den Kaisermord und Vertragsbruch. Über zwei Monate widerstanden die Griechen unter der Führung des Murzuphlos mit dem Mute der Verzweiflung den anstürmenden Lateinern; nur mit Mühe entging deren Flotte durch die Gewandtheit der Venetianer den feindlichen Brandern. Endlich aber siegte die Tapferkeit der Abendländer. Nach einem drei Tage lang von den Schiffen und vom Lande aus fortgesetzten Angriff drangen die Kreuzfahrer in die Stadt ein. Welches Schreckenslos nun den Einwohnern zu teil ward, erfahren *12. April 1204.* wir aus den Schilderungen zweier Augenzeugen, von denen der eine, der Mar-

schall Villehardouin aus der Champagne, in den Reihen der Sieger kämpfte, der andere, Niketas, ein vornehmer byzantinischer Senator, nach der Verbrennung seines Palastes mit seiner Gemahlin und Tochter unter tausend Gefahren und Schrecknissen als Flüchtling umherirrte. Wie sehr auch die Grafen von Montferrat und Flandern und die französischen Barone Schonung und Menschlichkeit empfahlen, die Begierden und Leidenschaften der rohen Krieger durchbrachen alle Schranken der Sitte und Religion. Nicht nur daß sie mordeten und plünderten, daß sie aus den Palästen und Wohnhäusern alles Wertvolle und Kostbare fortschleppten und die Kirchen ihres Schmuckes und ihrer Schätze beraubten; sie fügten zum Frevel noch Hohn und Schmach. Sie achteten weder Heiliges noch Profanes, zerstörten in wildem Vandalismus die herrlichsten Kunstschätze des Altertums und füllten alles mit Greuel und Schrecken. Papst Innocenz schildert in einem Brief mit gerechter Entrüstung die Frevelthaten, welche die Streiter Christi gegen christliche Frauen und Jungfrauen verübt, wie selbst die keuschen Bewohnerinnen der Klöster der rohesten Sinnenlust zum Opfer gefallen, wie die heiligen Räume gottlos geschändet worden. Scharenweise verließen die Edlen und Vornehmen ihre prächtigen Wohnungen, die Sitze der Üppigkeit und des Luxus, um in armseligen Orten der thrakischen Umgegend Tage der Not, der Entbehrung, des Hungers zu verleben, während die bekreuzten Räuber an schwelgerischen Tafeln die zurückgelassenen Vorräte verpraßten. Der Patriarch ritt auf einem Esel im ärmlichsten Aufzug über die Heide, indes eine freche Dirne sich auf seinen geweihten Stuhl setzte und den griechischen Ritus verhöhnte. Und nicht nur nach den Schätzen von Gold und Silber, nach den Prachtgewändern von Purpur und Seide, nach kunstreichen Gerätschaften streckten die Franken die Hände aus, auch Heiligtümer und Reliquien galten als wertvolle Beute und wurden mit Begierde aufgesucht, gesammelt und teils verkauft, teils verschenkt. Die prachtvolle Stadt, so lange der Gegenstand der Bewunderung der Pilger, war nach der Eroberung eine Stätte der Trauer und Verödung. Drei verheerende Feuersbrünste hatten die belebtesten Teile in Orte des Grauens verwandelt, Statuen und Kunstwerke aller Art, deren Wert die Abendländer nicht verstanden, lagen zerschlagen umher; viele Bücherschätze waren ein Raub der Flammen geworden; eine Menge Reliquien und hochverehrte Heiligenbilder waren von ihren bisherigen geweihten Orten entfernt und wanderten nach dem Abendlande; die Kostbarkeiten und wertvollen Gegenstände waren zur Verteilung unter die Ritter und Kriegsknechte aufgehäuft. Und wieviel auch die einzelnen durch Veruntreuung beiseite geschafft haben mochten, so war doch die Beute so groß, daß noch 400,000 Mark Silbers verteilt werden konnten, eine Summe, welche die kühnsten Erwartungen überstieg. Auf der Markuskirche und im Dogenpalast prangten fortan die geraubten Kunstschätze der morgenländischen Kaiserstadt, vor allem die vier herrlichen Bronzepferde und das prachtvolle Thor der Sophienkirche.

b. Das lateinische und das griechische Kaisertum im Osten.

Aber noch größerer Lohn erwartete die Führer. Im Tumulte der Erstürmung war Murzuphlos mit der zurückgelassenen Gemahlin des flüchtigen Kaisers Alexius Angelus und ihrer Tochter, seiner Braut, auf einer Barke entflohen, Theodor Laskaris, den einige Stimmen als Kaiser ausriefen, vermochte trotz seines Mutes die zagenden Byzantiner nicht zur Verteidigung des Thrones zu bewegen. So war das Reich ohne Haupt, wenngleich drei Glieder des Herrscherhauses den Kaisertitel führten. Unter diesen Umständen konnten die Kreuzfahrer das Beispiel ihrer Vorgänger in Jerusalem nachahmen. Sie beschlossen ein lateinisches Kaisertum zu errichten und die Provinzen in Lehnsherrschaften zu zerteilen. Zu dem Zweck versammelte sich ein Wahlkollegium, bestehend aus zwölf Mitgliedern, sechs Venetianern und sechs geistlichen Herren, unter ihnen der Bischof von Halberstadt, in der Kapelle des Palastes Bukoleon. König Philipp von Schwaben hätte vermöge seiner Stellung wie seiner Verwandtschaft mit dem byzantinischen Herrscherhaus in erster Linie berücksichtigt werden sollen; aber der staatskluge Dandolo wünschte ein minder mächtiges Oberhaupt. Daher konnte, da er selbst wegen seiner vorgerückten Jahre von vornherein entsagte, nur einer der beiden andern Führer, Balduin von Flandern oder Bonifaz von Montferrat, gewählt werden. Die Wähler entschieden für den zweiunddreißigjährigen Balduin, teils aus Rücksicht auf die französische Ritterschaft, teils weil er die größte Mannschaft zu dem Zuge gestellt hatte und mit dem König von Frankreich verwandt war. Bonifaz fügte sich ohne Widerstreben und half den Königsschild tragen, auf welchem der Erkorne sich dem Heer zeigte. Drei Wochen später folgte die feierliche Krönung durch den Legaten des Papstes in der Sophienkirche der Hauptstadt.

Errichtung des lateinischen Kaisertums. — *16. Mai 1204.*

So war denn ein Haufen Abenteurer im Besitz des oströmischen Reiches und ein flandrischer Graf saß auf dem Stuhle des großen Konstantin. Zum Patriarchen erwählte man Thomas Morosini, aus einem edlen venetianischen Geschlecht, der durch Gelehrsamkeit, Bildung und christliche Sitte der hohen Auszeichnung würdig war und das Vertrauen Innocenz' III. besaß. Dieser bestätigte die Wahl und verlieh dem Prälaten, der sich zu ihm nach Rom begab, die noch fehlenden Weihen und das Pallium. Wenn der Papst auch die Ablenkung des Kreuzzugs von seinem Ziel beklagte, so erkannte er doch die großen Vorteile, die daraus seinem Pontifikat erwuchsen; es schmeichelte seinem Stolz, daß der neue Kaiser des Morgenlandes sich und sein Reich unter den päpstlichen Schutz stellte, daß er Mönche und Geistliche verlangte, welche den schismatischen Kultus durch den katholischen verdrängen möchten, daß er Geschenke sandte und den heiligen Vater um seine Gewogenheit und seinen Rat anging. Innocenz nahm daher das Pilgerheer wieder zu Gnaden an und stellte die morgenländische Kirche unter seine Obhut und oberhirtliche Führung. Bald sah man Geistliche und Mönche in Menge nach dem Morgenlande eilen, um Bischofsitze und Pfründen zu gewinnen. Denn der Hang zu Abenteuern hatte alle Stände ergriffen. — Der Gemahlin Balduins, Maria, welche dem Kreuzheer zur See nachgezogen und in Syrien gelandet war, war es nicht beschieden, die Ehre der Herrschaft mit ihrem Gatten zu

teilen. Als sie von Ptolemais nach Konstantinopel segeln wollte, wurde sie vom Fieber dahingerafft.

Teilung des griechischen Reichs. Nach der Krönung Balduins schritten die Franken zur Teilung des oströmischen Reichs. Die Hauptstadt Konstantinopel sollte der Herrschersitz des neuen lateinischen Kaisertums bleiben, doch wurde die Vorstadt Pera nebst andern günstig gelegenen Stadtteilen den Venetianern zugewiesen, die noch außerdem sich eine Menge Inseln, Küstenstädte und Hafenorte zu verschaffen wußten. Die übrigen Häupter des Kreuzzugs, Bonifacius von Montferrat, Villehardouin u. a. gründeten sich Herrschaften in Makedonien und Griechenland u. a. O. und ehrten den lateinischen Kaiser als Lehnsherrn. Aber die alte Dynastie konnte nicht ganz verdrängt werden. Nicäa in Kleinasien wurde durch Theodor Laskaris und seinen Eidam Johannes Vatatzes zur Hauptstadt eines griechischen Reiches erhoben, das in demselben Grade wuchs, als das lateinische Kaisertum abnahm und dahinsiechte, bis des letzteren Nachfolger, Michael Paläologus, der schwachen abendländischen Schöpfung ein Ende machte. Auch in Trapezunt und Durazzo erhielten sich einzelne Glieder des byzantinischen Herrscherhauses längere Zeit in Unabhängigkeit.

Die Herrschaft der Venetianer in der Levante. Während das auf den vierten Teil des Reiches reduzierte neue Kaisertum, das im allgemeinen die Einrichtungen des Königreichs Jerusalem annahm, beschränkt durch die Macht der französischen und italienischen Lehnsfürsten, sich nie zu rechter Lebensfähigkeit entwickelte, stets eine künstliche Treibhauspflanze in einem fremdartigen Klima blieb, hat der venetianische Freistaat aus der Zertrümmerung des byzantinischen Reiches glänzenden Gewinn gezogen. Nicht nur, daß der Doge, der bei dem neuen Hofe die altbyzantinische Würde eines „Despoten von Albanien" bekleidete und auf sein Geschlecht vererbte, stets den größten Einfluß übte; die Stadt Venedig kam in den Besitz der meisten Inseln des Archipelagus, welche, wenn auch die als Statthalter oder Landvögte eingesetzten Edelleute (Nobili) mit der Zeit zu erblichen Lehnfürsten der Republik aufstiegen, wichtige Niederlassungen für ihre Handelsthätigkeit abgaben und die Macht der seebeherrschenden Kaufmannsstadt erhöhten; sie erwarb von dem Markgrafen von Montferrat durch Kauf die fruchtbare Insel Kreta, die schon damals den Namen Kandia (V, 147—148) führte, mit den Trümmern alter Kulturstädte; sie legte von Ragusa bis an den Bosporus Faktoreien und Stapelplätze an, machte das ihr gehörige Stadtviertel von Konstantinopel zum Mittelpunkt des levantinischen Handels, zum Markt und Waarenlager der Nationen. Ein nach dem Vorbilde der Mutterstadt errichteter Rat mit einem Podesta an der Spitze leitete die Angelegenheiten der Kolonien und hatte auf das öffentliche Leben, auf Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des neuen Staates eine entscheidende Einwirkung. Und diese Einwirkung war um so heilsamer, als die griechischen Besitzungen der Venetianer durch verständige Ordnung und geregelten Fleiß bald zu blühendem Wohlstand sich emporarbeiteten. Sowohl in dem kaufmännischen Gemeinwesen der Hauptstadt selbst, als in den übrigen Pflanzorten lebten Gesetz, Recht und Bürgertugend auf; Ackerbau, Handel und Industrie hoben sich; Vaterlandsliebe, bürgerliche Gesinnung und Freiheitsgefühl zogen in die Herzen ein und erzeugten Kraft und mannhaften Mut zur Selbstverteidigung. An der Spitze der venetianischen Kolonialgemeinden standen vom großen Rat ernannte

Konsuln oder Bajuli; venetianisches See- und Handelsrecht hatte im ganzen Morgenlande Geltung.

Das lateinische Kaisertum und die venetianischen Besitzungen umfaßten die größere Hälfte des griechischen Reiches; das übrige wurde den andern Häuptern der Kreuzfahrer zu teil mit der Verpflichtung der Heeresfolge unter des Kaisers Panier. Bonifaz von Montferrat wählte statt der ihm anfangs zugedachten, aber schwer zu behauptenden Besitzungen jenseits des Hellespont das günstiger gelegene Makedonien und einige Landschaften von Hellas, die er zu einem Königreich Thessalonich vereinigte. Die Nähe des Königs von Ungarn, mit dessen Schwester er sich kurz zuvor vermählt hatte, bestimmte ihn zu dieser Wahl. Als er von dem klassischen Boden, der nur noch in seinen Ruinen die ehemalige Größe erkennen ließ, Besitz zu nehmen durch den Thermopylenpaß und das reizende Tempe zog, fand er wenig Widerstand. Der byzantinische Despotismus hatte den Nationalsinn früherer Tage erstickt. Die Griechen gingen mit Stumpfsinn aus einer Knechtschaft in die andere über. Villehardouin erhielt eine schöne Besitzung an den Ufern des Hebros und verband mit seiner bisherigen Würde das Marschallamt von Romanien. Andere Dynastien entstanden in Athen, Theben, Achäa u. a. O. Das oströmische Reich wurde als herrenloses Gut angesehen, dessen Städte und Territorien den glücklichen Abenteurern zufielen, die mit ihren Rittern und Mannschaften darin einzogen und sich zu behaupten vermochten. In manchen Städten, wie Korinth, Argos, ahmten griechische Beamte oder Feldherren das Beispiel der Lateiner nach und legten sich fürstliche Würde bei.

Andere Herrschaften der Franken. — *Königreich Thessalonich.* — *Romanien, Achäa u. a.*

Da die abendländischen Sieger mit der besiegten Bevölkerung in keine Gemeinschaft der Sitten und Lebensweise traten und ebensowenig durch eigene Kraft sich zur Selbständigkeit zu erheben vermochten, so hatte das lateinische Kaisertum mit seinen abhängigen Lehnsherrschaften keine feste Grundlage und keine lange Dauer. Auch gelang es den Abendländern nicht, die griechische Dynastie ganz zu verdrängen. Murzuphlos zwar fand bald ein tragisches Ende. Er war vor den flandrischen Kriegshaufen, die Balduins Bruder Heinrich wider ihn ins Feld führte, nach der thrakischen Stadt Mosynopolis geflohen, wo Alexius Angelus seinen Aufenthalt hatte. Er mochte glauben, bei dem Schicksalsgenossen, mit dessen Tochter er sich verlobt, eine günstige Aufnahme zu finden. Dieser empfing ihn auch wirklich mit gleisnerischer Freundlichkeit, aber nach dem Mahle, zu dem er ihn eingeladen, ließ er ihn der Augen berauben und trieb ihn ins Elend. Bald geriet Murzuphlos in die Gewalt der Franken, welche ihm eine ausgesuchte Todesart bereiteten. Sie stürzten ihn von einer hohen Marmorsäule herab, daß er in Stücke zerschmetterte. Auch sein grausamer und feiger Schwiegervater fand einen ruhmlosen Tod. Von dem Markgrafen von Montferrat gefangen weggeführt, entkam er der Haft, wurde aber, als er in Asien sein Herrscherrecht geltend machen wollte, von seinem Eidam Theodor Laskaris in einen Klosterkerker eingeschlossen, wo er sein Leben vollendete. Dagegen gelang es dem Theodor Laskaris selbst unter dem Beistande flüchtiger Griechen sich in Nicäa zu behaupten und von dort aus mit Hilfe der Türken in Kleinasien ein Bruchstück des Reiches zu retten, das von den Ufern des Mäander bis zu den Vorstädten von Nikomedien reichte und bald drohend über den Bosporus blickte. Im Pontos, wo sich, geschützt durch Gebirg und Meer, eine griechische Statthalterschaft unabhängig von den Türken erhalten hatte, gründete ein anderer Nachkomme der Komnenen, Alexius, ein Enkel des Tyrannen Andronikos, das trapezuntische Reich, das von Sinope bis an den sagenreichen Phasis ging. Sein Sohn war den Türken heerpflichtig, aber sein Enkel legte sich den Kaisertitel bei. Eine dritte Besitzung rettete Michael, ein anderer Verwandter des Kaiserhauses, im fernen Westen aus dem allgemeinen Schiffbruch. Mit Hilfe des Statthalters von

Das byzantinische Kaiserhaus. — *Murzuphlos.* — *Alexius.* — *Laskaris in Nicäa.* — *Alexius in Trapezunt.*

Michael in Epirus (Durazzo). Durazzo, dessen Tochter er in die Ehe genommen, gründete er in Epirus, Albanien und Thessalien ein Fürstentum, das er durch die Waffen seiner streitbaren Unterthanen zu vergrößern wußte und bei seinem Tode seinem Halbbruder Theodor hinterließ, einem unternehmenden Mann, der in Nicäa den Krieg und die Staatskunst gelernt hatte. Diese drei Reiche boten den Griechen der besseren Stände, welche sich durch den Stammeshaß, die Verachtung, den Fanatismus der Abendländer von allen Ehren und bürgerlichen Rechten ausgeschlossen sahen, eine Zufluchtstätte, wo sie gekräftigt durch das Unglück und gereizt durch die erlittenen Kränkungen an den Fremdlingen Rache und Vergeltung zu üben bemüht waren.

Ausgang Balduins und seiner Gefährten. 1205–1207. Die Führer des Kreuzheeres genossen nicht lange die Früchte ihrer Siege. Der beschwerliche Kriegsdienst in dem ungewohnten Klima, die unregelmäßige Lebensweise und das Schwert der Byzantiner, die in einzelnen Aufständen ihrem Nationalhaß Luft machten, lichteten die Reihen der Pilger. Graf Hugo von St. Paul, welchem die Stadt Didymoteichos oder Demotika zugefallen war, starb schon im Anfang des Jahres 1205 an der Gicht. Sein tapferer Landsmann, Graf Ludwig von Chartres und Blois, folgte ihm bald ins Grab. Der Beherrscher des bulgarisch-walachischen Reiches, Johannes, der als Bekenner des römischen Glaubens vom Papste den Königstitel und eine geweihte Fahne empfangen, hatte dem Frankenherrscher seine Bundesgenossenschaft angeboten; als aber Balduin die stolze Forderung stellte, daß er das Joch der Botmäßigkeit, das die früheren byzantinischen Kaiser den Bulgaren aufgelegt, noch ferner tragen und sich vor seinem Throne beugen solle, schwoll dem Barbaren das Herz von Ingrimm. Er warf sich zum Rächer der griechischen Nation auf und rückte, unterstützt von flüchtigen Byzantinern und von den wilden heidnischen Kumanen aus der Moldau, gen Süden. Die Kreuzfahrer, ein kleiner Haufe von Rittern und Armbrustschützen, erlitten in der Gegend von Adrianopel eine Niederlage. Balduin geriet in Gefangenschaft und wurde im Kerker unter Martern getötet. Nur der Umsicht und Tapferkeit Villehardouins war es zu verdanken, daß nicht alle bis auf den letzten Mann umkamen. Durch einen meisterhaften Rückzug führte der Marschall den Rest der Gewappneten zu Balduins Bruder Heinrich, welcher jetzt den lateinischen Kaiserthron in Konstantinopel bestieg. Zwanzig Jahre später tauchte in einem niederländischen Walde ein Einsiedler auf, der sich für den verlornen Balduin ausgab und die Herrschaft in Flandern als sein rechtmäßiges Erbe ansprach. Aber als Betrüger entlarvt, starb er eines schmachvollen Todes. Auch der Doge Dandolo sah seine Vaterstadt, die er so
1205. sehr erhöht, nicht wieder. Um Pfingsten sank er in der Fülle der Jahre und des Ruhmes in die Gruft und wurde mit hohen Ehren in der Sophienkirche beigesetzt. Der Markgraf von Montferrat überlebte den Tod des Gefährten nicht gar lange. Nachdem er dem neuen Kaiser Heinrich seine Tochter verlobt, zog er wider die Walachen und Bulgaren ins Feld. Als er aber am Gebirge Rhodope mit kühner Tapferkeit ohne
1207. Rüstung in die Reihen der Feinde eindrang, empfing er die Todeswunde. Sein Haupt wurde dem Bulgarenfürst als Siegesbeute überbracht. Auch der heldenmütige Marschall Villehardouin starb wahrscheinlich bald nach dem Jahr 1212 auf griechischer Erde. Sein Neffe gleiches Namens erbte seine Würde und führte den Titel eines Herzogs von Achäa.

Kaiser Heinrich. 1206–1216. Die Griechen erkannten bald, daß ihr Beschützer Johannes ein furchtbarerer Gegner ihrer Nationalität sei als der lateinische Kaiser. Der Barbarenfürst hatte den Plan, Thrakien zu entvölkern, die Bewohner über die Donau zu verpflanzen und die Städte dem Verfall und der Verödung preiszugeben. Daher suchten sich jene dem lateinischen Herrscher zu nähern, und Heinrich, milder und versöhnlicher als Balduin, stieß sie nicht von sich. Er nahm viele Griechen vertrauensvoll in seine Dienste, schloß

Friedensverträge mit den Fürsten von Nicäa und Epirus und widerstand mit Tapferkeit und Erfolg den wilden Donauvölkern. Zum Glück für das lateinische Kaisertum wurde der Bulgarenkönig bei der Belagerung von Thessalonich nachts in seinem Gezelt erstochen. Der Nachfolger, vielleicht der Urheber der blutigen That, machte nach einiger Zeit Frieden. Nun richtete Kaiser Heinrich seine Sorgfalt auf die inneren Angelegenheiten und erwarb sich den Ruhm, daß er die schwierigen Verhältnisse mit Umsicht und Gerechtigkeit zu ordnen verstand. Er schützte die Griechen gegen den Fanatismus der römischen Hierarchie und wehrte dem Stolze und der Habsucht der Geistlichkeit. Viele Lateiner, welche in die Heimat zurückzukehren wünschten, überließen häufig ihre Lehnsgüter der Kirche für geistlichen oder zeitlichen Lohn zum großen Nachteil der Wehrkraft des Reiches. Diesem Mißbrauch begegnete Heinrich durch das Verbot, weltliche Lehnsgüter der toten Hand zu vermachen.

Nach einer zehnjährigen Regierung fand Kaiser Heinrich seinen Tod, als er Thes- Peter von Courtenay.
salonich dem Sohne seines Freundes Bonifaz gegen die Angriffe des Fürsten von Epi- 1216—1219.
rus zu erhalten suchte. Da er kinderlos war, wählten die lateinischen Barone den 11. Juni 1216.
französischen Fürsten **Peter von Courtenay**, der mit Heinrichs Schwester Jolanthe vermählt war, einen Sprößling des berühmten Geschlechts, dem wir schon früher in Edessa begegnet sind (VI, 579 f.). Der reiche Edelmann verkaufte seine schönsten Güter, um Ritter und Kriegsmannen zu werben und zog über Rom, wo ihm Papst Honorius die Königsweihe erteilte, nach Venedig, um auf den Schiffen der Republik nach dem Sitze seiner künftigen Herrschaft zu gelangen. Zum Lohn versprach er, die Seestadt Durazzo dem epirotischen Fürsten Theodor zu entreißen und den Venetianern zu übergeben. Aber das Unternehmen schlug fehl. Als er nach einem kurzen erfolglosen Belagerungskriege durch die Engpässe und Schluchten des Gebirgslandes nach Thessalonich ziehen wollte, geriet er mit dem größten Teil seiner Gewappneten in Gefangenschaft, aus welcher ihn nur ein früher Tod befreite. Sein zweiter Sohn Robert 1219.
entschloß sich, das väterliche Erbe, das die Kaiserin **Jolanthe** einige Zeit verwaltete, Jolanthe. 1219—1221.
anzutreten. Unterstützt von dem Ungarnkönig, seinem Schwager, gelangte er auf dem Landwege nach Konstantinopel und empfing in der Sophienkirche die Krönung. Aber Robert. 1221—1228.
seine Regierung war eine Zeit des Unglücks und der Schmach. Theodor Angelus von Epirus entriß dem schwachen Sohne des Bonifacius von Montferrat das Königreich Thessalonich, pflanzte seine Fahne auf den Mauern von Adrianopel auf und beschränkte die Herrschaft des lateinischen Kaisers auf die Umgebung von Konstantinopel; und in seiner eigenen Hauptstadt besaß Robert so wenig Ansehen, daß ein burgundischer Edelmann, dessen schöne Braut die Liebe des Kaisers höher anschlug als das frühere Verlöbnis, in den Palast eindrang und die ehemalige Geliebte verstümmelte, ohne für die Rachethat von den fränkischen Baronen gestraft zu werden. Umsonst ritt Robert nach Rom, um die Hilfe des Papstes anzuflehen; Kummer und Verdruß über die geringen Erfolge seiner Bemühungen verkürzten seine Tage. Er starb auf der Rückreise in 1228
Griechenland, ehe er wieder seine Hauptstadt erreicht hatte.

Da Roberts Bruder Balduin II. noch minderjährig war, übertrugen die Barone Johann von Brienne.
die Regierung dem hochbetagten **Johann von Brienne**, einem tapfern Ritter aus 1228—1237.
der Champagne, welcher als Gemahl der Maria, einer Tochter Konrads von Montferrat und Enkelin Amalrichs, den Titel eines Königs von Jerusalem führte, aber seit der Ankunft Friedrichs II., des Gemahls seiner ältesten Tochter Jolanthe, Palästina verlassen hatte. Er war der Bruder jenes Walter von Brienne, den wir früher in Apulien als Kämpfer für die Sache des römischen Stuhles kennen gelernt, und hatte einst durch die Empfehlung des Papstes und des Königs von Frankreich und mit der Unterstützung der Ordensritter die Krone von Jerusalem erlangt. Johann verlobte seine zweite Tochter

mit Balduin und verteidigte mit den geringen Streitkräften, die sich noch im Lande befanden, den bedrängten Kaiserthron gegen den unternehmenden Johannes Dukas Batatzes, Theodors Eidam und Nachfolger in Nicäa. Wenngleich der greise Held von hoher Gestalt und großer Leibesstärke, den der König von Frankreich den würdigsten Kämpfer des Heiligen Landes genannt hatte, nur einige hundert Ritter und Dienstmannen zählte, so gelang es ihm doch in zwei Schlachten den Herrscher von Nicäa und dessen Bundesgenossen, den walachisch-bulgarischen König Asan II., welche
1235. mit großer Heeresmacht die Hauptstadt zu Land und zu Wasser angriffen, zurückzuschlagen und das Dasein des lateinischen Kaisertums noch auf einige Jahrzehnte zu fristen. Als Johann von Brienne müde und lebenssatt das Königskleid ablegte, „um im Gewande eines Mönchs in das Paradies einzugehen", führte sein Schwiegersohn Balduin II. im eigenen Namen die Herrschaft.

Balduin II. 1237—1261. † 1272. Wie viele verächtliche Fürsten den Stuhl des großen Konstantin besessen hatten, keiner bot ein so kläglichen Schauspiel dar als dieser letzte lateinische Kaiser in Konstantinopel. Er verbrachte den größten Teil seiner Regierungsjahre auf Wanderungen durch Europa, um von dem Papste und den Königen von Frankreich und England Geld und Mannschaft für sein hinsinkendes Reich zu erbetteln, wobei er Schmach und Erniedrigung im reichlichsten Maße zu ertragen hatte. Er verpfändete die Grafschaft Namur und die Herrschaft Courtenay, den letzten Rest seines Erbes; er überließ gegen eine beträchtliche Summe Goldes dem heiligen Ludwig von Frankreich den kostbarsten Schatz des lateinischen Kaiserreichs, die nach Venedig verpfändete Dornenkrone Christi, und andere hochverehrte Reliquien. Aber weder durch die abendländischen Söldner und Abenteurer, die er durch die erlösten Summen und durch die Almosen der Frommen an sich lockte, und die bald ihm, bald dem Feinde dienten, noch durch das unnatürliche Bündnis mit den heidnischen Kumanen und mit dem Sultan von Ikonium, dem er seine Nichte in sein Frauenhaus gab, vermochte er dem hinsinkenden Staat Halt zu verleihen.

Wiederherstellung des byzantinischen Reiches. Während Balduin arm und hilflos seinen Schattenthron mit fremder Hilfe mühsam fristete, erhob Johann Batatzes, Bundesgenosse und Schwiegersohn Kaiser Friedrichs II., durch Verstand und Waffenglück das griechische Reich zu neuer Macht
1246. 1247. und Blüte, machte dem Königreich Thessalonich durch Besitznahme der Hauptstadt und Wegführung des alten blinden Fürsten Theodor ein Ende und drängte die Bulgaren an die Gestade der Donau. Ein Förderer des Ackerbaues und ein musterhafter Landwirt, begründete er durch Sparsamkeit, durch das Verbot fremder Seidenstoffe, durch das Beispiel der Ordnung und Einfachheit Wohlstand und Selbstgefühl, so daß das griechische Reich unter ihm blühender war als vor der Eroberung. Selbst Künste und Wissenschaften hoben sich wieder. Dagegen glich das lateinische Reich einem laub- und saftlosen Stamm, der beim ersten Streich der Axt fallen mußte. Allein die Erschütte-
† 1255. rungen, von denen das nicäische Reich nach Batatzes' Tod unter seinem leidenschaft-
Theodor II. 1255—1259. lichen Sohne Theodor II. Laskaris und unter seinem unmündigen Enkel Johannes heimgesucht ward, verzögerten den Untergang noch um einige Jahre. Als aber der tapfere und kluge Feldherr Michael Paläologus, aus einem alten dem Kaiserhause verwandten Geschlechte, die Stellung eines Vormundes in die des ersten Mitkaisers verwandelte und dann durch Blendung und Einkerkerung des jungen Throngenossen sich den Weg zur Herrschaft bahnte, nahte die letzte Stunde des lateinischen Kaisertums. Unter dem Beistande der auf Venedigs Macht eifersüchtigen Genuesen gelang es dem unternehmenden Fürsten, welcher alle dem Stifter einer Dynastie gewöhnlich beiwohnenden Tugenden und Laster in sich vereinigte, mit Verrat und Waffengewalt Kon-
1261. stantinopel einzunehmen und das byzantinische Kaisertum wieder herzustellen, wenn

auch in vermindertem Umfang und mit geschwächter Lebenskraft. Balduin rettete sich aus der eroberten Stadt auf einer venetianischen Galeere über Euböa nach Italien, bei der eiligen Flucht die Insignien der Herrschaft zurücklassend. Er überlebte seinen Fall noch zwölf Jahre, von dem Papste und den abendländischen Königen, die er vergebens um Beistand zur Wiedereroberung des verlornen Reiches anflehte, bald mit Mitleid, bald mit Verachtung behandelt. Die Nachkommen des Hauses Courtenay führten noch einige Generationen hindurch den Kaisertitel fort, bis er im vierzehnten Jahrhundert in Vergessenheit geriet. Auch die kleinen Vasallenstaaten Romaniens gingen nach und nach in den Stürmen der Zeit unter, und das Zepter der Paläologen gebot wieder in Thrakien und Griechenland. Der „heilige Raub" der Reliquien und der fortdauernde Handelsverkehr der italienischen Republiken mit der Levante waren die einzigen Errungenschaften, welche die abendländischen Völker aus dem ephemeren lateinischen Kaiserreich in Konstantinopel davontrugen. Auch die Verbindung der griechischen Kirche mit Rom, welche der neue Kaiser aus Haß gegen den feindlich gesinnten Patriarchen **Arsenius**, den Vormund und Beschützer des geblendeten Fürstenjünglings, festzuhalten bemüht war, wurde endlich durch den hartnäckigen Widerstand des byzantinischen Klerus und den Fanatismus der Bevölkerung zerrissen. Arsenius, nicht zufrieden mit dem Sündenbekenntnis und der öffentlichen Buße des Michael Paläologus, hatte als Bedingung der Lossprechung desselben vom Banne verlangt, daß er den geraubten Purpur ablege; der erzürnte Herrscher bewirkte deshalb, daß der Prälat, ein einfacher strenger Mönch, angeblich wegen unregelmäßiger Wahl und Weihe, von einer Synode seiner Würde entsetzt ward, und verbannte ihn 1266.
auf eine wüste Insel. Aber die „**Arseniten**", die Anhänger des frommen Mannes, dessen ganzer Reichtum in drei Goldstücken bestand, die er durch Abschreiben von Psalmen erworben, beharrten in der Verwerfung des Kaisers, des neuen Patriarchen und der mit Papst Gregor X. auf dem Konzil zu Lyon abgeschlossenen Union. Alle Ver- 1274.
söhnungsversuche blieben fruchtlos; selbst der vom Volke als Heiliger verehrte dritte Patriarch Bekkus vermochte die Spaltung nicht zu heilen. Erst als unter dem folgenden Kaiser die Ehre des Arsenius durch feierliche Bestattung seiner Leiche im Allerheiligsten hergestellt und die letzten Spuren der Kirchengemeinschaft mit dem Abendlande aufgegeben waren, standen die Arseniten von ihrem Widerstand ab. Was Morgen- und Abendland unauflöslich verschmelzen sollte, das begründete nun gerade die tiefste und bleibendste Spaltung und bahnte der Herrschaft der Türken den Weg. „Jetzt sinkt jede Hoffnung dahin, seit Konstantinopel wieder griechisch ist," rief auf die Kunde von der Einnahme der Hauptstadt ein edler Grieche von Nikomedien. Er sah voraus, daß sich nun wieder alles nach dem alten Herrschersitz wenden und dadurch die Provinzen von Streitkräften entblößt werden würden. Und er hatte recht gesehen. In demselben Jahre, da Michael Paläologus, ein kraftvoller und gewandter Herrscher, der den vielen Schwierigkeiten im Innern und nach außen mit Umsicht und Klugheit zu begegnen wußte, ins Grab sank, setzte sich der erste Schwarm der osmanischen Türken 1282.
zu Karahissar in Kleinasien fest.

6. Die Lage der Dinge in Syrien und die Kreuzfahrer vor Damiette.

Das syrische Land nach Saladins Tod.

Infolge seiner Ablenkung nach Konstantinopel hatte der vierte Kreuzzug dem Heiligen Land gar nichts genutzt und war dem religiösen Zwecke ganz fremd geblieben; statt der kirchlichen Interessen hatten die Handelspolitik der Venetianer

und die hohenstaufische Politik gesiegt; ja da das lateinische Kaisertum stets der Hilfe aus dem Abendlande bedurfte und auf griechischer Erde der ritterlichen Abenteurerlust leichtere und größere Beute winkte, so entzog dasselbe dem ferneren Küstenlande noch die besten Kräfte. Zugleich war die Unternehmungslust der deutschen Ritterschaft durch den Thronstreit geknickt worden. Wir haben gesehen, wie die deutschen Pilgerfürsten mit ihren Gewappneten nach und nach das Heilige Land verließen, um in der Heimat näher liegende Interessen zu verfolgen. Auch Herzog Friedrich von Österreich traf bereits Vorbereitungen zur
16. April 1198. Rückkehr, als eine Krankheit ihn im vierundzwanzigsten Lebensjahre im fernen Syrien dahinraffte. Unter solchen Umständen wären die Besitzungen der Christen eine sichere Beute der Sarazenen geworden, hätten nicht Zwietracht und Familienfehden in Saladins Haus lange Zeit die feindliche Macht geschwächt und den heiligen Krieg gelähmt. Erst als Saladins Bruder Aladil die übrigen Glieder der Ejjubidendynastie überwand und die gesamte Macht des Hauses in seiner Hand vereinigte, verschlimmerte sich die Lage der Christen.

Das Volk von Damaskus mochte die kommenden Stürme geahnt haben, als es bei der Kunde von dem Tode des großen Sultan fort und fort in Weinen und Wehklagen ausbrach und keinen Trost finden konnte. Nach Saladins Bestimmung hatte der älteste Sohn Alafdhal Damaskus und das ganze südliche Syrien nebst Palästina mit der Würde eines Sultan, der zweite, Alaziz, die Statthalterschaft Ägypten, der dritte, Azzahir, das Fürstentum Haleb erhalten; sein Bruder Aladil sollte im Besitz von Kerak, Schaubak und mehreren Orten Mesopotamiens bleiben und die übrigen Fürsten aus dem Geschlechte Ejjub einzelne Städte oder Herrschaften unter der Hoheit der drei Brüder als Emire verwalten. Aber Alafdhal wandelte nicht die Wege seines Vaters. Er entfremdete sich die Emire durch Willkür und zog sich durch sein Leben Mißachtung zu. Während sein Wesir Dhia Eddin Ibn Alathir, Bruder des Geschichtschreibers gleiches Namens, die Staatsgeschäfte besorgte, überließ er sich einem wollüstigen Leben und dem Genusse des Weins und verbrachte Tage und Nächte unter Sängerinnen, und als ihn endlich Überdruß und Reue anwandelten, suchte er in mönchischen Andachtsübungen Beruhigung und fing an den Koran abzuschreiben. Dadurch wurde Alaziz mit der Hoffnung erfüllt, seinen Bruder zu verdrängen. Unterstützt von
1194. den unzufriedenen Emiren, rückte er mit Heeresmacht vor Damaskus. Es gelang zwar den Verwandten, eine kurze Ausgleichung zu bewirken, aber in den beiden folgenden Jahren wiederholte Alaziz im Bunde mit seinem ehrgeizigen und klugen Oheim Aladil seine Angriffe mit solchem Erfolg, daß Alafdhal seine Hauptstadt aufgeben und mit der Herrschaft über Sarchod sich begnügen mußte. Aladil empfing zum Lohn Syrien mit
1196. Damaskus, erkannte jedoch die Oberhoheit seines Neffen Alaziz von Ägypten an. Während dieser Vorgänge bestand zwischen Christen und Mohammedanern Waffenruhe. Kaum aber war Aladil im Besitze des syrischen Reiches, so begann der Krieg aufs neue. Er erstürmte die Stadt Jaffa und zog dann nordwärts, um dem unter dem Reichskanzler Konrad heranrückenden deutschen Pilgerheer entgegenzutreten. Der unerwartete
1197. Tod des Grafen Heinrich von Champagne, des Titularkönigs von Jerusalem (VI, 794), infolge eines Sturzes aus dem Fenster seines Palastes drohte eine Spaltung unter den Kreuzrittern über die neue Königswahl herbeizuführen. Durch das Ansehen des deutschen Heerführers jedoch wurde Amalrich II. von Cypern, Bruder und Erbe des im vorhergehenden Jahre verstorbenen Guido von Lusignan, als König anerkannt,

worauf das vereinigte Pilgerheer nach dem siegreichen Treffen bei Sidon sich der festen
Stadt Beirut bemächtigte und 9000 gefangene Christen, die dort bewacht wurden,
befreite. Im Rovember des folgenden Jahres starb Alaziz in Kairo. Da sein Sohn 1198.
Mahammed Almelik Almansor noch minderjährig war, so übernahm Alafdhal die
vormundschaftliche Regierung in Ägypten, wurde jedoch bald durch Aladil, mit dem
ein großer Teil des ägyptischen Adels in Verbindung getreten war, vertrieben und zur
Rückkehr nach Sarchod genötigt. Die Herrschsucht Aladils, der nunmehr Ägypten
und den größten Teil von Syrien unter seinem Zepter vereinigte, machte die übrigen
Ejjubiden besorgt. Azzahir von Haleb und der Emir von Hömß verbanden sich daher
mit Alafdhal gegen den ehrgeizigen Oheim, der nun bald in großes Gedränge kam.
Aber der Bund der Brüder löste sich bald wieder auf. Azzahir, erzürnt daß ihm ein
geliebter Mameluck entrissen worden, zog mit seinem Heer ab. Bald war Alafdhal
wieder auf Sarchod beschränkt, während Aladil, als Herr und Gebieter in Kairo ein- 1200.
ziehend, den minderjährigen Sohn seines Neffen beiseite schob und nun die Herrschaft
über Ägypten, Damaskus und einen Teil von Mesopotamien im eigenen Namen führte.
Selbst Azzahir von Haleb mußte ihn als Oberherrn anerkennen und ihm Heeresfolge lei-
sten. Alle Versuche der Söhne Saladins, das väterliche Erbe durch Waffengewalt wieder
zu erlangen, scheiterten an der Kriegskunst und Entschlossenheit Aladils. Im Anfang des
dreizehnten Jahrhunderts reichte seine Herrschaft von den Grenzen Nubiens und der
arabischen Wüste bis zum Euphrat und tief in die Gebirge Armeniens. Alle moham-
medanischen Fürsten in den einzelnen Städten und Landschaften mußten freiwillig
oder gezwungen seine Oberhoheit anerkennen. Der Kalif von Bagdad gab ihm den
Ehrentitel „König der Könige, Freund des Fürsten der Gläubigen"; und als noch
einige Zeit nachher die Provinz Jemen in seine Gewalt geriet, wurde der Name Melik
Adils von den Grenzen Georgiens bis zum Meerbusen von Aden auf allen Kanzeln
genannt.

Klug wußte der Bruder Saladins, während er mit seinen Neffen im Das Heil. Land und
Kampfe lag, die Kreuzritter durch Waffenstillstände zu einem friedlichen Verhal- Papst Innocenz III.
ten zu bringen; daher sowohl unter König Amalrich II. als nach dessen Tod im
Jahre 1205 unter seinem Nachfolger Johann von Brienne (S. 103) nur
geringfügige Waffengänge die Ruhe unterbrachen, zum großen Schaden der
Pullanen, die in dem fremden Klima immer mehr entarteten. Mit Kummer
und Betrübnis gewahrte Papst Innocenz den kläglichen Zustand des Heiligen
Landes, das noch überdies von Dürre, Seuche und Erdbeben schwer heimgesucht
war; aber wie sehr er und seine Kreuzprediger bestrebt waren, die fast schon ver-
siegende Quelle der Begeisterung wieder zu öffnen, es kam kein gemeinsamer Zug
der abendländischen Christenheit mehr zu stande. Wohl fühlten sich fortwährend
einzelne fromme Gemüter angeregt, zur Wiedererwerbung des verlorenen Kleinods
ihre Kräfte anzustrengen, wie der erwähnte Gottesstreiter Simon von Mont-
fort und die edle Maria von Flandern, die, wie erzählt, in dem Augenblicke,
da sie ihres Gatten kurze Herrlichkeit in Konstantinopel teilen wollte, in Ptole-
mais von einer Krankheit hingerafft wurde; aber die vereinzelten Scharen, die
ohne Plan und Führung aus allen Ländern Europas über die Seestädte des
Mittelmeeres zu der gefahrvollen Unternehmung auszogen, vermochten ebenso-
wenig das verlorne Jerusalem wieder zu gewinnen, als die krankhaft gesteigerte

Religionsschwärmerei, welche auf Anregung eines französischen Hirtenknaben, der himmlische Erscheinungen zu haben vorgab, zu dem phantastischen **Kinderkreuzzug** führte. Geleitet von dem mißverstandenen Ausspruche Jesu, daß man den Kindlein nicht wehren solle zu ihm zu kommen, da solcher das Himmelreich sei, verließen, wie die glaubwürdigsten Schriftsteller melden, in Frankreich und Deutschland Tausende von Kindern, Knaben und Mädchen, oder auch solche, die bereits zu Jünglingen und Jungfrauen herangereift waren, das elterliche Haus und die Heimat, um das heil. Kreuz zu gewinnen. In Pilgertracht, von einigen Priestern und Mönchen geleitet, begaben sie sich auf verschiedenen Wegen nach Südfrankreich oder Italien, um sich in Marseille und andern Seestädten einzuschiffen, fanden aber größtenteils ihren Untergang. Die einen erlagen den Anstrengungen des Weges, dem Hunger, der Ermattung; die andern fielen habsüchtigen Kaufleuten oder Seeräubern in die Hände, welche sie als Sklaven verkauften. Nur wenige der jugendlichen Pilger kehrten geheilt von dem schwärmerischen Taumel zu den Ihrigen zurück. — Aber kein Mißgeschick vermochte den Papst Innocenz III. von seinem Eifer für das Heil. Grab abzubringen. Es wurde erwähnt, wie er durch Ermahnungen und Hirtenbriefe, durch Kreuzprediger und Almosensammler aller Orten und Enden bei Fürsten und Völkern das Interesse zu wecken, das Feuer der Begeisterung anzufachen bemüht war. Er klagte mit den Worten des Propheten Jeremia, daß die heil. Stadt traure wie eine verlassene Witwe; er machte es allen Ständen zur religiösen Pflicht, daß jeder nach seinen Kräften und Gaben mitwirke zur Erlösung des Heil. Grabes aus Schmach und Schande. Wie in den ruhmreichen Tagen des ersten Kreuzzugs sollte die Führerschaft wieder der Kirche zufallen. Seine unermüdliche Thätigkeit war nicht erfolglos. Eine frische Begeisterung durchdrang die ganze Christenheit, selbst die slawisch-magyarischen Völker, die bisher teilnahmlos geblieben, wurden in die religiöse Strömung hineingerissen. Die angesehensten Fürsten des Abendlandes, der jugendliche Kaiser Friedrich II. (S. 50), die Könige von Ungarn, Norwegen und England nahmen das Kreuz. In Deutschland folgte eine beträchtliche Zahl geistlicher und weltlicher Großen ihrem Beispiel; am Niederrhein leuchtete Köln, die Stadt der Heiligen, an regem Eifer hervor. Auf jenem glänzenden Reichstag der Christenheit im Lateran verpflichtete Innocenz die Geistlichkeit, wie einst die Makkabäer die Stadt Gottes vor dem Hohn der Heiden zu erretten. Aber der Papst starb und in raschem Sturz fiel das stolze Gebäude seiner Hoffnungen und Entwürfe hinter ihm zusammen. Die ganze Bewegung war sein persönliches Werk gewesen; mit ihm war ihre Seele entwichen. Friedrich verschob die Ausführung des gelobten Kreuzzuges von Jahr zu Jahr; die übrigen Fürsten und Großen ahmten sein Beispiel nach oder zogen sich ganz zurück; der Eifer der Völker erkaltete. Statt der beabsichtigten allgemeinen Heerfahrt gingen aus der gewaltigen Bewegung des Abend-

Kinderkreuzzug. c. 1212.

landes nur einzelne kleinere Unternehmungen hervor, deren Verlauf und Ausgang die Lage der Dinge im Morgenlande wenig änderte.

Wohl gelang es dem Eifer des Papstes Honorius III., der auf der Bahn Der Kreuzzug des Königs seines Vorgängers fortschritt, König Andreas II. von Ungarn, die Herzöge Andreas von Ungarn u. a. von Österreich und Bayern, den Grafen Wilhelm von Holland und viele Bischöfe 1217. und Edle zur Annahme des Kreuzes und zur Abfahrt nach Palästina zu bewegen, aber ihre Unternehmungen hatten trotz der Tapferkeit der Kreuzritter keinen sonderlichen Fortgang. Unter der Ägide des heil. Kreuzes, dem ein Bruchstück des echten, in der Schlacht bei Tiberias verlorenen eingefügt war, drangen die ersten mit dem Ungarnkönig angekommenen Pilgerscharen, begleitet von Johann von Brienne, nach dem Jordan vor. Aber ihre Waffenthaten beschränkten sich auf einige verheerende Streifzüge. Als die Angriffe auf die von Aladil auf dem steilen Gipfel des Berges Tabor erbaute Burg abgeschlagen wurden, kehrten sie entmutigt und uneinig nach Akkon zurück, ohne nur den Versuch zu wagen, in die Nähe von Damaskus oder Jerusalem vorzudringen. Doch ließ nach ihrem Abzug der Sultan die drohende Felsenburg schleifen und die Templer fanden Gelegenheit, sich in der „Pilgrimsburg" zwischen Cäsarea und Haifa ein festes Bollwerk zu schaffen. Bei Eintritt des Winters verließ Andreas mit seinen Bewaffneten das Land und trat über Antiochia, Kleinasien und Konstantinopel die Rückfahrt nach Ungarn an, wo die Großen des Landes seine Abwesenheit zur Mehrung ihrer Privilegien und zur Errichtung einer Adelsherrschaft benutzt hatten. Walter von Avesnes und mehrere andere Pilgerfürsten folgten seinem Beispiel. Der junge König von Cypern, der sich dem Zug angeschlossen hatte, starb in Tripoli. Nur Leopold von Österreich und einige deutsche Bischöfe harrten noch aus. Der Papst, welcher die Ankunft des ungarischen „Jerusalemfahrers" mit einem Dankfest gefeiert hatte, wurde bei der Kunde von der Rückkehr mit Schmerz und Verdruß erfüllt. Seine Hoffnungen belebten sich jedoch Die Kreuzfahrer vom wieder, als im nächsten Frühjahr die niederländischen, friesischen und Kölnischen Niederland. 1218. Pilger anlangten, welche längs der Westküste der pyrenäischen Halbinsel hinsegelnd nach vielen erfolgreichen Kämpfen wider die Sarazenen in Spanien und Portugal und nach manchen Abenteuern auf ihrer weitern Fahrt an Italien und Sizilien vorüber, endlich im Hafen von Akkon einliefen. Sie standen unter der 1218. Führung der Grafen von Holland und von Wied, und in ihren Reihen befand sich der Meister Oliverius von Köln, der Geschichtschreiber dieser Heerfahrt, dessen Beredsamkeit die Gemüter anfeuerte und aufrecht hielt. Ihre Zahl war so beträchtlich, daß man in Akkon den Plan faßte, nach Ägypten zu segeln, um den Feind der Christenheit in seinem eigenen Lande anzugreifen.

Schon öfters war der Gedanke aufgetaucht, daß Palästina nur behauptet Die Belagerung von werden könne, wenn man im Besitze von Ägypten sei, und es hat nicht an Damiette. 1218. Versuchen und Vorschlägen gefehlt, den Gedanken zu verwirklichen. Selbst auf der römischen Kirchenversammlung war diese Ansicht ausgesprochen worden und

die Venetianer, die schon im Jahre 1201 mit den französischen Kreuzfahrern eine Landung in Ägypten verabredet hatten, und andere italienische Seestädte mochten jetzt aus Handelsinteresse und um des lockenden Gewinnes willen das Unternehmen angeraten und begünstigt haben. So fuhren denn die Kreuzfahrer auf zahlreichen Schiffen im Mai von Akkon ab und landeten um Pfingsten bei Damiette, der wichtigsten Handelsstadt an dem östlichen Nilarme, aus deren Hafen die Produkte Indiens nach Syrien, Armenien, Griechenland geführt wurden. Der Belagerungskrieg vor dieser mit hohen Mauern und Türmen befestigten Stadt läßt sich an Mut und Ausdauer, an Anstrengung und Gefahren, an Mühsal und Tapferkeit mit den Kämpfen vergleichen, welche in den Tagen Saladins vor Akkon geliefert wurden. Durch einen nicht weit vom westlichen Ufer im Strome erbauten Turm, an welchem starke, bis zur Stadt reichende Ketten befestigt waren, wurde den Schiffen die Durchfahrt gesperrt und jeder Zugang abgeschnitten. Diesen Turm mußten daher die Kreuzfahrer vor allem in ihre Gewalt bringen, um ihrer Flotte die Annäherung möglich zu machen. Aber wie sehr die abendländischen Pilger in Verbindung mit den drei Ritterorden ihre Kräfte anstrengten, wie geschickt die Friesen, Holländer, Norweger die Feinde durch Kraft und Kühnheit in Erstaunen setzten, die Sarazenen leisteten einen nicht minder tapfern Widerstand, und Natur, Lage und Schutzwehr waren ihnen günstig. Auf die Nachricht von der Landung des Christenheeres war Aladils Sohn, al Kamil (Kamel), Statthalter von Ägypten, aus Kairo herbeigeeilt, um den Schlüssel des Nillandes zu verteidigen. Der feste Turm im Strom war der Gegenstand ihrer gegenseitigen Anstrengungen. Da derselbe vermittelst einer Schiffbrücke mit der Stadt und dem Türkenlager in Verbindung stand, so konnte die Besatzung stets verstärkt und erneuert werden. Umsonst boten die Christen drei Monate lang alles auf, um in den Besitz
24. Aug. des Turmes zu kommen. Erst im August gelang es ihnen, mittels einiger zusammengefügten Schiffe mit zwei Fallbrücken und einem Turme, die nach der Angabe des Oliverius und eines Baumeisters konstruirt waren, bei hoher Wasserflut die Schiffbrücke zu zerstören, den Turm im Nil zu erstürmen und durch Beseitigung der Ketten ihrer Flotte den Zugang zu öffnen. Die Nachricht von diesem Siege der Christen, wobei die Friesen und Kölner das Meiste gethan hatten, machte auf den greisen Sultan Aladil einen so erschütternden Eindruck, daß er sieben Tage nachher in seinem syrischen Lager starb. Nun wurde der tapfere al Kamil Sultan von Ägypten, indes sein älterer Bruder Melik Muazzam, ein erbitterter Christenfeind, in Damaskus zur Herrschaft gelangte.

Fortgang des Belagerungskrieges gegen Sultan al Kamil. 1218. 1219.

Aber trotz der Eroberung des Kettenturmes waren die Kreuzfahrer noch weit vom Ziel. Die Zahl der Streiter war durch Krieg, Pest und Anstrengung so geschwächt, daß sie neue Zuzüge abwarten mußten. Dadurch fand al Kamil Zeit, die Verteidigungsanstalten zu mehren, die Besatzungstruppen zu verstärken und das Christenlager auf dem westlichen Stromufer durch Beduinen-

horden und durch direkte Angriffe zu beunruhigen. So verging der Winter unter fortwährenden Kämpfen, die jedoch nur das Maß der Leiden und Notstände mehrten, ohne die Lage wesentlich zu ändern. Da trat eine unerwartete Wendung ein. Die unter den Moslems herrschende Erbitterung gegen al Kamil erfüllte einen kurdischen Emir, Imadeddin Ahmed, den Sohn des tapfern Verteidigers von Akkon, Ali Ibn Meschtub (VI, 788), mit der Hoffnung, den Sultan zu stürzen, dessen jüngeren Bruder Melik Faïz an die Stelle zu setzen und dann an der Seite des neuen Herrschers selbst die höchste Macht zu gewinnen. Das Komplott war schon der Ausführung nahe, als al Kamil, von allem unterrichtet, plötzlich unter die Verschworenen trat und sie durch seine Erscheinung in solche Bestürzung setzte, daß sie alsbald die Flucht ergriffen. Aber bei der großen Zahl der Mitschuldigen hielt sich der Sultan im Lager nicht mehr sicher; er entfloh in der Richtung nach Kairo. Dies hatte eine Auflösung der gesamten Kriegsmacht zur Folge, in dem sich die Getreuen al Kamils um ihren Gebieter scharten, die Verschworenen dagegen aus Furcht vor Bestrafung ihren Häuptern auf der Flucht folgten. Auf die Kunde von diesen Vorgängen setzten die Christen Febr. 1219.
über den Nil, bemächtigten sich des verlassenen Türkenlagers und schlossen die Stadt von allen Seiten ein. Doch wagten sie keinen Angriff, weil sie eine starke Besatzung darin vermuteten. Diese Verzögerung gab dem flüchtigen Sultan Zeit, sein Heer wieder zu sammeln und zu verstärken und zugleich seinen älteren Bruder Melik Muazzam aus Damaskus herbeizurufen. Faïz und sein Verführer Imadeddin Ahmed wurden gefangen und nach Syrien in Haft geschickt, wo der erstere, wahrscheinlich durch Vergiftung, bald seinen Tod fand. Darauf rückten die Brüder mit dem vereinigten syrisch-ägyptischen Heer gegen Damiette und suchten die Franken aus ihren festen Stellungen zu drängen. Aber sie waren ebensowenig im stande, die Kreuzfahrer, die nunmehr beide Ufer nebst den Schiffbrücken beherrschten, zurückzuschlagen, als diese die Stadt zu erobern. Die Tapferkeit der Besatzung, das griechische Feuer und die gleichzeitigen Angriffe der Sultane vereitelten alle ihre Anstrengungen. So wogte der Kampf den ganzen Sommer hindurch mit schwankendem Erfolg hin und her und kaum verging ein Tag, ohne daß Christen und Mohammedaner ihre Waffen widereinander gekehrt hätten.

Aber während die Kreuzfahrer durch neue Pilger unter der Führung des Des Sultans Friedensanträge verworfen. 1219
päpstlichen Legaten Pelagius Galvani, eines Spaniers, sich verstärkten, wurden die in Damiette eingeschlossenen Besatzungstruppen durch Hunger, Seuchen und fortwährende Kämpfe so sehr geschwächt, daß der Fall der Stadt unvermeidlich schien, zumal da die Befestigungswerke an mehreren Orten Schaden genommen. Daher benutzte al Kamil den Augenblick, als er in einem Gefechte 29. Aug.
Sieger geblieben und eine Anzahl angesehener Kreuzfahrer in seine Gewalt gebracht hatte, durch die Gefangenen Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Er erbot sich, das Königreich Jerusalem in seinem ehemaligen Umfang mit

Ausnahme der Burgen Schaubak und Kerak abzutreten, die Mauern und Festungswerke der heiligen Stadt (welche al Muazzam hatte zerstören lassen, damit die Kreuzfahrer sich nicht darin festsetzen könnten) auf eigene Kosten herzustellen, die gefangenen Christen in Freiheit zu setzen und das heil. Kreuz zurückzugeben. Ein Teil der Kreuzfahrer, an ihrer Spitze der König Johann von Brienne mit den französischen Pilgern und den deutschen Hauptleuten, stimmte für Annahme der Bedingungen, zumal durch den Abzug des kühnen, unternehmenden Leopold von Österreich und anderer Pilger die christlichen Streiter gemindert worden waren; allein der Starrsinn des herrschsüchtigen Kardinallegaten Pelagius, der sich die oberste Kriegsleitung angemaßt und auf dessen Seite die Ritterorden standen, und die Habsucht und Beutegier der Italiener setzten die Verwerfung durch. „Sie sind einfältige Thoren," sagte der König von Frankreich bei der Nachricht, „daß sie nicht auf die Vorschläge eingingen."

Die eifrigen Rüstungen, die al Kamil während der Waffenruhe betrieb, die Boten, die er zu den mesopotamischen Fürsten um Hilfsmannschaft schickte, die Bemühungen, die bedrängte Stadt mit Lebensmitteln und neuen Streitkräften zu versehen, gaben freilich Grund zu dem Verdachte, es sei ihm mit den Verhandlungen nicht ernst; er wolle die Christen nur täuschen und hinhalten, bis sich die Sachlage günstiger für ihn und die Belagerten gestaltet haben würde.

Eroberung von Damiette. 5. Nov. 1219. Einige Wochen nach dem Abbruch der Verhandlungen wurde auf Betreiben des Legaten ein nächtlicher Sturm gegen Damiette angeordnet. Die Besatzung war so sehr geschwächt und der Angriff so unerwartet, daß er gelang. Mit Bestürzung sahen die Moslems am andern Morgen die christlichen Paniere auf den Türmen wehen. Es war ein Sieg, wie die Kreuzfahrer seit der Eroberung von Akkon keinen errungen hatten. Der Legat wurde als zweiter Josua gefeiert und Oliverius preist Köln glücklich, daß seine Söhne bei dem frommen Werke so Großes geleistet. Eine unermeßliche Beute an Gold und Silber, an Kostbarkeiten aller Art, an Waffen und edlen Stoffen fiel in ihre Hände.

Aber auch das Elend, das sich ihren Augen darbot, überstieg alles Maß. Nicht nur die Häuser, so schildert Wilken nach Oliverius und andern Quellenschriftstellern den Zustand der Stadt, sondern auch selbst die Straßen waren mit unbegrabenen Leichnamen angefüllt, welche meistens ohne Kleidung und Bedeckung den Hunden zur Nahrung dienten; in den Betten lagen Tote neben hilflosen Kranken und Sterbenden, und die Verpestung der Luft war unerträglich. Von achtzigtausend Einwohnern, welche die Stadt im Anfange der Belagerung gezählt hatte, waren nur noch dreitausend übrig, und unter diesen nur noch hundert Gesunde. Trostlos war besonders der Zustand der Kinder, welche, beraubt ihrer Eltern und Pfleger, um Speise und Trank flehten. Gleichwohl erwürgten manche gefühllose Pilger an dem Tage der Eroberung eine nicht geringe Zahl der unglücklichen Bewohner, welche Hunger und Krankheit unfähig zum Widerstande machte. — Die Gefangenen wurden mit Ausnahme von vierhundert reichen und wohlhabenden Moslems, welche zum Behuf der Auswechselung gefangener Christen zurückbehalten wurden, als Sklaven verkauft, weil die Ernährung aller dem Schatze des Heeres lästig wurde; und der Bischof von Ptolemais, Jakob von Vitry,

nahm eine große Zahl von sarazenischen Kindern an sich, welche er taufte und entweder bei sich selbst behielt und im Christentum unterwies, oder seinen Freunden zur Erziehung und zum Unterricht übergab. Fünfhundert dieser unglücklichen Kinder aber, deren Lebenskraft durch Hunger und Elend war zerstört worden, starben sehr bald nach der Taufe; und auch von den erwachsenen Gefangenen überlebten sehr viele nicht lange den Verlust ihrer Freiheit, die übrigen wurden von ihren Herren nach Ptolemais geschickt. — Der Kardinal Pelagius hielt erst am Tage Mariä Lichtmeß, nachdem die Stadt 1220.
vollkommen gesäubert worden war, seinen feierlichen Einzug, begleitet von dem Patriarchen von Jerusalem, der übrigen Geistlichkeit und dem Volke, mit brennenden Kerzen und der Absingung von Hymnen und Lobgesängen zu Ehren Gottes.

Die Moslems in Mansurah und die Christen in Damiette. 1220.

Hätten die Kreuzfahrer die Entmutigung der Türken infolge der Einnahme von Damiette sich zu nutze gemacht, so hätten sie leicht bis nach Kairo vordringen können. Denn al Muazzam kehrte sofort nach Syrien zurück, aus Furcht, die dortigen Christen möchten sich durch den Sieg ihrer Brüder zu einem Angriff auf Jerusalem oder andere wichtige Orte ermutigt fühlen, und al Kamil suchte sich im Süden der Stadt eine feste Stellung zu schaffen, wo er neue Truppen um sich sammeln konnte. Dies gelang ihm auch, da die Kreuzfahrer, durch inneren Zwiespalt und durch den Abzug vieler mißvergnügten Pilger geschwächt, zu keiner entscheidenden Unternehmung schritten. Aus seinem Lager, am Kanal von Aschmun, durch welchen der Nilarm von Damiette mit dem See Menzaleh in Verbindung steht, erhob sich bald die Stadt **Mansurah**, „die Siegreiche". Ein allgemeines Aufgebot rief die kriegsfähige Mannschaft bis an die Grenze von Nubien unter die Waffen; was nicht ins Feld ziehen konnte, wurde zur Zahlung von Geld angehalten; Juden und Christen mußten hohe Kriegssteuern entrichten. Zugleich ließ der Sultan dringende Schreiben an seine Brüder al Muazzam und al Aschraf und an die Emire von Hamah, Hömß und Baalbek ergehen, daß sie ihre Streitkräfte mit den seinigen vereinigten zur Rettung des Vaterlandes und des Glaubens. Durch solche energische Maßregeln brachte al Kamil seine Kriegsmacht bald zu einer furchtbaren Höhe. Als die Hilfstruppen aus Syrien zu ihm stießen, konnte er ein Heer von 40,000 Reitern und unzähligem Fußvolk ins Feld führen. Dieser Übermacht waren die Christen nicht gewachsen. Denn wenn auch der Abgang einzelner Pilgerscharen durch neue Ankömmlinge aus Europa reichlich ersetzt wurde, so lähmten Zwietracht, Planlosigkeit und unfähige Führung jedes kräftige Auftreten.

Johann von Brienne verließ Ägypten, angeblich um bei dem Tode seines Schwiegervaters Leo das Königreich Armenien als Erbteil seiner Gemahlin in Besitz zu nehmen, mehr aber noch aus Verdruß über den Legaten, der ihm den Oberbefehl streitig machte, und kam erst wieder, als seine Aussichten auf Armenien zerronnen waren und das Kreuzheer, verstimmt über die verkehrte geistliche Leitung, auf seine Rückkehr drang. So verging ein ganzes Jahr mit nutzlosen Verhandlungen; das müßige Leben aber stürzte die zuchtlose Menge in Sittenlosigkeit und Entartung. Als der heilige Franz von Assisi auf seiner Missionsreise sich in das sarazenische Lager wagte, um dem Sultan die Worte des ewigen Lebens zu verkünden (S. 81), mochte er bei den Un-

gläubigen mehr menschliche Tugend und Sittlichkeit erblicken als unter den eigenen Glaubensgenossen. Voll Schmerz und Zorn über das lasterhafte, unchristliche Leben der Pilger, kehrte der Heilige zu seinen Bettelbrüdern zurück. Auch ohne gotterleuchteten Seherblick konnte man den unglücklichen Ausgang des Unternehmens vorhersagen und das Scheitern der stolzen Hoffnungen, die man im Abendland auf die Einnahme von Damiette gesetzt hatte.

Ausgang des ägypt. Kreuzzugs. Um diese Zeit fand die Kaiserkrönung Friedrichs II. in Gegenwart vieler geistlichen und weltlichen Fürsten und Würdenträger aus Deutschland und
22. Nov. 1220. Italien in St. Peter statt „unter unbeschreiblichem Jubel des Volkes". Bei dieser Feierlichkeit nahm der Hohenstaufe aus den Händen des Kardinalbischofs Ugolino von Ostia das Kreuz, zum Zeichen, daß er das Gelübde, das er einst in Aachen freiwillig abgelegt, um dem Herrn seinen Dank für die empfangenen Wohltaten zu beweisen, nunmehr zu erfüllen gedächte, und schickte einen Siegelbrief mit der Ankündigung seines baldigen Erscheinens nach dem Orient. Aber zum großen Verdruß des Papstes zögerte er abermals mit der Abfahrt, obwohl einige ihm nahestehende Männer, wie der Deutschmeister Hermann von Salza, Herzog Ludwig von Bayern, Markgraf Hermann von Baden u. a. be-
1221. reits nach dem Nillande gesegelt waren. Bis zum Juli des folgenden Jahres erwartete man umsonst in Damiette seine Ankunft. Da beschloß das Christenheer, das mittlerweile durch neue Zuzüge vermehrt worden war, so daß das Gerücht die Stärke auf 200,000 Mann zu Fuß und 10,000 Reiter angab, dem Drängen des Legaten nachzugeben und gegen das feindliche Lager vorzurücken. Doch wurde zum großen Ärger des herrschsüchtigen Priesters der Oberbefehl dem aus Syrien zurückgerufenen Johann von Brienne übertragen. Wie Damiette, so hofften die Kreuzfahrer auch Kairo in ihre Gewalt zu bringen. Aber die Beschaffenheit des Landes und die trefflichen Verteidigungsanstalten des wohlgerüsteten Sultans bereiteten ihnen bald Not und Verderben. Nicht genug, daß al Kamil durch gewandte Bogenschützen und Reiter, welche die schwer bepanzerten Reisigen und das unbehilfliche Fußvolk fortwährend umschwärmten, den Zug aufhielt, durch Öffnung der Schleusen und Durchstechung der Dämme das Wasser über die Felder leitete und durch Überschwemmung und künstliche Moräste das Land unwegsam machte, es gelang ihm auch bei hohem Wasserstand einen Teil seiner Flotte durch den sonst für größere Schiffe unfahrbaren Kanal von Mehalleh in den Damietteschen Nilarm einlaufen zu lassen, die Fahrzeuge der Christen von der Stadt abzuschneiden und alle Verbindung mit derselben zu verhindern. Bei
18. Aug. einem Seetreffen wurde ein großer Teil der Flotte weggeführt oder versenkt. Nun gerieten die Kreuzfahrer in eine verzweifelte Lage. Vergebens suchten sie nach Damiette zurückzukehren; die überschwemmten Wege und die Pfeile der Feinde machten das Vorhaben unausführbar. In ihrer Not wendeten sie sich an die Milde und Menschlichkeit des Sultans. Sie erboten sich gegen freien Abzug Damiette zu räumen; und al Kamil, der sie nicht zu einem Kampf der

Verzweiflung treiben wollte und die Ankunft neuer Pilgerscharen fürchtete, ging auf ihre Vorschläge ein.

Er schloß mit ihnen einen Vertrag unter folgenden Bedingungen: „Es soll zwischen den Christen und Mohammedanern auf acht Jahre Friede und Waffenstillstand sein. Von den Kreuzfahrern soll Damiette nebst allen andern eroberten Ortschaften in Ägypten geräumt und ihnen dagegen von den Moslems das bei Tiberias erbeutete heilige Kreuz zurückgegeben, auch der ungehinderte Rückzug gewährt werden; beide Teile geben die Gefangenen ohne Lösegeld heraus und stellen Geiseln, die nach der Räumung der Stadt wieder ihre Freiheit erhalten." 30. Aug. 1221.

Nachdem der Vertrag beschworen, schickte der Sultan Lebensmittel in das christliche Lager zur Erquickung der Hungernden und öffnete ihnen einen reichlichen Markt. Aus der Milde und Toleranz, welche die Moslems bei verschiedenen Gelegenheiten gegen die Christen kundgaben, schloß Oliver von Köln auf eine vorherrschende Neigung für das Christentum und richtete Bekehrungsschreiben an den Sultan und die ägyptische Geistlichkeit. Nach einem freundlichen Besuch der Oberhäupter im Türkenlager von Mansurah, trat das Kreuzheer den Rückzug an. Sie trafen bei ihrer Ankunft 40 wohlausgerüstete Schiffe, welche in des Kaisers Namen Graf Heinrich von Malta, der sizilianische Kanzler Walter von Palearia und Anselm Marschall von Justingen nach Damiette geführt hatten — um Zeugen des gänzlichen Fehlschlagens der Unternehmung zu sein. Wohl zürnten die Zurückgebliebenen und die neuangekommenen Pilger, insbesondere die Venetianer, daß die schwer errungene Besitzung wieder abgetreten werden sollte; aber zu schwach, die Stadt mit Gewalt gegen die türkische Übermacht zu behaupten, mußten sie endlich in die Ausführung des Vertrags willigen. Am 8. September räumten die Christen Damiette und kehrten in den nächsten Tagen nach Ptolemais zurück. Die Sarazenen aber feierten den Sieg über das Kreuz mit Festlichkeiten und Lobgesängen.

C. Kaiser Friedrich II. und seine Zeit.

1. Die Vorgänge in Italien und Friedrichs Stellung zu Papst Honorius III.

Die Kunde von dem unglücklichen Ausgange des ägyptischen Feldzuges, der so schwere Opfer an Geld und Menschenleben gefordert hatte, brachte im ganzen Abendlande den schmerzlichsten Eindruck hervor. Seit dem ersten Kreuzzug war man keiner Expedition mit so großen Hoffnungen und so allgemeiner Spannung gefolgt. Das Abenteuerliche und Neue der Unternehmung, die Aussicht auf reichen Erwerb, auf den Besitz eines bedeutenden Emporiums, der lange wechselvolle Krieg, die Erzählungen der Heimgekehrten, das alles beschäf- Mißtrauen des Papstes über den verschobenen Kreuzzug.

tigte die Phantasie, hielt die Blicke auf den Ausgang gefesselt. Besonders wurde Honorius durch die Katastrophe tief erschüttert. Er schrieb die Hauptschuld des Mißlingens nicht der Unbesonnenheit und dem vorschnellen Handeln des Legaten zu, sondern der Saumseligkeit des Kaisers. Konnte die verspätete Ankunft der Flotte diesem auch nicht direkt zum Vorwurf gemacht werden, so faßte doch in des Papstes Seele der Argwohn Wurzel, Friedrich suche sich der übernommenen Verpflichtung zu entziehen, ein Argwohn, der ihn um so mehr mit bitteren Gefühlen erfüllen mußte, als er aus Rücksicht für die Kreuzfahrt auf alle Wünsche des Kaisers eingegangen war. Nur deshalb hatte er zugegeben, daß Friedrich mit der Reichsregierung zugleich die unmittelbare Verwaltung Siziliens behielt (die Personal-Union); nur deshalb hatte er so rasch und willig die Kaiserkrönung vollzogen. Schon mehrere Fristen waren verstrichen, und immer hatte sich der Papst wieder zur Verlängerung bewegen lassen und von der angedrohten Exkommunikation keinen Gebrauch gemacht. Auch diesmal unterdrückte er seinen Groll; aber der Keim zu schweren Zerwürfnissen war gelegt; der Papst erkannte, daß der Herrscher, den einst das kirchliche Oberhaupt zu seinem Vorfechter und Werkzeug erkoren, unabhängig und selbständig zu regieren gedenke. Doch gab sich der milde Honorius zufrieden, als der Hohenstaufe ihm neue Versprechungen machte und die Kaiserkrönung mit einer Reihe von Gesetzen vergalt, welche die Macht und das Ansehen des Klerus hoben, das Kirchenvermögen unter den Schutz des Staates stellten, der Geistlichkeit Steuerfreiheit gewährten, die Exkommunikation durch die kaiserliche Achtserklärung schärften und alle Ketzerei mit den schwersten Strafen durch die weltliche Obrigkeit bedrohten. Und einem Herrscher, der dem römischen Stuhl den Besitz des Kirchenstaats und der Mathildischen Güter bestätigte und sich mit dem Fodrum, dem armseligen Überrest der alten Kaiserrechte, begnügte, konnte die Kurie keine schlimmen Absichten zutrauen.

Es ist nicht anzunehmen, daß Friedrich in Beziehung auf den Kreuzzug ein trügerisches Spiel gespielt, daß die Erneuerungen des Gelübdes und die Fristgesuche nur auf Täuschung berechnet, daß er gar nicht die Absicht gehabt, nach dem Heiligen Lande zu ziehen. Die Kreuzfahrten waren ein Erbteil des hohenstaufischen Hauses, das er mit den übrigen Pflichten und Ehren anzutreten hatte. Aber er wollte als selbständiger Gebieter, nicht als Diener und Werkzeug der Hierarchie im Morgenlande erscheinen. Das anmaßende Auftreten des Legaten und der mit ihm verbundenen Johanniter und Templer, welche den heiligen Krieg als ihre Sache betrachteten, worin sie die entscheidende Stimme zu führen hätten, konnte ihm nicht zusagen. Er mußte zuerst in seinen eigenen Staaten seine Macht befestigt, der Kurie gegenüber eine freie Stellung sich erworben, in den Territorien Mittelitaliens die Reichsrechte neben den päpstlichen festgestellt haben, ehe er hoffen durfte, in die zerfahrenen und verwirrten Zustände der morgenländischen Christen mit Erfolg eingreifen zu können. Zudem war die Lage der Dinge in seinen Reichen noch so wenig gesichert, daß durch eine weite Entfernung die alte Anarchie wieder zurückgekehrt wäre.

Das Unglück von Damiette war nicht mehr gut zu machen. Aber der

Kaiser mußte den heil. Vater mit neuen Hoffnungen zu trösten und zu versöhnen. Als Honorius in einem ernsten Schreiben rügte, daß der Kummer über Friedrichs Säumen wie ein Schwert sein Herz durchbohrt hätte, bezeigte er ihm die größte Teilnahme und suchte ihn zu überzeugen, daß er an den Unfällen in Ägypten durchaus ohne Schuld sei und daß er durch einen neuen Kreuzzug seinen Eifer für die Sache Gottes beweisen werde. Zugleich sicherte er die päpstlichen Rechte in Spoleto, indem er dem widerrechtlichen Gebahren des Grafen Berthold Einhalt that, als dieser in Verbindung mit dem Seneschall Gunzelin das Herzogtum, welches einst sein Vater Konrad von Urslingen besessen, sich als Reichslehen aneignen wollte. Auf einer Zusammenkunft zu Veroli im Kirchenstaat kamen dann Kaiser und Papst überein, auf einem Kongreß in Verona, wozu der König und der Patriarch von Jerusalem eingeladen werden sollten, die Angelegenheiten des Heil. Landes in reifliche Beratung zu nehmen und einen endgültigen Beschluß zu fassen. Auf Martini sollte derselbe stattfinden; er mußte jedoch unterbleiben, weil der Papst krank ward. Erst im nächsten Frühjahr konnte die Versammlung in Ferentino, einem kleinen Orte der römischen Campagna, abgehalten werden. Hier verpflichtete sich Friedrich in Gegenwart des Papstes, des Königs und des Patriarchen von Jerusalem, der drei Großmeister und vieler Herren des Abend- und Morgenlandes durch einen feierlichen Schwur, nach zwei Jahren, am Johannisfeste 1225, die Meerfahrt nach Syrien anzutreten. Man zweifelte um so weniger an seiner Aufrichtigkeit, als nun zu dem allgemeinen religiösen Interesse noch ein persönliches trat. In Ferentino wurde nämlich von dem Meister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, der Vorschlag gemacht, Friedrich, dessen aragonische Gemahlin im Juli des vorhergehenden Jahres gestorben war, sollte Isabella (Jolanthe), die älteste Tochter des Königs Johann von Brienne, welche durch ihre Mutter Maria Erbtochter des Königreichs Jerusalem war, in die Ehe nehmen, ein Vorschlag, der von dem Papst freudig gebilligt und unterstützt die Zustimmung des Kaisers erlangte. Die Aussicht auf das Königreich Jerusalem, dem nach einem Beschlusse der Versammlung alle künftigen Eroberungen der Kreuzfahrer im Morgenlande zufallen sollten; die Hoffnung, durch diesen Besitz den Welthandel, der damals in den Händen Genuas, Pisas und Venedigs war, diesen Republiken zu entwinden und sein sizilianisches Reich zum Mittelpunkt desselben zu machen; das Zureden des verständigen und tapfern Hochmeisters, der die Zustände des Morgenlandes aus Erfahrung genau kannte, machten tiefen Eindruck auf den für kühne Entwürfe so empfänglichen Kaiser. Dieser Ausgang befriedigte den Papst, der nunmehr seinen Eifer verdoppelte und überall wieder das Kreuz predigen ließ zum Auszug am bestimmten Tage, dieses Mal unter kaiserlicher Führung. Denn das war vielleicht der Haupterfolg des Kongresses, daß hier die Mängel der kirchlichen Leitung, wie sie sich vor Damiette gezeigt, besprochen und Anordnungen getroffen wurden, um künftig den Streit über Eroberungen zu vermeiden.

Friedrich verpflichtet sich in Ferentino zum Kreuzzug. 1223.

April 1222.

März 1223.

Bis dahin sicherten der vor Damiette geschlossene achtjährige Frieden, der nach dem Wortlaute nur von einem gekrönten Fürsten des Abendlandes, wenn er nach Syrien käme, gekündigt werden konnte, und mehr noch die Kriege und Familienfehden, in welche die Ejjubiden gleich nach dem Triumph über die Christen untereinander geraten waren, den morgenländischen Christen eine mehrjährige Ruhe und gewährten somit dem Abendlande die gehörige Zeit zu den Rüstungen. Friedrich aber benutzte die Jahre, um in Apulien und Sizilien gesetzliche Zustände zu schaffen, der Willkür der Feudalherren, wie dem demokratischen Geiste der Städte kräftig entgegenzutreten und ein streng monarchisches Regiment aufzurichten.

Friedrich stellt Ordnung und Gesetz im apulisch-sizilianischen Königreich her. 1223—1225.

Wir wissen, wie sehr Apulien und Sizilien unter den Bürgerkriegen und Parteikämpfen der Großen zu leiden gehabt, wir die Anwesenheit Ottos IV. die Flamme der Zwietracht in Unteritalien von neuem angefacht. Das königliche Ansehen wurde nur insoweit geachtet, als der Vorteil des Einzelnen damit übereinstimmte; Gesetz und Ordnung fanden wenig Geltung; Recht und Eigentum erlagen der Gewalt. Peter von Celano war im Jahr 1212 gestorben, aber sein Sohn Richard und sein Eidam Thomas waren die Erben seiner Güter und seines Trotzes. Die Grafschaften Celano und Molise am Fuciner See waren die gefürchteten Sitze verwegener Raubscharen und die beiden Grafen schalteten in voller Unabhängigkeit. Die königlichen Statthalter, die Friedrich zur Wahrung seiner Hoheitsrechte von Deutschland aus nach Unteritalien schickte, richteten nicht viel aus. Graf Aldobrandin von Este starb plötzlich, als er in die Grafschaften Celano und Molise eindringen wollte, wie man glaubte an Gift; und der kühne Kriegsmann im Priesterkleid, Bischof Luitpold von Worms, erlag im Jahr 1217 einer Krankheit. Auch auf Sizilien hatten unruhige Große, wie Graf Rainer von Manente, ein ehemaliger Genosse Markwards und Capperones, die Abwesenheit der königlichen Familie zu Raub und Gewaltthaten benutzt, und die Sarazenen in den Bergen setzten ihr Kriegs- und Söldnerwesen fort und waren stets zu Kämpfen und Überfällen bereit, bald auf eigene Hand, bald im Dienste ehrsüchtiger oder habgieriger Edelleute. Diese Zustände waren um so schwieriger zu beseitigen, als die Kurie, stets mißtrauisch und eifersüchtig auf das königliche Regiment, den Parteihäuptern bald Vorschub leistete, bald Vermittelung und Fürsprache gewährte.

Der herrschenden Gesetzlosigkeit zu steuern und einen geordneten Rechtszustand zu begründen, war daher Friedrichs ernstliches und erstes Anliegen. Hatte er schon bei der Kaiserkrönung in Rom neben den erwähnten Geboten zum Schutz des geistlichen Gutes, zur Stärkung der kirchlichen Autorität, zur Vertilgung der Ketzerei auch mehrere Gesetze erlassen, welche den Pilgern Sicherheit, dem Schiffbrüchigen seine Habe, dem Landmann die friedliche Arbeit sicherten, so begann er noch im Dezember auf dem ersten in Capua abgehaltenen Hoftage die Wiederherstellung eines gesetzlichen Zustandes in Unteritalien mit der strengen Revision aller während seiner Minderjährigkeit und Abwesenheit verliehenen Privilegien und Schenkungen, um viele der Kirche und der Krone entfremdeten Güter, über welche gefälschte Besitztitel vorhanden waren, zurückzufordern. „Wir wollen," verkündigte er dabei, „daß das Recht überallhin leuchte und unter unserer Herrschaft alles wieder in den Stand der Gerechtigkeit zurückkehre." Wer sich über die Rechtmäßigkeit seiner Lehen und Güter ausweisen konnte, wurde in seinem Besitz aufs neue bestätigt; widerrechtlich Angeeignetes wurde der Krone zurückerstattet. Die beiden Grafen von Segni, Richard und Stephan, die Brüder des Papstes Innocenz, verloren einen großen Teil ihrer Lehen und Privilegien, die sie sich während

Friedrichs Minderjährigkeit beigelegt. Bald darauf nötigte er den Grafen Thomas von Celano und Molise, das Haupt der Unzufriedenen, zur Unterwerfung, zerstörte Celano und einige Raubburgen und siedelte die Bewohner in dem neugegründeten Orte Cäsarea oder in Sizilien an. Der Graf sollte sich nach der Lombardei begeben, nahm aber lieber seinen Aufenthalt in Rom. Als er später in päpstlichen Diensten das Schwert wider den Kaiser führte, zog Friedrich die Grafschaft ein und belehnte damit Konrad von Hohenlohe. Königliche Burgen, an geeigneten Stellen errichtet und mit getreuen Mannschaften besetzt, dienten dazu, die unruhigen Barone im Zaum zu halten. Auch die Grafen von Aquila, Caserta, San Severino und der Sohn des Grafen Tricarico, die seinen Befehlen nicht Folge leisteten, wurden ihrer Güter verlustig erklärt und des Landes verwiesen. Den Genuesen entzog er die wichtigen Privilegien, welche sie zu Herren des sizilianischen Handels machten und traf Anstalten zur Beschaffung einer eigenen Seemacht und Handelsmarine. Mit derselben Energie und Klugheit brachte Friedrich auch das Inselland zur Unterwerfung. In einer Reihe polizeilicher Gesetze suchte er der grenzenlosen Sittenverderbnis zu steuern, wozu der Reichtum und die Üppigkeit des Lebens viele verleiteten. In mehreren Feldzügen bezwang er die Sarazenen, die freien und kühnen Söhne des Gebirges, die von ihren Bergfesten aus die wehrlosen Orte, besonders die Kirchen und Klöster und die Wohnungen der Geistlichen in der Umgebung von Girgenti überfielen und plünderten, ließ den Emir Ibn Abed (Mirabettus) von Gieto mit seinen beiden Söhnen und den verräterischen Flottenführer Wilhelm Poro, der mit ihnen im Bunde stand, am Galgen sterben und verpflanzte die Gefangenen und alle, die sich ihm freiwillig unterwarfen und Treue und Kriegsdienst versprachen, nach dem apulischen Luceria, wo sie eine Militärkolonie bildeten, die dem Kaiser stets kampfbereit zur Seite stand. Abgeschnitten von ihren afrikanischen Glaubensbrüdern und umgeben von feindlichen oder mißtrauischen Italienern, hatten sie keine andere Stütze als den hohenstaufischen Herrscher, dessen duldsamer Sinn sie gegen den Bekehrungseifer der Geistlichkeit und den Rassenhaß des apulischen Adels schützte, daher sie ihm auch, einen kurzen Aufstand (1226) abgerechnet, mit großer Ergebenheit zugethan waren. Sie stellten ihm 20,000 streitbare Männer zur Leibwache, und ihre Treue gegen den „großen Sultan der Christen" starb erst mit dem letzten Hohenstaufen. Der Allahruf von den Türmen in Luceria und die Erklärungen des Koran durch Schriftkundige in den Moscheen waren ein Stachel im Herzen der Päpste. In den späteren Kriegen der Hohenstaufen gegen die Kirche waren diese Sarazenen die eifrigsten Kämpfer und schonungslosesten Verderber. „Unverwundbar für Bannstrahlen, erwürgten sie Priester und Bettelmönche, verbrannten sie ohne Gewissensbisse Kirchen und Klöster, zerstörten sie eroberte Städte, wie Albano und Sora unter Friedrich II., wie Ariano unter Manfred." Erst nach dem Untergang der Hohenstaufen gelang es der Missionsthätigkeit der Dominikaner, sie allmählich zur Annahme des Christentums zu bewegen.

Während Friedrich in Unteritalien und Sizilien beschäftigt war, machte Honorius große Anstrengungen, die neue Heerfahrt ins Leben zu rufen. Was sein Vorgänger auf der Lateransynode vorbereitet, sollte nun mit allem Glanze zur Ausführung kommen. In seinem Auftrage reiste König Johann nach Frankreich und England. Aber in beiden Ländern war wenig Neigung zu einem überseeischen Waffenzug. Das päpstliche Mahnschreiben an die französische Nation, „gleich ihren Vorfahren sich dem beseligenden Dienste Christi zu weihen, den Gürtel der Ritterschaft für den Sohn Gottes nicht abzulegen, die Waffen

Anstrengungen für den Kreuzzug. 1223. 1224.

nicht rosten zu lassen", hatte nur die Wirkung, daß König Philipp bei seinem
14. Juli 1223. bald darauf erfolgten Tod durch letztwillige Verfügung eine namhafte Geldsumme für die Zwecke des heiligen Krieges und die Streiter Christi bestimmte. Zu einer Beteiligung mit den Waffen zeigten auch sein Nachfolger Ludwig VIII. und die französische Ritterschaft keine Neigung. Sie zogen den gefahrloseren Feldzug gegen die Albigenser vor. Nicht wirksamer waren Johanns Bemühungen am kastilischen Hofe von Burgos, wohin er sich von einer Wallfahrt nach Santiago di Compostella begab. Statt Geld und Kriegsmannen, die man im eigenen Lande brauchte, führte der bejahrte König eine dritte Gemahlin heim, Berengaria, die Tochter Alfonsos IX. Zu gleicher Zeit richtete Honorius dringende Sendschreiben an den Landgrafen Ludwig von Thüringen, an den Dogen und das Volk von Venedig, an den Herzog Leopold von Österreich und an viele Erzbischöfe und Bischöfe, um Eifer für die Sache des Kreuzes in ihnen zu erwecken; er ermahnte die Geistlichkeit, die Kreuzzugssteuer zu entrichten; er ließ aller Orten durch ausgesandte Prediger das Christenvolk zur Teilnahme an der heiligen Heerfahrt unter dem Panier des Kaisers auffordern; er verwendete sich energisch für die Freilassung Waldemars von Dänemark, den Graf Heinrich von Schwerin gefangen hielt, damit jener König das heimlich gegebene Versprechen eines Kreuzzugs ausführen könnte.

Auch Friedrich zeigte fortwährend den regsten Eifer. Den Reichsfürsten,
1224. die sein Sohn Heinrich im Mai in Frankfurt versammelte, ließ er durch Hermann von Salza, dem er fortwährend großes Vertrauen bewies und der ein eifriger Förderer des Kreuzzugs war, sein Bedauern ausdrücken, daß er durch die sizilianischen Angelegenheiten verhindert wäre, in Person unter ihnen zu erscheinen, wie er vorgehabt, und ihnen melden, daß fünfzig große, zweckmäßig eingerichtete und wohlausgerüstete Frachtschiffe zur Überfahrt für die Kreuzfahrer in seinen Häfen bereit lägen. Auch hatte Hermann den Auftrag, die Bemühungen des Papstes und des Reichsverwesers Engelbrecht von Köln um die Befreiung des Dänenkönigs zu unterstützen. Zugleich wurde Johann von Brienne veranlaßt, seine Tochter, die kaiserliche Braut, von Ptolemais abholen zu lassen, damit die Vermählung stattfinden könne. Erzbischof Jakob von Capua, ein dem Kaiser treu ergebener Prälat, wurde mit der ehrenvollen Mission betraut.

Neuer Aufschub u. neue Verpflichtung. 1225. Mittlerweile war der Zeitpunkt herbeigekommen, wo der Verabredung gemäß die Kreuzfahrt angetreten werden sollte. Allein die Bemühungen des Papstes und seiner Beauftragten hatten so wenig Erfolg gehabt, daß das Unternehmen nur eine geringe Zahl von Teilnehmern gefunden haben würde. Dies benutzte Friedrich, der ohnedies mit den sizilianischen Angelegenheiten noch vollauf beschäftigt war, einen neuen Aufschub zu erlangen. Und um sicherer zu gehen, versammelte er alle Prälaten beider Sizilien an seinem Hofe und hielt sie bis zur Entscheidung unter allerlei Vorwänden zurück. Dadurch wollte er die Verkündigung des Bannes, falls der Papst denselben aussprechen sollte, in seinen Staa-

ten unmöglich machen. Als Honorius, der durch einen Volksaufstand aus Rom vertrieben gerade in Rieti weilte, mit schwerem Herzen in das durch Johann von Brienne, den Patriarchen von Jerusalem und den Deutschordensmeister ihm vorgetragene Ansuchen willigte, legte der Kaiser am 25. Juli in Gegenwart vieler Fürsten, Bischöfe und Edlen und zweier päpstlichen Bevollmächtigten in der Kirche von San Germano das feierliche Gelübde ab und bekräftigte es mit einem Eidschwur, er wolle im August des Jahres 1227 persönlich in das Heil. Land sich begeben und dort während zweier Jahre tausend Gewaffnete unterhalten oder für jeden Fehlenden 50 Mark jährlich bezahlen; allen nach Palästina ziehenden Rittern samt ihrem Gefolge freie Überfahrt gewähren und zu dem Behuf 50 Kriegsschiffe und 100 Frachtschiffe in Bereitschaft haben oder im Falle des Minderbedarfs eine entsprechende Summe entrichten, auch dem König und dem Patriarchen von Jerusalem, sowie den deutschen Rittern 100,000 Goldunzen zum Nutzen des Heil. Landes einhändigen. Die Nichterfüllung dieser Bedingungen sollte ohne weiteres die Exkommunikation zur Folge haben.

Drei Monate nach diesem Vertrag landete die Tochter Johanns von Brienne, nachdem das Verlöbnis durch Prokuration vollzogen und sie von dem Patriarchen von Jerusalem in Tyros feierlich zur Königin gekrönt worden, auf einer geschmückten Galeere in Brindisi, wo dann am 9. November das Beilager gefeiert ward. Es war die zweite Ehe, die der junge Kaiser aus politischen Rücksichten einging; aber er hatte sich bereits gewöhnt, in den Armen anderer Frauen und Buhlerinnen das Liebesglück zu suchen, das ihm die konventionellen Ehebündnisse nicht gewährten. Seine Natur zog ihn zur Sinnenlust und er gab sich ihr rückhaltlos hin. Nach der Vermählung legte sich Friedrich den Titel eines Königs von Jerusalem bei, ließ sich in Ptolemais durch Bevollmächtigte huldigen und ernannte den Ritter Odo von Mömpelgard zu seinem Statthalter. Aber Isabellas Vater wollte seine Ansprüche nicht aufgeben und lebte fortan in Feindschaft mit seinem Eidam. Er verließ dessen Staaten und nahm seinen Aufenthalt in Rom, wohin Honorius nach Beilegung der städtischen Streitigkeiten zurückgekehrt war. Die Frauen scheinen nicht ohne Einfluß auf den Zwist zwischen Eidam und Schwiegervater gewesen zu sein. Es wird behauptet, Johann, welcher am Tage der Hochzeit Isabellas dem Verlangen des Kaisers gemäß förmlich auf das Königreich verzichtet hatte, sei durch seine junge Gemahlin zur Behauptung des Königstitels beredet worden, und Isabella habe ihrem Vater mit Thränen geklagt, daß Friedrich sie vernachlässige und einer Verwandten, die sie mitgebracht, seine Gunst zuwende. Dagegen beschuldigte der Kaiser seinen Schwiegervater, er fördere die Pläne der Tankredschen Partei und suche dem Sohne seines Bruders Walter von Brienne, dem Haupte der unzufriedenen Großen, die Krone von Sizilien zu verschaffen.

Friedrichs Vermählung mit Isabella. Familienstreit. 1225.

Der Kaiser benutzte die verlängerte Frist zur Befestigung seiner Herrschaft

Beginnende Reformthätigkeit. Peter von Vinea.

in Sizilien. Während Honorius in Frankreich und Deutschland das Kreuz predigen ließ und alles zur Unterstützung der verabredeten kaiserlichen Heerfahrt aufbot, war Friedrich bemüht, die unfügsamen und aufrührerischen Barone zur Unterwerfung und zum Gehorsam zu zwingen, die Sarazenen aus gefürchteten Räuberbanden in eine treue Kriegsmannschaft zu verwandeln, durch umsichtige Verwaltung die Kräfte des herrlichen Landes zu heben, das städtische Leben in Fluß zu setzen, Handel und Industrie zu fördern und alle Stände unter sein monarchisches Regiment zu beugen. Wir werden später die Gesetze und Einrichtungen beleuchten, welche Friedrich um diese Zeit und in den folgenden Jahren in seinen italienischen Staaten zur Einführung brachte. Schon damals stand Peter von Vinea an des Kaisers Seite, jener bedeutende Mann, der, von niedern und mittellosen Eltern zu Capua etwa um das Jahr 1190 geboren, sich durch seine Geistesgaben frühzeitig aus dem Drucke der ärmlichen Verhältnisse emporarbeitete und auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft sich solche Kenntnisse und Geschicklichkeit erwarb, daß ihn Friedrich an seinen Hof zog und ihm bis in die letzten Lebensjahre das größte Vertrauen und die innigste Freundschaft zuwandte. Wenn auch nicht ausdrücklich bezeugt, so ist es doch bei Peters hoher Stellung als Großhofrichter höchst wahrscheinlich, daß sich der Kaiser bei seiner neuen Organisation neben dem Erzbischof Jakob von Capua vorzugsweise seines Beirats bediente.

Bereits im Jahr 1225 war Peter von Vinea oder Vineis (delle Vigne) einer der vier Großhofrichter, des höchsten Richterkollegiums im Königreich, welche Stellung er zweiundzwanzig Jahre lang bekleidete. Aber seine Thätigkeit war dabei eine so ausgebreitete und vielseitige, daß er vom Jahr 1232 an als die Seele der kaiserlichen Regierung und Politik gelten konnte. Die wichtigsten Staatsschriften wurden von ihm abgefaßt, die wichtigsten Missionen seiner Führung anvertraut, die delikatesten Geschäfte und diplomatischen Verhandlungen durch ihn besorgt. In dem berühmten Gesang bei Dante (Inf. 13) sagt er selbst:

Ich bins, der in der Hand zu Friedrichs Herzen
Die beiden Schlüssel hielt, und so gelinde
Zum Öffnen wie zum Schließen sie bewegte,
Daß sein Vertraun fast niemand mit mir teilte.

Bei dem Kaiser, mit dem er den freien Geist, die Liebe zur Bildung und zur Poesie gemein hatte, erlangte er durch seine staatsmännischen Fähigkeiten, seine Beredsamkeit, seine Rechtskenntnis, seine schriftstellerische Gewandtheit den größten Einfluß, so daß sich Könige, Städte, Kardinäle um seine Fürsprache bewarben. Auch seine Verwandten kamen zu Reichtümern und Ehren. Durch Schmeichelei und überschwengliche Lobeserhebungen wußte er sich in der Gunst und Gnade des „heiligen Friedrich" zu erhalten, „dessen Name im Volke mit der glühenden Verehrung fortleben wird". Dafür wurde er seinerseits von schmeichlerischen Höflingen als „zweiter Moses" oder auch als „zweiter Joseph" verherrlicht. In desto schlimmerem Ansehen stand er bei der Kurie und dem gesamten Klerus.

Aber je mehr Friedrich seine königliche Autorität entfaltete und befestigte,

desto mehr erregte er das Mißtrauen der Kurie, welche ihre lehnsherrlichen Rechte eifersüchtig bewachte, desto schärfer und häufiger mußten die Konflikte zwischen den beiden Gewalten hervortreten, in desto grellerem Lichte mußte die Unvereinbarkeit der kirchlichen Oberhoheit mit dem weltlichen Königtum sich zeigen. So sehr auch Honorius und Friedrich beflissen waren, einen offenen Bruch zu vermeiden, die Gefühle der Eifersucht und des Mißtrauens, die sie hier und da beschlichen, zu unterdrücken oder zu verbergen, bei Friedrichs offenkundigem Bestreben, die von seiner Mutter aufgeopferten königlichen Rechte in geistlichen Dingen, insbesondere das Recht der Besetzung der Bistümer, der Krone zurückzuerobern und bei den unbestimmten und streitigen Hoheitsrechten des Kaisers und des Papstes in Mittelitalien berührten sich die gegenseitigen Ansprüche so nahe, daß früher oder später ein ernstlicher Zusammenstoß unvermeidlich war. Der Kaiser hatte ungebührlich lang fünf apulische Bistümer unbesetzt gehalten, um die Einkünfte für sich zu benutzen, endlich hatte sie der Papst eigenmächtig vergeben, ohne Friedrichs Zustimmung einzuholen. Erzeugte schon dieses Verfahren eine Spannung zwischen Kaiser und Papst, so wurde die Verstimmung noch gesteigert, als Honorius den „König von Jerusalem“, Johann von Brienne, zum „Rektor des Patrimoniums“ ernannte und ihm die weltliche Statthalterschaft in einem großen Teil des Kirchenstaats übertrug, und als er in den Streitigkeiten, die um diese Zeit zwischen dem Kaiser und den städtischen Gemeinwesen Oberitaliens ausbrachen, sich nicht entschieden auf Friedrichs Seite stellte, sondern die Rolle eines Vermittlers übernahm. Spannung zwischen Kaiser und Papst.

Die lombardischen Städte hatten das schwache Reichsregiment während der deutschen Thronkämpfe und die Streitigkeiten zwischen Kaisertum und Papsttum benutzt, um ihre republikanische Freiheit auszubauen. Selbst der geringe Rest der alten Reichshoheit, den der Konstanzer Frieden noch hatte bestehen lassen, wurde wenig geachtet. Die kaiserlichen Statthalter waren ohne Autorität; von der Hoheit des Reichs konnte man kaum eine Spur mehr bemerken; Mailand war ein republikanischer Volksstaat. Zwieträchtig und stets in blutigen Fehden widereinander begriffen, waren die Lombarden nur einig in der Mißachtung der kaiserlichen Rechte. Es wurde früher erwähnt, wie die edlen Geschlechter von Verona, Vicenza, Ferrara u. a. O. durch Blutrache und Familienfehden in Todfeindschaft gespalten waren; ähnliche Feindschaften, durch Neid und Parteisucht geweckt und durch leidenschaftliche Kämpfe und Rachethaten fortgepflanzt und geschärft, herrschten zwischen den Stadtgemeinden auf beiden Seiten des Po und in den Städten selbst zwischen den einzelnen Ständen. Diese Parteikämpfe und kleinen Kriege nahmen mit der wachsenden Machtstellung und politischen Bildung der Einwohner zu, so daß die Waffen in der schönen Halbinsel fast nie zur Ruhe kamen: die größeren Städte wie Mailand und Pavia, wie Florenz, Bologna und Pisa, wie Venedig und Genua bildeten die Häupter, an welche sich die kleineren Gemeinwesen als Bundesgenossen anschlossen, jedoch Stellung Italiens zum Reich.

mit wechselnden Wahlverwandtschaften nach den augenblicklichen Verhältnissen, Vorteilen oder Stimmungen. Zu diesen älteren Parteistellungen und partikularistischen Bestrebungen war seit Innocenz III. die große nationale Scheidung in Guelfen und Ghibellinen getreten (S. 36). Es war eine eigentümliche Fügung, daß der Welfe Otto IV. sich auf die kaiserliche Partei der Ghibellinen, der Hohenstaufe Friedrich II. auf die päpstliche Partei der Guelfen stützte. Diese schiefe Stellung nahm mit der Kaiserkrönung ihr Ende. Je mehr die Interessen der Kurie und des Kaisertums sich schieden, je mehr die Keime des alten Gegensatzes aufsproßten, desto mehr mußte Friedrich bemüht sein, die treuen Anhänger seines Hauses wieder an sich zu ketten, die natürliche Parteistellung wieder ins Leben zu rufen. In der Begünstigung der Pisaner gegenüber den Genuesen konnte man bereits die ersten Spuren dieser neuen Politik erkennen. Sie trat noch mehr zu Tage in dem Bestreben, die fürstlichen und adligen Geschlechter auf seine Seite zu ziehen, ehe sie gänzlich in die Gemeinwesen der Städte, wo sie verburgrechtet waren, aufgingen. Das kluge und entschlossene Auftreten Friedrichs II. in Unteritalien und Sizilien, die Versuche in den ehemaligen Mathildischen Besitzungen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Reichsrechte in Erinnerung zu bringen, die deutlich hervortretende Absicht, auch am Po die kaiserlichen Hoheitsrechte, wie sie im Konstanzer Frieden festgesetzt worden, aber längst außer Übung gekommen waren, wieder geltend zu machen und damit den unterbrochenen Reichsverband wieder herzustellen, diese und andere Anzeichen einer festeren monarchischen Herrschaft machten die Lombarden bedenklich und regten das Nationalgefühl auf. Sie glaubten in dem Enkel des Rotbarts dieselben Anschauungen und Absichten zu erkennen, die einst ihre Väter heldenmütig bekämpft; sie glaubten, daß der staatskluge Hohenstaufe ganz Italien als „sein Erbe“ zurückfordern wolle, daß er die Zwietracht der Städte, die leidenschaftliche Parteiung der Geschlechter, die Wandelbarkeit der beweglichen italienischen Natur zur Neubegründung der Kaiserherrschaft zu benutzen gedenke.

Der Lombardische Städtebund. Ein großer Reichstag, den Friedrich „zur Förderung des Kreuzzugs, zur Ordnung der Reichsangelegenheiten und zur Herstellung des Friedens“ auf
1226. Ostern nach Cremona ausschrieb und bei dem sich nicht nur der Lehnsadel und die Magistrate der Städte aus ganz Italien, sondern auch sein Sohn, König Heinrich, mit seinem Heergefolge und die Fürsten und Prälaten Deutschlands einfinden sollten, schien der erste Schritt zur Verwirklichung des Planes zu sein. Die Mailänder, die dem Hohenstaufen von Anfang an eine feindselige Gesinnung gezeigt, gerieten in Unruhe. Sie erneuerten daher, gestützt auf den Konstanzer Frieden, von dessen übrigen Bestimmungen sie sonst nichts wissen wollten, mit den Abgeordneten von Bologna, Brescia, Mantua, Padua, Vicenza, Treviso, Vercelli, Alessandria und Faenza in dem mantuanischen Orte Mosia den Lombardenbund. Sie schwuren, die Freiheit und das Wohl jeder der Liga angehörenden Gemeinde mit aller Kraft gegen jedermann zu verteidi-

gen und mit dem Kaiser und seinen Verbündeten alle Gemeinschaft zu meiden. Kriegerische Rüstungen und die Einsetzung eines Bundesrats von „Rektoren“ zeugten von ihrer Entschlossenheit, ihre Unabhängigkeit von Kaiser und Reich selbst mit den Waffen zu behaupten; die noch fortbestehende Sitte, daß die einzelnen Kommunen ihre obersten Beamten, Podesta, aus befreundeten Städten beriefen, stärkte die republikanische Verbrüderung und das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit. Allmählich traten Lodi, Bergamo, Turin, Novara, Como, Crema, dann auch Piacenza, Reggio, Ferrara, der Markgraf von Montferrat u. a. der Einigung bei. Nur Cremona und Pavia hielten mit Modena, Parma und Asti zum Kaiser.

Feindseliges Auftreten der Lombarden.

Friedrich, der inzwischen die sizilianischen Vasallen in Pescara um sich gesammelt hatte, mußte sich bald von der feindseligen Gesinnung des Bundes überzeugen. Als er im Mai durch Bologna und Faenza ziehen wollte, fand er die Thore verschlossen, er mußte im Freien lagern und auf Seitenwegen sich fortschleichen. Zugleich hielten die Lombarden die Pässe an der Etsch besetzt, um König Heinrich und den Deutschen den Zugang zu verlegen. Nach sechswöchigem Stillliegen zogen diese bis auf wenige sächsische Fürsten, die sich durch Österreich einen Weg gebahnt, wieder heim und die beabsichtigte Versammlung unterblieb. Umsonst versuchte der Kaiser durch Unterhandlungen den Widerstand zu brechen; die Bedingungen, welche die Rektoren stellten, ließen erkennen, daß sie auf völlige Unabhängigkeit lossteuerten. Und um jede Spaltung zu verhüten, erklärten sie, daß alle inneren Fehden ruhen sollten und daß sie alle Bundesstädte, die aus der Liga ausscheiden würden, als Rebellen zu behandeln, jede Beschädigung eines Mitgliedes mit gemeinsamen Kräften abzuwehren entschlossen seien. Auch nahmen sie den mit seinem Schwiegersohn zerfallenen Johann von Brienne bei sich auf und erwiesen ihm die höchste Ehrerbietung. Mit dem Kaiser aber untersagten sie jeden Verkehr. Dem Papst und der Hierarchie war dieser republikanische Trotz nicht minder anstößig als dem Kaiser. Sie hatten längst die Wahrnehmung gemacht, daß die Ehrfurcht vor der Kirche und der Geistlichkeit geschwunden sei, daß die Ketzerei in den lombardischen Städten große Verbreitung gefunden habe. Wie in den Tagen des ersten Friedrich die Reformpredigten Arnolds von Brescia den Geist der Freiheit und der Opposition wider Kirche und Reich in den Gemütern geweckt und zu gemeinschaftlichem Handeln bewogen, so wurden auch diesmal die beiden Gewalten durch die gleiche Gefahr auf kurze Zeit zu gleichen Schritten vereinigt. Friedrich, der neben den übrigen Aufgaben auch die Ausrottung der Ketzerei als Zweck des Cremoneser Reichstags aufgestellt hatte, sprach nunmehr über den Lombardenbund die Acht aus und erklärte die Teilnehmer daran für aller durch den Konstanzer Frieden verbürgten Rechte verlustig, und der Bischof von Hildesheim, der päpstliche Bevollmächtigte für den Kreuzzug, fügte derselben den kirchlichen Bannfluch bei. Bologna

wurde für die feindselige Gesinnung durch die Schließung der Universität, der Hauptquelle des Wohlstandes der Stadt, bestraft.

Wachsende Spannung. Das gute Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst war indessen ohne Aufrichtigkeit und Dauer. Zwar gab sich Honorius, als Friedrich die Entscheidung des Streites dem römischen Stuhl anheimstellte, den Schein eines unparteiischen Vermittlers und brachte die Lombarden zu dem Versprechen, sich auch ihrerseits seinem Schiedsspruche zu fügen, aber aus den Bedingungen, die er ihnen vorlegte, ging deutlich hervor, daß es nicht in seiner Absicht lag, das kaiserliche Ansehen zu stärken, den Konstanzer Frieden in seiner Gültigkeit herzustellen, die Ansprüche des Reichs gegenüber den republikanischen Freiheitsbestrebungen der Kommunen zu unterstützen; er suchte nur die Rechte der Kirche zu wahren, indem er ihnen gebot, dem Kaiser zwei Jahre lang 400 Ritter auf eigene Kosten zum Kreuzzug zu stellen und die Ketzergesetze zu beobachten; hinsichtlich der kaiserlichen Rechte aber enthielt er sich jeder Entscheidung, vielmehr behandelte er die Langobarden, in denen Friedrich nur empörte Reichsangehörige erblicken konnte, auf gleichem Fuß mit dem Kaiser und begnügte sich mit der Ermahnung, sie sollten ihren Verpflichtungen nachkommen, eine Ermahnung, die keinen großen Eindruck machte. Die von Selbstvertrauen und Nationalgefühl getragenen Stadtgemeinden wollten von einer Unterordnung unter das machtlos gewordene Reich nichts wissen; und die Nachsicht, womit Honorius ihr Zögern behandelte, indes er das entgegenkommende Benehmen des Kaisers mit Kälte vergalt, zeigte deutlich, wohin die Kurie neigte. Denn während Friedrich sich beeilte, die früher zurückgewiesenen Bischöfe in ihre Stellen einzusetzen, bestellte Honorius den König Johann zum Statthalter in den Marken und weigerte sich, den französischen Kreuzfahrern, die damals nach Verwüstung von Languedoc auch das zum Reich gehörige arelatische Königreich überschwemmten, den Rückzug zu gebieten. Sie sollten verbleiben, hieß es, bis „das Gift der Ketzerei ganz ausgerottet sei“. Von der Zeit an trat in den Gegenden an der Rhone das kaiserliche Ansehen hinter das des Legaten und des französischen Königs zurück. Vielleicht war die mit der bisherigen Milde des Papstes wenig übereinstimmende Haltung bereits ein Zeichen, daß in dem Kardinalkollegium eine schärfere Luft zu wehen beginne; daß man das Regiment des Honorius wie
1227. ein schwaches „Zwischenreich“ betrachtete, das mit dessen Tod am 18. März zu Ende ging.

2. Bann und Kreuzzug.

Papst Gregor IX. 1227–1241. Drei Tage nachdem der edle Honorius III. aus dem Leben geschieden, wurde der neue Papst, der sich bei seiner Weihe den bedeutungsvollen Namen **Gregor IX.** beigelegt, in feierlichem Zuge unter Posaunen und Jubelgesängen durch die mit Palmen, Blumen und goldgestickten Teppichen geschmückte

21. März 1227.

Weltstadt auf weißem Zelter nach dem Lateran geführt. Es war jener Kardinal Ugolino aus dem Hause Conti, den Innocenz III., sein Verwandter, zu Staatsgeschäften und wichtigen Gesandtschaften in Deutschland und Frankreich vielfach verwendet, in seine Politik eingeweiht und mit seinen Ideen erfüllt hatte. Auch als Gönner und Protektor der Franziskaner und Dominikaner haben wir ihn bereits kennen gelernt. In den feurigen Stiftern und Jüngern der Bettelorden sah er die wirksamsten Rüstzeuge, die von seinem Bluts- und Geistesverwandten Innocenz III. begründete, von Honorius nur mit schwacher Hand geschützte Machtfülle der Kirche zu neuem Glanze zu entfalten. Er stand schon hoch in Jahren, aber unter dem Schnee des Alters, der sein Haupt bedeckte, glühte das Feuer der Jugend fort. „Ein beredsamer Greis von reinen Sitten, von großer Kenntnis beider Rechte und von tiefer Glaubensglut, stellte er in Ansehen und Gestalt die Erscheinung eines Patriarchen dar, und die Ausdauer seines ungeschwächten Gedächtnisses machte sein Alter minder fühlbar." Wie Innocenz bei jungen Jahren mit der gemessenen Ruhe und Würde des Alters handelte, so der greise Gregor mit der herausfordernden Heftigkeit der Jugend. Beider Ziel war, das königliche Priestertum zur Herrschaft über alles Irdische zu erheben. Aber er hatte doch nicht von vornherein die Absicht, das eben hergestellte freundliche Einvernehmen mit dem Kaiser zu brechen, vielmehr beweisen seine ersten Schritte, daß es ihm mit der Erhaltung desselben Ernst war, vorausgesetzt, daß Friedrich sich der Leitung der Kirche fügte, wie er es eben wieder in der lombardischen Angelegenheit gethan hatte. Sobald aber Friedrich sich dieser Abhängigkeit zu entziehen suchte, wollte Gregor ihn wieder in dieselbe zurückzwingen. So war noch nicht ein halbes Jahr seit dem Tode des Honorius verstrichen, und schon hallte die Welt von den Anklagen der Häupter der Christenheit wider.

Die Kreuzfahrer in Brindisi. Aug., Sept. 1227.

Gregors erstes Anliegen war auf den Kreuzzug gerichtet, den der Kaiser im August dieses Jahres antreten sollte. Zu dem Behuf nötigte er die Langobarden zur Unterzeichnung des Friedensvertrages, den ihnen Honorius vorgelegt hatte, und richtete dann ein ernstes Schreiben an den Kaiser, worin er ihn auf die wichtigen Pflichten hinwies, die er als „Fahnenträger der Christenheit" zu erfüllen habe, und zugleich ermahnte, seine hohe Stellung und seine hervorragenden Geisteskräfte und Anlagen nicht in den Dienst der Sinnlichkeit geraten zu lassen. Wie wenig auch Friedrich von der Moralpredigt des Oberhirten erbaut sein mochte, so traf er dennoch die nötigen Anordnungen. Schon lagen Scharen von Pilgern in Brindisi, dem Ort der Einschiffung; andere Massen rückten täglich nach. Besonders zahlreich waren die Zuzüge aus Deutschland. Landgraf Ludwig IV. von Thüringen war mit vielen Rittern aufgebrochen, aus dem Süden hatten die Bischöfe von Augsburg, Bamberg, Regensburg das Kreuz genommen; von Worms und den rheinischen Städten wanderten Wallbrüder über die Alpen. Auch aus Frankreich und der Lombardei waren bewaffnete Kreuz-

träger erschienen und, wie das Gerücht ging, befanden sich sechzigtausend Pilger aus England auf dem Weg. Und wenn auch manche Ritter, aus Scheu vor der weiten gefahrvollen Meerfahrt, sich in Rom von einem Betrüger, der sich für den in Anagni abwesenden Papst ausgab, ihres Gelübdes entbinden ließen und umkehrten, so war doch die Menge der Ankömmlinge, besonders aus den niedern Ständen, so groß, daß es auf allen Straßen nach der apulischen Küste von Wanderern wimmelte und Stadt und Ufer lange vor der bestimmten Zeit übervölkert waren. Friedrich betrieb die Ausrüstung der Transportschiffe aufs eifrigste, um seine Staaten von den lästigen Gästen zu befreien; aber die Vorräte reichten nicht aus, die Nahrungsmittel fingen an zu schwinden; unordentliche Lebensweise, Ausschweifung und Entbehrung erzeugten Krankheiten, die in dem ungewohnten Klima und in der Fieberluft eines kalabrischen Sommers bald einen epidemischen Charakter annahmen und unter der im Lager dicht zusammengedrängten Menge eine reiche Todesernte hielten. „Ihrem Schnee gleich schmolzen die Söhne des Nordens vor den Strahlen der Sonne dahin." Am 23. August erlag der Bischof von Augsburg der Seuche. Dennoch ließ der Kaiser 40,000 Pilger unter der Führung des Herzogs vom Limburg, Werners von Bolanden, Heinrichs von Neifen u. a. in See gehen. Er selbst folgte am 8. Sept. mit dem Landgrafen von Thüringen der Hauptflotte. Aber nach der Abfahrt nahm das Fieber, an dem beide bereits litten, so zu, daß sie umkehren mußten. Sie landeten in Otranto, wo die Kaiserin weilte. Drei Tage nachher war der Landgraf, der edle Gemahl der heil. Elisabeth (S. 77 f.), eine Leiche. Auf den Rat der Ärzte verschob hierauf der Kaiser seine Abreise und begab sich zu seiner Genesung in die Bäder von Pozzuoli. Damit wurde der ganze Kreuzzug vereitelt. Auf die Kunde, daß Friedrich zurückgeblieben sei, kehrte auch die Flotte wieder um und die Pilger zerstreuten sich bis auf eine geringe Zahl.

Der Kaiser gebannt. Gregor geriet bei der Nachricht über diese Vorgänge in Wut. Ohne die Umstände geprüft, ohne Friedrichs Gesandte vorgelassen oder gehört zu haben, bestieg er schon am 29. Sept. die Kanzel des Domes zu Anagni in vollem Ornat und sprach dem Vertrag von St. Germano gemäß den Bann über den Kaiser aus, während die zu beiden Seiten des Hochaltars aufgereihten Priester ihre brennenden Kerzen „mit Haß und Zorn" zur Erde schleuderten. Die Zeit der Schonung und der Transaktionen war vorüber. Mit dem Bannstrahle zu Anagni nahm die römische Politik einen neuen Charakter an.

Friedrichs hohe Machtstellung, die Verbindung Siziliens mit dem Reiche, sein sichtbares Bestreben, mit Hilfe der Ghibellinen die kaiserliche Herrschaft im mittleren und oberen Italien wieder aufzurichten, gefährdeten die zeitliche Macht des Papsttums in demselben Grade, wie sein freidenkender, über den Aberglauben und die Vorurteile seiner Zeit erhabener Geist und seine Sympathien für den Islam die kirchliche Weltherrschaft zu erschüttern drohten. Diese hohenstaufische Machtstellung zu entwurzeln, war fortan das Ziel der römischen

Kurie. In einem Rundschreiben an alle Bischöfe rechtfertigte Gregor sein Verfahren, indem er den Undank und wiederholten Wortbruch Friedrichs in schwarzen Farben schilderte, das Unglück zu Brindisi von den schlechten Anordnungen herleitete, den Kaiser der Heuchelei und Lüge beschuldigte. Absichtlich, aus vorbedachter Bosheit habe er das Kreuzheer in der glühenden Hitze einer ungesunden Gegend bei mangelhaftem Lebensunterhalt so lange hingehalten, bis es der Pest und dem Verderben zum Opfer gefallen. Er selbst habe die Sache Christi verlassen, damit er sich den Lüsten und Genüssen hingeben könne; seine Krankheit sei Verstellung. Umsonst suchte Friedrich sich zu rechtfertigen und den Papst durch die Zusage zu beruhigen, daß er im nächsten Mai aufbrechen würde; am 17. November wurde der Bannfluch erneuert, und die heimkehrenden Pilger wie die Bettelmönche unterließen nicht, die Schuld des Kaisers in das grellste Licht zu stellen. Am Himmel Apuliens wollte man den gekreuzigten Heiland blutig und drohend gesehen haben; der Landgraf von Thüringen sollte vergiftet worden sein. Eine große Aufregung durchzog die ganze Christenheit. 10. Okt. 1227.

Nun erhob sich Friedrich mit dem ganzen Selbstgefühl seiner Würde. In einem berühmten Manifest an den König von England, welchem Gregor zuerst die Bannbulle zugesandt hatte, schilderte er mit einschneidender Schärfe die Gefahren, denen die weltliche Gewalt durch die absolute Herrschermacht der Hierarchie und die rücksichtslose Politik der römischen Kurie entgegengehe. Er zeigte an den Beispielen des Grafen von Toulouse und des englischen Königs Johann, zu welcher Erniedrigung alle Fürsten und Volkshäupter durch die päpstliche Herrschsucht verdammt werden würden, wenn man nicht der unerträglichen Tyrannei männlich entgegentrete, und entwarf zum Schluß ein grelles Bild von der Entartung und Verweltlichung der Kirche und der Hierarchie. Wie die Häretiker der Zeit hob auch er den Gegensatz hervor zwischen der Armut und Einfachheit des apostolischen Christentums und der Hoffart, dem Reichtum und der Herrschsucht der Priesterschaft und der päpstlichen Kirche. Dieses kaiserliche Manifest wurde durch Roffred von Benevent, einen gefeierten Juristen, auch auf dem Kapitol verlesen und von vielen mit Beifall vernommen. Es bildete sich in Rom selbst eine kaiserliche Partei, an ihrer Spitze die Frangipani. Friedrich kaufte ihnen alle Besitzungen, womit sie der Papst belehnt hatte, ab und gab sie ihnen als Reichslehen zurück. Dabei begnügte er sich nicht mit Protesten und Rechtfertigungsschriften. Gregor hatte zugleich über die Orte, wo der Kaiser weilte, das Interdikt ausgesprochen. Da gebot ein Rundschreiben allen Justitiaren des Königreichs, sie sollten die Prälaten und Geistlichen anhalten, den Gottesdienst zu versehen „zum Ruhme dessen, der die heilige Kirche unwandelbar auf den Fels gebaut hat". Und nur wenige wagten zu widerstreben. In Rom selbst war die Ghibellinen-Partei so mächtig, daß, als Gregor am Gründonnerstag den Bann noch einmal feierlich verkündigte, sich die Stadt in Waffen 1228. erhob und ihn zur Flucht nötigte. Unter dem Geleite einer getreuen Guelfenschar rettete er sich nach Viterbo, und als seine Gegner ihn auch dahin verfolgten, nach Rieti und Perugia.

Das kaiserliche Manifest.

Unterdessen rüstete der Kaiser emsig für den Kreuzzug, ohne sich um die Exkommunikation zu kümmern. Dadurch setzte er den Oberhirten in die Lage, ein Unternehmen zu verbieten und zu verdammen, das bisher von der Kirche als die verdienstvollste That eines Christen erklärt worden war. Wie feindselig Neue Rüstungen. 1228.

auch die Mailänder und Veronesen dem Papste zu Gefallen sich gegen alle Kreuzfahrer benahmen, dennoch fanden sich neue Pilger in Menge ein, darunter viele Ritter und Edle aus Schwaben.

Die Lage der Dinge im Morgenland. Die Nachrichten aus dem Morgenlande lauteten günstig. Wir wissen, daß al Kamil mit seinem Bruder al Muazzam von Damaskus in Krieg geraten war. Um sich zu verstärken, rief der letztere den Dschelaleddin, den mächtigsten Fürsten der Charesmier, zu Hilfe und nötigte auch seinen jüngeren Bruder al Aschraf auf seine Seite zu treten. Dagegen knüpfte der Sultan von Kairo Verbindungen mit dem Kaiser an. Der christliche und der mohammedanische Herrscher waren in bezug auf Religion verwandte Naturen. Beide standen auf einem freieren Standpunkt, beide übten Toleranz gegen Andersgläubige, beiden lag die Politik mehr am Herzen als die Rechtgläubigkeit. Man ehrte im Morgenlande den „christlichen Sultan", der die sizilianischen Sarazenen so schonend behandelte, der sich von arabischen Gelehrten in Philosophie und Naturkunde unterweisen ließ und die arabische Sprache verstand. Schon im vorhergehenden Sommer war ein ägyptischer Gesandter mit kostbaren und seltenen Geschenken von Seiten des Sultans an Friedrichs Hof erschienen und hatte dem abendländischen Herrscher als Lohn seiner Hilfe das Königreich Jerusalem angeboten. Friedrich war bereitwillig auf den Antrag eingegangen und hatte durch eine Gegengesandtschaft mit reichen Gaben die Nov. 1227. freundschaftliche Gesinnung erwidert. Aber ehe der Kaiser die verschobene Meerfahrt antrat, starb al Muazzam und sein junger unerfahrener Sohn Daud bestieg unter dem Namen Melik al Nasir den Thron von Damaskus. Nun hoffte al Kamil sich ohne große Mühe des syrischen Reiches bemächtigen zu können und bereute den Vertrag mit dem Kaiser. Er fand jedoch einen heftigeren Widerstand, als er erwartet hatte. Izz Eddin Eibeck, der Mameluck al Muazzams, ein zum Islam übergetretener früherer Tempelritter aus Spanien, der im Namen al Nasirs die Regierung übernahm, verteidigte das Reich gegen den herrschsüchtigen Oheim seines Mündels so erfolgreich, daß al Kamil es für geraten fand, nicht nur mit seinem Bruder al Aschraf einen Teilungsvertrag einzugehen, kraft dessen dieser das Fürstentum Damaskus in Besitz nehmen, er selbst dagegen das südliche Syrien nebst Palästina erhalten sollte, sondern daß er auch den Bund mit dem Kaiser erneuerte, als derselbe im September in Akkon anlangte. Nun konnte al Nasir der Übermacht seiner Oheime nicht länger widerstehen. Er mußte sich mit Kerak, Schaubak und einigen Orten jenseits des Jordan begnügen, während al Aschraf Herr von Damaskus und Baalbek ward und gleich den Fürsten von Haleb, Hömß und Hamah die Oberhoheit al Kamils anerkannte, der somit, wie einst Saladin und Aladil, über Ägypten, Syrien, Arabien und einen Teil von Mesopotamien gebot. Sechzehn Fürsten mit ihren Heerscharen folgten seiner Fahne. Es war das letzte Abendrot der Ejjubidenherrschaft.

Friedrichs Abfahrt. 1228. Als Friedrich in Barletta, wo er in heiterer Stimmung das Osterfest feierte, von seinem Statthalter in Ptolemais, Thomas von Acerra, die Kunde von dem Tode al Muazzams, des heftigen Feindes der Christen, erhielt, traf er alsbald die nötigen Vorbereitungen zur Abfahrt. Allein der Tod der Kaiserin April. 8. Mai. Isabella, welche bei der Geburt ihres Sohnes Konrad in den Wochen starb, verursachte einen neuen Aufschub. Erst als er die junge Gattin in Andria, seiner Lieblingsstadt, der Erde übergeben und die Bestimmung getroffen, daß während seiner Abwesenheit Rainald von Spoleto, der Sohn Konrads von Urslingen, das sizilianische Reich verwalten und, im Falle er nicht wiederkehre, sein

Sohn Heinrich im Kaisertum und Königreich nachfolgen sollte, schiffte er sich mit seinen deutschen Rittern im Beginne des Sommers zu Brindisi ein, beglei- 28. Juni. tet von dem Fluche des heil. Vaters, der ihn einen Diener Mohammeds schalt und ihm nachrief, daß er nicht als Kreuzfahrer, sondern als „Pirat" nach Jerusalem ziehe.

Die Flotte segelte an der Südküste von Morea vorbei über Kreta und Rhodus nach Cypern, wo Friedrich den Vormund des jungen Königs Heinrich, Johann von Ibelin, zwang, die von dem vorhergehenden Kaiser erworbenen oberlehnsherrlichen Rechte anzuerkennen und ihm mit der Huldigung die Einkünfte des Königreiches bis zu Heinrichs Volljährigkeit zuzugestehen.

Am 7. September landete der Hohenstaufe in Akkon. Er wurde von den Friedrich in Akkon. 1228. Häuptern der Ritterschaft und Geistlichkeit, von Volk und Heer mit Ehrerbietung empfangen; die stolzen Templer und Johanniter beugten sich und küßten seine Knie, weigerten sich aber, ihm den Friedenskuß zu geben und mit ihm an einer Tafel zu speisen, weil er gebannt sei. Obwohl die christliche Streitmacht in Syrien im ganzen nicht über 800 Ritter und 10,000 Mann zu Fuß betrug, fühlten sich doch alle durch das feste, sichere Auftreten des Führers mit Vertrauen erfüllt. Die Zeiten waren vorüber, wo der König von Jerusalem eine untergeordnete Rolle spielte, indes die Ordensmeister und Oberpriester das entscheidende Wort führten. Selbst al Kamil empfing, obwohl in dem Kampfe wider Damaskus der Vorteil auf seiner Seite war, die Gesandten, welche die Landung des Kaisers verkündeten und Geschenke brachten, ehrenvoll und erwiderte die Begrüßung mit einer Gegenbotschaft und Ehrengaben. Denn Friedrich, ebenso ausgezeichnet als Feldherr wie als Staatsmann, nahm gleich eine solche Haltung zwischen den mosleminischen Heeren an, daß sein Beitritt den Ausschlag geben mußte. Dabei verlangte er nichts als die Übergabe der heiligen Orte, die der Sultan früher zugesagt, und versprach demselben dafür Friede und Freundschaft.

Friedrich traf gerade Anstalten zu einem Zug nach Joppe, als zwei Mi- Fortgang des Kreuzzugs. noritenmönche in Ptolemais landeten und dem Patriarchen und den Großmei- 1228. 1229. stern der Ritterorden päpstliche Schreiben überbrachten mit der Weisung, den Befehlen des exkommunizierten Kaisers keine Folge zu leisten. Umsonst hatte der Hohenstaufe gleich nach seiner Ankunft durch eine eigene Gesandtschaft dem Papst versöhnliche Anerbietungen machen lassen und den festen Willen zu erkennen gegeben, daß er nicht eher zurückkehren würde, bis er das Heil. Land für die Christenheit gewonnen; dem ergrimmten Kirchenfürsten lag die Vernichtung der hohenstaufischen Macht mehr am Herzen als die Befreiung des Heil. Grabes. Dieses Ziel glaubte er am sichersten zu erreichen, wenn der Kreuzzug vereitelt würde und Friedrich entweder in Syriens Wüsten umkäme oder ruhm- und thatenlos zurückkehrte. — Die Wirkungen des Fluches, der dem Kaiser in das Heil. Land nachgesandt wurde, machten sich bald bemerkbar. Der Patriarch

Gerold und die Priesterschaft predigten Haß und Verrat; die Templer und Johanniter, ohnedies gegen Friedrich ergrimmt, weil er die Deutschherren und ihren Meister, Hermann von Salza, bevorzugte, verweigerten den Gehorsam; die Venetianer zeigten sich schwankend; der Sultan von Ägypten, von dem Vorgefallenen unterrichtet, hielt mit der Erfüllung des Vertrags zurück. Aber je schwieriger die Lage sich für den Kaiser gestaltete, desto mutiger und fester ging er voran. An der Spitze seiner Ritterschaft, auf deren Treue er bauen konnte, und begleitet von den Deutschherren und von den Genuesen und Pisanern, zog er gen Joppe. Die Templer und Johanniter, die anfangs zurückblieben, konnten den Gedanken nicht ertragen, daß sie stille liegen und ruhig zusehen sollten, während ihre Glaubensbrüder zum Kampfe auszögen; daß im Falle des Sieges sie von dem Waffenruhm und der Beute ausgeschlossen und im Falle der Niederlage ihnen die Schuld des Mißlingens beigemessen und sie von der ganzen Christenheit verabscheut werden würden. Sie erklärten sich zum Anschluß bereit, wenn die Befehle nicht im Namen des Kaisers ausgingen. Und Friedrich gab ihrem christlichen Gewissen insoweit nach, daß er „im Namen Gottes und der Christenheit" den Aufbruch gebot. Aber Haß und Verrat lauerten fortwährend in seinem Rücken. Sultan al Kamil, der eine Tagereise von Joppe gelagert war, warnte den Kaiser, mit dem er durch den gelehrten Emir Fachreddin freundschaftliche Verbindungen unterhielt und den er um seiner glänzenden Eigenschaften willen von Tag zu Tag mehr bewunderte und ehrte, vor Nachstellungen und Lebensgefahr, die ihm von christlichen Rittern drohten. Zum Beweis übersandte er ihm einen Brief, worin dem Sultan gemeldet war, daß der Kaiser eine Wallfahrt nach dem Jordan vorhabe, auf welcher er leicht getötet oder gefangen werden könnte. Zugleich ging dem Kaiser die Kunde zu, daß der Priesterkönig in Rom sein apulisches Erbreich feindlich angefallen habe. Dies bestimmte ihn, die Unterhandlungen mit dem freundlich gesinnten Sultan zu einem raschen Abschluß zu führen. Auf die religiöse Bedeutung Jerusalems legten beide keinen hohen Wert, aber beide hatten auf die Vorurteile ihrer Glaubensgenossen Rücksicht zu nehmen. Den Mohammedanern war die von Omar erbaute Moschee auf dem Tempelberg eben so heilig und
18. Febr. 1229. ehrwürdig als den Christen die Grabeskirche. Darum kam man überein, daß diese Andachtsstätte den Moslems verbleiben, die ganze übrige Stadt dagegen samt dem Gebiete von Bethlehem und Nazareth und dem ganzen Küstenstrich von Joppe bis Sidon den Christen abgetreten werden sollte, eine Übereinkunft, durch welche der Kaiser fast ohne Schwertstreich jene geheiligten Orte gewann, um welche seit fünfzig Jahren vergeblich Ströme von Blut vergossen worden.

Der Patriarch gegen den Kaiser. Friedrichs kluge und erfolgreiche Politik fand jedoch wenig Anerkennung. Der Patriarch Gerold und die Ordensmeister wüteten, daß der Vertrag vom 18. Februar ohne ihre Mitwirkung „heimlich" geschlossen worden. Statt sich mit dem Volke zu freuen, daß nun das Grab des Heilandes wiedergewonnen, und die Schuld, daß nicht

noch Größeres errungen worden, in der Unversöhnlichkeit des Papstes zu suchen, untersagte der heilige Mann den Priestern und allen christlichen Pilgern den Besuch der Stadt und des Grabes. Und doch hätte ihm die Entrüstung der Moslems beweisen können, daß man im feindlichen Heerlager den Vertrag als eine Niederlage und Schmach betrachtete. In zwei Schriftstücken erhob der Patriarch vor dem Papste und vor der gesamten Christenheit bittere Klage, daß der Kaiser sich mit dem Erbfeind verbunden, daß er durch den Friedensvertrag die Waffen der Christen gelähmt habe, ohne die Zukunft der heiligen Stadt zu sichern, daß er im Herzen ein „Heide und Mohammedaner" sei und darum den Ungläubigen mehr Gunst und Zuneigung beweise als den Verehrern Christi, daß er mit Sängerinnen und Tänzerinnen, die ihm der Sultan zum Geschenk gemacht, ein unchristliches Leben führe und Sarazenen in seinem Gefolge, ja unter seinen Hausgenossen habe. Da er von den Vertragsbedingungen nur unsichere Kenntnis hatte und die Berichte der Sarazenen über deren Umfang von der kaiserlichen Darstellung abwichen, so erblickte er in dem ganzen Friedenswerk eitel Tücke und Betrug und schilderte es als einen dem Christenvolk gelegten Fallstrick. Es wurde bestritten, daß die Wiederbefestigung Jerusalems gestattet sei; und doch hatte der Beherrscher von Damaskus die Abtretung Jerusalems verworfen und als eine dem Islam zugefügte Beschimpfung beklagt.

Der Kaiser ließ sich jedoch durch den Widerspruch des Patriarchen nicht Der Kaiser
abhalten, die Früchte des Vertrags zu ernten. An der Spitze seiner getreuen in Jerusalem. 1229.
Kriegsscharen zog er unter dem Jubel des Christenvolkes in Jerusalem ein, besuchte als „katholischer Kaiser" das Grab des Erlösers und nahm dann, die Kirche erst nach beendigter Messe betretend, ohne priesterliche Konsekration im kaiserlichen Schmuck die Königskrone vom Altar und setzte sie sich mit eigenen 18. März.
Händen aufs Haupt unter feierlichen Lobgesängen der Deutschen. Darauf ließ er durch Hermann von Salza in deutscher und lateinischer Sprache ein Schriftstück vorlesen, worin er sein eigenes Verhalten in bezug auf den Kreuzzug rechtfertigte, das Verfahren des Papstes in den schonendsten Worten darlegte und seine Absicht kund gab, alles zu thun, „was zur Ehre Gottes, der Kirche und des Kaisertums gereiche". Aber der Zorn des Patriarchen wurde nicht besänftigt. In seinem Namen belegte der Erzbischof von Cäsarea die Stadt Jerusalem und das Heilige Grab mit dem Interdikte, also daß während der Anwesenheit des Gebannten kein Gottesdienst daselbst gehalten werden durfte. Unter solchen Umständen mußte dem Kaiser der Aufenthalt in Jerusalem widerwärtig sein. Daher brach er, ehe noch zur Wiederherstellung der Mauern Anstalten getroffen, nach zwei Tagen auf und begab sich über Joppe nach Akkon zurück.

In Akkon kam endlich, wie der Patriarch an den Papst berichtete, die lange ver- Die Vorgänge
haltene Erbitterung zum Ausbruch. Der Patriarch wollte das Vermächtnis des fran- in Akkon.
zösischen Königs zur Anwerbung einer Ritterschar zum Dienst des Heiligen Landes verwenden. Der Kaiser, der darin eine Gefährdung des mit al Kamil abgeschlossenen Friedens erblickte, untersagte das Vorhaben, da nur dem König die Unterhaltung einer Kriegsmacht zustehe, und als der geistliche Herr erklärte, daß ihm sein Gewissen verbiete, den Geboten eines Gebannten nachzukommen, ließ er den Palast desselben und die Thore

der Stadt mit Armbrustschützen bewachen und rief dann alle Priester, Ordensritter und Pilger zu einer Versammlung im Freien. Hier erging er sich in heftigen Vorwürfen wider den Patriarchen und die Tempelherren, befahl den fremden Kreuzrittern das Heilige Land zu verlassen, da nun der Zweck ihrer Wallfahrt erreicht sei, und wies seinen Statthalter Thomas von Acerra an, alle, die dem Gebot nicht nachkommen würden, zum Abzug zu zwingen, selbst mit Gewalt und körperlicher Züchtigung. Die Thorwächter sollten die Templer nur aus-, nicht einlassen. Ja, nach dem Berichte des Patriarchen ließ Friedrich sogar am Palmsonntag einige Predigermönche und Minoriten durch seine Schergen von der Kanzel reißen, zu Boden werfen und wie Diebe durch die Straßen peitschen. Zur Vergeltung verhängte nun Gerold auch über Akkon das Interdikt.

Rückkehr des Kaisers. Inzwischen mahnten neue Hiobsposten aus Italien zu schleuniger Rückkehr. Friedrich beschloß das syrische Land zu verlassen. Sämtliches Heergerät und alle Waffenvorräte ließ er auf die Schiffe bringen, die überzähligen Frachtschiffe aber verbrennen; die Verwaltung des Königreichs übertrug er dem Balian von
1. Mai 1229. Sidon und schiffte sich in der Stille, „von niemand begrüßt“ mit Hermann von Salza ein, um über Cypern nach Apulien zurückzukehren, wo sich während seiner Abwesenheit große Gefahren aufgetürmt hatten.

Der Krieg in Apulien. Nach der Abfahrt des Kaisers hatte Gregor IX. die Unterthanen desselben
1229. ihres Treueides entbunden und seine Anhänger exkommuniziert. Bettelmönche eilten nach allen Ländern, um den Bannfluch zu verkündigen und die Völker im Namen der Religion unter die Waffen zu rufen gegen einen Kaiser, der unter der Kreuzesfahne zum Kampf wider die Ungläubigen ausgezogen war. Mit den Kirchenzehnten, die der Papst für die Fahrt nach Jerusalem gesammelt, wurden Söldner geworben, die, mit dem Schlüssel Petri bezeichnet, in das apulische Land einfielen; Pilger, die herbeigezogen waren, um unter dem hohenstaufischen Banner über das Meer zu setzen, wurden in den Dienst der Kirche genommen. Während nach dem Völker- und Kirchenrecht das Gut der Kreuzfahrer für unantastbar galt, sandte der Hohepriester in Rom feindliche Kriegshaufen aus allen Ländern nach dem Süden, um dem auf der heil. Fahrt abwesenden Herrscher seine Besitzungen zu entreißen und den Bürgerkrieg zu erwecken. Die alten Feinde des Kaisers, Graf Thomas von Celano, Roger von Aquila u. a. vereinigten sich mit den „Schlüsselsoldaten“, um unter den Feldzeichen des grimmigen Johann von Brienne, der Kardinäle Colonna und Pelagius, des päpstlichen Kaplans Pandulf von Anagni wider den kaiserlichen Statthalter Rainald von Spoleto und seine apulische und sarazenische Mannschaft zu kämpfen. Rainald, der, um dem Papst zuvorzukommen und zugleich sein väterliches Erbe wiederzugewinnen, einen Einfall in die Marken gemacht und durch diesen eigenmächtigen Schritt den Zorn des heil. Vaters gereizt hatte, wurde
März 1229. zurückgeschlagen; bald war alles Land am Garigliano und Volturno in den Händen der Päpstlichen, welche ihre ganze Wut gegen die Hohenstaufische Partei richteten. Die Städte wurden durch Freibriefe zum Abfall verlockt; Gaeta

ging durch Verrat über, Benevent wurde erobert. Wo die Bettelmönche mit päpstlichen Bullen und Ablaßbriefen keine Wirkung thaten, da schaffte die Kriegsfurie der mit dem Schlüssel Petri bezeichneten Söldner augenblicklichen Gehorsam. Mit Feuer und Schwert machten sie ihren Weg. Zugleich wütete in der Romagna und im obern Italien ein leidenschaftlicher Parteikampf zwischen Guelfen und Ghibellinen. Unter dem Carroccio von Bologna rückten die Bürger von Florenz, Ravenna, Imola gegen die kaiserlich gesinnten Städte Modena, Parma und Cremona ins Feld und führten einen blutigen, wechselvollen Bürgerkrieg, und die Grafen von Savoyen wurden von den Mailändern und deren Bundesgenossen mit verwüstender Fehde heimgesucht. — Mit Mühe hielt Rainald das feste Sulmona; der Großrichter Heinrich von Morra wurde nach der Niederlage von S. Germano in Capua bedrängt; Johann von Brienne bewachte alle Seestädte und Häfen. Er hoffte die Krone von Sizilien als Siegespreis davonzutragen. Von Friedrich hieß es bald, er sei gefangen, bald er sei tot. Da erscholl plötzlich die Kunde, der Kaiser sei bei Brindisi gelandet, eine Nachricht, welche die päpstlichen Heere, die gerade Cajazzo nordwestlich von Capua belagerten, wie ein Donnerschlag traf. Als Wiedereroberer des Heil. Grabes, den Siegeskranz des Kreuzeshelden um die Schläfe, stand Friedrich, der Totgeglaubte, auf dem Boden seines Erbreichs, von seinen Anhängern und Getreuen mit Jubel begrüßt. Von dem päpstlichen Heer zog ein großer Teil, voran die Lombarden, in die Heimat ab. König Johann und Kardinal Pelagius waren bald auf S. Germano und die Umgegend beschränkt, und auch hier war ihres Bleibens nicht lange.

Dennoch wollte Gregor nichts von Versöhnung wissen. Gleich nach seiner Landung hatte Friedrich die Erzbischöfe von Bari und Reggio und Hermann von Salza an den in Perugia weilenden Papst abgeschickt, um wegen Aufhebung der Exkommunikation und Herstellung des Friedens zu unterhandeln. Gregor antwortete mit der Erneuerung des Bannes und wandte sich zugleich an die Fürsten und Völker Europas um Hilfe an Mannschaft und Geld wider den Feind der Kirche und des Glaubens. Er billigte nicht nur alle Schritte des Patriarchen von Jerusalem, sondern er ließ auch aus dessen gehässigen Berichten eine Anklageschrift wider den Kaiser anfertigen und verbreiten, worin die Vorgänge in Palästina als ein frevelhaftes Spiel, als ein tückischer Verrat geschildert waren. In Deutschland suchte er, wie wir später erfahren werden, den alten Streit zwischen Welfen und Waiblingern wieder heraufzubeschwören und den Abfall der deutschen Fürsten von dem verhaßten Geschlecht der „Verfolger der Kirche" zu bewirken. Aber seine Bemühungen waren überall erfolglos. Im Reich boten die Bettelmönche, unterstützt von dem päpstlichen Legaten und den mit König Heinrich verfeindeten Straßburgern, umsonst alles auf, einen Bürgerkrieg zu erzeugen; die Fürsten blieben ihrem Eide getreu, so daß der Legat, der sich in Lüttich, Aachen u. a. O. sogar zu heimlicher Flucht gezwungen sah, bald

Erfolge der kais. Waffen 1229. 1230.

seine Thätigkeit auf kirchliche Visitationen und Reformen richtete; in England bewilligte die Geistlichkeit nur mit Unmut die geforderten Hilfsgelder, die Barone und Städte weigerten jeden Beitrag; aus Frankreich, wo König Ludwig IX. troß seines religiösen Eifers ein Bundesgenosse der Hohenstaufen blieb, und aus der pyrenäischen Halbinsel, sonst so reich an fahrenden Rittern und Abenteurern, erschienen keine Streiter; die Lombarden konnten durch keine Mahnschreiben aus ihrer Saumseligkeit gerüttelt werden. Unterdessen eilte Friedrich von Sieg zu Sieg. Umgeben von seiner sarazenischen Leibwache und seinen apulischen Anhängern und unterstützt von den deutschen Kreuzfahrern, die ihm aus Syrien gefolgt, war er zur Wiedereroberung seines Erbreiches aufgebrochen, das Kreuzbanner gegen das Schlüsselbanner tragend. Die Städte, die in der Treue ausgehalten, vor allen Andria und Capua, belohnte er mit Freiheiten und Rechten, die abgefallenen strafte er mit seiner Ungnade. In dem päpstlichen Heer gebrach es an Lebensmitteln und Sold; Mißmut und Verzagtheit gaben sich allenthalben kund. Als der Kaiser Monte Cassino besetzte, in S. Germano einzog, das feste Sora erstürmte, mußten sich die Truppen des Papstes nach dem Kirchenstaat zurückziehen. Noch vor dem Eintritt des Winters war Friedrich wieder im Besitz seines Landes mit Ausnahme von Gaeta und S. Agata, welche Gregor durch wichtige Freibriefe gewonnen hatte und zu behalten hoffte; der Weg nach Rom stand dem Kaiser offen, sein Erscheinen vor den Thoren wäre für die Ghibellinen ein Zeichen zum Abfall gewesen.

Friede von S. Germano. 1230. Nun erweichte Gregor seinen harten Sinn und gedachte an eine Versöhnung und Ausgleichung mit dem „sogenannten Kaiser, dem Feind Christi", wie er ihn noch kurz zuvor genannt hatte. Die Ankunft des Herzogs Leopold von Österreich und mehrerer deutschen Fürsten und Bischöfe in Italien war den Ausgleichungsversuchen förderlich. Dennoch zogen sich die Unterhandlungen in die Länge, weil die lombardischen Guelfen Schwierigkeiten machten. Erst als 1. Febr. 1230. die Römer, erschreckt durch eine verheerende Überschwemmung des Tiber und durch andere Unfälle, den heil. Vater, in dessen Vertreibung sie die Ursache solcher himmlischen Strafgerichte erblickten, durch flehende Boten zur Rückkehr nach dem Lateran bewogen, nahmen die Angelegenheiten eine entschiedenere Wendung zum Frieden, indem Gregor mit Schrecken wahrnahm, welche Verwilderung in Sitten und Glauben der lange Streit zwischen den Oberhäuptern der Christenheit erzeugt hatte. Der Vermittelung der deutschen Fürsten gelang es 23. Juli 1230. endlich den Frieden von S. Germano herbeizuführen. Nachdem der Kaiser zugestanden, daß der Kirchenstaat bei seinen Besitzungen erhalten und die Städte Gaeta und S. Agata erst nach Jahresfrist, aber ohne alle Entschädigung unter die königliche Hoheit zurückgestellt und die Wahlfreiheit und Exemtion des Klerus von den Steuern und Gerichten des Staats fernerhin im Königreich Sizilien 28. Aug. nicht verletzt werden sollten, wurde er vom Banne losgesprochen und mit der Kirche ausgesöhnt. Eine persönliche Zusammenkunft und vertrauliche Be-

sprechung in Anagni, wobei nur Hermann von Salza zugegen war, besiegelte den Frieden. Und so sehr vergaß Gregor die Vergangenheit, daß er den Kaiser seinen „sehr geliebten Sohn“ nannte. Den Lombarden wurde Verzeihung zugesagt.

Friedrich bewies jedoch dem heiligen Vater, daß der Trotz der von Republikanismus und Häresie angefüllten Stadtgemeinden in Oberitalien der Kirche nicht minder gefährlich sei als dem Kaisertum. Dadurch stieß er in das Herz des Papstes einen tiefen Stachel. Denn seit dem Abschluß des Friedens war Gregors ganzer Sinn auf die Ausrottung der Ketzerei gerichtet, die er wie „Unkraut“ überall aufschießen sah. Wir kennen jene schrecklichen Gesetze, welche die Synode von Toulouse ergehen ließ (S. 72), und die furchtbaren Glaubensgerichte mit ihren Foltern und Kerkern, durch welche die Predigermönche die Glaubenseinheit zu erhalten bemüht waren. Selbst in Rom und in den Städten des Kirchenstaats sah man Scheiterhaufen lodern. Das berühmte Ketzergesetz vom Jahr 1231 verpflichtete den Stadtpräfekten oder Senator beim Antritt seines Amtes den feierlichen Eid zu leisten, daß er die Urteile der Inquisition genau vollziehen wolle. Erfüllt er sein Blutamt, so erhält er die Hälfte des eingezogenen Vermögens der Verurteilten, weigert er sich, so trifft ihn Bann, Ehrlosigkeit und Geldbuße. Es war das traurige Los Friedrichs II., welchen Bildung und freies Denken so weit über sein Jahrhundert erhoben, daß er aus Politik, um sich des Papstes Gunst zu erwerben, die kirchliche Verfolgungssucht durch die weltliche Gesetzgebung unterstützte. „Die Ketzer,“ heißt es in den Konstitutionen des Königreichs Sizilien, „welche den ungenähten Rock unseres Herrn zertrennen wollen, sollen lebendig im Angesicht des Volkes den Flammen überliefert werden; die sie hegen oder bei sich aufnehmen, verlieren ihre Güter; ihre Kinder dürfen kein Amt bekleiden und kein Zeugnis ablegen. Nur wenn sie einen Ketzer zur Anzeige bringen, erhalten sie durch kaiserliche Gnade ihre Ehre zurück.“ Auf solche Weise wurde der Bund des Kaisertums und Papsttums eingeweiht. Nicht selten diente die Ketzerei als Vorwand, um unfügsame, nach Freiheit strebende Bürger unter die Gewalt der Fürsten und Prälaten zu beugen, und die Bestimmung, daß das Vermögen der verurteilten Häretiker an die Herren fallen sollte, war ein verführerisches Reizmittel für Ketzerspürer und Ketzerrichter. Verordnungen gegen die Ketzer.

3. Friedrichs II. politische Wirksamkeit.

Nach dem Frieden von S. Germano entwickelte Friedrich eine großartige organisatorische Thätigkeit, die sich über alle Teile seines Reiches erstreckte. In Sizilien wurde auf den Trümmern der Lehnsaristokratie ein königlicher Beamtenstaat errichtet. In Deutschland wurde die Treue der geistlichen und weltlichen Fürsten in den Jahren der Krisis durch große Vorrechte belohnt, welche den Feudalstaat über das emporstrebende Bürgertum der Städte und über die Königsmacht erhoben und die Territorialhoheit der „Landesherren“ vollendeten, aber auch zur Beschränkung derselben durch Landstände führten. In Oberitalien endlich versuchte Friedrich im Bunde mit der Lehnsaristokratie den republikanischen Geist der Stadtgemeinden zu unterdrücken und die Reichshoheit aufs neue zu begründen. Im stolzen Gefühl seiner Macht und seines hohen Bestrebungen und Ziele.

Berufes suchte er das monarchische Prinzip über die widerstrebenden Elemente, die Feudalität des Herrenstandes und die Demokratie der städtischen Gemeinwesen, zu erheben und vermittelst seines überlegenen Geistes, einer klugen Politik und eines starken Heergefolges zur Weltherrschaft emporzusteigen. Aber seine erträumten Triumphe scheiterten an der Macht gegebener Verhältnisse und an den Ideen der Zeit. Die Kirche und das Papsttum, die er zur Bundesgenossenschaft zu gewinnen bemüht war, wandten sich, im Gefühl des natürlichen Gegensatzes ihrer Ziele und Anschauungen, bald in Feindschaft von ihm ab und segneten die Waffen seiner Gegner; in Oberitalien ging die republikanische Städtefreiheit siegreich aus den schweren Kämpfen und Anfechtungen hervor; in Deutschland bildete sich die Lehnsaristokratie zur Territorialherrschaft aus, welche das Königtum allmählich auflöste; im sizilianisch-apulischen Reiche war die Konzentrierung der Staatsgewalten der rascheren Begründung der Fremdherrschaft förderlich. Aber das Ringen verschiedenartiger Kräfte nach verschiedenartigen Zwecken brachte ein reiches geschichtliches Leben zur Entfaltung, dessen Erscheinungen wir nun nach den Hauptländern des staufischen Herrschergebiets vorführen werden.

a. Die Vorgänge in Deutschland.

Die Räte des Königs Heinrich. Als Friedrich zur Kaiserkrönung über die Alpen zog, vertraute er die Erziehung seines Sohnes, die Verwaltung der Reichsgeschäfte und die Wahrung des Landfriedens einer Reihe bedeutender Männer geistlichen und weltlichen Standes an. An der Spitze stand **Engelbert von Berg**, seit 1216 Erzbischof von Köln, welcher im Mai 1222 dem elfjährigen Heinrich zu Aachen die deutsche Krone aufsetzte und in seinem Namen die Reichsgeschäfte besorgte. Neben ihm besaßen zwei Ministerialen aus dem edlen schwäbischen Hause derer von Tanne, nämlich Eberhard von Waldburg, Truchseß und Bewahrer der deutschen Reichskleinodien, und Konrad von Winterstetten, Schenk und Minnesänger, sowie Werner von Boland aus der Rheinpfalz unweit Worms und Marschall Anselm von Justingen den größten Einfluß. Engelberts Ansehen stieg noch 1223 höher, als im Nov. 1223 Bischof Otto von Würzburg, der geistliche Erzieher des jungen Königs, und im folgenden Jahr Konrad von Speier, der Kanzler März 1224. und treue Anhänger Friedrichs, aus dem Leben schieden. Seitdem galt er als der eigentliche Reichsverweser während Heinrichs Minderjährigkeit und Friedrichs Abwesenheit; er war „die Säule der Kirche, die Zierde des Klerus, die Stütze des Reichs". Seine Stellung war aber schwierig. Denn nicht genug, daß die Landeshoheit der geistlichen und weltlichen Fürsten schon sehr ausgebildet war, und sowol diese als die für einzelne Reichslande bestellten Vikarien in eigenmächtiger Weise vorzugehen pflegten, sein doppeltes Verhältnis zu König Heinrich, der seit seiner Krönung die volle Gewalt besaß, und zu dem Kaiser, der nicht selten unmittelbar eingriff und sich in vielen Dingen die Entscheidung vorbehielt, legte ihm viele Rücksichten auf. Auch mögen die Ritter und Räte in der Umge-

bung des Königs, denen noch der Graf Gerhard von Dietz beizuzählen ist, oft auf eigene Hand Staatsgeschäfte betrieben haben.

Trotz dieser Schwierigkeiten führte Engelbert das Reichsregiment mit so fester Hand, daß Walter von der Vogelweide von ihm rühmen konnte, „sein Lob steige wunderhoch empor und schwebe allein“. Er nötigte die trotzigen Ministerialen von Hildesheim, die eigenmächtig über die Besetzung des Hochstifts verfügen wollten, den vom Kapitel gewählten Bischof Konrad anzuerkennen; er sicherte Frieden und Recht gegen den Übermut der Großen und verfolgte dem Auslande gegenüber eine vaterländische Politik. Dies trat besonders in der dänischen Angelegenheit hervor, die damals die abendländische Welt tief aufregte. Engelbert von Köln, Reichsverweser. 1221.

Wir wissen, wie die Dänenkönige Knud VI. und Waldemar II. „der Sieger“ den deutschen Bürgerkrieg zwischen Welfen und Hohenstaufen zu ihrem Vorteil auszubeuten verstanden. Dem letztern hatte Friedrich II. die Grenzlande jenseits der Elbe und Elde und die weiter ostwärts gelegenen Slawenländer abgetreten und ihn dadurch in den Stand gesetzt, seine Herrschaft über die südlichen und östlichen Küsten des Baltischen Meeres auszudehnen. Stolz nannte sich Waldemar „König der Dänen und Slawen und Herr von Nordalbingien“. Die beiden Grafen Heinrich und Gunzel von Schwerin sahen sich genötigt, ihre Herrschaft von dem Dänenkönig zu Lehen zu nehmen, Gunzels Tochter wurde mit Waldemars natürlichem Sohne Nikol vermählt. Als Graf Heinrich vom Kreuzzug zurückkam, fand er seinen Bruder tot und sein Land im Besitze des Dänenkönigs, der es seinem jungen Enkel Nikol bestimmt hatte. Die Sage fügt noch weiter hinzu, seine Gemahlin, die er während seiner Abwesenheit dem Lehnsherrn anvertraut, sei von demselben zur Untreue verführt worden. Empört über das ihm zugefügte Unrecht, sann der Graf auf Rache. Als im Frühjahr Waldemar mit seinem Sohne, dem jungen König gleichen Namens, auf den Eilanden im kleinen Belt der Jagd nachging und beide die Nacht vom 6. auf den 7. Mai unter einem Zelte auf der kleinen Insel Lyö zubrachten, landete Heinrich von Schwerin mit bewaffneter Mannschaft am Ufer, führte die Schlafenden mit geknebeltem Munde auf das Fahrzeug und segelte rasch nach dem Mecklenburger Lande hinüber. Dann eilte er mit seinen Gefangenen durch das Gebiet des Markgrafen von Brandenburg, seines Bundesgenossen, und brachte sie in dem festen Schloß Danneberg im Lüneburgischen in Gewahrsam. Dieses unerwartete Ereignis war für den ganzen Norden von den wichtigsten Folgen. Papst Honorius nahm sich der gefangenen Könige an und beauftragte den Kölner Erzbischof für ihre Befreiung zu wirken, denn Waldemar habe einen Kreuzzug gelobt und stehe somit unter dem besondern Schutz der Kirche. Er schalt den Grafen einen eidbrüchigen Verräter und befahl ihm bei Strafe des Bannes die Gefangenen innerhalb eines Monats loszugeben. Graf Heinrich ließ sich jedoch nicht einschüchtern, zumal da der ganze Norden in Bewegung

Die Schicksale Waldemars von Dänemark. 1223—1225. 1215. 1222. 1223.

war, um die fremde Oberherrschaft abzuschütteln, und Kaiser Friedrich die Gunst des Augenblicks zur Wiedererwerbung der abgetretenen Reichslande nicht entschwinden lassen wollte. Schon war der Deutschordensmeister Hermann von Salza über die Alpen gezogen, um das kaiserliche Interesse geltend zu machen und die Auslieferung der Gefangenen an das Reich zu bewirken. Engelbert war nunmehr in die schwierige Lage gesetzt, für die beiden Häupter der Christenheit in entgegengesetzter Richtung arbeiten zu sollen. Hermann rechtfertigte das Vertrauen, das Friedrich in ihn gesetzt, aufs glänzendste. In Verbindung mit an-
4 Juli 1224 dern kaiserlichen Bevollmächtigten vermittelte er einen Vertrag, in welchem Waldemar für seine und seines Sohnes Befreiung alle Früchte vieljähriger Anstrengungen und Mühen zum Opfer brachte. Nicht nur, daß er das gesamte überelbische Land dem Reiche zurückstellte, dem Grafen von Schwerin ein Lösegeld von 40,000 Mark Silbers kölnisch Gewicht zusicherte und ihn sowie die übrigen Reichsvasallen wieder aus seinem Lehnsverbande entließ; er mußte auch die Oberlehnsherrlichkeit des Kaisers über Dänemark anerkennen und demselben huldigen und Treue schwören, er mußte sich ferner zu einem Kreuzzug oder zur Entrichtung einer namhaften Geldsumme zu diesem Zweck verpflichten und Geiseln stellen. Auf einem Fürstentag in Bardewiek sollte dieser Vertrag in Gegenwart des deutschen Königs Heinrich und des Erzbischofs Engelbert zum Vollzug kommen. Allein Graf Albrecht von Orlamünde, Waldemars Schwestersohn, den die Dänen zum Reichsverweser eingesetzt, verwarf die Übereinkunft und wollte seinen Oheim mit dem Schwert befreien. Da verband sich Graf Heinrich mit dem Erzbischof Gerhard von Bremen, welcher sich gerade anschickte, Adolf von Schauenburg, den Sohn des vertriebenen Herzogs von Holstein gleichen Namens, in seinen väterlichen Besitz zurückzuführen. Mit offenen Armen empfingen die Bewohner den Sprößling ihres ehemaligen Landesherrn, und als Albrecht, welchem Waldemar das transelbingische Land samt den Burgen und Städten zu Lehen gegeben, mit dänischer Mannschaft herbeieilte, um
Jan. 1225. seine Besitzungen gegen den Rivalen zu verteidigen, erlitt er bei Mölln eine Niederlage und wurde gleichfalls als Gefangener nach Schloß Danneberg geführt. Nun kam der Befreiungsvertrag zur Ausführung. Die Loskaufsumme wurde auf 45,000 Mark erhöht, alles Land von der Elbe zur Eider an Adolf, Mecklenburg an Heinrich von Schwerin zurückgegeben und damit beide Länder wieder unter die Hoheit von Kaiser und Reich gestellt. Dagegen sollte die dänische Krone von der Lehnspflicht entbunden sein. Dergestalt erhielt König Waldemar nach einer Gefangenschaft von drittehalb Jahren am 21. Dezember die Freiheit und langte am ersten Weihnachtstag wieder in Dänemark an. Aber
Ausgang des dänisch-deutschen Krieges. 1226. 1227. der Schmerz über die erlittene Demütigung nagte an Waldemars Herzen und stachelte ihn zur Rache. Als Papst Honorius sich nach einigem Bedenken bewegen ließ, ihn von dem Eide, den er gezwungen geleistet, zu entbinden, setzte
Sommer 1226. er sofort mit Heeresmacht über die Eider, zwang die Dithmarschen wieder zur

Huldigung und unterwarf, unterstützt von seinem Neffen, dem Welfen Otto von Lüneburg, die Städte Rendsburg, Itzehoe u. a. O. Das Glück begünstigte jedoch den wortbrüchigen König nicht lange. Die Grafen von Holstein und Schwerin und der Erzbischof von Bremen schlossen ein Bündnis mit Herzog Febr. 1227. Albrecht von Sachsen und mit der Stadt Lübeck, welche sich während dieser Wirren von dem Kaiser in Italien die ihr von seinem Großvater verliehene Reichsfreiheit hatte bestätigen lassen, und zogen mit vereinten Kräften wider Waldemar ins Feld. Auf dem weiten sandigen Blachfelde, wo das Dorf Bornhövede liegt, trafen die Heere aufeinander. Als die Schlacht unentschie- 22. Juli. den hin und her wogte, gingen die Dithmarschen, die der König wider ihren Willen zum Mitziehen gezwungen hatte, zu den Deutschen über, um, wie diese ihnen vorher zugesichert, ihre alte Freiheit wieder zu erlangen. Dadurch gewannen die Verbündeten den Sieg. Der König selbst wurde verwundet und entging nur durch die treue Hingebung eines deutschen Ritters einer zweiten Gefangenschaft; sein Neffe Otto dagegen mußte in Schwerin die Haft Albrechts von Orlamünde teilen. Nun stand dem Frieden nichts mehr im Wege. Die Dithmarschen blieben auf Jahrhunderte ein freies Volk mit republikanischen Einrichtungen und volkstümlichen Sitten und Rechtsgebräuchen. Lübeck und Hamburg erblühten fröhlich unter dem Schutze der Reichsfreiheit; Mecklenburg und Pommern wurden wieder kaiserliche Lehnslande und Lauenburg mußte von dem Grafen Albrecht an den Herzog von Sachsen abgetreten werden. So stürzte der stolze Bau der Waldemare zusammen; von allen Eroberungen behielt Dänemark nur noch Rügen und Esthland. Aber um dieselbe Zeit wurde an der Ostsee der Grund zu der großen Herrschaft des Deutschordens gelegt, dem im nächsten Jahrhundert auch Esthland zufallen sollte. Als im folgenden Jahre Heinrich von Schwerin starb, löste sich Otto von Lüneburg bei der Witwe aus der Ge- 1228. fangenschaft.

Der Reichsverweser Engelbert erlebte den Ausgang der dänischen Ver- Ermordung Engelberts wickelungen nicht mehr. Er hatte sich umsonst große Mühe gegeben, ein Ehe- von Köln 1225. bündnis zwischen dem jungen König Heinrich und einer englischen Königstochter zustandezubringen; der Kaiser zog die Vermählung seines Sohnes mit Margarete, der ältesten Tochter Leopolds VII. von Österreich und Steiermark, der englischen, französischen und böhmischen Bewerbung vor. Am 18. November, neun Tage nach dem Vermählungsfest des Vaters in Brindisi 1225. (S. 121), sollte auf einem Hoftage in Nürnberg das Beilager unter großen Feierlichkeiten vollzogen werden. In dem hohenstaufischen Hause waren frühzeitige Heiraten Sitte. Wie der Kaiser hatte auch der Sohn die Knabenjahre noch kaum überschritten, als er in das Ehebett stieg. Gleichzeitig mit dem König feierte der Bruder der Braut, Heinrich, seine Hochzeit mit Agnes, der Schwester des Landgrafen von Thüringen. Umsonst erwartete man auch den Reichsverweser bei dem fröhlichen Feste. Auf der Reise dahin war er bei dem

Städtchen Schwelm, wo er die Kirche einweihen wollte, von seinem eigenen Neffen, dem rohen Grafen Friedrich von Ysenburg, auf offener Straße meuch-
7. Nov. 1225. lings überfallen und mit achtunddreißig Stichen durchbohrt worden. Engelbert war der Gewaltthat und Raubsucht des Adels oft ernst entgegengetreten; aus niedriger Rache darüber hatte sich der Graf mit fünfundzwanzig Mordgenossen zum Untergange des edlen Oheims verschworen. Mit den zerrissenen und blutbefleckten Kleidern erschienen Dienstmannen der Kölner Kirche vor König und Fürsten und verlangten die Bestrafung des Mörders. Es war am dritten Tag nach der Hochzeit, daß Heinrich auf der Burg oberhalb Nürnberg zu Gericht saß. Da erhob sich über die Frage, ob der Mörder sogleich mit der Acht belegt oder vor ein Reichsgericht gestellt werden sollte, ein heftiger Streit. Man eilte zu den Waffen. In der Aufregung entstand ein solches Gedränge, daß die Treppe brach und bei 50 Menschen, darunter 23 Ritter, auf der Stelle das Leben einbüßten. Andere starben in den Herbergen an den erhaltenen Quetschungen. Bei der allgemeinen Entrüstung, die sich in den deutschen Landen über die ruchlose That kundgab, wagten die Freunde des Grafen von Ysenburg nicht für ihn einzustehen. Geächtet irrte er zwölf Monate umher, während Heinrich von Sayn, Engelberts Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl, seine
14. Nov. 1226. Burgen zerstörte; endlich wurde er in Lüttich ergriffen und den Kölnern ausgeliefert, die ihn aufs Rad flochten. Die gleiche Strafe hatte schon vorher mehrere seiner Mitschuldigen getroffen.

König Heinrich VII. War Deutschland schon bisher der Schauplatz heftiger Fehden gewesen, so nahmen jetzt unter dem jungen König, der bald schlimme Wege ging, den Rat der Klugen in den Wind schlug und sich einem üppigen, leichtsinnigen Leben ergab, Gewaltthat und Anarchie immer mehr überhand. „Die Fürsten und Edle," klagt Burkhard von Ursperg, „ausgelernt in teuflischer Kunst, scheuten sich nicht Eide zu brechen, die Treue zu verletzen und jegliches Recht mit Füßen zu treten." Umsonst setzte der Kaiser dem unerfahrenen Sohn einen dem hohenstaufischen Hause stets treuergebenen Fürsten, den Herzog Ludwig von Bayern und Pfalzgraf bei Rhein, als Pfleger und Rater an die Seite; sein Einfluß bei König Heinrich war nicht groß genug, um dessen Ohr Schmeichlern und schlimmen Gefährten zu verschließen, und sein Arm nicht stark genug, den Übelthätern zu wehren. Bald wütete in allen Gegenden Deutschlands Krieg und Aufruhr; es ging her wie in Israel, „da es keinen König gab, sondern jeglicher that, was ihm gefiel".

Deutschland in Kriegsnot. Im Regensburger Stift bekämpften sich zwei Bischöfe, von denen der eine (Siegfried) von dem Papst, der andere (Gottfried) von dem König unterstützt wurde; Braun-
28. April 1227. schweig, das bei dem Tode des Herzogs Heinrich an dessen Neffen Otto von Lüneburg gekommen, wurde während der Gefangenschaft dieses dänischen Bundesgenossen nach dem Tage von Bornhövede von einem Reichsheer bedrängt; die Bürger aber verteidigten die Stadt mit Heldenmut und Erfolg. In den Niederlanden bekämpfte Bischof

Otto von Utrecht mit den Grafen von Geldern, Holland, Kleve u. a. seinen empörten Lehnsmann Rudolf von Coevorden in Groningen. An einer von Sümpfen umgebenen Stätte kam es zur Schlacht; die schwergerüsteten Leute des Bischofs brachen überall in Aug. 1226.
den Boden und erlitten eine völlige Niederlage. Der Bischof selbst geriet in Gefangenschaft und wurde von den Drentern unter Martern getötet. Auch der Graf von Geldern starb in der Gefangenschaft. Ottos Nachfolger in Utrecht, Wilbrand, sprach über Rudolf und die Drenter Acht und Kirchenbann aus und bekriegte sie lange. Sie verstanden sich endlich zu einem Frieden unter harten Bedingungen. Ehe jedoch die Unterhandlungen geschlossen waren, wagte sich Rudolf in das Lager des Bischofs, wurde ergriffen, verurteilt und gerädert. — Am Oberrhein herrschte eine verheerende Fehde zwischen Berthold von Teck, Bischof von Straßburg, dem seine Verwandten, die Markgrafen von Baden und Albrecht von Habsburg, Landgraf von Oberelsaß, zur Seite standen, und dem Grafen von Pfirt wegen des dagsburgischen Erbes. Ungeachtet der König die letzteren begünstigte, blieben doch die Straßburger nach dem siegreichen Tref- Juni 1228.
fen zwischen Blodelsheim und Hirzefeld im Vorteil, hatten aber dafür von der Feindschaft Heinrichs schwer zu leiden, bis endlich durch den ehrwürdigen Abt Konrad von St. Gallen ein Friede vermittelt ward. Die beabsichtigte Zusammenkunft des Kaisers Sept. 1230.
mit seinem Sohne in Cremona, war, wie erwähnt (S. 124—125), durch die Lombarden vereitelt worden. Vielleicht hätten Friedrichs Ratschläge oder Befehle eine bessere Wendung herbeigeführt. So aber wurde die Lage noch verschlimmert, als der Kaiser unter den Bann der Kirche kam und Papst Gregor IX. auch in Deutschland den Hohenstaufen Gegner zu erwecken suchte. Er hätte gern im Einverständnis mit dem englischen Hof den Welfen Otto von Lüneburg, der nach seiner Befreiung zu seinen treuen Braunschweigern zurückgekehrt war, als Gegenkaiser aufgestellt und den alten Parteikrieg von neuem entzündet; allein Otto schlug das Anerbieten aus: „Er möchte nicht enden wie sein Ohm Otto IV." Nun gestaltete sich auch das Verhältnis zwischen dem König und seinem Berater Ludwig von Bayern so ungünstig, daß sie nach mancherlei Zwistigkeiten sich in offener Feindschaft trennten, ja daß sogar der Herzog im Bunde mit der päpstlichen Partei zu den Waffen griff, aber durch einen verheerenden Einfall des Königs und seines Verwandten und Verbündeten, des burgundischen Pfalzgrafen Otto von Meran, in sein Herzogtum genötigt ward, sich vor seinem Pflegebefohlenen zu beugen und Geiseln für künftige Folgsamkeit zu stellen.

„Nunmehr begann Heinrich selbständig die Reichsgeschäfte zu versehen; Heinrichs Lebenswandel.
er übte die königliche Macht aus, aber führte ein höchst unkönigliches Leben." Mit diesen Worten des Annalisten von Trier stimmen auch andere Berichte überein. Heinrich wird beschuldigt, dem Frauendienst, der in der Blütezeit des „Minnegesanges" so feurig gepriesen wurde, sich allzusehr hingegeben zu haben. Seine Gemahlin Margarete besaß seine Liebe nicht, obwohl sie ihm bereits einen Sohn geboren. Sein Herz hing an der böhmischen Braut und er soll sogar an Scheidung gedacht haben. Die Abneigung wuchs noch, als ihr Vater, Herzog Leopold von Österreich, in S. Germano, wohin ihn der Kaiser beschieden, plötz- 28. Juli 1230.
lich starb und der Sohn das Heiratsgut seiner Schwester nicht herausgab. Heinrich entschädigte sich in den Armen anderer Frauen. Im Umgange mit lustigen Jagdgenossen und Minnesängern, die ihm schmeichelten und ihn verführten, mit Gauklern, Possenreißern und Spielleuten, die seine Freigebigkeit anlockte, ergab er sich einem leichtsinnigen Leben voll sinnlicher Lust.

„Geleitet durch den Schenken Konrad von Winterstetten, den Verwandten des Liederdichters Ulrich von Winterstetten, hatte des Königs Ohr früh den verführerischen Tönen des süßen Minneliedes gelauscht; dem Schenken zu Liebe dichtete Rudolf von Ems seinen Wilhelm von Orleans und Ulrich von Türheim die Fortsetzung von Gottfrieds Tristan.“ Diese und andere frohe Söhne des Gesanges, wie der an feinen Liebesweisen so fruchtbare Gottfried von Neifen, waren Heinrichs Gesellschafter auf der Jagd und Falkenbeize, bei fröhlichen Gelagen, bei festlichen Spielen und bei den Freuden der Minne. Sie schmeichelten ihm und füllten sein Herz mit Eitelkeit, Herrschsucht und Ehrgeiz. Wie einst König Heinrich IV. in seiner Jugend, zog er selten die Reichsfürsten in seine Nähe, sondern folgte lieber den Eingebungen geringerer Männer aus dem Stande der Ritter und Ministerialen. Selbst alte treue Diener des hohenstaufischen Hauses, wie Anselm von Justingen und die Herren von Tanne, halfen den König verderben, um seine Unreife und verschwenderische Freigebigkeit zu mißbrauchen, und nährten durch böswillige Einflüsterungen die keimende Zwietracht.

Spannung zwischen Vater und Sohn. Die Aufsicht und Oberleitung des Vaters ward dem Sohne bald lästig; er wollte im eigenen Namen regieren, aus eigener Machtvollkommenheit die königlichen Rechte üben. Und die Genossen unterließen nicht, den bethörten Jüngling in seinen Herrschergelüsten zu bestärken, ihm die väterliche Bevormundung als unwürdig, die Erwerbung selbständiger Macht als leicht zu schildern. Bei der feindseligen Gesinnung der Lombarden war es für Friedrich schwer, ein Heer nach Deutschland zu führen; die Aussicht auf die Nachfolge im Reich lag für Heinrich in weiter Ferne, da der Kaiser selbst noch im blühenden Mannesalter stand; kindliche Liebe war in seinem Herzen nicht geweckt worden, er hatte ja den Vater nur selten gesehen. So erwachte allmählich bei dem König im Stillen der Gedanke, sich durch Abfall die Selbstherrschaft zu verschaffen. Friedrich war seit seiner Aussöhnung mit dem Papst sichtlich bemüht, die Gunst der Kirche und des Klerus zu erwerben. Wir kennen die Ketzerverfolgungen, zu denen der sonst so aufgeklärte Herrscher seine Hand lieh, deren Opfer die Stedinger wurden; die von dem Kardinallegaten Otto eifrig betriebene Niederlassung der Dominikaner mit ihren Glaubensgerichten in Deutschland wurde von Friedrich in keiner Weise gehindert; die Bischöfe erfreuten sich der besondern Gunst des Kaisers; der neue Reichskanzler, Siegfried von Regensburg, aus dem Hause derer von Eppstein, stand hoch in seinem Vertrauen. Heinrich war der Geistlichkeit weniger hold: er hatte den Straßburger Bischof mit Energie bekämpft, er hatte die Wirksamkeit des Kardinallegaten vielfach gehemmt; er hatte Lüttich, Mastricht, Tongern und andere Städte gegen die Rache der Bischöfe in Schutz genommen und ihnen ihre Freiheiten bestätigt. Aber er besaß weder die nötige Charakterfestigkeit zur Durchführung einer konsequenten Politik, noch hinreichendes moralisches Ansehen gegenüber dem Kaiser und den Fürsten. Als Friedrich sich anschickte, die Fürstengewalt auf Kosten der Städtefreiheit zu heben, als er in seinem sizilianischen Reiche einen Beamtenstaat mit königlicher Machtvollkommenheit aufrichtete, als er den durch den Kreuzzug und Bann unterbrochenen Kampf gegen den lombardischen Städtebund

wieder aufnahm, da hatte Heinrich nicht die Kraft, für das bürgerliche Element in die Schranken zu treten. Nicht nur, daß er von den geistlichen und weltlichen Fürsten gezwungen ward, die früher von ihm gebilligte Einigung der Städte Mainz, Bingen, Worms, Speier, Frankfurt, Gelnhausen und Friedberg zu Schutz und Trutz zu untersagen; er mußte auch einwilligen, daß auf dem denkwürdigen **Reichstag zu Worms**, dem die angesehensten Prälaten und weltlichen Herren anwohnten, eine Reihe von Beschlüssen gefaßt wurde, welche die freiheitliche Entwickelung der Städte hemmten und dieselben der Territorialmacht der Landesfürsten unterwarfen, zugleich aber die letzteren in Beziehung auf Gesetzgebung und Besteuerung an die Zustimmung der höheren Stände der Landschaft banden und somit einem neuen Faktor des Staatslebens, den **Landständen**, die Entstehung gaben. 1. Mai 1231.

Um die geistlichen und weltlichen Fürsten für die der Krone bewiesene Treue zu belohnen und sie auch für die Zukunft an das Herrscherhaus zu knüpfen, wurde den Städten untersagt, „Pfahlbürger" oder Beisassen aus Leibeigenen oder hörigen Leuten der Fürsten, des Adels und der Dienstmannen der Kirche in das Stadtrecht aufzunehmen, oder solche, ohne daß sie in der Stadt wohnten, den Schutz und die Freiheiten derselben genießen zu lassen, ein bisher geübter Gebrauch, durch den die Macht der städtischen Gemeinwesen auf Kosten des Herrenstandes vermehrt worden war; es sollten keine neuen Marktrechte verliehen und der Alleinbetrieb gewisser Gewerbe innerhalb der Stadtmauern aufgehoben werden. Ferner sollten die Städte Güter und Lehen, die sie von Fürsten, Edlen oder Kirchen in Besitz genommen, zurückgeben und ihre Gerichtsbarkeit nicht über das Stadtgebiet ausdehnen. Den Fürsten und Bischöfen sollte das Befestigungsrecht ihrer Städte zustehen und der König selbst versprach, keine Stadt- oder Burgfleckenrechte zu verwilligen, wodurch benachbarten Fürsten Schaden erwachsen könnte. — In einer weiteren Urkunde wurde bestimmt, daß jeder Fürst oder „Landesherr" seine Freiheiten, Gerichtsbarkeiten, Grafschaften und Centen, die er entweder selbst verwaltet oder zu Lehen ausgethan hatte, ruhig genießen solle nach der bewährten Gewohnheit seines Landes. Damit aber dieses hohe Privileg, „welches mit Recht als der Grund angesehen wird, auf dem die Territorialherrschaft, bisher durch Gewalt oder Gewährenlassen emporgekommen, jetzt aber rechtlich anerkannt, sich nach oben und nach unten entwickelt hat", nicht mißbraucht werde, setzte der Reichstag in einem dritten Rechtsbescheid fest, daß die „Landesherren" keine neuen Ordnungen treffen oder Gesetze geben durften ohne die Zustimmung der Edlen und hervorragenden Männer der Landschaft. Beschlüsse des Wormser Reichstags.

Bald darauf wurde zur Begründung eines allgemeinen Friedenszustandes ein Reichstag nach Ravenna ausgeschrieben, zu welchem auch König Heinrich und die deutschen Fürsten entboten wurden. Die letzteren folgten in großer Zahl dem Rufe, und obschon die Lombarden wieder die Wege verlegt hatten, trafen doch viele in Ravenna ein. Dagegen ergriff König Heinrich mit großer Begierde diesen Vorwand, um dem zürnenden Angesicht des Vaters nicht begegnen zu müssen. Während der Kaiser wartend den Reichstag verlängerte, zog er ruhig in Franken und Schwaben umher, ohne nur einen Versuch zu machen, auf anderen Wegen nach Ravenna zu gelangen. Durch böswillige Friedrich in Ravenna. 1231.

Zuträgereien war das Mißtrauen genährt worden, so daß heftige Auftritte zu befürchten standen. Ob die Ermordung Ludwigs von Bayern, der die Partei des Papstes gegen die Hohenstaufen ergriffen hatte, mit diesen Vorgängen in irgend einem Zusammenhang stand, kann nicht mit Sicherheit ausgemittelt werden.

Ermordung Ludwigs von Bayern. 16. Sept. 1231. Als nämlich eines Tages der Herzog mit Gefolge auf der Brücke zu Kelheim, seiner gewöhnlichen Residenz, lustwandelte, fiel er durch den Dolchstich eines unbekannten Mannes. Der Thäter starb unter Martern, ohne ein Geständnis abzulegen. Die Menge ließ ihre Wut an seinem Leichnam aus, und die geschäftige Phantasie erblickte in dem Unbekannten einen Assassinen, den des Kaisers Rache gedungen. Niemand vermochte sich das geheimnisvolle Verbrechen zu erklären; aber die Gegner der Hohenstaufen benutzten es in der Folge zu schweren Anschuldigungen. Nachmals wurde auf der Kirchenversammlung zu Lyon unter den Anklagepunkten zur Begründung der Absetzung Friedrichs auch die Ermordung des Bayernherzogs aufgeführt, die, „wie als gewiß behauptet wird", auf des Kaisers Anstiften erfolgt sei. Die treue Anhänglichkeit, welche Ludwigs Sohn und Erbe, Otto der Erlauchte, dem hohenstaufischen Hause stets bewahrte, konnte jedoch als Beweis gelten, daß diese Angabe von der Familie selbst als eine lügenhafte angesehen ward.

Zusammenkunft Friedrichs und Heinrichs in Cividale. 1232. Vergebens wartete Friedrich mehrere Monate in Ravenna auf die Ankunft des Sohnes. Als er aber die Versammlung nach Aquileja verlegte und im März über Venedig, wo er den festlichen Empfang mit freundlichem Entgegenkommen und Handelsvergünstigungen vergalt, nach jener Wasserstadt fuhr, konnte Heinrich nicht länger widerstreben. In Begleitung Siegfrieds von Regensburg, der ihm gleichsam als Wächter beigegeben war, traf er um Ostern mit dem Kaiser zusammen. Vor seiner Abfahrt aus Ravenna hatte Friedrich auf Anraten der Fürsten und Prälaten, an deren Gunst und Beistand ihm viel gelegen war, die Beschlüsse des Wormser Reichstages bestätigt und damit zum Reichsgesetz erhoben, dann hatte er durch eine besondere Urkunde in den bischöflichen Städten alle Genossenschaften der Handwerker, alle Räte, Bürgermeister und Obrigkeiten, welche ohne Einwilligung der Stadtherren bestellt worden, untersagt und die freie Wahl der Gemeindebeamten und alle eigenmächtigen Einrichtungen, welche eine selbständige Gemeindegewalt hätten schaffen können, aufgehoben, „damit die Fürsten ihre Rechte in Ruhe genießen könnten". Bei der feindseligen Gesinnung, welche der Kaiser zu dieser Zeit gegen den Lombardenbund hegte, fiel es den geistlichen Herren nicht schwer, ihn zu überzeugen, daß die deutschen Städte auf ähnliche Ziele lossteuerten, und daß, wenn man die politische Selbständigkeit, die sie sich unberechtigt angeeignet, bei Zeiten niederhalte, dies eine heilsame Rückwirkung auch auf Italien üben würde. Damals wurde der Kaiser von den deutschen Fürsten hoch geehrt, sie nannten ihn „das lebendige Gesetz auf Erden". Der junge König dagegen empfing auf einer Zusammenkunft in Cividale bei Aquileja scharfe Verweise über sein eigenmächtiges Auftreten, und erst als er um Verzeihung

gebeten und eidlich versprochen hatte, in allem seines Vaters Befehlen zu gehorchen und nichts zu unternehmen, was demselben an Land, Ehre, Würde und Person Nachteil bringen könnte, wurde er wieder zu Gnaden angenommen. Dabei mußte er erklären, wenn er sein Versprechen nicht erfülle, so solle er der Treupflicht der Fürsten verlustig gehen und ohne weiteres der Exkommunikation verfallen sein. Zugleich sollten die Herzöge von Sachsen, Kärnten und Meran und neun Prälaten sich für seine Treue verbürgen und urkundlich geloben, wenn er eidbrüchig würde, ihn zu verlassen und allein dem Kaiser anzuhangen.

b. **Friedrichs organisatorische Thätigkeit im sizilianischen Reich.**

Der Friede von S. Germano, mit dem eine fünfjährige Glanzperiode in der Geschichte Friedrichs II. beginnt, war für die Christenheit eine große Wohlthat. Folgen des Friedens von S. Germano. Zunächst sicherte er den Besitz des Königreichs Jerusalem. Gregor bestätigte nun des Kaisers Vertrag mit al Kamil, den er früher als eine Schmach der Christenheit gebrandmarkt, und Friedrich suchte das gute Einvernehmen mit dem Sultan und dessen Bruder durch Geschenke und Freundschaftsbezeugungen aufrecht zu halten und sorgte zugleich für die Sicherheit der heil. Stadt, indem er den Marschall Richard als Reichsstatthalter und kaiserlichen Bevollmächtigten mit Schiffen und Mannschaft nach dem syrischen Lande abschickte. „Die Straßen uns alle offen stehen, die zu den heiligen Stätten gehen," rief der Dichter des „Freidank" in der Freude seines Herzens über die Erfolge des Kaisers. Als die Templer und Johanniter den abgeschlossenen Vertrag zu stören versuchten, wurden sie von Gregor selbst zur Ordnung verwiesen. Auch al Kamil wünschte mit den Franken in Frieden zu leben; denn er fürchtete die Macht der Charesmier, und im fernen Osten drohte ein noch furchtbarerer Feind — die Mongolen.

Vor allem aber kam die auf den Frieden folgende Ruhe dem sizilianischen Reiche zu statten, wo Friedrich eine gesetzgeberische Thätigkeit entwickelte, die man mit Recht allgemein bewundert hat. Die Konstitutionen des Königreichs Sizilien. Durch die auf einem Hoftage in Melfi sanktionierten „Konstitutionen des Königreichs Sizilien", bei deren Abfassung (Aug. 1231.) und Kodifizierung neben dem Erzbischof Jakob von Capua vermutlich auch Petrus von Vinea (delle Vigne) thätig war, bewies Friedrich, wie hoch er über den Anschauungen seiner Zeit stand. In diesem Verfassungs- und Gesetzgebungswerk, worin auf Grund und mit Benutzung älterer normännischen Bestimmungen und Einrichtungen alle Gesetze und Verordnungen des Königs zu einem organischen Staatsbau verarbeitet wurden, weht schon ganz der Hauch des modernen Staats. Während in Deutschland, wo nach einem beliebten Ausdruck „nur ein gekröntes Haupt auf den Schultern der Fürsten ruhte, in deren Größe und Herrlichkeit die kaiserliche Majestät sich selbst verherrlicht glaubte", der Partikularismus und die Feudalität das monarchische Reichsregiment immer mehr überwucherten, zurückdrängten und schwächten, begegnet man in den sizilianischen Konstitutionen, „der ersten Verfassungsurkunde der Büreaukratie", einer

festgegliederten Beamtenhierarchie mit königlicher Spitze, wobei die Lehnsaristokratie gänzlich in den Hintergrund trat, die Staatsgewalt in den Händen des Königs und der von ihm eingesetzten Organe ruhte, zugleich aber durch Beiziehung von Beiräten aus den bürgerlichen Kreisen der Grund zu einem parlamentarischen Staatsleben mit einem strammen monarchischen Regiment gelegt ward.

Nicht nur, daß die Kronvasallen zu den Staatslasten herangezogen wurden, Friedrich lockerte den ganzen Lehnsverband durch die Bestimmung, daß die Erblichkeit der Güter sich auf die Töchter ausdehnen und diese bis zu ihrer Verheiratung unter dem Schutz und der Vormundschaft der Regierung stehen sollten und daß bei dem Tode eines Ritters dessen Afterlehen nicht ohne Zustimmung und Mitwirkung des Königs weiter vergeben werden dürften; und als er auf die „Hoftage" neben den Baronen und Prälaten, welche bisher allein zu Rate gezogen worden, auch Abgeordnete der
1232. Städte und Burgflecken einberief „zum Nutzen des Königreichs und zum allgemeinen Besten", hatte er zunächst die Absicht, den bevorzugten Ständen einen Rivalen an die Seite zu setzen. Denn im allgemeinen kann nicht behauptet werden, daß die „Konstitutionen" der Entwickelung munizipalen Lebens und städtischer Freiheit günstig gewesen wären. — So wurde gleichzeitig in Deutschland die Macht der Territorialherren durch die Landstände beschränkt und im sizilianischen Reiche das bürgerliche Element zum Staatsleben herangezogen.

Dem Papst Gregor war die Veröffentlichung der Konstitutionen unheimlich. Denn während die Kurie bisher der weltlichen Staatsgewalt den göttlichen Ursprung versagte und sie nur als notwendige Dienerin der Kirche zur Bestrafung der Übelthäter darstellte, die monarchische Machtfülle durch das geistliche Element fortwährend zu schwächen und aufzulösen bestrebt war, sah nun der heil. Vater unter seinen Augen ein Königtum sich ausbilden, das seinen Ursprung gleich dem Priestertum von der Gnade Gottes herleitete, das die weltliche Fürstengewalt als göttliche Anordnung der geistlichen ebenbürtig an die Seite rückte, das den Gütererwerb der Kirche beschränkte und den Klerus in gewissen Fällen unter die Gerichtsbarkeit und Besteuerung des Staats beugte, das das gesamte öffentliche Leben, selbst Gewerbe, Künste und Wissenschaften der Aufsicht des Staates unterwarf. Aber seine Mahnungen an Friedrich, von dem „ruchlosen" Beginnen abzulassen, blieben ohne Erfolg. Die neue Staatsform des „aufgeklärten Despotismus" wurde durchgeführt.

1. Recht und Gericht. 1. Die oberste Gerichts- und Verwaltungsbehörde bildete das Kollegium der vier Großhofrichter und sein Präsident, der Großhofjustitiar. Als „Spiegel der Gerechtigkeit" urteilt er über Hochverrat und Majestätsverbrechen, beaufsichtigt die niederen Gerichte, entscheidet über alle von den Landrichtern ergangene Berufungen in peinlichen und bürgerlichen Sachen und erteilt den niederen Beamten in zweifelhaften Fällen Bescheid. Wo er sich aufhält, schweigen die Untergerichte. Die Ausfertigung der Schriftstücke geschieht im Namen des Kaisers, mit Beirat der vier Großhofrichter und unter dem Amtssiegel des Kollegiums. Unter ihm standen die Behörden der neun Provinzen, in welche das Königreich beider Sizilien geteilt war, die Justitiarii samt ihren Unterbeamten. Diese durften weder in den ihnen zugewiesenen Provinzen heimisch

oder darin ansässig sein, noch in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu Einwohnern stehen. Sie wurden vom Staat besoldet und die Annahme von Geschenken war ihnen streng verboten. Zur schleunigeren Durchführung der Klagesachen mußte der Justitiar beständig in der Provinz herumreisen. Vor sein Forum gehörten außer allen Kriminalfällen die Erkenntnis über niedere Lehen und die Voruntersuchung in Lehnssachen der Kronvasallen, über die dann der Kaiser zu entscheiden hatte. — Die Gesetze, über deren Befolgung die Justitiarii zu wachen hatten, bezweckten die Begründung eines gesicherten Rechts- und Friedenszustandes und zeichneten sich mit Ausnahme der Ketzergesetze durch Milde und Aufklärung aus. Gottesurteile und gerichtlicher Zweikampf sind, wenige Fälle abgerechnet, untersagt, „weil sie der Natur widersprechen, vom gemeinen Rechte abweichen und mit den Gründen der Billigkeit nicht übereinstimmen". Die Folter soll nur bei Majestätsverbrechen und übel berüchtigten Personen in Anwendung kommen, die Konfiskationen sind beschränkt, die Ehre der Frauen und Jungfrauen durch strenge Strafbestimmungen geschützt, der Rechtsgang vereinfacht und beschleunigt, die Prozeßkosten ermäßigt, Fehden und Waffentragen untersagt. Und um die Rechtspflege vor Verwirrung zu bewahren, wurden die verschiedenen Volksrechte und die Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehoben.

2. Neben dem Justitiar war der Kämmerer der angesehenste Beamte in der Provinz. Ihm lag die Verwaltung und Eintreibung der Steuern ob. Unter ihm standen die noch aus der Normannenzeit stammenden Bajuli als Ortsbeamte oder Stadtrichter, welche die Ortspolizei übten, Maß und Gewicht überwachten und bei der Aufstellung der Steuerrollen thätig waren. Sie sollten unbescholtene und wohlhabende Männer sein. Ihre Einnahme bestand in Gefällen. — Bei Anstellungen von Beamten verfuhr man mit der größten Sorgfalt. So sehr die Konstitutionen die Ehre und das Ansehen derselben zu schützen suchten, so streng wurde jede Übertretung bestraft, so sehr drang man auf die genaueste Pflichterfüllung, so scharf war die Kontrolle durch regelmäßige und außerordentliche Untersuchungen. „Die ganze Verwaltungsmaschine war so konstruiert, daß ein Glied das andere möglichst kontrollierte und überwachte. Aber außerdem führte man oben geheime Konduitenlisten über alle Beamten und die von ihnen gebrauchten Vertrauensmänner." Auch geschieht in den Jahren 1234 und 1240 einer außerordentlichen Beamtenkontrolle vor dem Provinziallandtag und vor einem in Melfi niedergesetzten Oberrechnungshof Erwähnung. Aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln hörte man häufig Klagen über Bestechung, Unterschleif, Erpressung, Bedrückung und Mißbräuche aller Art. Mit Recht hat man die Ursache in der Einrichtung gefunden, daß die Verwaltungsbeamten zugleich richterliche Befugnisse hatten, daß die Grenzen der Amtsgewalt nicht genau bestimmt waren. 2. Verwaltung.

3. Die größte Sorgfalt und Umsicht wendete Friedrich auf die Hebung des materiellen Wohlstandes. Es wurde früher erwähnt, wie er schon im Jahr 1220 den Betrieb und die Pflege des Ackerbaues in Schutz genommen. Noch umfassender geschah dies in der jetzigen Periode. „Auf seinen Domänen hob er die Leibeigenschaft auf, richtete er Musterwirtschaften ein, überwachte er die Kultivierung des Bodens, der Forsten und Herden. Schädliche Tiere wurden ausgerottet, wüste Strecken urbar gemacht, an geeigneten Stellen Weinbau getrieben. In der Umgegend von Palermo versuchte er den Anbau mehrerer fremden Gewächse, besonders des Indigo und der Lawsonie, ließ Dattelpalmen anpflanzen, deren Pflege er afrikanischen Juden übertrug. Ebenso hob er die Zucht der Baumwolle und des Zuckerrohrs." Um dem Reiche frische Arbeitskräfte zu gewinnen, begünstigte er die Einführung von Kolonisten und sicherte denselben auf mehrere Jahre Steuerfreiheit zu, wie den lombardischen Kolonen um Corleone und Militello. — Vor allem lag ihm die Hebung des Handels am Herzen. 3. Landwirtschaft und Handel. Flotte und Heer.

Er erleichterte die Ausfuhr und Einfuhr von Waaren durch Ermäßigung der Zölle, er beseitigte alle Zollschranken zwischen den einzelnen Provinzen seines Reiches; er gebot den Kämmerern und Hafenaufsehern, den Aufenthalt und Verkehr genuesischer und venetianischer Kaufleute nicht zu hindern; er schloß mit den italienischen Handelsstädten und mit den mohammedanischen Fürsten von Tunis und Ägypten Handelsverträge; er untersagte die Übung des Strandrechts und alle Besteuerungen und Vexationen der Kaufleute. Zu Tunis und in Syrien wurde das auf den Krongütern gewonnene Getreide abgesetzt und dafür baumwollene, wollene und seidene Stoffe heimgeführt; auf den ägyptischen Märkten zu Alexandria und Kairo genossen die Italiener einträgliche Vorrechte. Bis nach Indien und an den afrikanischen Wüstensaum dehnten die Italiener ihren Handelsverkehr aus. Das große Ansehen, in dem Friedrich bei den Mohammedanern stand, kam somit der ganzen Nation zu statten. Gesandtschaften und Geschenke hielten die Verbindung aufrecht. Das kunstvolle, mit Gold und Edelsteinen reich verzierte Horologium, das im März 1232 der Sultan von Damaskus dem Kaiser zusandte, erregte allgemeine Bewunderung. Durch künstlichen Mechanismus gingen Sonne und Mond auf und nieder und zeigten in regelmäßigen Zwischenräumen die Stunden des Tages und der Nacht. — Eine stattliche Marine, auf deren Beschaffung und Mehrung Friedrich aufs eifrigste bedacht war, setzte ihn in den Stand, dem Handel den nötigen Schutz zu gewähren und der Piraterie zu steuern. Wie in den Tagen Rogers I. beherrschten die sizilianischen Schiffe, die dem Oberbefehl eines „Admirals“ unterstellt waren, das ganze Mittelmeer. In Betreff der Ausrüstung lag die Stellung von Bauholz und Mannschaften bestimmten Vasallen und Städten ob, allmählich aber gaben sie der Bequemlichkeit wegen entsprechende Geldbeiträge. Stationsplätze waren zu Neapel, Messina und Brindisi; in Palermo, Gaeta, Amalfi u. a. O. befanden sich befestigte Schiffswerften. Im Jahr 1239 befehligte der Admiral Nicola Spinola, wie fast alle seine Amtsvorgänger ein Genuese, zehn große, fünfundsiebzig mittlere und viele kleinere Fahrzeuge. Nicht minder war Friedrich auf die Erhaltung eines starken, allezeit kriegsfertigen Landheeres bedacht. Das ganze Königreich war in Militärkreise geteilt, in denen Feldhauptleute (Kapitäne) für die Aushebung und Führung der Mannschaften und die Befestigung und Verproviantierung der Kastelle und Burgen Sorge trugen. Da der Lehnsdienst für Kriege außer Landes unzureichend war, so unterhielt der Kaiser ein Söldnerheer, das besonders aus Deutschen und Sarazenen bestand.

4. Steuerwesen und Volkswirtschaft. 4. Der glänzendste Zweig im Fridericianischen Staatssystem war das Steuerwesen und die Finanzwirtschaft. Auch hier baute er auf den Grundlagen fort, die er aus der normännischen Zeit vorfand; dennoch bleibt ihm das Verdienst, „zum erstenmal den Staatshaushalt nach festen Grundsätzen geordnet zu haben, von denen die späteren Jahrhunderte nicht abgekommen sind“. Die Abgaben und Leistungen, zu welchen die Vasallen von Alters her in bestimmten Fällen und bei besonderen Veranlassungen dem Lehnsherrn verpflichtet waren, verwandelte er allmählich in eine regelmäßige jährliche Grundsteuer, Kollekte genannt, mit deren Verteilung und Eintreibung die Justitiarien und Kämmerer betraut wurden. Auch die Klöster waren davon nicht ausgenommen. Da häufig Klagen und Reklamationen dagegen erhoben wurden, so muß sie ziemlich hoch gewesen sein. Neben dieser direkten oder persönlichen Steuer bestand in Sizilien noch aus den Zeiten der Sarazenen- und Normannenherrschaft eine indirekte, die Verbrauchssteuer oder Accise, welche bei dem Verkauf von bestimmten Früchten, Nahrungsmitteln und Lebensbedürfnissen erhoben wurde. Auch diese dauerte unter Friedrich fort, doch wurde sie hier und da für einzelne Artikel ermäßigt. Zu diesen Einnahmen kamen noch, da die Staatseinkünfte und die Privatkasse des Fürsten

nicht geschieden waren, die Erträge der ausgedehnten Krongüter oder Domänen, welche durch die „Prokuratoren" der Provinzen und ihre Unterbeamte erhoben wurden. Bei der Fruchtbarkeit des Landes und der trefflichen Bewirtschaftung waren diese Erträge sehr bedeutend, daher die Krone einen gewinnreichen Handel, insbesondere mit Getreide nach dem Ausland betreiben konnte. Sehr große Einkünfte bezog die Staatskasse ferner von gewissen Waaren, deren Alleinverkauf (Monopol) sich die Krone vorbehalten hatte. Dahin gehörten Salz, Eisen, Stahl, Kupfer, rohe Seide. Alles Salz, welches aus den apulischen Salinen gewonnen oder aus Sardinien und andern Orten importiert wurde, mußte aus den königlichen Magazinen gekauft werden. Ganz besondere Aufmerksamkeit richtete Friedrich auf die Ausfuhrzölle und Hafengefälle, die eine beträchtliche Einnahme abwarfen. Von Korn und Vieh, den Hauptprodukten des Königreichs, mußte ein Ausfuhrzoll entrichtet werden, wovon jedoch die Erträgnisse der Krongüter befreit waren.

Diese großen Einkünfte, wozu noch die Bezüge aus Deutschland und Oberitalien kamen, setzten Friedrich II. in den Stand, eine Hofhaltung einzurichten, die alle abendländischen Höfe in Pracht und Herrlichkeit verdunkelte und in Luxus und Üppigkeit mit den Kalifensitzen des Ostens wetteiferte. Wie die morgenländischen Fürsten unterhielt er an seinem Hofe viele schöne Frauen, an deren Liebreiz und Kunstfertigkeit in Gesang und Dichtkunst er sich ergötzte. Auf seinen prächtigen Schlössern wechselten Ritterspiele und Sängerfeste mit Jagd und Falknerei; Troubadoure und Minnesänger belebten die Gesellschaften und die heiteren Mahle, und der Kaiser selbst und seine Freunde und Gefährten stimmten in die weichen Töne der Minne ein und in das Lob der Frauen. Die hohen Schulen in Neapel und Palermo, denen Friedrich besondere Pflege widmete, teilten den Ruhm der christlichen und arabischen Akademien von Paris und Bologna, von Bagdad, Damaskus und Kairo. Geblendet von solchem Glanz und Reichtum, meinten die Zeitgenossen, seit Karl dem Großen habe kein Kaiser so viel Schätze an Gold und Silber aufgehäuft als Friedrich II. Und dennoch reichten die Einkünfte während des Lombardenkrieges nicht aus, so daß er öfters zu Anleihen bei Kaufherren in Rom, Pisa, Parma, Cremona und Siena seine Zuflucht nehmen mußte, eine Finanzoperation, die bei dem hohen Zins von drei Prozent monatlich und einer namhaften Steigerung bei längerer Dauer, dem Staatsschatz sehr nachteilig sein mußte. Diese Zunahme der Ausgaben, verbunden mit den Unterschleifen, Betrügereien und Erpressungen der Beamten, die weder durch die Rechnungskammern noch durch den erwähnten außerordentlichen Revisionshof in Melfi beseitigt werden konnten, machte die späteren Regierungsjahre Friedrichs II. sehr drückend für das Volk, so daß die von ihm begründete absolute Monarchie mit der straffen Konzentration des gesamten Staatslebens in der Hand einer mächtigen Beamtenhierarchie der Kurie als die fluchwürdigste Tyrannis erscheinen konnte und daß in Messina, Syrakus u. a. O. die Opposition gegen die despotischen Einrichtungen sich zu Aufständen steigerte, welche man nur durch Gewalt und blutige Strafgerichte zu unterdrücken vermochte. Allein bei der gänzlichen Zerrüttung und Anarchie, die seit einem

Friedrichs II. Hof und Regierung.

Menschenalter in dem apulisch-sizilianischen Königreich herrschte, war ein durchgreifendes Regiment eine Notwendigkeit. „Sizilien dankte es dem Kaiser, daß er die in aller Ungebundenheit ausschreitenden Kräfte wieder einschränkte, Grundlagen des Nationalwohlstandes legte, das Rechtsbewußtsein stärkte, die Einkehr geordneter Zustände wieder möglich machte." Lange nach Friedrichs Tod konnte Papst Clemens IV. dem französischen Herrscher Karl von Anjou die Regierungsweise und Verwaltung des edlen Hohenstaufen als Muster und Vorbild hinstellen.

4. Die Jahre der diplomatischen Freundschaft zwischen Kaiser und Papst.

a. Friedrichs Haltung in Italien.

Friedrichs Kaiserpolitik. Während Friedrich in seinem sizilianischen Reich ein Königtum mit monarchischer Machtfülle begründete, das Feudalwesen und die munizipalen Gerechtsame unter die starke Hand einer wohlorganisierten Beamten- und Richterhierarchie beugte und die Reichtümer des fruchtbaren, günstig gelegenen Landes anwendete, um seine Herrschaft durch Burgen und Festungswerke, durch eine namhafte Landmacht und Kriegsflotte und durch einen gefüllten Staatsschatz zu sichern und zu stärken, verlor er sein höheres Ziel, die Begründung einer Kaiserherrschaft, welche von den Gestaden der Ostsee bis an das sizilianische Meer reichen und mit deutscher Kraft und italienischem Gold die Welt in Gehorsam halten sollte, keineswegs aus dem Auge. Seine nach Ruhm und Macht dürstende Seele trug sich mit hohen Ideen. Im Bunde mit dem nunmehr versöhnten Papst hoffte er die widerstrebenden Elemente zu überwinden und eine monarchische Machtherrschaft aufzurichten, wie sie seinem stolzen Geiste vorschwebte. Darum suchte er vor allem sich mit der Kurie gut zu stellen, um mit ihrer Hilfe über die Lombarden zu siegen und die Reichshoheit am Po wieder zur Geltung zu bringen. Denn so lange der trotzige Städtebund eine selbständige und feindselige Stellung zwischen seinen italienischen und deutschen Besitzungen behauptete, war die Verbindung unterbrochen, konnte die Herrschaft im Süden nicht durch die Kraft des Nordens gestärkt und befestigt werden.

Wir wissen, wie sehr Friedrich beflissen war, den Papst in seinem Eifer gegen die Häretiker zu unterstützen, ein Verfahren, das seinem freien, aufgeklärten Geiste von Grund aus zuwider sein mußte. In derselben Absicht bestrafte er den unzuverlässigen Parteigänger Rainald von Spoleto, der unter der kaiserlichen Fahne seine eigenen Zwecke verfolgte, mit Haft und Güterverlust, trieb ihn und seinen Bruder Bertholb aus dem Lande und stellte die päpstliche Hoheit wieder her, und bei Ausführung der Friedensbedingungen suchte er jeden Anstoß zu Argwohn oder Unzufriedenheit zu vermeiden.

Diplomatische Künste. Und in der That schien seine Politik zu dem gewünschten Ziel zu führen. Als er, wie früher nach Cremona, so jetzt nach Ravenna auf den 1. Novem-

ber 1231 einen großen Reichstag ausschrieb, „um auch den Stadtgemeinden des obern Italiens Frieden und Eintracht zurückzugeben", unterstützte Gregor sein Bemühen. Wenigstens ermahnte er die Lombarden in einem Sendschreiben, den Reichstag zu beschicken und König Heinrich mit den deutschen Fürsten, die sich gleichfalls auf demselben einfinden sollten, ungestört her- und zurückziehen zu lassen, freilich in einem Tone, der Hintergedanken durchblicken ließ, indem dabei „zur Vorsicht" ermahnt war. Aber die Lombarden, die jetzt sowenig wie im Jahre 1226 eine Einmischung des Kaisers in ihre inneren Angelegenheiten dulden, jetzt sowenig wie früher ihre Unabhängigkeit durch den Ausspruch einer Reichsversammlung gefährden lassen wollten, wußten den Papst bald zu überzeugen, daß die Zusammenkunft der beiden hohenstaufischen Herrscher mit ihren Gefolgschaften der Kirche wie der italienischen Freiheit gleich verderblich werden könnte, und waren auf ihre Sicherheit bedacht. Sie erneuerten ihre Konföderation, bestimmten die Kriegsmannschaft, die jedes Bundesglied zu stellen habe, brachten die Städte Mantua, Brescia, Ferrara, Vicenza, Padua 12. Juli.
und Verona, welche sich losgesagt hatten, wieder zum Anschluß an den „Bund der Lombardei, der Mark Treviso und der Romagna" und beschlossen, die Alpenpässe zu sperren und den Deutschen den Zugang zu verlegen. Gregor gab sich den Schein, als mißbillige er das Vorgehen der Städte, er sandte, als der Kaiser seine schiedsrichterliche Vermittelung annahm, zwei Legaten nach Bologna, um 26 Okt.
mit den Rektoren des Bundes zu unterhandeln. Als diese aber bei ihrem Vorhaben beharrten und durch kriegerische Anstalten kundgaben, daß sie selbst mit Waffengewalt die Deutschen von Italien fern zu halten entschlossen seien, da suchte er eine Stellung einzunehmen, die ihm die Freiheit des Handelns wahrte. Der Kaiser mochte immerhin die Herstellung des Friedens und die Beseitigung der bürgerlichen Zwietracht unter den Bürgern und Städten als alleinigen Zweck des Reichstags hinstellen; Gregor und die Lombarden ahnten, daß seine Absichten weiter gingen, daß er die Reichshoheit und die Kaiserrechte, wie sie der Konstanzer Vertrag einst festgesetzt, wieder geltend zu machen gedächte. Wir wissen aber, wie wenig die Italiener geneigt waren, diese alten Kaiserrechte, die sie längst abgeschüttelt hatten, von neuem anzuerkennen. Mochten dieselben immerhin in Gesetz und Herkommen begründet sein, die Städte hatten sich schon so sehr in ihre republikanische Selbständigkeit eingelebt, daß sie jede Beschränkung ihrer Freiheit, jede Spur von Dienstbarkeit oder Unterthänigkeit als unwürdige Knechtschaft zurückwiesen. Sie fürchteten, die hohenstaufische Herrschsucht und Politik möchte den angeblichen Friedenskongreß zu eigennützigen Zwecken ausbeuten, um die Städtefreiheit am Po in ähnlicher Weise unter die monarchischen Machtgebote und eine königliche Beamtenhierarchie zu beugen, wie in dem sizilianischen Reiche. Wenn es dem Kaiser gelang, die Lombardei als Vermittelungsglied zwischen sein sizilianisches und deutsches Herrschergebiet einzuschieben, wer wollte ihm dann widerstehen? Würden dann nicht auch die alten Ansprüche

des Reichs auf die Mathildischen Güter wieder geltend gemacht werden? Würde nicht der neugeschaffene Kirchenstaat wieder auseinanderfallen? Würden nicht in Rom selbst wo Adel und Volk fortwährend gegen das Pontifikat ankämpften, die kaiserlichen Vogteirechte wieder aufleben? Diese Bedenken waren zu einleuchtend, als daß sie nicht auf Gregor Eindruck gemacht hätten. Das ganze Auftreten Friedrichs II., in dessen Seele der stolze Herrschergeist der Hohenstaufen in voller Stärke wohnte, hatte in dem Kirchenfürsten schon längst die Überzeugung geschaffen, daß zwei Männer ihrer Art in Italien nicht Raum nebeneinander hätten.

Die kaiserliche Acht. 1232. Noch waren die Verhandlungen der Legaten mit den Rektoren des Lombardenbundes im Gange, als Friedrich mit glänzendem Gefolge, aber ohne Kriegsheer, zu dem Reichstag nach Ravenna aufbrach. Von den aus Deutschland entbotenen Fürsten hatte sich ein großer Teil „nach mannigfachen Gefahren und Kosten“ die Wege zu öffnen gewußt, nur König Heinrich konnte nicht zum Vater gelangen. Von dem Lombardischen Städtebund erschienen keine Abgeordnete, bloß einige Ghibellinen stellten sich an dem kaiserlichen Hoflager ein. Friedrich wartete in Ravenna das Weihnachtsfest ab, das er mit Spiel und Lustbarkeit feierte. Als aber die Guelfen in ihrem Trotze beharrten, sprach er
1232. im Januar die Acht über die Widerspenstigen aus, verbot allen getreuen Städten, einem derselben die Würde eines Podesta oder irgend ein Amt zu übertragen und schiffte sich im März über Venedig nach Aquileja (Aglei) ein, wo er mit seinem Sohn Heinrich und den deutschen Fürsten und Bischöfen die erwähnte Zusammenkunft (S. 146) hielt. Dort wurden Maßregeln verabredet, welche alle widerstrebenden Elemente diesseits und jenseits der Alpen unterdrücken und die Aufrichtung einer kaiserlichen Erbmonarchie für alle Zukunft sicherstellen sollten. Von weiter Hand wurden dazu die nötigen Schritte gethan. Aber zu seinem großen Verdruß fand der Kaiser im eigenen Hause lähmende Gegenwirkung.

Heinrichs Haltung in Deutschland. 1232. 1233. In den schönen Maitagen nahm Friedrich von den deutschen Fürsten in Aquileja Abschied und kehrte nach Apulien zurück, während jene über die Alpen heimzogen. Aber Heinrichs Herz war voll Groll und Bitterkeit. Die Demütigung, zu der ihn der Vater gezwungen, schmerzte ihn tief; die Anklagen der deutschen Fürsten hatten mehr Gehör gefunden als seine Rechtfertigung; sie genossen das Vertrauen und die volle Gunst des Kaisers, welcher sie gleichsam zu Hütern und Richtern über das Verhalten des Sohnes einsetzte; zu ihren Gunsten wurden die Städte in ihrer freiheitlichen Entwickelung gehemmt; dem Bischof zu Gefallen wurde bald nach Heinrichs Rückkehr auf Anweisung des gesamten Fürstenrates der Stadt **Worms** das Recht genommen, einen freigewählten Stadtrat aufzustellen und Zünfte oder andere bürgerliche Genossenschaften einzurichten, obwohl er selbst der Stadt auf einem Hoftage in Frankfurt früher alle ihre Privilegien bestätigt hatte. Mit Bann und Interdikt belegt mußten die

Wormser nachgeben; damit aber ihr stattliches Rathaus nicht in eine bischöfliche Zwingburg verwandelt würde, überlieferten sie das stolze Gebäude, den Zeugen ihrer Größe, selbst den Flammen. Knirschend fügte sich die Bürgerschaft der neuen Verfassung, welche ihrer Freiheit den Todesstoß gab und die Ratmannen und Schultheißen dem geistlichen Stadtherrn unterwarf. Daß Heinrich selbst den Vertrag vermittelte, hat ihm den Vorwurf der Zweideutigkeit oder der Schwäche zugezogen.

Aus verschiedenen Handlungen des Königs ging hervor, daß sein gekränkter Stolz nach Rache dürstete und daß, während er vorgab, der Vater habe ihm in Cividale erweiterte Vollmachten erteilt, er auf Mittel sann, sich der drückenden Aufsicht desselben zu entziehen und eine unabhängige Herrschaft zu begründen. Auf die geistlichen und weltlichen Fürsten konnte er nicht zählen; die hielten zum Kaiser, der sie in ihren herrschsüchtigen Bestrebungen so sehr unterstützte; desto mehr Zutrauen setzte er in den Lombardenbund und in die neuen Zerwürfnisse Friedrichs mit dem Papst. Aber alle seine Unternehmungen waren planlos, sie gingen nicht von politischer Berechnung, sondern von Verstimmung und Gefühlserregungen aus. Wie er früher die Städte den Stadtherren opferte, so ließ er jetzt auch die Ketzerverfolgungen ruhig ihren Gang gehen, ja es fehlte nicht an Stimmen, die ihn einer Begünstigung derselben aus Gewinnsucht beschuldigten. Um so feindseliger zeigte er sich gegen solche Fürsten und Edle, von denen er glaubte, daß sie dem Kaiser besonders treu und ergeben seien.

Im Bunde mit Herzog Friedrich von Österreich, seinem Schwager, mit dem er sich nach der Zusammenkunft in Cividale ausgesöhnt, überzog er den Herzog Otto den Erlauchten von Bayern plötzlich mit Krieg, unter dem Vorgeben, daß er wider sein Verbot einen Landtag gehalten, verheerte seine Besitzungen und zwang ihn, seinen fünfjährigen Sohn Ludwig als Geisel zu stellen. Auf dem Frankfurter Hoftag wurde „zur Wiederherstellung des Friedens und der Ruhe" der Beschluß gefaßt, einige Raubburgen zu zerstören. Dies gab dem König Veranlassung, die Schlösser kaiserlicher Hausvasallen, denen er abhold war, durch seinen Marschall Heinrich von Neifen brechen zu lassen. So wurden mehrere Burgen der Grafen von Hohenlohe niedergerissen, die deshalb bei dem Kaiser klagbar wurden. Bistum und Stadt Straßburg, die dem Hohenstaufen nie günstig waren, nahm Heinrich in seinen besonderen Schutz und Geleit; dagegen stellte er an den Markgrafen von Baden, dessen Ergebenheit für den Kaiser ihm Mißtrauen einflößen mochte, mehrere drückende und ungerechte Forderungen und nötigte ihn gleichfalls, seinen Sohn als Unterpfand seiner Treue ihm zu übergeben. Bei dem Heimfall von Lehen überging er die Ansprüche derer, die ihm abhold waren, und verlieh sie seinen Freunden.

Der Kaiser geriet bei der Nachricht von diesen Handlungen in heftigen Zorn. Er erteilte dem Sohne die ernstliche Weisung, alsbald die fürstlichen Geiseln in Freiheit zu setzen, die hohenlohenschen Burgen auf eigene Kosten herzustellen und mit den eigenmächtigen Verfügungen einzuhalten. Zugleich erinnerte er ihn an das in Cividale getroffene Übereinkommen und eidliche Versprechen, daß er alle feindlichen Ratschläge und Ratgeber von sich fern halten

Wachsende Uneinigkeit zwischen Friedrich und Heinrich. 1234.

wolle und im Falle des Wortbruchs auf die Treue der Fürsten zu verzichten habe und der Exkommunikation verfallen sei. Diese scharfe Zurechtweisung goß Öl in die Flamme. Heinrichs Höflinge und Räte, die sich in ihrer Stellung bedroht sahen, flüsterten ihm zu, der Kaiser gedenke ihn zu stürzen und den jüngeren, geliebteren Sohn Konrad, den ihm Isabella geboren, zum deutschen König zu erheben. Gerade damals hatten die italienischen Verhältnisse eine Annäherung Mai 1234. zwischen Friedrich und dem Papst bewirkt. Auf einer Zusammenkunft in Rieti hatte der Kaiser dem heil. Vater seinen Lieblingssohn zugeführt. Diese Vorgänge gaben den Reden der Genossen an Heinrichs Hof Nachdruck und führten zu einer entscheidenden Krisis, in einem Augenblick, wo der Kaiser mächtiger war als je.

Friedrichs Bund mit Ezzelino. So wenig auf dem Hoftage in Aquileja der eigentliche Zweck, Aufrichtung eines allgemeinen Reichsfriedens, erreicht worden war, so war doch Friedrich voll Zuversicht und Siegeshoffnung von demselben zurückgekehrt. Er hatte nicht nur die deutschen Fürsten auf seine Seite gebracht und gegen die aufstrebende Macht der Städte einen Damm aufgeworfen, er hatte auch kurz zuvor sich mit einem Mann verbunden, dessen Energie und überlegener Verstand der kaiserlichen Sache in Oberitalien den größten Vorschub leistete, der aber auch zugleich durch Härte und Grausamkeit die ganze Partei der Ghibellinen verhaßt und gefürchtet machte, — mit Ezzelino da Romano.

Die Ezzeline. Wir haben jene mächtige und thatkräftige Familie bereits kennen gelernt (S. 38). Im festen Glauben, daß seine beiden Söhne das Haus Romano zu hohen Ehren bringen würden, hatte im Jahr 1213 Ezzelino II. sich der Herrschaft begeben, um den Rest seiner Tage in mönchischer Zurückgezogenheit zu verbringen. Sein Sohn gleiches Namens, der mit seinem Bruder Alberich sich in das reiche Familienerbe teilte, erregte durch seine hohe Begabung, wie durch die löblichen Eigenschaften, die er bei seinem ersten Auftreten an den Tag legte, allgemeine Bewunderung. „Streng gegen seine Feinde," so wird er geschildert, „den Freunden liebreich und leutselig, fern von Grausamkeit und Tücke, vielmehr treu dem geleisteten Versprechen, gewandt im Reden, vorsichtig im Rat, dem Sinnengenuß abgeneigt, von ehrgeizigem Drang nach gefahrvollen Unternehmungen, von kalter Überlegung im Handeln, ein Meister in der Kriegskunst," so war Ezzelino III., „dieser Teufel in Menschengestalt", in den Anfängen seiner Herrschaft. Aber schon im Jahr 1228 trat eine Wandelung in seinem Charakter ein. Aus alter Feindschaft gegen das Adelsgeschlecht der Camposampieri in Padua hatte er die Burg Fonte überfallen und Wilhelm, den Sohn des Familienhauptes Jakob Camposampieri, gefangen weggeführt. Die Paduaner nahmen sich des gekränkten Geschlechts an und zogen unter dessen Führung verheerend bis vor Bassano. Bald war das Land zwischen Brenta und Etsch der Schauplatz der heftigsten Familienfehde. Von beiden Seiten dürstete man nach Rache; jede Vermittelung wurde abgewiesen. Da gab der alte Ezzelino aus seinem Kloster den Söhnen den Rat, sich zu mäßigen und nicht durch voreilige Herrschsucht die Zukunft des Hauses zu gefährden. Bassano müsse noch wachsen, ehe es den Kampf mit den Paduanern aufnehmen könne. Ezzelino beugte sich dem väterlichen Willen und machte Frieden. Aber schon nach einem Jahr entbrannte in Verona und Padua der Parteikampf von neuem und in weiterem Umfang. Der Lombardenbund suchte zu vermitteln, da sich aber die Rektoren der Gegenpartei, insbe-

sondere den Grafen Este und Bonifazio, mehr zuneigten, so schlossen sich die Ezzeline 1231. an den Kaiser an und übergaben ihm Verona. Dafür nahm dieser sie mit ihren Familien, Leuten, Burgen und Besitzungen in den Schutz des Reiches und bedrohte jeden, der sie verletzen würde, mit einer Geldbuße von 200 Pfund Goldes. Von der Zeit an führte in der Mark Verona die kaiserliche Partei das entscheidende Wort.

Das Bündnis mit den Ezzelinen war dem Kaiser um so wichtiger, als bald nach seiner Rückkehr in sein apulisches Reich andere Angelegenheiten seine Thätigkeit in Anspruch nahmen, wodurch er genötigt war, die Verteidigung seiner Interessen in Oberitalien seinen Anhängern zu überlassen. Denn von der vermittelnden Thätigkeit des Papstes und seiner Legaten war kein befriedigendes Resultat zu erwarten. Wie früher erwähnt, hatte der Papst seine Vermitteiung in dem obwaltenden Streit angeboten, und da sowohl Friedrich als die Lombarden die Legaten in ihrem diplomatischen Spiel gewähren ließen, trat der römische Hof unerwartet mit einem Kompromiß hervor, das 5. Juni 1233. die streitigen Fragen ganz unberührt ließ und deutlich verriet, daß Gregor durch den Schiedsrichterspruch nur eine Verzögerung der Sache beabsichtigte. Der Kaiser, so lautete das Urteil, solle alle gegen die Städte des Lombardenbundes erlassenen Verordnungen widerrufen und ihnen Amnestie zusichern, wogegen die Lombarden sich verpflichteten, den kaiserlichen Städten und Personen Frieden zu gewähren und zwei Jahre lang fünfhundert Reiter für das Heil. Land unter den besonderen Schutz der Kirche zu stellen und auf eigene Kosten zu unterhalten. So wenig Friedrich mit diesem Ausspruch, welcher die ungehorsamen Unterthanen und das Reichsoberhaupt mit gleichem Maßstab richtete, zufrieden sein konnte, und so wenig er überhaupt an den Ernst und die gute Absicht der Vermittelung glaubte, so war doch damals weder er noch der Papst in der Lage, den Übergang aus dem versteckten Krieg in einen offenen zu wünschen. Er ließ sich daher die päpstliche Entscheidung gefallen, in der Hoffnung, der Gang der Ereignisse werde eine Lösung in nicht zu ferner Zukunft herbeiführen.

Schon lange begehrte das römische Volk, das verhaßte Viterbo zu unterwerfen und zu einem Feudum oder Kammergut der Stadt zu machen. Der Papst aber nahm die Viterbesen in Schutz und trat der Herrschsucht der Stadtgemeinde entgegen; mit seiner Genehmigung riefen die Bedrohten die Hilfe des Kaisers an. Deshalb erhoben sich die Römer, so daß sich Gregor wiederholt zur Flucht genötigt sah, bald nach Rieti, bald nach Anagni. Friedrich schützte Viterbo durch eine Besatzung und vermittelte einen Frieden zwischen dem Papst April 1233. und Rom, infolgedessen Gregor wieder nach dem Vatikan zurückkehrte; ein streitiges Kastell auf der Grenze beider Städte, Vitorchiano, das „Getreue“, blieb im Besitz der Römer. Mehr konnte für den Augenblick der Kaiser nicht thun, er mußte sich auf die Rolle eines Vermittlers beschränken, weil er sein Kriegsvolk zur Bekämpfung der Aufstände bedurfte, welche infolge der neuen Gesetzgebung in Sizilien und Apulien ausgebrochen waren. Messina, Catania, Syrakus und andere Städte, die sich in ihren Rechten und Privilegien durch die neuen Einrichtungen bedroht sahen, verjagten die königlichen Beamten und erhoben die Fahne des Aufruhrs. Ihr Beispiel wurde in Troja und an verschiedenen Orten Apuliens nachgeahmt. Aber der Kaiser wurde bald Meister der Bewegung. Nachdem er die Führer und Anstifter, vor allen den Martin Mallone, einen Mann geringen Herkommens, in seine Gewalt gebracht und in den Flammen

Italienische Freiheitsbewegungen. 1233.

oder durch das Richtschwert hatte sterben lassen, suchte er sich der Treue der Aufständischen durch Geiseln zu versichern.

Rom im Aufstand. 1234. Während dieser Zeit erneuerte die römische Stadtgemeinde den Versuch, sich der weltlichen Gewalt des Papstes zu entziehen. Hatten doch die Städte Oberitaliens die Herrschaft der Bischöfe abgeschüttelt und standen gerade im Begriff, auch noch die Reste der kaiserlichen Hoheitsrechte abzuwerfen, und die Römer sollten fortwährend verdammt sein, das geistliche Joch zu tragen? Warum sollten sie nicht, wie die lombardischen Stadtgemeinden oder die Handelsrepubliken die benachbarten Landstädte zur Unterwerfung und Zinspflicht, warum nicht den Landadel zur Heeresfolge zwingen? Dieses Ziel zu erreichen, den Kirchenstaat zu einem römischen Freistaat unter freigewählten Magistraturen nach Art der Städterepubliken von Mailand und Pisa zu verwandeln, mit unterthänigen Landstädten und verburgrechteten Edlen, und den Papst auf das Kirchliche zu beschränken, war der Zweck des großen Aufstandes vom Jahr 1234 unter dem Senator Lukas Savelli. Kaum hatte dieser sein Amt angetreten, so erklärte er Tuscien und die Campagna für Eigentum des römischen Volks und schickte senatorische Richter in die Landgebiete, um den Städten den Huldigungseid abzunehmen. Eine mächtige Bewegung durchzuckte die ewige Stadt. Gregor entfloh abermals mit den Kardinälen nach Rieti und schleuderte den Bann über den Senator und den Gemeinderat, die ihren Herrschersitz wieder auf dem Kapitol aufschlugen. Die Römer plünderten die Paläste ihrer geistlichen Herren und zogen dann unter dem Stadtbanner ins Feld, um die päpstlichen Städte und den Lehnsadel Tusciens und Latiums zur Unterwerfung zu zwingen. Besonders sollten Velletri und Viterbo ihre Rache fühlen. Das Patrimonium Petri und die Mathildischen Besitzungen waren in Gefahr, der Kirche entrissen zu werden. Gregor war in der heftigsten Aufregung. Sollte das Werk Innocenz III. zu Grunde gehen, sollten alle die mühevollen Kämpfe und Anstrengungen für die Gründung des Kirchenstaats umsonst gewesen sein, sollten die Päpste nur deshalb dem Kaisertum die Hoheitsrechte und Besitzungen entrissen haben, um sie an einen republikanischen Gemeinderat zu verlieren?

Papst und Kaiser im Bund. Es war begreiflich, daß der leidenschaftliche Priesterfürst diesen Bestrebungen mit aller Energie seines Charakters entgegentrat. Er rief den Lehnsadel unter die Waffen, er ermahnte die bedrohten Städte zum ausdauernden Widerstand, er wandte sich an die geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands, Frankreichs und Spaniens um Hilfe gegen das trotzige Rom, er entschloß sich sogar, den Kaiser um bewaffneten Beistand anzugehen. War ja doch die Krone Siziliens ein Lehen des apostolischen Stuhles und demgemäß der König in erster Linie zur Hilfeleistung verpflichtet! Friedrich gewährte die begehrte Unterstützung, aber nicht im Sinne des Papstes als Vogt und Lehnsmann der Kirche, sondern als Kaiser und weltlicher Oberherr der Christenheit. Als er mit seinem Sohne Konrad unaufgefordert nach Rieti eilte, um dem Kirchen-

fürsten seine Streiter gegen Rom anzubieten, konnte er demselben leicht darthun, daß die päpstliche Herrschaft an dem Tiber von demselben Geist bedroht sei, wie die kaiserliche am Po, wie die bischöfliche am Rhein; daß der republikanische Bürgergeist in den Städten und die kirchenfeindlichen Bestrebungen der Häretiker nur ein und dasselbe Ziel verfolgten, Abschüttelung des geistlichen und weltlichen Regiments; daß Kaisertum und Papsttum oder, wie später der Wahlspruch lautete, Thron und Altar von dem gleichen Feind gefährdet seien, und daß dieser Feind nur durch gemeinschaftliche Anstrengungen, durch einen innigen Bund beider höchsten Gewalten bezwungen werden könne, daß nur in der „Einheit der beiden Schwerter", in dem treuen Zusammenwirken des priesterlichen Hirtenamtes und des kaiserlichen Herrscheramtes und in der aufrichtigen Anerkennung ihrer Gleichberechtigung und ihres gemeinsamen Ursprunges aus der göttlichen Gnadenfülle der Sieg errungen, nur auf diese Weise die Feinde der christlichen Weltordnung ausgerottet, die Menschheit von den inneren und äußeren Schäden und Gebrechen geheilt werden könnte. Der Papst erkannte das Zutreffende in den Ausführungen des Kaisers, und da einer des andern bedurfte, so trat er gern in den Bund ein. Aber es geschah nicht mit aufrichtigem Herzen. Trotz des gemeinsamen Gegners, den sie zu bekämpfen hatten, gingen ihre Bestrebungen doch so sehr auseinander, daß kein dauernder Freundschaftsbund zwischen ihnen bestehen konnte.

Es war ein Glück für die Freiheit der Völker, daß dem so war. Das Miß- Rom zur Unterwerfung
trauen der Kurie gab sich sofort kund, als der von den kaiserlichen und päpst- gezwungen. 1234. 1235.
lichen Kriegsmannschaften unternommene Versuch, die Römer aus dem festen Kastell Rispampano zu treiben, keinen Fortgang hatte. Die ungeduldigen Priester klagten, daß der Kaiser, statt seine Feldadler zum ernsthaften Kampf 1234.
wider die Römer zu erheben, in den tuscischen Wäldern der Falkenjagd nachgehe; und als er nach langer erfolgloser Belagerung durch die Nachricht von neuen Unruhen in Sizilien zum Abzug sich bewogen sah, schrien sie über Ver- Sept. 1234.
rat, obwohl er einen Teil seiner Truppen unter dem päpstlichen Feldhauptmann Rainer Capocci zurückließ. Diesen deutschen Kriegern und den fremden Kreuzrittern und Abenteurern, die unter der Führung Raimunds von Toulouse und des verbannten Bischofs Petrus von Winton sich aus Frankreich und England eingefunden, war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Angriff der Römer auf Viterbo scheiterte, daß sie in der heißen Feldschlacht vor dieser Stadt eine blu- Okt. 1234.
tige Niederlage erlitten und in wilder Flucht sich in ihre Mauern retteten. Damit war der Traum der römischen Republik zu Ende. Wie tapfer die Bürgerschaft auch noch den Kampf einige Monate lang fortsetzte; ihre Kräfte waren erschöpft, die Geldmittel aufgebraucht. So blieb den Römern denn nichts übrig, als in einen Frieden zu willigen, in welchem sie aufs neue die Oberhoheit der Mai 1235.
Kirche anerkannten und dem Gedanken eines Freistaats entsagten. „So wurde die weltliche Herrschaft des Papstes durch die Hilfe des Kaisers aufrecht erhalten

und das bürgerliche Rom blieb nach wie vor das Opfer von der weltgeschichtlichen Größe des Papsttums". Aber sowenig traute Gregor den Römern, daß er noch zwei Jahre die freiwillige Verbannung fortsetzte.

b. Friedrich in Deutschland und König Heinrichs (VII.) Ausgang.

Des Papstes Friedensbestrebungen. Dem Kaiser hatte der Papst die Unterwerfung der römischen Stadtgemeinde zu verdanken. Diese Dienstleistung forderte Dank und Gegendienste. Darum ermahnte Gregor die Lombarden zum Frieden und hielt den deutschen Klerus ab, sich an dem Aufruhr des Königs Heinrich zu beteiligen.

Johann v. Vicenza. In der Lombardei wurden Gregors Bemühungen eine Zeitlang unterstützt durch die Predigten des Dominikaners Johannes von Vicenza. Dieser merkwürdige Mann, dem der Ruf ungewöhnlicher Frömmigkeit, hinreißender Beredsamkeit und einer siegenden Gewalt über die Gemüter der Menschen vorausging, war in der trevisanischen Mark zum Ansehen eines Propheten und Friedensapostels gelangt. Wunderbar waren die Wirkungen seiner Beredsamkeit. In der Ebene von Paquara, an den Ufern der Etsch sollen einst mehrere hunderttausend Menschen, Bürger aus allen Städten, von Bologna und Parma bis Verona und Belluno, von Aquileja bis Brescia, nebst Adel und Geistlichkeit mit ihren Fahnenwagen sich eingefunden haben, um seine Friedenspredigt zu vernehmen. Die erregbaren Italiener wurden von seinen Worten mächtig ergriffen. Todfeinde versöhnten sich, die Fehden wurden eingestellt, die Gefangenen erhielten die Freiheit, die Schulden sollten erlassen werden, Wucherer verfielen der Wut des Volkes. „Die Weiber legten ihren Kopfschmuck ab und gingen verschleiert einher. Mit Gesängen und Räucherwerk folgte man dem von Gott Entsandten, auf dessen Stirn man selbst das Zeichen des Kreuzes erblickt haben wollte, als er eines Tages im Rat seine Friedensstimme vernehmen ließ." Aber sein Ruhm und sein Einfluß gingen schnell vorüber. Berauscht von seinen Erfolgen überschritt er die Schranken seines geistlichen Berufes, indem er sich von der Volkspartei in Vicenza und Verona zum Podesta und Grafen ernennen ließ, „um nach Gutdünken als weltlicher Gebieter die Angelegenheiten der Kommunen zu ordnen". Zugleich trat er dem Berufe seines Ordens und dem Auftrage der Kurie folgend als Ketzerrichter auf und verwaltete sein Amt mit der Grausamkeit eines Konrad von Marburg, so daß er in drei Tagen sechzig Personen, Männer und Frauen aus den angesehensten Familien, den Flammen überlieferte. Bald erkannten Adel und Volk, daß sie einen Schwärmer und Thoren zum Führer gewählt, und trieben ihn mit Schmach fort. Das Hereinziehen des Politischen führte den Sturz des Reformators herbei, wie später bei Savonarola. „Mit geistlichen Gesängen in den Himmel gehoben und von Spottliedern begleitet mußte er die lärmende Bühne verlassen." Er verschwand in dem Dunkel, aus dem er hervorgegangen war. Doch mochte es die Nachwirkung seines Auftretens sein, daß die Ermahnungen des Papstes, gegen den Kaiser, der die bedrängte Kirche mit seinen Waffen unterstütze, nichts Feindseliges zu beginnen, um den deutschen Kriegsmannschaften, die zu seinem Beistande über die Alpen zögen, keine Hindernisse in den Weg zu legen, bei den Lombarden geneigtes Gehör fanden.

Die deutschen Angelegenheiten. Es mag dem Papst große Überwindung gekostet haben, als Sachwalter des Kaisers bei den Lombarden aufzutreten, daher er auch seine Ermahnungen in die schonendsten Worte kleidete und sich mit der Not der Verhältnisse entschuldigte. Noch schwerer mag es ihm gefallen sein, in Deutschland wider

den rebellischen König Heinrich Partei zu nehmen, da dessen Bestreben, das Deutsche Reich von Italien zu trennen, ganz mit den Ansichten und Wünschen der Kurie übereinstimmte. Wir wissen, daß schon Innocenz III. auf diese Trennung hingearbeitet hat und daß der friedliebende Honorius nur mit innerer Betrübnis und ohne der Zukunft vorzugreifen, die Vereinigung zugestanden. In dem Wesen der Sache wurde nichts geändert, wenn Vater und Sohn nun die Rollen tauschten, wenn nun nicht, wie ursprünglich bestimmt war, Heinrich das sizilianische Königreich empfing, sondern Friedrich dasselbe behielt, dagegen das Deutsche Reich jenem zufiel. Gewiß geschah es mit schwerem Herzen, als Gregor die deutschen Fürsten aufforderte, „den Sohn des Kaisers“ auf den rechten Weg zu bringen und dem Erzbischof von Trier den Auftrag gab, wenn Heinrich sich weigere, dem in Cividale gegebenen Versprechen nachzukommen, denselben wegen Meineids vor aller Welt zu exkommunizieren. März 1235.

Wir haben gesehen, daß Heinrich und seine Getreuen in der Zusammenkunft zu Rieti, wo der Kaiser seinen Sohn Konrad dem Papste vorstellte die Absicht erkannt haben, dem jüngeren Halbbruder die Reichsverwesung und die deutsche Krone zuzuwenden. Dieses Vorhaben beschloß der bethörte Jüngling durch Abfall und Empörung zu hintertreiben. Wenn wir bei diesem unbedachtsamen Beginnen, dessen schlimmer Ausgang unter den obwaltenden Verhältnissen vorauszusehen war, viele Geschlechter finden, welche, wie die Reifen, die Justingen, die Bolanden, die Schenken von Limburg, die Urslingen (Reinald von Spoleto kam wohl in dieser Absicht aus Italien herbei), von Alters her zu den eifrigsten Anhängern der Staufischen Partei gehört hatten, wenn wir ferner finden, daß angesehene Reichsfürsten und Edle, wie der neue Bischof von Worms (Landulf von Hoheneck), die Bischöfe von Würzburg und Augsburg, der Abt von Fulda, die Grafen von Leiningen, Kiburg, Württemberg, Dillingen, Wertheim, Löwenstein, Botenlauben, Kastell u. a. m. offen oder versteckt zu der königlichen Partei hielten, so dürfen wir wohl annehmen, daß nicht alle bloß von Neid und Mißgunst auf die von Friedrich bevorzugten Fürsten, wie die Grafen von Hohenlohe, von Baden u. a., nicht bloß von Eigennutz, Parteisucht und andern niedrigen Motiven geleitet worden seien, daß vielmehr hier und da auch einige ehrenwerte Beweggründe, die sich rechtfertigen oder entschuldigen ließen, obgewaltet haben mögen. Es war nicht zu leugnen, daß Friedrich den deutschen Interessen nicht die Teilnahme widmete, wie den italienischen, daß er über seinen Ideen von Weltherrschaft die Angelegenheiten des Reiches vernachlässigte. Der Gedanke einer Trennung der beiden Kronen konnte daher manchem deutschen Manne als ein patriotischer erscheinen. Nun war aber der junge König, der durch seine weichlichen Sitten, durch seinen Hang zum Wohlleben, zu Freuden und Lustbarkeiten sich verächtlich machte, der in seinem ganzen Thun weder Kraft noch Grundsätze zeigte und in der Politik ohne klares Ziel hin und her schwankte, der sein Vertrauen und seine Neigung

König Heinrich sinnt auf Abfall. 1234.

Leuten von untergeordnetem Range zuwandte, die seiner Eitelkeit und seinem Ehrgeiz schmeichelten, nicht die geeignete Persönlichkeit, um vaterländische Gedanken zu verwirklichen, kühne Pläne ins Werk zu setzen. Ob das Rechtferti-
1234. gungsschreiben, welches Heinrich am 2. September von Eßlingen aus an den geachteten und einflußreichen Bischof von Hildesheim, den Führer seiner Jugend, richtete, ob die Versöhnungsversuche, welche um dieselbe Zeit mehrere Prälaten bei dem Kaiser machen sollten, aufrichtig und ehrlich gemeint waren, erscheint zweifelhaft, da Heinrich kurz nachher mit seinen Anhängern und Genossen eine Zusammenkunft in Boppard hielt. Viel wahrscheinlicher ist es, daß er durch jene Schritte Zeit gewinnen und über seine Pläne und Absichten täuschen wollte.

Heinrichs Verbindungen mit dem Ausland. Dez. 1234. Auch schloß Heinrich durch den Marschall Anselm von Justingen und einen Würzburger Geistlichen mit dem Lombardenbund in Mailand einen Vertrag, um dem Kaiser den Zugang nach Deutschland abzuschneiden. Gegen die eidliche Zusage der Bundesstädte, Heinrich als König anzuerkennen und ihm mit Rat und That beizustehen, sicherte ihnen dieser vollkommene Freiheit zu und verzichtete auf die im Konstanzer Frieden bedungenen Regalien. Lombardische Bevollmächtigte gingen nach Deutschland, um die Verbindung noch enger zu schließen. Selbst mit dem König von Frankreich
Febr. 1235. wurden Unterhandlungen angeknüpft, die um so besseren Fortgang versprachen, als um dieselbe Zeit Peter von Vinea in London für den Kaiser wegen eines neuen Ehebündnisses unterhandelte, ein Vorhaben, welches in Paris Eifersucht und Besorgnisse erregte. Doch wurde Ludwig bald durch ein freundliches Schreiben Friedrichs und durch die Verwendung Gregors, der die englische Vermählung angeraten, beruhigt und der Bund mit Heinrich unterblieb.

Parteiung im Reich. 1235. In Boppard verabredete der König mit seiner Partei die nötigen Schritte zum bewaffneten Aufstand und zur Unabhängigkeitserklärung und suchte dann seinen Anhang unter dem mißvergnügten Adel in Schwaben und Franken und unter den Städten am Rhein und Neckar durch Geld, Güter und Freiheiten, durch Versprechungen und Drohungen zu mehren. Ein Manifest stellte die Verdienste Heinrichs um Kaiser und Reich dar und die Kränkungen, die ihm dafür zu Teil geworden. Der ganze Süden und Westen von Deutschland war in tiefer Gährung; da und dort sah man bewaffnete Rotten widereinander ins Feld ziehen; die einen für den Vater, die andern für den Sohn; die Tage Heinrichs IV. drohten wiederzukehren. Mit Sorge blickte Papst Gregor auf die kriegerische Bewegung jenseits der Alpen. Er verdammte in einem Sendschreiben an die deutschen Fürsten das Beginnen des Königs, warnte sie, ihm bei Verfolgung seines frevelhaften Vorhabens Rat, Hilfe oder Gunst zu erweisen, erklärte alle dem König geleisteten Eide für nichtig und bedrohte seine Anhänger mit dem Bann; aber für die „auserwählten Söhne" der Lombardei, welche den Aufruhr förderten, hatte er keinen Vorwurf und keinen Bannstrahl. Auch Friedrich, durch Markgraf Hermann von Baden über die Vor-
28. Jan. 1235. gänge in Deutschland genau unterrichtet, erließ von Baroli aus ein Rundschrei-

ben an die deutschen Fürsten. Einst hätten sie ihn so freundlich eingeladen, das Reich einzunehmen; durch anderweitige Geschäfte abgerufen, habe er dann seinen Sohn dahin kommen lassen, in der Hoffnung, derselbe werde die Herrschaft zum Frommen aller Getreuen führen und sich inmitten der deutschen Nation zu einem tüchtigen Regenten ausbilden. Diese Hoffnung sei vereitelt worden; Heinrich habe sich, durch den Rat von Thoren, Gebannten und Mißvergnügten verführt, zur Untreue und zu frevelhaften Unternehmungen gegen des Kaisers Ehre fortreißen lassen. Aber nun gedenke er mit ihrer Hilfe den feindseligen Anschlägen zu begegnen und werde nächstens bei ihnen eintreffen.

Machten schon diese Schreiben einen niederschlagenden Eindruck auf Heinrichs Partei, so wurden viele seiner Anhänger von kaltem Schrecken erfaßt, als die drei Prälaten, die der König nach Italien geschickt hatte, mit der Nachricht zurückkehrten, der Kaiser sei im Anzug. Nun verließen alle, die bisher noch geschwankt hatten oder noch nicht zu weit vorgegangen waren, die Sache Heinrichs, so daß nur die zwei Bischöfe von Worms und Würzburg und eine Anzahl Grafen und Ministerialen aus Schwaben und Franken, die den König von Jugend auf umgeben und in ihr „fangreiches, loses und lustiges Leben" hineingezogen hatten, bei ihm ausharrten. Auch der Bischof von Speier, Konrad von Tanne, die Bischöfe von Augsburg und Straßburg und Herzog Friedrich „der Streitbare" von Österreich, Heinrichs Schwager, die stark zur Opposition gegen den Kaiser hingeneigt hatten, hielten sich fern. Umsonst suchte der König den Bürgerstand für sich zu gewinnen und verlieh oder bestätigte zu dem Zweck den Städten Oppenheim und Erfurt wichtige Freiheiten und Rechte; seine frühere Haltung war nicht geeignet, ihm Zutrauen zu gewinnen. Wenn auch einige Städte am Rhein und im Elsaß den Treuschwur leisteten und Geiseln stellten, eine namhafte Unterstützung fand er nicht bei ihnen. Die Wormser widerstanden seinen Verheißungen wie seinen Drohungen, so sehr auch ihr Bischof für ihn wirkte; und als er um Ostern mit dem Grafen von Leiningen und dem Wildgrafen gegen die mit der Acht belegte Rheinstadt ins Feld zog und die Vorstadt St. Michael in Brand steckte, setzten ihm die Bürger so heftig zu, daß er wieder abziehen mußte.

Heinrich verlassen.

April 1235.

Wenige Wochen nach diesem Vorfall stand Friedrich auf deutschem Boden. Nachdem er die Verwaltung seines italienischen Reiches in die Hände einiger zuverlässigen Bischöfe gelegt, war er im Mai mit einem kleinen Gefolge, aber mit großen Geldsummen, welche er von den apulischen Städten für die Freilassung ihrer Geiseln zusammengebracht, von Rimini aufgebrochen, begleitet von seinem Sohne Konrad, der von seiner Mutter den Titel „König von Jerusalem" führte, und von Hermann von Salza. Eine Galeere führte ihn nach Aquileja, von wo aus er ohne Unterbrechung seine Reise durch Steiermark fortsetzte. In Neumarkt fanden sich bereits viele geistliche und weltliche Fürsten bei ihm ein, unter andern der Erzbischof von Salzburg, welcher über Heinrich den

Des Kaisers Zug durch Deutschland 1235.

Bann ausgesprochen, die Bischöfe von Bamberg und Freising, die Herzöge von Österreich, Kärnten und Lothringen, der Marschall von Pappenheim, die Grafen von Orlamünde, Görz und Sulz. Nachdem man im Kloster Admunt das Pfingstfest gefeiert, führte der Reichskanzler Siegfried die hohen Gäste in seine Hauptstadt Regensburg, wo sich der Herzog Otto von Bayern und viele Herren aus Schwaben und andern Teilen Süddeutschlands einfanden. Von da ging der Zug in das Herz Deutschlands, nach Nürnberg. Hier war die Streitmacht, die sich allmählich um Friedrich gesammelt hatte, so groß, daß Heinrich jeden Gedanken an Widerstand aufgab. Auf den Rat des wohlmeinenden Deutschordensmeisters schickte er Boten ab mit der Erklärung, daß er sich dem väterlichen Willen fügen wolle, und übergab sich in Wimpfen der Gnade des
4. Juli 1235 Kaisers. Dieser beschied ihn jedoch nach Worms vor eine Reichsversammlung. Mit Jubel empfing die treue Stadt den hohenstaufischen Herrscher in ihren Mauern. Unter den zwölf Bischöfen, die im geistlichen Ornate den einziehenden Monarchen begrüßten, war auch Landulf; aber er mußte sofort Hof und Stadt verlassen.

Heinrichs Haftnahme und Ende. Heinrich mochte hoffen, wenn er seine Schuld bekenne, des Vaters Verzeihung anflehe und allem Widerstand entsage, zu Gnaden angenommen und im Besitz der königlichen Würde belassen zu werden. Er unterwarf sich daher allen Bedingungen, die ihm auferlegt wurden. Als er aber merkte, daß es mit seiner Herrschaft zu Ende sei, daß der Kaiser die Absicht habe, die Königswürde dem jüngeren Bruder Konrad zu übertragen, da faßte Grimm und Verzweiflung des Jünglings Herz. Noch war die Reichsfeste Trifels mit dem Reichsschatz und den Reichsinsignien in seiner Gewalt; noch beharrten seine treuen Anhänger, Egon von Urach, Heinrich von Neifen, Anselm von Justingen, auf ihren schwäbischen Burgen im trotzigen Widerstand; noch bestand das Bündnis mit den Lombarden, deren Gesandte in Deutschland weilten und die den König mit offenen Armen in ihrer Mitte aufgenommen haben würden.

Lieber als die Krone auf dem Haupte des jüngeren Bruders sehen, wollte Heinrich das Äußerste wagen. Aber er beschleunigte dadurch nur sein tragisches Ende. Seine beabsichtigte Flucht wurde entdeckt, und nun verlor er nicht nur kraft der Übereinkunft in Cividale die Herrschaft, sondern auch die Freiheit. Aus dem Wormser Turm Luginsland wurde er zuerst auf das Heidelberger Schloß gebracht und unter die Aufsicht seines erbitterten Gegners, des Pfalzgrafen und Bayernherzogs Otto, gestellt, dann in der Burg Allerheim im Ries, östlich von Nördlingen, eingeschlossen. Da er aber seinen Sinn nicht änderte und seine Anwesenheit in Deutschland leicht seine Anhänger zu neuen Aufstandsversuchen reizen konnte, so wurde er im nächsten Jahr über die Alpen geführt. Umsonst durchstreiften Friedrich von Österreich und die Lombarden das Gebirge, um ihn zu befreien; er kam nach Aquileja und wurde dann weiter nach Unteritalien geschafft, wo er auf verschiedenen Schlössern in strenger Haft

gehalten wurde, bis er nach sieben Jahren ungebeugt und ohne Reue aus dem Leben schied.

Auf dem Wege nach der Burg Marborano stürzte Heinrich absichtlich oder zufällig 12. Febr.
vom Pferde. Zu Cosenza neben der Thür der Domkirche wurde er beigesetzt. 1242. Ulrich von Türheim klagte, daß mit des Königs Tod alle Freude von ihm gewichen sei; und auch der Kaiser schrieb bei der Kunde von des Sohnes Hinscheiden an die sizilianische Geistlichkeit: „Der Schmerz des liebenden Vaters überwiegt das Urteil des strengen Richters und treibt einen Thränenstrom aus dem Innersten hervor, welchen bisher die Erinnerung an Beleidigungen und der Ernst der Gerechtigkeit verhalten hatten. Die Natur übt ihre Rechte gegen jedermann und kennt auch bei Königen und Kaisern kein Ansehen der Person." Heinrichs Gemahlin Margarete, welche dem Gatten in die Gefangenschaft gefolgt war, kehrte nach Deutschland zurück und nahm ihren Aufenthalt in dem Markuskloster zu Würzburg. Später (1252) reichte sie dem König Ottokar von Böhmen ihre Hand, der sie aber wieder verstieß (1261), nachdem er auf ihr Erbrecht gestützt sich Österreichs bemächtigt hatte. Sie starb 1267 auf ihrem Leibgedinge zu Krems in Österreich. Von Heinrichs Söhnen lebte der älteste, Friedrich, am Hofe des Kaisers, der bei seinem Tod dem Enkel das mütterliche Erbe Österreich und Steiermark im Testament bestimmte; ein zweiter, Heinrich, scheint in der Gefangenschaft geboren und früh gestorben zu sein.

Während der Kaisersohn in Fesseln fortgeführt wurde, traf man in der Das kaiserliche Hochzeitsfest in Worms.
Rheinstadt Worms die Vorbereitungen zu der dritten Vermählung des hohen- 1235.
staufischen Herrschers mit derselben königlichen Jungfrau, die einst Engelbrecht dem jungen König Heinrich zugedacht hatte. Peter von Vinea war an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft über den Kanal gesetzt, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob die Schönheit und die Sitten der einundzwanzigjährigen Isabella, einer Schwester des englischen Königs Heinrich III., dem großen Ruf entsprächen, der über sie umlief, und ob sie würdig sei, den ersten Thron der Christenheit an der Seite des mächtigsten und reichsten Fürsten zu teilen. Als das Zeugnis günstig ausfiel, wurde die Verlobung abgeschlossen, worauf der Erzbischof von Köln und der Herzog von Brabant die Braut in London abholten und vom Grabe des heil. Thomas von Canterbury, wo sie das letzte Gebet auf vaterländischer Erde verrichtete, über Antwerpen nach der Metropole des Niederrheins geleiteten. Von der Pracht, welche dabei entfaltet wurde, erzählte man noch lange mit Erstaunen. Zehntausend reichgeschmückte Bürger von Köln ritten ihr entgegen, Waffenspiel an Waffenspiel reihend. Denn die reiche Handelsstadt, von jeher mit England in lebhaftem Verkehr, versprach sich von der Verbindung große kommerzielle Vorteile. Reich geschmückte künstliche Schiffe, gezogen von Pferden unter Purpurdecken versteckt, schienen sich rudernd auf dem Lande zu bewegen. Darinnen saßen Geistliche und ließen liebliche Gesänge, untermischt mit Orgelspiel, ertönen. Die Straßen der Stadt Köln, durch welche die holde Braut nach dem erzbischöflichen Palast zog, waren mit festlicher Pracht ausgeschmückt; Chöre von Jungfrauen empfingen sie und sangen unter Paukenschlag die ganze Nacht hindurch. Sechs Wochen

weilte Isabella in der Rheinstadt, weil der Kaiser mit dem Aufstand beschäftigt war. Erst als der Sohn in Fesseln abgeführt war, setzte sie ihre Reise nach Worms fort. Seit dem Mainzer Reichsfest unter Friedrich I. (VI, 746) war in keiner Stadt solcher Glanz entfaltet worden als in den Sommertagen des Jahres 1235 an den schönen Ufern des Rheins, da der Kaiser sein Beilager mit der Tochter des Inselreiches feierte. Vier Könige, elf Herzöge, dreißig Grafen und Markgrafen, Prälaten und Edle in großer Zahl verherrlichten das Hochzeitsfest, welches vier Tage dauerte. Tänzer, Kunstreiter und Pantomimen ergötzten die Menge, und die deutschen Fürsten und Ritter wetteiferten in Geschenken und Ergebenheitsbezeugungen. Der Kaiser selbst mußte der verschwenderischen Freigebigkeit Einhalt gebieten.

Reichstag zu Mainz. 1235. Einige Tage nach dem Feste verließ Isabella mit ihrem neuen Hofstaat, wobei nach morgenländischer Art maurische Verschnittene ihre Bedienung und Ehrenwache gebildet haben sollen, den Rhein. Friedrich aber hielt in Mainz 15. Aug. 1235. einen glänzenden Reichstag, auf dem 75 geistliche und weltliche Herren und bei 12,000 Ritter versammelt waren. Auch aus Italien hatten sich viele eingefunden. Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes, Aufrichtung eines dauernden Landfriedens, Sicherstellung alter Ordnungen und Einrichtungen und Beseitigung eingerissener Mißbräuche war der Zweck der auf diesem Reichstag „mit dem Rate und der Beistimmung der geistlichen und weltlichen Fürsten und sehr vieler Edlen und Getreuen" gefaßten Beschlüsse, welche in lateinischer und deutscher Sprache auf Pergament geschrieben veröffentlicht wurden und gleich den sizilianischen „Konstitutionen" für lange Zeit maßgebend blieben, so daß die gesetzgeberische Thätigkeit der Folgezeit im Strafrecht sich nur auf die Wiederholung derselben beschränkte.

Die Reichstagsbeschlüsse. Mit Beziehung auf die vorausgegangenen Erfahrungen wurde die alte Bestimmung wiederholt, daß der Sohn, welcher den Vater von seinen Besitzungen vertreibt oder an seinen Gütern schädigt oder mit dessen Feinden zur Verderbnis seiner Ehre und Güter einen Bund eingeht, mit Verbannung und Enterbung bestraft werden, und falls er dessen Person angreift, für immer ehr- und rechtlos bleiben sollte, ebenso auch alle Dienstmannen und eigenen Leute, welche dabei Rat und Beistand geleistet. In den übrigen Artikeln wurden teils die Beschlüsse von Worms und Ravenna zu Gunsten der „geliebten" Fürsten und Bischöfe gegen die Städte wiederholt, teils Strafbestimmungen getroffen gegen Friedensbruch und Fehdewesen, gegen Straßenzwang, eigenmächtig geübtes Geleitsrecht und Behinderung des Verkehrs, gegen Errichtung ungesetzlicher Zölle und Münzstätten, gegen die Erbauung fester Burgen mittels Umgeld, gegen Geächtete und ihre Hehler u. a. Und damit jeder sein gutes Recht finden könne und nicht zur Selbsthilfe greifen müsse, sollte ein freigeborner Hofrichter mit einem Schreiber angestellt werden und täglich Gerichtssitzung halten. Nur wo es sich um Leben, Ehre und Gut der Fürsten und anderer hoher Personen handelte, sollte die Entscheidung dem Kaiser selber zustehen. Aber gerade diese für einen gesicherten Rechtszustand so wichtige Anordnung kam entweder nicht zu stande oder war nicht von Dauer. Dagegen war die Beschränkung der städtischen Rechte und Freiheiten bei der Wahl der

Stadträte, bei Bildung von Zünften und Innungen, bei Aufnahme von Pfahlbürgern, wozu sich der Kaiser teils den Fürsten und Bischöfen zu Gefallen, teils aus eigener Abneigung gegen alles munizipale Wesen bewegen ließ, wirksam genug, die Ausbildung der städtischen Gemeinwesen auf einige Zeit zu hemmen. Dennoch lagen in dem Reichsgesetz vom August „entwickelungsfähige Keime in reicher Fülle“ verborgen, und daß Friedrich während seiner Anwesenheit in Deutschland viele schädliche Burgen zerstört und ohne Unterschied der Person blutige Strenge geübt, zeugt von seiner ernsten Absicht, wie in Italien so auch in Deutschland Frieden und Rechtssicherheit zu begründen, der zunehmenden Anarchie entgegenzutreten und den Gewaltthätigkeiten der Raubritter Einhalt zu thun. Aber das Reich mit seinen losen Lehnsverhältnissen und mit der tiefwurzelnden Neigung der Großen zur Ungebundenheit war ein minder günstiger Boden für organisatorische Thätigkeit als der monarchische Beamtenstaat in Sizilien.

Auf dem Mainzer Reichstag kam auch die völlige Aussöhnung des welfischen und hohenstaufischen Hauses zu stande, zu welcher die englische Heirat den Weg gebahnt. Otto von Lüneburg, der, wie früher erwähnt, sich nicht zu feindseligen Schritten gegen die Staufer hatte verlocken lassen, schwur vor Friedrich knieend allen Groll und alle Feindschaft ab, die ihre Vorfahren einst getrennt hatte, und übertrug dann dem Kaiser sein Eigengut Lüneburg nebst andern Gütern, worauf dieser die überkommenen Besitzungen mit der Stadt Braunschweig zu einem Herzogtum vereinigte und das neue Reichsland, durch die Stadt Goslar und die Grafschaft Stade vergrößert, mit Einwilligung der Fürsten als ein in männlicher und weiblicher Linie erbliches Fahnenlehen dem welfischen Herzog und Reichsfürsten Otto übergab. Mit dem Treuschwur, den der neue Herzog in die Hände des Kaisers ablegte, wurde die alte Rivalität der beiden Häuser geschlossen. Die Ansprüche, welche Otto „der Erlauchte“, Herzog und Pfalzgraf, und Markgraf Hermann von Baden von seiten ihrer welfischen Frauen auf Braunschweig erhoben, hatte Friedrich abgekauft.

Aussöhnung mit dem Welfenhaus.

21. Aug. 1235.

Stolz auf seine Erfolge erschien der Kaiser am Schlusse des Reichstags mit der deutschen Krone auf dem Haupte inmitten der Fürsten und bewirtete sie dann und ihr sämtliches Gefolge auf dem Felde vor der Stadt. Es hat wohl nicht an Gesang und Saitenspiel, nicht an Kurzweil und heiterem Ritterleben gefehlt, und aus Italien, aus Südfrankreich, aus Spanien waren Gäste und Gesandte mit Ehrengaben erschienen; dennoch blickte das deutsche Volk nicht mit so freudiger Zuversicht in die Zukunft wie vor fünfzig Jahren, als der Großvater mit dem roten Barte im Kreise seiner Söhne an derselben Stätte sein glänzendes Reichsfest gehalten. Der zweite Friedrich war seiner Geburt und seinem Herzen nach ein Fremdling auf deutschem Boden

Das Reichsfest in Mainz.

Als der Kaiser am Rhein weilte, standen Heinrichs treueste Anhänger noch unter den Waffen und trotzten auf ihren festen Burgen allen Angriffen. Erst im nächsten Jahr gaben sie ihren hoffnungslosen Widerstand auf. Heinrich von Neifen, der Unterhändler des Königs in Frankreich, unterwarf sich nach einem erfolgreichen Kampf bei Achalm und wurde von Friedrich zu Gnaden angenommen, auch Egeno von Urach suchte den Weg der Versöhnung, starb aber bald nachher. Nur Anselm von Justingen,

Völlige Ausgleichung der deutschen Angelegenheiten.

auf dessen Burg sich wahrscheinlich auch die lombardischen Gesandten befanden, beharrte noch länger im Trotze; und als seine Burg eingenommen und zerstört ward, floh er zu Friedrich dem Streitbaren von Österreich, der mit dem Kaiser schon längere Zeit auf gespanntem Fuße stand und deshalb auf den Hoftagen von Ravenna und Aquileja nicht erschienen war und nicht nur mit seinem Schwager Heinrich, sondern auch mit den Mailändern Verbindungen unterhalten hatte. Die lombardischen Botschafter wurden nach einjähriger Gefangenschaft unverletzt in die Heimat entlassen. Auch Bischof Landolf von Worms, ein bei dem Volke beliebter Kirchenfürst, sowie die übrigen Prälaten, die sich am Aufstande beteiligt hatten, wurden auf die Fürbitte der Bürgerschaft und durch Vermittelung des Papstes zu Gnaden angenommen und in ihren Ehren und Würden hergestellt. Über seine späteren Verdienste wurde das Vergangene vergessen, so daß Friedrich dem im Nov. 1238 in Cremona erlassenen Rechtsspruch, wonach kein geistlicher Fürst die vom Reiche herrührenden Rechte, als Zoll, Münze, Schultheißenamt, weltliches Gericht und ähnliches ohne kaiserliche Genehmigung zu Lehen geben könne, rückwirkende Kraft verlieh, somit alles, was Landolfs Vorgänger veräußert hatte, wieder in das Recht und den Besitz der Kirche kam.

„Und so war es kein eitel Rühmen, wenn der Kaiser zu Mainz von der glücklichen Epoche seiner Regierung sprach, da Friede und Gerechtigkeit blühten. War denn nicht jetzt der Augenblick eingetreten, da er mit der Männerkraft Deutschlands in der einen, mit den Reichtümern Italiens in der andern Hand die letzten Schritte zur Verwirklichung der Weltmonarchie im Sinne des Mittelalters thun konnte?"

c. Der Kaiser und der lombardische Städtebund.

Friedrichs Politik in Deutschland 1235—1237. Die Erreichung dieses Herrscherzieles war aber nur möglich, wenn der republikanische Geist der Lombarden gebrochen ward und die reichen Städte Italiens unter die Hoheit des Reiches zurückkehrten. Darauf war demnach des Kaisers Bestreben vor allem gerichtet. Deutschlands Fürsten und Völker sollten beruhigt und zufriedengestellt werden, damit sie ihm willig folgten, wenn er im Bunde mit Ezzelino und den Ghibellinen wider die lombardische Eidgenossenschaft ins Feld zöge. Alle Handlungen, die Friedrich in den Jahren 1235 bis 1237 vornahm, waren darauf berechnet, mit Güte oder Strenge, mit Wohlthaten oder Strafen in Deutschland seinen Anhang zu mehren und die Gegner niederzuwerfen. Durch den Vertrag mit dem Welfen verwandelte er einen unzufriedenen Fürsten in einen ergebenen Kronvasallen und ein unzuverlässiges Gebiet in ein abhängiges Reichsland; durch die Aufrichtung des Landfriedens in Mainz wurde für die nächste Zeit dem Fehdewesen ein Damm gesetzt; und
1. Mai 1236. als er im folgenden Mai in Marburg dem großen Kirchenfest beiwohnte, an welchem die Gebeine der von dem Papste im vorhergehenden Jahre heilig gesprochenen Landgräfin Elisabeth in Gegenwart einer zahllosen Menge von Bischöfen und Priestern, von Fürsten und Edlen und unter dem Zuströmen unendlicher Volksmassen aus der Gruft erhoben (S. 78) und in den neuen (noch jetzt vorhandenen) Schrein niedergelegt wurden und dabei mit eigener Hand den

ersten Stein von dem Grabe hob und eine goldene Krone aus seinem eigenen Schatze der Heiligen aufs Haupt setzte, hatte der freidenkende Fürst ohne Zweifel keine andere Absicht, als durch die fromme Schaustellung sich die Gunst des hessischen und thüringischen Volkes zu erwerben, damit die tapferen Kriegsmannen desselben recht zahlreich seiner Fahne folgen möchten. Die feierliche Handlung sollte seinem Unternehmen gegen die Lombarden die „religiöse Weihe" geben. Besonders war er bemüht, sich im südlichen Deutschland einen festen Stützpunkt und Anhang zu schaffen. Auf einer Reichsversammlung in Augsburg, wohin Nov. 1235.
er sich nach den rheinischen Festtagen gewendet, bewog er den Böhmenkönig Wenzeslaus, die Erbansprüche, die er als Gemahl einer Tochter König Philipps auf Ländereien in Schwaben hatte, gegen eine Abfindungssumme von 10,000 Mark abzutreten; zugleich übertrug er das Herzogtum, das der Erstgeborne durch seinen Aufruhr verwirkt hatte, seinem zweiten Sohne Konrad, den er besonders liebte, und setzte durch Verlobung desselben mit der kaum sechsjährigen Tochter des dem Kaiserhause treuergebenen Bayernherzogs Otto dem jungen Fürsten eine starke Stütze an die Seite. Mit den Herren von Hohenlohe, deren einen er zum Erzieher und Leiter Konrads ernannte, und mit Markgraf Hermann V. von Baden knüpfte er Waffenbrüderschaft. Darauf begab er sich nach dem Elsaß, das ihm unter seinen deutschen Erblanden vor allen gefiel.

Als er in Hagenau weilte, erschienen die Grafen des burgundischen und arelatischen Reiches vor ihm und erneuerten Huldigung und Treugelübde. Er empfing sie gnädig und wohlwollend und erteilte dem fünfzigjährigen Raimund Berengar von Provence den Ritterschlag. Dieser hatte bisher die Ehre nicht empfangen, weil in seinem Hause der Glaube verbreitet war, auf den Ritterschlag folge bald der Tod; seine Schwiegersöhne, die Könige von England und Frankreich, hielten es jedoch für einen Schimpf, daß er in so vorgerückten Jahren noch nicht Ritter sei, und drangen auf die Zeremonie.

Aber trotz aller dieser Verbindungen schien des Kaisers Macht in Süd- Die Vorgänge in Österreich.
deutschland nicht fest begründet, solange Herzog Friedrich der Streitbare von 1236. 1237.
Österreich in seiner Feindschaft beharrte. Ein Fürst von großer Tapferkeit, aber auch von heftiger, wilder Natur, der nicht nur mit allen Nachbarfürsten und mit den Edlen und Ministerialen seiner Lande in stetem Kampfe lag, der auch seine Gemahlin verstoßen, seine Mutter und Schwester ihrer Güter beraubt, die Geistlichen und Städte mit schweren Steuern belegt, gegen ehrbare Frauen sich vergangen hatte, war der österreichische Herzog ebenso gehaßt als gefürchtet. Umsonst hatte ihn der Kaiser zur Verantwortung aufgefordert; er hatte der Ladung nicht Folge geleistet. Da sprach der Kaiser in Augsburg die Acht über den trotzigen Mann aus und übertrug ihre Vollstreckung den Gegnern desselben, dem Böhmenkönig und Bayernherzog, den Bischöfen von Passau, Freising und Bamberg. Diese fielen sofort in Österreich und Steiermark ein und brachten im Verein mit dem einheimischen unzufriedenen Adel den Herzog so sehr ins Gedränge, daß er bald nur noch auf einige feste Orte beschränkt war. Als aber die Feinde, im

Vertrauen auf den schnellen Sieg, in ihrer kriegerischen Energie nachließen, ersah der streitbare Fürst die günstige Gelegenheit, um einzelne Abteilungen unerwartet zu überfallen und in die Flucht zu schlagen. Auf diese Nachricht zog der Kaiser aus der veronesischen Mark, wo er mittlerweile im Bunde mit den
2. Nov 1236. Ghibellinen erfolgreich gegen die Italiener gestritten und Vicenza im Sturme genommen hatte, schnell herbei, drang siegreich in Steiermark und Österreich ein und nahm, während der Herzog mit seinen Getreuen sich in das feste Neustadt zurückzog, Besitz von beiden Ländern. Wien öffnete ihm die Thore und erhielt zum Lohne der Ergebenheit große Rechte und Freiheiten und den Rang einer Reichsstadt. Denn der Hohenstaufe erklärte, daß er das Land, das sein Großvater zum Herzogtum erhoben und dessen Einwohner sich ihm mit Gottes Hilfe unterworfen hätten, unter des Reiches unmittelbaren Schutz nehme. Die beiden Herzogtümer wurden in seinem Namen unter der Leitung einer kaiserlichen „Landeshauptmannschaft“, jedoch getrennt verwaltet und viele Klöster, Städte und Ministerialen für ihre Treue mit Freibriefen und Privilegien beschenkt. Durch diese Politik erhielt die hohenstaufische Hausmacht in Deutschland einen festen Stützpunkt. Von Burgund bis an die Grenze von Ungarn waren Fürsten und Völker, Bistümer und Städte dem schwäbischen Kaisergeschlecht hold und gewärtig.

Konrads Königswahl. 1237. Als Friedrich in Wien den geistlichen und weltlichen Fürsten, die ihm gefolgt waren, seine Absicht kund gab, seinen Sohn Konrad an Heinrichs Statt
März 1237. zum König und künftigen Kaiser erwählen zu lassen, „um den gefährlichen Folgen eines Zwischenreichs oder zwistiger Wahlen vorzubeugen“, fand er allgemeine Zustimmung. Die Anerkennung und Huldigung der übrigen erlangte er auf den Fürstentagen von Augsburg und Speier. Nachdem der Kaiser auf diese Weise die Herrschaft seines Hauses sichergestellt, zog er an der Spitze der
21. Juli 1237. Reichskräfte, die sich auf dem Lechfelde gesammelt, auf der Kaiserstraße der Lombardei zu, um im Verein mit Ezzelino und den Ghibellinen die trotzige Freiheit des Städtebundes zu brechen und die kaiserliche Machtherrschaft auch jenseits der Alpen wieder aufzurichten. Der junge König Konrad blieb unter der Obhut ergebener Reichsfürsten und Ritter in Deutschland zurück. Friedrich gab ihm väterliche Lehren und Ermahnungen, daß er nicht wie der ältere Bruder durch Verführer auf Abwege gerate, und setzte ihm Siegfried von Eppstein, der im Jahr 1230 seinem Oheim auf dem erzbischöflichen Stuhl zu Mainz gefolgt war, einen Prälaten von stolzem, hochfahrendem Sinn, als Reichsverweser an die Seite.

Siege der Kaiserlichen im nordöstlichen Italien. Während der Kaiser in Deutschland weilte, stritten Ezzelino und der Feldhauptmann Gebhard von Arnstein, den Friedrich mit kaiserlichem Kriegsvolk zurückgelassen hatte, erfolgreich gegen die Guelfen. Padua mußte sich ergeben, und Ezzelino zog im Triumph in die herrliche Stadt ein, nach deren Besitz ihn so lange gelüstet; das feste Monselice wurde wieder kaiserliches Kammergut;

Treviso öffnete seine Thore; Azzo von Este trat, geängstigt durch Ezzelinos Glück und List, auf des Kaisers Seite; Salinguerra führte Ferrara, das zu dem Lombardenbund abgefallen war, zur kaiserlichen Partei zurück; im Trevisanischen eroberte Alberich, Ezzelinos Bruder, eine Guelfenburg nach der andern. Als der Kaiser im August mit einem zahlreichen deutschen Heere durch das Etschthal herniederstieg und 7000 Sarazenen, die Gebhard aus Apulien herbeigeführt, an sich zog, war die veronesische Mark bereits bezwungen und die Hoheit des Reiches im Nordosten aufs neue hergestellt. 1237.

Jetzt sollten auch die lombardischen Städte unterworfen werden. Vergebens hatten päpstliche Legaten zu vermitteln gesucht: die Parteiwut hatte unter den Bürgerschaften selbst eine Höhe erreicht, die keiner Versöhnung Raum gab. „Überall," meldeten sie dem heil. Vater, „haben wir auf unseren Wegen eine Stadt gegen die andere im verderblichsten Kampf gefunden. So hoch geschossen ist das Übel der Zwietracht, daß es schwer zu sagen ist, ob noch irgend ein Ort von Verschuldung frei geblieben sei; denn weit und breit wütet das Schwert, rast die Flamme, raubt die Hand, wird der Waisen nicht geschont, dem Heiligen keine Ehrfurcht erwiesen." Noch weniger günstig war der Boden für Friedensbestrebungen auf kaiserlicher Seite. Hier erblickte man schon lange in den angeblichen Vermittelungen der Kurie und in dem gleichzeitigen Drängen zu einem neuen Kreuzzug nichts als Ränke, um die Entscheidung hinauszuschieben, und die Botschaft, welche Friedrich durch seinen Großhofrichter Peter von Vinea und durch den Deutschordensmeister dem in Viterbo weilenden Papst bringen ließ, gab Zeugnis von diesem Mißtrauen. Um so weniger war man jetzt geneigt, den günstigen Moment, die verwirrte Streitfrage mit dem Schwert zu entscheiden, aus der Hand zu geben. Friedrich verlangte, daß die Lombarden ihren Bund für immer auflösen, Truppen zum Dienst jenseits des Meeres stellen und alle Rechte des Reiches anerkennen sollten. Die Guelfenstädte, weit entfernt sich diesen Forderungen zu fügen, hatten bereits zur Gegenwehr gerüstet und eine gemeinschaftliche Bundeskasse in Genua und Venedig errichtet. Und als die Legaten auf die Kunde, daß der Kaiser sich der Stadt Mantua bemächtigt habe und im siegreichen Vorrücken in das Herz der Lombardei begriffen sei, abermals vermittelnde Schritte thun und durch Kreuzzugsanliegen den Waffengang hemmen wollten, wurden sie gar nicht vorgelassen. Die Jahreszeit war schon weit vorgeschritten, als Friedrich mit seinem gemischten Heer von Mantua aufbrach, um den Mailändern und ihren Bundesgenossen aus Piacenza, Vercelli, Como, Lodi, Alessandria u. a. O., welche in einer durch Sümpfe geschützten Gegend am Oglio ein festes Lager bezogen hatten, entgegenzurücken. Bei der ungünstigen Witterung und der Schwierigkeit der Verpflegung war das kaiserliche Heer im Vergleich zu dem Gegner in mißlicher Lage. Schon verbreitete sich das Gerücht, Friedrich habe den Feldzug aufgegeben und gedenke in Cremona zu überwintern, die deutschen Heerhaufen seien

Niederlage der Lombarden bei Cortenuova. 1237.

Okt. 1237.

bereits im Abzug begriffen. Da gedachten denn auch die Lombarden der Heimkehr und brachen ihre Zelte ab. Aber plötzlich sahen sie sich bei Corte-
27. Nov. nuova angegriffen und zur Schlacht gezwungen; und wie tapfer sie sich auch wehrten und vom Morgen bis zum Abend das Gefecht aufrecht hielten, als der Kaiser und Ezzelino mit der Reiterei auf die durch den langen Kampf bereits ermatteten Bundesscharen losstürmten, lösten sich die Glieder und der Rückzug verwandelte sich bei anbrechender Dunkelheit in allgemeine Flucht. Selbst die „heilige Schar", welcher die Hut des Fahnenwagens anvertraut war, verließ während der Nacht unter strömendem Regen das Kastell, wo sie den Rückzug zu decken gesucht, das Schlachtenheiligtum im Schlamm zurücklassend. Die Sieger gewannen große Beute, und als sie bei Anbruch des Tages im Verein mit den Bergamasken den Fliehenden nachsetzten, fiel nicht nur der Fahnenwagen, sondern auch noch das Kreuz desselben, das die Bündischen anfangs mit sich geführt hatten, in die Hände der Kaiserlichen. Die Zahl der Toten und Gefangenen wird auf 10,000 angegeben. Unter den letzteren befand sich Pier Tiepolo, Podesta von Mailand, Sohn des Dogen von Venedig. Er wurde ausersehen, den Triumphzug des Kaisers durch Cremona zu verherrlichen. An den Mast des wiederhergestellten und von einem weißen Elefanten gezogenen Carroccio gebunden, mußte er nach ehrenvollem Kampfe die Schmach des feindlichen Spottes ertragen. 500 Ritter und 3000 der angesehensten Bürger teilten seine Gefangenschaft. Kaiserliche Siegesbriefe an alle Freunde und Getreuen verkündeten der Welt das frohe Ereignis. Auch dem Papst, der kurz zuvor von Viterbo nach dem Lateran zurückgeführt worden war, meldete Friedrich seinen Sieg und sandte zugleich, in Nachahmung der alten Imperatoren, den erbeuteten Fahnenwagen dem Senat und Volk nach Rom, damit er als Palladium auf dem Kapitolium prange, den Augen Gregors ein Greuel, den Ghibellinen der ewigen Stadt, an die Friedrich zugleich ein schmeichelhaftes Schreiben richtete, eine Aufmunterung, die kaiserliche Schutzherrschaft wieder aufzurichten. Noch lange nachher sah man in Rom das Denkmal mit der merkwürdigen Inschrift.

Des Kaisers Triumphe. 1238. Der Sieg von Cortenuova erfüllte die Guelfen der Lombardei mit Bestürzung und Furcht. Fürsten und Städte eilten, durch Unterwerfung und Huldigung Gnade und Verzeihung zu erlangen. Die Bürger von Lodi vertrieben die Besatzung und den Podesta, welche die Mailänder ihrer Stadt aufgezwungen, und feierten den Einzug des Kaisers, welcher das Weihnachtsfest in ihrer Mitte
6. Jan. 1238. zubrachte. Am Epiphaniatag des neuen Jahres zog Friedrich in Pavia ein, umgeben von dem stattlichsten Gefolge deutscher Ritter. Unter den Edlen aus Schwabenland sah man auch die jugendlichen Grafen Albert und Rudolf von Habsburg in ritterlichen Künsten erglänzen. Als er im Februar und März seinen Zug nach Westen fortsetzte, öffneten ihm alle Städte, Vigevano, Novara, Vercelli, Ivrea, Chieri u. a. bereitwillig ihre Thore und setzten kaiserlich gesinnte

Männer als Podesta und Rektoren ein. In Turin meldete er seinem Schwager Richard von Cornwallis, daß die Kaiserin Isabella am 18. Febr. zu Ravenna in den Tagen des Glücks einen Sohn geboren habe. Während er in dieser Stadt weilte, stellten sich viele Fürsten, Bischöfe und Edle aus ganz Oberitalien und Burgund an seinem Hoflager ein, um ihre eigenen Anliegen vorzubringen und zugleich den Willen des Kaisers wegen der Fortsetzung des Krieges einzuholen. Denn noch immer weigerten die Mailänder und ihre getreuen Bundesstädte, Alessandria, Brescia, Piacenza und Bologna, die Unterwerfung. Zwar hatten auch sie nach der Niederlage bei Cortenuova durch den Minoritenbruder Leo und andere Bevollmächtigte mit dem Kaiser Friedensunterhandlungen angeknüpft und ihm große Anerbietungen gemacht; sie wollten die Reichsgewalt anerkennen, nur mit Vorbehalt der freien Wahl ihrer städtischen Beamten und Richter, die Eidgenossenschaft auflösen und ihm allen Vorrat an Silber und Gold einhändigen; aber wenn es auch nicht sicher steht, daß Friedrich im stolzen Gefühle des Siegers Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangt habe, so müssen doch seine Forderungen so hoch oder so unbestimmt gewesen sein, daß jene vorzogen, lieber mit dem Schwert in der Hand zu sterben, als durch die Tyrannei des Kaisers zu Grunde zu gehen, und sich im Vertrauen auf den Papst und auf die Wechselfälle des Glücks zu einem neuen Verzweiflungskampf zu rüsten.

Nie war Friedrichs Macht größer als in dem Augenblick, da er sich zu einem neuen Waffenzug wider die Lombardische Eidgenossenschaft anschickte. Das Hoflager in Verona. 1238. Nicht nur, daß die Ghibellinen Oberitaliens für ihn ins Feld rückten, auch Genua und Florenz faßten den Beschluß sich zu unterwerfen und den Treueid zu leisten; und in Deutschland wurde zahlreiche Kriegsmannschaft zu seiner Unterstützung aufgeboten. Mit welch stolzer Zuversicht mag Friedrich in die Zukunft geblickt haben, als er in den schönen Pfingsttagen den Adel und die reiche Bürgerschaft Italiens an seinem Hoftage in Verona versammelt sah; als er Selvaggia, die Tochter seiner Liebe, dem Grafen Ezzelino, dem reichen und mächtigen Haupte der Ghibellinen im östlichen Oberitalien, vermählte; als bald darauf sein königlicher Sohn Konrad mit der Blüte des deutschen und burgundischen Adels sich bei dem Vater einfand, um an den Ehren und Herrlichkeiten teilzunehmen; als Gebhard von Arnstein mit einer Schar von Sarazenen und Rittern aus Tuscien ankam und Thomas von Acerra aus Apulien, Sizilien und der Romagna einen langen Zug von Kamelen und Saumtieren mit Schätzen herbeiführte und auswärtige Könige und Machthaber, sogar der Sultan von Ägypten und der byzantinische Fürst Vatatzes von Nicäa, ihn durch Gesandte als den Herrn und Gebieter des Abendlandes ehrten.

Mit solcher Macht ausgerüstet, zog der Kaiser in den ersten Tagen des August vor **Brescia**, während ein ghibellinisches Bundesheer Alessandria einschloß. Der Belagerungskrieg vor Brescia. Aug. bis Okt. 1238. Die Bundesstädte und Vorwerke sollten zuerst fallen, ehe das stolze

Haupt, Mailand, selbst getroffen wurde. Wohl mochten damals die Lombarden sorgenvoll auf die bevorstehenden Stürme blicken; aber entschlossen, ihre bürgerliche Freiheit, die sie von ihren Vätern ererbt und durch eigene Kraft gemehrt, mit ihrem Herzblut zu verteidigen, rüsteten sie zur kräftigsten Gegenwehr. Drei Monate lang führte das kaiserliche Heer den heftigsten Belagerungskrieg gegen Brescia, wie einst Friedrich I. gegen Crema; aber alle Stürme scheiterten an dem Mute der Bürgerschaft und an der Geschicklichkeit des erfahrenen Kriegsbaumeisters Calamandrinus, der von dem König von Kastilien dem Kaiser zugesandt, aber von den Brescianern gefangen und gut behandelt, seine Kunst zur Verteidigung der Stadt anwandte. Umsonst ließ der Kaiser vornehme Gefangene an die hölzernen Belagerungstürme binden, um den Wurfgeschossen der Brescianer Einhalt zu thun; die Bedrohten selbst feuerten ihre Mitbürger an mit dem Rufe: „Gedenket des Bundes, der Freiheit, des Ruhmes!“ Die Sarazenen und die deutsche Reiterei, welche den Kern des kaiserlichen Heeres bildeten, waren zur Belagerung wenig geeignet; und als die Regengüsse des Herbstes den lehmigen Boden erweichten und die Minengänge verschütteten, verschwand die Aussicht auf einen Erfolg immer mehr. Die Einfälle der Mailänder und der andern Guelfenstädte in die Gebiete ihrer Gegner nötigten den Kaiser, das Belagerungsheer zu vermindern, um den Bedrängten Hilfe zu schicken. Die dadurch entstandenen Lücken der Einschließungslinie gestatteten die Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsvorrat; und während die Belagerten in ihren Häusern gegen die schlimme Witterung Schutz fanden, wuchs die Not des im freien Felde stehenden kaiserlichen Heeres mit jedem Tag. Der Kaiser mußte unverrichteter Dinge abziehen. Nachdem er die Belagerungsmaschinen in Brand gesetzt, trat er den
9. Okt. Rückzug nach Cremona an.

Wirkungen des Mißgeschickes vor Brescia.

Damit waren alle Früchte des früheren Sieges vernichtet. Wie der Erfolg bei Cortenuova mit einem Schlage fast die ganze Lombardei unter die kaiserliche Fahne geführt hatte, so folgte jetzt dem Mißgeschicke vor Brescia Abfall auf Abfall. Der Glaube an die Unüberwindlichkeit der kaiserlichen Waffen war dahin. Die Kommunen gestanden sich mit Scham, daß sie den Bruderbund verraten; die Guelfen-Partei hob das Haupt höher und wandte alle Mittel an, das nationale Band unter den einzelnen Städten wieder zu knüpfen. In Genua brachte sie es durch Trug und Hinterlist dahin, daß die Bürgerschaft ihrem früheren Beschluß entgegen dem Kaiser den Eid der Treue weigerte und die Republik unter den Schutz der römischen Kurie stellte. Venedig, wo die stolzen Kaufherren schon lange mit Besorgnis auf das Wachstum der Macht Ezzelinos blickten und dem Kaiser wegen der unwürdigen Behandlung ihres Mitbürgers Tiepolo grollten, wurde bald der Stützpunkt aller offenen und geheimen Gegner Friedrichs. Selbst in Padua wurden Versuche gemacht, die Stadt dem Markgrafen Azzo von Este, der sich wieder den Guelfen zugewendet, in die Hände zu spielen, jedoch durch die Klugheit und rasche Entschlossenheit

Ezzelinos vereitelt. Noch gefahrvoller für den Kaiser war die immer offenere Parteinahme des Papstes für die Lombarden. Ist auch nicht erwiesen, daß Haltung des Papstes. Gregor IX. die „Rebellen" während des Krieges mit Geld unterstützte, so war doch nicht zu verkennen, daß seine Sympathien bei ihrer Sache waren, und daß er die Befestigung der Reichshoheit in Oberitalien auf alle Weise zu verhindern suchte. Nun schien ihm der rechte Augenblick gekommen, von neuem als Schiedsrichter und Friedensstifter aufzutreten und falls seine Vorschläge zurückgewiesen würden und seine Mahnungen kein Gehör fänden, seinen Forderungen mit kirchlichen Waffen Nachdruck zu geben. Eine Gesandtschaft überbrachte dem Kaiser eine Beschwerdeschrift, in welcher eine Reihe von Klagepunkten über Beeinträchtigung der Kirche und des Klerus von seiten Friedrichs enthalten war. Sie betrafen vorzugsweise Sizilien, wo der hohenstaufische Herrscher, wie früher erwähnt, drückende Steuern eingeführt hatte, die während des Lombardenkrieges vermehrt, wohl auch die Kirchen und Klostergüter mit betroffen haben mögen; ferner, daß er Klerus und Kirche in ihren Rechten vielfach verletzt und geschädigt, daß er den Neffen des Königs von Tunis, der in der Absicht sich taufen zu lassen, nach Italien gekommen sei, gefangen halte und ihm dadurch die Ausführung seines Vorhabens unmöglich mache; daß er durch die Bekriegung der Lombarden die Unterstützung des Heil. Landes und die Wiederherstellung des lateinischen Kaisertums in Konstantinopel hindere u. a. m. Friedrich wies in einer ausführlichen Verteidigungsschrift die meisten Beschuldigungen als unbegründet zurück und versicherte zum Schluß, daß alles, was etwa während seiner Abwesenheit zum Schaden der Kirche in Sizilien verübt worden sei, ohne Verzug abgestellt werden sollte, und daß er aus Rücksicht für das allgemeine Beste das einträchtige Zusammenwirken von Kirche und Kaisertum aus allen Kräften zu erstreben suchen werde.

Aber sowohl die Anklage als die Verteidigung waren nur Scheingefechte. Die wahren Ursachen des Streits in den entgegengesetzten Standpunkten. Der wahre Grund der Feindschaft lag anderswo. In Rom, „wo die religiösen Antriebe längst im Dienste politischer Gesichtspunkte standen", war man weniger betrübt über einzelne Verletzungen kirchlicher Rechte und Immunitäten als besorgt über des Kaisers Streben nach monarchischer Machtfülle in Italien; nicht an den gerügten Rücksichtslosigkeiten, die ja nach Friedrichs Versicherung abgestellt werden sollten, nahm Gregor so großes Ärgernis, sondern er fürchtete, der Kaiser würde im Falle eines vollständigen Sieges seine Hoheitsrechte nicht auf die Lombardei beschränken, sondern auch alle Zugeständnisse, die er in den Bedrängnissen seiner Jugend dem Papsttum in Mittelitalien und in Sizilien gemacht, in Frage stellen. Mag auch die Nachricht bei Matthäus Paris, Friedrich habe auf Gregors Vorstellungen geantwortet: „Ich habe geschworen, die dem Reiche entfremdeten Glieder wieder zu gewinnen, und werde hinter meinem Vorsatze nicht träge zurückbleiben," bezweifelt werden, so trug er sich doch mit

dergleichen Gedanken; in seinem Verfahren auf Sardinien mochte der Papst die ersten Schritte zur Ausführung des Vorhabens erblicken.

Sardinien und „König" Enzio. Zu den Territorien, welche Innocenz III. für die Kirche in Anspruch genommen, gehörten auch die Inseln Sardinien und Corsica. Sein Nachfolger Honorius III. hatte nicht nur von Pisa und Genua, welche große Besitzungen daselbst hatten, die Leistung der Zinszahlung und des Lehnseides gefordert, sondern sich auch von Friedrich versprechen lassen, der Kurie zur Behauptung ihrer Hoheitsrechte behilflich zu sein. Und in der That verstanden sich auch die Herren von Pisa und Genua, die sich in einzelnen Distrikten zu fürstlicher Macht aufgeschwungen, längere Zeit zur Anerkennung der päpstlichen Lehnsherrlichkeit und bezahlten den verlangten Zins. Als aber nach dem Tode Ubaldo Viscontis seine Witwe Adelasia, die Erbin der sardinischen Herrschaften (Judicate) Toere und Gallura, den achtzehnjährigen blondgelockten Enzio (Heinz), den natürlichen Sohn des Kaisers und dessen „treues Ebenbild", zu ihrem zweiten Gemahl erkor, fürchtete der Papst eine Gefährdung seiner Ansprüche. Umsonst suchte er die Verbindung zu hintertreiben, indem er, wie Friedrich später behauptete, seine eigene Nichte als Braut vorschlug; während des Belagerungskrieges vor Brescia feierte der Kaiser das Vermählungsfest seines geliebten Sohnes mit Adelasia und übertrug ihm die Besitzungen derselben als Reichslehen. Sie waren so beträchtlich, daß sich von der Zeit an Enzio „König von Sardinien" nennen konnte. Gregor geriet darüber in heftigen Zorn und er benutzte die Eindrücke, welche die Unfälle vor Brescia hervorbrachten, um mit Genua und Venedig ein Bündnis einzugehen, um die Mailänder zum Widerstand zu ermutigen, um ganz Italien gegen den Kaiser in Bewegung zu setzen. Selbst nach der Provence wollte er den Erzbischof von Präneste, Friedrichs erklärten Feind, in gleicher Absicht entsenden; jedoch verhinderte der Kaiser diese Botschaft.

5. Der Kaiser zum zweitenmal im Bann.

a. Prinzipien und Parteien.

Der Kaiser im Bann. 1239. Während man sich noch abmühte, durch diplomatische Künste, in denen Friedrich eben so gewandt war wie der Papst, einen Scheinfrieden zu erhalten, wurde in Rom ein Schlag vorbereitet, der wie vor zehn Jahren den Kaiser mitten in seinen Unternehmungen mit lähmender Gewalt treffen sollte. Die
1239. ersten Monate des neuen Jahres verbrachte der hohenstaufische Herrscher in den Städten Ezzelinos, seines Freundes und Schwiegersohnes, am längsten in Padua, wo ihm Adel und Bürgerschaft den feierlichsten Empfang bereiteten und alles bestrebt war, ihm und seinem Hofe den Aufenthalt so angenehm und freudenreich als möglich zu machen; wo Festlichkeiten und Ehrenbezeugungen in reizendem Wechsel einander drängten, erhöht durch die Schönheit und Anmut der Frauen und durch die glänzenden Aufzüge der einheimischen und fremden Ritter und Edlen, die dort zusammenströmten und an den Lustbarkeiten und Jagden sich ergötzten. Da wurde die frohe Osterzeit getrübt durch
20. März. die Nachricht, der Papst habe am Palmsonntag den Bann über den Kaiser ausgesprochen, „seinen Leib dem Satan übergeben, damit die Seele gerettet würde", seine Völker ihres Treueides entbunden und jeden Ort, wo er sich befände, mit

dem Fluche belegt. Wie rasch schwand jetzt der Festjubel dahin, wie rasch wechselte in des Kaisers Brust die Stimmung. Denn zugleich traf auch die Trauerbotschaft von dem Hingange seines treuen Waffengefährten Hermann von Salza ein, der sich die Versöhnung der beiden Häupter der Christenheit und die Lösung der lombardischen Streitfrage zur Lebensaufgabe gesetzt hatte. Krank war er mit dem Kaisersohn nach Italien gezogen; aber die Kunst der Ärzte von Salerno, in deren Behandlung er sich begeben, vermochte dem Tod nicht zu gebieten. Er verschied an demselben Tage, da der leidenschaftliche Greis in der Mutterkirche der Christenheit abermals den Bannstrahl auf das Haupt des hohenstaufischen Herrschers schleuderte.

Dem Kaiser war die feindselige Stimmung in Rom kein Geheimnis gewesen. Der Krieg mit Schriftstücken.
Er hatte kurz zuvor in einem Schreiben an die Kardinäle den „Säulen der Kirche“ die a. Die kaiserlichen Manifeste.
schwere Verantwortung zu Gemüte geführt, die sie auf sich nähmen, wenn sie den heil. Vater in seinem unerhörten Vorhaben unterstützen würden, und seinen Entschluß ausgesprochen, Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Und bald gab er kund, daß seine Worte keine leere Drohung waren. Als durch eine Encyklika vom 7. April die Exkommuni- 7. April 1239.
kation allen Prälaten der Christenheit mitgeteilt ward, ließ Friedrich ein umfangreiches Sendschreiben an alle Könige und Fürsten ausgehen, worin er das Unrecht darstellte, 20. April.
das ihm trotz seiner Verdienste um die Kirche und den allgemeinen Frieden von seiten der Kurie widerfahren sei. „Von Babylons Ältesten geht alle Nichtswürdigkeit aus,“ heißt es darin, „welche, indem sie das Volk zu regieren scheinen, die Herrschaft in Bitterkeit und die Frucht der Gerechtigkeit in Wermut verwandeln.“ Während er aufs feierlichste versichert, daß er gegen Religion und Kirche die größte Ehrfurcht im Herzen trage, und sich bereit erklärt, seine Sache vor einem allgemeinen Konzil zum Austrag zu bringen, nennt er den dermaligen Besitzer des apostolischen Stuhles einen unwürdigen Nachfolger Petri, der, statt für die Seelen der Gläubigen zu sorgen, wie ein Kaufmann und Wechsler nur auf Gold und irdische Güter bedacht sei; der statt, wie er versprochen, den Kaiser bei der Wiederherstellung der Reichsrechte zu unterstützen, sich auf die Seite der Feinde gestellt; der jetzt den Bann nicht deshalb ausgesprochen, weil der Kaiser, wie die Exkommunikationsschrift glauben machen wolle, die Kirche und den Klerus in Sizilien beeinträchtigt, in Rom Aufruhr gegen das Pontifikat zu erregen gesucht, in Italien und auf Sardinien Besitzungen der römischen Kirche sich angeeignet u. dgl. m., sondern um die Rebellen in der Lombardei mit geistlichen Waffen zu unterstützen und Kaiser und Reich an der Geltendmachung ihrer legitimen Rechte zu verhindern. In ihm sei die Ehre aller weltlichen Fürsten angegriffen, darum sollten sie ihm beistehen zur Abwehr der gemeinsamen Schmach, „denn nicht fern sei die Erniedrigung der übrigen Könige und Fürsten, wenn erst die Kraft des römischen Kaisers, dessen Schild den ersten Wurf aufnehme, durch die Anstrengungen der Widersacher aufgerieben wäre“. Zugleich richtete Friedrich ein Schreiben an die Römer, worin er mit scharfen Worten rügt, daß unter so vielen edlen Quiriten kein einziger aufgestanden sei, um den Papst zu verhindern, ihn, den Fürsten von Rom, den Wohlthäter der Stadt, so schnöde zu verunglimpfen, und sie auffordert die Schmach von dem römischen Namen zu tilgen, sonst werde er ihnen seine Gnade entziehen.

Auf diese kaiserlichen Schriftstücke und auf eine gleichzeitige Flugschrift voll schar- b. Die päpstlichen Gegenmanifeste.
fer Ausfälle gegen den leidenschaftlichen, geldgierigen und hartherzigen Kirchenfürsten, welcher „eine taube Schlange“ die Stimme des Rechts nicht gehört, sondern sein Unglückswort, wie einen Stein aus der Schleuder, plötzlich in die Welt geworfen, ant-

21. Juni. wortete der Papst mit einem Gegenmanifest, worin die Leidenschaft eines herrschsüchtigen Priesters in apokalyptischen Bildern und Orakelworten sich Luft machte, der glühendste Haß in alttestamentliche Redeweise gehüllt war. „Vom Meer ist ein Tier aufgestiegen," hub es an, „voll Namen der Lästerung, mit den Füßen eines Bären, dem Rachen eines wütenden Löwen und dem Leibe eines Pardels. Es öffnet seinen Mund, um Schmähungen gegen den Namen Gottes auszustoßen und richtet giftige Pfeile wider das Zelt des Himmels und die dort wohnenden Heiligen. Es erhebt sich öffentlich gegen Christus, um, von den Ungläubigen unterstützt, dessen Bundestafeln mit dem Griffel ketzerischer Bosheit auszulöschen. Dieses Tier ist der sogenannte Kaiser Friedrich." In solchem Tone werden die heftigsten Beschuldigungen dem Kaiser ins Angesicht geschleudert. Nachdem Gregor alles, was dem hohenstaufischen Herrscher jemals von seinen Feinden nachgesagt worden war, als unzweifelhafte Wahrheit wiederholt, fügte er zur Widerlegung der kaiserlichen Schutzschrift und zur Rechtfertigung seines eigenen Verfahrens bei, daß „dieser König der Pestilenz" behauptet habe, die ganze Welt sei von drei Betrügern getäuscht worden, Moses, Mohammed und Christus, von denen zwei in Ehren, der dritte aber am Kreuz gestorben sei. Andere Beweise des Unglaubens und der Gotteslästerung sollten noch später der Welt dargelegt werden. Die wandernden Bettelmönche, welche diese Beschuldigungen in alle Lande trugen, streuten aus, Friedrich sei ein Gottesleugner, der die kirchlichen Mysterien verspotte, ein Mohammedaner, der die Gesetze und Sitten der Sarazenen höher achte als die Lehren Christi und gleich dem Sultan einen Harem von sarazenischen Frauen und Eunuchen halte; ein „Lügengeist" und Vorläufer des Antichrists, der die heil. Religion zu vertilgen trachte, um sich selbst als Götzen verehren zu lassen, ein Kirchenschänder, welcher die Güter des heil. Stuhles an sich reiße und Kirchen und Klöster ihrer Schätze beraube. — Friedrich blieb die Antwort auf solche Lästerungen nicht schuldig. In einem Schreiben an die Kardinäle bewies er, daß er sich stets zu dem rechten Christenglauben bekannt und daß die ihm vorgeworfene Ruchlosigkeit nie über seine Lippen gekommen; die bildliche Rede von den zwei Lichtern am Himmel, welche in ewiger Harmonie ihre Kreise vollendeten, ohne sich in ihrer Bewegung zu stören, wandte er auf die beiden Gewalten an, durch welche Ordnung und Friede auf Erden erhalten werden sollten; aber der gesalbte Pharisäer, der jetzt den Stuhl Petri innehabe, suche die himmlische Ordnung zu stören, indem er seine Willkür höher achte als die ewige Natur; er schleuderte das Gleichnis von dem aus dem Meer emporsteigenden apokalyptischen Tier auf den Papst zurück, indem er die Worte der Offenbarung auf ihn anwandte: „ein anderes Pferd stieg aus dem Meere auf, das war rot, und der darauf saß, nahm den Frieden von der Erde hinweg, damit die Lebendigen sich untereinander erwürgten"; dieser sei der große Drache, welcher die ganze Welt verführt habe, der Widerchrist, für dessen Vorläufer er den Kaiser ausgegeben.

Schmähungen aus beiden Lagern.

Die prinzipiellen Gegensätze.

Aus diesen Schriftstücken erkannte die Welt, von welcher Leidenschaft die Häupter der Christenheit widereinander entzündet waren. Doch trat die wahre, tiefere Ursache des Hasses und Widerstreits nicht vollständig zu Tage. Es war weniger ein religiöses Motiv, das den Papst so sehr wider den Hohenstaufen in Harnisch brachte, als ein politisches. Friedrich hatte in seiner äußeren Haltung sich nie von den Geboten der Kirche entfernt. Wir wissen, mit welchem Eifer er die Ketzerei auszurotten bemüht war; noch unlängst hatte er ein strenges Gesetz zur Verfolgung der Patarener erlassen, die ihren Hauptsitz in den lombardischen Städten gefunden; er hatte keine Gelegenheit versäumt, in Worten

und Thaten seine Übereinstimmung mit dem religiösen Zeitgeiste zu beweisen; und wenn man auch an seiner Aufrichtigkeit zweifeln mochte, so stützten sich doch die Anschuldigungen seiner Gegner nur auf Gerüchte, auf Verdächtigungen, auf verleumderische Nachreden. Der wahre Grund des Grolles und der bitteren Feindschaft lag in den politischen Gegensätzen, in dem Streben nach Herrschaft. Der stolze Gedanke, von dem das Papsttum seit Gregor VII. durchdrungen war, die geistliche Herrschaft über das christliche Abendland und die weltliche Hegemonie in Italien, war durch Innocenz III. seiner Erfüllung nahe geführt worden. Dem apostolischen Stuhl war im Kirchenstaat eine solide Basis geschaffen; Unteritalien und Sizilien waren durch die Bande der Lehnsabhängigkeit an das Pontifikat geknüpft; die Städte Umbriens und Toscanas gönnten dem Nachfolger des Apostelfürsten eine Oberherrlichkeit, die ihnen keine oder geringe Opfer auflegte; die republikanischen Kommunen Oberitaliens hatten von der Macht des Kirchenhauptes für ihre Selbständigkeit nichts zu fürchten. So schien, wenn man auf der von Innocenz vorgezeichneten Bahn fortschritt, die Zeit nicht mehr fern zu sein, wo ganz Italien unter dem Papst zu einem nationalen Staatenbunde vereinigt war. Und wer hätte in einem Zeitalter, da die kirchlichen und religiösen Vorstellungen noch das ganze öffentliche Leben bewegten und lenkten, dem Papsttum die Weltherrschaft streitig machen wollen? Diese Entwürfe und Hoffnungen drohte der hohenstaufische Herrscher mit rauher Hand zu durchkreuzen. Er hatte im sizilianischen Königreich einen monarchischen Beamtenstaat geschaffen, wo von der Oberherrlichkeit des Papstes und den Immunitäten des Klerus nicht viel zu merken war, und den Steuerdruck, unter dem das gesamte Volk seufzte, auch über die Kirchen- und Klostergüter ausgedehnt; er stand mit den Ghibellinen in Rom in lebhaftem Verkehr und wußte geschickt die kaiserlichen Sympathien zu mehren. Gelang es ihm, die Lombardenstädte zur Anerkennung der Reichshoheit zu zwingen, dann waren auch die umbrischen und tuscischen Städte nicht mehr sicher, dann wurden ohne Zweifel auch die Ansprüche des Kaisers auf das Mathildische Erbe wieder geltend gemacht; bewies doch der Vorgang auf Sardinien, wie wenig Friedrich die Anrechte der Kurie anzuerkennen gewillt war. Die weltliche Herrschaft in Italien war für das Papsttum die notwendige Basis für die angestrebte Universalherrschaft; wenn nun der Kaiser, wie er unverhohlen aussprach, Italien als sein Erbland und das weltliche Regiment des kirchlichen Oberhauptes als einen unberechtigten Eingriff in sein Eigentum ansah, so stand die päpstliche Weltmacht auf schwachen Füßen, zumal da der freie Geist des Hohenstaufen dem Pontifikat auch den geistigen Boden zu entziehen drohte. Die Ketzerei, die sich an ihren eigenen phantastischen Ausschreitungen verzehrte, schien dem Papst weniger gefährlich als der skeptische Geist und philosophische Indifferentismus des Kaisers, der Bischöfe und sarazenische Gesandte bei demselben Festmahl um sich versammelte, als die antikirchliche Richtung seiner Gesinnungsgenossen und Anhänger; es war daher kein

Widerspruch, wenn Gregor die Kommunen der Lombardei, trotz des darin herrschenden Patarenertums, als Verbündete behandelte, über Friedrich dagegen, den strengen Verfolger aller Häretiker, den Bannstrahl schleuderte.

Der Parteikampf und seine Resultate. Bei diesem unausgleichbaren Gegensatz in den Anschauungen, Bestrebungen und Zielen war ein Kampf zwischen den beiden Gewalten unvermeidlich, ein Kampf, der in entgegengesetzten Prinzipien wurzelnd zu keinem vollständigen Frieden, sondern nur zu einem vorübergehenden Kompromiß führen konnte. Was das Recht betrifft, so war dies auf seiten des Kaisers: denn während der Papst sich auf die fabelhafte Schenkung Konstantins berief, fußte Friedrich auf historischem Boden und auf festen Verträgen vergangener Zeiten. Aber an der harten Wirklichkeit zerschellte die altersschwache Theorie der Legitimität, an welcher das Reichsoberhaupt festhielt. Die Lombarden hatten unter günstigen Zeitverhältnissen die Freiheit und Autonomie erkämpft; die lebende Generation wollte die Errungenschaft der Väter, die sie als Erbteil überkommen, nicht fahren lassen. Daß der Kaiser, in monarchisch-feudale Ideenkreise gebannt, die Richtung der Zeit, die Berechtigung der Kommunen zur Selbstverwaltung und eigenen Rechtspflege nicht anerkannte, die emporstrebenden Bürgerschaften unter die Reichshoheit und die starren Formen des Lehnsstaats zu beugen suchte, war ein „tragischer Irrtum", welcher sein glorreiches Haus zu Falle brachte und dem Gegner den Sieg verschaffte. Indem das kirchliche Oberhaupt sich zum Beschützer des Bürgertums und der Städtefreiheit aufwarf, zog es die jungen Kräfte der Nation an sich; und während der Hohenstaufe die monarchische Herrschaft, die in Deutschland bereits in der Auflösung begriffen war, in der apenninischen Halbinsel auf Grund ererbter Rechte und mit Hilfe feudaler Gewalten und fremder Waffen aufzurichten sich anschickte, pflanzte Gregor die Fahne nationaler Unabhängigkeit auf und suchte den Partikularismus unter dem Begriff einer italienischen Gesamtheit zu einigen. „Die Städterepubliken wurden den Päpsten Vorwand und Mittel, ihre eigene Sache durchzufechten, die im Prinzip mit dem italienischen Bürgertum nichts gemein hatte, aber durch die Nationalität innig mit ihm verflochten wurde." Auch die Guelfen gingen von einem „tragischen Irrtum" aus, als sie unter dem Banner des Papsttums ihr Blut im heißen Kampfe wider die Ghibellinen verspritzten; gefährdete der Kaiser ihre nationale Selbständigkeit, so vernichtete ein Sieg der Kirche ihre individuelle Freiheit und gab ihrer geistigen und bürgerlichen Entwickelung den Todesstoß; und während beide Parteien im großartigen Ringen, im todesmutigen Kampfe einander zu überbieten suchten, verzehrten sie ihre edlen Kräfte, bis sie der Tyrannei zum Opfer fielen. Nur im Bunde mit der Reichsmacht konnte Italien einem würdigen Staatswesen mit geordneter Freiheit entgegenreifen; als die lombardische Eidgenossenschaft und die Guelfen auszogen, um mit ihrem Herzblute der Kirche die Herrschaft zu erringen, aus Haß gegen die Ghibellinen die monarchische Staatsform bekämpften und dem von dem Papst ihnen vorgehal-

tenen Phantom einer italienischen Nationalität nachjagten, zerstörten sie für alle Zukunft die Grundlagen ihres Glücks, ihrer politischen und bürgerlichen Wohlfahrt. Ein verlottertes Staatswesen mit partikularistischen Sonderinteressen und eine herrschsüchtige, freiheitgefährdende Priestermacht waren die Früchte, welche das guelfische Italien aus seinem Sieg über die Hohenstaufen davontrug.

b. Die Parteikämpfe und Gregors IX. Ausgang.

Der Bannstrahl und die darauf folgenden giftigen Schmähschriften waren die Einleitung zu einem Krieg auf Leben und Tod zwischen Papsttum und Kaisertum, einem Krieg, der an Ausdehnung und Greuel den Schreckenszeiten Heinrichs IV. und Gregors VII. gleichkam und der dämonischen Seite der Menschennatur einen furchtbaren Spielraum darbot. Diese Jahre der Leidenschaft und Ruchlosigkeit lieferten in der Folge dem Dichter Dante eine reiche Ausbeute für die Hölle. Der römische Oberpriester wollte das hohenstaufische Kaiserhaus nicht bloß von seiner Würde und Höhe herabstürzen, er wollte demselben vor allem die sizilianische Königskrone, das kostbarste Lehen der Kirche, entreißen und Italien auf immer vom Deutschen Reich trennen. Es war ein Kampf um Herrschaft, um weltliche Güter, um politische Macht, dem die Religion nur ein gleisnerisches Gewand lieh. Die Reichshoheit sollte aus Italien verdrängt, dem hohenstaufischen Herrschergeschlecht sein schönstes Erbland geraubt, das Kaisertum aus seiner bisherigen Weltstellung herabgestürzt, das kirchliche Oberhaupt mit der höchsten monarchischen Macht bekleidet werden. Der Siegespreis war hoch, der Kampf und die Anstrengungen gewaltig, aber die Kräfte waren ungleich. Nicht nur, daß der Papst in dem Klerus und insbesondere in den Bettelorden eine rüstige und thätige Hilfsmannschaft besaß, welche seine Sache als die Sache der Kirche und des Glaubens darstellte und in dem von religiösen Ideen erfüllten Zeitalter viele fromme Seelen gewann; die Guelfen betrachteten den apostolischen Stuhl als den Hort ihrer nationalen Freiheit; der demokratische und republikanische Geist der Bürgerschaften war auf seiten der Kirche; die Natur des Städtekrieges zersplitterte die Kraft des Kaisers; die fremden Könige, deren Macht und Ansehen in demselben Verhältnis stieg, als das Reich und die Vorherrschaft des römischen Kaisertums sanken, neigten mehr zu der päpstlichen Partei, wenn sie sich auch aus Rücksichten der Legitimität oder der Verwandtschaft und der öffentlichen Meinung ihrer Völker von einer thätigen Teilnahme an dem Streite fern hielten. So konnte sich denn der Kaiser nur auf die Ghibellinen Italiens und auf die deutschen Fürsten stützen; aber bei den Häuptern jener, insbesondere bei Ezzelino, wurde die Politik durch Selbstsucht und Parteileidenschaft bestimmt, und in Deutschland hatte der Kaiser selbst den Partikularismus groß gezogen, der jetzt den papistischen Parteigängern ein reiches Feld zu Ränken und Verführungskünsten darbot. Das monarchische Prinzip, in dem deutschen Lehnsstaat ohnedies schwach und wurzellos, zerbröckelte mehr

Charakter des Kampfes.

und mehr; bald war das Reich nur noch ein Inbegriff von Sonderherrschaften, das Kaisertum nur noch ein Ehrentitel. Die Hohenstaufen hatten nicht, wie die Könige von England und Frankreich, in dem Bürgertum der Stadtgemeinden ihre Stütze gesucht, und Friedrich II. hatte die Abneigung gegen die lombardischen Kommunen auch auf die städtischen Gemeinwesen der deutschen Lande übergetragen; und doch waren sie die einzigen standhaften Anhänger und Verteidiger des hohenstaufischen Kaisertums; daher sie denn auch schließlich von demselben Herrscherhaus mit den wertvollsten Gütern beschenkt werden, die aus dem Schiffbruche des Reichs gerettet waren.

Päpstliche Umtriebe in Deutschland. 1239. 1240. Die Exkommunikation machte anfangs in Deutschland keinen Eindruck: ihre Bekanntmachung wurde vielfach gehindert. Aber die Parteigänger des Papstes fanden bald die schwachen Seiten, wo sie anknüpfen konnten. Ein Geistlicher von untergeordnetem Rang, Albert von Possenhofen, ein Bayer aus einem Passauer Ministerialengeschlecht, gewöhnlich der „Böhme" genannt, früher ein angesehener Sachwalter an der päpstlichen Kurie, dann Domherr und Archidiakonus in Passau, entfaltete im Südosten des Reichs eine rastlose Thätigkeit und eine wunderbare Kunst im Intrigieren. Mit leidenschaftlichem Eifer suchte er Für-
1239. sten und Bischöfe zum Abfall vom Kaiser zu bringen und bald war er „der bewegende Mittelpunkt für einen kleinen Kreis exzentrischer Seelen, bei denen sich kleinlicher Ehrgeiz mit religiösem Fanatismus auf das engste durchdrangen". Der erste, der von der veränderten Situation Vorteil zog, war Friedrich der Streitbare von Österreich. Mit der alten energischen Kampflust brach er unerwartet aus seinen Burgen hervor, schlug auf dem Steinfelde den kaiserlichen Feldhauptmann Graf Eberstein, machte die Bischöfe von Passau und Freising zu Gefangenen und brachte in kurzem sein ganzes Herzogtum bis auf Wien wieder in seine Gewalt. Selbst Otto der Erlauchte, Herzog in Bayern und Pfalzgraf bei Rhein, der getreue Anhänger des hohenstaufischen Hauses, wurde durch Albert, der einen Streit desselben mit dem Reichsverweser Siegfried klug zu nutzen wußte und vielleicht auch die Hoffnung in ihm nährte, die Kaiserkrone könnte an das Haus Wittelsbach kommen, auf einige Zeit für die päpstliche Sache gewonnen und gleich dem König Wenzel von Böhmen, den Friedrich durch Entziehung einiger eroberten Landschaften nordwärts der Donau beleidigt hatte, mit dem Herzog von Österreich ausgesöhnt. Beide wurden außerdem durch weiblichen Einfluß in dieser Richtung bestärkt, Otto durch seine Gattin, „die ergebenste Dienerin der Kirche", Wenzel durch seine dem Orden der Klarissinnen
Juni 1239. angehörige Schwester. Schon auf einem Fürstentag in Eger wurde von päpstlichen Parteigängern eine neue Königswahl angeregt; aber noch hielt die Mehrzahl der geistlichen und weltlichen Fürsten an dem Eide fest, den sie dem Kaiser und seinem Sohne Konrad geleistet. Insbesondere stand der neue Deutschordensmeister, Konrad von Thüringen, ein Bruder des Landgrafen Heinrich Raspe, gleich seinem Vorgänger und gleich dem ganzen reichbegüterten Orden treu zu

den Hohenstaufen, ein kirchlich gesinnter Mann, welcher aus Reue über die bei der Eroberung Fritzlars durch ihn verschuldeten Greuel und aus Seelenangst über die deshalb gegen ihn verhängte Exkommunikation in den Orden eingetreten war. Umsonst beklagte sich Gregor in zwei Sendschreiben, daß so viele Prälaten und Fürsten „dem Friedrich, genannt Kaiser, welcher wie Herodes die christliche Religion, den katholischen Glauben und die kirchliche Freiheit zu vernichten strebe", mit Rat und That beiständen; zum großen Ärger seines eifrigen Sachwalters Albert gaben diese zur Antwort, „sie müßten als die von der Kirche und dem Kaisertum berufenen fürstlichen Mittelsmänner auf beide Gewalten Rücksicht nehmen" und verweigerten die Verkündigung der Bannbulle. Selbst Friedrich von Österreich versöhnte sich unter Vermittelung der Bischöfe von Salzburg und Passau mit dem Kaiser und empfing aufs neue sein Herzogtum nebst der Hauptstadt Wien aus dessen Händen; und je mehr die Absicht des Papstes und seiner dienstbeflissenen Parteigänger zu Tage trat, die Kaiserkrone auf ein anderes Fürstenhaupt zu übertragen und damit zugleich die Stellung des Reiches deutscher Nation herabzudrücken, desto geringere Wirkung übte die über Friedrich und seine Anhänger ausgesprochene Exkommunikation, desto seltener waren Abfall und Eidbruch. War Innocenz III. noch im stande gewesen, das Deutsche Reich in zwei Heerlager zu scheiden, so gab sich jetzt eine merkliche Stärkung des Nationalgefühls kund. Die angesehensten geistlichen und weltlichen Fürsten sandten im nächsten Frühjahr den Deutschordensmeister Konrad mit Sendschreiben nach Rom, worin sie in nachdrücklicher Weise die schlimmen Folgen des Streites für den katholischen Glauben, für die christliche Sitte, für die Wohlfahrt des Heil. Landes hervorhoben und unter Beteuerung ihrer Ergebenheit und Anhänglichkeit an Kirche und Religion den heil. Vater beschworen, einem so großmächtigen Fürsten, der bereit wäre, sich rechtlicher Entscheidung zu unterwerfen, die Hand der Versöhnung zum Frieden zu reichen. Erst in der Folge keimte die Saat der Zwietracht und der partikularistischen Selbstsucht. Mai 1240.

Größere Wirkung hatte die Exkommunikation des Kaisers in Oberitalien. Als Friedrich in Padua das glänzende Osterfest feierte, konnte er sich als Herrn des ganzen Landes am unteren Po und im Gebiete der Etsch ansehen. Nicht nur, daß Ezzelino und sein Bruder Alberich zu ihm hielten, daß die Städte Vicenza, Verona, Treviso u. a. ihn festlich in ihren Mauern aufnahmen und ihre Stadtschultheiße (Podesta) von ihm einsetzen ließen, auch der Markgraf Azzo von Este war auf seine Seite getreten; er hatte ihm seine Burgen geöffnet und als Unterpfand seiner Treue eingewilligt, daß sein Sohn Rinaldo und dessen Gattin Adelasia, Alberichs Tochter, von dem Kaiser als Geiseln nach Apulien gesandt wurden. Aber diese günstige Lage änderte sich jetzt schnell. Wie sehr sich auch Friedrich bemühte, zwischen dem Markgrafen und Ezzelino ein aufrichtiges Einverständnis zu vermitteln, er vermochte nicht Argwohn und Mißtrauen aus Azzos Herz zu verbannen. Als der Kaiser im Juni abermals Juni 1239.

Die Parteihäupter im nordöstlichen Italien.

gegen die Lombarden ins Feld zog, wandte Azzo, erschreckt durch eine geheime Warnung vor angeblich drohender Lebensgefahr, plötzlich um und flüchtete sich, begleitet von den Seinigen, nach der Burg Richards von S. Bonifazio. Vergebens suchte ihn Friedrich durch beruhigende Zusicherungen wieder an sich zu ziehen; jener beharrte im Abfall. Die Acht, welche darauf der Kaiser zu Verona über Azzo, Richard und viele ihrer Angehörigen und Freunde aussprach, machte den Bruch unheilbar. Dem Beispiel des Markgrafen folgten viele Edle der vicentinischen und trevisanischen Mark. Desto höher stieg Ezzelino in der Gunst des hohenstaufischen Herrschers. Als dieser, nachdem er zur Sicherung des Verkehrs mit Deutschland die Klausen an der Etsch besetzt, nach Cremona zum Kampf gegen die Lombarden auszog, übertrug er dem Ghibellinenhaupt fast unumschränkte Gewalt über Padua, Treviso, Verona, Vicenza und Trient. Dagegen wendete sich dessen Bruder Alberich der Guelfenpartei zu, sei es, daß er dem Kaiser wegen Wegführung der Tochter und des Schwiegersohnes zürnte oder die Bevorzugung des Bruders mit Neid betrachtete, sei es, wie Zeitgenossen wissen wollten, infolge eines abgekarteten Trugspieles mit Ezzelino, damit, wie auch die Würfel des Krieges fallen möchten, die Machtstellung des Hauses Romano unerschüttert bliebe. Papst Gregor säumte nicht, den Überläufer seiner Gnade zu versichern: während Ezzelino aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen ward, sprach ein freundliches Schreiben dem andern den Dank der Kirche aus. Wie verschieden übrigens die Wege waren, welche beide Brüder von der Zeit an in der Politik wandelten, in Grausamkeit, Herzenshärtigkeit und tyrannischem Sinn zeigten sie die innigste Verwandtschaft.

Parteistellung und Bürgerkrieg. 1239.

Nun wütete von den Alpen bis zum Faro ein furchtbarer Parteikrieg, in welchem nicht nur im Felde mit Waffen gestritten wurde, sondern zugleich mit der Feder und mit der Zunge, in heftigen Schmähschriften und in leidenschaftlichen Reden auf der Kanzel, auf Markt und Straße. Gern hätte der Papst einen Gegenkaiser aufgestellt, aber niemand wagte es, dem mächtigen Hohenstaufen entgegenzutreten; und wenn Friedrich seinerseits keine Versuche machte, einen Gegenpapst aufzustellen, obschon Gregor wegen seiner Geldgier und seines Pfründenwuchers viele Gegner unter Klerikern und Laien zählte, und die Habsucht und Erpressung der römischen Kurie den ergiebigsten Stoff für die satirische Poesie boten, so mag der Grund in der Einsicht gelegen haben, daß in einem Prinzipienstreit die Persönlichkeit in den Hintergrund trete, daß der Kampf zwischen Kirche und Staat, zwischen Papsttum und Kaisertum zu einer Entscheidung geführt werden müßte, ehe ein neuer Bund zwischen den beiden Gewalten geschlossen werden könnte. Daher nahm der Krieg von vornherein einen so leidenschaftlichen Charakter an. Schon im Juli war die Parteischeidung im großen und ganzen vollendet. Mailand und Bologna waren die Bollwerke der Guelfen in Oberitalien; Venedig und Genua ihre Verbündeten, Azzo von Este, Alberich von Romano, der Graf von S. Bonifazio, Paul Traversari von Ravenna ihre

Führer; auch die umbrischen und tuscischen Städte standen größtenteils auf päpstlicher Seite, wenn schon Friedrich die Einwohner der Mark Ankona und des Herzogtums Spoleto durch Verheißung großer Freiheiten zum Abfall von der Kirche zu bewegen suchte und Jesi sein Bethlehem nannte, an das er mit tausend Liebesbanden gefesselt sei. Für den Kaiser stritten außer Ezzelino und den ihm unterworfenen Gemeinden die Städte Mantua, Parma, Modena, Cremona, Reggio u. a., der greise Salinguerra von Ferrara, die Markgrafen Pelavicini und Lancia von Montferrat und Malaspina und vor allen sein Sohn Enzio, welchen er zum Reichsverweser in Italien mit sehr ausgedehnten Vollmachten einsetzte. Friedrich entfaltete eine wunderbare Thätigkeit und Umsicht. Ehe er seine Waffen gegen Mailand kehrte, suchte er durch eine Digression in das Gebiet von Bologna sich den Weg nach Süden zu sichern, wie vorher durch Besetzung der Veroneser Klausen die Verbindung mit dem Norden. Er erstürmte zwei wichtige Kastelle und führte die Besatzung, darunter eine Anzahl Bologneser Edlen in Gefangenschaft. Dann legte er sein sizilianisches Königreich unter ein eisernes Joch, um den Anschlägen des Papstes und der Venetianer zu begegnen, welche das Land durch Emissäre zum Abfall zu bringen und mit einer Kriegsflotte zu besetzen dachten. Die Bettelmönche wurden vertrieben, die Bischöfe und Geistlichen, welche sich weigerten kirchliche Handlungen zu verrichten, ihrer Stellen und Güter beraubt oder verbannt, päpstlich gesinnte oder zweifelhafte Barone und Ritter zum kaiserlichen Heere abgeführt, unzuverlässige Beamte abgesetzt, Verkündiger der Bannbulle oder Aufruhrprediger mit Kerker und martervollem Tod bestraft, Kirchen und Klöster mit Kriegssteuern belastet oder eingezogen, Kundschafter, Spione und Polizeimannschaft überwachten mit Argusaugen alle Wege und Landungsplätze, alle Reisenden und Schiffe. Schon im Oktober zählte man 34 kirchliche Vakanzen. Die reiche Abtei Monte Casino wurde säkularisiert. Sizilien.

Im Herbst rückte Friedrich mit einem aus Deutschen, Italienern und Sarazenen gemischten Heer in das Gebiet von Mailand ein. Allein Gregor von Montelongo, der päpstliche Legat, der als „Rektor und Kapitän von Mailand“ die Angelegenheiten der Liga wie die Operationen des Krieges mit großer Umsicht und Energie leitete, traf so gute Anstalten, daß der Kaiser, der vergebens eine Feldschlacht herbeizuführen suchte, nicht viel ausrichtete. Nachdem er das Gebiet im Süden der Stadt mit Feuer und Schwert verheert und neunzehn Ortschaften verwüstet hatte, zog er, durch die Überschwemmung der Flüsse und die schlimme Witterung bedrängt, nach Cremona zurück. Die Stadt Como, die sich von den Guelfen getrennt hatte, wurde gnädig mit Rechten und Freiheiten belohnt. Gegen Ende des Jahres überstieg Friedrich die Apenninen, um von dem ghibellinisch gesinnten Pisa aus, wo er in heiterer Stimmung das Weihnachtsfest feierte, nach Tuscien vorzudringen, und während sein Sohn Enzio die Mark Ankona bewältigte, den Krieg in den Kirchen- Lombardei. Nov. 1239. Mittelitalien.

staat zu verlegen. Im eigenen Lande sollte der Gegner vernichtet werden. Denn wenn Friedrich auch nicht, wie man sich am Hofe Gregors erzählte, geschworen hatte, den Papst zum Bettler zu machen, das Heiligtum den Hunden vorzuwerfen und St. Peters ehrwürdigen Dom in einen Pferdestall zu verwandeln, so schrieb er doch an den Erzbischof von Messina, seinen Vertrauten, „es sei sein unabänderlicher Wille, das Herzogtum Spoleto und die Mark sowie alle Landesteile, die früher dem Reiche gehörten, wieder an dasselbe zurückzubringen und mit Gottes Hilfe so weit vorzudringen, bis er den päpstlichen Palast zu Anagni mit Augen schaue". Und in der That stieß er nirgends auf Widerstand. Viele Städte Umbriens, der Sabina und Tusciens öffneten ihm die Thore; selbst Viterbo, bisher die treueste Verbündete Gregors, empfing
29. Febr. 1240. den Kaiser in ihren Mauern. Rieti hatte Unterhandlungen angeknüpft, in Tivoli harrte man seiner Ankunft. „Aller Gemüter sind zum Gehorsam gegen uns geneigt," meldete er seinen Getreuen. „Es bleibt uns nur noch übrig, daß wir triumphierend in Rom einziehen, wo das ganze Volk uns entgegenjauchzt, die alte Reichsgewalt herstellen und unsere siegreichen Adler mit Lorbeeren kränzen." In prunkenden Worten verhieß er den Römern Erneuerung ihres alten Ruhmes und forderte sie auf, ihre „Prokonsuln" an seinen Hof zu senden, damit er ihnen die zugedachten Ehrenstellen und Würden übertrage.

Der Kaiser vor Rom. 1240. Bald streiften Friedrichs Reiter bis vor die Mauern Roms. Die Ghibellinen, an ihrer Spitze die Frangipani, riefen: „Der Kaiser komme und nehme Besitz von seiner Stadt!" Eine fieberhafte Aufregung herrschte unter dem Volke. Aber der neunte Gregor zeigte sich seines großen Vorgängers gleiches Namens nicht unwürdig. Während alles wild durcheinander tobte, zog er in
22. Febr. feierlicher Prozession, begleitet von der ganzen römischen Geistlichkeit, mit den Reliquien des Kreuzes und der Apostelhäupter vom Lateran nach St. Peter. Hier ließ er die Heiligtümer auf dem Hochaltar niederstellen und indem er seine Tiara vom Haupt nahm und sie darauf deckte, rief er: „So verteidigt denn ihr Heiligen die Stadt, welche die Römer verraten wollen!" Der theatralische Auftritt verfehlte seine Wirkung nicht. Von religiöser Begeisterung ergriffen drängte sich das Volk heran, um aus der Hand des Oberhirten das Kreuz als Kampfeszeichen gegen die Feinde der Kirche zu empfangen. Der Kaiser spottete über die Handvoll „junger Burschen, alter Weiber und Mietlinge", welche der Papst durch Bitten und Thränen zur Annahme des Kreuzes bewogen, und ließ allen gefangenen Streitern ein Brandmal auf die Stirn drücken; aber er stand dennoch von einem Angriff auf die Stadt ab. Nachdem er noch einige Zeit in Viterbo und andern Städten des römischen Gebiets verweilt, zog er nach Apulien, um mit dem Parlament in Foggia neue Geldmittel zu vereinbaren. Denn der Kriegsaufwand überstieg seine Einnahmen. Obschon er gegen hohe Zinsen in Rom, Siena, Pisa, Parma, Cremona und Wien bei Kaufleuten Anlehen gemacht, stockten doch öfters die Soldzahlungen an die Truppen.

Im Sommer rückte Friedrich in die Mark Ankona, ohne die Campagna zu berühren. Ja er bewilligte sogar dem Papst einen Waffenstillstand, damit der Ordensmeister Konrad, welcher im Auftrage der deutschen Fürsten Frieden zu vermitteln suchte, in seinem Wirken nicht gehindert würde. Aber er weigerte sich die Lombarden in denselben einzuschließen; und da bald nachher Konrad in Rom aus dem Leben schied, so nahm der Kampf seinen Fortgang. Während Friedrich verheerend über Ascoli nach dem Küstenlande zog, wurde er durch die Nachricht betrübt, daß Ferrara, damals eine reiche, blühende Handelsstadt, die durch Ezzelinos Schwager, Salinguerra, solange in der Treue gegen den Kaiser gehalten worden, den vereinigten Anstrengungen der Guelfen erlegen sei. Lange hatte der kraftvolle Edelmann, dem Ferrara seine Blüte verdankte, mit Hilfe der Bürgerschaft der feindlichen Übermacht widerstanden. Als aber Azzo von Este in Verbindung mit Venedig, Ravenna, Bologna und flüchtigen Guelfen das Stadtgebiet verwüstete und die Früchte des Feldes zerstörte, regte sich unter einem Teil der Einwohner der Ruf nach Frieden. Hugo Ramperti und seine Gesinnungsgenossen knüpften mit den Belagerern Unterhandlungen an und öffneten ihnen die Thore. Salinguerra wurde mit Weib und Kind nach Venedig geführt, wo er vier Jahre nachher seinem Kummer erlag; seine Anhänger wurden verfolgt und in die Verbannung getrieben, sein Palast zerstört, die Bürgerschaft unter das drückende Joch der neidischen Venetianer gebeugt, dann unter die Herrschaft der Este gestellt. Dafür übte Ezzelino Vergeltung an den Guelfen der veronesischen Mark. Jakob von Carrara wurde in Padua öffentlich hingerichtet; Almerico de' Todi starb auf der Folter; die Verwandten Camposampieris, seines Erbfeindes, ließ er im Gefängnis den Hungertod erleiden und zog ihre Güter ein. Immer leidenschaftlicher gestaltete sich der Parteikampf und Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen.

Randnotizen: Kurze Waffenruhe. 1240. — Ferrara in der Gewalt der Guelfen. — Ezzelino übt Vergeltung.

„Finster von Angesicht," so schildert Kortüm den ghibellinischen Fürsten, „furchtbar in Worten und Geberden, wilden Blicks, stolzen Ganges, stets argwöhnisch, gleichgültig in der Wahl der Zerstörungs- und Angriffsmittel, bisweilen wie durch Rückfall in die Tage der Jugend großmütig, abgesagter Feind der Wollüste und der Weiber, befangen vom Glauben an den Einfluß der Gestirne und verhängnisvollen Vorzeichen, — so geartet mußte der Gewaltherr fortan den Guten wie den Bösen als Schrecken erscheinen und gleich den zersetzenden Naturkräften vor der Vernichtung des Stoffes keinen Stillstand finden."

Auf die Nachricht von dem Fall Ferraras verließ Friedrich das sumpfige Küstenland der Mark, wo er in den heißen Julitagen im Lager krank gelegen, um an seinen Feinden in der Romagna Rache zu nehmen. Die Ravennaten, durch des Kaisers Belagerungsanstalten in Furcht gesetzt, schickten Gesandte, die fußfällig um Gnade flehten. Desto härtere Arbeit fand er vor Faenza, wo Guido Guerra mit Bolognesen, Venetianern und andern Guelfen einen energischen Verteidigungskrieg organisierte. Von beiden Seiten strengte man

Randnotizen: Friedrich vor Faenza. 1240. — 22. Aug.

alle Kräfte an. Im Umkreis von Faenza erhob sich bald eine zweite hölzerne Stadt mit Graben und Schanzwerken, um alle Zufuhr abzuschneiden. Umsonst suchten die Venetianer durch eine Landung an der apulischen Küste den Kaiser abzuziehen; Friedrich ließ zum warnenden Beispiel den in der Schlacht bei Cortenuova gefangenen Peter Tiepolo am Strande des Meeres aufknüpfen und bewirkte, daß Vatatzes von Nicäa, sein Bundesgenosse und Schwiegersohn, die morgenländischen Besitzungen der Venetianer angriff und der Beherrscher von Tunis allen Handel mit ihnen abbrach; und zur Vergeltung für die Umtriebe der Bettelmönche vertrieb er alle Franziskaner und Dominikaner aus dem sizilianischen Reiche, so daß in jedem Kloster nur zwei Mönche zur Versehung des Gottesdienstes bleiben durften. Zugleich wurde eine neue Kollekte im sizilianischen Reich ausgeschrieben und über Kirchen, Geistliche und Lehnsträger ausgedehnt, und dennoch kam er bald wieder in solche Not, daß er lederne Thaler mit seinem Bildnis anfertigen ließ und seine Juwelen verpfändete.

Einladung zum Konzil nach Rom. Während das kaiserliche Heer Faenza belagerte, traf Gregor Einleitung zur Abhaltung eines allgemeinen Konzils in Rom. Friedrich hatte sich früher bereit erklärt, dem Urteil eines solchen sich zu unterwerfen; allein das Vorgehen des Papstes, der seine Einladung an die eifrigsten Guelfenhäupter richtete, bekundete so sehr die feindseligen Absichten, daß der Kaiser beschloß, ein solches Zusammentreten seiner ausgesprochensten Gegner aus allen Landen auf jede Weise zu verhindern. Friedrich erblickte darin nur „Trug und Arglist“, um den Lombarden einen Waffenstillstand zu verschaffen, vielleicht auch einen Gegenkönig aufzustellen.

Es wird von Matthäus Paris berichtet, Gregor habe an den König und die Ritterschaft Frankreichs geschrieben, daß er Friedrich, „der sich Kaiser nenne“, des Thrones entsetzt und den Grafen Robert von Artois, des Königs Bruder, an dessen Stelle erhoben habe. Aber diese hätten geantwortet: „Nach welchem Rechte kann der heil. Vater einen Fürsten, der keinen in der Christenheit über sich und keinen gleichen neben sich hat, mit verwegenem Übermut, ungehört und ohne Eingeständnis, seines Erbes berauben und vom Throne stürzen?“ Sie hätten dann Gesandte abgeordnet, welche dem Kaiser das Vorhaben des Papstes gemeldet und ihn zugleich um seinen Glauben gefragt hätten, und als Friedrich ihnen die Versicherung gegeben, daß er ein katholischer Christ sei, allen Glaubensartikeln aufrichtig ergeben, daß er sich aber verteidigen werde gegen einen Feind, der nach seinem Blute dürste und seine Ehre antaste, hätten sie erwidert: „Da sei Gott vor, daß wir jemals einen Christen ohne offenbare Ursache befehden sollten.“ So hatte denn in Frankreich der Plan des Papstes so wenig Erfolg wie in Deutschland. Mit Betrübnis meldete ihm sein ergebener Schildträger Albert, daß die Zahl der Getreuen sich täglich mindere, und flehte inständig um Absendung eines Kardinallegaten, damit das erlöschende Feuer wieder angefacht werde. Von der Stimmung, die damals in einem großen Teil des höheren Klerus herrschte, gibt ein merkwürdiges Schreiben Zeugnis, worin ein Geistlicher seine Standesgenossen von dem Besuch des Konzils abmahnt, indem er ihnen die trübe Zeitlage und die auf der Hin- und Rückreise sowie in Rom selbst ihnen drohenden Gefahren in grellen Farben zu Gemüte führt.

In den ersten Monaten des Jahres 1241 ließen sich die Verhältnisse ungünstig für den Papst an. Am 14. April war Faenza durch den Ansturm von außen und die Notstände im Innern so weit gebracht, daß die Bürger sich ihrem „Herrn und Kaiser" auf Gnade und Ungnade ergaben, und in demselben Monat erfolgte auch die Unterwerfung von Benevent. Friedrich behandelte beide Städte mit Schonung, und doch wurde er in dem erwähnten Schriftstück ein zweiter Nero genannt. Faenza zur Ergebung gezwungen. April 1241.

Noch schmerzlicher wurde der Papst durch das Schicksal der Prälaten berührt, welche seinem Rufe zu einer allgemeinen Kirchenversammlung Folge leisteten. Umsonst hatte der Kaiser durch wiederholte Mahnschreiben vor der Reise nach Rom gewarnt und an alle Getreuen des Reichs den Befehl erlassen, die Land- und Seewege zu bewachen und alle Prälaten, die nach Rom ziehen wollten, zurückzuweisen oder gefangen zu nehmen und sich ihres Geldes und Gutes zu bemächtigen: aus Frankreich, Spanien, England und Oberitalien fanden sich dennoch geistliche Herren in großer Zahl in Genua ein, um unter dem Geleite etlicher Kardinäle und Legaten nach der Tiberstadt sich einzuschiffen. Am 25. April fuhr die genuesische Flotte, 27 Galeeren mit Mannschaft und Bewaffneten wohl versehen, unter dem Jubel des Volks und dem Klange der Trompeten aus dem Hafen ab, um zwischen Corsica und Elba nach dem Kirchenstaat zu segeln. Aber bei den Inseln Monte Christo und Giglio erblickten die geistlichen Herren zu ihrem Schrecken die kaiserliche Flotte, die aus mehr als der doppelten Anzahl pisanischer und sizilianischer Schiffe bestehend unter der Führung des Königs Enzio und des Admirals Anselm de Mari kampfbereit auf sie losfuhr. Nun ereignete sich eine denkwürdige Seeschlacht, gewöhnlich nach der Felseninsel Meloria genannt, in welcher die genuesischen Fahrzeuge bis auf fünf, welche der Admiral Jakob Malocello rettete, den Kaiserlichen in die Hände fielen oder versenkt wurden. 2000 Mann, unter ihnen der Erzbischof von Besançon, fanden den Tod in den Wellen; die übrigen, über hundert Prälaten ersten Ranges, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte nebst Gefolge, ferner drei Legaten des Papstes, die Gesandten des Lombardenbundes und 4000 genuesische Bürger wurden zuerst nach Pisa geführt, dann nach einer Seefahrt von drei Wochen, auf welcher sie von Hitze, Hunger, Durst und dem Spott des rohen Schiffsvolkes viel zu leiden hatten, nach Neapel und Melfi in Gewahrsam gebracht. Die reiche Beute verteilten die Sieger unter sich. Die Prälaten zur See angefallen. 1241. April 1241. 3. Mai 1241.

Der Handstreich gegen die Prälaten befreite den Kaiser von dem Konzil und dem geplanten Gegenkönigtum. Aber die Kirche war entsetzt über das „gottlose Attentat", und seine Beteuerungen, daß er nur mit dem übermütigen und treulosen Papst im Kampfe sei, die Kirche und die Geistlichkeit aber ehre, fanden forthin keinen Glauben mehr. Gregor verwendete sich mit elegischen Bittschreiben bei dem Großhofrichter Peter von Vinea um Erleichterung des Loses der Unglücklichen, die wie einst die Juden an den Wasserbächen Babels ihre Harfen Des Kaisers Machtstellung. 1241.

an den Trauerweiden aufhängten und das Urteil Pharaos erwarteten, aber gegen den Kaiser selbst verharrte er in unbeugsamem Trotze. Bald darauf wurde Friedrich auch noch durch die Kunde erfreut, daß die Mailänder bei einem auf den Rat des päpstlichen Legaten unternommenen Angriff gegen Pavia durch die ghibellinisch gesinnte Bürgerschaft und die kaiserlichen Hauptleute eine verlustvolle Niederlage erlitten. Sein Glücksstern leuchtete damals im schönsten Glanz. In Deutschland war der päpstliche Anhang so gering, daß kein einziger Bischof zu dem Konzil ausgezogen war, und selbst Herzog Otto sann auf Mittel, sich mit dem Kaiser zu versöhnen; Genua war gedemütigt und erlitt durch die kaiserlichen Schiffe großen Schaden; die Geldverhältnisse hatten sich durch diese Erfolge so günstig gewendet, daß er die ledernen Münzzeichen einwechseln konnte.

Der Kaiser in der Gegend von Spoleto. Unter solchen Umständen beschloß Friedrich statt, wie er vorgehabt, Bologna anzugreifen, seine Waffen abermals gegen Rom zu kehren, um den Papst, der in eiserner Konsequenz jeden Gedanken an Versöhnung fern hielt, zum Frieden zu zwingen. War doch in Rom selbst ein starker kaiserlicher Anhang, an der Spitze der Kardinal Johannes Colonna, das Haupt einer der reichsten und angesehensten Fürstenfamilien des Kirchenstaats, welche das Grabmal des
1241. Augustus auf dem Marsfelde zu einer Festung umgeschaffen. Im Juni rückte Friedrich in das Spoletanische ein, zu einer Zeit, da das gesamte Abendland unter schwerem Druck seufzte. Denn gerade damals, als die Häupter der Christenheit in Krieg widereinander lagen, als so viele erlauchte Prälaten fern von ihren Herden auf den neapolitanischen Schlössern gefangen saßen und flehende Trauerbriefe an den heil. Vater richteten, ertönte im Osten der Schmerzensschrei der bedrängten Christenwelt und der Ruf um Hilfe und Rettung vor den mordenden und verheerenden Kriegsscharen der Mongolen. Es waren Tage schwerer Not und Heimsuchung. Im Lager vor Spoleto empfing der Kaiser die Kunde, von welchen Gefahren die Ostgrenze Deutschlands durch die Barbaren bedroht sei, und den Hilferuf des Ungarnkönigs Bela, der ihm sein Königreich antragen ließ, wenn er es schützen wolle. Friedrich war in großer Verlegenheit. Verweigerte er die Hilfe, so gab er seinen Feinden neuen Stoff zu feindseligen Nachreden; folgte er dem Ruf, so waren seine errungenen Vorteile dahin und der Papst triumphierte. Er schlug daher einen mittleren Weg ein. Er vertröstete den König von Ungarn und die deutschen Fürsten auf seine baldige Ankunft, da er im Eilmarsch gegen Rom ziehe, um sich mit dem Papst zu vertragen, und erteilte ihnen militärische Vorschriften, wie sie der Gefahr begegnen sollten. Zugleich schrieb er dem römischen Senat, die Stadt möge sich erheben und ihm zur Herstellung des Kirchenfriedens behilflich sein, damit er das drohende Unheil von Europa abwehre. Er schickte Boten an den Papst; selbst sein Schwager Richard von Cornwallis, der kurz zuvor aus dem Morgenlande heimgekehrt war, ging als Vermittler ab. Allein der unbeugsame Greis bestand darauf, daß der Kaiser sich demütig mit zerschlagenem Herzen und bußfertigem Sinn

den Befehlen der Mutterkirche unterwerfe, dann wolle er zur Beruhigung der Christenheit Friede mit ihm machen.

Der Kaiser zum zweitenmal vor Rom. Gregors Tod. 1241.

Nun zögerte der Kaiser nicht länger. Nachdem er das Herzogtum Spoleto an Berthold von Urslingen gegeben, zog er über Terni und Narni nach Tivoli, das ihm freudig die Thore öffnete, und schlug in der zweiten Hälfte des August bei Grotta-Ferrata im Angesicht Roms sein Lager auf. Das befestigte Kloster Farfa wurde erstürmt; von Albano bis zu den Latinerbergen wurde alles Land mit Feuer und Schwert verwüstet; in Rom selbst herrschte Parteiwut und Straßenkampf zwischen den Guelfen, an deren Spitze der neugewählte Senator aus dem Hause der Orsini stand, und den Ghibellinen unter der Führung der Familie Colonna, deren Haupt, Kardinal Johannes, in des Kaisers Heer vor den Thoren der Stadt stand. Da kamen Eilboten in das kaiserliche Lager mit der Nachricht, Gregor IX. sei im Lateran gestorben. 21. Aug. 1241. Die verzehrende Fieberglut des Augustmonats in der eingeschlossenen Stadt, die aufgeregte Seelenstimmung des leidenschaftlichen Greises, Kummer und Sorge über das Unglück, das von allen Seiten über die Kirche und die Christenheit hereingebrochen war, löſten endlich die sterbliche Hülle, welche den kraftvollen, unbeugsamen Geist umschloß. Er sank ohne Spur der Versöhnung ins Grab, nachdem er die höchste Grenze menschlicher Lebensdauer erreicht hatte. „Sein Abschied von der Welt war wie der eines Generals, der auf seiner bedrängten Schanze im Angesicht des Feindes stirbt.“

6. Friedrich II. und Papst Innocenz IV.

a. Die Transaktionen und des Papstes Flucht.

Das päpstliche Interregnum. 1241—1243.

In einem Schreiben, worin Friedrich II. den Königen Europas meldete, daß der Papst, der jeden Frieden von der Hand gewiesen und den Kaiser, den Augustus, zu stürzen getrachtet, mit Tod abgegangen sei, fügte er den Wunsch bei, der Himmel möge zum Trost der wehklagenden Christenheit einen Mann auf den apostolischen Stuhl erheben nach seinem Herzen, „welcher Gregors Krümmungen gerade, seine Missethaten wieder gut macht, welcher der Welt den Frieden gibt und uns liebevoll in die mütterliche Kirche wieder aufnimmt“, und versicherte, wenn die Kirche ein Oberhaupt erlange, das den Haß und die Missethaten des Vorgängers gegen ihn nicht erneuere, so werde es sein eifrigstes Bestreben sein, ihm und dem katholischen Glauben und der kirchlichen Freiheit auf alle Weise Beistand zu leisten. Zum Beweise, daß sein Krieg nicht der Kirche, sondern nur dem Papst Gregor IX. gegolten, stellte Friedrich sofort alle Feindseligkeiten ein und gestattete den beiden in der Haft zu Capua befindlichen Kardinälen sich zur Papstwahl nach Rom zu begeben, jedoch unter der Bedingung, nach vollbrachtem Wahlgeschäft sich wieder bei ihm einzustellen. Die

schwierige Aufgabe einer Versöhnung und Ausgleichung sollte jedoch nicht gelöst werden. Nach langem Hader zwischen den strengen Gregorianern und der ge-
26. Okt. mäßigten Partei vereinigte sich die Mehrzahl der von dem Senator im Septizonium eingeschlossenen Kardinäle auf den Mailänder Gottfried, Bischof von Sabina, einen Prälaten von löblichen Sitten und Kenntnissen, der den Namen Cölestin IV. annahm; aber der gebrechliche Greis hatte noch nicht das Pallium genommen, noch nicht die Weihen empfangen, als ihn ein plötzlicher Tod dahinraffte. Nun war die Verlegenheit größer als zuvor. Zu einer neuen Wahl fehlte Mut und Eintracht; und als der Senator mit einer neuen Einschließung drohte und das römische Volk lärmend und tobend die Besetzung des Stuhles Petri forderte, entflohen die meisten Kardinäle aus Rom und schlossen sich in Anagni oder auf ihren Burgen ein. So blieb die Kirche ohne Oberhaupt, während der Kaiser, „ein zweiter Hannibal“, vor den Thoren Roms weilte, aber so wenig wie einst der Punier in die Stadt einzudringen vermochte. Die Guelfen, voran der mutige Senator **Matthäus Rubeus** und die Orsini, verteidigten die Mauern; die Paläste der Colonna wurden niedergerissen, der Kardinal Johannes selbst ins Gefängnis geworfen, die guelfischen Nachbarstädte Perugia, Narni u. a. in einen Bund zu Schutz und Trutz wider den Kaiser vereinigt. Ja sie wagten sogar einen Angriff auf Tivoli, wo eine kaiserliche Besatzung lag. Friedrich vergalt die feindselige Haltung der römischen Bürgerschaft mit der Verwüstung der Campagna. Der Segen der Felder ging in Flammen auf, aber der Widerstand seiner Gegner in den Städten wurde nicht gebrochen. Fast zwei Jahre dauerte dieser trostlose Zustand: bald hatte der Kaiser sein Feldlager im Albanergebirge, wo einst die sagenberühmten Orte Albalonga, Aricia und Tuskulum gestanden, bald lag das Heer zu Avezzano am lieblichen See von Celano, bald zog er weiter südwärts über Ceperano an den Liris, wo er die neue Stadt Flagellä angelegt hatte. Er war Herr des Landes und der Lage; er zog die Güter, welche die früheren Kaiser der Kirche verliehen, für das Reich ein und ließ sie durch Statthalter verwalten; Albano und viele Besitzungen des Patrimoniums und der Kardinäle wurden von seinen Sarazenen schonungslos verwüstet. Dennoch war sein Geist getrübt und voll schwerer Ahnungen. Nicht genug, daß die öffentlichen Angelegenheiten ihn mit Sorgen erfüllten, sein Herz erfuhr auch große Schläge. Am 1. Dez. 1241 riß der Tod seine englische Gemahlin, die schöne Isabella, von seiner Seite, und am 2. Febr. 1242 starb sein unglücklicher Sohn Heinrich, um den er trauerte wie David um Absalom. Mit Kummer blickte er in die Zukunft, mit Unmut und Verdruß auf die Gegenwart; denn die Kirche blieb ohne Oberhaupt. Vergebens sandte er bittende und drohende Gesandtschaften nach Anagni, um die dort weilenden Kardinäle zur Vornahme einer neuen Wahl zu bewegen; vergebens erhob die gesamte Christenheit ihre zürnende Stimme, daß die Kirche von ihren Hütern verlassen und verraten werde, daß die Männer, welche die Säulen des heil. Tempels sein sollten, aus Herrsch-

sucht und weltlichem Ehrgeiz das Schiff Petri den Stürmen preisgäben; die Zwietracht und der Parteieifer der geistlichen Würdenträger, die Einwirkung des Kaisers und seiner Anhänger, welche eine Papstwahl nach ihrem Sinne durchsetzen wollten, die Furcht vor der kaiserlichen Heeresmacht, die jedem gegnerischen Oberhaupte den Einzug in die Stadt und die Besitznahme des heil. Stuhles verwehren konnte, vereitelte alle Versuche. Erst als Ludwig IX. von Frankreich, mit dem Friedrich gern in gutem Einvernehmen bleiben wollte, an beide Teile ernstliche Vorstellungen richtete und die französische Geistlichkeit die Drohung laut werden ließ, sie würde bei längerem Zögern nach altem Vorrechte auf eigene Hand zu einer Papstwahl schreiten, wurden ernstliche Schritte zur Wiederbesetzung des apostolischen Stuhles gethan. Hatte Friedrich schon früher auf Ludwigs Verwendung die französischen Prälaten und den Kardinal Otto von St. Nikolaus in Freiheit gesetzt, so entließ er jetzt auch noch den Kardinal Jakob von Präneste, dessen Einfluß er am meisten scheute, und erleichterte dadurch die Wahl.

Am 24. Juni vereinigten sich die Kardinäle in Anagni und hoben den Kardinalpriester Sinibald Fieschi aus dem genuesischen Geschlechte der Grafen von Lavagna auf den päpstlichen Stuhl. Gleich dem großen Kirchenfürsten Innocenz III., dessen Namen er sich beilegte, glänzte er durch Rechtsgelehrsamkeit wie durch untadelhaften Lebenswandel; und bald trat es zu Tage, daß er auch an diplomatischer Gewandtheit und politischem Verstande demselben nicht nachstand. Dagegen besaß er nicht die geistliche Tugend und priesterliche Würde, die bei jenem mit dem Herrschergeist gepaart waren. Voll Selbstsucht, Übermut und hochfahrenden Sinnes hatte er nur die eigene Machtstellung im Auge, und um seine ehrsüchtigen despotischen Pläne durchzusetzen, übte er Druck und Erpressung, verlieh Ehren und Gnadengaben an Günstlinge und Nepoten und verfolgte alle Widersacher mit schonungsloser Härte. Seine Familie war von den Hohenstaufen mit Reichslehen beschenkt worden und er selbst galt für einen Freund des Kaisers, so daß viele in seiner Wahl die Kundgebung einer versöhnlichen Gesinnung erblickten. Aber wenn Friedrich wirklich bei der Nachricht von Sinibalds Erwählung gesagt hat: „Ich fürchte, daß ich einen Freund unter den Kardinälen verloren habe und einen Feind auf dem päpstlichen Stuhl wiederfinde, denn kein Papst kann Ghibelline sein," so hat er richtig erkannt, daß bei dem Gegensatz der Prinzipien eine Versöhnung der beiden Gewalten so lange unmöglich sei, als das Pontifikat auch die weltliche Herrschaft in Anspruch nehme. Doch zeigten seine ersten Schritte nach der Papstwahl keine Spur von Mißtrauen: er ließ im ganzen Königreich ein allgemeines Dankfest abhalten; er sprach in einem Rundschreiben an die Fürsten das Vertrauen aus, dem neuen Papst werde das Wohl des Reiches und die Erhaltung der alten Freundschaft am Herzen liegen; er schickte die angesehensten Würdenträger, unter ihnen den neuen Deutschordensmeister Gerhard von Malberg, die Großrichter Peter von

Neue Papstwahl und Haltung des Kaisers. 1243.

Vinea und Thaddäus von Suessa mit Beglückwünschungsschreiben und Versicherungen seiner Ergebenheit nach Anagni. Innocenz war viel zu klug, als daß er dieses Entgegenkommen des Kaisers nicht auf gleiche Weise hätte erwidern sollen. Die ganze Welt schrie nach Frieden; wie konnte der heil. Vater den Schein auf sich laden, auf diesen Ruf nicht zu hören? Darum beteuerte er, daß es sein heißer Wunsch sei, der Welt den Frieden zu geben, verlangte aber als Vorbedingung der Lossprechung vom Bann, daß der Kaiser alle Gefangenen in Freiheit setze, daß vor einer Versammlung von Prälaten und Fürsten untersucht werde, von welcher Seite das Unrecht ausgegangen sei, daß alle Anhänger und Freunde der Kurie in den Frieden eingeschlossen, alle der Kirche entrissenen Besitzungen zurückerstattet würden. Die Verhandlungen, die darauf in Anagni eingeleitet wurden, führten zu keiner Ausgleichung, obwohl Friedrich sich erbot, die okkupierten Landesteile, die er an das Reich zurückgenommen, wieder auszuliefern und gegen Zinsleistung und Stellung von Dienstmannschaft von der Kirche zu Lehen zu tragen; dagegen gaben sie dem Papst Gelegenheit, die zerstreuten Kräfte zu sammeln, die Gegner des Kaisers jenseits der Alpen zu stärken und durch kluge Maßregeln die Sympathien der Völker zu gewinnen.

Viterbo. 1243. Noch waren die Verhandlungen im Gange, als die Vorgänge in **Viterbo** den Papst mit größerer Siegeszuversicht erfüllten. Vor drei Jahren hatte sich die alte Latinerstadt dem Kaiser ergeben und war von dem neuen Gebieter mit vielen Beweisen von Gunst und Gnade bedacht worden. Dafür stritt sie mit den kaiserlichen Heeren gegen Rom. Seit der Wahl des Papstes aber gewannen die Guelfen auch in Viterbo wieder Boden und in Rainer aus dem Hause der Gatti einen mutigen Führer. Friedrich hatte in der Stadt eine feste Pfalz erbauen lassen und eine Besatzung unter dem Grafen Simon von Teate hineingelegt. Als nun die Anhänger der Kirche immer kühner auftraten, suchte der kaiserliche Stadthauptmann durch strenge Überwachung die Umtriebe der Gegner zu unterdrücken. Dies beschleunigte den Abfall. Im Einverständnis mit dem Kardinal Rainer Capocci, einem Viterbesen von Geburt, den Innocenz IV. zum Bischof der Stadt eingesetzt, machten die durch Zuzüge von außen verstärkten Guelfen von Viterbo einen Aufruhr, belagerten die kaiserliche Pfalz und schlossen ein Bündnis mit Rom. Bald geriet Graf Simon mit seiner Mannschaft in die größte Not. Er wandte sich um Hilfe an Richard von Caserta, dem Friedrich die Verwaltung der zum Reich gezogenen päpstlichen Besitzungen in Tuscien übertragen hatte, und an den Kaiser selbst. Der letztere rückte im Oktober vor die Stadt und traf energische Anstalten zur Belagerung. Bald nachher bezog Innocenz den päpstlichen Palast im Lateran, der so lange verwaist gewesen, und leistete den Belagerten allen möglichen Vorschub. Er unterstützte seinen unternehmenden Kardinal mit Geld, ermunterte die Viterbesen zur Ausdauer, forderte die Römer zum Beistand auf, sammelte Mannschaft aus der Campagna. Noch waren die Friedensunterhandlungen in der Schwebe, und schon befanden sich Papst und Kaiser von neuem im Krieg. Die Belagerung von Viterbo wurde dem Kaiser so unheilvoll wie einst die von Brescia. Die kleine Kommune, von einem geharnischten Kardinal verteidigt, leistete die tapferste Gegenwehr und schmückte sich mit kriegerischen Ehren. Vergebens bedrängte der Kaiser mit Leitern, Wandeltürmen und Belagerungszeug aller Art die Stadt; die Einwohner, von fanatischer Wut und religiösem Aberglauben zur mutigsten Gegenwehr angefeuert, schlugen

(Margin notes: Aug. — beside "cenz IV."; 16 Okt. — beside "Anstalten zur Belagerung")

den Sturm mannhaft zurück; die großartigen Belagerungsanstalten wurden vernichtet 10. Nov.
oder gegen die Angreifer selbst gekehrt; durch unterirdische Gänge drangen die Viterbesen in das Lager und setzten es in Brand; der Kaiser selbst schwebte in Lebensgefahr; frohlockend verkündete man schon seinen Tod. Das Unternehmen mußte aufgegeben werden. Unter Vermittelung des Kardinals Otto, den Friedrich einst der Haft entlassen und der ihm persönlich lieb geworden war, kam ein Vertrag zu stande. Der Besatzung und den Freunden des Kaisers wurde freier Abzug mit ihrer Habe zugesagt. Aber die Zusage wurde treulos gebrochen. Die Wegziehenden, die schon während der Belagerung furchtbar gelitten hatten, wurden überfallen, beraubt, verwundet. Nur dem mutigen Dazwischentreten des Kardinals war es zu danken, daß nicht alle getötet wurden. Die kaiserlich gesinnten Bürger in der Stadt erlitten die größten Gewaltthätigkeiten.

Der Unfall vor Viterbo war ein harter Schlag für den Kaiser. Nicht nur Ungünstige Lage des Kaisers.
daß die Demütigung ihm persönlich sehr nahe ging, daß „der Nerv seines Herzens aufs schmerzlichste berührt ward", allenthalben fühlten sich die Guelfen ermutigt und trugen das Haupt stolzer. Vercelli verschloß dem König Enzio die Thore und nahm mailändische Besatzung auf; Alessandria, Novara, die Markgrafen von Montferrat und Malaspina fielen ab; selbst Enzios Gemahlin Adelasia versöhnte sich mit Innocenz. Der neue Kirchenfürst hatte sein Pontifikat mit einem Triumph eingeweiht, der den kühnsten Ansprüchen Erfüllung verhieß. Die Römer standen ihm zur Seite. Auf die Vorgänge von Viterbo waren sie über die Burgen der Ghibellinen im Kirchenstaat hergefallen und hatten sie zerstört. Nun waren sie schon durch die Furcht vor der Rache des Kaisers an den Papst gewiesen. Aber die Unterhandlungen wurden nicht abgebrochen. Der kluge Kirchenfürst, der die Friedensliebe stets auf den Lippen hatte und gern als der alte Freund der Hohenstaufen angesehen sein wollte, suchte die Sache so zu lenken, daß in den Augen der Welt die Schuld des Scheiterns auf Friedrich fiele. Die Trauerbotschaften von den Unfällen im Heil. Lande, von denen später die Rede sein wird, steigerten die Sehnsucht nach Frieden. Dem Papst mußte daher viel daran gelegen sein, daß die christliche Welt den Glauben hege, er strebe aufrichtig nach Versöhnung.

Nach langen Unterhandlungen mit den Bevollmächtigten des Kaisers, dem Die Friedenspräliminarien vom 31. März 1244.
Grafen Raimund von Toulouse und den Großrichtern Peter von Vinea und Thaddäus von Suessa, wurde man über eine Friedensbasis einig: Der Kaiser sollte der Kirche und ihren Anhängern alle ihre Besitzungen zurückerstatten, den noch gefangenen Prälaten die Freiheit und, sowie den schon früher entlassenen, Schadenersatz gewähren; er sollte öffentlich erklären, daß er es bereue, den Kirchenbann mißachtet zu haben, und durch fromme Stiftungen Genugthuung geben; er sollte ferner erklären, daß der Papst über alle Christen, Könige und Fürsten, Geistliche und Laien in geistlichen Dingen unbeschränkte Gewalt habe; er sollte allen, welche während des Streites der Kirche angehangen, Gnade und Verzeihung angedeihen lassen, den Adel in der Romagna und in der veronesischen

Mark sowie den Markgrafen von Montferrat von persönlichen Lehnsdiensten entbinden u. a. m. Dafür sollte er vom Bann losgesprochen werden und im Besitze seiner Rechte und Ehren, seines Kaisertums und seiner Königreiche verbleiben. Es waren harte Bedingungen für das stolze Herz des Hohenstaufen: er sollte wie ein Sünder Buße thun, wie ein Überwundener die Waffen strecken, wie ein des Unrechts Überführter den Gegnern seine Gnade zuwenden; und für diese Erniedrigung war die Lossprechung vom Bann nur im allgemeinen ohne nähere Zeitangabe in Aussicht gestellt. Innocenz erwartete wohl kaum, daß Friedrich eine solche Nachgiebigkeit seinem Herzen abgewinnen würde; aber zu seinem Erstaunen wurde am Gründonnerstag in Gegenwart des lateinischen Kaisers Balduin und vieler Prälaten und römischer Edlen von den kaiserlichen Machtboten im Namen ihres Gebieters der Friede beschworen, ein Ereignis, das von der gesamten Christenheit als freudige Osterbotschaft mit den innigsten Dankgefühlen vernommen ward. Seit lange hatte man das Fest der Auferstehung nicht mit so froher Seele gefeiert.

Der Friede kommt nicht zum Abschluß. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Schon am 30. April meldete der Papst in einem Schreiben nach Deutschland, daß der Kaiser vorgezogen habe, von seinem Eid „abzuspringen", statt ihm zu gehorchen. Allein dieser Vorwurf traf den Papst in nicht geringerem Grade als den Kaiser. Es war dem Kirchenfürsten mit dem Frieden kein rechter Ernst. Er hatte den geheimen Plan, durch die Verhandlungen die Entscheidung so lange hinzuziehen, bis er Gelegenheit fände, den Gegner durch ein Konzil zu unterdrücken. Wie sollte aber nach den Erfahrungen von Meloria eine Kirchenversammlung abgehalten werden, so lange Friedrich den Kirchenstaat in Besitz hatte und seine Anhänger und Feldherren alle Zugänge Italiens beherrschten? Der Inhalt des Friedensinstruments war so unbestimmt und allgemein gehalten, daß neue Konflikte nicht ausbleiben konnten. Als nun der Kaiser auf bestimmte Fassung der einzelnen Artikel drang und vor der Abwickelung des Friedensgeschäftes die Lossprechung vom Bann forderte, suchte Innocenz auszuweichen. Friedrich erbot sich, einen Teil der Bedingungen sogleich zu erfüllen, über die andern nach erlangter Absolution mit dem Papst in einer persönlichen Zusammenkunft sich zu verständigen; auch dieses Begehren wies Innocenz zurück, so lange die Territorien der Kirche noch in des Kaisers Gewalt seien. Bald zeigte es sich, wo der eigentliche Stein des Anstoßes lag, die „verborgene Krankheit" ihren Sitz hatte. In den Präliminarien war das Verhältnis des Lombardenbundes zum Reich nicht erwähnt worden. Offenbar hatte die Kurie es absichtlich vermieden, diese wunde Seite zu berühren, um nicht von vornherein jede Ausgleichung unmöglich zu machen und den gerechten Vorwurf auf sich zu laden, daß sie durch Herbeiziehung weltlicher, politischer Fragen die Versöhnung verhindere. Der Entwurf enthielt nur den allgemeinen Satz: „die Kirche wolle alle ihre Freunde und Anhänger in den Frieden aufgenommen wissen". Darauf gestützt forderte nun Innocenz, die

Lombarden sollten nicht nur in den Frieden eingeschlossen und ihre Gefangenen in Freiheit gesetzt werden, sondern sie sollten auch der Rechtsansprüche entbunden sein, welche das Reich an sie geltend mache. Wie stimmte aber diese Forderung zu der Bedingung, daß dem Kaiser seine Ehren und Rechte unangetastet bleiben sollten? Friedrich zeigte sich bereit, die schiedsrichterliche Entscheidung des Papstes anzuerkennen und auf den Standpunkt, den er vor dem Banne eingenommen, zurückzukehren, vorausgesetzt, daß die Lombarden den Treueid leisteten und daß nichts festgesetzt würde, was gegen den Konstanzer Frieden ginge; denn dieser sei mit Zustimmung der deutschen Fürsten abgeschlossen worden und könne nicht einseitig gelöst werden. Allein Innocenz hatte sich bereits zu tief mit den Lombarden eingelassen, als daß er auf solche Bedingungen hätte eingehen können; er hatte sie zum fortgesetzten Eifer aufgemuntert und sie versichert, daß die Kurie keine Übereinkunft schließen werde, in die sie nicht inbegriffen wären; gegen die englischen und französischen Gesandten und alle Kardinäle sollte er geäußert haben, wenn den Lombarden nicht volles Recht und sicherer Friede zu teil würde, werde er ihnen selbst nach der Lossprechung des Kaisers beharrlich Hilfe leisten. Bei solcher Verschiedenheit der Auffassung und Ziele waren die Verhandlungen fruchtlos. Friedrich behielt die besetzten Länder und Orte in seiner Gewalt, um sich nicht mit gebundenen Händen den Gegnern zu überliefern, und knüpfte in Rom mit der Ghibellinenpartei die zerrissenen Fäden wieder an. Er belehnte zu Acquapendente die beiden Fürsten Jakob und Heinrich Frangipani mit der Hälfte des Kolosseums und dem daran stoßenden Palast. Der Papst dagegen, der beschuldigt wurde, er habe die Friedensartikel, vielfach verändert, in zahlreichen Abschriften verbreiten lassen, hielt seinerseits mit der Lossprechung zurück und sann auf Mittel, sich der kaiserlichen Machtsphäre zu entziehen.

Der wahre Sachverhalt.

Bei päpstlich gesinnten Schriftstellern kehrt regelmäßig die Behauptung wieder, der Kaiser habe sich des Wortbruchs schuldig gemacht, und doch hat Innocenz selbst Friedrich niemals einen Meineidigen genannt. Konnte denn Friedrich die Übereinkunft in ihrer unbestimmten Fassung annehmen und ausführen und alle Vorteile, die ihm seine Waffen errungen, aus der Hand geben, ohne vom Banne gelöst zu sein? Und konnte denn jemand im Ernste glauben, ein Entwurf von Friedensbedingungen, wobei die Grundursache des Krieges, das Verhältnis der Lombardei zum Reich, kaum berührt oder unter allgemeinen vieldeutigen Ausdrücken versteckt war, sollte ein aufrichtiges Friedensverhältnis begründen? Es gibt Prinzipienkämpfe, welche nur durch geschichtliche Ereignisse von entscheidender Gewalt im Sinne der siegenden Partei gelöst werden können. Ein solcher Fall lag hier vor. Es war nur Täuschung und Heuchelei, wenn man von Friedensversuchen sprach und die Kardinalfragen vorsichtig verhüllte. Es handelte sich nicht um Glauben und Religion: denn an Beweisen und Kundgebungen seiner Rechtgläubigkeit hat es Friedrich nie fehlen lassen; daß er im Grunde des Herzens andere Gesinnungen hege, konnte vermutet, aber nicht bewiesen werden. Der wahre Kern des Streits war die Herrschaft über Italien. Die Lehre von den beiden Schwertern hatte sich als Fabel erwiesen. Zwei Weltmonarchien konnten nicht neben-

einander bestehen, und die geistliche Herrschaft verlangte eine konkrete Unterlage. In den Augen Friedrichs waren die zeitlichen Besitzungen des Papsttums nur Usurpationen oder Gnadengeschenke des Reichs, die wieder zurückgefordert werden durften, wenn die Grundbedingungen sich änderten, die angebliche Lehnsherrlichkeit im Königreich Sizilien war ihm nur ein Ehrentitel ohne reale Machtbegründung. Nach seiner Anschauung gebührte ihm als dem Erben der Normannenkönige und dem deutsch-römischen Kaiser die weltliche Herrschaft über die ganze Halbinsel. Diese war aber nur zu behaupten, wenn ihm der Zugang durch die Lombardei offen stand. Wie konnte man also in Rom glauben, Friedrich würde dieses Zwischenland aufgeben und dadurch die Verbindung Deutschlands und Unteritaliens zerreißen? Mit der Lombardei stand und fiel seine Machtstellung. Innocenz kannte recht wohl die wahre Natur des Streits, und da er nicht hoffen durfte, den Kaiser zu freiwilliger Verzichtleistung zu bewegen, so suchte er eine Stellung zu gewinnen, die ihn zum Herrn der Situation machte und die Schuld des Fehlschlagens den Gegnern aufbürdete.

Die Flucht nach Genua. 1244. Während Innocenz den Kaiser mit der Aussicht auf eine persönliche Zusammenkunft in Narni hinhielt, war er weit von Friedensgedanken entfernt. In dem erwähnten Schreiben vom 30. April, das nur an den Reichsverweser Heinrich von Thüringen gerichtet sein konnte, wurde dieser Fürst in huldvollen Ausdrücken ermahnt, „das so preiswürdig angefangene Werk des Glaubens schleunigst zu vollenden", und ihm der Beistand des apostolischen Stuhles zugesichert. Am 28. Mai ernannte Innocenz zehn neue Kardinäle, auf deren Gesinnung er sich verlassen zu können glaubte; und während Friedrich zu Terni lagerte
7. Juni. und auf die verabredete Zusammenkunft in Narni wartete, warf sich der Papst in das feste Civita Castellana und knüpfte durch einen Franziskanermönch mit dem Podesta seiner Vaterstadt Genua Unterhandlungen wegen seiner beabsichtigten Flucht an. Ende Juni segelte eine genuesische Flotte, auf welcher sich drei Fieschi, Verwandte des Papstes, befanden, durch das Tuscische Meer und landete bei Civita Vecchia. Das Gerücht ging und wurde durch geschäftige Zungen absichtlich verbreitet, kaiserliche Reiter seien ausgesandt worden, um den Papst gefangen zu nehmen. Innocenz war bereits in Sutri eingetroffen, als er die Nachricht von der Landung der Schiffe erhielt. Rasch kleidete er sich in ein Kriegsgewand, warf sich auf ein schnelles Pferd und ritt in finsterer Nacht durch das unwegsame Hügelland dem Gestade zu, begleitet von einigen Dienern und Freunden, darunter sein Neffe Kardinal Wilhelm Fieschi und sein Biograph, der Minorit Nikolaus de Curbio. Mit ihnen und mit noch einigen andern Kardinälen, die sich am folgenden Tag in Civita Vecchia einfanden, stieg er zu Schiff und erreichte nach einer mehrtägigen stürmischen Fahrt, unentdeckt
7. Juli. von den kaiserlichen Galeeren, die in jenen Meeren kreuzten, den Hafen von Genua. „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" rief das Volk dem hohen Gast entgegen und geleitete ihn unter Glockentönen und Trompetenschall jubelnd in die Stadt. Er aber sprach mit dem Psalmisten: „Unsere Seele ist entronnen, wie ein Vogel dem Strick des Voglers; der Strick ist zerrissen, und wir sind los!" In den nächsten Tagen trafen auch die übrigen Kardinäle,

bis auf vier, die in Rom zurückbleiben sollten, auf verschiedenen Wegen in Genua ein.

b. Das Konzil von Lyon.

Die Kunde von der Flucht des Papstes war von wunderbarer Wirkung. Der Papst nach Lyon.
Die Welt sah nun mit einem Mal in ihm einen Märtyrer und Verfolgten, in 1244.
dem Kaiser einen Tyrannen, der dem Gesalbten des Herrn Gewalt angethan. Die Sympathien mehrten sich, als man hörte, daß der Flüchtling im Andreaskloster, das er zu seinem Aufenthaltsort gewählt, erkrankt sei. Auch Friedrich erkannte, daß die Flucht des Papstes ihm die Früchte jahrelanger Anstrengungen geraubt habe. Er schickte den Grafen von Toulouse ab, um Innocenz durch freundliche Zusicherungen zur Umkehr und zum Frieden einzuladen; und als die Boten nicht vorgelassen wurden, legte er in einem Manifest der Welt den Thatbestand und den Gang der Unterhandlungen dar und traf zugleich kriegerische Vorbereitungen gegen Genua. Da fürchtete Innocenz, daß ihm auch seine Vaterstadt kein sicheres Asyl bieten dürfte. Das von Parteiung zerrissene Italien erschien ihm überhaupt nicht als der rechte Schauplatz für das großartige Drama, das er in Szene zu setzen gedachte. Er wollte sich unter den Schutz Frankreichs stellen; aber König Ludwig IX. und seine Barone trugen Bedenken, durch eine so offenkundige Parteinahme den Zorn des Kaisers zu reizen. Daher ersah sich Innocenz die Stadt Lyon aus, die, obwohl noch dem Namen nach zum Reiche gehörend, faktisch eine unabhängige Stellung unter dem Erzbischof erlangt hatte und durch ihre günstige Lage besonders geeignet war, die Verbindung mit den germanischen und romanischen Ländern zu vermitteln. Noch nicht völlig genesen, verließ er im Spätherbst seinen klösterlichen Aufenthalt und reiste, bald in einer Sänfte getragen, bald auf einem Maultier reitend über Asti, Turin und Susa nach Savoyen, überstieg dann unter dem Schutz und Geleite des Grafen Amadeus den Mont Cenis und gelangte auf demselben Weg, den einst der unglückliche König Heinrich IV. in umgekehrter Richtung überstiegen, unter unzähligen Beschwerden nach der Rhonestadt, wo er inmitten befreundeter Länder und 2. Dez. 1244.
Fürsten sicher war vor des Kaisers Arm.

In Lyon hatte Innocenz einen Stützpunkt zu freiem Handeln, wie ihm Erneuerter Bannfluch.
Rom und Italien nie einen gewährt hätten, und er verlor keine Zeit, die Hebel 1245.
einzusetzen, um Friedrichs Herrscherbau zu stürzen. Mit kaltem Verstande und berechnender Weltklugheit ging er auf sein Ziel los. Bald nach seiner Ankunft verkündete er durch Ausschreiben seine Absicht, die Fürsten und Prälaten der christlichen Lande auf Johanni zu einem Konzil in Lyon zu versammeln, um zu beraten, wie dem Heil. Lande Hilfe geschafft, den Tataren und andern Verächtern des Glaubens und Verfolgern der Christenheit gewehrt und der schwebende Streit zwischen der Kirche und „dem Fürsten“ beigelegt werden möchte. Das Hauptanliegen war also auch hier nur nebenbei angeführt, und doch

13. April 1245. bewies die feierliche Exkommunikation, die er um Ostern in Gegenwart der Erzbischöfe von Mainz und Köln aufs neue über den Kaiser, den König Enzio und den Markgrafen Lancia aussprach. was seine Seele vorzugsweise beschäftigte, und der Eifer, mit dem er in England und andern Ländern durch Erpressung und Pfründenhandel Geld zu sammeln bemüht war, ließ erkennen, wie sehr ihm die Kriegsrüstung am Herzen lag. Er trug sich sogar mit dem Gedanken einer Reise nach England und Aragonien, um persönlich für seine Sache zu wirken, und war sehr verstimmt, als man ihn dort wie in Frankreich höflich ersuchte, sie mit der kostspieligen Ehre zu verschonen.

Einberufung des Konzils. 1245. Das Konzil war beschlossene Sache; die erforderlichen Einladungen dazu wurden in aller Form erlassen. Nur in der Vorladung an den Kaiser hielt man sich nicht an die gesetzmäßige Form; mit einem Gebannten glaubte man nicht in Gemeinschaft treten zu dürfen. Dennoch wurde von seiten des Kaisers noch einmal der Versuch zu friedlicher Ausgleichung gemacht. Der Patriarch Albert von Antiochia, der als Hilfeflehender nach Italien gekommen war, über-
30. April. sandte dem Papst ein versöhnliches Schreiben Friedrichs und bot sich zum Vermittler an. Innocenz wies den Antrag nicht von der Hand, sonst hätte man ja ihm die Schuld aufbürden können, er verlangte aber als „Ultimatum“, daß „der Fürst“ sofort durch Räumung des Kirchenstaats und Freilassung der Gefangenen seine aufrichtige Friedensliebe darlege und den Streit mit den Lombarden seiner Entscheidung anheimstelle, ohne der Reichsrechte zu erwähnen. Diese Kardinalfrage, welche die Zukunft seiner Herrschaft bedingte, konnte aber der Kaiser nicht dem Ausspruch eines parteiischen Schiedsrichters anheimgeben. So scheiterten die Bemühungen des Patriarchen, welcher darauf der päpstlichen Einladung nach Lyon folgte. — Während der Kaiser sich im Mai mit einem ansehnlichen Gefolge nach Verona begab, wohin er die deutschen Fürsten zu einer Zusammenkunft entboten, und Enzio mit Mannschaft und großen Kriegsvorräten im Gebiete von Piacenza weilte, fanden sich allmählich die Prälaten in der Rhonestadt ein, die meisten aus Frankreich, eine geringere Zahl aus England, aus Spanien und Portugal, aus Italien, auch der lateinische Kaiser und der Patriarch von Konstantinopel und einige weltliche Fürsten; dagegen war Deutschland fast gar nicht vertreten. Neben dem Passauer Archidiakonus Albert dem Böhmen waren nur die Bischöfe von Aquileja, Triest, Prag und Lüttich zugegen. Wie es scheint, waren nur an die „Getreuen“ Einladungsschreiben ergangen; und doch stellte die Kurie das Konzil als ein allgemeines dar!

Gang der Verhandlungen. 28. Juni. Schon in der ersten Sitzung kam der Streit des Kaisers mit der Kirche zur Sprache. Thaddäus von Suessa, der redegewandte, rechtskundige Großrichter, in dessen geschickte Hände Friedrich seine Sache gelegt hatte, machte weitgehende Anerbietungen: sein Gebieter wolle die päpstlichen Territorien sogleich herausgeben und der Kirche für jedes ihr zugefügte Unrecht Genugthuung geben; werde er auf diese Bedingung hin vom Banne losgesprochen, so wolle er für das Heil.

Land, für das lateinische Kaisertum und gegen die Mongolen genügende Hilfe gewähren. „Wer bürgt uns für die Erfüllung seiner Versprechungen?“ fragte Innocenz. „Die Könige von Frankreich und England,“ erwiderte Thaddäus. „Dann hätte die Kirche, falls der Kaiser sein Wort wieder bricht und sie sich dafür an die Bürgen halten wollte, statt eines Feindes drei,“ entgegnete Innocenz rasch. Er wies die Anerbietungen zurück und verlangte als erste Bedingung die sofortige Ausführung der durch den Patriarchen von Antiochia an ihn gestellten Forderungen. — Die zweite Sitzung eröffnete der Papst mit einer durch Thränen und Schluchzen unterbrochenen Trauerrede, daß er wie Christus von fünf Wunden durchbohrt sei, und erging sich dann in einer Flut von Vorwürfen und Beschwerden über die Sünden und Laster des Kaisers: Derselbe habe der Kirche Schaden zugefügt und die versprochene Genugthuung nicht erfüllt; er habe christliche Religion und Sitte verletzt, indem er inmitten seines Reiches einen Wohnort für Sarazenen gegründet, mit dem Sultan von Ägypten und andern mohammedanischen Fürsten intime Freundschaft unterhalte und mit ungläubigen Mädchen Umgang pflege. Thaddäus widerlegte die Beschuldigungen mit großem Geschick: wenn Innocenz zum Beweis der Wortbrüchigkeit des Kaisers die Urkunden desselben in die Höhe gehalten, so zeigte Thaddäus der Versammlung die päpstlichen Bullen als Belege, daß der Papst ebensowenig zu seinem Worte gestanden; den Vorwurf der Ketzerei wies er mit der Bemerkung zurück, daß über den inneren Glauben nur der Kaiser selbst vollgültiges Zeugnis ablegen könne, und der Anklage wegen Umgangs mit Mohammedanern setzte er die spitze Bemerkung entgegen, Friedrich habe doch keine Wucherer und Juden in seinem Reiche geduldet, und was die sarazenischen Frauen betreffe, so würden sie um ihrer Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, nicht zur schnöden Lust unterhalten. Nachdem Thaddäus seine Rechtfertigungsrede geendigt, verlangte er einen Aufschub, damit der Kaiser entweder selbst auf dem Konzil erscheinen oder weitere Vollmacht erteilen könne. Innocenz weigerte anfangs die geforderte Frist; als aber die Gesandten Frankreichs und Englands das Gesuch des kaiserlichen Abgeordneten unterstützten, setzte er einen Termin, aber so kurz gemessen, daß Friedrich kaum zu rechter Zeit eintreffen konnte, auch wenn er wirklich die Absicht gehabt hätte zu erscheinen. Dem Papst wäre die Gegenwart Friedrichs sehr unerwünscht gewesen, aber er suchte stets den Schein der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu wahren.

5. Juli.

Die Anklageschriften.

Mittlerweile wurden in geheimen Sitzungen Anklagen gesammelt und in feindseligen Schriften zusammengestellt. Wie gehässig und rücksichtslos dabei zu Werke gegangen wurde, erhellt aus den beiden noch erhaltenen Proben. In der einen wird der Kaiser bezeichnet als „der Fürst der Tyrannei, der Vertilger der Kirchenlehre und des Kultus, der Vernichter des Glaubens, der Meister der Grausamkeit, der Verderber dieser Welt, der Zerstörer des Erdkreises, der Hammer der ganzen Erde“; er habe die Wohlthaten der Kirche mit Undank vergolten und im sizilianischen Königreich die Lehnstreue gegen den apostolischen Stuhl gebrochen; er habe den Bann verachtet

und die Schlüsselgewalt des Papstes geleugnet; er habe Rom so lange bedrängt, bis Gregor IX. der Gluthitze des Sommers erlegen sei; er habe die Erledigung des apostolischen Sitzes benutzen wollen, um Kirche und Klerus seiner Herrschaft zu unterwerfen; er habe gegen Gott, gegen Moses, gegen den Heiland Lästerworte ausgestoßen; er habe gleich den Sadduzäern behauptet, daß die Seele mit dem Körper in nichts zerfalle. Grausamer als Nero und Julian der Apostat habe er gegen die Söhne und Boten der Kirche gewütet, habe das Erbteil Petri, das vorher ein Land der Wonne gewesen, in eine Einöde verwandelt, habe Viterbo feindlich angefallen, wobei er jedoch von Gottes Hand geschlagen worden, habe Scharen von Ungläubigen gegen die Christen geführt und durch sie Kirchenraub, Mord und Frauenschändung verübt. „Darum versammelte Väter! tilget aus den Namen und die Sprößlinge dieses Babyloniers, der sich als einen mächtigen Jäger nach Ungerechtigkeit vor Gott und als einen Fürsten der Lüge erwiesen. Werfet ihn zu Boden, vor das Angesicht der Könige, daß sie durch seinen Anblick in Furcht gesetzt nicht in seine Fußstapfen treten." Die andere Klagschrift beschuldigt den „zweiten Herodes, der aus dem ketzerischen Samen des ersten Friedrich entsprossen", nach Aufzählung aller seiner gegen die Kirche, den Papst und die gesamte Geistlichkeit begangenen Frevelthaten, daß er durch Härte und Grausamkeit das gewaltsame Ende seines Erstgebornen, Heinrich, herbeigeführt, daß er seinen drei Frauen, die er aus Eifersucht zu kerkermäßiger Abgeschiedenheit verurteilt, ein qualvolles Leben und einen frühzeitigen Tod bereitet, ja wenn man dem Gerüchte glauben dürfe, sich ihrer durch Gift entledigt habe; daß er ohne Glauben an Unsterblichkeit und ohne Gottesfurcht vor keiner Ungerechtigkeit und Frevelthat zurückschrecke, daß sogar, wie versichert werde, die Christen im Heil. Lande auf Anstiften des schlauen Verfolgers durch das Schwert der Ungläubigen gefallen seien.

Friedrich von Verona nach Turin. 8. Juli. Während in Lyon die Vorbereitungen zu dem vernichtenden Schlag gegen den hohenstaufischen Herrscher getroffen wurden, entließ dieser den Fürstentag zu Verona und begab sich, begleitet von seinem Sohne Konrad und einigen süddeutschen Bischöfen und Fürsten, über Cremona und Pavia nach Turin, um die westliche Lombardei und die Alpenpässe zu sichern und dem Schauplatz der Ereignisse näher zu sein. Wenn Friedrich gehofft hatte, dem Konzile von Lyon einen allgemeinen Reichstag entgegenzusetzen, so fand er sich getäuscht: der Hoftag von Verona konnte ebensowenig als allgemeiner Reichstag gelten wie die Versammlung von Lyon als allgemeines Konzil. Nur einige geistliche und weltliche Fürsten aus Süddeutschland hatten sich mit König Konrad eingefunden, unter ihnen Herzog Friedrich von Österreich, mit dem damals der Kaiser wegen einer neuen Vermählung in Unterhandlung getreten war. Gertrude, die Nichte des kinderlosen Herzogs, sollte dem Hohenstaufen ihre Hand zum vierten Ehebund reichen, dafür Österreich nebst Steiermark zur Würde eines Königreichs mit dem Erbrecht nach der Erstgeburt erhoben werden. Der Plan scheiterte jedoch an der Abneigung der Fürstentochter, an der Seite eines gebannten Herrschers ein liebe- und freudeloses Dasein zu führen. Die Fürsten von Norddeutschland hatten sich vom Hoflager fern gehalten, die einen weil sie, wie Heinrich von Thüringen und Wenzel von Böhmen, von der rheinischen Koalition, insbesondere den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier, auf die päpstliche Seite

hinübergezogen waren, die andern, wie die Herzöge von Braunschweig und Sachsen, die Markgrafen von Brandenburg und Meißen, weil sie den Ausgang des großen Streites abwarten wollten, um danach ihre Entschlüsse zu fassen.

Mittlerweile hatte sich nämlich in Deutschland die frühere Stimmung geändert. Die Intrigen Alberts des Böhmen, der Hilferuf des Papstes, die allgemeine Entrüstung über die Gefangenhaltung der Prälaten waren nicht ohne Wirkung geblieben. So lange die Gefahr von den wilden Tatarenhorden im Osten drohte, standen die geistlichen und weltlichen Fürsten zu König Konrad, welcher alle Kräfte des Reiches gegen den gemeinsamen Feind aufbot. Als aber dieser unerwartet wegzog und bald darauf Gregor aus dem Leben schied, gaben sich verderbliche Umtriebe gegen die Hohenstaufen kund, die bald den Charakter einer gefährlichen Fürstenverschwörung annahmen. An der Spitze stand derselbe mächtige Erzbischof Siegfried von Mainz, den einst Friedrich seinem Sohne als Reichsverweser zur Seite gesetzt, der den jungen König in das Lager vor Brescia begleitet hatte, der lange als eine feste Säule der hohenstaufischen Macht galt. Er war mit Otto dem Erlauchten lange in heftiger Fehde um den Besitz der Starkenburg an der Bergstraße gelegen und darum stets auf der Gegenseite gestanden. Als nun Otto sich wieder mit dem Kaiser versöhnte, bildete Siegfried eine neue päpstliche Partei. Er verband sich mit Konrad von Hochstaden, der seit 1238 den erzbischöflichen Stuhl von Köln innehatte, einem Prälaten von kriegerischer Gemütsart und streng hierarchischer Gesinnung. Auch die Bischöfe von Bremen, Lüttich und Straßburg hielten zu ihnen, und es dauerte nicht lange, so zählten sie auch noch den neuen Erzbischof Arnold von Trier zu ihren Gesinnungsgenossen und Verbündeten. Auf beiden Seiten des Rheines bildete sich unter dem hohen Klerus und Herrenstand eine mächtige Opposition wider den Kaiser und das staufische Herrscherhaus, welche dagegen an den Bürgerschaften der rheinischen Städte eine starke Stütze fanden. Früher zurückgesetzt und mit Mißtrauen betrachtet, erlangten die Stadtgemeinden von Mainz, Köln, Worms, Speier, Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen, Wetzlar u. a. jetzt große Freiheiten und Rechte, und dasselbe Fürstengeschlecht, das so lange den demokratischen Bürgergeist niederzuhalten gesucht, wurde in den Tagen, da sein Glanz zu erbleichen begann, der Wohlthäter der Städte und der Begründer und Gönner städtischer Verfassungen und bürgerlichen Gemeinlebens. Auch Landgraf Heinrich von Thüringen neigte zu der päpstlichen Partei; aber dem Kaiser, der, wie es scheint, im Frühjahr 1242 in aller Heimlichkeit sich nach Deutschland begeben und mit einigen Großen in Frankfurt eine Zusammenkunft gehalten hatte, gelang es, ihn wieder in der Treue zu befestigen. Auch dessen Schwager Heinrich von Brabant und des Kölners feindlich gesinnter Verwandter, Graf Wilhelm von Jülich, standen auf seiten der Staufer. Der Landgraf nahm bei dem jungen König Konrad die Stelle eines Reichsverwesers ein, die bisher Siegfried von Mainz in größerem Umfang bekleidet hatte. Bald wurden die blühenden Gaue am Mittel- und Unterrhein der Schauplatz verheerender Fehden. Während König Konrad, unterstützt von der Wormser Bürgerschaft, an der Bergstraße und im Rheingau mit Siegfried im Kampfe lag, erlitt der Kölner Erzbischof durch den Grafen von Jülich bei Lechenich eine blutige Niederlage und wurde schwer verwundet auf Burg Nideck in Gefangenschaft geführt. Nur gegen hohes Lösegeld und das Versprechen, den Grafen vom Bann zu lösen und sich mit dem Kaiser zu versöhnen, erhielt er seine Freiheit zurück. Siegfried dagegen setzte den Kampf fort. „Von wildem Sinne, wie ein Löwe," klagt ein Zeitgenosse, „machte er viele zu Witwen und Waisen, ließ Dorfschaften verbrennen, Städte einäschern, verwandelte das Land in eine Wüste und gewann damit das Wohlgefallen des Papstes über die

Marginalia: Die Lage der Dinge in Deutschland. — 1242. — 1242–1244.

Maßen." Mit Freuden vernahm er, daß Innorenz IV. die feindselige Politik seines
März und Mai 1244. Vorgängers wider den Kaiser fortsetzte; er versäumte nicht die Exkommunikation feierlich zu verkündigen und dem rheinischen Fürstenbunde neue Glieder zu gewinnen. Heinrich Raspe von Thüringen wurde abermals von der Partei des Kaisers abgezogen, seinem Beispiel folgte bald sein Schwager Heinrich von Brabant und Nieder-Lothringen. Auch der energischste Vorfechter der kaiserlichen Sache, Wilhelm von Jülich, legte das
20. Juli 1244. Schwert nieder und schloß mit dem Erzbischof von Köln einen Waffenstillstand. Auf die Kunde von des Papstes Flucht eilten die beiden rheinischen Prälaten nach Lyon; dort wohnten sie, wie erwähnt, dem Gottesdienste bei, in welchem die Exkommunikation Friedrichs wiederholt wurde und verpflichteten sich vor ihrer Rückkehr, falls das Konzil die Absetzung aussprechen würde, für die Erhebung eines Gegenkönigs zu wirken. — In Pavia hatte der Kaiser den Verdruß, daß sein eigener Verwandter, Prinz Friedrich, Sohn des Königs Ferdinand III. von Kastilien und der Beatrix von Schwaben, der unter den Augen des Oheims seine ritterliche Erziehung erhalten, nach Mailand entwich und sich den Gegnern anschloß, teils infolge geistlicher Einwirkung, teils aus Unmut über die Vorenthaltung seines mütterlichen Erbes. Dagegen fand er bei den Markgrafen von Montferrat, Carreto und Ceva und bei dem Grafen von Savoyen freundliche Aufnahme.

Die Thronentsetzung Friedrichs. Als Innocenz in Lyon erfuhr, daß Friedrich nach Turin vorgerückt sei, betrieb er die Entscheidung um so eifriger. Die Nähe des Mannes war ihm unheimlich; ein persönliches Erscheinen, wie ein bewaffneter Überfall wäre ihm gleich widerwärtig gewesen. Ohne die Ankunft der kaiserlichen Gesandten, Walters von Ocra, Peters von Vinea, des Bischofs von Freising und des
17. Juli. Deutschordensmeisters, abzuwarten, ordnete er die dritte feierliche Hauptsitzung an. Umsonst legte Thaddäus von Suessa Verwahrung ein gegen das ungerechte Verfahren und appellierte an einen künftigen Papst und an ein künftiges allgemeines Konzil von Königen, Fürsten und Prälaten; der Papst wollte von keiner Verzögerung hören. Ein Zwischenfall drohte dennoch die Entscheidung hinauszuschieben: der englische Gesandte erhob Klage über die unerträgliche Bedrückung der britischen Kirche und verlangte Abhilfe. Ärgerlich antwortete Innocenz, diese Angelegenheit habe nichts zu thun mit des Kaisers Absetzung und solle zu ihrer Zeit sachgemäß untersucht und erledigt werden. Darauf schritt er, von den spanischen und französischen Bischöfen aufgemuntert, zur Verkündigung des Dekrets, das in der geheimen Vorbereitung gutgeheißen und von 150 Prälaten unterzeichnet war. Nach Aufzählung aller Handlungen, durch welche sich Friedrich des Meineids, der Kirchenschändung, der Ketzerei, des vertrauten Umgangs mit Mohammedanern und des Bruchs der Lehnstreue (Felonie) schuldig gemacht haben sollte, erklärte Innocenz kraft der ihm verliehenen Gewalt „zu pflanzen und auszureißen" jenen Fürsten, der sich des Kaisertums und der Königreiche, der sich aller Würden und Ehren unwert gezeigt, der seiner Ungerechtigkeit und Verbrechen halber von Gott verworfen worden, aller seiner Kronen und Reiche verlustig, entband alle, die ihm auf irgend eine Weise verbunden oder verpflichtet seien, ihrer Eide und Pflichten, bedrohte alle, die

ihm gehorchten oder mit Rat und That beiständen, mit dem Kirchenbann; erteilte den deutschen Fürsten das Recht und die Befugnis, in freier Wahl einen Nachfolger aufzustellen und nahm das sizilianische Königreich, das rechtmäßige Erbe des heil. Petrus, als heimgefallnes Lehen der Kirche in Anspruch, „über das er mit dem Rate seiner Brüder, der Kardinäle, das Weitere verfügen werde“. Nach beendigter Vorlesung schlugen die kaiserlichen Gesandten auf ihre Brust und Thaddäus rief kummervoll aus: „Das ist ein Tag des Zorns, der Trauer und des Verderbens, über den die Feinde Christi sich freuen werden.“ Der Papst aber sagte: „Ich habe gethan, was ich thun mußte; möge Gott es vollenden nach seinem Willen!“ Darauf stimmte er den Kirchengesang an: „Herr Gott, dich loben wir!“ Die Prälaten fielen ein und senkten die brennenden Fackeln, die sie in Händen hielten, zur Erde, daß sie erloschen. So sollte des Kaisers Glanz und Glück auf Erden verlöscht werden.

c. Die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen.

Ein italienischer Kirchenfürst und 150 Prälaten aus romanischen Landen hatten sich das Recht angemaßt, den ersten und mächtigsten Herrscher des Abendlandes seiner Reiche und Kronen zu entsetzen! Es war ein Schritt von unerhörter Kühnheit, der die ganze Christenheit mit Erstaunen und Bestürzung erfüllte. Seit dem Tage von Canossa hatte kein Papst die Doktrin von der Universalherrschaft der Kirche so rücksichtslos zur Geltung erhoben. „Mich hat der Papst der Krone beraubt?“ läßt Matthäus Paris den Kaiser bei der Kunde von dem Geschehenen ergrimmt ausrufen: „Woher nimmt er solche Verwegenheit? Bringt mir her meine Kronen, daß ich sehe, ob sie wirklich verloren sind!“ Als sie ihm gebracht wurden, setzte er sie aufs Haupt und sprach mit drohender Miene und erhobener Stimme: „Noch habe ich meine Kronen, und kein Papst und kein Konzil soll sie mir ohne Kampf rauben!“ Damit war die Losung zum Kampf auf Leben und Tod gegeben; von Schonung und Rücksicht konnte nun keine Rede mehr sein. „Durch den Hochmut des Papstes,“ sagte Friedrich weiter, „bin ich jetzt aller Liebe und Ehrfurcht und jeglicher Verpflichtung zum Frieden gegen ihn losgebunden!“ Wirkung des Lyoner Aktes.

Noch aus Turin richtete der Kaiser Rechtfertigungsschreiben an die Prälaten, Grafen und Barone Englands und an alle christlichen Fürsten des Abendlandes, worin er darthat, daß dem Papste, möge er auch als Haupt der heil. Kirche in geistlichen Dingen zu binden und zu lösen befugt sein, doch niemals, weder durch göttliches noch menschliches Recht gestattet sei, „nach Willkür die kaiserliche Würde zu übertragen oder durch Entsetzung von Königen und Fürsten eine weltliche Strafgewalt auszuüben“. Würde aus der herkömmlichen Sitte der Kaiserkrönung durch den Papst das Recht der Thronentsetzung abgeleitet werden, so könnten auch alle andern Prälaten, welche ihre Könige krönen und salben, dieses Recht ansprechen. Das ihm widerfahrene Unrecht treffe somit alle gekrönten Häupter und fürstlichen Würdenträger, seine Sache sei die aller Könige. Nach dieser Bestreitung des prinzipiellen Rechts führt dann das Schreiben Der Schriftenkrieg. a. Das kaiserliche Manifest 31. Juli.

weiter aus, daß der ganze Hergang in Lyon, wobei weder eine gerichtliche Anklage und Vorladung stattgefunden noch zuverlässige und unparteiische Zeugen und Richter zugegen gewesen, sondern das Verdammungsurteil auf unerwiesene Beschuldigungen hin gefällt worden, gegen alle Rechtsformen und Gesetze verstoße. Sodann wird nachgewiesen, daß die ihm zur Last gelegte Verletzung der Lehnspflichten unwahr sei und daß es gehässig und vermessen erscheinen müsse, den römischen Kaiser Gesetzen zu unterwerfen, über die er als Quelle der Gesetze erhaben ist, den zu weltlichen Strafen zu verurteilen, welcher in weltlichen Dingen keinen Menschen über sich hat, sondern nur Gott. Schließlich beteuert der Kaiser nochmals seine Rechtgläubigkeit, gibt zu erwägen, ob eine Sentenz, bei der kein deutscher Fürst durch seine Gegenwart oder seinen Rat mitgewirkt, Beachtung verdiene, und fordert die andern auf, ihm in seiner Verteidigung beizustehen; denn wäre erst die kaiserliche Macht mit Füßen getreten, so würde die übrigen Könige und Fürsten bald ein gleiches Los treffen. „Wir sind nicht die ersten," heißt es in dem zweiten Schreiben, „und auch nicht die letzten, welche unter dem Mißbrauch der priesterlichen Gewalt leiden, die von oben her sich bis auf die niedrigsten Glieder erstreckt. Und ihr seid mitschuldig, weil ihr jenen Scheinheiligen gehorcht, deren Durst nach Herrschaft nicht die Flut des Jordan löschen könnte." Er schließt mit der Versicherung, daß die Sentenz des Papstes die Erhabenheit seiner Majestät nicht niederdrücken werde, denn er habe ein reines Gewissen; der Klerus aber sei entartet und von dem apostolischen Leben zur Wollust und Genußsucht herabgesunken, häufe durch Erpressung Güter und Schätze und verachte Religion und Gottesfurcht. Diese schädlichen Reichtümer, diesen verderblichen Überfluß der Geistlichkeit zu entziehen, damit sie wieder ein apostolisches Leben führe und zur Demut des Herrn zurückkehre, erachte er als eine Pflicht der Frömmigkeit, die er zu erfüllen die Absicht habe und der sich auch die andern Fürsten nicht entziehen sollten.

b. Gegenschrift des Papstes. Der Papst erhielt Kunde von diesen Sendschreiben und beeilte sich, in einer ausführlichen Gegenschrift den Eindruck abzuschwächen oder auszulöschen. Aus dem alten und neuen Testament holte er die Beweise her, daß das Haupt der Kirche berufen und berechtigt sei, alles Hohe auf Erden zu richten und Könige und Kaiser ihres Herrscheramtes zu entsetzen. Diese Gewalt sei dem römischen Stuhl nicht erst durch Konstantin, sondern durch Christus selbst verliehen worden. „Nicht bloß eine priesterliche, sondern auch eine königliche Herrschaft habe Christus gegründet und dem heil. Petrus zugleich die Zügel des irdischen und des himmlischen Reiches eingehändigt; Konstantin habe die Tyrannei, die gesetz- und haltungslose Regierung, welche früher in der Welt bestanden, in die Hände der Kirche niedergelegt und sie dann erst von ihr als legitime Gewalt, als ehrenvolle Gabe zurückerhalten. Auch die Gewalt des Schwertes sei bei der Kirche und stamme von ihr; „sie übergebe dasselbe dem Kaiser bei der Krönung, damit er davon gesetzlichen Gebrauch mache und sie verteidige; sie habe das Recht, ihm zu gebieten: Stecke dein Schwert in die Scheide!" Um aber die übrigen Könige und Fürsten zu beruhigen, räumt er nicht den Bischöfen, von denen dieselben gesalbt und gekrönt würden, die gleiche Befugnis ein; denn diese seien zugleich den weltlichen Herrschern unterworfen und lehnspflichtig, während der römische Kaiser dem Papste, von dem er die Ehre des Kaisertums und das Diadem empfange, nach altem Herkommen Unterwürfigkeit und Treue schulde; zudem gelangten die andern Könige nach dem Rechte der Erblichkeit auf den Thron, der Kaiser dagegen durch die freie Wahl der deutschen Fürsten und durch den apostolischen Stuhl. Als König von Sizilien aber sei Friedrich ein Vasall des Papstes, dem es doch gestattet sein werde, einen treubrüchigen, pflichtvergessenen Lehnsträger seiner Benefizien zu entkleiden! Der Hohenstaufe schmäht die Kirche und die Priester wegen ihrer Reichtümer, heißt es ferner,

aber nicht der Gebrauch der Reichtümer, sondern nur der Mißbrauch erzeuge die Schuld, und wenn er zu deren Raub auffordere, so beweise er dadurch, wie wenig aufrichtig er nach Frieden und Versöhnung strebe; wie der Wolf dem Lamme, versuche er der Kirche mit erheuchelter Friedensliebe den Todesbiß beizubringen. Darum sollten sie sich unter das Banner der Kirche stellen, die jenem nur darum so verhaßt sei, weil sie ihn hindere, seine Tyrannei allen Ländern aufzuzwingen.

In diesem merkwürdigen Schriftstück verwarf somit Innocenz nicht nur die Gleichberechtigung der beiden Gewalten, sondern sprach offen aus, daß der Papst Oberhaupt nicht nur der Kirche, sondern auch der Staaten sei. Die christliche Völkerfamilie sollte ein theokratisches Priesterreich bilden. Während Christus den bedeutsamen Ausspruch gethan: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" sprach sein „Statthalter" das Weltregiment als Erbteil seiner Würde an. Dieser überschwenglichen Theorie von einem allmächtigen Priesterregiment stellte Friedrich im stolzen Gefühle des höchsten weltlichen Machthabers die Legitimitätslehre eines unmittelbar von Gott eingesetzten Königtums entgegen. So trafen zwei Prinzipien, getragen von zwei genialen Persönlichkeiten, in schroffster Gestalt aufeinander und rangen mit Leidenschaftlichkeit und Fanatismus um Anerkennung und Sieg. Von Ausgleichung und Versöhnung war fortan keine Rede mehr. Auf beiden Seiten Worte und Thaten der ewigen Feindschaft.

Die Kräfte der streitenden Häupter.

„Bisher habe ich als Amboß gedient," schrieb Friedrich an seine Anhänger; „jetzt will ich die Rolle des Hammers übernehmen." Diesen Worten entsprachen seine Handlungen. Dem Papst das angemaßte höchste Richteramt über die fürstlichen Gewalten zu entreißen und die Kirche durch Einziehung ihrer Güter auf den Stand der apostolischen Zeit zurückzudrängen, war von nun an das Ziel seines Strebens. Wir wissen, wie sehr die kirchliche Opposition jener Tage gegen die Reichtümer und die Verweltlichung der Hierarchie gerichtet war, wie die Häretiker der verschiedensten Art alle die Rückführung der Kirche zur ursprünglichen Einfachheit und Heiligkeit auf ihre Fahne schrieben; wenn Friedrich sich dieser Strömung bemächtigte, wenn er sich zum Beschützer aller antihierarchischen Häresien aufwarf, wenn er zugleich die durch die priesterliche Anmaßung in ihrer Rechts- und Machtstellung bedrohten weltlichen Gewalten zum gemeinsamen Widerstand vereinigte, wenn er in Italien die partikularistischen Interessen nährte, die Leidenschaften aufstachelte und Lohn und Strafe am rechten Orte walten ließ, konnte er Streitkräfte um sich sammeln, deren Bewältigung dem Gegner schwer gefallen sein dürfte. Aber es gelang dem Kaiser nicht, alle diese Elemente zum gemeinsamen Sturm wider das Pontifikat zu vereinigen. Die kirchlichen und hierarchischen Ideen beherrschten noch zu sehr die Geister, und selbst Friedrich, obschon er die Reform der Kirche auf seine Fahne schrieb, mied doch stets die Gemeinschaft der Häretiker und legte noch nach der Absetzung sein katholisches Glaubensbekenntnis in die Hände der Bischöfe und Geistlichen nieder, die er noch einmal als Friedensvermittler nach Lyon schickte. Ebenso-

wenig vermochte er die weltlichen und politischen Kräfte zu gemeinschaftlichem Handeln zu vereinigen. Wohl machte seine Berufung an die Fürsten und Edlen gegen die unerträgliche Tyrannei der römischen Hierarchie tiefen Eindruck bei dem französischen und englischen Adel und erzeugte scharfe Proteste gegen ein Verfahren und gegen Grundsätze, von denen alle weltlichen Fürsten und Herren in gleichem Maße bedroht waren; aber diese Regungen blieben vereinzelt, die weltliche Macht hatte sich noch nicht gesammelt, war noch nicht zum Bewußtsein ihrer politischen Rechtsstellung, ihrer solidarischen Interessen gegenüber der Hierarchie gekommen. Zudem hatte die festgegliederte, unter einem gemeinsamen Oberhaupt geeinigte Kirche ein großes Übergewicht über das lockere Gefüge der Lehnsstaaten; und in England, wo der schwachherzige Heinrich III., Friedrichs Schwager, mit dem unruhigen, unzufriedenen Feudaladel in beständiger Fehde lag, in Frankreich, wo Ludwig IX., wie sehr er auch das ihm von Friedrich
Nov. 1245. Mai 1246. vertrauensvoll übertragene Vermitteramt in zwei Zusammenkünften mit Innocenz zu Clugny im Interesse des Friedens und des Heil. Landes ausgeübt haben mag, für sein zur Monarchie sich gestaltendes Königreich nur gewinnen konnte, wenn das deutsch-römische Kaiserreich von seiner Machthöhe herabsank, und in Deutschland, wo der Sondergeist von jeher mächtiger war als Nationalgefühl und vaterländische Gesinnung und die italienischen Angelegenheiten des Herrscherhauses mehr und mehr als eine dem Reiche fremde Sache angesehen wurden, hatte die Kurie zu viele Hebel und Werkzeuge, zu viele Anknüpfungspunkte zu Intrigen und Koalitionen, als daß es ihr nicht hätte gelingen sollen, die Opposition zu trennen und zu lähmen und einen gemeinsamen Widerstand, eine geschlossene Parteinahme zu vereiteln. In Italien aber konnte das Pontifikat als Hort der Nationalität gegen die Fremdherrschaft, als Beschützer der Freiheit gegen eine absolute Staatsgewalt, als Förderer republikanischer Verfassung und Selbstregierung in den städtischen Gemeinwesen auftreten, soweit auch sonst Freiheit und Nationalität in den Augen der Kirche Anerkennung und Geltung fanden.

Des Kaisers Stellung in Italien. Doch konnte gerade in Italien der Kaiser im Anfang mit namhaften Streitkräften ins Feld rücken. Im Westen und Osten hüteten Verbündete, insbesondere der Graf von Savoyen und Ezzelino von Romano, die Zugänge zu den Alpen, die Straßen nach Deutschland und Frankreich; die Ghibellinenstädte, vor allen Pavia, Cremona, Lodi, Bergamo, Alessandria u. a. standen auf seiner Seite; in Mittelitalien behauptete er seine Stellung trotz der Anstrengungen des Kardinals Rainer Caporrio, der die Sache der Kirche mit unumschränkter Vollmacht in Tuscien, im römischen Gebiet und in der Mark Ankona vertrat; und da der Papst mit parteiischer Vorliebe seine Vaterstadt Genua begünstigte, so wurden die andern Handelsrepubliken aus Eifersucht auf die kaiserliche Seite getrieben. Nicht allein, daß Pisa nun um so fester zur Ghibellinenfahne hielt, auch Venedig machte Frieden und begünstigte die Sache der

Hohenstaufen, so sehr auch die Lagunenrepublik die blutige Gewaltherrschaft des kaiserlichen Bundesgenossen und Bannerträgers Ezzelino in der trevisanischen und veronesischen Mark haßte und fürchtete. Denn der schreckliche Mann benutzte diese Jahre der Verwirrung, um durch unerhörte Tyrannei, durch Mord, Heimtücke und Frevel aller Art seine Herrschaft zu mehren und die Macht seines Hauses fest zu begründen. „Wer dem Tode einstweilen entkam, mußte oft jahrelang in einem finsteren, von allen Schrecknissen umgebenen Kerker schmachten, denn Ezzelinos paduanische Gefängnisse, in der seit 1242 gegründeten Burg angelegt, übertrafen mit der Zeit an Umfang, Stärke, Abwechselung der Qualen alles, was die Wirklichkeit bisher geboten hatte; der dienstwillige knechtische Baumeister mußte jedoch durch den Tod büßen." Gern hätte Friedrich den Bürger- und Parteikrieg, der jetzt in den lombardischen Fluren und in den Thälern der Apenninen mit neuer Wut ausbrach, durch eine glückliche Waffenthat wider das verhaßte Mailand eingeweiht: aber unter der geschickten Leitung Gregors Nov. 1245.
von Montelongo entging auch diesmal die tapfere Republik dem vernichtenden Schlage, den ihr die kaiserlichen Feldherren Enzio und Ezzelino zugedacht. Doch verloren sie und ihre Verbündeten viele Gefangene. Unter diesen waren 38 genuesische Bogenschützen, denen man das rechte Auge durchbohrte und die rechte Hand abhieb, ein schreckliches Vorspiel der bevorstehenden Kriegsgreuel.

Im Frühjahr machte Friedrich noch einen Friedensversuch, indem er Lud- Verschwörung und Abfall.
wig IX. unter Zusicherung energischer Hilfe zur Befreiung des Heil. Landes 1246.
zum Vermittler aufrief; aber Innocenz war entschlossen, den hohenstaufischen Kaiser und seine Söhne, „die Vipernbrut", der Herrschaft diesseits und jenseits der Alpen zu berauben. Zu diesem heiligen Zweck wurden die frevelhaftesten Mittel nicht gescheut. Im April richtete er ein Schreiben an die Großen Si- 26. April 1246.
ziliens, worin er sie beklagt, daß sie so lange in schmachvoller Knechtschaft unter dem Kaiser, diesem „zweiten Nero", geschmachtet, und sie auffordert, dieses Joch von sich zu werfen und nach dem Rat zweier Kardinäle, die er als Bevollmächtigte zu seinen vielgeliebten Söhnen abgeordnet, in den Schoß der Kirche zurückzukehren, da er ihren Unterdrücker, „den Meister des Trugs, den Verfolger der Kirche, den Verächter des Glaubens", seiner Reiche und des Kaisertums beraubt habe. Also nicht bloß mit geistlichen Waffen, wie Innocenz früher versichert hatte, sondern mit Aufruhr und Verschwörung sollte „der starke und trotzige Feind der christlichen Kirche" bekämpft und niedergeworfen werden. Und nur zu bald traten die Folgen grell zu Tage. Wir wissen, wie schwer die hohenstaufische Herrschaft auf dem sizilianischen Königreich lastete. Es war daher nicht zu verwundern, daß gerade dort der Aufruhr zuerst sein Haupt erhob. Der gedrückte und niedergebeugte Klerus, der durch das despotische Beamtenregiment in seiner Gerichtsbarkeit und in seinen Privilegien verkürzte Lehnsadel, die durch Besteuerung und königliche Handelsmonopole in ihrem Vermögensstand und Erwerb schwer heimgesuchten Bürgerschaften boten den wan-

dernden Bettelmönchen, welche massenhaft das Land durchzogen und in Wort und Schrift zum Aufruhr anfeuerten, eine starke Handhabe zur Aufwiegelung. Auch in Mittel- und Oberitalien war Zündstoff in Menge angehäuft, der leicht zur helllodernden Flamme angefacht werden konnte. Parma, bisher eine treue Ghibellinenstadt, wurde durch den päpstlichen Familieneinfluß auf die entgegengesetzte Seite gezogen und zu einem Herd und Mittelpunkt der guelfischen Verschwörung gemacht. Hier waren drei Schwestern des Papstes in die reichsten und angesehensten Häuser verheiratet, welche der Guelfenpartei entschlossene Führer stellten. Bernardo Orlando, Schwager von Innocenz, „eine kriegerische, imposante Persönlichkeit“, sein Neffe Markgraf Mons Lupo, „wild wie ein Löwe“, nebst vier Brüdern, Guarino de Sanvitale, dessen Ehe mit einer andern Schwester des Kirchenfürsten mit sechs Söhnen gesegnet war, wovon der eine den bischöflichen Stuhl in seiner Vaterstadt innehatte, besaßen in Parma selbst und in der Umgegend eine solche Macht, daß sie mit ihren Anhängern bald das Übergewicht über die Gegenpartei erlangten und im Bunde mit der Guelfenstadt Piacenza den Gegnern Friedrichs im Süden und Norden die Hände reichten und im Herzen der Halbinsel ein festes Bollwerk zu Trutz und Schutz wider die Ghibellinen aufrichteten. Noch im September war es dem Kaiser bei einem persönlichen Besuche gelungen, den alten Treubund mit Parma zu erneuern und den Apulier Tebaldo Francesco, einen seiner „Getreuen“, zum Podesta einzusetzen; und sechs Monate nachher stand derselbe „Getreue“ in den Reihen der Verschwornen, die durch die ganze Halbinsel und Sizilien verbreitet die Ermordung des Kaisers und seiner kräftigsten Stützen, Enzios und Ezzelinos, und die Vernichtung der hohenstaufischen Herrschaft zum Ziel hatten. Unter den übrigen Häuptern des Geheimbundes waren die angesehensten und thätigsten Bernardo Rossi, Pandolf von Fasanella, kaiserlicher Vikar in Tuscien, der Großrichter Jacopo de Morra mehrere Glieder der mächtigen Familie San Severino u. a. Es war ein Komplott eben so frevelhaft in seinen Zielen als großartig in seiner Anlage und Ausdehnung. Sogar Bischof Heinrich von Bamberg sprach nach seiner Rückkehr aus Italien unverhohlen aus, der Kaiser würde mit seinen Vertrauten nächstens ermordet werden. Dem Tebaldo Francesco stellte man die Krone von Sizilien als Preis seines Verrats in Aussicht, und Innocenz selbst trat mit ihm, „der nun aus einem Anhänger des ruchlosen Tyrannen ein Kämpfer Jesu Christi zu werden versprach“, in brieflichen Verkehr. Kardinal Rainer sollte mit päpstlichen Truppen nach dem Königreich vorrücken und dem General-Kapitän Andreas da Cicala, der auf der Insel die nötigen Anstalten zum Aufstand traf, die Hand reichen. Gelang der Plan, so konnte, wie bei Philipp von Schwaben, die Welt belehrt werden, in dem Ereignis ein Gottesurteil zu erblicken. Schon lief durch Apulien das Gerücht, der Kaiser sei tot.

Aber „die Untreue schlug ihren eigenen Herrn“. Im Lager zu Grosseto

wurde der Anschlag kurz vor seiner Ausführung durch einen Mitverschworenen Des Kaisers Sieg und
an den Grafen von Caserta, den späteren Gemahl der Kaisertochter Violanta, Rache. 1246.
verraten. Während der Nachforschungen entkamen jedoch die Häupter; meh- März 1246.
rere retteten sich nach Rom, andere suchten Zuflucht in sizilianischen Burgen. Die
Rache ereilte sie aber bald. Während Friedrich selbst rasch nach der Insel vor- April.
drang, die Burgen der Aufständischen Scala und Capoccio nach hartnäckiger
Gegenwehr eroberte, schlug sein Feldherr Marin von Ebulo die von Kardinal
Rainer geführten Rebellen von Perugia und Assisi unweit Ascoli, zwang Ca-
merino zur Ergebung und schloß 5000 Gefangene in die apulischen Kerker ein.
Zugleich sicherte Enzio die unzuverlässige Stadt Reggio durch Hinrichtung oder
Verhaftung der gegnerischen Häupter, führte Parma wieder zur Ghibellinen-
Partei zurück und brachte die Anhänger und Verwandten des Papstes, die
Rossi, Lupi u. a. zur Flucht oder in Gefangenschaft; und Friedrich von Anti-
ochia, ein anderer natürlicher Sohn des Kaisers, befestigte die hohenstaufische
Macht in Toscana und verschaffte sogar in Florenz der kaiserlichen Sache An-
erkennung. In Sizilien wiederholten sich jetzt die Szenen blutiger Vergeltung
aus den Tagen Heinrichs VI. Die Besatzung der eroberten Burgen, 150 Juli.
Mann nebst 40 lombardischen Geiseln, welche befreit worden waren, und 22
edle Frauen und Jungfrauen wurden in die unterirdischen Gefängnisse von
Palermo gebracht und — „kein Auge hat sie wieder gesehen“. Die Männer
wurden geblendet und der Nase und rechten Hand beraubt. Tebald und fünf
Häupter wurden mit der päpstlichen Bulle vor der Stirn im Reich herum-
geführt, dann gerädert und zuletzt ins Meer versenkt oder den Flammen über-
geben. Ihre Güter wurden eingezogen und teils zu den Domänen gefügt,
teils zur Belohnung der Treue verwendet. Von der Familie S. Severino
blieb nur ein neunjähriger Knabe übrig, der durch einen treuen Diener nach
Rom gerettet und später mit einer Verwandten des Papstes vermählt ward.
Die Sarazenen in Entella und andern festen Orten, die sich den Aufständischen
angeschlossen, wurden von dem Grafen von Caserta bezwungen und nach der
Militärkolonie Luceria verpflanzt. Offen beschuldigte der Kaiser den Papst,
daß er der Anstifter des Mordplans und der Empörung gewesen sei, und daß
Minoritenmönche das Kreuz wider ihn gepredigt. Die Gegenpartei suchte die
Anklage dadurch zu entkräften, daß sie dem Kaiser Mordanschläge gegen den
Papst schuld gab, eine Beschuldigung, welche dieser jedoch mit Entrüstung zu-
rückwies.

d. Das Gegenkönigtum in Deutschland.

Mit Verdruß vernahm die päpstliche Partei die Erfolge der kaiserlichen Päpstliche Umtriebe in
Waffen in Italien; nicht nur, daß das erwartete „Gottesgericht“ nicht einge- Deutschland.
treten war, die Häupter der Verschwörung waren tot, gefangen, flüchtig; selbst
Bischof Heinrich von Bamberg büßte die voreilige Verkündigung des Bevor-

stehenden in einem deutschen Kerker. Graf Berthold von Käfernburg, Neffe des Erzbischofs von Magdeburg, hatte ihn nach der Rückkehr gefangen genommen. Die Lombarden blickten sorgenvoll in die Zukunft und schickten Gesandte nach Deutschland. Denn daß dort der große Kampf zur Entscheidung geführt werden würde, leuchtete bald ein. Wir wissen, wie eifrig die rheinischen Bischöfe für die Sache des Papstes zu wirken gesucht. Weltliche und geistliche Mittel wurden angewandt, den Hohenstaufen Feinde zu erwecken. Während die Franziskaner und Dominikaner allenthalben das Kreuz predigten und den Kampf wider den Gebannten der Verdienstlichkeit eines Zuges nach dem Heil. Lande gleich stellten und mit denselben Indulgenzen belohnten, wußte Innocenz, „der für den reichsten Schatzmeister galt und als echter Genuese die Quellen in ergiebigem Fluß zu erhalten verstand", bei den Großen des Reichs noch andere Hebel in Bewegung zu setzen. Er ließ dem Landgrafen Heinrich von Thüringen, der zum Gegenkönig ausersehen war, durch seinen Kämmerer 15,000 Mark Silber zustellen und sandte zugleich den Bischof Philipp von Ferrara als Legaten nach Deutschland, einen Mann, der an Unternehmungsgeist und politischem Verstand, wie an Leidenschaft, Ruchlosigkeit und grausamer Gemütsart mit Ezzelino verglichen werden konnte. Ein Kriegsmann im geistlichen Gewande, voll sinnlicher Triebe und Begierden, ein energischer, rücksichtsloser Verfechter der Oberherrschaft der Kirche über alle weltlichen Machthaber, war Philipp die geeignete Persönlichkeit, die Sache des Papstes nach dem Sinne Alberts des Böhmen zu führen. Ihm gelang es, unter den geistlichen Fürsten den päpstlichen Anhang zu mehren. Nicht nur am Rhein, auch in den südlichen Gauen verließen viele die Fahne der Hohenstaufen. Selbst der Bischof von Freising, den Friedrich noch einmal als Friedensvermittler an den päpstlichen Hof gesandt, und Bischof Siegfried von Regensburg, sein Reichskanzler, fielen ab. Um letzteren zu strafen, verlieh der Kaiser der Donaustadt große Rechte und Privilegien: sie durfte frei und unabhängig ihren Stadtrat und ihre Gemeindebeamten bestellen.

Stellung der Städte. Es wurde erwähnt, daß sowohl Friedrich als Konrad in Beziehung auf die Städte jetzt eine ihrem früheren Verfahren entgegengesetzte Politik verfolgten. Um nicht allen Einfluß einzubüßen, schlugen mehrere Bischöfe denselben Weg ein: sie trafen mit den Bürgerschaften ihrer Städte Vereinbarungen, worin sie ihnen gegen die Verpflichtung zu Treue und Hilfe dieselben Rechte gewährten, die sie von dem Kaiser erwarten durften, oder die bereits erhaltenen bestätigten. So erhielten die Mainzer den großen Freibrief vom 13. Nov. 1244, der ihnen einen eigenen Stadtrat und Befreiung von Abgaben und Kriegsdiensten für den Bischof zusicherte. So wurden Straßburg und Erfurt für die Kirche gewonnen. Dagegen hielten Köln, Trier, Aachen, Speier, Worms, Frankfurt und die meisten Städte Süddeutschlands treu zu der staufischen Fahne, und ihre Gewappneten bildeten den beträchtlichsten Teil der kaiserlichen Kriegsmannschaften, als es zum Bürgerkrieg kam.

Am 22. Mai war Landgraf Heinrich zu Veitshochheim bei Würzburg

Heinrich Raspe zum König gewählt. 1246.

von den drei rheinischen Erzbischöfen, mehreren Bischöfen und einer Anzahl weltlicher Herren aus Hessen und Thüringen, aus Franken und Schwaben zum König gewählt worden und hatte trotz seiner Verwandtschaft mit dem hohenstaufischen Hause die Wahl angenommen. Die großen Territorialfürsten dagegen, der König von Böhmen, die Herzöge von Bayern, Sachsen, Braunschweig, Brabant u. s. w. hatten sich trotz der bittenden und mahnenden Sendschreiben des Papstes von der Wahl des „frommen, weisen, Gott und Menschen wohlgefälligen“ Herrn fern gehalten. Auf einem Reichstag, den Heinrich noch am Wahlort nach der staufisch gesinnten Stadt Frankfurt auf den 25. Juli ausgeschrieben, sollten auch die weltlichen Fürsten ihre Zustimmung erteilen. Diese Versammlung zu verhindern, zog König Konrad mit rheinischem und schwäbischem Kriegsvolk ins Feld und schlug in der Nähe des Flüßchens Nidda ein festes Lager. Bald kam es zum Treffen. Aber päpstliches Gold und geistliche Verführung hatten in den Reihen der hohenstaufischen Kriegsmannschaften Untreue und Verrat erzeugt. Mitten im Kampf gingen zwei Grafen von Württemberg, Ulrich und Hartmann, aus einem Geschlechte, welches durch die Hohenstaufen mit Ritterlehen und Ehrendiensten vor andern bereichert worden war, mit zweitausend Rittern und Armbrustschützen zum Feinde über. Sechstausend Mark Silber aus dem päpstlichen Säckel und die Zusage, daß das Herzogtum nach dem Falle der Hohenstaufen unter sie verteilt werden würde, soll sie zu der ehrlosen That gebracht haben. Da die Kirche selbst Untreue und Verrat zur Tugend stempelte, so konnte sich staatskluge Selbstsucht mit einer religiösen Hülle decken. Dieser Abfall verwandelte den schon fast errungenen Sieg Konrads in eine Niederlage. Umsonst setzte er an der Spitze von tausend getreuen Rittern den Kampf mit Tapferkeit fort: nachdem über sechshundert seiner Kriegsmannen samt dem Lagergerät dem Sieger in die Hände gefallen waren, andere in den Fluten des Main ihren Tod gefunden, ritt er eilends nur von zweihundert Reisigen begleitet nach Frankfurt und dann nach Augsburg. Triumphierend zog Heinrich der „Pfaffenkönig“, wie ihn der Volksmund bezeichnete, in die Mainstadt ein und meldete mit Frohlocken seinen Sieg nach Mailand und Genua. Aber der Reichstag, auf welchem in Gegenwart des päpstlichen Legaten dem Hohenstaufen Konrad seine Königswürde und das Herzogtum Schwaben abgesprochen wurde, war eine unansehnliche und dürftige Versammlung, ein Bild der Zerfahrenheit der deutschen Zustände. Nicht allein, daß die größeren weltlichen Fürsten sich fern hielten, auch eine ganze Schar der einflußreichsten Prälaten blieb den päpstlichen Drohungen, Verführungen und Intrigen unzugänglich. Bischof Konrad von Hildesheim, der an kirchlichem Eifer und heiligem Wandel keinem nachstand, legte, um in dem Streit zwischen der Kurie und dem Kaisertum an seinem Gewissen keinen Schaden zu nehmen, seinen Hirtenstab freiwillig nieder und zog sich in das Kloster Schönau bei Heidelberg zurück, wo er am 8. Dez. 1249 starb. Nur bei der niederen Ritterschaft und den Ministe-

Treffen bei Frankfurt und Reichstag.

5. Aug. 1246.

Parteiung in Deutschland.

rialen wirkten die päpstlichen Ermahnungen, Bestechungen und Verheißungen, und mancher schwäbische Dienstmann folgte dem Beispiele der Württemberger Grafen. Dagegen mußte die kirchliche Partei den Verdruß erleben, daß Herzog Otto von Bayern, auf dessen Beitritt sie immer noch im stillen gehofft hatte, seine Tochter Elisabeth mit König Konrad vermählte und sich dadurch der Staufischen Partei aufs neue zu fester Treue verpflichtete. Am 1. Sept. wurde zu Vohburg unterhalb Ingolstadt das Beilager gefeiert. Kurz zuvor war Friedrich der Streitbare von Österreich, welcher noch zu Anfang des Jahres den Herzog Ulrich von Kärnten überwunden und mit seinen angesehensten Hauptleuten und Rittern in Gefangenschaft geführt, im siegreichen Kampf wider Bela von Ungarn, als dieser einen ihm widerrechtlich entrissenen und mit Österreich verbundenen Landstrich zurückerobern wollte, vom Pferde gestürzt und durch einen Lanzenstoß
15. Juni 1246. ins Auge getötet worden, der letzte aus dem ruhmvollen Hause der Babenberger, erst 35 Jahre alt. Der Böhmenkönig Wenzel, der seine Blicke schon lange nach Süden gewendet und darum kurz vor Friedrichs Tod die Vermählung seines Sohnes Wladislaw, Markgrafen von Mähren, mit Gertrude, der Nichte des kinderlosen Herzogs, bewirkt hatte, hoffte nun, mit Hilfe der Kurie und der österreichischen Ministerialen das schöne Donauland an sein Haus zu bringen. Dem Bayernherzog konnte es aber nicht gleichgültig sein, wenn westlich und östlich ein thüringischer und böhmischer Fürst, unterstützt von den auf Abfall sinnenden Herrengeschlechtern und Ministerialen, sich Herrschaften gründeten. So kam es, daß derselbe Fürst, der zuerst in der Treue gewankt hatte, allen Ermahnungen seines ehemaligen Gewissensrates Albert zum Trotz, sich nun aufs innigste an die Staufer anschloß. Seinem Beispiele folgten die rheinischen und burgundischen Grafen und Herren, so daß Konrad, als er im September die Burg Trifels bezog, die ihm auf des Kaisers Gebot Isengard, die Hausfrau des getreuen Truchseß Philipp von Falkenstein, mit den Reichsinsignien und vielen
17. Sept. dort verwahrten Reliquien überantwortet hatte, der Gegenpartei wieder die Spitze bieten konnte. Auch am Niederrhein hatte er in den Grafen von Jülich und Lützelburg treue Anhänger, und die meisten Städte standen auf seiner Seite und verachteten Bann und Interdikt. Und wie sehr auch der unermüdliche Albert den hohen Klerus im Südosten des Reiches zum entschiedenen Auftreten für den Gegenkönig zu bewegen suchte, die Bischöfe von Freising und Passau beharrten in ihrer reservierten Haltung, und Erzbischof Eberhard von Salzburg konnte durch keine Vorstellung und Drohung bewogen werden, am Abend seines Lebens dem Kaiserhause die Treue zu brechen, die er demselben ein halbes Jahr-
1. Dez. 1246. hundert hindurch bewahrt hatte. Er starb, von der Kirche gebannt, aber vom Volke als „Vater der Armen" noch lange verehrt.

Heinrichs Ausgang. 1247. Das neue Königtum, für das die Kurie Himmel und Erde in Bewegung setzte, wollte nicht in die Höhe kommen, und das thüringische Gestirn mit seinem erborgten Glanze sollte bald erlöschen. Heinrich hatte sich nach seinem zweiten,

in Nürnberg abgehaltenen Reichstag dem Süden zugewandt, wo alles unter den Waffen stand, und von Straßburg bis Wien die größte Verwirrung herrschte. Allenthalben hatte der höhere und niedere Adel, zum Teil unterstützt von der Geistlichkeit, das Schwert für die Kirche ergriffen, um zugleich für sich selbst Vorteile zu erringen, während die Städte auf seiten der Hohenstaufen stritten. Herzog Otto von Bayern war wegen der gottlosen Vermählung seiner Tochter aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgestoßen und sein Land mit dem Interdikt belegt worden; im Elsaß und in der Ortenau kämpfte der kriegerische Bischof von Straßburg, Heinrich von Stahleck, mit Feuer und Schwert wider die Städte und Burgen seiner Gegner. Um den Mut der päpstlichen Partei zu beleben, rückte der Thüringer mitten im Winter vor Ulm; aber die Bürgerschaft leistete Januar 1247.
so tapfern Widerstand, daß er, gedrängt von Kälte und Mangel, die Belagerung aufgeben mußte. Krank kehrte er in die Heimat zurück, um bald nachher auf der Wartburg, seinem väterlichen Schlosse, wo noch kurz zuvor ein so reges Sängerleben geherrscht, kummervoll und verachtet in die Gruft hinabzufahren, ein Fürst 17. Febr. 1247.
von geringen Fähigkeiten, der sich von der priesterlichen Leidenschaft als Werkzeug hatte gebrauchen lassen und durch die Untreue gegen seinen Herrn und Kaiser seinen Namen mit Schmach bedeckt hatte. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des thüringischen Landgrafengeschlechts, und über seinem Grabe entbrannte ein heftiger Erbfolgestreit zwischen Sophie von Brabant und dem Markgrafen von Meißen. So ging das päpstliche Königtum vorüber, ehe man es recht gewahr geworden. Bestürzt suchte der Legat Schutz in einem Minoritenkloster, und als er sich auch hier nicht sicher glaubte, floh er durch ein Mauerloch dem Süden zu.

Das war eine schlimme Botschaft für Lyon. So viele Summen fruchtlos Mißliche Lage des Papstes.
geopfert, so viele Anstrengungen und Intrigen unnütz zerronnen! Mit großem Aufwand, wozu hauptsächlich das in England erpreßte Geld verwendet wurde, hatte man Söldnerscharen geworben, welche der Kardinallegat Octavian über die Alpen führen sollte, um den beabsichtigten Zug des „Königs" Heinrich nach der Lombardei zu unterstützen. Nun verliefen sich die Mietlinge, da die Zahlungen ins Stocken gerieten; und statt eines päpstlichen Heeres und Königs erschien Friedrich selbst in Oberitalien und versammelte seine Getreuen in Cremona. Er hatte seinen neunjährigen Sohn Heinrich, den ihm die englische Isabella geboren, zum Statthalter von Sizilien erhoben und ihm zwei Inländer, den Grafen von Caserta und den thatkräftigen Pietro Ruffo, einen Mann, der von niedriger Herkunft durch seine Tüchtigkeit zur Würde eines Marschalls emporgestiegen, als Ratgeber und Geschäftsführer zur Seite gestellt. Bei dieser Gelegenheit hatte der Königssohn auf einem feierlichen Hoftage zu Neapel erst die Taufe empfangen. Friedrich hatte, wie er dem König von England meldete, die heilige Handlung so lange verschoben, weil er stets hoffte, der Papst *sollte* sie nach der Aussöhnung „als ein offenbares Zeugnis bleibender Liebe"

selbst vollziehen. Innocenz mochte damals nicht ohne Besorgnis auf die Weltlage blicken. Der Kaiser, der in Turin die Grafen von Savoyen und von Vienne durch Gunstbezeugungen fester an sich geknüpft und eine Vermählung seines Sohnes Manfred mit des ersteren Tochter verabredet hatte, stand gerüstet am Fuße der Alpen, um, wie er seinen Verbündeten schrieb, sich in Lyon persönlich von den schmachvollen Anklagen zu reinigen, welche Innocenz in der Kongregation der Prälaten wider ihn erhoben, und dann in Deutschland seine Widersacher niederzuwerfen und die Reichsgewalt mit den alten Stützen seines Hauses wieder aufzurichten. Nicht im Bußgewand mußte somit Innocenz seinen Gegner erwarten, sondern im kaiserlichen Waffenschmuck. Und um seine Besorgnis zu mehren, ließ gerade damals der französische und englische Herrenstand seinen Unwillen über die wachsenden Eingriffe des Klerus in die Gerichtsbarkeit und über die Habgier und Verweltlichung der Hierarchie in scharfen Kundgebungen hervortreten. In England untersagte ein königliches Gebot den geistlichen Gerichten sich mit weltlichen Dingen zu befassen, es sei denn, daß es
Nov. 1246. sich um Ehe- und Testamentsangelegenheiten handle, und in Frankreich schlossen viele angesehene und mächtige Großen, voran der Herzog von Burgund, König Konrads Verbündeter, und die Grafen von Bretagne, Angouleme und St. Paul ein Bündnis gegen die Übergriffe der Kurie. In den Bundesartikeln hieß es: Sintemal das Königreich Frankreich nicht durch geschriebenes Recht noch durch die Geistlichkeit, sondern durch kriegerische Anstrengungen erworben ward, so sollte der Adel des Landes die Gerichtsbarkeit wieder an sich nehmen und danach trachten, daß die Geistlichkeit, durch deren Habsucht die Laienwelt arm geworden, auf den ursprünglichen Zustand der Kirche zurückgeführt würde und ein beschauliches Leben führte. Ob Bann und Interdikt zu achten sei, sollte von der Ent-
4. Febr. 1247. scheidung der Bundeshäupter abhängen. Es waren drohende Symptome, die, wie Innocenz an seinen Legaten schrieb, um so tiefer schmerzten, als sie von den Söhnen Frankreichs ausgingen, auf deren Glauben und Treue er bisher fest gebaut habe. So laut äußerte sich mitunter die Unzufriedenheit des hohen französischen Adels über den unversöhnlichen Sinn des Kirchenfürsten, daß dieser mit dem Gedanken umging, Lyon zu verlassen und sich unter Englands Schutz zu stellen. Selbst Ludwig IX. war keine feste Stütze für den Papst. Denn wie hoch auch der fromme König die Ehre eines „Heiligen" anschlagen mochte, so war er doch zugleich ein zu gewiegter Staatsmann, als daß er nicht das Kirchliche und Politische zu scheiden gesucht, als daß er die theokratischen Gelüste des römischen Pontifikats nach einem geistlichen Weltregiment hätte begünstigen mögen. Alle seine Vermittelungsversuche blieben darum erfolglos, weil er die weltlichen Rechte in ihrer Unverletzlichkeit zu behaupten suchte und trotz des Lyoner Beschlusses in Friedrich stets den rechtmäßigen römischen Kaiser ehrte. Zudem war damals sein Sinn ganz und gar auf den Kreuzzug gerichtet, bei dessen Ausführung er der Hilfe und Unterstützung des Kaisers nicht wohl ent-

wehren konnte. Und dieser unterließ nicht, den König seiner Bereitwilligkeit und seines Beistandes zu versichern und sich ihm stets mit Vertrauen und Freundschaftsversicherungen zu nähern.

Als im nächsten Jahr Ludwig IX. den Kreuzzug wirklich unternahm und das 1248. Heer zuerst auf der Insel Cypern, dann bei der stürmischen Überfahrt nach Ägypten Schaden nahm, hätte Friedrich gern den Notleidenden größere Unterstützung gewährt, wären ihm nicht durch die Umtriebe der päpstlichen Partei und die Kreuzpredigten der Bettelmönche im sizilianischen Königreich die Hände gebunden gewesen. Dennoch erleichterte er nach Kräften die Übersendung von Lebensmitteln, Kriegsbedarf und Streitrossen; und als Ludwig, anstatt seine Waffen nach Syrien zu kehren und die Wiedereroberung Jerusalems zu versuchen, nach den Vorschlägen der Kurie seine Fahrt nach Ägypten richtete und dort in Gefangenschaft kam, benutzte der Hohenstaufe die alten Verbindungen mit dem Sarazenenhof in Kairo, um das traurige Schicksal der Kreuzfahrer zu erleichtern. So raubte der unversöhnliche Groll des Papstes gegen den Kaiser selbst den Unternehmungen im Heil. Lande alle Früchte. Innocenz hatte den ägyptischen Zug begünstigt, aus Furcht die Wiederherstellung des Königreichs Jerusalem könnte des Kaisers Macht und Ansehen stärken.

e. Die Vorgänge in und vor Parma.

Aber wie bald änderte sich die Lage der Dinge, wie bald zerrannen die Befürchtungen auf der einen, die stolze Zuversicht auf der anderen Seite! In Turin empfing Friedrich die Botschaft, Parma sei in die Hände der Päpstlichen gefallen. Lange hatten die Häupter der Guelfen, insbesondere die Rossi, die Verwandten des Papstes, welche aus der kaiserlichen Stadt verbannt oder geflohen waren und ihrer Güter beraubt mit ihren Familien in Mailand und Piacenza von der Unterstützung ihrer Parteigenossen lebten, auf Rückkehr und Rache gesonnen. Endlich erschien der ersehnte Tag. Den Zeitpunkt erspähend, da Enzio mit den Cremonesen und andern Ghibellinen vor Quinzano im Brescianischen lag und Friedrich von Antiochia mit Hilfe der Pisaner gegen Perugia ausgezogen war, rückten die Verbannten und Flüchtigen, 70 entschlossene und beherzte Männer unter der Führung Hugos von Sanvitale, eines Neffen des Papstes, von Piacenza aus gegen Parma. Der kaiserliche Hauptmann Bartolomeo Tavernieri feierte gerade das Hochzeitfest seiner Tochter mit einem edlen Brescianer und alles schwelgte in Jubel und süßem Wein. Plötzlich drang der Ruf, der Feind ziehe heran, in den festlichen Kreis. Man eilte zu den Waffen und stürzte zum Thore hinaus; aber der Podesta und die tapfersten Ritter sanken unter den Schwertern der Heimkehrenden; bald lag ein großer Teil der Festgenossen blutend auf dem Anger. Die Ghibellinen und die deutsche Besatzung, welche glaubten, die Mailänder und die Scharen Piacenzas seien in der Nähe, gaben die Gegenwehr auf und flüchteten sich auf die Burgen oder nach Cremona, unter ihnen Tavernieri. Wie im Triumph zogen die Verbannten in die Stadt ein, von ihren Freunden und Gesinnungsgenossen mit Jubel begrüßt. Ein einziger Sommertag hatte Parma zu einer päpstlichen Stadt gemacht und

Parma von den Päpstlichen erobert. 1247.

16. Juni 1247.

die Guelfen der ganzen Umgegend eilten, den günstig gelegenen Ort, der einen Knotenpunkt zwischen Ober- und Mittelitalien bildete, zu einem Bollwerk ihrer Partei zu erheben. In den nächsten Tagen zog Graf Richard von S. Bonifazio von Guastalla her mit 200 Rittern ein; aus Piacenza kamen 400 wohlgerüstete Reisige; Gregor von Montelongo führte aus Mailand 1000 Bewaffnete herbei; Genua und der Graf von Lavagna sandten geübte Armbrustschützen; aus Ferrara erschien Markgraf Azzo mit Kriegsmannschaften, andere stellten sich aus Reggio und Bologna ein. So wurde Parma die Walstatt, wo der große Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum zur Entscheidung kommen mußte.

Belagerung der Stadt.

Auf die Kunde von dem Überfall der Emigranten brach Enzio mit seiner Mannschaft sogleich auf. Noch während der Nacht zog er im Eilmarsch nach Cremona und rückte dann, verstärkt durch Ritter von Pavia und Bergamo, mit dem Fahnenwagen vor die Stadt. Aber zu schwach, um einen Sturm zu wagen, schlug er ein Lager auf und wartete die Ankunft des Kaisers ab. Dieser zögerte nicht lange. Den Gedanken eines Zuges nach Lyon und Deutschland aufgebend verließ er alsbald Turin, vereinigte sich in Cremona mit Ezzelino, der ihm 600 Ritter aus der trevisanischen und veronesischen Mark zuführte, und erreichte Anfang Juli Enzios Lager, wo sich bald die flüchtigen Parmesen und andere Ghibellinen aus der Nähe und Ferne um ihn scharten. Friedrich von Antiochia erschien mit den Toscanern; aus Modena und Reggio kamen kaiserlich gesinnte Bürger; Luceria sandte die gefürchteten Sarazenen; von den Landschaften Apuliens und Kalabriens, von Neapel und Sizilien zogen Streiter herbei; deutsche und burgundische Ritter folgten dem Rufe des Kaisers. Denn in Parma hoffte dieser den Papst und die ganze Guelfenpartei zu besiegen. Darum strengte er alle Kräfte an, um die Stadt zu Falle zu bringen. Während er selbst im Süden von einem festen, weiten Lager aus die ganze Umgegend beherrschte und das feindliche Gebiet verwüstete, gelang es Enzio und Ezzelino nach einem siegreichen Treffen gegen die guelfischen Hilfsmannschaften unter den Grafen San Bonifazio und Obizo Malaspina das günstig gelegene Brescello am Po in ihre Gewalt zu bringen und dadurch den Parmesen die Zufuhr von Norden abzuschneiden. Bald herrschte Hunger und Elend in der Stadt und im ganzen Land; der Herbst war eingetreten, der Winter stand vor der Thür, und nirgends eine Aussicht auf Rettung. Aber die Häupter der päpstlichen Partei, vor allen der umsichtige und entschlossene Kardinallegat Montelongo, der früher in Mailand seinen vielgewandten Geist bewährt hatte, hielten den Mut der Bürgerschaft aufrecht und schlugen jeden Gedanken an Ergebung nieder. Mit eiserner Strenge suchte man jedem Verrat vorzubeugen: Blancardo de Blancardis starb nach Volksbeschluß durch die Hand des Nachrichters, alle Verdächtigen wurden gefoltert und mit dem Feuertode bedroht. Zur Vergeltung ließ der Kaiser den parmesischen Ritter Gerhard de Canale, dessen Treue er mißtraute, nach

Notstand und Terrorismus.

Apulien schaffen und mit einem Mühlstein am Halse ins Meer werfen, und auf der Wiese von Flazano fielen die Häupter von zwölf Parmesen, zwei an jedem Tage. Wie hoch auch die Not stieg, der Kardinallegat ließ keine Entmutigung aufkommen; von den Bettelmönchen unterstützt erweckte er Hoffnung in den Zagenden und steigerte die Kräfte durch religiösen und politischen Fanatismus. Auch gelang es einige Male von Ferrara und Mantua her Vorräte in die Stadt zu schaffen.

Vittoria erbaut.

So kam der Oktober heran, und die Parmesen mochten hoffen, die zunehmende Kälte und schlimme Witterung würde den Kaiser zum Abzug zwingen. Aber wie groß war ihr Schrecken, als vier Bogenschüsse von Parma sich eine Stadt von hölzernen Häusern mit Straßen und Marktplatz, mit Mauern, Graben und Thoren, mit Mühlen und Andachtsstätten erhob, geräumig genug, um das Heer auch den Winter über zu fassen und gegen die Ungunst der Witterung zu schirmen. Und so groß war Friedrichs Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang, daß er der neuen Stadt, die einst die Stelle des der Zerstörung bestimmten Parma einnehmen sollte, den Namen „Vittoria", Siegesstadt, beilegte, daß er die Kirche dem heil. Viktor weihte, daß er Münzen unter dem Namen Vittorinen prägen ließ. Die Zuversicht wuchs noch, als nach dem Abzug des Kardinals Octavian mit seinen Söldnern Ezzelino von Guastalla aus

Dezember.

den Po vollständig beherrschte, als 50 mantuanische Schiffe, welche die Durchfahrt erzwingen wollten, in die Gewalt des Kaisers fielen, der 300 Gefangene auf beiden Ufern aufknüpfen ließ, und als eine kaiserliche Heerabteilung dem zu der päpstlichen Partei abgefallenen Markgrafen Bonifaz von Montferrat die Stadt Turin wieder entriß, den Feind zur Flucht nötigte und 200 Gefangene einbrachte.

Vittoria erstürmt und verbrannt. 1248.

Diese Siege machten die Kaiserlichen sicher, so daß sie es an der nötigen Wachsamkeit fehlen ließen. Ein Mailänder hatte von einem Turm der Stadt bemerkt, daß Friedrich täglich zu einer bestimmten Stunde auf die Jagd ausritt. Er teilte es dem Kardinallegaten mit und dieser baute darauf einen kühnen Plan. Als der Kaiser am 18. Febr. 1248 nach längerem Un-

18. Febr. 1248.

wohlsein wieder zum Jagen ausritt, stürmten die Parmesen in wilder Leidenschaft unter der Fahne der heil. Jungfrau auf Vittoria los, als gerade ein Teil der Truppen entlassen oder nach anderen Orten entsandt war. Die Palissadenreihen wurden durchbrochen, die Stadt erstürmt, die hölzernen Häuser in Flammen gesetzt, die überraschten Krieger erschlagen oder in die Flucht gejagt. Der Großrichter Thaddäus von Suessa, welcher die Kampfordnung herstellen wollte, fiel im Getümmel, und nun war der Flucht und Verwirrung kein Einhalt mehr zu gebieten. 1500 Mann wurden getötet, 3000 gerieten in Gefangenschaft; einige zersprengte Haufen retteten sich nach Cremona. Hier traf auch am Abend der Kaiser ein. Als er bei der Rückkehr seine Siegesstadt in Asche fand, sein Heer zerstreut, erschlagen, gefangen, das Reichssiegel, das

prachtvolle Diadem, die goldene, mit Edelsteinen reich besetzte Krone, den kaiserlichen Schatz mit Gold, Perlen und Kostbarkeiten in den Händen der Feinde, seinen Hofstaat samt dem Harem weggeführt, da bestieg er sein schnellstes Roß, „der Drache" genannt, und sprengte davon. Die Krone erbeutete ein verwachsener Mensch, vom Volke „Kurzbein" genannt, und setzte sie sich aufs Haupt. Die Parmesen hoben den gekrönten Krüppel auf die Schultern und zogen mit ihm unter Jubel und Spottreden nach der Stadt, den eroberten Fahnenwagen Cremonas voran. Dort kauften sie ihm das Kleinod ab und bewahrten es in ihrer Hauptkirche. Den blutenden Körper des Thaddäus, dessen „süßer Beredsamkeit" die Guelfen die Strenge des Kaisers zuschrieben, verstümmelten sie aus Haß. In einem Triumphlied feierte ein Geistlicher, der früher die bittern Leiden der Gefangenschaft erduldet, den Sieg seiner Vaterstadt, und ein Heiligenbild mit Inschrift verkündigte den kommenden Geschlechtern den Ruhm der Heldenthat von Vittoria. Bald fielen die benachbarten Kastelle in die Hände der Parmesen, und schon hoffte Montelongo mit Hilfe der Ferraresen und Mantuaner im raschen Siegeslauf auch Brescello zu erobern, den Po zu befreien und die Feinde ringsum zu vertilgen, als König Enzio und die Cremonesen die Anstürmenden zurückschlugen und der Verlust von 300 Gefangenen und vielen Fahrzeugen sie erinnerte, daß die Macht des Kaisers noch nicht gebrochen sei.

f. Die Feinde der Hohenstaufen mehren sich. Wilhelm von Holland.

Die Lage der Dinge in Italien. Der Unfall vor Parma war für die hohenstaufische Herrschaft ein harter Schlag; er bildete einen Wendepunkt im Leben Friedrichs, wie sehr sich dieser auch Mühe gab, in Rundschreiben an die Fürsten und Getreuen die Verluste als geringfügig und das ganze Ereignis als bedeutungslos für den Gang des Krieges darzustellen. Papst Innocenz IV. atmete wieder auf; und seine Anstrengungen verdoppelnd setzte er alle geistlichen und weltlichen Hebel in Bewegung, um den „ehemaligen Kaiser und sein verworfenes Geschlecht" zu Falle zu bringen. Die Bettelmönche entwickelten eine erfolgreiche Thätigkeit in den deutschen und italienischen Landen; wer gegen die Hohenstaufen und ihre Freunde streite, wurde laut verkündet, sollte Sündenerlaß und himmlischen Lohn wie ein Kreuzfahrer oder ein Kämpfer gegen die Mongolen erlangen; wer dagegen ausharre in der Treue gegen das verruchte Geschlecht, sollte mit dem Bannfluch gestraft und von aller kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen werden. Immer großartiger und gewaltiger gestaltete sich jetzt der Parteikampf und Bürgerkrieg auf beiden Seiten der Alpen. Im obern Italien hielten sich trotz des Abfalls mancher Städte die Ghibellinen und Guelfen noch immer das Gleichgewicht; denn wenn Mailand, wo um diese Zeit die neue Würde der Volksvorsteher (Capitano oder Anziano del Popolo) errichtet und dem aus Valsassina stammenden Adelsgeschlechte der Della Torre übertragen ward, in der Lombardei einen festen Hort für die Guelfenpartei bildete, so dehnte dagegen das Ghibellinen-

haupt Ezzelino im Nordosten seine Herrschaft über Feltre, Belluno, Monselice und Este aus und lachte der Bannflüche, welche der Papst auf den blutbefleckten, ruchlosen Mann herabschleuderte; und in den Landschaften westlich von Pavia legte der auf dem Hoftage zu Vercelli zum Statthalter erhobene und mit Nov. 1248. vielen Reichslehen und Regalien beschenkte Graf Amadeus von Savoyen den Grund zu der Größe seines Hauses und war eine mächtige Stütze für die Ghibellinen. Parma wurde von den Kaiserlichen aufs neue bedrängt. Bernardo Orlandi, das Haupt der Rossi, fiel in die Hände des Markgrafen von Lancia und wurde sogleich enthauptet; hundert der Seinen erlagen dem Schwert, sechzig der angesehensten Parmesen schleppte man in Gefangenschaft. Dagegen erlangten in der Romagna und in Tuscien die Guelfen die Oberhand. Der päpstliche Legat Ottaviano de' Ubaldini, welcher Bologna zum Stützpunkt seiner Thätigkeit machte, gewann Imola, Ravenna, Cesena, Rimini, Forlimpopoli, endlich auch Faenza für die päpstliche Sache und bildete einen festen Kern gegen die Ghibellinenstädte Modena, Pisa, Lucca und den Marchese Uberto Pelavicini, dem Friedrich viele Reichslehen in Toscana übertragen hatte, um auch in Mittelitalien eine dynastische Säule seiner Herrschaft aufzurichten. Denn sein Streben ging jetzt dahin, gewissen zuverlässigen Familien in einzelnen Landesteilen fürstliche Stellungen zu geben und dadurch eine neue Grundlage für die Königsmacht im italienischen Reiche zu schaffen. Auch in Unteritalien und Sizilien erzeugten die aufreizenden Reden der Dominikaner und Franziskaner, welche die Gläubigen zum Kampf gegen den Tyrannen antrieben, ihnen dafür den Segen der Kirche, Güter und Ehre in Aussicht stellten, den Anhängern des „Sohnes der Ungerechtigkeit" mit Fluch und Schmach drohten, neue Gährungen; aber die Sarazenenkolonie in Luceria und des Kaisers eigene längere Anwesenheit in seinem Erbreiche verhüteten dort neue Aufstände. Die Verbreiter päpstlicher Bullen wurden mit dem Feuertode bedroht oder bestraft.

Von ähnlichen Parteikämpfen wurde auch Deutschland verwirrt. Hier Wilhelm von Holland als Gegenkönig in Deutschland aufgestellt. 1247. war es dem päpstlichen Legaten Peter Capoccio gelungen, einen neuen „Rheinlandskönig" aufzustellen. Vergebens hatte er mehrere Fürsten von hervorragender Stellung für die Ehre zu gewinnen gesucht; keiner wollte die traurige Rolle Heinrichs wiederholen. Endlich ließ sich Graf **Wilhelm von Holland**, ein zwanzigjähriger junger Ritter von persönlichem Mute, dessen bescheidenes Erbland seinem Ehrgeize und seiner Thatenlust keinen genügenden Raum gewährte, durch den Glanz einer Königskrone blenden und als Gegenkönig aufstellen. Papst Innocenz lohnte ihm die Willfährigkeit mit 20,000 Mark, und die Gegner der Hohenstaufen benutzten seinen Arm und seine Verbindungen, um die päpstliche Partei, deren willenloses Werkzeug er war, zu neuen Anstrengungen aufzurütteln. Auf einem unter dem Vorsitz des Kardinallegaten abgehaltenen Konzil zu Neuß, dem die rheinischen Erzbischöfe, der neue Bischof von Lüttich, Heinrich von Geldern, ein ritterlicher, weltlich gesinnter Prälat, die Bischöfe von

Würzburg, Speier, Straßburg, Münster, der Herzog von Brabant und mehrere Grafen und Herren vom Niederrhein anwohnten, wurde Wilhelm von Holland
Sept. 1247. zum deutschen König gewählt. Zwar hielten sich auch diesmal viele namhafte Fürsten der Versammlung fern: Markgraf Heinrich von Meißen, dessen Sohn mit des Kaisers Tochter Margarete verlobt war, Herzog Albrecht von Sachsen, mit dessen Tochter sich Friedrich in vierter Ehe zu verheiraten gedachte, der Herzog und Pfalzgraf Otto, die Grafen von Limburg, Hohenlohe u. a. leisteten den Staufern Beistand, und selbst mehrere „edle Glieder der Kirche", wie die Bischöfe von Passau, Freising, Augsburg, mußte der Papst als verlorne Söhne beklagen. Aber in kurzem mehrte sich Wilhelms Anhang: in Schwaben, Franken und am Rhein traten viele Reichsritter und Ministerialen auf seine Seite; in den Niederlanden hatte er mächtige Familienverbindungen, die er durch Gnadenbewilligungen an sich knüpfte; mehrere Städte, wie das mächtige Köln, wurden durch große Rechte und Freiheiten gewonnen. Dagegen hielt die Reichsstadt Aachen treu zu dem Kaiser; erst nach langer Belagerung, als friesische Kreuzfahrer durch Aufwerfung eines hohen Dammes den größten Teil der Stadt
18. Okt. 1248. unter Wasser gesetzt, unterwarf sich die tapfere Bürgerschaft gegen Zusicherung
1. Nov. ihrer alten Freiheiten und Rechte, schwur dem Papst und der Kirche Gehorsam und erkannte Wilhelm als König an. Darauf wurde derselbe in der alten Kaiserstadt gesalbt und mit einer nachgemachten Krone gekrönt; die echte Krone Karls des Großen hatte Friedrich weggeführt. Auch die Reichsburgen Kaiserswerth und Ingelheim wurden zur Ergebung gezwungen.

Wilhelms Anhang. In den Jahren 1248 und 1249 findet man die meisten mittelrheinischen Grafen, wie Emicho von Leiningen, Werner von Bolanden, Dietrich von Katzenelnbogen, den Wildgrafen Konrad und viele andere, unter Wilhelms Fahnen, und in Schwaben gehörten die Grafen von Württemberg, Hugo von Tübingen, Gottfried von Helfenstein-Sigmaringen, Konrad von Urach-Freiburg, die Familie der Truchsesse von Waldburg, wovon einer den bischöflichen Stuhl von Konstanz bestieg, der Marschall Anselm von Justingen, die Grafen von Pappenheim u. a. zu seinem Anhang. Das Geld des Papstes, die Verführungskünste der Priester und Mönche, die Veräußerung der Reichsrechte und Reichsgüter von seiten Wilhelms und die eigenmächtige Verleihung von kirchlichen Benefizien und Pfründen durch den Papst oder seinen Legaten, meistens ohne vorausgegangene Wahl, waren mächtige Hebel für die klerikale Partei. Auch die Äbte von St. Gallen, Reichenau und Ellwangen zeigten sich thätig für Wilhelm, welcher nach seiner Krönung der Kurie seine Erkenntlichkeit dadurch bewies, daß er der römischen Kirche alle früheren Besitzungen (die Landschaft von Radicofani bis Ceperano, das Exarchat, die Pentapolis, die Mark Ankona, das Herzogtum Spoleto und das Erbe der Markgräfin Mathilde) gewährleistete und ihr seine Hilfe zur Herstellung der päpstlichen Oberlehnsherrlichkeit über das sizilianische Königreich zusagte.

Die Anhänger der Hohenstaufen. Doch war die Zahl der Fürsten und Herren, welche trotz der Verführungskünste der päpstlichen Partei treu zu den Hohenstaufen hielten, auch in den rheinischen Gegenden, in Schwaben und Franken nicht gering: der Burggraf von Sinzig und der Reichskämmerer Philipp von Hohenfels, der tapfere Verteidiger von Boppard, bewahrten unter allen Wechselfällen dem kaiserlichen Hause die Treue; Rudolf von Habsburg, Lud-

wig von Öttingen, Werner Schenk von Limburg, Walter von Geroldseck, die Grafen von Eberstein, Friedrich von Leiningen, die falkensteiner Linie der Bolanden und viele andere edle Herren standen auf staufischer Seite. Die wichtigste Stütze aber für den Kaiser und seinen Sohn Konrad bildeten fortwährend die rheinischen und schwäbischen Städte von Worms und Speier bis nach Breisach und Mülhausen, bis nach Bern, Zürich und Schaffhausen. Selbst gegen ihre Bischöfe verteidigten die Bürgerschaften die Sache des exkommunizierten Herrschergeschlechts. In Schwäbisch-Hall trat unter dem Geläute der Glocken eine Landesversammlung zusammen, worin Volksredner im Tone der häretischen Prediger gegen die Entartung des Klerus eiferten, den Papst und die Bischöfe für Ketzer und Simonisten erklärten und zu Gebeten für Friedrich und Konrad, die „guten und gerechten" Fürsten, aufforderten.

Kriegsleiden.

Eine gewaltige Bewegung durchzog die deutschen Gemüter. Der Kampf zwischen Kaisertum und Kirche tobte nicht nur im Felde, wurde nicht nur mit Blut und Eisen durchgefochten, er war auch in das Innere der Wohnungen eingedrungen, er hatte die Familien und die Gewissen verwirrt. In allen Gauen des südlichen und westlichen Deutschlands standen die Parteien gegeneinander in Waffen; zerstörte Burgen, zertretene Fluren, verbrannte Klöster gaben Zeugnis von der Wut der Häupter und Glieder des deutschen Volkes. Unter diesen wilden Kriegsszenen schied der Erzbischof Siegfried von Mainz, der Haupturheber derselben, aus dem Leben. Der Dompropst Christian, aus einem ange- (9. März 1249.) sehenen, den Familien Bolanden und Eppstein verwandten Mainzer Geschlechte, wurde nach einigen verunglückten Wahlversuchen und Wirrnissen zu seinem Nachfolger erwählt, ein friedliebender Kirchenfürst, dem zum großen Ärger des Papstes und des Königs Wilhelm der Hirtenstab mehr galt als das Schwert und das Kriegsgewand.

Verwirrung in Österreich. 1248—1250.

Allein der Frieden war schon zu weit weggeflohen von der deutschen und italienischen Erde, als daß der Wechsel eine Wandlung hätte herbeiführen können. Denn während im Westen König Konrad und Herzog Otto mit einem Teil der Herrengeschlechter und der Bürgerschaften der namhaftesten Städte wider Wilhelm mit seinem Anhang und wider die Häupter der Klerikalen im Kampfe lagen, herrschte auch im Osten Zerrüttung und Bürgerkrieg. Nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren hatte der Kaiser Österreich und Steiermark als Reichslehen eingezogen und zuerst den Grafen Otto von Eberstein zum Reichsverweser und einige Zeit nachher den Herzog Otto von Bayern zum Statthalter und Landeshauptmann eingesetzt; und als um dieselbe Zeit auch der letzte Herzog von Meran, ein eifriger Anhänger des Papstes, aus dem Leben schied, belehnte er den befreundeten Fürsten auch mit dessen Grafschaften Neuenburg und Schärding, zum großen Verdruß von dessen fünf verheirateten Schwestern, die der Verstorbene als Erbinnen hinterlassen. Nun suchte aber die päpstliche Partei den kaiserlichen Statthalter fern zu halten, wozu die babenbergischen Frauen, sowohl die erwähnte Gertrud als des Herzogs ältere Schwester, Margarete, die Witwe des unglücklichen Königs Heinrich VII. (S. 165), und die Nachkommen der jüngeren Schwester Konstanze, die an den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen verheiratet gewesen war, als Werkzeug dienen mußten. Sie hatten sich um Anerkennung ihrer Erbrechte an den Papst gewendet, und dieser ergriff mit Freuden die Gelegenheit, als Schiedsrichter seinen Einfluß geltend zu machen und dem Kaiser entgegenzuarbeiten. Innocenz entschied sich für Gertrud und bewirkte, daß sich die Fürstin, deren

böhmischer Gemahl kurz zuvor durch einen raschen Tod dem hoffnungsreichen Leben entrissen worden, in zweiter Ehe mit dem Markgrafen **Hermann von Baden** vermählte, der, obwohl ein Neffe des Pfalzgrafen und Bayernherzogs, doch auf klerikaler Seite stand. Darauf suchte er König Wilhelm zu bestimmen, daß er den Markgrafen auf Grund der Erbansprüche seiner Gattin mit Österreich belehnte. Die Urkunde, die einst Friedrich I. den österreichischen Herzögen erteilt hatte (VI, 676), und die in ihrer Unbestimmtheit mancherlei Auslegungen zuließ, wurde zu ihren Gunsten gedeutet (da in Ermangelung männlicher Erben auch „die Frauen" im Herzogtum wie in den Lehen und allen Gütern rechtmäßig nachfolgen könnten), ja sogar eine angebliche Verfügung des Herzogs Friedrich wurde beigebracht, um Gertrudens Erbrecht darzuthun. Nun
Sept. 1248. setzte Innocenz seinen Schützling zum Herzog von Österreich ein und der Schattenkönig Wilhelm wagte nicht, einer so offenkundigen Verachtung der kaiserlichen Rechte und der Reichshoheit entgegenzutreten. Hermann, „der geliebte Sohn des Papstes", nahm Besitz von Wien und suchte sich mit Hilfe der Ministerialen, besonders der mächtigen Familie der Kuntringe, zu behaupten. Aber er fand heftigen Widerstand an der Stau-
4. Okt. 1250. fischen Partei, und ehe er noch festen Fuß gefaßt hatte, starb er plötzlich, als gerade das Land von einem neuen Einfall der Ungarn bedrängt war. Gertrude flüchtete sich mit ihrem kleinen Sohne Friedrich zu ihren Verwandten nach Meißen. Dadurch behielt die Staufische Partei im Osten die Oberhand, namentlich als der Kaiser dem streitbaren Markgrafen **Meinhard von Görz**, welcher in Verbindung mit mehreren Grafen in Tirol und Kärnten den Ghibellinen in der trevisanischen Mark die Hand reichte und den neuen päpstlich gesinnten Erzbischof von Salzburg bekriegte, auch die Statthalterschaft von Österreich übertrug.

Böhmen im Aufruhr. Der Böhmenkönig Wenzel war durch die Bewegungen im eigenen Land abgehal-
1248. 1249. ten, aus der verwirrten Lage Österreichs für sich selbst Nutzen zu ziehen. Wenzel war endlich offen von Friedrich II. abgefallen und auf die Seite des Gegenkönigs Wilhelm getreten. Dagegen gelang es dem Kaiser und seinem Sohn Konrad, die böhmischen Barone zum Abfall von ihm zu verleiten. Schon zu Anfang des Jahres 1248 brach der Aufstand aus. Vergebens suchte der Papst durch Kirchenstrafen die Empörer zu schrecken. In kurzem verbreitete sich der Aufruhr über das ganze Land. Als das Haupt der Mißvergnügten galt ein Edelmann Ctibor, Hlawa zugenannt. Selbst der junge Przemysl Ottokar erhob sich gegen den Vater und wurde von den Empörern zum König ausgerufen. Nun loderte der Aufruhr in hellen Flammen auf und trug Brand und Mord über das ganze Land. König Wenzel, fast aller Burgen beraubt, verließ sein Reich und die Königin Kunigunde starb vor Herzeleid. In kurzem war fast das gesamte böhmische Land in Ottokars Gewalt; nur wenige der Barone kämpften noch für den alten König. Dieser sammelte zu Anfang des Jahres 1249 seine Anhänger, sowie österreichische und ungarische Hilfstruppen und zog ungehindert auf Prag los. Obwohl Ottokar eine offene Feldschlacht mied, geriet der alte König doch
Ende März 1249. so in Bedrängnis, daß er einen Vergleich einging, der Regierung entsagte und sich mit einigen Burgen zu begnügen versprach. Grollend blickte der Papst auf diese Gestaltung der Dinge. Er erklärte den Vertrag für ungültig und drohte allen, die sich nicht sogleich fügten, mit dem Bann. Und manchen der Großen, namentlich Bischof Nikolaus von Prag, schreckte die zürnende Miene des Papstes und führte ihn auf
Aug. 1249. König Wenzels Seite zurück. Dieser sammelte seinen Anhang, zog auf Prag los und nahm durch Verrat einiger Bürger die Altstadt. Ottokar, in der Burg eng eingeschlossen, geriet bald in große Bedrängnis. Als ihm daher Wenzel Versöhnung und Frieden antragen ließ, ging er darauf ein. Er erschien vor dem königlichen Vater und flehte demütig um Verzeihung für sich und seine Genossen. Er erhielt die väterliche

Gunst und die mährische Markgrafschaft zurück. Doch hatte noch in demselben Jahr Wenzel Gelegenheit, seinen Groll an den Empörern auszulassen. Als sich Ottokar mit mehreren seiner Genossen im Gang der Unterhandlungen zum König begaben, wurden sie festgenommen, gefesselt und eine Zeitlang in Haft gehalten.

Unter diesen Kämpfen und Verwirrungen erreichte die Leidenschaft und Parteiwut eine solche Höhe, daß König Konrad nur wie durch ein Wunder einem Mordanschlag entging. Im Oktober wollte sich nämlich die Tochter Albrechts von Meißen, mit welcher der Kaiser eine vierte Ehe verabredet hatte, nach Italien begeben. Die Regensburger Bürgerschaft, die den Staufern anhing, hatte beschlossen, der kaiserlichen Braut bei ihrem Durchzug durch ihre Stadt einen feierlichen Empfang zu bereiten. Aus Ärger darüber legten die Kriegsleute des durch den Kardinallegaten eingesetzten neuen Bischofs, der in Donaustauf seinen Sitz aufgeschlagen hatte, den Regensburgern einen Hinterhalt und führten 40 angesehene Bürger in Gefangenschaft. Empört über die verräterische Handlung riefen die Regensburger König Konrad und seinen Schwiegervater Otto zu Hilfe. Nun gerieten die Klerikalen bald in solches Gedränge, daß der Bischof einen Waffenstillstand nachsuchte und selbst zur Stadt kam, um über die Friedensbedingungen zu unterhandeln. Konrad brachte die Nacht vom 28. auf den 29. Dezember mit einigen Begleitern in dem Kloster St. Emmeram zu. Da drang plötzlich Konrad von Hohenfels mit Gewaffneten in das Kloster. Zwei der Wächter wurden erschlagen, drei andere in Fesseln gelegt; aber ein sechster hatte sich unvermerkt durchgeschlichen und rettete den König, der sich während des Überfalls unter einer Bank verborgen gehalten, durch rasche Flucht. Der Abt wurde in Haft gebracht, das Kloster jedoch auf Fürbitten der Mönche geschont. Regensburg empfing zum Lohne der Treue neue Begünstigungen.

König Konrad von Mördern überfallen. 1250.

29. Dez. 1250.

g. Friedrichs II. Ausgang und Charakter.

Als die Kaiserbraut auf der Reise nach Italien begriffen war und König Konrad in Lebensgefahr schwebte, hatte Friedrich bereits sein Schicksal erfüllt. Mit dem Unfall von Parma war sein Glücksstern untergegangen. Seitdem folgte ein Mißgeschick dem andern. Wenn während des Jahres 1248, wie oben erwähnt, die beiden Parteien im ganzen sich noch das Gleichgewicht hielten, ja die Ghibellinen hier und da im Vorteil waren, so trat im nächsten Jahr eine Wendung ein, welche die hohenstaufische Herrschaft dem Untergang entgegenführte. Nicht nur, daß der schreckliche Städtekrieg die Kraft des Kaisers zersplitterte, die häufigen Erscheinungen von Abfall und Gesinnungswechsel, die der Parteikrieg erzeugte, füllten seine Seele mit Mißtrauen selbst gegen die Nächststehenden. Er glaubte sich überall von Feinden und Verrätern umgeben, und die Zuträgereien der Höflinge fanden in seinem von Argwohn vergifteten Herzen einen fruchtbaren Boden. Wir wissen, welches Vertrauen Friedrich seinem Großhofrichter und Geheimschreiber Peter von Vinea bewiesen, wie

Peter von Vinea. 1249.

er ihn stets zu den wichtigsten Geschäften verwendet, von Stufe zu Stufe erhoben und mit Ehren überschüttet. Als Protonotarius des kaiserlichen Hofes und Logothet von Sizilien hatte Peter alle Gnadensachen und die dem König selbst vorbehaltene hohe Justiz in Händen. Aber dieses Verhältnis sollte durch eine tragische und in ihrem inneren Zusammenhang noch immer nicht aufgehellte Katastrophe gewaltsam gelöst werden. Peter hatte viele Feinde und Neider am Hof. Der Emporkömmling war zu hoch gestiegen, als daß nicht die Aristokratie mit Mißgunst auf ihn geblickt hätte; sein hochfahrender Sinn, die Begünstigung seiner Verwandten und Freunde bei der Vergebung von Ämtern und Ehrenstellen, seine Liebe zu Geld und Reichtum, die er auf alle Weise zu befriedigen bedacht war, diese und andere Eigenschaften gaben seinen Gegnern eine Handhabe, des Kaisers Vertrauen zu dem gewandten Staatsmann zu erschüttern. Man wollte bemerkt haben, daß seit dem Konzil von Lyon nicht mehr das alte herzliche Einverständnis obwaltete; in dem verdüsterten Gemüt des Kaisers mochte leicht der Argwohn aufkeimen, daß Peter von Innocenz gewonnen worden sei. Es wird wohl ewig ein Geheimnis bleiben, ob er in Wirklichkeit mit der päpstlichen Partei in Unterhandlungen gestanden oder ob verleumderische Höflinge und Zuträger dem Kaiser grundlos den finstern Verdacht eingegeben. Ehrsucht und Geldgier waren gefährliche Klippen in einer so bewegten Zeitströmung.
Jan. 1249. Friedrich war im Januar von Vercelli nach Cremona zurückgekehrt; so lautet die Erzählung. Hier fesselte ihn ein Unwohlsein längere Zeit aus Lager. Da empfahl Peter seinen eigenen Arzt, dessen Geschicklichkeit ihm oft geholfen habe. Dieser kam alsbald mit einem Trank, den er als unfehlbares Heilmittel pries. Aber Friedrich war vor dem Anschlag einer Vergiftung gewarnt worden. Er warf einen mißtrauischen Blick auf den Arzt, der von Peter begleitet mit einer Schale hereintrat, und hieß ihn zuerst trinken. Dieser that als strauchle er mit dem Fuße und ließ die Schale mit dem Trank zur Erde fallen. Da gebot Friedrich von der verschütteten Arznei einiges zu sammeln und es einem zum Tode verurteilten Verbrecher zu reichen. Und siehe da! das Wenige genügte, dem Verbrecher einen schnellen Tod zu bringen. Der Arzt wurde darauf ergriffen und hingerichtet, der Großhofrichter aber, dessen Mitschuld und Beihilfe außer Zweifel stand, in Haft gebracht. Auf die Kunde von dem Vorfalle lief das Volk zusammen und verlangte mit Schreien und Toben die Auslieferung des
März 1249. Frevlers, um ihn zu töten. Da ließ der Kaiser den Bedrohten nach San Miniato in Gewahrsam bringen. Dort wurde nach gerichtlicher Untersuchung „mit dem Rate der Vornehmen“ das Urteil über den Unglücklichen gesprochen. Nachdem man ihm mit einem glühenden Eisen die Augen durchbohrt, sollte er, wie die früheren Verschwörer, unter Hohn und Martern durch das Königreich geführt und dann zum Tode gebracht werden. Aber in Pisa oder an einem andern nahen Orte stieß er sich in einer Kirche, in die man ihn geführt, an einem Pfeiler den Schädel ein. Sein und seiner Verwandten Vermögen wurde ein-

gezogen. Ob Peter wirklich an einer Verschwörung gegen des Kaisers Leben beteiligt war, oder ob die Verleumdung und der Haß seiner Neider und Widersacher und der parteiische Spruch feindlich gesinnter Richter den großen Staatsmann und Schriftgelehrten zu Falle gebracht, wird wohl stets ein ungelöstes Problem bleiben.

Die späteren Geschlechter glaubten an seine Unschuld, und diesem Glauben gab Dante ein halbes Jahrhundert nachher Ausdruck, als er im dreizehnten Gesang des Inferno den belebten Dornstrauch, in welchen der Selbstmörder verwandelt worden, das Geständnis ablegen ließ, „daß er nimmer seinem Herrn, der so der Ehre wert war, Treu gebrochen" und die Bitte aussprechen, „auf der Oberwelt sein Gedächtnis wieder aufzurichten, das von des Neides Schlag daniederliege". Noch haben sich die Gedichte erhalten, in welchen der hochbegabte Mann seine Gefühle in den Tagen des Glücks wie in den Stunden der Trübsal ausgesprochen.

Um dieselbe Zeit, da Peters Schicksal sich entschied, wurde der Kaiser von einem noch schwereren Schlag betroffen. Niemand stand Friedrichs Herzen so nahe als sein Sohn Enzio, das in Jugendschönheit und Manneskraft erglänzende Ebenbild des Vaters. Er zählte damals 25 Jahre, und alle Welt bewunderte den blondgelockten jungen Mann, der durch seine Tapferkeit und kriegerischen Großthaten der Schrecken der Feinde, durch den Zauber seiner Erscheinung und die Anmut seines Wesens ein Sieger über die Herzen war, der mit dem Kranz des Kriegers den Lorbeer des Dichters und Sängers verband und manchen Siegespreis im Felde und bei schönen Frauen sich erwarb. Seiner Tapferkeit und seinem strategischen Blick waren die anfänglichen Erfolge vor Parma hauptsächlich zu verdanken gewesen, und die Guelfen hatten alle Ursache, in ihm ihren gefährlichsten Feind zu fürchten. Auf die Kunde, daß die Bolognesen in Verbindung mit Verbannten aus Mantua und mit Freiwilligen aus der Romagna das kaiserlich gesinnte Modena bedrohten, zog Enzio mit deutscher und italienischer Mannschaft von Cremona herbei, um den Freunden zu helfen. Da kam es an dem wilden Waldbach Fossalta zu einem blutigen Zusammenstoß. Enzio, dessen Pferd von der Lanze seines starken Gegners Antonio Lambertazzi durchbohrt ward, stürzte im Schlachtgetümmel zu Boden und wurde als Gefangener weggeführt. Bei diesem Anblick gerieten die Modenesen in Schrecken; sie flohen und brachten dadurch Verwirrung in die Reihen der Ghibellinen, so daß das Treffen mit deren vollständiger Niederlage endete. 400 Ritter, unter ihnen der tapfere Boso da Dovara, und 1200 Krieger zu Fuß fielen in die Hände der Bolognesen. Frohlockend kehrten die Sieger mit ihrer herrlichen Beute heim. Dem Königsohn legten sie goldene Ketten an, schlossen ihn in ihren Gemeindepalast ein und bewachten ihn Tag und Nacht aufs strengste. Friedrich empfing die Trauerbotschaft in Neapel. Er richtete sogleich ein Schreiben an die Bolognesen, worin er ihnen seine Gnade verhieß, wenn sie die Gefangenen in Freiheit setzten, und mit schweren Strafen drohte, wenn sie sich dessen weigern

[Margin: Enzio in Gefangenschaft. 1249.]

[Margin: 26. Mai 1249.]

sollten. Aber die Bolognesen antworteten, daß sie weder durch seine Verheißungen noch durch seine Drohungen sich bestimmen lassen würden, den König Enzio, der von Rechts wegen der ihrige sei, aus der Gefangenschaft zu entlassen; zugleich legten sie einen Schwur ab, diesem Vorsatze treu zu bleiben, und sie hielten den Schwur mit unbeugsamem Trotz.

Nächste Wirkungen der Niederlage bei Fossalta. 1249. Juni. Juli. Wie einst der Unfall vor Parma, so übte auch die Schlacht am Fossalta einen verderblichen Rückschlag auf die Kaiserlichen. Die Parmesen brachten eine Anzahl befestigter Burgen in ihre Gewalt; im Juli zog Barnaba Malaspina mit Piacentinern und andern Guelfen in die Stadt Pontremoli ein, nachdem Dominikanermönche die Einwohner zum Abfall beredet; Como schloß einen Sept. Vertrag mit Mailand; Modena mußte nach der heftigsten Gegenwehr gegen die Bolognesen den verbannten Guelfen die Rückkehr gestatten und auf päpstliche Seite treten. Nur Cremona schlug einen vereinten Angriff des Legaten Montelongo, des Grafen S. Bonifazio und des Markgrafen Este heldenmütig zurück.

Umschwung zu Gunsten des Kaisers. 1249. 1250. Dieser Erfolg der Cremonesen war der Anfang eines neuen Umschlags zu gunsten des Kaisers. Während der Markgraf, der in Ferrara das Amt eines Podesta verwaltete, wider die kaiserliche Stadt im Felde lag, faßte Ezzelino den Ezzelinos Erfolge. Plan, sich seiner festen Burg Este zu bemächtigen. Wir haben gesehen, wie sich der listige und gewaltthätige Mann allmählich zum alleinigen Gebieter im nordöstlichen Italien aufgeschwungen; er verspottete seinen Bruder Alberich, dem seine Anhänglichkeit an die Kurie nur zu der Stadt Treviso verholfen, und lachte der gegen ihn gerichteten Kreuzpredigten. Selbst das Schutzbündnis, welches die Städte Mantua, Ferrara und Brescia und die Herren von Este und San Bonifazio mit dem Patriarchen von Aquileja wider ihn schlossen, vermochte seiner Macht keinen Eintrag zu thun. Padua blieb stets der Mittelpunkt seiner Herrschaft; hier bekleidete sein Neffe Ansedisio de Guidoti die Würde eines Podesta; „ein treues Abbild seines Meisters: gewinnend durch seine Erscheinung, fähig alles zu versprechen, nichts zu halten, ein ausgelernter Gleisner in Worten, habgierig, grausam und ehrgeizig". In Padua feierte 15. Sept. 1249. Ezzelino seine Vermählung mit Beatrix, der schönen und tugendhaften Tochter des Ritters Bontraversio de Castronovo, und während jedermann glaubte, nun werde der fünfundfünfzigjährige Kriegsmann einem ruhigen Leben und den Freuden eines jungen Ehestandes sich hingeben, brach er plötzlich auf und brachte Die kaiserliche Partei in Mittel- u. Oberitalien. Este mit allen seinen Schätzen durch Verrat in seine Gewalt. — Zugleich errangen die kaiserlichen Waffen Erfolge in der Romagna und in der Lombardei. Ravenna und Faenza wurden wieder für die Ghibellinenpartei gewonnen; im April erfocht der Markgraf Pelavicini in der Lombardei einen Sieg und ließ viele Gefangene von Mailand, Brescia und Mantua nach Lodi bringen; in Piacenza erhoben sich die Popularen gegen den guelfischen Podesta und trafen 18. Aug. Einleitungen zum Anschluß an den Kaiser; im August gewann Pelavicini an

der Spitze eines Ghibellinenheeres aus Cremona, Bergamo, Lodi, Pavia einen großen Sieg über die Parmesen vor den Thoren ihrer Stadt, erbeutete ihr Carroccio und führte 2000 Mann Fußvolk und 50 Ritter, darunter die angesehensten Edelleute als Gefangene fort. Das war die Vergeltung für Vittoria. Noch lange gedachte man in Parma des „bösen Donnerstags". Zugleich wurde Friedrich durch die Botschaft erfreut, daß sein Admiral den Genuesen zwölf Schiffe weggenommen habe. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts ließ sich somit gut für die Kaiserlichen an. Unteritalien war von dem Bürgerkrieg noch wenig berührt worden; freilich hatte es mit seinem Gute für die Erhaltung des Krieges herhalten müssen, aber das Blut seiner Söhne war geschont worden; hier konnte der Kaiser noch namhafte Streitkräfte ausheben, die in Verbindung mit den Sarazenen von Luceria schließlich doch den Sieg in seine Hände bringen konnten; in Rom murrte das Volk über die Abwesenheit des päpstlichen Hofes und drohte mit Abfall; in der ganzen Christenheit war man empört über den unversöhnlichen Sinn des Oberhirten, dem man die Unfälle des Kreuzheeres in Ägypten schuld gab. Unteritalien.

Friedrich gab der allgemeinen Stimmung Ausdruck, als er in einem Brief an seinen Schwiegersohn Batatzes in Nicäa, welchen der Papst für seine Sache hatte gewinnen wollen, die Frage richtete, wer denn den Priestern das Recht gegeben hätte, Christen gegen Christen unter die Waffen zu rufen, statt des heiligen Meßgewandes einen Panzer anzulegen, statt des Hirtenstabes Lanzen zu führen und statt der Feder und der erlösenden Worte des Kreuzes Bogen und todbringende Pfeile? ob denn die Jünger Christi auch als Heerführer und Fahnenträger ins Feld gezogen, ob Helme und Hellebarden würdige Abzeichen der hohenpriesterlichen Würde seien? Nicht Hirten seien die Priester, sondern reißende Wölfe, welche Christi Volk aufzehrten.

Nie stand es bedenklicher um den Papst Innocenz IV., als in den letzten Monaten des Jahres 1250, da Friedrich von Foggia gen Luceria zog, um sich mit seiner ganzen Macht nordwärts zu wenden und seine Feinde in Oberitalien, in Lyon, in Deutschland niederzuwerfen. Er hatte eine neue drückende Kollekte in dem ganzen Königreich erheben lassen, er hatte sich an den morgenländischen Kaiser um Hilfsmannschaft gewendet, er hatte die Sarazenen unter die Waffen gerufen; in Mittelitalien erwartete sein Sohn Friedrich von Antiochia des Vaters Ankunft, um sich mit seinen deutschen und italienischen Mannschaften anzuschließen; in Oberitalien sollten Pelavicini, Ezzelino, der Graf von Savoyen zu ihm stoßen. Mit furchtbarer Energie raffte der geniale Mann noch einmal alle Kräfte zusammen, um die Drohung wahr zu machen, daß er jetzt, nachdem er lange genug als Amboß gedient, zum Hammer werden wolle. Es war das letzte mächtige Aufleuchten der alten Imperatorenmacht, als der Kaiser im Dezember des Jahres 1250 nach dem Kirchenstaat heranrückte, und die Gegner des Nordens mochten zagen bei dem Glanze, der noch immer um seine Heldengestalt strahlte. Aber er war nur ein Schmuck zum Friedrichs Entwürfe u. Tod. 1250.

Tode: „den die Völker nicht überwinden konnten, den überwand Gottes Gewalt“. Friedrich litt schon einige Zeit an der Ruhr. Er ließ sich auf das Schloß Fiorentino bei Luceria bringen, um dort seine Genesung zu erwarten. Am 12. Dez. befand er sich besser, so daß er Birnen mit Zucker aß; aber der nächste Tag brachte ihm den Tod. Es war ihm einst geweissagt worden, lautet eine spätere Erzählung, er würde unter Blumen sterben, daher hatte er stets Florenz sorgfältig gemieden. Aber auch die Burg, wo er seinen Geist aushauchte, führte den Namen von Blumen und Blüten. Gehüllt in die Kutte eines Cistercienser-mönchs und durch seinen Freund, den Erzbischof Berard von Palermo, absolviert und in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, starb der zweite Friedrich in den Armen seines Sohnes Manfred.

Sein Testament. Einige Tage vor seinem Tod hatte er durch letztwillige Verfügung folgende Bestimmungen getroffen: Konrad sollte Erbe der hohenstaufischen Besitzungen in Deutschland und Italien sein; im Falle seines erbelosen Todes sollte ihm Heinrich, Isabellas Sohn, und falls auch dieser ohne Erben stürbe, Manfred nachfolgen. Noch auf dem Totenbette hatte er sich mit Bianka, Manfreds Mutter, trauen lassen und dadurch dessen Geburt für legitim erklärt. Für den Fall, daß Konrad in Deutschland bleibt oder außerhalb des Königreichs weilt, ist Manfred Statthalter in Italien und Sizilien mit voller königlicher Gewalt. Heinrich sollte überdies das Königreich Burgund (Arelat) oder Jerusalem, Manfred das Fürstentum Tarent, des Kaisers Enkel Friedrich, Heinrichs VII. Sohn, das Herzogtum Österreich und Steiermark, das viel umstrittene Erbland seiner Mutter Margarete, und außerdem jeder von ihnen 10,000 Unzen Goldes erhalten. 100,000 Goldunzen sollten zum Seelenheil des Kaisers für den Schutz des Heil. Landes ausgesetzt sein, der Kirche ihre Rechte zurückgegeben werden, jedoch unbeschadet aller Rechte und Ehren des Reiches und nur in dem Falle, daß auch die Kirche dem Reich das Seinige zurückerstatte. Die Gefangenen sollten mit Ausnahme der Hochverräter in Freiheit gesetzt, den Einwohnern des Königreichs die drückenden Steuern abgenommen und die Abgaben wieder auf den Fuß wie unter König Wilhelm II. zurückgeführt werden, die Templer ihre Güter, die Edelleute des Königreichs ihre Rechte und Privilegien zurückerhalten.

Begräbnis. Diesen Anordnungen hatte der Kaiser ferner die Bestimmung beigefügt, daß man ihn in der Hauptkirche zu Palermo, der Ruhestätte seines Vaters und seiner Mutter, beisetzen und derselben ein Legat von 500 Goldunzen zum Heile seiner Seele übermachen solle. Dieser Bestimmung gemäß wurde die mit Scharlach bedeckte Bahre, worauf die Überreste ruhten, unter großen Trauerfeierlichkeiten und lauten Totenklagen nach Tarent geführt. Voran schritt die sarazenische Leibwache, welcher bewaffnete Ritterscharen und schwarzgekleidete Barone und Stadtbeamten folgten. Von Tarent wurde der tote Kaiser zu Schiffe nach Messina und von da nach Palermo gebracht. In dem Dome dieser Stadt, der noch jetzt in malerischer Pracht und Hoheit hoch in die Luft emporragt, fand der hohenstaufische Herrscher in einem mit Bildnerei geschmückten Sarkophage aus rotem Porphyr von vier Löwen getragen und von einem auf Säulen ruhenden Dache überdeckt die Ruhe, die seinem Leben fremd geblieben war. In der Nähe

waren die Gräber seiner Eltern, seines Großvaters Roger und seiner ersten Gemahlin.

Das Leben des bedeutsamen Kaisers, das wir in den obigen Blättern in großen Umrissen vorgeführt, ist zugleich der richtige Maßstab zu seiner Beurteilung. Friedrich II. und Innocenz IV. sind wie Heinrich IV. und Gregor VII. historische Persönlichkeiten, in denen die zwei bewegenden Prinzipien des Mittelalters, Kaisertum und Papsttum, in ihrem scharfen Gegensatze aufeinander stießen; und wie der Frankenkönig ist auch der Schwabenkaiser, „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt", nicht nur zu einem schwankenden Charakterbilde, sondern sogar zu einem Zerrbilde geworden. „Dahin ist die Sonne, welche den Völkern leuchtete," schrieb Manfred an seinen Halbbruder Konrad IV. in Deutschland, „uns ist jedoch der Trost geblieben, daß er glücklich und siegreich bis an sein Ende gelebt hat." Nikolaus von Curbio dagegen, der zu Lyon mit giftgetränkter Feder das Leben des Kaisers im Sinne der klerikalen Partei dargestellt hat, schloß mit der Versicherung, „daß Friedrich in der elendesten Weise sein Leben aushauchte und daß der grausame Tod Zeugnis gab von seinem ruchlosen Leben." Dieser Gegensatz, der bei Schilderung seines Todes zu Tage tritt, gibt sich in der Auffassung des ganzen Lebensbildes kund: noch bis zur Stunde geht das Urteil über Friedrich II. und seinen Widersacher Innocenz IV. nach zwei Richtungen auseinander; je nach dem Standpunkte des Schreibenden wird Recht und Unrecht, Licht und Schatten der einen oder der andern Seite ausschließlich zugewiesen. Und dieser Gegensatz wird fortdauern, so lange über Kirche und Staat und über die hohen Probleme des Menschenlebens verschiedene Ansichten obwalten. Wer in den kosmischen Anschauungen jener Tage befangen das Papsttum als die Sonne, das Kaisertum als den Mond ansieht, wem nur das als Wahrheit und reines Licht erscheint, was von dem apostolischen Stuhl ausgeht, alles andere als Abfall und Irrwahn, der wird über Friedrich II. den Stab brechen und ihn als den Antichrist verabscheuen. Aber jenes kosmische Gleichnis hat in der Menschenwelt seine Geltung verloren, eine tiefere Betrachtung der sittlichen Ziele und Aufgaben des Erdenlebens hat einen andern Maßstab des Urteils aufgestellt, die Himmelsleiter wurde höher gerichtet, die theokratische Prägung verlieh nicht mehr die einzig gültige Währung. Und diese idealere Anschauungsweise hat auch dem Kaiserbild Friedrichs II. Licht und Schatten nach wahrer und gerechter Würdigung zugeteilt. Diesen nicht der kirchlichen Orthodoxie, sondern der Humanität und dem menschlichen Gerechtigkeitsgefühl entnommenen Maßstab haben auch wir in den obigen Blättern an die hohe Imperatorengestalt des genialen Friedrich II. angelegt. Das germanische und romanische Blut, das in seinen Adern rollte, ist nicht zur harmonischen Mischung gekommen; in dem heißen Süden, wo er seine Jugend verlebte, wo er den größten Teil seiner Mannesjahre verbrachte, hat er die ausgeprägte Individualität, die strenge Willenskraft, die starken

Friedrichs geschichtliche Stellung.

Triebe in sich aufgenommen, die ihn einerseits zu Großthaten anspornten, andererseits zu Handlungen der Willkür, der Härte, der Sinnenlust führten. Friedrich war eine reich begabte, geniale Natur, in welcher Fehler und Tugenden stark hervortraten. Ausgezeichnet durch edle Bildung, durch vielseitige Kenntnisse, durch Liebe zu Kunst und Poesie, war er zugleich ein geschickter Feldherr, ein tapferer Kriegsheld, ein tiefblickender Staatsmann. Aber die Schranken, welche die Anschauungen, die Sitten, die Einrichtungen der Zeit aufgerichtet, waren ihm zu eng; im Gefühle seiner geistigen Überlegenheit suchte er sie zu durchbrechen. Die Kalifen, welche die geistliche und weltliche Macht in ihrer Hand vereinigten, waren in seinen Augen die wahren Herrscher, und wie sein Hof in Palermo einen orientalischen Anstrich hatte, so wollte er auch den Feudaladel und die Kirche unter die monarchische Machtfülle beugen. Gleich den Herrschern des Morgenlandes begünstigte er Künste und Wissenschaften: er pflegte und beförderte mathematische und naturwissenschaftliche Studien, Heilkunde und astrologische Wahrsagekunst; seine Paläste und Schlösser glänzten in Pracht und Luxus; Sänger, Lautenspieler und Dichter verherrlichten seinen Hof, er selbst und seine Freunde übten und ehrten die heitere Kunst des Minnegesanges und der romanischen Poesie: wir wissen, daß er sich eine sarazenische Leibwache und sogar einen Harem von jungen Mädchen hielt; und seine Frauen schloß er von aller Welt ab und bewachte sie mit der Eifersucht eines Orientalen. Wenn schon diese Hinneigung zu dem im christlichen Abendlande so verhaßten mohammedanischen Wesen Ärgernis erregte, so gab er noch heftigeren Anstoß, als er das lockere Gebäude des Feudalstaats in monarchischem Sinne umgestaltete, die republikanischen Gemeinwesen des oberen und mittleren Italiens unter das kaiserliche Regiment beugen wollte und der Kirche mit einer Beschränkung ihrer weltlichen Macht und mit einer Reformation ihrer Institutionen drohte. Wir haben gesehen, wie gerade die staatlichen Organisationen des sizilianischen Königreiches, jene „heillosen und verwerflichen Einrichtungen“, als welche sie der Kurie erschienen, von der geistigen Überlegenheit des hohenstaufischen Herrschers Zeugnis gaben; aber dem Papsttum war diese gesteigerte Königsmacht, welche mit einem ergebenen, gut disziplinierten Beamten- und Richterstand und mit einer strammen Verfassung und Rechtsordnung die Selbstsucht und Willkür des Adels und Klerus unter das Gesetz beugen wollte und den dritten Stand zu den Parlamenten berief, nicht minder ein Greuel und Schreckbild als die ketzerische Drohung einer Rückführung der Kirche zu der apostolischen Armut und Einfachheit, einer Säkularisation der geistlichen Güter, einer Verminderung der Rechtsgewalt der Hierarchie. Es war das richtige instinktive Gefühl, daß diese beiden Weltmächte, der monarchische Absolutismus und die Besserung der entarteten Kirche, die mittelalterliche Vorstellungsweise und damit die geheimnisvolle Macht des Pontifikats erschüttern würden, darum erhob sich die Kurie zu einem riesenhaften Kampfe wider einen Kaiser, in dem

sie die Anlage und den Willen erkannte, diese unbekannten dämonischen Mächte gegen sie in den Kampf zu führen. Friedrich forderte alle weltlichen Fürsten zu gemeinschaftlichem Handeln auf, da die Sache, zu deren Vorkämpfer er sich aufgeworfen, sie alle gleichmäßig beträfe; allein die übrigen gekrönten Häupter vermochten nicht sich zu seiner genialen Anschauung aufzuschwingen; hätte er an die häretischen Sekten, welche zu seiner Zeit aller Orten aufgetaucht waren, einen ähnlichen Aufruf ergehen lassen und sich als Fahnenträger der Geistes- und Glaubensfreiheit an ihre Spitze gestellt, so wäre seine Stimme vielleicht nicht so wirkungslos verhallt. Allein hier war er das Kind seiner Zeit oder gab sich doch wenigstens den Anschein eines gläubigen Christen. Während man ihn allgemein des Unglaubens, des heimlichen Mohammedanismus, der Ketzerei beschuldigte, versicherte er in Schrift und Rede, daß er ein rechtgläubiger katholischer Christ sei, ließ er Blutgesetze gegen Irrlehrer ergehen, wohnte er dem Schaugepränge der Beisetzung der heil. Elisabeth bei. Dieser Zwiespalt hat seine Kräfte gelähmt. Während die Kirche sich unbedenklich mit dem demokratischen Bürgerthum der italienischen Kommunen gegen die „Tyrannei“ des monarchischen Kaiserregiments verband, lieh Friedrich der Hierarchie seinen weltlichen Arm zur Bekämpfung aller häretischen und antikirchlichen Regungen und Bestrebungen. Und doch galt er in der gesamten Welt als Freigeist und Ungläubiger und erscheint daher bei Dante unter der Zahl der kühnen himmelstürmenden Zweifler, welche zur Strafe in feurigen Gräbern liegen. Auf die Zeitgenossen übte die Heldengestalt einen solchen Zauber, daß man nicht an seinen Tod glauben wollte, daß man noch lange die Hoffnung hegte, der große Imperator sei noch am Leben und werde wiederkehren in alter Macht und Herrlichkeit.

Hier liegt auch der Ursprung der deutschen Kaisersage, die in allmählicher Entwickelung erst durch eine ganze Reihe von Mißverständnissen ihre moderne Gestalt angenommen hat und erst durch die scharfsinnigen Untersuchungen von Döllinger, Voigt und von Zicheschwitz in ihre Bestandteile zerlegt worden ist. Es ist früher des Abtes Joachim von Fiore Erwähnung gethan (VI, 821; VII, 84 ff.), welcher von seinem kalabrischen Kloster aus durch geheimnisvolle Weissagungen einen weitreichenden Einfluß gewann, die er namentlich in seinem Kommentar zum Propheten Jeremias niedergelegt hatte: er verhieß das nahe Erscheinen des Antichrist, welcher kommen sollte, um die alte, verderbte Kirche zu zertrümmern und eine vollkommenere zu errichten. Mit dem geheimnisvollen Schwunge der bilderreichen alttestamentarischen Redeweise vorgetragen machten dieselben einen gewaltigen Eindruck in einer Zeit, wo der langjährige Kampf zwischen Friedrich I. und Papst Alexander III. alle Geister mächtig erregte. Um sie als Mittelpunkt sammelte sich eine über ganz Italien verbreitete Gemeinde, die Joachimiten, die namentlich unter dem Orden der Minoriten viel Anhänger zählten. Mit der darin zum Ausdruck gebrachten Vorstellungsweise verband sich nun die wieder auflebende Nerosage, welche diesen Kaiser mit dem Antichrist identifizierte, und auch die Herakliussage wirkte ein, welche, eine ähnliche Tendenz verfolgend, während der Kämpfe zwischen Griechen und Mohammedanern ausgebildet worden war. Vollständig verbunden aber finden wir die Friedrichsage mit der Nerosage in der Chronik des Minoriten Salimbene von Parma († 1287). Mit Vorliebe citiert dieser die Schriften des Joachim von Fiore und deutet die Stellen darin, welche von einem König als Antichrist sprechen, fast

durchweg auf Friedrich II. Daneben benutzt Salimbene die Apokalypse, Esra, Daniel, Jesaias und Jeremias, und erklärt namentlich die Stelle des Jesaias (c. 14) über den Sturz des „Königs von Babel" ganz bestimmt auf Friedrich II. Zweifellos trieb der joachimitische Geist Salimbene zu dieser Identifizierung Friedrichs II. mit dem Antichrist. Eingewirkt haben ferner die Anschauungen, welche die in alttestamentarischer Rhetorik vorgetragenen, immer wiederholten und weit verbreiteten päpstlichen Klagen über des Kaisers angebliche Gewaltthaten gegen die Kirche weithin zur Herrschaft gebracht hatten: seit Gregor IX. war Friedrich II. der aus dem Meere aufsteigende Drache, der Antichrist oder doch dessen Vorläufer, Innocenz IV. hatte ihn einfach als einen zweiten Nero bezeichnet. Solche Papstworte bestätigten die joachimitische Vorstellung von dem Antichrist und begünstigten die Identifizierung Friedrichs mit demselben. Von dem Antichrist aber hieß es bei Joachim, daß derselbe nicht eher werde zur Ruhe kommen können, als bis er sein Werk vollendet habe; daß er erst siebzigjährig sterben werde. Dem widersprach Friedrichs Tod: also konnte der Kaiser nicht wirklich tot sein, sondern nur scheinbar; er mußte sich irgendwo verborgen halten und wiederkehren, um sein unvollendetes Werk zu Ende zu führen. Diese Vorstellung fand auch bei den Ghibellinen Aufnahme in der Form, daß die Wiederkehr des nicht wirklich gestorbenen Kaisers erwartet wurde als die eines Reformators der entarteten Kirche und Zertrümmerers des Papsttums und der Pfaffenherrschaft. Galt aber der nur vorläufig der Welt entrückte Friedrich II. als Nero und Antichrist, so konnte er nach den Vorstellungen jener Zeit keinen andern Aufenthalt haben als Babel, das man sich nach 1. Moses 11, 9 dachte als das castrum confusionis, das Schloß der Verwirrung. Aus diesem von ihm nicht verstandenen Ausdruck nun machte der thüringische Chronist Rothe 1440 das »slos kouffhusen«, d. h. das Schloß auf dem Kyffhäuser, das infolge dieses eigentümlichen Mißverständnisses zuerst als Sitz des der Welt vorläufig entrückten Kaiser Friedrich II. zu gelten anfing. In Verbindung dann mit der Verwechselung Friedrichs II. mit Friedrich I., dem Rotbart, hat die Friedrichssage ihre unserer Zeit allein noch recht geläufige Gestalt angenommen, die durch Rückerts bekanntes Gedicht poetisch formuliert und vollends zur Herrschaft gelangt ist. Daß die Friedrichssage aber in ihrer ursprünglichen Gestalt auf Friedrich II. ging, beweist auch die Thatsache, daß von allen den „falschen Friedrichen", die gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts und dann wieder zur Zeit Ludwigs des Bayern aufgetreten sind, keiner Friedrich I., sondern jeder immer nur Friedrich II. zu sein behauptete.

D. Untergang der Hohenstaufen und das deutsche Interregnum.

1. Deutschland und Italien bis zum Tode Konrads IV.

Die päpstliche Politik nach Friedrichs Tod.

Die Nachricht von dem Tode des Kaisers wurde am päpstlichen Hofe zu Lyon mit der freudigsten Erregung vernommen. Die Schreiben, welche die Kunde in alle Welt trugen, glichen Siegesbotschaften. Als einst Friedrich den Hingang Gregors verkündete, geschah es in würdigen, die innere Bewegung andeutenden Ausdrücken: die Worte des zügellosen Frohlockens, in welchen Innocenz das große Ereignis anzeigte, sind der sprechendste Beweis von seiner leidenschaftlichen Natur und rohen Gemütsart. Er verließ indessen nicht sofort den

bisherigen Aufenthaltsort: die Fäden, die er durch die wandernden Predigermönche von Lyon aus bereits nach allen Richtungen angeknüpft hatte, konnten in der günstig gelegenen Rhonestadt leichter weitergesponnen werden. Daher wurden zunächst alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die glückliche Wendung des Schicksals zum vollständigen Sieg der Kirche und zum Untergange des „gottesfeindlichen Geschlechtes der Hohenstaufen" auszunutzen. Jetzt schien der günstige Zeitpunkt gekommen, der Politik des dritten Innocenz die Krone aufzusetzen. Wenn es gelang, die Lehnsherrlichkeit der Kirche über das sizilianisch-apulische Königreich zur Wahrheit zu machen, die nominelle Ehre zu einem sachlichen Rechte zu gestalten, wenn es gelang, in Rom und in Mittelitalien, wo die hohenstaufischen Interessen durch Friedrich von Antiochia und einige Ghibellinenhäupter, insbesondere den unternehmenden Markgrafen Oberto Pelavicini vertreten wurden, der päpstlichen Partei die Oberhand zu verschaffen, wenn es gelang, durch die republikanischen Gemeinwesen Oberitaliens der Herrschaft Ezzelinos in Padua und Verona einen Damm entgegenzuwerfen, wenn es endlich gelang, das zerrüttete und zwieträchtige Reich in einen neuen Bürgerkrieg zu stürzen und das Gefühl für die nationale Macht und Ehre durch partikularistische, sonderbündlerische Bestrebungen und egoistische Zwecke vollends zu ersticken: wer sollte dann dem kirchlichen Oberhaupte die Weltherrschaft streitig machen, den Ehrenvorsitz in der apenninischen Halbinsel entreißen? Zu dem Behuf entfaltete Innocenz IV. eine großartige politische Thätigkeit, wobei er geistliche und weltliche Mittel geschickt zu verbinden verstand.

Es wurde früher angedeutet, wie die römische Kurie das Recht der Bestätigung der Bischofswahlen nach und nach zu dem der Einsetzung steigerte. In manchen Ländern, wie in England, in der pyrenäischen Halbinsel, im sizilianischen Königreich, bot die Oberlehnsherrlichkeit den erwünschten Vorwand, in andern, wie in Deutschland, in der Lombardei u. a. O., gab die herrschende Parteiwut und bürgerliche Zwietracht Veranlassung zu steten Einmischungen. Erledigte Bistümer und Abteien wurden bald unmittelbar, bald auf dem Umwege einer Scheinwahl und Empfehlung vom Papst besetzt, wobei entweder die politische Gesinnung des Erkornen oder eigennützige Motive den Ausschlag gaben. Auf diese Weise hatte die Kurie die einstige Selbständigkeit des Episkopats gebrochen und sich allenthalben ergebene Diener und Werkzeuge geschaffen, und wo sich noch der alte Sinn regen wollte, da waren Kirchenbann, Gegenbischöfe und gefügige Mitbewerber als wirksame Schreckmittel zur Hand. Diese Eingriffe der Kurie in die alte Wahlfreiheit des Klerus mehrten nicht nur die päpstliche Partei, sie füllten auch die päpstlichen Kassen und setzten das kirchliche Oberhaupt in den Stand, durch reichliche Geldunterstützung den Parteikampf und Bürgerkrieg zu nähren. Eingriffe in die Bischofswahlen.

Alle diese Mittel wurden jetzt von Lyon aus in Anwendung gebracht. Scharen von Bettelmönchen durchzogen die Länder und reizten zu Abfall und Aufruhr. In Neapel und Sizilien verbreiteten sie päpstliche Mahnschreiben an die Einwohner, jetzt, da sie Gott aus der Knechtschaft Pharaos befreit, unter die Herrschaft der Kirche zurückzukehren, die ihnen Rechte und Freiheiten gewähren würde; in Deutschland predigten sie den Kreuzzug gegen den „Herodes- Parteikämpfe in Italien und Deutschland

sohn" Konrad, der unter dem Fluch der Kirche liege, und forderten zur Anerkennung Wilhelms auf; in Rom wurde die Familie Frangipani durch die Aussicht auf sizilianische Lehnsgüter auf die päpstliche Seite gezogen; in den italienischen Städten wurde die Parteiwut zwischen Guelfen und Ghibellinen, zwischen Popularen und Aristokraten von neuem entzündet. Der ausgestreute Samen trug reiche Frucht. In kurzem waren alle Länder und Völker von der Südspitze Siziliens und den felsigen Gestaden Unteritaliens bis zum Rhein und zur Donau von Kriegsnot heimgesucht. In Österreich, wo die Könige von Böhmen und Ungarn die Zerrüttung und Herrenlosigkeit des Landes zu ihrem Vorteil zu nutzen suchten, in Thüringen, wo Markgraf Heinrich von Meißen, des verstorbenen Heinrich Raspe Schwestersohn, und die Herzogin Sophie von Brabant, Tochter des Landgrafen Ludwig, um den Besitz der Erbschaft stritten, in Schwaben und in den Rheinlanden, wo die beiden Könige selbst gegeneinander im Feld standen und Fürsten und Dienstmannen unter dem Namen und Deckmantel staufischer oder kirchlicher Interessen ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgten, wüteten Kampf und Parteiung, Brand und Raub. Friedliche Geschäfte, Handel und Gewerbthätigkeit erlahmten unter dem Lärm der Waffen und der Wohlstand der Länder wurde unter den Hufen der Rosse zertreten. Allenthalben bezeichneten brennende Gehöfte und verwüstete Felder den Gang des wilden Krieges. Da war kein Kaufmann sicher, der die belebte Straße von Venedig durch das Ampezzo-Thal nach Villach und Salzburg fuhr. Alle Gewalten, alle Bande der Ordnung lösten sich auf, wo nicht gerade eine feste Hausmacht bewirkte, daß der Sturm an einzelnen Gebieten vorüberstreifte.

Der Papst nach Italien zurück. 1251. Im Frühjahr hatte Wilhelm von Holland, nachdem er bei Oppenheim über seinen Gegner einige Vorteile davongetragen, im Westen und Norden Deutschlands das Übergewicht, so daß er nach Lyon eilte, um den Segen des heil. Vaters und Rat für sein weiteres Verhalten einzuholen. Zur Bestreitung der Reisekosten versetzte er die Städte Arles, Besançon und Lausanne für 10,000 Mark an den Herzog von Burgund. Innocenz mochte sich schnell überzeugen, daß er in dem holländischen Grafen ein gefügiges Werkzeug zur Durchführung seiner Politik gefunden habe; er bestätigte die Königswahl, stellte ihm die Kaiserkrone in Aussicht und versicherte ihn seines Schutzes und seiner Hilfe. Die geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands wurden ermahnt, ihm aus allen Kräften beizustehen, die Ungehorsamen mit Exkommunikation und Absetzung bedroht. Mit gierigen Händen rissen nun die Grafen und Herren in Schwaben und anderwärts die hohenstaufischen Besitzungen an sich und rechtfertigten ihren Raub mit der Weihe der Kirche. Jetzt konnte Innocenz ruhig das Reich der eigenen Verwirrung und Zwietracht überlassen und nach Italien zurückkehren. Die treulose Politik, eine wirkliche Reichsgewalt unmöglich zu machen und die deutschen Verhältnisse von Rom aus an unsichtbaren Fäden mittels der Erzbischöfe und Bischöfe zu leiten, war glücklich an das Ziel gelangt.

Nach sechsjährigem Aufenthalt verließ daher der päpstliche Hof die Rhonestadt, 19. April 1251.
die während der Zeit nicht nur der Herd politischer Umtriebe gewesen, sondern, wie später Avignon, auch der Sitz aller Laster geworden war. Der drastische Ausdruck, den Matthäus Paris dem scheidenden Kardinal Hugo in den Mund legt, mag eine Erfindung sein, aber daß die Stadt durch die päpstliche Hofhaltung in ihrer Sittlichkeit und Ehrbarkeit Schiffbruch gelitten, war eine allbekannte Thatsache.

Innocenz begab sich zunächst über Marseille nach Genua. Der Einzug in Stimmung u. Ansichten.
seine Vaterstadt und in die übrigen Guelfenstädte des obern Italiens, die er der Reihe nach besuchte, glich einem Triumphzug. Die Mailänder geleiteten ihn in einer prachtvollen Prozession, woran 15,000 Mönche und Priester teilnahmen, in die stolze Hauptstadt des Lombardenbundes. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, um dem kirchlichen Oberhaupte, dem Sieger über das Kaisertum, Ehrerbietung und Huldigung darzubringen. Aber Innocenz überzeugte sich bald, daß während des langen Kampfes der republikanische Geist der Kommunen zu solcher Entwickelung und Ausbildung gelangt war, daß von einer Unterordnung unter die weltliche Hoheit des Papsttums nicht mehr die Rede sein konnte, daß die Bürgerschaften keineswegs gewillt waren, das kaiserliche Regiment mit der Herrschaft der Kirche zu vertauschen. Nicht genug, daß selbst in Oberitalien noch mehrere Städte, wie Cremona und Pavia, kaiserlich gesinnt waren, andere, wie Lodi und Como, in den meisten Fällen zu den Ghibellinen hielten, ein großer Teil des Adels auf dem Land wie in den Städten blickte mit Neid und Widerwillen auf das Emporstreben der Popularen und war stets bereit, solange noch hohenstaufische Parteiführer, wie Ezzelino und Pelavicini, wie Friedrich von Antiochia und Manfred, mit beträchtlichen Streitkräften auftraten, sich unter deren Fahne zu stellen. Und selbst die Guelfenstädte machten dem Papst viele Sorgen. Mehr auf die Vergrößerung ihrer eigenen Macht, auf den Ausbau ihrer Gemeinwesen auf Grund republikanischer Freiheit als auf die Herrschaft der Kirche bedacht, hatten sie viele geistliche Güter und Gerechtsame an sich gerissen, die sie nun nicht wieder abgeben wollten, die sie vielmehr als Belohnung ihrer Treue und Ergebenheit in Anspruch nahmen; ja gerade um ihrer Gesinnung willen durften sie verlangen und erwarten, daß die Geistlichkeit sich als dienendes Glied ihrer Gemeinwesen ansehe und allen bürgerlichen Lasten und Pflichten sich opferwillig unterziehe. Der vierte Innocenz erkannte bald, daß das hohe politische Ziel seines Vorgängers gleiches Namens, die Halbinsel unter den Hirtenstab St. Peters zu bringen, unerreichbar sei.

Die größte Hoffnung setzte der Papst auf das sizilianische Königreich, das Das sizilianische Königreich. Manfred.
unter Friedrichs scharfem Regimente schweren Druck zu ertragen gehabt hatte. Wir wissen, mit welcher Geschäftigkeit die Bettelmönche im Auftrage des Papstes Abfall und Aufruhr predigten. Die der Geistlichkeit und dem Lehnsadel verhaßten Institutionen des staufischen Königs sollten vernichtet und das kanonische

Gesetz und das Feudalrecht wieder zur Geltung gebracht werden. Um aber die Stadtgemeinden nicht von sich zu stoßen, wurden auch diesen Freiheiten und Rechte verheißen: sie sollten selbständig unter dem milden Hirtenstab des Papstes stehen, ihre Stadtvorstände frei wählen, in bürgerlichen Angelegenheiten ihren eigenen Gesetzen folgen. Die Umtriebe waren nicht ohne Wirkung geblieben: diesseits und jenseits des Faro bemerkte man bald eine allgemeine Gährung; selbst solche Städte, die sich der Gunst des verstorbenen Kaisers am meisten zu erfreuen gehabt, wie Neapel und Capua, horchten auf die Sirenenstimme und zerstörten mit der Treue auch ihr zeitliches Glück. Manfred, der achtzehnjährige Sohn Friedrichs, der als Statthalter des abwesenden Königs Konrad IV. das Reich verwaltete, fühlte bald eine schwere Last auf seine Schultern gewälzt. Aber der jugendliche Fürst, der mit männlicher Schönheit, mit Tapferkeit und ritterlichem Wesen einen gebildeten, an Wissenschaft und Kunst genährten Geist, einen liebenswürdigen Charakter und anmutige, leutselige Sitten verband, bewies bald, daß seines Vaters Kraft und Herrschersinn in ihm lebten. Als Foggia, Andria, Barletta u. a. O. das Beispiel von Capua und Neapel nachahmten und Anstalten trafen, sich nach dem Vorbilde der Lombardenstädte als selbständige Kommunen zu konstituieren, rückte der junge Held rasch mit seiner sarazenischen Leibwache und mit deutschen und italienischen Söldnern vor ihre Thore und zwang sie zur Ergebung und zur Niederreißung ihrer Festungswerke. Dabei gewann er durch sein menschenfreundliches, großmütiges Benehmen die Herzen der Einwohner, so daß die päpstlichen Verführungskünste wirkungslos zerrannen. Auch in Nola, Aversa u. a. O. wurden die Regungen zum Abfall durch Manfred und den Markgrafen Berthold von Hohenburg, einen deutschen Feudalherrn in kaiserlichen Diensten, schnell unterdrückt und der Aufstand auf die beiden Hauptstädte und auf einige Edelleute beschränkt.

Innocenz und Manfred. Mittlerweile hatte Innocenz die Stadt Mailand, wo die durch Aufwand verarmte Bürgerschaft ihm mit Geldforderungen lästig fiel, verlassen und war über Brescia, Mantua, Ferrara nach Bologna gereist. Der gefangene Enzio, Manfreds Bruder, vernahm im Kerker das Jubelgeschrei, welches den Einzug des Feindes feierte. Auch in Bologna weilte der Papst nicht lange; er schlug seinen Sitz in Perugia auf und wechselte dann zwischen dieser Stadt und Anagni. Von Rom hielt ihn die zudringliche Habgier der Bewohner fern. Der Versuch einer Versöhnung zwischen Manfred und dem Kirchenfürsten hatte keinen Erfolg. Innocenz verlangte, daß ihm alle Städte und Schlösser des sizilianischen Königreichs übergeben und einstweilen von päpstlichen Beamten besetzt und verwaltet werden sollten. Dafür sollte Manfred das Fürstentum Tarent und Berthold die Grafschaft Andria als Lehen der Kirche erhalten. Aber der Kaisersohn wies diese Bedingungen von sich; was ihm der Vater als freies Erbe hinterlassen, wollte er nicht vom Papst zu Lehen empfangen. Vielmehr sandte er Boten an seinen Bruder Konrad, daß er Besitz nehme von dem

väterlichen Erblande Apulien und Sizilien, und traf kriegerische Rüstungen, um die Empörung niederzuhalten und den Bruder kräftig zu unterstützen. Nun belehnte der Papst den römischen Edelmann Heinr. Frangipani mit dem Fürstentum Tarent und den Markus Ziani, einen Sohn des ehemaligen Dogen von Venedig, mit der Grafschaft Lecce, zum Beweis, daß er sich bereits als rechtmäßigen Gebieter Unteritaliens ansehe. Auch die Friedensunterhandlungen, die König Konrad eingeleitet, scheiterten an den hohen Forderungen des Papstes. Das sizilianische Reich sollte zum Kirchenstaat werden.

Konrad IV. folgte dem Rufe Manfreds. In die politischen Ideenkreise des Vaters und des ganzen staufischen Hauses gebannt, glaubte er an der Herrschaft Italiens festhalten zu müssen; dort suchte er die Wurzeln seiner Kraft und die Mittel, die wankende Krone in Deutschland wieder zu befestigen. Aber woher sollte er die zu dem Heerzug erforderlichen Geldsummen ziehen? Die einst so viel gerühmten Schätze und Reichtümer der Hohenstaufen waren zerronnen, die Reichsgüter und Lehen in fremde Hände geraten. Es blieb nichts übrig, als die schwäbischen Eigengüter, die einst Friedrich I. dem Hause erworben, teils zu verpfänden, teils zu verkaufen. Auch einige süddeutsche und oberrheinische Städte unterstützten ihn mit Geld und Mannschaft, wofür ihnen neue Vergünstigungen und Rechte zugesichert wurden. Nachdem er in Augsburg mit seinen Getreuen einen Reichstag gehalten und den Bayernherzog Otto, seinen Schwiegervater, zum Reichsverweser eingesetzt, stieg er mit seiner deutschen Kriegsmannschaft über die Alpen und gelangte im Oktober nach Verona, wo ihn Ezzelino und andere Ghibellinenhäupter ehrenvoll empfingen.

Konrad IV. nach Italien. 1251.

Damals stand der schreckliche Mann, dem Kaiser Friedrich fast unumschränkte Gewalt über die Mark Verona von der unteren Etsch bis nach Bassano und Trient übertragen hatte, auf dem Höhepunkt seiner Macht. Alle Adelsfamilien in den Städten und auf dem Lande, die seiner Herrschsucht im Wege standen oder deren Gesinnung ihm verdächtig war, fühlten die Geißel seiner Rache oder seines Argwohns; Tommaso, das Haupt der Familie Camponeri, starb auf der Folter, sein Sohn Zambonetto biß sich unter den Marterwerkzeugen die Zunge ab, um nicht durch Schmerz zu Aussagen gebracht zu werden, und erstickte am eigenen Blut; der zweite Sohn starb auf dem Blutgerüst; das Geschlecht der Dalesmannini, die edlen Familien Heinrichs von Fiume, Johanns von Moro u. a. wurden ausgerottet; Wilhelm von Camposampiero fiel durch die Hand des Henkers, seine Freunde und Verwandten schmachteten in den schauderhaften Burgverließen oder gaben sich in Verzweiflung selbst den Tod. Was die Phantasie von Schrecken und Menschenqual ersinnen kann, wurde damals und in den nächsten Jahren zu Padua, Vicenza, Treviso und Verona ausgeübt. Die Grausamkeiten und Frevelthaten mehrten sich mit jedem Tag und damit die Zahl seiner Feinde und die Gefahren für seine Herrschaft und sein Leben. Von den Geistern der Ermordeten umschwebt,

Ezzelino da Romano.

glaubte er sich überall von Verrat und Blutrache bedroht, und je mehr dieser Argwohn in ihm Wurzel faßte, desto finsterer wurde sein Gemüt, desto blutiger seine Bahn und zu immer entsetzlicherer Tyrannei trieben ihn die dunkeln Mächte fort, denen er die Herrschaft in seinem Herzen gestattet hatte. Ein Gifthauch und Blutgeruch ging von Ezzelino aus; wer ihm nahe kam, mußte sich seinem Machtgebot fügen oder er wurde zermalmt. Die Exkommunikation lastete nicht schwer auf seinem Gewissen, keine Lockung der Kurie vermochte ihn, seinen ghibellinischen Grundsätzen zu entsagen und in den Dienst der Kirche zu treten, die ihm um diesen Preis jeden Frevel verziehen haben würde.

„Da wurden täglich — so schildert ein Zeitgenosse den damaligen Zustand Paduas — ohne Unterschied Hohe und Geringe durch die verschiedensten Martern von den Henkern hingerichtet. Tag und Nacht vernahm man die Jammertöne der Gemarterten. Keiner aber wagte öffentlich über so viel Elend nur eine Thräne zu vergießen. Jeder vielmehr dankte, nicht zwar von Herzen, sondern mit erzwungenen Worten, Leben und Sieg dem Herrn Ezzelino schuldig zu sein. Den Gerechten, Gütigen, Weisen, den Beglücker der Mark priesen sie ihn laut — die Heuchler. Und doch konnten sie die Wildheit seines Gemüts nicht zähmen; es galt ihm gleich, ob Priester oder Laie, ob Greis oder Säugling; kein Alter, keine Heiligkeit, keine Rechtschaffenheit fand vor ihm Schutz: immer mit derselben Miene, demselben Ansporn äußerster Grausamkeit betrieb er sein Werk. Täglich begann er es gleichsam von neuem, ohne Anstrengung, ohne Gewissensbisse."

Konrad in Goito.

Unter den Häuptern der Ghibellinen, welche Konrad zur Beratung in Kastell Goito um sich sammelte, war Ezzelino das mächtigste und einflußreichste. Sein Alter, seine Verwandtschaft, das hohe Vertrauen, das der verstorbene Kaiser in ihn gesetzt, seine Beredsamkeit und sein durchdringender Verstand empfahlen ihn dem jungen König, und dieser mochte in seinem Umgang Lehren und Beispiele in sich aufnehmen, die ihn auf der schwierigen Lebensbahn dem Abgrunde zuführen mußten. Nachdem Konrad in Cremona mit den ghibellinischen Edlen und städtischen Abgeordneten vierzehn Tage Rats gepflogen und seine Streitkräfte gemustert, beschloß er sich zuerst nach Apulien zu wenden, um dort die widerstrebenden Elemente zu bewältigen. Zu dem Ende begab er sich, da die Guelfen des mittleren Italiens die Wege durch Tuscien und Umbrien versperrt hatten, nach Pola, wo er sich mit seinem Gefolge und seinen Kriegsmannen auf den Fahrzeugen einschiffte, die ihm Markgraf Berthold von Hohenburg zugeführt. Im obern Italien aber erneuerten die Guelfenstädte unter dem Vorsitz des Kardinallegaten Octavian den Lombardischen Bund, dem dann Innocenz selbst beitrat, indem er zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Ghibellinen eine Reiterschar auf eigene Kosten ins Feld zu stellen versprach.

König Konrad in Apulien. 1252.

Am 8. Januar landete Konrad bei Siponto, dem späteren Manfredonia, und zog dann in das Herz des apulischen Landes, begleitet von Manfred, der ihn bei der Landung freundlich begrüßt hatte und durch sein leutseliges Wesen dem König eine gute Aufnahme verschaffte. Der junge Hohenstaufe erkannte anfangs die großen Verdienste des Halbbruders aufrichtig an und zeichnete ihn

ehrenvoll aus; er sollte der erste nach ihm selbst sein. Als er aber wahrnahm, wie sich alles dem ritterlichen Fürsten zuwandte, wie die Huldigungen, die ihm selbst auf seinem Zuge dargebracht wurden, hauptsächlich der Vertrauen erweckenden Persönlichkeit seines Begleiters galten, da schlichen sich Neid und Argwohn in seine Seele; er wurde kälter und zurückhaltender; er riß von dem Fürstentum Tarent mehrere der wichtigsten Bestandteile los und nahm sie in unmittelbaren Besitz; er entzog dem Bruder die hohe Gerichtsbarkeit und legte dem Lande schwere Steuern auf; er öffnete Herz und Ohr den Einflüsterungen und Verdächtigungen Pietro Ruffos, eines Kalabresen von niederer Herkunft, der, wie Peter von Vinea, durch seine Talente und persönlichen Verdienste sich zum Marschall und kaiserlichen Rat emporgeschwungen, der aber die Wohltaten, die ihm Friedrich und Manfred erwiesen, mit Undank vergalt.

Manfred hatte seinem jüngeren Halbbruder, dem Sohne der englischen Isabella, die Statthalterschaft von Sizilien und Kalabrien übertragen und ihm den erwähnten geheimen Rat Pietro Ruffo, den früheren Erzieher desselben, zur Seite gesetzt. Heinrich sollte in Palermo seinen Sitz nehmen, um als Sohn des Kaisers einen Mittelpunkt gegen die päpstlichen Umtriebe zu bilden. Schon in dieser Stellung war Ruffo dem Reichsverweser Manfred mehrfach feindlich entgegengetreten: statt dessen Befehle zu vollziehen, hatte er eigenmächtige Anordnungen getroffen, und als Manfred seinen Oheimen Federigo und Galvano Lancia zum Lohne für ihre treuen Dienste die Grafschaften Butera und Squillace übertrug, hatte Ruffo sie an der Besitznahme verhindert. Nun drängte er sich an Konrad heran und steigerte das Mißtrauen in der Seele des vierundzwanzigjährigen Königs. Er schrieb den Freunden und Verwandten Manfreds die Absicht zu, dem volksbeliebten Fürsten die Krone von Sizilien zuzuwenden, und suchte auf jede Weise den Zwiespalt zwischen den königlichen Brüdern zu erweitern. Seine Verdächtigungen fanden Glauben. Die beiden Grafen Lancia und ihr Vater, der bejahrte Markgraf Bonifaz von Anglone, mußten das Land meiden und in der Fremde, am griechischen Hof, an der Sarazenenküste Afrikas, in Sardinien, das Enzios Mutter für den gefangenen Sohn verwaltete, eine Zufluchtsstätte suchen. Ruffos Umtriebe.

Manfred ertrug diese Kränkungen und Zurücksetzungen, ohne in seiner Treue und Hingebung zu wanken, ohne dem König den geringsten Anlaß zum Argwohn zu geben. Als Konrad gegen den abgefallenen Grafen Landulf von Aquino auszog, stand ihm der Bruder ritterlich zur Seite, und ihm war die schnelle Unterdrückung des Aufstandes in Aquino, Suessa, S. Germano u. a. O. hauptsächlich zuzuschreiben. Konrad verhängte ein schweres Strafgericht über die Besiegten; durch Furcht und Schrecken gedachte er sich Gehorsam zu verschaffen. Und in der That unterwarfen sich die meisten Städte und Burgen und huldigten dem Hohenstaufen; auch Capua, wo der Graf von Caserta, Gemahl der Kaisertochter Violante, seinen Aufenthalt genommen, öffnete die Thore dem König, der als schonender Sieger einzog. Nur Neapel, wo viele flüchtige Guelfen eine Zufluchtsstätte gefunden, beharrte im Widerstand. Die Aussicht auf päpstliche Hilfe, die Furcht vor dem drohenden Strafgericht, das Vertrauen auf die Festigkeit der Stadt und die tapfere Wehrmannschaft innerhalb ihrer Mauern hielten den Mut aufrecht. Siegreiches Vorgehen der Hohenstaufen. 1252. 1253. Spätherbst 1252.

Belagerung und Eroberung von Neapel. 1253 Frühe im Jahr 1253 begann Konrad, nachdem er sich durch ein Anlehen in Siena Geldmittel verschafft und beträchtliche Streitkräfte an sich gezogen, die Belagerung Neapels auf der Landseite. Aber wie sehr er auch den Mut seiner vorzugsweise aus Deutschen und Sarazenen bestehenden Truppen durch die Aussicht auf Beute und Plünderung anzuspornen suchte, alle Angriffe wurden zurückgeschlagen, und wiederholte Ausfälle fügten dem Belagerungsheer empfindlichen Schaden zu. Von der Seeseite war die Zufuhr frei, und päpstliche Sendlinge stellten baldigen Entsatz in Aussicht. Aber im Sommer änderte sich die günstige Lage und die Hoffnung und der Mut fingen an zu schwinden. Manfred legte sich mit der sizilianischen Flotte vor die Stadt und schnitt jede Zufuhr ab, und die von Norden erwarteten Hilfsmannschaften blieben aus, da die drohende Haltung Ezzelinos und der Ghibellinen im oberen Italien den Guelfen jeden Auszug unmöglich machte. Bald herrschte die furchtbarste Hungersnot in Neapel und die Bürgerschaft und Besatzung mußte, da Konrad jede Kapitulation abwies, sich zu dem schweren Schritt einer Übergabe
1. Okt. 1253. auf Gnade und Ungnade entschließen. Am 1. Oktober hielt Konrad seinen Einzug in Neapel, das nun ein Schicksal erfuhr, wie einst Sizilien durch den sechsten Heinrich. Die herrliche Stadt wurde der Plünderung preisgegeben, alles, was die Waffen getragen hatte, wurde niedergehauen; die Türme und Mauern wurden gebrochen, die Häupter des Abfalls nach einer peinlichen Gerichtsuntersuchung mittels Foltern teils am Leben gestraft, teils mit unermeßlichen Geldbußen belegt. So züchtigte König Konrad die Stadt Neapel für den Undank, womit sie die Wohlthaten Friedrichs vergolten.

Sterbefälle im staufischen Hause. 1253. 1254. Mit dem Falle von Neapel war die hohenstaufische Herrschaft in Unteritalien aufs neue befestigt und Innocenz sah ein, daß der schöne Traum, das sizilianische Königreich mit eigenen Mitteln für die Kirche zu erobern, unausführbar sei. Wie demütigend auch das Geständnis der Unzulänglichkeit der kirchlichen Kräfte für das stolze Herz des Oberhirten sein mochte, er mußte sich entschließen, die Krone von Sizilien als Preis fremder Waffenhilfe auszubieten. Es wird gemeldet und lautet nicht unglaublich, Innocenz habe den Plan gehabt, den siebzehnjährigen Prinzen Heinrich von Sizilien, der durch seine Mutter mit dem englischen Königshause nahe verwandt war, als König anzuerkennen und ihn mit einer seiner Nichten zu vermählen; aber der Lebensfaden des liebenswürdigen Kaisersohnes war kurz gesponnen. Um die Zeit, da Konrad die Barone des Reichs zu einer Beratung nach Melfi berief, wurde der jugendliche Bruder durch
Dez. 1253. einen raschen Tod von seiner Seite gerissen; und es fehlte nicht an Gerüchten, die ihn an Gift sterben ließen. Ein Jahr zuvor war auch Friedrich, der Sohn des unglücklichen Königs Heinrich (VII.), in jungen Jahren aus dem Leben geschieden, als er sich sein mütterliches Erbland Österreich erkämpfen wollte, und außer König Konrad selbst war nun von dem legitimen Stamme der Staufer nur noch der kleine Knabe vorhanden, den die bayrische Elisabeth während der

Abwesenheit des Gemahls in der heimatlichen Stadt Landshut geboren und 25. März 1252.
der den väterlichen Namen in der italienischen Form Conradino führte.

Schon während der Belagerung von Neapel hatte Innocenz in Frankreich Innocenz bietet die sizilianische Krone aus.
und England die sizilianische Krone ausgeboten; aber weder Karl von Anjou, Bruder des auf dem Kreuzzug abwesenden Ludwigs IX., noch Richard von Cornwallis, der reiche Bruder Heinrichs III., zeigten Neigung zu einem Besitztum, das in ihren Augen den Hohenstaufen gebührte und das zu verschenken der Papst kein Recht habe. Die Nachricht von der Einnahme der Hauptstadt Unteritaliens empfing Innocenz in Rom, wohin er endlich nach neunjähriger Abwesenheit infolge einer drohenden Aufforderung der Römer und ihres energischen Senators Brancaleone Andalò zurückgekehrt war. Nun erneuerte er Okt. 1253.
seine Anträge in London, und da um diese Zeit der junge Kaisersohn Heinrich aus dem Leben schied und der englische König nunmehr von dem ängstigenden Gedanken einer Rechtsverkürzung seines eigenen Neffen befreit war, so fanden die Boten des Papstes jetzt bessere Aufnahme. Heinrich III. schien nicht abgeneigt, die schöne Krone seinem eigenen jüngeren Sohne, dem Prinzen Edmund, zuzuwenden. Stammte doch die englische Dynastie von denselben Normannen ab, aus deren Mitte einst die Eroberer des Königreichs beider Sizilien ausgezogen waren. Bei solchen Aussichten war es begreiflich, daß Konrads Gesandte, die Grafen von Montfort und Savoyen, welche mit Friedensanträgen nach Rom gekommen waren, bei dem unversöhnlichen Priester, welcher dem Geschlechte Friedrichs II. den Untergang geschworen hatte, einen ungnädigen Empfang fanden. Umsonst verwandte sich der ghibellinisch gesinnte Senator Brancaleone, den die Römer, dem Beispiel der übrigen Stadtgemeinden folgend, aus dem befreundeten Bologna herbeigerufen hatten, für den Hohenstaufen; Innocenz sprach am Gründonnerstag von neuem die Exkommunikation 9. April 1254.
über Konrad IV. und Ezzelino aus und verließ, um den zudringlichen Geldforderungen der Römer zu entgehen, abermals den Lateran. In Assisi bestätigte er die Lehnsurkunde über Sizilien, die sein Legat Albert dem jungen Edmund provisorisch ausgestellt hatte, und zog dann von dem schwachen König Heinrich Summen über Summen an Gold und Silber. Die größten Erpressungen wurden angewendet, um des Papstes Geldgier zu befriedigen. „England sollte für ein gemaltes Königreich sein Vermögen zum Opfer bringen, und der Eroberung Siziliens wurde durch päpstliches Gebot der Charakter eines Kreuzzugs gegeben.“

Empört über den unversöhnlichen Haß des Oberpriesters rüstete sich nun- Konrads IV. Ausgang. 1254.
mehr Konrad, der nach dem Falle Neapels das Königreich besiegt zu seinen Füßen sah, den Kampf des Vaters aufzunehmen. Durch Geldbußen, die er den bezwungenen Städten und Edlen auferlegte, und durch hohe Umlagen, die er in Apulien und Sizilien ausschrieb, brachte er große Summen zusammen, die ihm die Anwerbung zahlreicher Soldtruppen möglich machten. Schon meldete er den Ghibellinen des obern Italiens, daß er mit 20,000 Kriegern nach Norden

aufbrechen werde, um die Empörer zu züchtigen und die Reichsgewalt herzustellen, schon überlegte er, wie er als Sieger die Alpen übersteigen und in Deutschland dem Schattenkönigtum des Holländers ein Ende machen wolle, da
21. Mai. raffte ihn zu Lavello unweit Melfi im 26. Lebensjahr ein rascher Tod hin, herbeigeführt durch die Fieberluft des südlichen Italiens, die so manches germanische Leben in der Blüte der Jahre geknickt hat. Dieses ungewohnte Klima war wohl das Gift, dem die Zeitgenossen den tragischen Ausgang des hohenstaufischen Königs zuschrieben. Am Sarge Konrads stand Manfred, wie er einige Jahre früher am Sarge Friedrichs II. gestanden hatte; das Werk vierjähriger Anstrengungen lag aufs neue zertrümmert zu seinen Füßen; die Zukunft war aufs neue dunkel und ungewiß. In dem Dom der ihm treu ergebenen Stadt Messina sollten seine Gebeine ruhen: mit einem Teil desselben wurden sie durch eine Feuersbrunst verzehrt, die am Tage der feierlichen Beisetzung ausbrach.

Tod Ottos des Erlauchten v. Bayern. 29. Nov. 1253. Konrad hatte Ursache, sein und seines Hauses Schicksal zu beklagen; denn einige Monate zuvor war dem zarten Sprößling, der nun noch von der legitimen Linie der Staufer am Leben war, dem zweijährigen Konradin, die mächtigste Stütze gebrochen; sein mütterlicher Großvater, Otto von Bayern, war auf Schloß Trausnitz bei Landshut im Kreise der Seinen plötzlich gestorben, ungebeugt und heiter trotz des kirchlichen Fluches, der auf seinem Haupte lastete. Der Regensburger Mönch, Bruder Berthold, von dessen Reden noch bedeutende Bruchstücke erhalten sind, war gerade in seiner Nähe, um ihn durch seinen Zuspruch zum Aufgeben der staufischen Sache und zur Rückkehr in die Kirche zu bewegen; aber die Bemühungen des „phrasenreichen Schwärmers" machten auf Ottos praktische selbstbewußte Sinnesweise so wenig Eindruck als früher die Bekehrungsversuche des „schlauen Diplomaten" Albert des Böhmen. Die Geistlichkeit hatte alle Mittel angewandt, den bedeutenden Mann auf ihre Seite zu ziehen; selbst die Wahrsagekunst eines hellseherischen Bauern, welcher dem Herzog sein nahes Ende vorhersagen mußte, wurde zu Hilfe gerufen. Aber Otto blieb standhaft. Ungebrochen bis an sein Ende ist er weder durch die Bannflüche des Papstes, noch durch das über seine Länder verhängte Interdikt in seiner Überzeugung irregemacht. „Das Grab in ungeweihter Erde, das nachher zwölf Jahre hindurch seine Gebeine einschloß, bis es einem milder gesinnten Papste gefiel, seine Absolution auszusprechen, erregte nicht das Entsetzen des Lebenden, der durch nichts von seiner Treue für das verwandte Haus der Staufer abzubringen war."

2. Das Deutsche Reich unter Wilhelm von Holland.

a. Wilhelms letzte Regierungszeit und Ende.

Wilhelms Anhang mehrt sich. Die Heerfahrt Konrads IV. nach Italien kam seinem Rivalen Wilhelm von Holland und der päpstlichen Partei in Deutschland zu statten. Seine Königswürde wurde kaum mehr bestritten, zumal da er die mächtigeren Fürsten, die bisher noch mit ihrer Anerkennung zurückgehalten, durch Abtretung von Reichsgütern und Reichsrechten zu seinen Gunsten stimmte. Von großem Vor-
25. Jan. 1252. teil für ihn war seine Vermählung mit Elisabeth, der ältesten Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig. Wenn schon die Hochzeitsfreuden durch

einen Schloßbrand gestört wurden, wobei Wilhelm selbst in Lebensgefahr schwebte und die nachgemachte Krone nebst andern Kostbarkeiten in den Flammen verloren ging, so war doch dieser Ehebund das festeste Fundament seines Königtums. Nicht nur, daß er jetzt auch im nördlichen Deutschland Anhang fand, daß die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, der Markgraf von Brandenburg und der Herzog von Sachsen, daß Otto von Braunschweig und die Stadt Goslar ihn als rechtmäßig gewählten römischen König feierlich anerkannten und daß Wenzel von Böhmen ihm als Zeichen seines Beitritts kostbare Geschenke sandte; auch die welfischen Sympathien, die bei der norddeutschen Bevölkerung noch nicht zerronnen waren, wendeten sich nunmehr dem Grafen von Holland zu. Der päpstliche Legat, der diese kluge Heirat zu stande brachte, hätte der Sache seines Gebieters keinen bessern Dienst leisten können. Selbst Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, obwohl ein Verwandter des staufischen Hauses, huldigte dem König Wilhelm. Zum Dank für die Anerkennung überließ das Reichsoberhaupt seinen neuen Freunden manche wertvolle Hoheitsrechte.

Wilhelms Haltung und Persönlichkeit.

Im Juli vereinigte Wilhelm seine Anhänger, insbesondere die rheinischen Bischöfe auf einem Reichstage, den er, da Frankfurt dem staufischen Hause noch die Treue wahrte, in der Nähe dieser Mainstadt abhielt. Hier wurden dem König Konrad das Herzogtum Schwaben samt allen deutschen Herrschaften und Gütern und seinen Getreuen ihre Lehen abgesprochen und anderweitig vergeben. Nun wurde das Jagen nach Reichsgütern und Lehen zur Krankheit der Zeit. Alles strengte sich an, aus dem Schiffbruch des Reichs einige Güter zu erwerben und dem Raub durch irgend welche Bestätigungsurkunde einen legalen Schein zu geben. Insbesondere waren die Städte in Gefahr, jedwedem benachbarten Fürsten oder Grafen überantwortet zu werden, sei es als Unterpfand für Anlehen, zu welchen der arme König häufig seine Zuflucht nehmen mußte, sei es als Lohn oder Kaufpreis für geleistete oder zu leistende Dienste, oder auch zur Strafe für ihre Anhänglichkeit an die Hohenstaufen. Darum suchten sie sich durch besondere Handfesten gegen Verkauf oder Abtretung sicherzustellen und trafen Anstalten zu gemeinsamer Abwehr, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Wo sich der König auf seinen Umzügen durch das Reich zeigte, preßte man ihm irgend ein Gut, ein Recht, eine Immunität, eine Vergünstigung ab. Wilhelm blieb stets ein Spielball in den Händen der Fürsten, die ihn erhoben, und der Kurie, die ihn als Werkzeug zur Vernichtung der Reichsgewalt benutzte. Und er besaß weder die Kraft noch den Ehrgeiz, sich aus dieser unwürdigen Stellung emporzuarbeiten. Die Persönlichkeit Wilhelms verglichen mit der Herrschergestalt Friedrichs II. konnte als Gleichnis gelten des Deutschen Reiches, wie es war und wie es bald erscheinen sollte. Der junge König, der in wollenem Gewande und mit entblößten Füßen zu den Kirchen zog, der fast ganz in den kleinen Fehden und Familienstreitigkeiten in Holland und Flandern aufging, der so wenig

Furcht einflößte, daß selbst die rheinischen Erzbischöfe ihren Schützling mit List oder Gewalt ihre Gebiete zu verlassen zwangen, daß man in Utrecht mit Steinen nach ihm warf, daß ein geringer Ritter, Hermann von Rietberg, die Königin Elisabeth auf einer Reise in der Nähe der Burg Trifels überfiel, ihrer Kleinodien beraubte und sie einige Zeit gefangen hielt: dieser König ist ein klägliches Bild von dem hinwelkenden Deutschen Reich. Und doch war es keine unwürdige Persönlichkeit, die von der päpstlichen Partei den Hohenstaufen gegenübergestellt ward. War auch sein Geist dürftig, sein politischer Gesichtskreis beschränkt, so besaß er doch ritterlichen Mut und Tapferkeit, so war er doch von untadelhaftem Lebenswandel, von mildem, gutmütigem Charakter, von edler Sitte.

Wilhelms letzte Regierungsjahre und Ausgang. Die nächsten drei Jahre brachten einige Veränderungen, die Wilhelms Königtum in Deutschland zu befestigen versprachen. War auch der Tod seines 9. Juni 1253. Schwiegervaters Otto von Braunschweig ohne Einfluß auf seine Stellung im Norden des Reichs, indem dessen Sohn Albrecht die väterlichen Lande in demselben Verhältnis beließ und noch mit den Reichsgütern des staufisch gesinnten Truchseß Gunzelin von Wolfenbüttel belehnt wurde, so bahnte dagegen der Nov. 1253. Tod Ottos des Erlauchten von Bayern (S. 244), durch den die beiden Söhne Ludwig und Heinrich in den Besitz des Herzogtums und der rheinischen Pfalzgrafschaft kamen, den Weg zu einer Versöhnung der Wittelsbacher mit der 21. Mai 1254. Kirche und mit Wilhelm. Noch entscheidender wirkte zu seinen Gunsten der Tod Konrads IV. in Italien. Nun öffneten ihm die Reichsstädte, welche bisher treu zur staufischen Fahne gehalten, Frankfurt, Oppenheim, Worms, Speier, 1255. Hagenau, Kolmar u. a. ihre Thore, und als er zu Anfang des nächsten Jahres auch in den Besitz der Reichsfeste Trifels kam, meldete er mit kindlicher Freude dem Abt von Egmont, daß nun die echte Krone samt der heil. Lanze und den übrigen Insignien und Schätzen des Reiches in seinen Händen wäre und daß ganz Deutschland ihm Anerkennung und Ehrfurcht zolle. Aber wie wenig entsprach diese Schilderung der Wirklichkeit! Während der König sich mit geringfügigen Fehden in den Niederlanden umhertrieb, bald gegen Margarete von Flandern zu gunsten Johanns von Avesnes, seines Schwagers, bald gegen die Friesen, welche die Ausdehnung der Grafenrechte über ihre freien Bauernschaften nicht dulden wollten, war in den deutschen Gauen von einer Reichsgewalt keine Spur zu bemerken. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln leisteten seinen Anordnungen keine Folge, ja letzterer trat mit den Feinden des Königs in Verbindung; von den größeren weltlichen Reichsfürsten erschien kein einziger auf seinen Hoftagen; Graf Adolf von Waldeck, den er, um doch den Schein einer Reichsmacht und königlichen Gerichtsbarkeit zu wahren, nach dem Vorbilde Friedrichs II. (S. 166) zum obersten Hofrichter oder Reichsstatthalter ernannte, fand nirgends Anerkennung. „Zieht man die Summe aller dieser Verhältnisse, so muß man gestehen, daß Wilhelm von Holland zu den unglücklichsten Königen Deutschlands gehört hat.“ Dieses Urteil erhält noch durch den tragischen Aus-

gang des Königs seine volle Bestätigung. Im Januar zog er abermals mit 1256.
Heeresmacht gegen die unbotmäßigen Friesen zu Felde, um sie zu zwingen, seine Amtleute aufzunehmen und für frühere Unbilden Genugthuung zu leisten. Der Zug ging über die gefrornen Gewässer. Da geschah es, daß Wilhelm, als er sich auf schwerem Rosse und in voller Rüstung allzukühn vorwagte, an einer schwachen Stelle einbrach und von friesischen Bauern, welche in den hervorstehenden Gebüschen im Hinterhalt lagen, unerkannt erschlagen ward. Sein 28. Jan. 1256.
Gefolge ergriff die Flucht, sein Heer zerstreute sich. Unter der Thürschwelle eines Hauses zu Hoogwoude wurde der tote König heimlich begraben. Erst im Jahre 1282 erfuhr sein Sohn Florenz die Stätte, wo der Vater verscharrt war, und ließ die Gebeine in der Klosterkirche zu Middelburg beisetzen.

b. Das deutsche Städtewesen.

Ein solches Ende nahm in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren ein Die deutschen Städte.
Fürst, welcher zu seinem Unglück in einen Wirkungskreis gestellt worden war, für den seine Kräfte und Fähigkeiten nicht hinreichten. Ein ehrenwerter, ritterlicher Mann, der in seiner heimischen Grafschaft ein rühmliches Andenken hinterlassen haben würde, war er unter dem Druck der Krone auf der Höhe des politischen Lebens eine klägliche Erscheinung. Und doch sind die Jahre seiner Scheinregierung durch eine Schöpfung verherrlicht, die für die Entwickelung des deutschen Staatslebens von der größten Bedeutung werden sollte, die aber freilich nur unter ihm, nicht durch ihn ihre Entstehung genommen — der Deutsche Städtebund. Es wurde wiederholt bemerkt, wie sehr die staufischen Herrscher, die in den Tagen ihres Glücks und ihrer Größe die städtischen Gemeinwesen mit Mißtrauen betrachtet und ungnädig von sich gestoßen hatten, in der Zeit der Not und Bedrängnis sich ihnen günstig zeigten, sie mit Rechten und Freiheiten ausstatteten, sie durch den Königsschutz gegen Bedrückung und Vergewaltigung schützten. Die Städte in Schwaben, die unter ihrer Pflege emporgekommen waren, wurden unmittelbar unter Kaiser und Reich gestellt; die Städte am Rhein und an der Donau, den Hauptadern des deutschen Handels, wurden, da ihre Bischöfe meistens auf päpstlicher Seite standen, von den staufischen Königen mit Freibriefen beschenkt, damit sie in den bürgerlichen Kämpfen gegen ihre Stadtherren zu der kaiserlichen Partei hielten; oft benutzten die Städte auch die Geldnot der Herrscher zur Erwerbung von Handfesten. Solche Verleihungen hatten aber nur Wert, wenn die Reichsgewalt stark genug war, dem zugesicherten Königsschutz Achtung zu verschaffen. Dies war aber in den Tagen der Anarchie, die nach dem Konzil von Lyon über das Deutsche Reich hereinbrachen, nicht mehr möglich. Und da die meisten und wichtigsten Städte den Hohenstaufen die empfangenen Wohlthaten durch treue Anhänglichkeit an ihre Sache vergalten, so waren gerade sie den Anfeindungen der bischöflichen Stadtherren und der umwohnenden Ritterschaft preisgegeben. Während jene den Städten die Frei-

heiten und Rechte verkürzten oder sie zu lästigen Abgaben anhielten, verlegten diese die Handelswege, plünderten die Kaufmannschiffe und Güterwagen, erpreßten Zölle, Straßengelder, Geleitsgebühren, verwüsteten die städtischen Gemarkungen. König Wilhelm trug kein Bedenken, den feindlich gesinnten Städten den Reichsschutz zu entziehen, die dem Reiche zustehenden Hoheitsrechte zu veräußern oder zu verpfänden, die wichtigsten Städte aus der bevorrechteten Stellung als Reichsstände zu stoßen und geistlichen oder weltlichen Territorialherren unterzuordnen. Wurde doch sogar Lübeck dem Markgrafen von Brandenburg als erbliches Lehen übertragen! Es half nicht viel, daß sich die Städte zum Lohne für ihre Anerkennung und Huldigung ausbedungen, daß der König sie nicht veräußern oder verpfänden, sondern sie in ihrer bisherigen reichsunmittelbaren Stellung belassen, auch die früheren Abtretungen wieder zurücknehmen wolle, daß Wilhelm, die wenig entgegenkommende Haltung derselben vergessend, ohne Rache ihnen große Zugeständnisse machte und wichtige Gerechtsame einräumte; bei der Ohnmacht des Reichsoberhauptes wurden die zugesicherten Rechte von den Stadtherren und Landesfürsten wenig geachtet: so gern man sich gegen die Städte auf königliche Schenkungs- oder Verkaufs-Urkunden berief, so wenig war man geneigt, die verbrieften Rechte zu achten, wo die Verletzung derselben Vorteil brachte. Wollten nicht die Städte unter dem Faustrecht erliegen, das sich in der kaiserlosen Zeit über die deutschen Lande lagerte, wollten sie nicht die munizipalen Rechte, die Wahl ihrer Räte und Bürgervorsteher, die eigene Gerichtsbarkeit, die Markt- und Stapelrechte, die Befreiung von lästigen Abgaben und Leistungen, kurz alle jene mit so großen Opfern und Anstrengungen errungenen Privilegien einbüßen, wollten sie nicht in ihrem Wohlstand und Eigentum gefährdet, nicht um die Früchte ihres Fleißes und ihrer Arbeit betrogen werden, so blieb ihnen nichts übrig, als den fehlenden Reichsschutz durch genossenschaftliche Verbände und politische Vereinigungen zu ersetzen, der bewaffneten Gewalt des Raubadels und der Fürstenmacht die Schutzmannschaften der Bürgerwehr entgegenzustellen, die errungene Freiheit und das verbriefte Recht mit dem Schwert zu schirmen. So entstanden um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Landfriedensverträge und Städtebündnisse, welche von geringen Anfängen ausgehend bald das ganze Staats- und Gesellschaftsleben durchdrangen und umgestalteten. Zunächst gegründet, um den materiellen Interessen, dem Handel und Verkehr den mangelnden Reichsschutz zu ersetzen, die Stadtgebiete gegen rohe Gewaltthat und Verwüstung, die Kaufmannsgüter gegen Raub und Zerstörung, die Erzeugnisse des Handwerks und der Industrie vor drückenden Belastungen zu sichern, verfolgten sie bald höhere politische Ziele. Sie verbesserten und erweiterten die städtischen Verfassungen und Gesetze, sie schirmten die Freiheit ihrer Gemeinwesen durch eigene Wehrmannschaften, sie wirkten für die Erhaltung des Reichs und des Kaisertums, damit nicht die nationale Einheit und der Begriff des Staats und der vaterländischen Gemein-

schaft unter den selbstsüchtigen Sonderbestrebungen der Territorialfürsten verloren gingen. In den Städten, von dem arbeitsamen Bürgertum wurde das Bedürfnis einer einheitlichen Regierung am lebhaftesten empfunden; an ihnen hatte daher das deutsche Königtum, die monarchische Zentralgewalt die eifrigsten Anhänger und Verfechter. Indem die Städte, als dritter Faktor in die Reichstage eintretend, neben der Fürstengemeinde und dem Klerus das bürgerliche Element zur Geltung brachten, trugen sie wesentlich dazu bei, daß der lose Feudalstaat allmählich in die Formen eines monarchischen Rechtsstaats überging. Wie unvollkommen auch bei der schwachen Zentralgewalt und dem Übergewicht der Landesfürsten dieser Rechtsstaat sich entwickeln und entfalten mochte, daß selbst in dieser schrecklichen kaiserlosen Zeit, wo Gewaltthat und Selbstsucht in gesetzloser Ungebundenheit zu Tage traten, noch die Traditionen der Reichseinheit gewahrt, noch die Elemente eines nationalen Staats erhalten wurden, um nachmals auf einer begrenzteren Basis wieder zusammengefügt zu werden, dieser Erfolg war vorzugsweise den patriotischen Bestrebungen des Bürgertums und der Städteverbindungen zu verdanken. Dadurch wurde es in der Folge möglich, die Reste der königlichen Gewalt wieder zu sammeln und durch vertragsmäßige Einigungen im Reiche neue ständische Ordnungen zu begründen.

Um die Zeit, da Konrad IV. im fernen Neapel ins Grab sank, schlossen die rheinischen Städte Worms, Mainz, Oppenheim und Bingen, auf Betreiben des Mainzer Patriziers Walpod, eine Friedenseinigung und bestellten vier Richter aus jeder dieser Stadtgemeinden zur Entscheidung etwaiger Streitigkeiten zwischen ihnen. Dieses Übereinkommen legte den Grund zu dem Rheinischen Städtebund, der im Juli desselben Jahres zum Abschluß kam, indem alle an beiden Ufern des deutschen Stromes gelegenen Städte von Köln und Aachen bis Straßburg und Basel jener Friedenseinigung beitraten. Als Zweck der Verbindung wird die Erhaltung des Landfriedens bei der Unsicherheit der Straßen und der allgemeinen Unordnung und Rechtsverachtung obenangestellt. Bald traten auch die Erzbischöfe und Bischöfe am Rhein und in der Nachbarschaft und viele Grafen und edle Herren der Friedenseinigung bei, so daß in kurzem der Bund sechzig Mitglieder zählte. Auf dem Städtetag, der am 6. Oktober in Worms abgehalten ward, traf man zunächst Bestimmungen zur Erhaltung des Landfriedens, zur Bestrafung der Friedensbrecher, zur Beschützung der Wehrlosen, zur Sicherung des Eigentums, zur Begründung friedlicher Verhältnisse und guten Einvernehmens mit den benachbarten Fürsten und Herren. Regelmäßige Städtetage, viermal im Jahr, mit Bundesgerichten sollten den Frieden und die gemeinsamen Interessen wahren, alle „Pfahlbürger", d. h. die in den Bürgerverband aufgenommenen Landedelleute, die ihren Wohnsitz nicht in der Stadt hatten, sollten beseitigt werden, alle Bundesglieder zur Erhaltung gewaffneter Kriegsmannschaft verpflichtet sein und die Städte abwärts der Mosel fünfzig Kriegsfahrzeuge nebst der zur Bemannung erforderlichen Zahl von Armbrustschützen bereit halten. Bei diesem ersten Abkommen war von der Reichsgewalt keine Rede; so wenig Vertrauen hatte man zu dem obersten Gericht. Aber im nächsten Jahr wurde in Worms ein Hof- und Landtag abgehalten, auf welchem die Abgeordneten des Rheinischen Städtebundes in des Königs Gegenwart den aufgerichteten Landfrieden beschworen und jedem sein hergebrachtes Recht zugesichert ward. Zugleich wurde das Strand- und Grundruhrrecht abgeschafft und alle unechten und falschen

Der Rhein. Städtebund. 1254. — Juli 1254. — 6. Okt. — Febr. 1255.

Münzen verschlagen. Der Reichsjustitiar oder königliche Oberhofrichter Graf Adolf von Waldeck, sollte dem Bunde zur Hand sein bei Bestrafung aller, die den beschwornen Frieden brechen würden. Im nächsten Juni wurden in Gegenwart des Oberhofrichters in Mainz und am 14. Oktober unter Wilhelms eigenem Vorsitz in Worms neue Städtetage mit gleich günstigen Ergebnissen abgehalten. Es waren Anfänge einer neuen Ordnung der Dinge, gegründet auf der Basis der Selbstbestimmung und Selbsthilfe, welcher der König selbst Vorschub leistete.

Wenngleich diese Städteeinigung die politischen Stürme, die nach Wilhelms Tod über Deutschland hereinbrachen, nicht teilnahmlos an sich vorübergehen lassen konnte, sondern nach einigem Widerstreben auch die Bürger durch den Einfluß ihrer Stadtherren in den Parteikampf hineingerissen wurden, so daß der beschworne Landfriedensvertrag bald Schaden nahm und in der Geburt erstickte, so blieb der Versuch, den ungenügenden Reichsschutz durch Selbsthilfe und freie Vereinbarung zu ersetzen, nicht ohne wichtige Folgen. Auch kann man nicht verkennen, daß schon der Gedanke einer solchen Selbsthilfe von gereifter politischer Einsicht in dem Bürgertum Zeugnis gibt. Ähnliche Notstände waren auch in früheren Jahren vorhanden gewesen, die deutsche Geschichte hatte schon oft von Bürgerkriegen und Thronkämpfen, von Verwüstungen und rohen Waffenthaten zu erzählen, welche den Städten, dem Handel, der Gewerbthätigkeit tiefe Wunden schlugen; aber der Plan eines eigenmächtigen genossenschaftlichen Wehrsystems, einer freiwilligen Vereinigung zur Beschützung und Erhaltung des Friedens war nicht zu Tage getreten. Daraus darf man auf eine wesentliche Stärkung und Hebung des Gemeingeistes, des bürgerlichen Selbstgefühls schließen. Wir haben früher gesehen, welche Anstrengungen von geistlichen und weltlichen Herren gemacht wurden, diesen aufstrebenden Bürgergeist niederzuhalten, wie man bemüht war, die freie Wahl der Stadträte zu verhindern, die Gerichtsbarkeit und das städtische Regiment den Stadtherren und ihren Vögten zu erhalten; aber die Schranken wurden durchbrochen: die Könige selbst gewährten den städtischen Gemeinwesen solche Rechte und Freiheiten, daß sie der Obhut und Bevormundung der Bischöfe und Fürsten entzogen wurden und als selbständige Reichsglieder in das öffentliche Leben eintraten. Die Grafen und Vögte, welche ehedem das städtische Leben überwachten, die Rechte des Königs oder Bischofs wahrnahmen und die Wehrmannschaften unter ihrer Leitung hatten, waren in den Wirren des Reiches verschwunden oder in den Hintergrund getreten. Wir haben bereits (VI, 420 f.) die Anfänge des deutschen Städtewesens in dieser bevormundeten Stellung kennen gelernt: jetzt, wo die meisten größeren Stadtgemeinden sich dieser Aufsicht entzogen, eigene Ratsmannen, Schöffen und Schultheißen zur Leitung der städtischen Geschäfte und Gerichte berufen, sich im Innern nach den Gewerken in genossenschaftliche Gliederungen oder Korporationen, in Zünfte, Innungen und Gilden organisiert hatten und durch Aufstellung eigener Stadtmilizen oder geworbener Söldnerscharen unter ritterlichen Feldhauptleuten aus der Umgegend, welche aber in der Stadt

verburgrechtet waren, für ihre Sicherheit und Verteidigung Veranstaltungen treffen, jetzt dürfte es passend sein, einen kurzen Rückblick auf den Entwickelungsgang des deutschen Städtewesens zu werfen.

Was sich die lombardischen Kommunen bereits unter Friedrich I. errungen (VI, 732), sollte den deutschen Stadtgemeinden erst hundert Jahre später zu teil werden — unter den Ständen des Reiches als ebenbürtiges Glied und Rechtsgenosse neben dem Fürstenstand und Klerus eine Stellung zu nehmen und an der Gestaltung des öffentlichen Lebens und dem Ausbau der Reichsverfassung mitzuwirken. Schon längst waren übrigens die deutschen Städte Sitz und Mittelpunkt des gesellschaftlichen Volkslebens. Wir haben früher gesehen, wie gern die Kaiser die hohen Feiertage in denselben verbrachten, wie dann Hoffeste und Ritterspiele einander drängten; wir wissen, wie lange man sich erzählte von der Pracht und Herrlichkeit, welche einst Friedrich I. und II. in Mainz entfalteten. Als der Glanz der kaiserlichen Hofhaltungen erblich, gaben doch noch die Reichstage Veranlassung zu festlichen Zusammenkünften, zu fröhlicher Unterhaltung. Wie viel die Städte von dem Übermut des Adels, von der Raubsucht der geharnischten Ritter und Burgherren zu erdulden hatten, das Leben der Bürger war darum nicht arm an Genüssen. „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste", war damals mehr die Losung, als in unserem Dasein, wo die Tage gleichmäßig dahinfließen. Für die Entbehrungen und Beschwerden der Werktage und Arbeitszeiten hielt man sich schadlos durch Stunden des Frohsinns und festlicher Lust. Mit dem Wohlstand und der äußern Macht kehrte gesellige Heiterkeit und Lebensfreude, gehoben durch Zunfttänze, Maispiele, Schützenfeste und Kurzweil aller Art in die Städte ein. Am Rhein trieben sich fahrende „Spielleute" in solcher Menge umher, daß häufig durch obrigkeitliche Verbote und Ausweisungen gegen sie eingeschritten werden mußte. Überall pflegten die Kleinbürger und Handwerker das Pfingstfest mit Jubel und Tanz im Freien zu begehen; die düstere Winterzeit wurde mit Volksbelustigungen anderer Art erheitert. Neben diesen fröhlichen Spielen hatten aber auch die sündige Weltlust und der leichtfertige Frauenverkehr ihren Hauptsitz in den volkreichen Städten.

An den beiden Hauptströmen Deutschlands, am Rhein und an der Donau, ferner in den Provinzen Rätien, Noricum und Pannonien war zur Zeit der Römer teils aus befestigten Lagerplätzen, teils aus eigentlichen römischen Kolonien, teils aus Handelsstationen eine Reihe von ansehnlichen Städten entstanden, deren Reichtum und Glanz hier und da noch aus den erhaltenen Trümmern ersichtlich ist, deren römische Verfassung zum Teil noch durch aufgefundene Inschriften bezeugt wird. Einzelne, wie Köln, genossen sogar des in diesen Gegenden seltenen Vorzugs des italischen Stadtrechts. Diese Römerstädte überdauerten in ihrem äußern Bestand die Stürme der Völkerwanderung, so viele Verwüstungen auch über sie hingingen, und einzelne, wie Köln, Trier, Regensburg, Augsburg, mögen auch noch einige Trümmer der altstädtischen Verfassung und Einrichtung aus dem allgemeinen Ruin in Städte aus der Römerzeit.

die spätern, etwas ruhigern Zeiten gerettet und unter dem Schutze der Kirche neu belebt haben, wie denn einige in der Kölner Richerzeche (d. i. Zeche oder Gilde der Reichen), einer patrizischen Genossenschaft, aus welcher die Schöffen, Bürgermeister und Zunftmeister gewählt wurden, eine Fortsetzung der altrömischen Kurie erkennen wollten. Die meisten jedoch erhielten neue Bevölkerung und neue germanische Einrichtungen und Satzungen. Die Bezeichnung mancher städtischen Behörden als „Konsuln", die von Italien über Frankreich nach Deutschland und zu den slawischen Ländern des Ostens kam, darf nicht als Beweis für die Fortdauer der altrömischen Städteordnung in diesen Ländern genommen werden; denn „die verfallenen römischen Städte bildeten nur die Unterlage, auf welcher die romanischen wie germanischen Nationen einen ganz neuen Bau nach ihren besonderen Zwecken und Bedürfnissen ausführten". — Die deutschen Städte, die ihren Ursprung im Zeitalter der Karolinger nahmen, waren teils bischöfliche Städte, welche ihre Entstehung oder ihr neues Emporkommen der bischöflichen Kirche verdankten, teils königliche Städte, die ihren Ursprung von ansehnlichen Pfalzen des Königs in der Mitte der Reichskammergüter genommen und sich daher unmittelbar unter der Vogtei desselben befanden, wie z. B. Frankfurt a. M., Ulm, Nürnberg. Anfangs übten Grafen als königliche Beamte die Gerichtsbarkeit und Hoheitsrechte. In der Folge, als die Grafen sich unabhängiger stellten, setzten die Könige Reichsvögte ein, welche in der Burg ihren Sitz hatten. An vielbesuchten Klöstern und Stiftern wurden zur Zeit der großen Feste Märkte angelegt, die nicht selten zur Gründung von Handelsplätzen Anlaß gaben. „Weltliche und geistliche Geschäfte, Andacht und Gewinnsucht gingen Hand in Hand, durchdrangen einander; die heiligsten Stätten, nicht die Kirchhöfe allein, auch die Kirchen erfüllten sich mit anstößigem Getümmel. In Kirchen wurden wohl selbst die Waaren zur Sicherheit niedergelegt; daher Messe und Markt gleichbedeutend wurden." — In die Reihe der königlichen und bischöflichen Städte sind auch die meisten der unter den sächsischen Kaisern aus den Burgwarten entstandenen Städte zu zählen (VI, 17. 18), die durch Mauern und Türme, durch Graben und Bollwerk gegen schnelle Überfälle gesichert und von der Besatzung geschützt, in Kriegszeiten eine Zuflucht für Personen und Sachen gewährten und der Gewerbthätigkeit eine sichere Stätte boten, so wie alle spätern Reichsstädte, die aus kirchlichen Stiftungen, aus Markt- und Handelsplätzen auf des Reiches Boden hervorgingen und unter vom Reiche belehnten geistlichen oder weltlichen Stadtherren standen, wie z. B. Erfurt, Bardewiek.

Bischöfliche und königliche Städte.

Fürstliche Städte. Außer diesen königlichen und bischöflichen Städten, die in der Folge größtenteils zu Reichsstädten heranwuchsen, von der gräflichen Gerichtsbarkeit befreit wurden und unmittelbar unter Kaiser und Reich standen, gab es viele fürstliche Städte, d. h. solche Städte, welche aus herrschaftlichem Willen geistlicher oder weltlicher Fürsten entstanden, wie z. B. Soest, Braunschweig, Göttingen, oder auf fürstlichen Territorien gegründet wurden, wie in Süddeutschland die zähringischen Städte (Freiburg, Bern u. a.), in Norddeutschland die welfischen (Lübeck, Hamburg u. a.). Doch kamen in der Folge auch von diesen einzelne bei verschiedenen Veranlassungen unmittelbar unter das Reich, wie die zähringischen Städte in der Schweiz, welche der letzte Herzog an das Reich überließ unter der Bedingung, daß sie sich selbst regieren sollten wie Köln. *Städtische Verfassungen.* Hinsichtlich der städtischen Verfassung ist zu unterscheiden zwischen den Städten, in welchen sich eine altfreie Gemeinde mit beständigem Schöffentum von alters her erhalten oder frühzeitig gebildet hat, und solchen, wo die altfreie Gemeinde gänzlich unterdrückt wurde und unter die Herrschaft des Bischofs oder Feudalherrn kam. Von der erstern Art, wo ein alter freier Decurionenstand den Kern der Bürgerschaft bildete, aus dem die Schöffen gewählt wurden, war die Stadt Köln, deren Verfassung und

Recht bei der Gründung vieler andern Stadtgemeinden nachgeahmt ward. Hier besetzten die altbürgerlichen Geschlechter die Schöffenstühle wie die andern Stadtämter und bildeten somit ein Patriziat, welches sich in der „Richerzeche" auch gildenmäßig abschloß und eben dadurch gegen die übergreifenden Ansprüche der bischöflichen Herrschaft bis zum dreizehnten Jahrhundert hin behaupten konnte. Auf ähnlichen Grundlagen beruhte die Verfassung der Stadt Magdeburg, ohne daß dabei eine unmittelbare Übertragung oder Einwirkung der einen auf die andere anzunehmen sein dürfte; und auch von den königlichen Reichsstädten, die sich an die Königspfalzen anlehnten und worin Vollfreie und ritterliche Reichsministerialen mit freien Zinsleuten der königlichen Villa vereinigt lebten, nahmen manche, wie Frankfurt und Ulm, eine ähnliche Verfassungsentwickelung. In solchen Städten wurde der aus den altfreien Geschlechtern gebildete patrizische Schöffenrat im Laufe der Jahre durch einen Gemeinderat verdrängt, den die anfangs unfreie, aber mit der Zeit zur Freiheit gelangte Bürgerschaft wählte. Von der zweiten Art, wo die städtischen Beamten, der Schultheiß, Burggraf, Zöllner, Münzmeister aus den bischöflichen Dienstleuten (Ministerialen) anfangs von dem Stadtherrn bestellt wurden und die Bürgerschaft als solche gar keinen Anteil an der Regierung hatte, war Straßburg die angesehenste Stadt. Auch in diesen bildete sich allmählich ein freier Bürgerstand mit dem Recht der Selbstregierung, aber hier ging der Stadtrat aus dem Emporstreben einer die Dienstbarkeit immer mehr abwerfenden Bürgerschaft hervor und lehnte sich folglich nicht an ein schon vorhandenes Schöffentum der altfreien Geschlechtergemeinde an, sondern machte für sich die ganze Vertretung der Bürgerschaft aus. Einen ähnlichen Gang beobachtet man auch in den alten Römerstädten Worms und Speier und später in Bremen. Die meisten dieser Städte erlangten diese autonome Verfassung, die freie Wahl ihres Gemeinderats und die städtische Gerichtsbarkeit nur unter harten Kämpfen mit den Stadtherren, deren Gewalt zuletzt nur noch eine nominelle war. Anfangs mit den herrschaftlichen Beamten sich in die Stadtämter und die Gerichtsbarkeit teilend, rissen sie dieselben mit der Zeit ganz an sich. Die Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause begünstigten und beförderten in den letzten Jahren die Erhebung der Städte gegen die Bischöfe und gewährten ihnen Rechte und Freiheiten mancherlei Art. — Ruhiger entwickelte sich die städtische Freiheit in den königlichen und andern ältern Reichsstädten. Hier kam es nicht, wie in den bischöflichen, zu einem ähnlichen, die bürgerliche Freiheit gewaltsam hervortreibenden Gegensatz: sondern in dem Maße, wie der Bürgerstand allmählich mit dem Betrieb von Handel und Gewerb emporkam und erstarkte, wurde ihm auch der gebührende Anteil an der Gemeindeverwaltung und endlich eine gewisse Selbstregierung eingeräumt, bei der sich die königliche, herzogliche oder markgräfliche Herrschaft nur die vogteilichen Rechte und Einkünfte mit Ernennung der gewöhnlichen Stadtrichter, des Vogts oder des Schultheißen vorbehielt. So in Goslar, Erfurt, Nürnberg u. a. m. — Die fürstlichen Städte kamen hinsichtlich der Verfassungsform und in manchen andern Beziehungen den Reichsstädten sehr nahe: „aber es bezeichnet ihre Eigentümlichkeit, daß sie vornehmlich aus Markt- und Handelsplätzen entstanden sind oder als solche gegründet waren, daß in ihnen das Bürgertum von Anfang an rein für sich hervortritt, endlich daß ihre Verfassung und städtische Freiheit ursprünglich als eine von der Herrschaft verliehene erscheint". Zu den merkwürdigsten und ältesten Städten dieser Art gehört Soest in Westfalen. Ursprünglich ein Markt und Handelsplatz, dem Erzstift Köln zugehörend, stand die Stadt ganz unter der Herrschaft des Erzbischofs; die Bürger waren seine Hintersassen, die Zins und Abgaben an den erzbischöflichen Schultheißen entrichteten und bei dem Vogte das Recht holten. Aber schon im zwölften Jahrhundert wohnten gewählte Schöffen aus der Bürgerschaft den Gerichts-

sitzungen bei, und bald kamen die meisten städtischen Angelegenheiten an den Stadtrat. Auf das Soester Stadtrecht war, wie wir gesehen (VI, 698), das alte Recht von Lübeck gegründet; aber schon vor Friedrich II. erlangte die thatkräftige Stadt die Reichsfreiheit und große Privilegien. Wie das Lübische Recht in den meisten Städten der Ostsee anerkannt und eingeführt wurde, so das Magdeburger Stadtrecht in den deutschen Städten der östlichen von Slawen bewohnten Länder, wie in Stendal (gegründet 1151 von Albrecht dem Bär).

Der Norddeutsche Städtebund (Hansa). Noch früher als im Westen und Süden des Reichs waren im Norden einzelne Stadtgemeinden zu Verbänden zusammengetreten, die, ihre Kreise immer weiter ausdehnend, zuletzt in dem großen Norddeutschen Städtebund, die Hansa genannt, ihre gemeinsame Vereinigung fanden*). Wie bei den rheinischen Städten bildeten auch dort Landfriedensverträge gegen Landesherren und Adel, Bündnisse zu gemeinschaftlicher Verteidigung wider nahe Bedränger, Abkommen über Münze, Seerecht u. dgl. die Grundlagen von Einigungen einzelner Städte; aber bald gingen sie über die engen Grenzen hinaus, indem sie die Wahrung aller gemeinsamen politischen und merkantilen Interessen als Ziel aufstellten. Das erste umfassendere Bündnis wurde im Jahre 1241 zwischen Lübeck und Hamburg zur Sicherung des wichtigen Binnenverkehrs auf dem Stecknitzkanal geschlossen; und wenn man auch mit Unrecht in diesem Bündnis den Ursprung des großen Städtebundes erblicken wollte, der vierzig Jahre später nach dem Vorgange der deutschen Niederlassung in London den gemeinsamen Namen der deutschen Hansa erhielt, so bildete es doch den ersten festen Kern zum Anschluß anderer Handelsstädte der Nord- und Ostsee. Das Wort „Hansa", ursprünglich altflämische Bezeichnung einer Abgabe, erhielt erst im vierzehnten Jahrhundert die Bedeutung einer Verbindung, deren Mitglieder Beiträge „zu einem gemeinschaftlichen Zweck" entrichteten. Dieser Zweck war Schutz und Sicherheit nach innen und außen: „Erhaltung und Erweiterung der einzeln oder gemeinsam in der Fremde oder von den Landesherren erlangten Freiheiten; Wahrung gesicherter Fahrt zu Lande und zur See; schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten zwischen einzelnen Bundesstädten, um jede Einmischung der Landesherren und selbst des Kaisers fern zu halten; endlich Aufrechthaltung der Ruhe im Inneren der Städte, Stützung des städtischen Regiments gegen Aufruhr und Neuerung". Ohne kräftigen Schutz gegen äußere Gewaltthätigkeit konnte in diesen barbarischen Zeiten kein Friedenswerk gedeihen. Denn überall stand der Kaufmann in Gefahr, beraubt und beschädigt zu werden. Wie viele Verbote auch von Kaiser und Papst, von

*) Geschichte des Hanseat. Bundes von G. Sartorius. Göttingen 1802. 2 Bde. mit Urkunden von Lappenberg. Hamb. 1830. Die Hansarezesse, herausgegeben v. J. v. d. Ropp u. D. Schäfer. 5 Bde. Leipzig 1870/81. Goldschmidt, Die deutsche Hansa. Vortrag. Berl. 1862 (Preuß. Jahrb. Bd. IX.). Joh. Falke, Die Hansa als deutsche See- und Handelsmacht. Berlin.

einzelnen Fürsten, von Städten gegen die barbarische Sitte des Strandrechts und des Grundruhrrechts ausgingen, die gewaltsame Gewöhnung der Unterthanen dauerte fort. Was nicht auf unversehrtem Fahrzeug den Bestimmungsort erreichte, war unwiederbringlich dem Eigentümer verloren. Das Schiff, welches an der Klippe zerschellt war, der Frachtkahn, welcher auf den Grund geraten war, wie das ausgeworfene und angetriebene Gut, der Wagen, welcher mit der Achse die Straße berührt hatte, wie die hinabgefallene Waare — galten als verfallen den Herren und Bewohnern des Landes, jede Bergung, selbst um Lohn, war versagt, das Selbstgeborgene ward den Schiffbrüchigen entrissen. Nicht minder ernste Gefahren erwarteten den Kaufmann am fernen Gestade, auch wenn er mit unversehrtem Schiff und Gut gelandet war. Recht- und schutzlos war er der brutalen Willkür der Fürsten und Großen, endlosen Zollbelästigungen, dem Handelsneid der einheimischen Städte preisgegeben. Starb er in der Fremde, so ward nach altem Brauch sein Gut vom Fürsten des Landes eingezogen und nur aus besonderer Gunst den Erben ganz oder zum Teil verabfolgt. Ward im Lande oder gegen einen Angehörigen des Landes von einem Fremden, dessen Landsmann, Stadt oder Staat eine Unbill verübt, so wurden rücksichtslose Repressalien gegen alle Landsleute des Frevlers, gegen dessen Heimatsland oder gar gegen alle Fremden ergriffen, die Güter mit Beschlag belegt, konfisziert, die Personen eingekerkert, erschlagen oder des Landes verwiesen. Keine deutsche Stadt besaß die Macht, solche Mißbräuche und Ungerechtigkeiten in der Fremde zu verhüten. Nur zu einem starken Bund vereinigt konnten sie dem Übel wehren, indem sie sich durch Privilegien oder Sonderrechte sicherten und zum Schutze derselben dauernde Handelsniederlassungen oder Faktoreien gründeten und mit tüchtigen, handfesten Leuten besetzten. Die Vorteile einer solchen Einrichtung waren so einleuchtend, daß sich in kurzer Zeit alle wichtigeren Städte im Gebiete der Nord- und Ostsee und an den einmündenden großen Strömen dem Bunde anschlossen. In raschem Steigen erhebt sich die bürgerliche Macht ohne jede Gunst der Natur an der hafenarmen Küste. Die massiven Gaben deutscher Gesittung, das Schwert, der schwere Pflug, der Steinbau und die „freie Luft" der Städte, die strenge Zucht der Kirche verbreiteten sich über die leichtlebigen Völker des Ostens. Die Handelsplätze Skandinaviens wurden deutsch, alle merkantilen Kräfte des Nordens vom deutschen Bürger herrisch ausgebeutet. Der deutsche Kaufmann allein durfte das ungastliche Rußland durchstreifen und begleitete, im schweren Eigenhandel dieser unsicheren Zeiten, selber seine Waarenzüge nach dem deutschen Hof von St. Peter in der Handelsrepublik von Nowgorod, dem Markt der köstlichen „Peltereien" des Nordens. Selbst die Gebiete der slawischen Kleinfürsten in Pommern und Schlesien wurden von deutscher Bildung überherrscht; und auch nach Polen bis Sandomir und Krakau verbreitete sich der Einfluß des deutschen Bürgertums. Schon um 1285 finden wir Lübeck, Rostock, Wismar,

Stralsund, Greifswald, Hamburg, Bremen, Wisby, die livländischen und westfriesischen Städte zu einem Seebund vereinigt, der sich in Deutschland wie in England und Skandinavien Achtung zu verschaffen wußte. Bald trat Lübeck thatsächlich an die Spitze des Bundes. Dort waren zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fast sämtliche niederdeutsche See- und Binnenstädte zu einer Tagfahrt versammelt und auch in der Folge hatte die Stadt eine vorherrschende Bedeutung im Bunde. In Lübeck wurden die „Hansatage" gehalten und das Lübische Recht, welches sie von der westfälischen Stadt Soest hergenommen hatte, galt in allen hanseatischen Seestädten. Bald war die „Hansa" eine große Genossenschaft, welche sich in Deutschland wie im Ausland Privilegien erwarb, die der Gesamtheit zu gute kamen. Der Bund erlangte durch Geld, durch Verwendung von Kaiser und Landesherr, unter kluger Benutzung der Umstände das Recht der freien Niederlassung und des dauernden geschützten Verkehrs im ganzen Lande, völlige Abgabenfreiheit oder doch große Zollbegünstigungen, Befreiung vom Strandrecht und von Repressalien, Grundeigentum mit Wohnung, Speichern, Landungsplätzen und Kirche; die Befugnis, sich selbst Älterleute zu wählen, welche die gemeinschaftlichen Anstalten verwalteten, die Genossenschaft nach außen vertraten und unter den Landsleuten nach heimischem Satz und Brauch, wie nach selbstgegebenen Statuten, Recht sprachen. Die Niederlassung als solche trieb keine Geschäfte, sie schützte und sicherte nur den Eigenhandel der deutschen Kaufleute in den großen Gebieten, für welche sie den Mittelpunkt bildeten.

Wachstum und Ausbildung der Hansa. Zur Zeit ihrer Blüte zählte die Hansa siebenundsiebzig, teils reichsunmittelbare, teils von geistlichen oder weltlichen Fürsten abhängige Stadtgemeinden, von Middelburg und Amsterdam bis Reval und Narwa, von Wisby bis Breslau. Nicht bloß Seestädte, sondern auch Binnenorte, namentlich die alten Gemeinden Westfalens und Niedersachsens, Soest und Münster, Magdeburg, Braunschweig, Salzwedel, waren Mitglieder der großen norddeutschen Kaufmannsgilde. — Neben Lübeck war die nach seinem Vorbilde eingerichtete Elbstadt Hamburg die angesehenste, deren Aufblühen und Freiheit erst seit der Gründung der Neustadt durch Graf Adolf von Schauenburg 1188 begann. Eine erbliche Vogtei war im Besitz der Gerichtsbarkeit, aber die Ansiedler erhielten große Rechte und Immunitäten, die Friedrich I. mehrte; ferner gehörten außer den genannten noch der hanseatischen Genossenschaft an: Köln (anfangs Mitglied des Rheinischen Bundes), Lüneburg, Bremen, die Wendenstädte Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Wismar, Riga, Reval, Dorpat, Danzig, die deutsche Gemeinde von Krakau u. a. m. Die Hanseaten waren die einzigen Schiffer in den Meeren des Nordens; sie holten ihre Waaren an Ort und Stelle. Die erste überseeische Faktorei war der Stahlhof in London, wo die deutschen Kaufleute in geschlossenem Gemeinwesen mit strenger Zucht, klösterlicher Ordnung und in ehelosem Stande zusammenlebten, sich nicht mischend mit den Eingeborenen, aber geachtet und unentbehrlich. Sie brachten die Pelze Rußlands, die Heringe und Stockfische Skandinaviens, Korn, Holz und andere Erzeugnisse des Nordens und Südens nach England und errangen sich zahlreiche Privilegien von den Königen, die meistens ihre Schuldner waren. Damals hieß es auf dem Kontinent: „Wir kaufen von dem Engländer den Fuchsbalg für einen

Groschen und verkaufen ihm den Fuchsschwanz wieder für einen Gulden." Erst unter Elisabeth war das englische Volk so weit vorgeschritten, daß es selbst seinen Handel in die Hände nehmen und seine Lehrmeister entbehren konnte. — Nach Lübeck war Wisby auf der Felseninsel Gotland der wichtigste Mittelpunkt des nordischen Handels. Dort waren schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Kaufleute Westfalens und Niedersachsens, später von Livland und Preußen in zahlreichen landsmannschaftlichen Vereinen unter selbstgewählten Vögten versammelt. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts verlor die Insel ihre merkantile Bedeutung. Ihre Stellung im nordischen Handel ging dann auf Danzig über. „Verödet und vereinsamt weist die Stadt Wisby nur noch in den Marmorruinen ihrer Kirchen und Prachtbauten auf lang entschwundenen Glanz. Der Name Wisbys aber lebt fort in dem über alle seefahrenden Nationen weit verbreiteten Seerecht, der vollständigsten Zusammenstellung nordeuropäischer Seegebräuche, welche um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts dort entstanden zu sein scheint." Die zweite Faktorei war der St. Petershof in der alten Warägerstadt Nowgorod, wo die deutschen Kaufleute in ähnlicher Weise organisiert lebten und die Pelze aus dem Innern Rußlands nach den zivilisierten Ländern brachten. Die Herrschaft Nowgorods erstreckte sich vom Ural bis zum Eismeer; eine gute Wasserstraße die Newa hinab und zahlreiche Landwege durch Livland, Kurland, Litauen führten zur Ostsee. So zogen in großen Admiralschaften und Karawanen die deutschen Wasserfahrer und Landfahrer nach dem Petershof. Als Iwan III. nach Besiegung der Tataren das russische Reich gestärkt hatte, schloß er auch den St. Petershof und trieb die deutschen Ansiedler fort. — Der große Weltmarkt der damaligen Zeit, wo alle europäischen Nationen ihre geschützten und privilegierten Faktoreien besaßen, die eigentliche hohe Schule für den Weltverkehr war Brügge in Flandern, und auch da hatte die deutsche Hansa ihr mächtiges Haus; hierhin wurden alle Erzeugnisse des Nordens von ihr zum Verkauf gebracht und dafür die Waren und Luxusgegenstände, die aus Italien, Spanien und Indien kamen, und die flandrischen und brabantischen Produkte nach dem nördlichen Deutschland und Skandinavien ausgeführt. — Ein wichtiges Mittelglied waren die drei skandinavischen Reiche, daher der Bund aufs eifrigste beflissen war, hier den Handel ganz in deutsche Hände zu bringen und das Aufkommen einheimischer Kaufleute zu verhindern. In Schweden, besonders in Schonen, waren deutsche Kaufleute in allen Städten eingebürgert; zu Bergen in Norwegen war der wichtigste Stadtteil in den Händen der Deutschen, über dreitausend Kaufleute, Schiffer und Handwerker führten dort ein gewaltthätiges Regiment. Die Kaufleute in den Faktoreien waren junge kräftige Männer, die eng verbunden zusammenlebten, immer bereit mit dem Schwerte ihre Interessen zu wahren; keiner durfte sich in fremdem Lande verheiraten oder Bürgerrecht annehmen. Hundert Jahre dauerte diese höchste Blüte der Hansa, überall hatte sie Monopole und Freihäfen, und nur hanseatischen Schiffen erlaubte sie das Befahren der nordischen Meere. Wenn eine Bundesstadt sich den Anordnungen des Hansatages nicht fügen wollte, so war ein mächtiges Mittel des Zwanges, das sicher traf, der hanseatische Bann oder die „Verhansung", so gefürchtet wie nur irgend ein Bann oder eine Acht. Zahlreich und siegreich waren die Kriege, die der Bund in seiner mächtigen Zeit führte; der Danziger Seeheld Paul Benecke besiegte die Holländer in mehreren Seeschlachten, und die Könige von Schweden, Dänemark und Norwegen wurden oft zu schmählichen Friedensbedingungen gezwungen. In Schweden und Dänemark konnte kein König den Thron besteigen ohne Zustimmung und Bestätigung des Hansatages in Lübeck. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war die mächtigste Zeit der Hansa, im fünfzehnten und sechzehnten verfiel sie allmählich und der Dreißigjährige Krieg war auch ihr Grab. Ihr

Verfall wurde durch die allmähliche Erstarkung der übrigen nordischen Mächte, sowie durch Zwietracht untereinander herbeigeführt.

Wirksamkeit der Hansa und der deutsche Handel.

Der deutsche Hansabund, der sich bis zum Niederrhein und nach Westfalen erstreckte, wußte sich durch die eigene Kraft und durch Verträge mit mächtigeren Fürsten gegen die Überfälle und Angriffe der Raubritter zu schützen und sich von allen lästigen, den Verkehr hemmenden Rechten und Mißbräuchen zu befreien, und da er seine Thätigkeit hauptsächlich dem Seehandel zuwandte, so hatte er unter den anarchischen Zuständen des Reiches weniger zu leiden. Die Hansa überdauerte die schwere Zeit des Interregnums und erlangte schnell eine große politische und merkantile Bedeutung. Lübeck bewahrte den Vorsitz, der ihm in der Folge zeitweise von Köln streitig gemacht wurde. Die Vertreibung und Ausrottung der Seeräuber, die lange von der Insel Gotland aus ihr unheilvolles Wesen trieben, gehörte zu ihren Hauptverdiensten. Seit der Gründung des Bundes bildete Deutschland über drei Jahrhunderte den Mittelpunkt des europäischen Handels. Die Erzeugnisse des Orients wurden durch die italienischen Handelsstädte nach Augsburg und Nürnberg gebracht und von da weit verführt. Aus den lebenskräftigen Städten der gesegneten Lombardei zogen die Saumrosse durch die finsteren Tiroler und Schweizer Alpen nach Bayern, Schwaben und Franken und weckten überall auf ihrem Wege städtische Betriebsamkeit. Die Pfefferkörner Indiens, die Seidengespinste Chinas, der Safran Afrikas, die Gewürze und Spezereien Arabiens und Ägyptens, alle diese und andere Waren bewegten sich auf den alten, oft genannten Wegen über die Alpenpässe in den Thälern der Kulpa, der Drau, der Enns, des Inn, der Isar, des Lech zur Donau hinab, sammelten sich dort in den Donau-Städten Augsburg, Kempten, Ulm, Regensburg, Passau, Linz, Wien u. s. w., wurden von da längs des Stromes in die Nachbardistrikte verteilt und auf den alten Verbindungsstraßen zum Rhein, zum Main, zur Elbe, zur Oder verfahren. Umgekehrt wurden die Erzeugnisse Deutschlands, die Augsburger Kunstprodukte, die Nürnberger Fabrikate, die schlesische, bayrische und westfälische Leinwand, die rheinischen und steirischen Waffen, Stahl- und sonstigen Metallwaren, die niederdeutschen Wollengewebe und endlich die nordischen Pelze auf demselben Wege zum Meere geschafft und von Venedig aus nach Italien, nach Konstantinopel, endlich nach Arabien und Ägypten hin verschifft. — Straßburg, Frankfurt und Köln dienten als Stapelplätze für die nach Frankreich und nach den Niederlanden gehenden Waren; Erfurt war der Mittelpunkt des deutschen Binnenhandels. Die Hansa versah Rußland (durch Wisby und Nowgorod), Skandinavien und England mit deutschen Waren. Wien vermittelte die Verbindung mit Konstantinopel. Wisby, von deutschen Ansiedlern gegründet und zum Teil bevölkert, war fast das ganze Mittelalter hindurch ein Hauptvereinigungspunkt des nordeuropäischen Handels. Nowgorod am Wolchow, in dunkler Zeit als selbständiges städtisches Gemeinwesen ausgebildet, vermit-

leite den Verkehr des Südens von Konstantinopel und Kairo her, sowie den Karawanenhandel der Bulgaren mit den finnischen Völkerschaften. Dem Freistaate waren die Völker bis zum Onegasee unterworfen und gaben dem stolzen Worte Wahrheit: „Wer kann wider Gott und Nowgorod!" Aus allen Gegenden flossen Reichtümer nach Deutschland, und die in der ersten Zeit sehr ergiebigen Bergwerke im Harz, im Thüringer Wald und im Erzgebirge mehrten die Masse des Silbers.

c. Ottokars Anfang*).

Die Schwäche des in Anarchie verfallenen Reichs machte sich ein thatkräftiger, staatskluger Fürst tschechischer Abkunft, der Przemyslide Ottokar II., welcher im Jahr 1253 seinem Vater Wenzel auf dem böhmischen Throne gefolgt war, zu nutze, um die von Parteikämpfen und Bürgerkriegen zerrütteten Länder an der Donau und in den Steirischen Alpen an sich zu reißen und mit seinen angestammten Besitzungen zu einem großen Reiche zu vereinigen. Wir haben gesehen, welche Verwirrung der Tod des letzten Babenbergers in Österreich zur Folge hatte. Verschiedene Prätendenten gingen rasch über die Schaubühne hin, nachdem sie ihre Ansprüche mit dem Schwerte geltend zu machen gesucht; ihre Anhänger benutzten die günstige Gelegenheit zu Raubzügen und Plünderungen, die besonders den geistlichen Besitzungen und den Städten zum Verderben gereichten; ein Krieg aller gegen alle verheerte das Land. Die österreichischen Lande.

Von diesem unheilvollen Zustand gibt uns das Erzstift Salzburg ein treues Bild. Philipp von Kärnten, der vordem ein üppiges Weltleben geführt, saß damals auf dem erzbischöflichen Stuhl von Salzburg, ein entschiedener Anhänger der päpstlichen Partei. Er war durchaus nicht geneigt, die zahlreichen Übergriffe der weltlichen Großen ruhig mitanzusehen. Die Ohnmacht Meinhards von Görz reizte ihn zu dem Versuch, sein Besitztum durch Hinzufügung eines Teils von Steiermark zu vergrößern. Er erkaufte sich den Beistand einiger Edelleute, die ihre Raubscharen unter seine Fahnen stellten. Unter ihnen begegnen wir auch jenem Ulrich von Liechtenstein, bekannt als Minnedichter in der geschmacklosesten und überspanntesten Manier jener Dichtungsart, zugleich aber ein Bild des verfallenden Rittertums. Mit Hilfe dieses Raubritters und anderer Edelleute seines Schlags begann Erzbischof Philipp einen Krieg auf eigene Hand; einige Schlösser im Ennsthal fielen in seine Gewalt. Auf einer andern Seite griff dann die Staufische Partei, voran Meinhard von Görz, das Salzburger Gebiet an, und der Erzbischof geriet arg ins Gedränge. Die verheerende Kriegführung, die damals üblich war, schlug dem Land unheilbare Wunden. Eine Entscheidung brachte der Krieg nach keiner Seite. Als der Tod des Kaisers der Ghibellinenpartei ihren Halt und Mittelpunkt raubte, gewannen die päpstlichen Fürsten, voran der Erzbischof von Salzburg, das Übergewicht. Und da auch König Konrad IV. die deutschen Angelegenheiten über dem fernen Ziel der römischen Kaiserkrone, an dem sich sein erlauchtes Geschlecht verblutete, aus dem Auge ließ, da verstummte in Österreich der Schlachtruf Salzburger Wirren.

*) O. Lorenz, Deutsche Geschichte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Wien 1863. 2 Bde.

der kaiserlichen Partei und die papistische gewann den Sieg, zumal da sie sich mit dem mächtigsten Nachbarstaat, dem böhmischen Reich, verband. — Schon lange hatte der alte König Wenzel sein begehrliches Auge auf die schönen österreichischen Lande geworfen, die, durch furchtbare Fehden verwirrt, von Kaiser und Reich ver-
1250. lassen, eine leichte Beute werden konnten. Der Versuch Herzog Ottos von Bayern, Oberösterreichs sich zu bemächtigen, und die Besitznahme der Städte Linz und Enns durch des Herzogs Sohn Ludwig reizte den böhmischen König, den außerdem die Ermahnungen des Papstes aufstachelten. Ein böhmisches Heer rückte in Bayern ein,
1. Mai 1251. verheerte weit und breit das Land und zwang den Herzog bald zum Frieden. Das böhmische Haus, vor allem Wenzels Sohn Ottokar, der den bayrischen Feldzug angeführt, hatte die sinkende Sache der Staufer völlig und entschieden verlassen und sich der päpstlichen Partei angeschlossen, die allerwärts im Siegen auch in Österreich die Entscheidung zu bringen schien. Der einflußreiche Erzbischof von Salzburg, Berchtold von Passau, und sein Bruder Albrecht, der Bischof von Regensburg, waren auf böhmischer Seite. Ebenso hatte ihre Sache starke Anhänger in vielen Edelleuten, voran die mächtigen Kunringe, Heinrich von Liechtenstein u. a.

Ottokar nach Österreich. Die österreichischen Stände sahen endlich die Notwendigkeit ein, dem zer-
1251. 1252. rütteten Lande einen kräftigen Herrscher zu setzen. Eine zu Trübensee bei Tuln gehaltene Wahlversammlung sprach sich dahin aus, entweder einem der hinterlassenen Söhne der Markgräfin Konstanze von Meißen oder dem jungen Przemysl Ottokar das Land zu übertragen. Die Ansprüche des Markgrafen kaufte der Böhmenkönig durch die Überlassung eines kleinen Distrikts um die Stadt Sayda ab. Damit war die Erbfolgefrage zu gunsten des böhmischen
21. Nov. 1251. Hauses entschieden, und eine Deputation der österreichischen Stände überbrachte an König Wenzel das Ergebnis ihrer Beratungen, worauf der junge Ottokar alsbald gen Österreich aufbrach. Schon am 9. Dezember zog er feierlich in Wien ein. Reiche Geschenke, vor allem an die geistlichen Stifter und Klöster, das freundliche Benehmen des jungen Fürsten und der Wunsch nach der langersehnten Ruhe ließen jeden Widerspruch, der sich anfangs am meisten beim Adel zu regen schien, bald verstummen. In kurzem, sagt ein Chronist, gab es keinen Winkel mehr im Land, der sich seiner Herrschaft geweigert hätte. Dennoch hielt man die Zukunft von Ottokars Herrschaft nicht für ganz gesichert. Die Babenbergerin Gertrud hatte sich zu König Bela IV. nach Ungarn geflüchtet und ihm ihre Ansprüche übertragen, und auch Heinrich von Bayern, Herzog Ottos zweiter Sohn, den die Stände von Steiermark zum Herrn gewählt, suchte Unterstützung bei seinem Schwiegervater in Ungarn, der so glänzende Aussichten durchaus nicht von sich wies. Von dieser Seite drohte eine abermalige Störung des Friedens. Da tauchte der Plan auf, dem jungen Fürsten durch die Vermählung mit Margarete, des hohenstaufischen Königs Heinrich Witwe, die Herrschaft zu sichern. Sie war neben großen Allodialgütern im Besitz jener Urkunden, worauf die babenbergischen Frauen ihr Erbrecht gründeten. Der Schein einer legitimen Erbfolge, der durch diese Verbindung auf seine Herrschaft fiel, bestimmte Ottokar auf den Plan einzugehen. Der junge Fürst bot der mehr als doppelt so alten

Margarete seine Hand an und bei der feierlichen Vermählung wurden Ottokar die Privilegien des Reichs, „die Handfeste und das Land“, übergeben. 11. Febr. 1252.

Der junge Herzog hatte diese Erfolge hauptsächlich der päpstlichen Partei zu verdanken, der er sich rückhaltlos hingegeben. Aber die Kurie, welche diese Vorgänge mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte, suchte sich der Ergebenheit Ottokars noch fester zu versichern. Dazu bot die neue Ehe eine erwünschte Handhabe. Wegen der Verwandtschaft beider war die Vermählung nach strengem Kirchenrecht nicht statthaft, obschon der päpstliche Legat, Kardinal Velascus, sie ruhig hatte vollziehen lassen. Papst Innocenz IV. war gern zum Dispens bereit, doch verlangte er von Ottokar einen Eid, der ihn völlig zum päpstlichen Werkzeug machte. Und dieser verstand sich dazu, in Anwesenheit mehrerer Bischöfe zu beschwören: der römischen Kirche und dem jeweiligen Papst sowie dem König Wilhelm, solange er in der Gnade und in der Ergebenheit gegen die römische Kirche verharren werde, beizustehen und zu helfen. Durch solche Zugeständnisse suchte Ottokar seine Herrschaft zu befestigen, und doch kehrte die Ruhe noch nicht im Lande ein. In den angrenzenden Ländern kam es gleich nach der Vermählung zu einer neuen Fehde zwischen Philipp von Salzburg und den Grafen Meinhard von Görz und Albert von Tirol. Bei der Feste Greifenberg unterlagen die Grafen und mußten sich unter den härtesten Bedingungen zum Frieden entschließen, ein harter Stoß für die untergehende Ghibellinenpartei. Graf Albert von Tirol starb bald darauf mit dem Kirchenbann beladen und der Fluch des Papstes verfolgte ihn noch im Tod, indem er das Grab in geweihter Erde aufreißen ließ.

Ottokars Stellung zum Papst.

17. Sept. 1253.

Die Besitznahme Österreichs durch das böhmische Haus geschah im vollen Einverständnis mit der päpstlichen Kurie; das seit lange mit Österreich verbundene steirische Land aber sollte, trotzdem sich Ottokar auch Herzog von Steiermark nannte, in andere Hände kommen, und auch hierbei leitete Papst Innocenz IV. die geheimen Fäden mit sicherer und geschickter Hand. Seit alten Zeiten bestand ein besonders inniges Verhältnis zwischen Ungarn und dem päpstlichen Stuhl, der aus den reichen ungarischen Stiftern stets bedeutende Geldsummen bezog. Auf das ungarische Reich, dessen Erhebung zum Königreich unter Stephan I. die Päpste gern als ihr Werk ansahen, hatten sie, zumal da es die Vormauer gegen die Völker der griechischen Kirche bildete, stets ihr Auge gerichtet. Um sich des ungarischen Reichs gegen die Hohenstaufen zu versichern, hatte Innocenz IV. nach dem Lyoner Konzil das Lehnsverhältnis desselben zum Deutschen Reich gelöst und Bela von seinem Lehnseid entbunden. Die Verwickelungen in Österreich und die Aussicht auf eine gute Beute waren ebensowenig dem ungarischen wie dem böhmischen Hof entgangen, und der Papst ließ sich gern bereit finden, auch seinem getreuen Sohn Bela einen Teil des Raubes am Deutschen Reich zuzuwenden. Schon im Jahr 1247 fanden derartige Unterhandlungen statt, und der Papst empfing Belas Boten, die ihm den Plan einer Eroberung vortrugen, mit heiterem Antlitz, wie er selber schrieb. Die Haltung der römischen Kurie in den österreichischen Händeln ist ein treffendes Bild jener treulosen, selbstsüchtigen, aber schlau und kräftig durchgeführten Politik des Papsttums gegen das Deutsche Reich und insbesondere gegen

Die Verhältnisse in Ungarn und Steiermark.

die Hohenstaufen. Böhmen und Ungarn sollten durch Teilung der österreichischen Lande zu getreuen Vasallen des Papstes gemacht werden. Als dann der römische Hof die Erbfolge Gertrudens und des Markgrafen Hermann begünstigte, sollte das ungarische Königshaus durch hohenstaufische Besitzungen in Sizilien entschädigt werden. Bela aber wollte die naheliegende Beute nicht um ferne, unsichere Besitzungen tauschen und ließ die österreichischen Lande nicht aus dem Auge. Schon im Jahr 1250 hatte er seine Kriegshorden über die Grenze geführt und das Land auf grauenhafte Weise verheert. Im Jahr 1252, kurz nach der Vermählung Ottokars mit Margarete, erneuerte er seinen Angriff, gestützt auf die angebliche Übertragung der Erbrechte Gertruds, seit kurzem der Gemahlin von Belas Enkel, Roman von Reußen. Ein ungarischer Heerhaufen überfiel Österreich und zog, hart unter den Mauern von Wien vorbei, die Donau aufwärts; ein anderer, aus leichten Reiterscharen bestehend, überschwemmte Mähren, die Hauptmacht drang in Steiermark ein. Ein Teil der steirischen Herren, an ihrer Spitze Erzbischof Philipp von Salzburg, war für Ottokar und Vereinigung mit Österreich. Die Mehrzahl aber (die Herren von Weißeneck, Pettau, Wildon, Stubenberg u. a.) hielten fest am Reich und Kaisertum und wollten die Selbständigkeit des Landes unter einem eigenen Herzog, wozu sie Heinrich von Bayern, Ottos Sohn, ausersehen hatten, wahren; und diese Partei war in dem Wahne befangen, der König von Ungarn sei zum Schutze seines bayrischen Schwiegersohnes in die Steiermark eingedrungen, und erleichterte den Ungarn die Besetzung des Landes, bis sie die Täuschung einsah.

Kriegsnot und Friedensschluß. 1253. 1254. 22. Sept. 1253. Böhmen und Ungarn kämpften inzwischen mit wechselnden Erfolgen, zumal als des alten Königs Wenzel Tod, dessen Unthätigkeit und Saumseligkeit ein entschiedenes Vorgehen gehemmt, Ottokar in den Stand setzte, mit mehr Thatkraft die Macht seines Reichs zu verwenden. Die Horden Belas, verbunden mit Boleslaw dem Keuschen von Krakau, Wladislaw von Oppeln und König Daniel Romanowitsch von Rußland, durchstreiften die österreichischen Länder und verheerten sie aufs entsetzlichste. Aber die päpstliche Kurie, die alle diese Verwickelungen angesponnen, verlor auch den leitenden Faden nicht aus der Hand; sie wollte eine Teilung der Länder zwischen den beiden getreuen Mächten und suchte auf diesem Grund eine Versöhnung herbeizuführen. An alle Bischöfe und Äbte jener Gegend erging ein Schreiben, worin sie zur Herstellung des Friedens zwischen den hadernden Königen aufgefordert wurden; der Legat Bernardus, erwählter Bischof von Neapel, der an des Kardinals Velaseus Stelle getreten, bedrohte alle, welche dem Frieden widerstrebten, mit Kirchenstrafen. Ottokar kam diese vermittelnde Politik um so ungelegener, als sein Gegner durch einen Einfall der Tataren in große Bedrängnis geriet. Doch konnte er sich, ohne mit seiner ganzen jüngsten Vergangenheit zu brechen, dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Papstes nicht widersetzen, und da auch Bela bei einem jetzt abgeschlossenen Frieden am meisten Vorteile hoffen konnte, so bequemte man sich beiderseits zu Friedensunterhandlungen.
Ostern 1254. Bischof Bruno von Olmütz wurde mit mehreren böhmischen Herren nach Ofen gesandt. Hier kam man überein, daß der durch die Wasserscheide der Mur begrenzte Teil von Steiermark an Bela fallen solle. Demnach wurde die Höhe des Semmering und von

da die Berge, die sich westwärts ziehen, nach dem Laufe der Wasser nach Norden und Süden zur Grenze zwischen den beiden Territorien gesetzt. Beide Fürsten entsagten ihren ferneren Ansprüchen und verpflichteten sich, die Erbinnen Margarete und Gertrud zur Verzichtleistung, jene auf Steiermark, diese auf Österreich zu bewegen. Das Erzstift Salzburg blieb im Besitz seiner Eroberungen. Auf einer Zusammenkunft beider Könige zu Preßburg wurden diese Präliminarien ratifiziert und König Ottokar entsagte darauf dem Titel eines Herzogs von Steiermark.

Wirkungen der päpstl. Politik. 1254.

Mit Unwillen und Trauer vernahmen die steirischen Herren diese Vorgänge. Die Reimchronik Ottokars, den man grundlos von Horneck nennt, spricht wehmütig von der Losreißung des Landes vom Reich, von der Zersplitterung des alten Herzogtums und der grausamen Herrschaft der Ungarn. Triumphierend aber blickte die Kirche auf ihr Werk, die Vernichtung der Hohenstaufischen Partei und die Fesselung der beiden Könige an das päpstliche Joch. Prunkvoll zog der Kardinallegat Bernard im Lande umher und feierte die Wiederherstellung des Friedens. Als Innocenz IV. bald nachher aus dem Leben schied, konnte er auf den Friedensvertrag von 1254 als auf ein Meisterwerk seiner gewandten und selbstsüchtigen Politik zurückblicken. Er hatte Ungarn und Böhmen durch die engsten Bande an den päpstlichen Stuhl gefesselt. Österreich aber stand in Gefahr, vom Reich losgerissen, seine Nationalität zu verlieren und in der slawischen Ländermasse des böhmischen Königs aufzugehen.

Die Thätigkeit Ottokars im Innern des Reichs.

Die jahrelangen Wirren und Kämpfe hatten über jene östlichen Lande Anarchie und Verwilderung gebracht, daher mußte nunmehr das Augenmerk eines einsichtigen Regenten, wie Ottokar, vor allem auf die innern Angelegenheiten gerichtet sein, auf Sicherung der Ruhe und Herstellung eines gesetzlichen Zustandes, wenn das neugegründete Reich erstarken und zu einem einigen Staat sich befestigen sollte. Die Reformen, durch welche Ottokar dieses Ziel zu erreichen suchte, geben Zeugnis von der Einsicht und staatsmännischen Weisheit des jungen Fürsten, dessen Sinn nicht nur auf Mehrung, sondern auch auf innere Stärkung seines Reiches gerichtet war.

Reformen in Verfassung und Rechtspflege.

Unter allen Bestrebungen Ottokars war die auf die Schöpfung eines freien Bürgerstandes gerichtete unstreitig die bedeutungsvollste und folgenreichste. Die Versuche früherer Könige, eine eigene Munizipalverfassung zu begründen, waren vereinzelt und ohne dauernde Erfolge geblieben. Die Umgestaltung der alten Zupenverfassung und die Gründung neuer Städte und Herbeiziehung von Kolonisten waren die wichtigsten Elemente, auf die Ottokar seine neue Schöpfung gründete. Bis dahin hatten die Zupane (Kastellane, Burggrafen) als militärische und politische Vorsteher einzelner Bezirke eine große Gewalt in Händen gehabt, eine Macht, die hinreichte, einst Ottokars Vater des Thrones zu entsetzen, und die sich durch das Bestreben, die Burggrafschaften erblich zu machen, noch zu verstärken drohte. Diese Gefahr einer Übermacht des hohen Adels verkannte Ottokar keineswegs und er suchte ihr dadurch zu begegnen, daß er viele neue Burgen errichtete, dieselben geringeren Leuten übertrug und die verkleinerten Bezirke dem König oder seinem Stellvertreter, dem Prager Burggrafen, unterordnete, der dadurch der oberste Burggraf des Reichs ward. Die Cuden oder Kreisgerichte, die

schon früher von den Burggrafen unabhängig gewesen, blieben zwar bei ihrer hergebrachten Verfassung und ihrem alten Gerichtssprengel, allein sie entschieden nicht so häufig mehr wie vorher, in erster und letzter Instanz.

Schon Ottokar I. hatte den Anfang gemacht, einige Streitsachen und die Prozesse gewisser Stände sich selbst zur Entscheidung vorzubehalten und sie dann der Prager Cuda zugewiesen, in welcher er entweder persönlich oder durch seinen Stellvertreter den Vorsitz hatte. Ottokar II. ging aber weiter und übertrug die Kontrollgewalt über die Kreisgerichte, die er bisher durch den königlichen Hofrichter ausgeübt, auf die Prager Cuda selbst, so daß nunmehr sämtliche Gerichtsbeamte der Zupen den Prager obersten Beamten untergeordnet wurden, wodurch diese Cuda sich nach und nach in ein oberstes Landgericht für ganz Böhmen umgestaltete und zugleich die Stelle eines Appellationsgerichtes vertrat; Schöffen und Beisitzer dieses allgemeinen Landgerichts waren die Barone und Ritter des ganzen Landes. Als Folge dieser neuen Einrichtung entwickelten sich aus früher unbemerkten Keimen zwei wichtige und eigentümliche Institute: die böhmische allgemeine Landtafel und das Amt der besonderen Rechtspfleger (justitiarii) auf dem Lande. Die Landtafeln sind die öffentlichen Protokolle über alle auf den Landtagen geführten Prozesse, Sprüche, Klagen, kurz über alle gerichtlichen Akte, wodurch die ganze Gesetzgebung des Landes eine feste Norm und Regel erlangte. „Unberechenbar ist der wohlthätige Einfluß, den sie im Laufe voller sechs Jahrhunderte bis zum heutigen Tage auf Befestigung der gesetzlichen Ordnung und Sicherung der Rechte des Besitzes, sowie auf Wahrung des Kredits im Lande genommen." Daß die Macht der Justiz nicht unter der Schmälerung der Befugnisse der alten Kastellane litt, wurde durch die Aufstellung von Rechtspflegern bewirkt. In jedem Kreise bestellte der König drei Männer vom Adel und drei von der Ritterschaft, welche den Vollzug der Urteile zu leiten und über die öffentliche Sicherheit zu wachen hatten. Das Amt eines solchen Rechtspflegers, obwohl vom Staate nicht bezahlt und aus eigenen Mitteln verwaltet, war eine gesuchte Ehre des reichen und angesehenen Adels.

Kolonisationen und Städtegründungen.

Gründlicher noch wurde die alte böhmische Zupenverfassung umgestaltet durch die Anlage vieler freier königlichen Städte und die Herbeiziehung von Kolonisten, vorzüglich aus Deutschland. In mehreren Urkunden spricht es Ottokar aus, wie er es sich zur Aufgabe gemacht habe, sein Land mit volkreichen und festen Städten zu schmücken, zum Schutz gegen innere und äußere Feinde. Ein vom König bevollmächtigter Unternehmer zog Ansiedler herbei und baute die unmauerte Stadt binnen bestimmter Frist auf, wofür er einen vertragsmäßigen Anteil an den Regalien und andere Rechte erhielt. Die Ansiedler gingen vor allem aus dem nordwestlichen Deutschland und den Niederlanden aus. Diese Gegenden, häufigen Überschwemmungen ausgesetzt, gaben ja allen slawischen und ungarischen Ländern Scharen von Ansiedlern. In manchen Städten erlangten sie sogar das Übergewicht über die böhmische Bevölkerung. Die neuen Städte wurden dem Einfluß der Zupenämter vollständig entzogen und unmittelbar unter den König gestellt, der sie durch seinen Unterkämmerer verwaltete. Einige Städte durften das Magdeburger Recht benutzen, die meisten erhielten eigene Satzungen, die deutsche, slawische und besonders römische Rechtsgebräuche enthielten. Daraus entstand das bis ins vorige Jahrhundert in Kraft gebliebene „Böhmische Stadtrecht".

Als solche freie königliche Städte werden unter andern erwähnt: Budweis, Kollin, Aussig, Königgrätz, Kuttenberg, Leitmeritz, Prag, Pilsen; schon in dieser Zeit erschienen städtische Deputirte auf den gebotenen Landtagen. Die deutschen Kolonisten in den Dörfern waren ebenfalls den Zupenämtern entzogen und lebten nach „Deutschem Recht"; sie waren im Besitz von Grundstücken, die sie mit bestimmter Erbzinspflicht gekauft, frei von mancherlei Lasten, wie Gesamtbürgschaft und Staatsfronden, unter der niedern Gerichtsbarkeit von Schulzen.

Durch diese Ansiedelung der gewerbfleißigen Deutschen blühten Industrie und Verkehr in Böhmen auf; namentlich kam ein mächtiger Aufschwung in den Bergbau. Die Gründung eines freien Bürgerstandes sollte aber vor allem ein Gegengewicht gegen die große Macht der Barone bilden. Seit vielen Jahren waren Krongüter an böhmische Barone verpfändet worden und noch im Aufstand von 1248 hatte König Wenzel seine Anhänger durch umfassende Verpfändung von Krongütern an sich zu fesseln gesucht. Gleich nach des Vaters Tod leitete Ottokar einen Prozeß gegen solche ein, die damals Krongüter empfangen hatten, und nötigte sie zur Rückgabe.

d. Das Kreuz an der Ostsee.

Joh. Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens. Königsberg 1827—39. 9 Bde. O. v. Rutenberg, Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland. Leipzig 1859. 2 Bde. J. M. Watterich, Gründung des deutschen Ordensstaates in Preußen. Leipzig 1857. v. Treitschke, Das deutsche Ordensland Preußen (Historische und politische Aufsätze. Leipzig 1865). A. L. Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen. 3 Bde. Halle 1872—1884. K. Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen, I. Abth. Gotha 1880. Lothar Weber, Preußen vor 500 Jahren. Danzig 1879. Philippi u. Wolky, Preußisches Urkundenbuch. Politische Abteilung. Bd. I.: Bildung des Ordenstaats. Königsberg 1883.

1. Die Deutschen an der Ostsee und das deutsche Ordensland Preußen.

Hohen Ruhm erwarb sich König Ottokar in den Augen der Zeitgenossen, welche für dergleichen Thaten noch besonders empfänglich waren, durch einen freilich nicht eben thatenreichen Kreuzzug an die Gestade des Baltischen Meeres. Damit sind wir zu dem Zeitpunkt gelangt, wo wir einer der merkwürdigsten Erscheinungen des Mittelalters, der Gründung der Ordensstaaten an der Ostsee, gedenken müssen. Die alten Bewohner der Ostseeküsten von der Weichsel bis zur Mündung der Newa, bestehend aus den slawischen Litauern, den finnischen Esthen und den aus beiden Stämmen gemischten Völkerschaften, den Preußen, Kuren, Letten, Semgallen, Samaiten u. a., widerstanden lange dem Christentum und dem abendländischen Kulturleben. Mehr den Geschäften des Friedens, dem Ackerbau und der Viehzucht, dem Fischfang und der Jagd, als den Werken der Waffen zugethan, lebten sie in Höfen, Dörfern und offenen Flecken nach altväterlicher Weise dahin, unter der Leitung von Geschlechtsältesten, denen in jeder Landschaft ein Stammfürst (Reiks) als Heerführer und ein Grive als Oberpriester und Oberrichter vorstanden, die Letten in gutmütiger Heiterkeit, die Esthen in trübem Ernst, die Preußen in sorgloser Zufriedenheit, aber heftig zum Kampfe aufbrausend, wenn man ihre Heiligtümer in den dunkeln Hainen, an den klaren Quellen und Seen, an uralten Eichen bedrohte. Jener edle Böhme Adalbert starb den Märtyrertod, als er einen heiligen Wald (Romova) betrat und an den Stätten, wo eine geheimnisvolle Priesterschaft den im Verborgenen wirkenden dämonischen Naturmächten auf den steinernen Altären das duftende Bernsteinfeuer entzündete, hier und da auch Menschen zum Opfer schlachtete, das Bild des gekreuzigten Heilandes aufrichten wollte (VI, 113). Zer-

Die Bewohner der Ostseeküsten.

splittert in viele kleine unabhängige Stämme und Völkerschaften, verbrachten die Bewohner der Küstenländer von der Weichsel bis zum Pregel und weiterhin am Busen der Dwinamündung ein geschichtloses Dasein, ohne mächtige Leidenschaften, ohne Blutdurst und Greuel, aber auch ohne edlere Sitten, ohne ritterliche Regungen. Ehe und Familienleben entbehrten der höheren Weihe; die Frauen, durch Kauf in den Besitz des Eheherrn gelangt und mit Klagen und elegischen Trauerliedern das elterliche Haus verlassend, lebten gleich Mägden in dienender Stellung, der Willkür des Mannes anheimgegeben; von den Töchtern wurden die jüngeren häufig in Sklaverei verkauft, schwächliche oder krüppelhafte Kinder getötet, das Leben der Siechen und Altersschwachen öfters verkürzt. Aber einen Vorzug hatten sie vor dem deutschen Bauer: sie waren ein Volk von Freien, eingesessen seit uralten Tagen, und freuten sich ihrer Unabhängigkeit auf der väterlichen Hufe. Sie ehrten Gastfreundschaft und liebten frohe Feste und gesellige Gelage, wobei berauschende Getränke von künstlicher Bereitung im Übermaß genossen wurden. Die langen Winternächte verkürzten sie mit dem Zauber einer milden elegischen Dichtung, und Wahrsager deuteten ihnen aus den Erscheinungen der Natur die kommenden Ereignisse.

Bekehrungsversuche. Die Polen hatten mehrmals versucht, die benachbarten Preußen zu unterwerfen und zu bekehren; aber die eigene Zerrissenheit, die endlosen Streitigkeiten und Bruderkriege in dem polnischen Herrscherhaus um die Würde eines Oberherzogs (VI, 632 f.), die Teilungen in viele Fürstentümer vereitelten ihre Versuche. Auch mancher deutsche Mönch hatte seinen Missionseifer mit dem Leben gebüßt. Geschützt gegen Westen durch das Sumpfland der Weichsel, gegen Süden durch gewaltige Verhaue, Seen und Waldungen, verteidigten die Preußen ihre Unabhängigkeit mit Tapferkeit und Erfolg. Die polnischen Herrscher, welche im zwölften Jahrhundert und zu Anfang des dreizehnten unter steten Kämpfen mit den empörten Geschlechtsgenossen und Edelleuten als „Oberherzöge“ das Zepter führten (Boleslaw IV. † 1173. Mieczyslaw † 1202. Kasimir † 1194 und des letzteren Sohn Leszek † 1227) vermochten nicht in die preußische Grenzprovinz, das Kulmer Land, vorzudringen, viel weniger die entlegeneren Landschaften, Pomesanien und Pogesanien im Gebiet der Weichsel und Nogat, Natangen, Warmien (Ermland) und Samland am Frischen Haff und jenseits der Dwina, das Sumpf- und Waldland Galindien und Sudauen am Spirdingsee zu erobern. Dagegen fanden die betriebsamen Kaufleute und Handwerker aus Westfalen und Niedersachsen, nachdem sie bereits in Pommern und Schlesien einen Boden für ihre segensreiche Thätigkeit geschaffen, auch Zugang zu den Völkern im Osten der Weichsel. Im Gefolge bremischer Handelsleute, die an der Dwina eine Niederlassung (Üxküll) gründeten, zog auch der Mönch Meinhard aus dem holsteinischen Kloster Segeberg ins Land und erbaute in einer anmutigen, quellenreichen Gegend die Marienkirche von Riga, einen „erquickenden Born“ christlichen Glaubens und geistiger Bildung in Liv-

Gründung von Riga. 1187.

land. Doch erst als Papst Innocenz III. die Heidenbekehrung an der Ostsee unter seine oberhirtliche Obhut nahm, wurden namhaftere Erfolge erzielt.

Ein rüstiger Domherr aus Bremen, Albert von Apeldern oder Buxhövden, entschlossen und unternehmend, vorsichtig und klug, wurde zum Bischof von Livland ernannt. Um den Kreuzfahrern, die auf seinen Ruf aus Deutschland herbeikamen, aber gewöhnlich nach kurzem Dienst mit ihrer Beute heimzogen, einen festen Halt zu schaffen, gründete er nach dem Vorbilde und mit den Statuten und der Tracht der Tempelherren einen geistlichen Ritterorden, die „Brüder der christlichen Ritterschaft", die von dem Schwerte, das sie über ihrem weißen Mantel mit rotem Kreuze trugen, in der Folge den Namen „Schwertbrüder" erhielten. Papst Innocenz III. erteilte dem Orden die Bestätigung und Albert ernannte Vinno oder Winhold zum ersten Ordensmeister. Aus fahrenden Rittern und Abenteurern verschiedener Länder und Zungen zusammengesetzt und dem Bischof des Landes zum Gehorsam verpflichtet, bildete die neue Brüderschaft eine Miliz der Kirche, deren starkem Arm und stahlfesten Waffen das unkriegerische Landvolk auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte.

Die Schwertbrüder in Livland. — *1202.*

Ein glänzender Sieg der Kreuzfahrer und der mit ihnen verbündeten Semgallen über die von einem Raubzug heimkehrenden Litauer war der Anfang ihrer kriegerischen Thätigkeit. Und wenn auch noch viele Jahre vergingen, ehe die Einwohner von ihren Götzen und Opfern ließen, wenn auch noch manchmal an einzelnen Stätten die Keime des Christentums wieder verschwanden, die Getauften wieder zurückkehrten zu den Religionsdiensten und dem Zauberwesen der Väter, so war doch mit der Gründung der Schwertbrüderschaft der Sieg des Kreuzes unter den Liven, Letten und Semgallen entschieden. Kirchen und Klöster erhoben sich; Riga wurde ein Sitz christlicher Kultur; Bischof Albert, von König Philipp zum deutschen Reichsfürsten erhoben und mit Livland belehnt, suchte die Ordensritter näher an den bischöflichen Stuhl von Riga zu knüpfen, indem er sie reichlich mit Gütern und Lehen beschenkte und ihnen den dritten Teil des eroberten Landes zuwendete. Sie gründeten Burgen und zwangen die Eingebornen zu Abgaben und Frohndiensten. Wie einst durch Karl den Großen in Sachsen wurde auch von den Abenteurern und Glücksrittern, welche die Aussicht auf Gütererwerb und die Gnadenverheißungen der Kirche nach der Dwina führten, das Christentum unter Kämpfen und blutigen Kriegsgreueln eingeführt. Das Volk der Liven verschwand bis auf geringe Reste; Flucht und Elend und das Schwert der Überwinder wirkten wie eine verheerende Pest; was mit dem Leben davonkam, verlor sich unter dem verwandten Volksstamm der Letten.

Sieg des Christentums in Livland. — *1206.*

Am hartnäckigsten widerstanden die Esthen dem Schwerte der Ritter und der Taufe der Priester. Als jedoch seit der Dänenherrschaft (S. 139 ff.) die Angriffe sich mehrten, die schlechtbewaffneten Heerhaufen in Feld und Wald wie das Wild gejagt, die Dörfer und Hütten zerstört und die zersprengten Rotten in Höhlen durch Rauch und Brand vernichtet wurden, da fügten auch sie sich der überlegenen Macht der Christen. Die von König Waldemar gegründete Stadt Reval samt dem dänischen Gebiet fiel nach einiger Zeit in ihre Gewalt. Aber von den Siegern mit Verachtung behandelt und zu harten Fron-

Esthland und Kurland gewonnen; die Schwertritter mit dem Deutschorden vereinigt.

diensten gezwungen, vergalten die Esthen den deutschen Herren mit finsterem Groll und Haß, der sich forterbte von Geschlecht zu Geschlecht. Unter den rauhen Waffenwerken entarteten die Brüder des Schwertordens in dem fremden Lande, an das sie durch keine Jugenderinnerungen, durch keine Familienbande gefesselt waren, zu Roheit und Gewaltthätigkeit. Fiel doch selbst der erste Ordens-
1209. meister Vinno unter den Mörderhänden Wigberts von Soest. Bald gerieten sie auch mit der Kirche in Streit. Sie versagten dem Bischof von Riga, welcher durch päpstliche Anordnung von dem Verbande mit Bremen gelöst und un-
1213. mittelbar unter die römische Kurie gestellt worden und nun das eroberte Land in ein geistliches Fürstentum verwandeln wollte, Gehorsam und Unterwürfigkeit und steigerten mit den Erfolgen ihre Ansprüche. Um die Zeit, da die Schwertritter unter ihrem Heermeister Volkwin durch Eroberung der festen Burg **Dorpat** und durch Bewältigung der Insel Ösel ihre Herrschaft bis an die russische Grenze und in das Schwedische Meer ausgedehnt und Raum für zwei neue Bistümer geschaffen hatten, erlangten sie von Friedrich II. einen
Mai 1226. Gnadenbrief, der den Orden der Oberhoheit des Bischofs enthob und als Reichsglied unmittelbar unter den Kaiser stellte. Albert überlebte diese Vereitelung seines Planes noch drei Jahre. Nachdem er sein Werk durch Verleihung eines Gesetzbuches gekrönt hatte, worin die Rechtsstellung der Ritter und Bürger und die Strafbestimmungen für die Bauern festgesetzt waren, schied er nach
1229. einer dreißigjährigen Thätigkeit aus dem Leben. Sein Leichnam wurde in der Marienkirche zu Riga unter großen Feierlichkeiten beigesetzt. Bald nach
1231. seinem Tod nahmen auch die **Kuren** den christlichen Glauben an. Der Sieg der Kreuzritter galt ihnen als Beweis, daß der Christengott mächtiger sei als ihre Dämonen. Sie traten in die christliche Kultur und Lebensweise ein und entsagten dem rauhen Piratenwesen. Mit den Erfolgen der Schwertbrüder mehrte sich aber auch die Zahl ihrer Feinde; daher wünschten sie eine Verbindung mit dem Deutschorden. Hermann von Salza wies anfangs die Aufnahme der zuchtlosen Brüderschaft zurück; als aber eine blutige Niederlage durch die
1236. Litauer an der Memel, wobei der Großmeister Volkwin selbst den Tod fand, die Sache des Christentums in dem baltischen Küstenlande zu gefährden drohte,
1237. bewirkte der Papst die Vereinigung beider Genossenschaften. Die Schwertbrüder mußten die alte Ordenstracht ablegen und dem Heermeister der Deutschherren Gehorsam leisten. Esthland wurde den Dänen zurückgegeben, kam aber mit der Zeit durch Vertrag und Waffengewalt dennoch in die Hände der deutschen Ritter.

Bischof Christian in Preußen. Was Albert von Apeldern für Livland gewesen, wurde der Cistercienser-mönch **Christian** aus dem Kloster Oliva bei Danzig für Preußen. Zu der Zeit, da Konrad von Masovien, ein Bruder des polnischen Oberherzogs Leszek von Krakau, über das Kulmer Land gebot, erschienen vor Papst Innocenz III.
1209. einige Klosterbrüder aus dem fernen Norden und baten um seinen Segen für

das Missionswerk, das sie zu unternehmen gedachten. Freudig gewährte der Oberhirte der Kirche die Bitte der Ordensbrüder. Wie konnte das Blut des edeln Adalbert besser gerächt werden, als wenn die Nachkommen jener wilden Männer, die einst den frommen Glaubensboten am unwirtlichen Strande erschlagen, nun den Märtyrer als Heiligen verehrten! Unterstützt von Konrad von Masovien, begann Christian mit seinen Gefährten die schwierige und gefahrvolle Arbeit, und schon nach zwei Jahren konnte er bei einem zweiten Besuch in Rom dem heil. Vater melden, daß sein Segen gewirkt habe, daß viele 1211.
Preußen, Edle und Geringe, durch die Taufe der Kirche gewonnen worden. Innocenz war über den Fortgang der Mission erfreut und empfahl den begeisterten Glaubensprediger den polnischen Fürsten und Prälaten zur Hilfeleistung und Beschützung. Diese kamen jedoch aus Eigennutz und gemeinen Motiven der Weisung nicht nach. Die Klostervorsteher schalten Christian und seine Gehilfen „zuchtlose Mönche", weil jener unmittelbar dem Erzbistum Gnesen unterstellt war, und Herzog Konrad wollte die Bekehrten ihrer angestammten Freiheit berauben und zur Dienstpflicht zwingen. Der Papst unterstützte die Bemühungen Christians und er erlebte noch die Freude, daß zwei Stammhäupter (Reiks) aus den großen Landschaften Lansonia und Löbau in Rom die Taufe empfingen. Er hoffte in Preußen zu erzielen, was in Palästina nicht ge- 1215.
lungen war, die Aufrichtung einer geistlichen Herrschaft. Christian empfing den Schmuck und die Weihe eines Bischofs von Preußen, und die beiden neubekehrten Fürsten traten ihm die Herrschaft über Lansonien und Löbau ab.

Als Bischof und Herr über das dem Christentume bereits gewonnene und noch ferner zu gewinnende Gebiet von Preußen mit Einschluß des Kulmischen, kehrte der ehemalige Cisterciensermönch aus Italien zurück. Aber diese Landeshoheit des Bischofs über Preußen war zunächst ein Anspruch für die Zukunft. Sie glich dem Königtume von Jerusalem, das in den Händen der Ungläubigen war. Zwar erwirkte Christian in Rom die Erlaubnis, in den Nachbarländern einen Kreuzzug gegen die Heiden in Preußen verkünden zu lassen, allein wir wissen ja, wie gerade damals das ganze Abendland in Bewegung gesetzt wurde, um das bedrängte Christenreich im Morgenlande zu befreien (S. 108). Unter diesen Umständen konnte der Aufruf zu einer Kreuzfahrt nach Preußen nur geringe Wirkung haben. Dennoch verlor der begeisterte Mann den Mut nicht. Auf sein Zuthun erließ Honorius III. Mahnschreiben an die Bischöfe Deutschlands, Pommerns und Polens, das Werk der Bekehrung in Preußen mit allen Kräften zu fördern; allen dorthin ziehenden Kreuzfahrern sollten dieselben Gnaden zuerkannt werden, wie den Verteidigern des Heil. Landes.

Auch Geldbeiträge wurden dem Bischof zugewendet, damit er der rohen Sitte des Kinderverkaufs wehren könne. Die von ihm den Eltern abgekauften Kinder wurden im Christentum erzogen; zugleich dienten die Beiträge zur Errichtung von Schulen, in welchen preußische Knaben unterrichtet und zu Glaubenspredigern ihres eigenen Volkes Der „Bischof von Preußen".

herangebildet werden sollten. Denn die fremden Missionare wurden stets mit Mißtrauen betrachtet. Diese folgenreiche Thätigkeit Christians lohnte dann der Papst
5. Mai 1218. dadurch, daß er demselben in einer Bulle die Vollmacht erteilte, Preußen in Diözesen zu teilen und die Bischöfe zu wählen, zu weihen und einzusetzen; daß er somit das Land zu einer selbständigen Kirchenprovinz erhob, in welcher der „Bischof von Preußen" eine erzbischöfliche Stellung einnahm und zugleich als geistlicher Fürst das weltliche Regiment führen sollte.

Mißglückter Kreuzzug. 1222–1224. Nun suchte Christian, welcher in der festen Burg **Kolmen** (Kulm) seinen Sitz aufschlug, durch Herbeiziehung deutscher und polnischer Kreuzfahrer auch thatsächlich die Herrschaft über das ganze Land zu gewinnen. Er traf mit Herzog Heinrich dem Bärtigen von Schlesien, welcher in Verbindung mit den Bischöfen von Breslau und Lebus und vielen Edlen ein Kreuzheer nach dem
Aug. 1222. Norden führte, und mit Konrad von Masovien die Übereinkunft von Lowitz, kraft deren der Polenherzog seinen Ansprüchen auf das Kulmische Land zu gunsten des Bischofs entsagte, dieser aber sich verpflichtete, einen bestimmten Teil des Landes mit der Hauptburg Kulm an das schlesische Kreuzheer abzugeben. Nach Abschluß dieses Vertrages wurde die Heerfahrt mit vereinten Kräften un-
1223. ternommen; auch die pommerschen Herzöge Swantopolk und Wratislaw schlossen sich an. Die heidnischen Preußen erkannten die ihnen drohende Gefahr
1224. und erhoben sich zu energischer Gegenwehr. Zuerst brachen sie, die Abwesenheit der Herzöge von Pommern benutzend, in Swantopolks Gebiet ein. Danzig wurde erstürmt, Oliva zerstört, die Mönche in Gefangenschaft geführt und unter
27. Sept. grausamen Qualen getötet. Darauf fielen sie in Masovien ein, machten das Land zur Wüste und gaben Kirchen und Klöster den Flammen preis. Was sich retten konnte, floh in die Wälder. Auch das christliche Preußen blieb nicht verschont. Was der Bischof in langen Jahren gepflanzt hatte, wurde schonungslos zertreten. Die Führer des Kreuzheeres waren beim herannahenden Sturm heimgezogen; nur in dem festen Kulm hielt sich Christian mit einer Anzahl Streiter gegen den rasenden Feind. Dieser zog jedoch, nachdem er seine Raub- und Mordlust befriedigt, wieder zurück in seine Wälder. Die Freiheit und der Glaube der Völker waren einige Jahre vor jedem Angriff sicher.

Christian und Konrad sehen sich nach fremder Hilfe um. Der Bischof sann auf Mittel, das Verlorne wieder zu gewinnen und den starren Sinn der Preußen zu brechen. Der heidnische Trotz, das sah er, ließ sich nur mit Waffengewalt brechen, und wie lange er auch gezögert, er mußte jetzt zu dem Entschlusse kommen, „in diesen Boden sei das Kreuz nur mit dem Schwerte zu pflanzen." Er wird sich in der nächsten Zeit in Deutschland nach kräftiger Hilfe umgesehen haben. Allein die Jahre, da Kaiser Friedrich zum Kreuzzug rüstete und dann, mit dem Bannfluch beladen, denselben wirklich antrat, waren seinen Werbungen nicht günstig. Doch war ihm schon Konrad von Masovien zuvorgekommen. Auch er hatte die Überzeugung gewonnen, daß er sein Land nicht in Sicherheit regieren, viel weniger die Grenzen ausdehnen könne, so lange die heidnischen Preußen in feindseliger Gesinnung sein Land

im Norden umlagert hielten. Der Vertrag von Lowitz war in seinen Augen durch die Ereignisse zerrissen, er konnte sich wieder als den rechtmäßigen Herrn des Kulmer Landes ansehen. Da war plötzlich der Gedanke in ihm aufgetaucht (wie gemeldet wird, auf Anregung des Bischofs Günther von Plock), den Orden der Deutschherren zur Eroberung Preußens anzurufen. Seitdem Friedrich von Schwaben vor Akkon aus der kleinen Brüderschaft deutscher Kreuzfahrer, welche sich zur Pflege und Hilfeleistung kranker und notleidender Landsleute in einem Hospital zu Jerusalem vereinigt, einen dritten Ritterorden gegründet hatte, welcher gleich den Tempelherren, deren Statuten und Ritterkleid er annahm, mit der Hospitalpflege die Führung der Waffen zum Schutze des Heil. Landes verbinden sollte (VI, 787), war der Orden der deutschen Brüder „zu St. Marien“, mit schwarzem Kreuz auf weißem Mantel, in kurzem zu Macht und Ansehen gelangt. Nachdem die Stiftung am 6. Febr. 1191 von Papst Clemens III. bestätigt worden, hatte der Orden, unter seinem ersten Großmeister Heinrich Waldbot aus einem rheinischen Rittergeschlechte, in einem festen Hause zu Akkon seinen Hauptsitz aufgeschlagen und einige weitere Besitzungen im Heil. Lande erworben, die durch die Gunst der Hohenstaufen rasch gemehrt wurden. Sie erhielten Güter in Italien und Sizilien, bald auch in Deutschland, besonders am Mittelrhein und in Hessen. Wir wissen, welche Bedeutung die Deutschherren unter der Führung des staatsklugen und tapfern Großmeisters Hermann von Salza bei Friedrich II. erlangten. Einem Hohenstaufen verdankten sie ihre Entstehung, und den Hohenstaufen waren sie stets in Treue ergeben. Während die Templer und Johanniter sich als die dienstfertigen Knechte des Papstes und der Hierarchie zeigten, hielten die deutschen Ritter treu zu ihrem deutschen Kaiser, der ihnen darum auch seine besondere Gunst zuwendete, der sie bei jeder Gelegenheit mit Ehren, Schenkungen und Privilegien bedachte, der ihren Anführer zum Reichsfürsten erhob und ihm den schwarzen Reichsadler in das Herzschild des Hochmeisterkreuzes schenkte. Desto mehr waren sie der Kurie und den andern Orden ein Gegenstand der Mißgunst, des Argwohns, des Hasses. Im Morgenlande war daher ihre Macht und ihr Ansehen nie so hervorragend wie die ihrer Mitstreiter, insbesondere da das deutsche Volk den Interessen des Heil. Landes mehr und mehr entfremdet ward und dort andere Nationen das entscheidende Wort führten. Sie sehnten sich daher nach einem andern Wirkungskreis für ihre Thatkraft. Hatten sie doch schon vorher von Andreas von Ungarn das Land Burza in Siebenbürgen als Preis ihrer Hilfe gegen die wilden Kumanen angenommen, Kreuzburg und Kronstadt angelegt und ihre Waffen bis an die Donau und Aluta getragen!

Der Orden der Deutschherren.

Als daher im Jahr 1226 eine Gesandtschaft Konrads von Masovien bei Hermann von Salza in Unteritalien eintraf und demselben das kulmische und löbauische Gebiet antrug, wenn er Preußen für den Herzog angreifen und erobern wolle, ging er gern auf den Vorschlag ein. Aber die Erfahrungen in

Hermann von Salza mit Preußen beschenkt. 1226.

Siebenbürgen, wo König Andreas dem Orden die früher verliehenen Besitzungen unter dem Vorwande eigenmächtiger Eroberungen wieder entrissen, mahnten zur Vorsicht. Sollten die deutschen Ritter das heidnische Preußenland für den polnischen Herzog erkämpfen und sich dafür mit zwei unsichern Landschaften innerhalb seines Gebietes abfinden lassen? Das schien ein dürftiger Lohn für eine schwere, mühevolle Arbeit. Der staatskluge Hochmeister fand einen Ausweg. Das Anerbieten Konrads durfte nicht zurückgewiesen werden, weil das kulmische Land den einzigen festen Stützpunkt zur Eroberung Preußens bot; Preußen selbst aber sollte nicht für Polen, sondern für den Orden erkämpft, sollte ein deutscher Ordensstaat werden. Zu dem Ende begab sich der Hochmeister zu dem Kaiser und stellte ihm vor, welch ein neues hohes Thatenziel dem Orden sich in der Ferne erschließe und wie mächtig er sich angezogen fühle, „auch dort für das Kreuz zu streiten und dann auf den Trümmern des Heidentums einen christlichen deutschen Staat aufzurichten, in welchem des Ordens Kreuz und Schwert walten sollte". Friedrich ergriff mit Freuden die Gelegenheit, der Brüderschaft, die ihm stets mit Treue angehangen und deren Dienste bei dem bevorstehenden Kreuzzug ihm so nützlich werden konnten, sowie den hochgeehrten Großmeister, der ihm so oft mit Rat und That zur Seite gestanden, sich aufs neue zu verpflichten und zugleich „Mehrer des Reichs" zu werden. Hatte er doch schon vorher die Schwertbrüder unter die unmittelbare Hoheit des Reiches gestellt und die von ihnen eroberten Länder an der Ostküste des Baltischen Meeres für die Kirche und das Kaisertum in Besitz genommen! Und war denn nach mittelalterlichen Anschauungen Polen nicht selbst ein Reichslehen? Konrads Abtretungen konnten daher nur mit des Kaisers Genehmigung Gültigkeit haben. Es war demnach ganz im mittelalterlichen Staatsrecht begründet, wenn Friedrich II. im März 1226 zu Rimini seinem getreuen Deutschmeister Hermann von Salza und der deutschen Ordensbrüderschaft das Gebiet von Kulm und Löbau samt allen in Preußen noch zu erobernden Landen mit allen Eigentums- und Hoheitsrechten verlieh, „damit sie dort gute Gewohnheiten und Gebräuche, Assisen und Statuten einführten zur Stärkung des Glaubens und zur Begründung eines glücklichen Friedens unter den Einwohnern".

Hindernisse und Verzögerungen. 1226—1230. Die kaiserliche Schenkung blieb indessen zwei Jahre lang ohne Wirkung. Friedrichs Kreuzzug nach Palästina nahm die ganze Thätigkeit Hermanns und der Deutschherren in Anspruch. Erst im Frühjahr 1228 erschien eine Schar Ordensritter, an ihrer Spitze der Ordenskomtur Philipp von Halle und Heinrich der Böhme, mit reisigen Kriegsknechten an der Weichsel, in einem Augenblick, wo die Ermordung des Oberherzogs Leszek von Krakau durch Swantopolk von Pommern in Polen einen heftigen Krieg um das Seniorat hervorgerufen hatte, den die Preußen zu einem neuen Verwüstungszug gegen Masovien benutzten. Um von diesen lästigen Gästen für die Zukunft befreit zu werden,
23. April 1228. erkaufte Herzog Konrad die Hilfe des Ordens, indem er in einer allerdings sehr

allgemein gehaltenen Urkunde den Ritterbrüdern des Marienhospitals zu Jerusalem mit Zustimmung seiner Erben das Kulmer Land mit allem Zubehör und allen Nutzungen überließ und das kujavische Dorf Orlowo hinzufügte, offenbar um ihnen, da das Hauptgebiet erst zu erobern war, dazu gleich einen festen Stützpunkt zu geben. Eigentlich verfügte der Herzog damit freilich über ihm nicht zustehendes Gebiet, weil dasselbe auf Grund seiner eigenen Schenkung und päpstlicher Bestätigung dem Bischof Christian zustand. Dieser aber überließ gleich danach in einer Unterredung in dem Cistercienserkloster Mogila bei Krakau seinerseits dem Orden, der allgemeinen Zehntfreiheit desselben entsprechend, den Zehnten auch in allen denjenigen Gütern des Kulmer Landes, welche der Herzog, ohne die bischöflichen Rechte zu schmälern, dem Orden hätte übertragen können. Außerdem aber trug sich Christian mit dem Plane, nach dem Vorbilde des Bischofs von Riga eine neue Ordensritterschaft unter kirchlicher Oberhoheit zu gründen, ein Plan, zu dessen Verwirklichung sogar Konrad selbst die Hand bot, indem er der neuen „Ritterschaft gegen die Preußen“ Burg und Gebiet von Dobrin zum Geschenk machte. Aber gegenseitiges Mißtrauen ließ kein aufrichtiges Zusammenwirken aufkommen; und da gerade damals die Zerwürfnisse zwischen Kaiser und Papst die gesamte Christenheit beunruhigten und jede gemeinsame Thätigkeit lähmten, so blieb die preußische Angelegenheit über ein Jahr in der Schwebe und die Heidenmission schien zu erlöschen. Erst als der Friede von S. Germano (S. 136), bei dessen Herstellung Hermann von Salza durch seine vermittelnde Haltung besonders thätig war, dem Abschluß nahe war und die Gemüter wieder für allgemeine Anliegen empfänglich wurden, nahm der Großmeister den preußischen Eroberungs- und Bekehrungsplan wieder auf.

Zunächst schickte Hermann eine zweite Gesandtschaft ab, welche mit Christian Verträge mit dem Bischof
in Leßlau eine Vereinbarung schloß, kraft deren der Bischof das Kulmer Land und Herzog 1230. 1231.
mit Ausnahme einiger bestimmten Plätze und Ländereien gegen einen Jahreszins Jan. 1230
dem Deutschen Orden zu eigen gab, wogegen dieser sich verpflichtete, den Bischof als Lehnsherrn sowohl im Kulmischen als in dem zu erobernden Preußen anzuerkennen und in seinen Rechten zu schützen. Dieser Erfolg des Bischofs erfüllte den Herzog mit dem bittersten Unmut; und da er bald merkte, daß auch die Ordensritter einem Abkommen gram waren, welches sie in ein Vasallenverhältnis brachte und ihnen zur Pflicht machte, Preußen für den Bischof zu erobern,
so schloß er zwei Monate nach dem Leßlauer Vertrag ein geheimes Bündnis mit März 1230.
denselben ab, worin er ihnen das gesamte kulmische Gebiet mit allem Recht und Nutzen zu ewigem Eigentum übergab und beide sich zu Schutz und Trutz gegen die Heiden verbanden. Auch Konrads Ratgeber, der Bischof von Plock, übergab seine Besitzungen dem Orden und befreite das Land von jeder bischöflichen Jurisdiktion. Nun war für Hermann der Zeitpunkt zum energischen Handeln gekommen. Er teilte dem Papst, mit dem er damals häufig verkehrte, von der Sache so viel mit, als ihm gut dünkte, und bat um dessen Genehmigung; Gregor

vernahm mit Begeisterung die Kunde, „daß das Zelt der Kirche sich erweitern und die Zahl der Gläubigen sich mehren solle“, und ermahnte die Ordensritter, „daß sie gewappnet mit der Rüstung Gottes mannhaft hinziehen möchten, um das Preußenland den Händen der Heiden zu entreißen“. Und so zogen denn die Deutschherren, Hermann Balke als Führer und künftiger Landvogt an der Spitze, und mit ihm mehrere Ritter aus Thüringen und Franken (wie Dietrich von Bernheim als Marschall, Konrad von Tutelen, der ehemalige Kämmerer der heil. Elisabeth, Heinrich von Berka, Heinrich von Zeitz) an die Weichsel mit des Kaisers Schenkungsakte versehen und der Gutheißung und Bestätigung des Papstes gewiß. Und Konrad von Masovien zögerte nicht, ihnen durch eine Urkunde, welche am 12. September die Bestätigung Gregors erhielt, die unumschränkte Hoheit über das Kulmer Land und über ganz Preußen zu gewähren.

Damit das große Unternehmen nicht durch innere Streitigkeiten gestört würde, brachten die Deutschherren auch den Bischof Christian zu der Übereinkunft von Rube-
Jan. 1231. nicht (wahrscheinlich Rupienice bei Bromberg). Sie ließen seine Lehnshoheit unberührt und nahmen die dem Orden durch päpstliche Gesetze verliehene Unabhängigkeit von jeder bischöflichen Gewalt nicht im vollen Umfange in Anspruch, wogegen Christian ihnen den dritten Teil aller Eroberungen in Preußen zusicherte, ihnen den Bischofszehnten erließ und die freie Besetzung der Ordenskirchen zugestand.

Einzug der Deutschherren in Preußen. 1231. Nun setzte Hermann Balke über die Weichsel und erbaute Thorn, die erste Ordensburg auf preußischem Boden. Noch in demselben Jahr forderte ein päpstlicher Aufruf die Bewohner der Magdeburger und Bremer Kirchenprovinz und alle Gläubigen in Polen, Pommern, Holstein und Gotland zum Kampf gegen die Preußen auf unter Zusicherung derselben Gnaden, wie sie den heiligen Streitern am Jordan zu teil wurden. Die Aussicht auf namhafte Zuzüge infolge der Kreuzpredigten der Dominikaner flößte den Rittern kühnen Unternehmungsmut ein; sie wagten einen Angriff gegen pomesanische Heerhaufen, die am rechten Weichselufer verwüstend umherstreiften, und brachten ihnen, trotz ihrer Überlegenheit an Streitern, eine blutige Niederlage bei, wobei ein Häuptling, der sich durch besondere Tapferkeit hervorgethan, durch Verrat gefangen ward und „die verübten Frevel durch ein schauriges Ende entgalt“. Dieser erste Erfolg erfüllte die Deutschherren mit Kampfesmut, die Einwohner mit Bestürzung. Bald nachher erschienen pomesanische Boten bei dem Bischof und luden ihn ein, in ihr Land zu kommen, da sie bereit wären, sich zu unterwerfen und Glaube und Taufe anzunehmen. Freudig folgte der mutige Prälat dem Ruf. Von einigen Rittern begleitet durchzog er das Land, verkündete die frohe Botschaft des Heils und nahm viele durch die Taufe in den Schoß der Kirche auf. Freudig meldete er den Fortgang seiner Mission nach Rom und bat um weitere Unterstützung; und Gregor säumte nicht, die Predigermönche zu neuen
18. Juli 1231. Anstrengungen zu ermahnen. Alle, welche zu arm und zu schwach zu einer Meerfahrt nach Palästina seien, sollten ihrem Gelübde einer Kreuzfahrt im Norden Genüge leisten.

Aber dem Bischof sollten sein Eifer und sein Vertrauen zum Schaden gereichen. Sei es, daß die Bereitwilligkeit der Heiden für die Annahme des Christentums eine erheuchelte war, sei es, daß die geringe Zahl streitbarer Männer im Gefolge des Prälaten sie ermunterte: als Christian arglos das Evangelium verkündigte, stürzte sich plötzlich ein Haufe Samländer auf die Versammlung, erschlug die bewaffneten Begleiter und führte den „mächtigen Griwen der Christen“ gefangen fort. Dies war ein folgenschweres Ereignis. Während der Bischof in der Gefangenschaft schmachtete und eine Zeitlang wie verschollen war, gingen die Früchte seiner Arbeit verloren. Die Samländer kehrten zum Heidentum zurück und drangen raubend und verheerend nach dem Kulmer Land, nach Kujavien und Masovien vor. Diese Not machten sich die Ordensherren zu nutze. Unterstützt von deutschen Kreuzfahrern, welche auf die wiederholten Mahnungen des heil. Vaters „mit der bewaffneten Rechten den Starrsinn des wilden Volkes zu zermalmen“, ins Feld zogen, befreiten sie das Kulmer Land und nahmen es, ohne Rücksicht auf die Hoheitsrechte des gefangenen Bischofs, für den Orden in Lehnspflicht. Wer sich weigerte, den Eid der Treue zu leisten und die Herrschaft der Ritter anzuerkennen, wurde mit harten Strafen belegt oder zur Flucht gezwungen. Die Bischofsstadt Kulm wurde zu einem Hauptsitz des Ordens erhoben; neue Ansiedler zogen dahin und erhielten in der Kulmer Handfeste eine Landesordnung, die sie zu bestimmten Abgaben und zur Anerkennung der Landeshoheit des Ordens verpflichtete.

Gefangenschaft des Bischofs. 1231–1239. — *1233.* — *28. Dez. 1233.*

Als Ausgangspunkt für die Eroberung des Kulmer Landes erhielt der Orden vom Herzog die links an der Weichsel gelegene Burg Vogelsang, dann die im kujavischen Grenzgebiete gelegene Burg Nessau. Das war die erste Heimat des deutschen Ritterheeres im Norden. Der Platz war gut gewählt; die zahlreichen Weichselkrümmungen machten den Strom leicht überschreitbar. Die Burg war schnell in verteidigungsfähigen Zustand gesetzt. Von ihr aus wurde dem ersten neuen Heideneinfall erfolgreich begegnet, von ihr aus der erste offensive Stoß mit Glück gegen Preußen geführt. Im Frühjahr 1231 überschritt Hermann Balke die Weichsel; da er sowohl von Herzog Konrad wie durch deutsche Kreuzfahrer nur ganz geringe Unterstützung fand, so beruhte das Gelingen vorzüglich auf dem guten Schwerte und der geschickten Führung der sieben deutschen Brüder und ihrer Reisigen. — „Im Kulmer Lande, Nessau gegenüber, auf einer Anhöhe, stand eine mächtige Eiche, ausgezeichnet durch Größe und Stärke. Die Anhöhe schien geeignet zur Befestigung, die kräftige Astbildung der Eiche ward für die ersten schnellen Sicherungsanlagen mit benutzt. Ihre erhabene Krone diente als Warte, um den herannahenden Feind zu erspähen.“ Bald erhoben sich an dem Orte Mauern und Schutzwehren, von allen Seiten durch Wall und Graben verschanzt. Nur die Verbindung mit der Weichsel und Nessau war offen erhalten: von dem Strome herauf behielt der Wehrplatz seinen Zugang. Unten waren Kähne angelegt, um Zufuhr, im Notfall auch die Flucht zu sichern. Zu den Füßen des Waffenplatzes ward dann bald Thorn angebaut, das heutige Dorf Alt-Thorn, der Weichselüberschwemmungen wegen aber fünf Jahre später nach einem günstigeren Orte $1\frac{1}{2}$ Meilen oberhalb verlegt: dort entstand die heutige Stadt Thorn.

Papst Gregor IX., von der wahren Sachlage nur unvollständig unterrichtet und dem Deutschordensmeister Hermann von Salza in Gnaden gewogen, leistete der Ordensbrüderschaft, welche die Ehre der Kirche und die Macht des Ponti-

Das Ordensland ein päpstliches Lehen.

fikats zu mehren versprach, allen möglichen Vorschub. Nicht nur, daß die Aufforderungen zum Kreuzzug wider die Preußen immer dringender wurden, als ihm der Hochmeister meldete, daß das Christenheer an der Sirgune einen
Herbst 1233. glänzenden Sieg über die Heiden errungen und die Landschaft Pomesanien unterworfen habe und an die Siegesbotschaft die Bitte knüpfte, der heil. Vater möge das Kulmer Land und Preußen dem Orden als ein Lehen des römischen Stuhles übertragen, willfahrte er freudig dem Wunsche, indem er in einer Bulle
3. Aug. 1234. vom 3. August von dem Kulmer Land und von Preußen für ewige Zeiten feierlich Besitz nahm und dann den Deutschen Orden damit belehnte, unter Verpflichtung zu einem nach Rom zu entrichtenden Jahreszins. Päpstliche Sendschreiben ermahnten die Bischöfe, die Kreuzfahrer, den Herzog von Masovien, die Rechte der Kirche zu ehren und der Ritterschaft, „welche den Eitelkeiten der flüchtigen Welt entsagt hätte, um der Tugend lebend die Freuden des Himmels zu erwerben", treu und gehorsam zu sein und allen ihren Anordnungen nachzukommen; und Bischof Wilhelm von Modena, ein gewandter Staatsmann, der als Legat des Papstes wiederholt die Ostseeländer bereiste, hatte den Auftrag, in allem die Interessen des Ordens zu fördern.

Die Vereinigung der Dobriner Ritterschaft, die einst Christian im Einvernehmen mit dem Herzog von Masovien gebildet, mit dem Deutschorden und die Besitznahme
April 1235. ihrer Güter vollendete den Sieg der deutschen Herren. Auch dazu gab der Papst seine
Okt. Einwilligung, und sein Legat versöhnte den grollenden Herzog mit dem „Landmeister" Hermann Balke.

Der Orden im Vorteil. Mittlerweile hatte sich ganz Pomesanien dem Orden unterworfen, Marienwerder, Rheden waren gegründet und bis zur Mündung der Nogat gab es keine Burg mehr, die der Tapferkeit der Ritter und Kreuzfahrer hätte widerstehen
Sommer 1236. können. Da erteilte der Papst seinem Gesandten die Vollmacht, mit Rat und Zustimmung des Ordens drei bischöfliche Diözesen abzugrenzen und aus den Dominikanern Bischöfe zu ernennen und zu weihen. Durch diese Anordnung, welche die Ritter erwirkt hatten, sollte Christians bischöfliche Autorität in ihren Grundlagen zerstört werden; er sollte, wenn er je wiederkehrte, finden, „daß sein Hirtenstab in Stücke zerbrochen und ihm nur ein Splitter aufbewahrt sei". Aber ehe die durch eine längere Reise des Legaten in den nördlichen Ländern verzögerte neue Organisation ins Leben trat, erschien Christian nach neunjähriger Gefangenschaft wieder auf dem Schauplatz, zu einer Zeit, als die Deutschherren in ihren Eroberungen schon weit vorangeschritten waren, die neue Landschaft Po-
1237. gesanien gewonnen, Elbing gegründet, durch die Eroberung Balgas in Warmien festen Fuß gefaßt und durch die Verbindung des Schwertbrüderordens in Livland eine vorherrschende Stellung in den Ostseestaaten gewonnen hatten. Was vermochte nun der Bischof, den einige christliche Kaufleute ohne alles Zuthun, ja zum großen Verdruß der Ordensritter aus der Gefangenschaft losgekauft, mit seinen Ansprüchen gegen die mächtige Ritterschaft und ihren Gönner, den Lega-

ten? Vergebens berief er sich auf seine verbrieften Rechte; man wollte nichts von denselben wissen. Wie ein Flüchtling irrte er im eigenen Lande umher, nur von wenigen Getreuen anerkannt und beklagt. Da wandte sich der tief gekränkte 1240.
Mann an den römischen Stuhl und trug in einer Beschwerdeschrift dem Papst Gregor das ihm widerfahrene Unrecht vor. Dies geschah in dem Augenblick, da der Krieg zwischen der Kurie und dem gebannten Kaiser aufs heftigste entbrannt war, und der greise Kirchenfürst ergriff gern die Gelegenheit, dem Orden, der stets auf seiten der Hohenstaufen gestanden, die bisher so reichlich gespendeten Gnadenerweisungen zu entziehen. Hermann von Salza war aus dem Leben geschieden und der neue Heermeister Konrad von Thüringen, der als Sachwalter seines Ordens nach Italien geeilt war, folgte ihm bald ins Grab nach (S. 177, 24. Juli 1241.
183). Gregor übertrug die Untersuchung dem Bischof von Meißen; aber ehe dieser die Sache in Angriff nehmen konnte, schied der greise Kirchenfürst aus dem Leben, und seine Nachfolger, insbesondere Innocenz IV., mit dem großen Kampfe gegen den Kaiser vollauf beschäftigt, hatten keine Zeit, sich mit einer so entlegenen Rechtsfrage zu befassen. Auch mochte die Niederlage der Deutschherren durch den russischen Helden Alexander Newski auf dem gefrornen Peipussee und der Ab- 5. April 1242.
fall der Kuren den römischen Stuhl überzeugt haben, daß eine Schwächung des Ordens der christlichen Pflanzung an der Ostsee Schaden bringen würde. So blieb denn dem Bischof nichts übrig, als in einen Vergleich zu willigen, den Christians Ausgang.
der Legat vermittelte. Demgemäß sollten die Deutschherren, „weil sie des Tages Last und Hitze getragen", zwei Dritteile des preußischen Landes besitzen und von der Lehnshoheit und Jurisdiktion des Bischofs befreit sein. Das andere Drittel sollte dem Prälaten verbleiben, aber seine oberbischöfliche Stellung wurde durch die Verteilung des gesamten Landes in vier Diözesen vernichtet. Juli 1243.
Der Legat, von Innocenz in das Kardinalkollegium aufgenommen und zum Bischof von Sabina ernannt, wußte den Papst zu überzeugen, daß die Lehnshoheit Roms und die Interessen der Kirche in der Hand des Ordens am besten gesichert seien. So wurde Christian durch päpstlichen Beschluß zum Range eines gewöhnlichen Bischofs herabgedrückt. Das ganze Land an der Ostsee wurde nochmals ausdrücklich unter die Lehnshoheit des apostolischen Stuhles gestellt und dem Hochmeister Gerhard von Malberg durch das Symbol des Ringes die Investitur erteilt. Vergebens protestierte der greise Prälat gegen eine Anordnung, die ihm die Früchte seiner langen Lebensthätigkeit raubte oder verkümmerte; sein Widerstand zog ihm nur Vorwürfe und Verweise zu. Über den großen Kämpfen zwischen Kirche und Reich verhallten seine Klagen. Nicht einmal die Zeit seines Todes ist mit Sicherheit gemeldet. Nur soviel weiß man, daß zu Anfang des Jahres 1246 „die Kirche Preußens bereits geraume Zeit ohne Hirt gewesen".

2. Widerstreit und Sieg.

Stellung des Ordens zum päpstlichen Stuhl. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Gründung des deutschen Ordensstaates in Preußen auf einem mangelhaften Rechtsboden ruhte. Denn abgesehen von dem Unrecht, das nach menschlicher und philosophischer Auffassung von vornherein dem ganzen gewaltsamen Bekehrungs- und Unterjochungswerk anhaftete, war auch das formale Recht des Bischofs Christian vielfach verletzt worden, hat der Orden häufig zu den verschlungenen Wegen trügerischer Staatskunst seine Zuflucht genommen. Und dennoch wird man vom politischen Standpunkte aus gestehen müssen, daß der päpstliche Legat mit richtigem Instinkt gehandelt habe, wenn er den apostolischen Stuhl und den Deutschorden in die innigste Wechselbeziehung setzte. Nur wenn beide Hand in Hand gingen, wenn die deutsche Kraft durch geistlichen Segen, das Schwert durch die Hilfsmittel der Kirche unterstützt und jede hemmende und lähmende Zwischengewalt beseitigt ward, konnte das große Unternehmen zum Ziele geführt werden. Der Kardinal handelte daher im Interesse der Kurie und der römischen Kirchenpolitik, als er sich gegen Christians Ansprüche auf die Seite der Ritter stellte und dem klagenden Bischof zur Antwort gab, sein eigenes Schicksal beweise, daß er nie im stande gewesen wäre ohne den Orden seine Rechtsansprüche zur Geltung zu bringen. Der Legat Wilhelm wurde von Papst Innocenz IV., der in den schwierigen Zeitverhältnissen den Rat und Beistand des klugen, welterfahrenen Mannes nicht entbehren konnte, abberufen, ehe die kirchliche Organisation Preußens durchgeführt war; und während er in der Umgebung des päpstlichen Hofes in Italien und in Lyon weilte, häuften sich neue Schwierigkeiten im Norden. Herzog Swantopolk von Pommern, einst ein tapferer Streitgenosse der deutschen Ritterschaft an der Sirgune, hatte aus Besorgnis vor deren wachsender Macht die Waffen gegen sie ergriffen und sich mit den für ihre Freiheit fürchtenden Preußen verbunden. Denn wie sehr auch Kaiser und Papst den Rittern einschärften, die unterworfenen und zum Christentum bekehrten Urbewohner milde zu behandeln und ihnen Freiheit und Eigentum zu lassen, die Ordensbrüder und ihre Vasallen benutzten jeden Sieg und insbesondere jede Empörung, jeden Abfall zum Heidentum, um das Joch schwerer zu machen. Der neue Legat, den der Papst abordnete, brachte einen
1245. Vergleich zu stande; aber der Fortgang des Missions- und Eroberungswerks schien die beständige Gegenwart eines höheren Geistlichen zu erheischen; deshalb ernannte Innocenz den Erzbischof Albert von Armagh, einen durch Wissenschaft und Verdienste hervorragenden Prälaten von deutscher Herkunft, zum
1246. Legaten und stellte ihn zugleich an die Spitze der Kirche Preußens und des gesamten neubekehrten Nordens. Zugleich weihte er den Predigermönch Heidenreich, den der Orden als Botschafter nach Lyon geschickt hatte, zum Bischof von Kulm. Bald gerieten jedoch die Deutschherren, welche die Errichtung eines Metropolitansitzes in Preußen stets mit Mißtrauen betrachteten, auch mit

dem neuen Erzbischof in bittern Streit. Sie verlangten, daß er Priesterbrüder ihres Ordens zu Bischöfen einsetze, und als er auf seinem selbständigen Investiturrecht bestand, schilderten sie ihn als einen Friedensstörer, welcher die Wirksamkeit der Ritter des heil. Kreuzes untergrabe und das Ansehen des päpstlichen Stuhles herabsetze. Und auch diesmal brachten sie den Papst auf ihre Seite. 1249.
Als Albert die Art und Weise, wie der Orden zur Herrschaft in Preußen gelangt sei, offen darlegte, erhielt er die Weisung, „er sei zur Ausführung der bereits vollgültig bestimmten Organisation des Landes als Legat nach Preußen gesandt worden, nicht um die Rechtlichkeit derselben erst zu untersuchen". Zugleich brachte ihn die Ritterschaft zu einer Übereinkunft, worin er gegen eine Summe von 300 Mark Silbers das Versprechen gab, die Rechtsgültigkeit der Urkunden nie anzufechten und seinen erzbischöflichen Sitz nicht ohne Einwilligung des Ordens in Preußen aufzuschlagen. Dadurch schwächte Albert seine geistliche Autorität, und es war nur natürlich, wenn in den nächsten Jahren 1250. 1251.
durch die vermittelnde Thätigkeit des Kardinals Wilhelm von Sabina schließlich eine Vereinbarung zustandekam, wodurch der Orden zum vollständigen Sieg gelangte. Der Metropolitanverband der preußischen Kirche wurde beseitigt, der erzbischöfliche Stuhl für Livland, Esthland und Preußen wurde nach Riga verlegt, fern genug, um dem Orden für seine „Rechte und Freiheiten" keine Sorgen mehr zu machen; die Bischöfe in Kulm, Marienwerder, Elbing nebst ihren Domherren sollten aus den Ordenspriestern gewählt werden. Seitdem stand der deutsche Ordensstaat Preußen unter dem Schutze und der Lehnshoheit des päpstlichen Stuhles in so fester einheitlicher Macht da wie kein anderer Staat des Mittelalters. Der Landmeister der Deutschritter vereinigte die weltliche und geistliche Herrschaft in seiner Hand.

Dieser Vereinigung religiöser, politischer und militärischer Kräfte, diesem *Fortgang der Eroberung.* einträchtigen Zusammenwirken des Papsttums und des Ordens verdankten die Deutschherren ihre wunderbaren Erfolge. Die Spaltung, welche der große Kampf des Pontifikats und Kaisertums um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch unter der Ordensritterschaft erzeugte, war nicht sehr einschneidend und nahm mit dem Tode Friedrichs II. ihr Ende. Während des Interregnums hielt der Orden zu der Kurie, und diese versäumte nicht, den Eifer für die Mission unter den christlichen Völkern stets lebendig zu erhalten. Kreuzprediger durchzogen das Reich; der Pommernfürst wurde mit dem Landmeister ausgesöhnt, päpstliche Sendschreiben ergingen an die Beherrscher von Polen und Böhmen, um sie zur Teilnahme am heil. Kriege aufzufordern. Wer das Kreuz nahm, war jeder Buße ledig; Gebannte wurden absolviert; Brandstifter und Verbrecher aller Art konnten sich dadurch Straflosigkeit, die Anhänger des Kaisers Versöhnung mit der Kirche und Gnade erkaufen. Der Eintritt in die Brüderschaft der „neuen Makkabäer in der Zeit des Heils" wurde auf alle Weise befördert; selbst zu Ehescheidungen erteilte die Kurie zu dem Behuf

leicht ihre Einwilligung. Die Wirkungen waren bald sichtbar. Wie tapfer auch die Eingebornen Freiheit und Nationalität, Glauben und Eigentum gegen die fremden Einwanderer verteidigten, getrennt und ohne gemeinsame Führung, jeder Staatsklugheit und politischen Einsicht ermangelnd und von kurzsichtigen Sonderinteressen geleitet, erlagen sie nach vieljährigen schrecklichen Kriegen voll wilder Greuel und blutiger Grausamkeit auf beiden Seiten dem Schwert der kampfgeübten Ritter, der überlegenen Staatskunst der berechnenden und weitschauenden Ordensmänner, der Macht der christlichen Kultur. „Alle Härte unseres eigenen Volksgeistes entfaltet sich hier, wo der Eroberer den Heiden gegenübertritt, mit dem dreifachen Stolze des Christen, des Ritters, des Deutschen. Die wilde feierliche Poesie des hohen Nordens erhöht den romantischen Reiz dieser Kämpfe. Willkommen ist der Frost, der die Straße bahnt durch die unwegsamen Wälder, gefürchtet der „weiche Winter“. Oftmals erhebt sich das Würgen auf dem Eise der Flüsse und Sümpfe, bis unter der Wucht der Streiter die Decke bricht und die Wellen Freund und Feind begraben.“ Die livländische Reimchronik des Dietlieb von Alnpeke, eines Dichters, der dem Orden angehört und einen Teil der von ihm besungenen Thaten mit erlebt zu haben scheint, gibt ein getreues Bild dieser wilden Kämpfe an den Gestaden der Ostsee. Sicher und stetig nach einem festen Plan geht die Eroberung vor sich. „Kaum ist ein Stück Landes von den Deutschen erstürmt, so führen deutsche Schiffe Balken und Steine die Weichsel herab, und an den äußersten Grenzen des Eroberten entstehen jene Burgen, deren strategisch glückliche Lage Kriegskundige noch heute bewundern — zuerst Thorn, Kulm, Marienwerder.“ Mit dem Krieger und Priester ging der Kaufmann Hand in Hand. Wir wissen, welche fruchtbringende Thätigkeit die Hansa entfaltete. Die Bürger Niederdeutschlands kamen herbeigezogen und gründeten Städte neben jeder Hauptburg. Der Orden begünstigte die Niederlassung der emsigen Kaufleute; die Kulmische Handfeste gewährte den neuen Ansiedlern großherzig die Freiheit des Magdeburger Rechts, das seitdem für die Mehrzahl der preußischen Städte den Rechtsboden bildete. Die Bürger Lübecks gründeten Elbing und ordneten die Pflanzstadt nach ihrem Rechte. „Diese vorgeschobenen Posten sind im kleinen, was das Ordensland dem Reiche war: ein fester Hafendamm, verwegen hinausgebaut vom deutschen Ufer in die wilde See der östlichen Völker.“ Sie dienten als Stützpunkte für das weitere Vordringen, und an ihren Mauern brach sich die Macht der Barbaren. Als die Züge nach dem Jordan aufhörten, erhoben die Predigermönche um so eifriger das Kreuz zum Kampf gegen die Heiden in den Ostseeländern. Ihre Stimme verhallte nicht erfolglos. Dort waren die Ziele viel leichter und versprachen mehr Gewinn als die weiten Meerfahrten.

Ottokars Zug nach Samland. 1254. 1255. Auch der Böhmenkönig Ottokar, von jeher ein getreuer Sohn der Kirche und mit den deutschen Herren seit Jahren in freundschaftlichen Beziehungen, unternahm einen Kreuzzug. Als der Hochmeister Poppo von Osterna, nachdem

die Wasserstraße der Weichsel und des Frischen Haffs bereits gewonnen und durch die Feste Elbing gesichert war, Anstalten traf, den Hauptsitz des Heidentums, das Samland, zu erobern, sammelten sich auch die Kriegsscharen aus Ottokars weiten Reichen unter der Kreuzesfahne. Den Rittern von Böhmen und Österreich schlossen sich viele Ordensbrüder an, unter ihnen Heinrich von Strittberg, nachmals Bischof von Samland. Auch Bruno von Olmütz, des Königs einflußreicher Ratgeber, nahm an dem Zuge teil. Die Sage hat sich frühe der ritterlichen Fahrt bemächtigt, die Ereignisse ausgeschmückt und den ganzen Ruhm der Unternehmung auf Ottokars Haupt gehäuft. Um Weihnachten, heißt es, langte das stattliche Heer, mehr denn sechzigtausend Gewappnete stark, darunter Ottokars Schwäger Markgraf Otto von Brandenburg und Heinrich von Meißen, in Breslau an und zog dann über Elbing dem Frischen Haff entlang nach Samland. Der Wald von Romove, das uralte Heiligtum, wurde genommen, die Göttereiche fiel unter den Axtschlägen christlicher Priester, die Götzenbilder wurden umgestürzt, der Griwe erschlagen. Aschenhaufen und Ströme von Blut, die sich über die weiße Winterdecke ergossen, bezeichneten den Weg des Heeres. Bei Rudau, wird ferner erzählt, erlitten die Samländer eine blutige Niederlage; da entsank den Häuptern des Volks der Mut und sie beschlossen Unterwerfung. Der erste samländische Edle ward auf Ottokars Namen getauft; darauf zog der Böhme, so erzählt die Sage weiter, den Pregel hinab, wies den Ordensbrüdern eine Stelle an, wo sie eine Burg erbauen sollten, und kehrte dann, nachdem das gesamte Volk Samlands getauft worden und, wie Schmeichler rühmten, Ottokars Herrschaft vom Adriatischen bis zum Baltischen Meer reichte, in sein Land zurück. Ihm zu Ehren sollen dann die Ordensherren der neuerbauten Burg und Stadt den Namen K ö n i g s b e r g und einen Ritter mit gekröntem Helm in ihr Wappen gegeben haben.

Mögen immerhin Sage und Dichtung die gewaltigen Kämpfe mit den lettischen Stämmen durch romantische Züge ausgeschmückt haben, das stetige Vordringen der deutschen Waffen und der christlichen Künste und Bildung liegt als wahrer Kern unter der sagenhaften Hülle verborgen. Die fremden Eroberer lichteten die Wälder, trockneten die Sümpfe aus, vernichteten den wilden Naturzustand, den Götzendienst und die Freiheit der Urbewohner und trugen deutsche Sprache, deutsche Sitten und deutsches Wesen bis über Memel und nach Kurland, wo Goldingen, Windau und Mitau durch deutschen Fleiß und Anbau bald zu blühenden Städten heranwuchsen.

Allgemeine Volkserhebung. 1260. 1261.

Wie wenig durch Ottokars sagenentstellten Kreuzzug die Völker an der Ostsee in Wahrheit unterworfen worden, trat bald zu Tage. Die Litauer und ihre Nachbarn, die Semgallen und Samaiten, pflegten den drohenden Kriegsstürmen durch äußerliche Bekehrung sich zu entziehen, kehrten dann aber nach entschwundener Gefahr zu ihren Göttern zurück. Im Dunkel der Wälder, an heiligen Quellen oder unter geweihten Eichen und Hollunderbäumen hielten sie Zusammenkünfte mit ihren Priestern, weinten den herben Schmerz ihres Lebens aus und faßten Entschlüsse der Rache und Empörung. So hatte der Großfürst

Mindowe von Litauen die Taufe empfangen und als christlicher „König“ Treue und Ergebenheit gegen die Ordensherren geheuchelt. Als aber die Härte der Ritter, welche die Eingebornen zum Landwehrdienst wider ihre Stammgenossen und zu schweren Zwangsarbeiten bei dem Burgenbau nötigten, ihre Kinder als Geiseln wegnahmen, Volk und Edelleute mit Verachtung behandelten und mit Hohn von sich stießen, eine allgemeine Bewegung hervorrief, da trat Mindowe wieder zu den vaterländischen Göttern zurück und nahm teil an der Verschwörung, die sich bald von der Dwina bis zur Weichsel ausbreitete. Bei Durben an der Memel erlag der livländische Landmeister den vereinten
13. Juli 1260. Angriffen der Litauer, Samaiten und Kuren in einer heißen Feldschlacht, wo über hundertundfünfzig Ordensritter, unter ihnen der Führer selbst, die Walstatt deckten. Kurland und Semgallen pflanzten die Fahne nationaler Unabhängigkeit auf und gaben den übrigen Ordenslanden das Signal zur Nachahmung. „In den Sommernächten des Jahres 1260,“ schildert Treitschke die Erhebung, „geht ein geheimnisvolles Leben durch die preußischen Wälder, ein Oberpriester erscheint unter den verschwornen Heiden, aus den Kronen der Eichen verkündet die Stimme der alten Götter, daß die Stunde der Rache geschlagen. An der Spitze der Bewegung stehen preußische Edle, gebildet in deutschen Klosterschulen, deutscher Mannszucht gewohnt und bereit, den Herrn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Da ladet der wilde Ordensvogt auf Lenzburg am Frischen Haff eine Schar verdächtiger preußischer Edlen zu sich, zündet die Burg über ihren Häuptern an. Die erbitternde Kunde fliegt durch die Lande, im September steht das gesamte Volk in Waffen, verbrennt die Ordensburgen, erschlägt die Bauleute.“ Die Litauer zogen unter ihrem Fürsten Mindowe mordend und raubend über die Dwina und brachen in Livland ein, unterstützt von den Russen, mit denen der abtrünnige „König“ einen Bund geschlossen. Die gefangenen Ordensbrüder und Priester wurden unter Martern getötet.

Not des Ordens. Damit begann ein Krieg voll Greuel und Entsetzen, wie voll Großthaten und kriegerischer Kraftentfaltung. „Von Samlands Seegestade bis an die Grenze Pomesaniens,“ sagt Voigt, „ging an demselben Tage eine Vernichtung, denn alles, was auf den christlichen Glauben deutete, wurde zertreten, entheiligt und zerstört; Kirchen und Kapellen wurden niedergestürzt oder verbrannt, die heil. Geräte geraubt, die Priester aufs grausamste gemordet. Alle Landbewohner, Christen und Deutsche, die nicht eiligst Rettung in einer nahen Ordensburg finden konnten, wurden teils jammervoll erwürgt und erschlagen, teils in Sklaverei hinweggeführt.“ Wieviel die Deutschherren in früheren Jahren durch Übermut, Härte und Grausamkeit gesündigt haben mochten, es wurde ihnen reichlich vergolten. „Es geschah, daß der gefangene deutsche Herr in dreifacher Eisenrüstung dem Donnergott zum Opfer verbrannt ward, oder daß die Heiden ihm den Nabel an einen Baum nagelten und ihn dann mit Peitschenhieben um den Stamm trieben, bis der ausgeweidete Leib zusammen-

brach." Nach einem zehnjährigen Vernichtungskrieg schien die Herrschaft des Deutschordens ihrem Ende nahe, schien auf den Trümmern der deutschen Zwingburgen und christlichen Kirchen der alte Gottesdienst und die alte Freiheit wieder aufzuleben, schienen alle Früchte dreißigjähriger Mannesarbeit verschwunden zu sein. Die Deutschherren wandten sich um Hilfe an die Bürger der Hansa, „die dieses Feld des Glaubens so oft mit ihrem Blute benetzt"; sie trugen dem Papst ihre Not vor, und Urban IV. zögerte nicht, in feurigen Sendschreiben an Bischöfe und Fürsten alle gehorsamen Christen zu ermahnen, das gefährdete Werk der Ordensbrüder, die nach glorreichen Thaten nun so viele Not und Drangsale zu erleiden hätten, kräftig zu unterstützen und das umgestürzte Kreuz wieder aufzurichten. Aber die schrecklichen Zustände Deutschlands während des Interregnums hielten den Blick an die nächste Heimat gefesselt. Die Zuzüge der Bewaffneten reichten nicht hin, die wachsenden Gefahren schreckten ab und die Gnadenverheißungen der Kirche hatten ihre Macht verloren. Die Erfolge erhöhten den Mut der Preußen. Sie eroberten und verbrannten die Burgen und kämpften unter ortskundigen Führern mit Glück in mehreren Feldschlachten. Heilsberg und Braunsberg wurden erstürmt und den Flammen übergeben; bei Löbau fiel der Landmeister mit vierzig Ordens- 1263.
herren; Marienwerder ging in Flammen auf. Die Lage verschlimmerte sich noch, als Herzog Swantopolk von Pommern, welcher in den letzten Jahren den deutschen Rittern eine freundliche Gesinnung bewahrt hatte, aus dem Leben 1266.
schied und sein Nachfolger Mistwin, die Lehren des Vaters verachtend, eine entgegengesetzte Politik verfolgte. Auch Papst Clemens IV. strengte alle Kräfte an, neue Kreuzheere aufzubieten, „damit das wiederaufgestandene Untier des alten Götzendienstes im Preußenlande von neuem überwältigt werden könne".

Ottokars zweiter Kreuzzug. 1267. 1268.

Auf seine Ermahnung zog Ottokar von Böhmen, der getreue Diener der päpstlichen Politik, abermals mit seinen Heeren durch Schlesien und Polen gen Norden. Er bedurfte für seine Herrscherpläne der thätigen Mithilfe des römischen Stuhles, und die Aussicht, sein Reich durch eroberte Heidenländer zu mehren und die prahlerische Verherrlichung seines früheren Kreuzzuges wahr zu machen, spornte seine Kriegslust und seinen Ehrgeiz. Aber diesmal waren seine Unternehmungen von noch geringeren Erfolgen begleitet als früher. Nach einem kurzen Winterfeldzug an der Weichsel, wobei viele seiner Streiter auf der durch Thauwetter gelockerten Eisdecke des Stromes zu Grunde gingen, kehrte er wieder zurück. Eine Versöhnung des Ordens mit dem Pommernherzog war das einzige Resultat seines zweiten Kreuzzugs.

Umschlag und Rache.

Endlich aber kamen für den Orden bessere Tage. Als Rudolf von Habsburg die deutsche Kaiserkrone erlangte und im Reiche wieder Recht und Ordnung aufrichtete, fanden auch die Ermahnungen des Papstes Gregor X. und die Thätigkeit seiner Legaten und Kreuzprediger willigere Herzen. Rudolf selbst, wie es heißt, einst Ottokars Begleiter auf dem Heerzug gegen Samland, beför-

derte die Ritterfahrten nach der Ostsee. Unterstützt von deutschen Rittern und Edlen, die sich mit jedem Jahre mehrten, gewann der Ordensmeister Konrad von Thierberg, ein entschlossener, thatkräftiger Mann, allmählich die Oberhand über die feindlichen Scharen. Ohne einheitliche Leitung wurden die einzelnen Heerhaufen derselben überwältigt und in die Wälder und Heiden gedrängt, ihre Nationalhelden fielen im Kampf oder fanden als Gefangene einen schmerzvollen Tod. Unter Brand, Mord und Verwüstung wurde die Herrschaft der Deutschherren hergestellt. In Pogesanien wurde die männliche Bevölkerung niedergemacht, Frauen und Kinder weggeführt, damit Raum geschafft würde für deutsche Ansiedelungen; in Nadrauen wurde das Land in eine Wüstenei verwandelt, die Einwohner teils erschlagen, teils zur Flucht nach Litauen gezwungen; Samland, einst eine blühende und volkreiche Landschaft, wurde zertreten und niedergebrannt, das alte Heiligtum der Götter wurde von Gestrüpp überwuchert, an den ehemaligen Wohnstätten der Menschen hauste der Auerochs und der wilde Eber. Am längsten währte der Kampf in der südöstlichen Landschaft Sudauen, wo an Seen und in Wäldern ein kräftiger, durch Jagd und Waffenübung abgehärteter Volksstamm lebte mit einem zahlreichen berittenen Adel. Als die Freiheit nicht mehr zu retten war, verwüstete der letzte Sudauerfürst Skurdo die vaterländische Erde und wanderte dann mit seinen Getreuen nach Litauen aus, der Heimat fluchend. Seitdem herrschte in Sudauen die Stille der Wüste und die Ruhe des Grabes; und da, wo früher mit jedem Frühling in Dörfern, auf Auen und Feldern die thätige menschliche Hand neues Leben und neues Gedeihen hervorgerufen hatte, fanden nunmehr in wildem Gesträuch und dunkeln Waldungen wilde Tiergeschlechter ihre Lagerstätten und ihr freies Regiment. Die letzten der Sudauer mußten den Götterwald Romove im Samland umroden, den kein Samländer zu berühren wagte, und die Stätte heißt noch heute der Sudaische Winkel. Auf diese Weise wurde das Blut der gefallenen oder getöteten Ordensritter und Kreuzpilger gerächt. Nun beugten die Preußen, wie ein Chronist sagt, ihren harten Nacken dem Glauben und den Brüdern. Auch Kurland und Semgallen jenseits der Dwina wurden von den eisernen Scharen der Ordensritter zur Unterwerfung gezwungen. Fortgesetzte Verwüstung des Landes hatte solche Notstände erzeugt, daß nur die Wahl zwischen Tod und Knechtschaft gelassen war. Ein altes lettisches Volkslied besingt einen Reiter, der in dem Lande gefallen, „wo ein Bach von Blut fließt, wo die Knochen Brücken bilden, aufgetürmt die Schwerter sind, Männer liegen dort wie Eichen“.

Begründung neuer Zustände. Also hatte das deutsche Schwert, heißt es bei Voigt, von Rittern und Kreuzfahrern geführt, über das ganze Volk Preußens gesiegt. Vom Ufer des Weichselstromes an bis ostwärts an die Grenzen des heidnischen Litauens und im Süden von Masoviens Nordgrenzen bis hinauf über den Memelstrom an die Grenzen des Samaitenlandes hatte sich alles seiner Kraft unterworfen. Mit

dem ritterlichen Schwerte aber hatte auch das christliche Kreuz gesiegt. Die heidnischen Opfersteine waren in christliche Altäre, die heil. Götterhaine in christliche Gotteshäuser umgewandelt. Mit dem alten Glauben des Volks waren auch die alte Verfassung, das alte Gesetz, die alte Sitte vernichtet und alles zerworfen und zerrissen, was sonst als Eigentümlichkeit dem Volke in sich selbst Einheit und Verband gegeben. Die innere Welt war völlig untergegangen. Um die Zeit, da im Morgenlande die letzten christlichen Besitzungen verloren gingen und dem Deutschen Orden alles, was die früheren Geschlechter mit dem Schwerte errungen hatten, von den Mohammedanern entrissen ward, hatte er an einem andern Küstenlande eine Herrschaft aufgerichtet, welche die Keime eines europäischen Großstaats in seinem Schoße barg. Durch die Empörung und den Abfall zum Heidentum war das Recht der Preußen verwirkt, durch den Sieg daher der Orden in viel ausgedehnterem Maße Herr und Eigentümer des ganzen Landes geworden als durch die Schenkungen von Kaiser und Papst. Die Lehnsherrlichkeit des entfernten apostolischen Stuhles legte ihm geringe Beschränkungen auf. Sie war für die geistliche Ritterschaft mehr eine Ehrenhuldigung als eine wirkliche Belastung und führte ihr, da die Kurie die Unternehmungen des Ordens fortwährend begünstigte und das Interesse für die Kreuzfahrten nach dem Norden lebendig zu erhalten suchte, stets neue Kräfte zu. Der innige Bund mit Rom, der sich schon bei der Gründung so vorteilhaft für die Zwecke der Deutschherren erwiesen, war daher auch dem ferneren Gedeihen ihres Werkes, dem Aufbau einer christlichen Staatsordnung „aus wilder Wurzel" in hohem Grade förderlich. Diese neue Staatsordnung, an deren Aufrichtung nun die praktischen, energievollen Männer die Hand legten, war keine organische Entwickelung der bestehenden Verhältnisse; sie war ein Geschenk der Gnade für die Gehorsamen oder eine Strafe für den Abfall, je nach dem Grade der Schuld, und hatte vorzugsweise die Sicherheit und Wehrhaftigkeit des Ordensregiments zum Zweck. Durch zahlreiche neue Burgen wurde eine feste Schutzwehr geschaffen, welche vom Kulmischen bis nach Samland reichend alle Teile des Landes in Verbindung setzte und, falls eine oder die andere Landschaft in eine bedrohte Lage geriet, rasche Hilfe möglich machte. Bei der Ordnung der Rechtsverhältnisse für die Einwohner ging man von politisch-militärischen Gesichtspunkten aus. Ein großer Teil der einheimischen edlen Geschlechter wurde in den Stand der Unfreien hinabgestoßen; und selbst diejenigen, die der Orden wegen guten Verhaltens in den Tagen der Not als „Withinge" oder „Freilehnsleute" in Beziehung auf persönliche Rechte und Eigentum besser stellte oder die er durch Verleihung des Kulmischen Rechtes als „Kölmer" von der Klasse der Gutshörigen und Leibeigenen ausschied, standen doch in einem Abhängigkeitsverhältnis und waren zu bestimmten Leistungen, vor allem zum Kriegsdienst verpflichtet, die beiden ersten Klassen zur unbedingten Heeresfolge, auch wenn der Orden die Waffen nach außen trug, auf „Reisen" auszog, die Kölmer zur Landwehr, zur Verteidigung

Burgenbau.

Rechtsstellung der Eingeborenen.

des Vaterlandes, wenn das „Kriegsgeschrei“ durch das Land ging und den Einfall des Feindes verkündete. Und damit das Bewußtsein der Abhängigkeit stets rege blieb, stellte der Orden den Preußen fast niemals Urkunden über ihren Landbesitz aus. Aber das Schwert hatte die Volkszahl gemindert, die Flucht zu den heidnischen Litauern, die Verpflanzung ganzer Ortschaften nach entlegenen Gegenden viele leere Stätten geschaffen. Diese mußten durch neue „Einzöglinge“ aus Deutschland bevölkert und angebaut werden. Und so sehen wir denn durch fortwährende Einwanderungen neues Leben entstehen. Ritter und Kriegsleute, welche die Wehrmannschaft des Ordens mehrten, erhielten zum Lohn ihrer Dienste Freigüter oder Lehen und bildeten mit den Getreuen aus altpreußischem Adel den Stand der Grundherren unter der Hoheit des Ordens mit einer gutshörigen Landbevölkerung, welche sie aber nicht mit andern Rechten beschenken durften, als die Hintersassen der Ordensbrüderschaft selbst genossen. Deutsche Einwanderer aus dem Bauernstand verstärkten entweder die Zahl der Ansiedler, die sich um einzelne Burgen gesammelt hatten, und führten dadurch die Gründung neuer Städte, die Entwickelung der dörflichen Anlagen zu Stadt-Gemeinden herbei mit bürgerlichen Ordnungen und städtischen Einrichtungen, die der Ordensvogt bestätigt, oder sie bildeten neue Dorfschaften in verlassenen oder dünn bevölkerten Gegenden, wo sie durch Feldbau und Viehzucht den Wohlstand des Landes in die Höhe brachten und durch gesetzliche Bestimmungen über Pflichten und Rechte gegen Willkür und Vergewaltigung der Gutsherren geschützt waren, während die zurückgebliebenen Eingebornen, die als Bauern und Hirten ihr freudenloses Dasein verbrachten, durch den Christenglauben nicht vor drückender Leibeigenschaft bewahrt wurden. Sie hatten an der Freiheit, die der Heiland durch seinen Kreuzestod der Menschheit erworben, keinen Anteil.

Deutsche Ansiedler.

Stellung des Ordens zur Kirche.

Das Zusammengehen des Ordens mit dem päpstlichen Stuhl hatte auch die gute Wirkung für ihn, daß Staat und Kirche in Preußen nicht in den unheilvollen Konflikt gerieten, der in andern Ländern beider Kräfte so häufig verzehrte. Vermöge seines geistlichen Charakters hatte der Orden in der Kirche selbst seine Stellung. Mit Ausnahme von Ermeland wurden die Bischofsstühle und die Domkapitel mit den geistlichen Brüdern des Ordens selbst besetzt; die Ausdehnung des Grundbesitzes über das zugestandene Dritteil war untersagt, und selbst in diesem Dritteil unterlag die Bevölkerung der Städte und Dörfer der Landesgesetzgebung und der allgemeinen Wehrpflicht. Nirgends war das weltliche und geistliche Regiment so innig verflochten, in so geschlossener Einheit als in dem Ordensstaat Preußen. Als sich in der Folge das Einverständnis zwischen der Ritterschaft und der Kurie lockerte, waren die Elemente schon so sehr zusammengewachsen, daß Rom keine feindselige Scheidung zwischen Kirche und Staat mehr durchzuführen vermochte.

Die Germanisierung des Landes.

Mit der deutschen Einwanderung vollzog sich auch die rasche Germanisierung des Landes und der übriggebliebenen Urbevölkerung. „In der Fülle des

ringsaufsprießenden deutschen Lebens erstickten die letzten Triebe preußischer Sprache und Sitte. Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts herrschte die Sprache des Eroberers. Nur das zähere Volkstum der Litauer hat sich noch heute sein heimisches Wesen bewahrt: noch heute lebt die schöne liederreiche Sprache, die Männer tragen noch den Bastschuh, die Mädchen die reichgeschmückte blaue Kasawaika.“ Aber mit dieser Umwandlung des preußischen Volkes durch die Einwanderung neuer Ansiedler aus allen deutschen Gauen wurde auch der Boden geschaffen für germanische Kraft und germanische Freiheit. War Preußen bisher gepriesen als „des Christenglaubens Mehrung, Mauer und starker Friedensschild“, so verdiente es sich jetzt den Namen des „neuen Deutschlands“. Dem Ordensstaat fiel der Beruf zu, das germanische Wesen im fernen Nordosten zu wahren und zu pflegen und es dann über die Nachbarländer zu verbreiten. Im Anfang des nächsten Jahrhunderts finden wir ihn bereits im Besitze des linken Weichselgebietes mit der blühenden Handelsstadt Danzig, und als der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen im Jahr 1309 den Hauptsitz des Ordens in der Marienburg aufschlug, begann eine neue Periode der Entwickelung.

3. Manfred und Ezzelino.

Wie einst bei der Nachricht von dem Tode Friedrichs II., so wurde Innocenz auch bei der Kunde von dem Hingange Konrads IV. freudig erregt. Nach einem kurzen Aufenthalte in Rom, wo er sich die Gunst des Volkes und seines kraftvollen Senators Brancaleone dadurch erkaufte, daß er das so oft befehdete Tivoli an die römische Stadtgemeinde überließ, begab er sich wieder nach Anagni, das nun abermals der Mittelpunkt aller kirchlichen Geschäfte wurde. Konrad hatte das Mißtrauen gegen den hochherzigen, volksbeliebten Manfred selbst auf dem Sterbelager nicht abgelegt: nicht ihm hatte er die Regentschaft für seinen jungen abwesenden Sohn Konradin übertragen, sondern dem Markgrafen Berthold von Hohenburg, einem Verwandten seiner Gemahlin Elisabeth. Berthold, der den Oberbefehl über die deutschen Kriegsvölker in Apulien führte, war als Fremdling und hartherziger Bedrücker der italienischen Städte und Landschaften bei den Eingebornen eben so verhaßt als der leutselige und großmütige Manfred beliebt war; dabei besaß er keineswegs die geistigen und politischen Fähigkeiten, um einem Innocenz gegenüber das sizilianische Erbreich für Konradin zu behaupten. Nach der Beisetzung der königlichen Leiche in der Hauptkirche zu Messina schickte der neue Reichsverweser eine Gesandtschaft, an ihrer Spitze Manfred selbst, nach Anagni, um den Papst zum Frieden und zur Anerkennung der Rechte Konradins, den der sterbende König in seiner letztwilligen Verfügung dem Schutz der Kirche empfohlen hatte, zu bewegen. Innocenz, der in diesem Schritt ein Zeichen der Schwäche erkennen mochte, glaubte durch entschiedenes gebieterisches Auftreten am sichersten zum Ziele zu kommen. Anstatt das

Die Ausgleichung von Innocenz verworfen.

Beispiel des dritten Innocenz sich zum Vorbild zu nehmen, stellte er die Ansprüche seines „Mündels" von vornherein dadurch in Frage, daß er vor allem die unbedingte Auslieferung des Königreichs Sizilien an die Kirche verlangte, die Prüfung der hohenstaufischen Erbrechte der Zukunft überweisend. Wenn er dabei erklärte, daß er in dem der Kirche zu leistenden Treueide den Zusatz gelten lassen wolle „mit Vorbehalt der Rechte Konradins", so war dies nur eine der alten Trugkünste, um in den Augen der Welt dem Papsttum den Schein der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu wahren. Denn gleichzeitig traf er energische Maßregeln, um sich den Besitz des Landes zu sichern, indem er die Häupter der Staufischen Partei mit dem Bann bedrohte, wenn sie nicht in einer bestimmten Frist seinen Befehlen Folge leisten würden, und nach Ablauf dieser Frist die Drohung ausführte und Manfred, Friedrich von Antiochia und Berthold von Hohenburg nebst seinem Bruder wirklich aus der kirchlichen Gemeinschaft ausschloß. Zugleich wurde Kardinal Wilhelm Fieschi, sein Neffe, als Legat nach Sizilien geschickt mit der unumschränkten Vollmacht, gegen Verpfändung von Kirchengütern Geldsummen aufzunehmen, die Einkünfte aller erledigten Bistümer und Pfründen einzuziehen, Kollekten und Auflagen im ganzen Königreich, selbst die Geistlichkeit nicht ausgenommen, auszuschreiben und alle, die der Kirche den Gehorsam verweigerten, ihrer Güter zu berauben. Damit sollten die Kriegsmannschaften, die der Papst von allen Seiten zusammenzog, erhalten und der päpstlichen Herrschaft Anhänger gewonnen werden.

Manfred übernimmt die Regentschaft. 1254.

Eine furchtbare Gährung durchzog nun das ganze Königreich, und Abfall, Intrigen und Parteiwut zerrütteten alle Verhältnisse, zerrissen alle Bande. Die Ghibellinen erkannten bald, daß Berthold der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen war. Ein Kriegsmann und Minnesänger, aber ohne Urteil und Menschenkenntnis und von unedlem Charakter, hatte er zweideutige Leute an die wichtigsten Posten gestellt und dadurch den einst so festen Beamtenstaat gelockert. Er selbst erkannte zuletzt, daß die Last, die ihm Konrad aufgebürdet, über seine Kräfte gehe: er erklärte daher in einer Notabelnversammlung, daß er bereit sei, die Regentschaft an Manfred abzutreten. Nach einigem Sträuben übernahm der Kaisersohn auf dringendes Zureden der sizilianischen Großen das schwierige Amt. Da aber der Markgraf, mehr auf seinen eigenen Vorteil als auf die Zukunft der hohenstaufischen Herrschaft bedacht, den königlichen Schatz zurückhielt, so war Manfred bald außer stande, den Kampf mit dem starken Gegner aufzunehmen. Hatte er doch bereits sein Silbergerät und seine Kostbarkeiten weggegeben, um die deutschen Söldner zu bezahlen! Selbstsüchtige Edle von wankender Treue, wie jener Peter Ruffo, den Berthold zum Statthalter von Kalabrien eingesetzt, wie Richard Montenero, hatten bereits Unterhandlungen in Anagni angeknüpft, um das Königreich dem Papst in die Hände zu liefern und sich selbst als Preis des Verrats Güter und Ehren zu erwerben. Andere folgten ihrem Beispiel; selbst der Markgraf Berthold trat

heimlich mit dem Papst in Verbindung, um vom Bann befreit zu werden und im Besitze seiner Schlösser und Reichtümer zu bleiben. Unter solchen Verhältnissen konnte Manfred keinen offenen Waffengang wagen. Er ließ daher durch seinen Oheim, den Grafen Galvano Lancia, dem Papst melden, wenn Innocenz selbst die vormundschaftliche Regierung für das Königskind Konradin übernehmen wolle, so sei er bereit, das sizilianische Reich der Kirche zu unterwerfen. Der Papst handelte mit seiner gewöhnlichen Doppelzüngigkeit. Er zeigte sich sehr erfreut über das Anerbieten, schloß einen Vertrag, worin er dem Kaisersohn für seine Unterwerfung das Fürstentum Tarent nebst der Grafschaft Andria und alle übrigen Güter als erbliches Kirchenlehen übertrug, und erklärte in einem Rundschreiben, daß er seinem Mündel Konradin das Herzogtum Schwaben und die Krone Jerusalems erhalten wolle. Und doch hatte er das Fürstentum Tarent bereits den Frangipani verliehen und dem englischen Königssohn die sizilianische Krone vertragsmäßig zugesichert! Von einer Zurücknahme aber war nirgends die Rede.

27. Sept.

Innocenz nimmt Besitz von Neapel. 1254.

Innocenz zögerte nicht lange, von dem Königreiche, nach welchem die Kirche so lange ihre sehnenden Blicke gerichtet, Besitz zu ergreifen. Im Oktober verließ er Anagni, begleitet von einem Schwarm flüchtiger oder verbannter Guelfen, welche nach Rache dürsteten, und überschritt bei Ceperano die Grenze Apuliens. Hier erwartete Manfred an der Spitze der Reichsbarone den heil. Vater und führte dann in eigener Person, des Papstes Pferd am Zügel haltend, den Todfeind seines Vaters und des ganzen staufischen Geschlechts über die Brücke am Garigliano in das Erbland seiner Ahnen. Innocenz wurde mit Ehrenbezeugungen empfangen. Das Königreich hatte durch die fremden Truppen und Heerführer und durch die drückenden Besteuerungen der staufischen Herrscher jahrelang zu viele herbe Schicksale erfahren, als daß die Bewohner nicht voll freudiger Erwartungen einen Wechsel der Herrschaft hätten begrüßen sollen. Zwar hatte sich auch das päpstliche Regiment keineswegs milde und versöhnlich angelassen; allein eine befestigte Obrigkeit, hoffte man, würde gelindere Maßregeln ergreifen als eine solche, die noch für ihre Existenz und Anerkennung zu kämpfen habe. Die Barone und Stadtgemeinden beeiferten sich daher um die Wette, dem Kirchenfürsten, als er in Capua eingezogen war, ihre Huldigungen darzubringen, jene, um in ihren Lehnsgütern bestätigt zu werden und die hohe Gerichtsbarkeit und andere Rechte wieder zu erlangen, diese in der Hoffnung unter der kirchlichen Herrschaft in ihrem freien Gemeindeleben und in ihren republikanischen Einrichtungen keine Hinderung zu erfahren. Selbst die Brüder Hohenburg trennten ihr Schicksal von der Staufischen Partei und huldigten dem Papste. Am 27. Oktober hielt Innocenz seinen feierlichen Einzug in Neapel, von der Bürgerschaft mit Ehren und Kundgebungen der Freude empfangen.

Wenn Manfred gehofft hatte, der Papst würde wie einst Innocenz III.

Manfred flieht nach Luceria. 1254. nur die vormundschaftlichen Rechte, nur eine vorübergehende Regentschaft für die Kirche in Anspruch nehmen, das erbliche Anrecht des staufischen Herrscherhauses aber in Ehren halten, so hatte er bald Gelegenheit, seinen Irrtum einzusehen. Bei den Huldigungen war nirgends von den Rechten Konradins die Rede; der Kardinallegat Wilhelm, ein hochfahrender Priester, forderte von Manfred selbst den Lehnseid; die aus dem Exil heimkehrenden Barone traten mit verletzender Anmaßung auf. Der Sohn Friedrichs II. sah sich allenthalben von Abfall und Verrat umgeben; Borello von Anglone, den Manfred mit Monte S. Angelo und Alesina belehnt hatte, verweigerte ihm in beleidigenden Worten den Gehorsam und lauerte ihm mit einer Reiterschar in einem Engpaß bei Teano auf. Der Verräter wurde überwunden und von dem ergrimmten Volke erschlagen. Borello hatte Freunde am päpstlichen Hof, welche seinen Tod zu rächen gedachten. Darum hielt sich Manfred nicht mehr für sicher. Er entfloh von Capua nach Acerra zu seinem Schwager Rainald von Caserta, und als er von seinem Oheim Galvano Lancia gewarnt wurde, daß sein Leben oder seine Freiheit in Gefahr stehe, da zerriß er das unnatürliche Verhältnis, in das er sich durch seine Unterwerfung verstrickt sah, und trat wieder als freier Fürst auf. Geleitet von dem Grafen und von zwei edlen Ghibellinen aus Neapel, Marino und Konrad Capece, ritt er in dunkler Nacht durch das apulische Waldgebirg und gelangte nach vielen Gefahren und Mühseligkeiten, auf steilen Nebenwegen den Nachstellungen der Hohenburger sich entziehend, mit drei Reitern über Venosa nach Luceria, der treuen Sarazenenstadt seines Vaters. Der Befehlshaber der Festung, Johannes der Maure, war abwesend; sein Unterfeldherr Marchisio hatte die strenge Weisung, niemand in die Stadt einzulassen. Bitten und Drohungen der Sarazenen blieben erfolglos. Schon wollte der Kaisersohn durch eine enge Maueröffnung hindurchkriechen, als die Moslems, ergrimmt, daß der Sohn ihres noch im Tode verehrten Herrn sich wie ein Dieb in ihre Mitte schleichen sollte, mit Äxten und Brecheisen das
2. Nov. Thor einschlugen und den tapfern Mann auf ihren Armen in die Stadt trugen. Marchisio wurde gezwungen, sich dem Fürsten zu Füßen zu werfen und ihm Gehorsam zu schwören.

Manfred siegreich. Innocenz IV. Tod. 1254. Luceria war reich an Schätzen; Gold, Silber und Kostbarkeiten aller Art lagen in dem Kaiserpalast geborgen. Sie setzten Manfred in den Stand, die sarazenischen und deutschen Kriegsmannschaften Lucerias durch neue Söldnerscharen zu verstärken und zum Kampfe für die Rechte seines Neffen Konradin ins Feld zu ziehen. Dem Kühnen stand das Glück zur Seite. Die päpstlichen
2. Dez. Truppen wurden überwunden und zersprengt, Foggia eingenommen und der unfähige Kardinal Wilhelm so sehr in Schrecken gesetzt, daß er mit Zurücklassung alles Gepäcks schleunig nach Neapel entwich, worauf auch die Stadt Troja, wo er sein Hauptquartier genommen hatte, dem siegreichen Kaisersohne die Thore öffnete. Als der flüchtige Legat ohne Heer am 13. Dez. in Neapel

ankam, war Papst Innocenz IV. bereits aus dem Leben geschieden. Die Trauerbotschaften von Foggia und Troja hatten den leidenden Zustand, in dem er sich schon einige Zeit befunden, so verschlimmert, daß er am 7. Dez. in dem Palaste, den einst Peter von Vinea bewohnt hatte, in verdüsterter und aufgeregter Seelenstimmung gestorben war. Sein Totenlager umstanden weinende Nepoten, deren Bereicherung sein eifrigstes Anliegen gewesen.

Innocenz IV. war ein Mann von Geist, Kraft und Energie, aber voll Herrschsucht, ohne Adel der Seele und ohne geistliche Tugend. „Ein gewissenloser und habgieriger Priester," bemerkt Gregorovius, „das entschiedene Parteihaupt der guelfischen Richtung seiner Zeit, listig mit Verträgen spielend, vor nichts zurückschreckend, was ihm der eigene Vorteil gebot, so erfüllte er die Welt mit Empörung und Bürgerkrieg und zog die Kirche tief in die Sphäre weltlicher Interessen hinunter, die er zu heiligen stempelte. Jeder Mensch von freiem Urteil kann nur mit Widerwillen auf den bloß politischen Zustand eines beständigen Feldlagers und Diplomatenkabinetts oder eines Geldgeschäftes blicken, in welchen Innocenz IV. die Kirche versetzte, und er wird Mühe haben, das Urteil über ihn durch den Charakter seiner Zeit zu mildern." Sein Charakter.

Die Lage der Dinge, die Furcht vor Manfred und seinen Sarazenen beschleunigte diesmal die neue Papstwahl. Schon am 12. Dezember wurde Reginald, Bischof von Ostia und Velletri, ein Neffe Gregors IX. aus dem Hause der Conti in Neapel, gewählt und am 27. desselben Monats als **Alexander IV.** geweiht. In den geschichtlichen Weltgang brachte der Wechsel des Pontifikats keine Änderung. Wenn auch weniger leidenschaftlich und energisch als der Vorgänger, war der neue Papst doch zu schwach, eine andere politische Richtung einzuschlagen. Wenn er in Briefen nach Deutschland den kleinen Konradin seines Wohlwollens versicherte, zugleich aber den Vertrag bestätigte, kraft dessen der englische Königsohn Edmund gegen eine jährliche Abgabe von 1000 Unzen Krone und Reich Siziliens als kirchliches Lehen erhalten sollte, wenn er mit Manfred selbst Friedensunterhandlungen anknüpfte, zugleich aber die Gegner desselben, besonders die Grafen von Hohenburg, durch Schenkungen und Lehen an das Papsttum zu fesseln suchte, so kann man darin nur die alte Politik erkennen, durch gleichzeitige Unterhandlungen von entgegengesetzter Natur und Richtung die Welt zu täuschen oder günstige Wendungen abzuwarten. Wie hätte die Kurie auch glauben können, daß der hohenstaufische Fürst in einem Augenblick fast wunderbarer Erfolge in das Dienstverhältnis zur Kirche zurücktreten würde, ohne daß diese die Erbrechte Konradins auf das Königreich und Manfred als Reichsregenten anerkannte! Die Sarazenen waren dem ritterlichen Manne mit solcher Begeisterung zugethan, daß sie ihren zweideutigen Anführer Johannes den Mauren erschlugen und sein Haupt an dem Thore von Luceria befestigten. Von allen Seiten strömten Söldnerscharen unter seine Fahne; Peter Ruffo, der in Sizilien und Kalabrien mit dem päpstlichen Hof verräterische Verbindungen unterhalten hatte, irrte, verjagt und verfolgt, von Schloß zu Schloß, bis ein Fischer sich durch schweres Gold bewegen ließ, ihn mit seiner Alexander IV. und Manfred. 1254. 1255.

Familie auf einer Barke nach Neapel an das päpstliche Hoflager zu retten. Die Stadtgemeinden, die wie die deutschen Reichsstädte aus dem Parteikampfe für ihre freiheitliche Entwickelung Vorteil zu ziehen bemüht waren, suchten auf den von Friedrich II. gegebenen Grundlagen sich allmählich zu republikanischen Gemeinwesen emporzuarbeiten und traten stets derjenigen Seite bei, auf welcher sie ihr Ziel am ersten zu erreichen hofften. Bald war Manfred der gebietende Herr: die Hohenburger, die ihrer Abstammung und Verwandtschaft uneingedenk sich ganz dem päpstlichen Hofe hingegeben und das Fürstentum Tarent feindlich überfallen hatten, gerieten in Manfreds Gewalt und büßten, vor dem Lehnshof des Hochverrats überführt, ihr pflichtvergessenes Treiben mit Kerkerhaft; der Kardinallegat Octavian wurde zurückgeschlagen und rettete sich nur durch einen
1255. nachteiligen Vertrag, den aber die Kurie nicht bestätigte. Schon im Juli hatte Alexander, die Annäherung Manfreds fürchtend, seine Hofhaltung von Neapel nach Anagni verlegt und war dann im November nach Rom gezogen, gerade als der kraftvolle, republikanisch gesinnte Senator Brancaleone dem Haß des Adels und Klerus erlegen war und aus der Haft in seine Vaterstadt Bologna entlassen wurde.

Manfreds siegreiches Vorgehen. 1256. 1257.

Die Entfernung des päpstlichen Hofes vollendete den Sieg Manfreds. In kurzem unterwarfen sich ihm die Städte Capua und Neapel, Aversa und Brindisi, so daß er es wagen konnte, über die Meerenge zu setzen und auch in der Insel Sizilien, wo mittlerweile seine Oheime Galvano und Federigo Lancia ihm mit glücklichem Erfolge vorgearbeitet und das widerspenstige Messina unterworfen hatten, das staufische Erbrecht von neuem zur Geltung zu bringen. Auch hier lächelte ihm das Glück. In England hatten die unerhörten Gelderpressungen zur Erwerbung der italienischen Krone für Edmund und der deutschen für Richard von Cornwallis unter allen Ständen solche Unzufriedenheit erregt, daß Heinrich III., von seinen Baronen bekriegt und vom Klerus in seiner Geldnot verlassen, nicht wagte, für die sizilianische Schattenkrone noch größere Opfer zu bringen und die englische Flotte und Kriegsmannschaft, die nach der Übereinkunft den Prinzen nach der Insel geleiten und ihm das Königreich erobern sollten, zurückhielt. Als nun die erwarteten Schiffe nicht anlangten, verlor die päpstliche Partei allen Mut und unterwarf sich dem hohenstaufischen Fürsten ohne Widerstand. Nun gebot Manfred in Palermo und Messina wie in Neapel und Capua; auf dem Boden des Königreichs stand kein päpstliches Heer mehr. Und nicht bloß in der Ferne hatte Alexander IV. alle Früchte der gewaltigen Anstrengungen seines Vorgängers eingebüßt; um dieselbe Zeit, da er aufs neue den Bannfluch auf Manfreds Haupt schleuderte, sah er sich in seiner
Frühjahr 1257. eigenen Hauptstadt durch Straßenaufstände so sehr bedroht, daß er eilig nach Viterbo floh, um nie mehr in die aufgeregte Stadt, wo er nur kurze Zeit geweilt hatte, zurückzukehren.

Das römische Volk nämlich, das unter Brancaleones Verwaltung nach dem Vor-

Rom unter dem Senator Brancaleone. 1257. 1258.

bilde anderer Städte in Zünfte geordnet und mit demokratischem und republikanischem Geiste erfüllt worden, erhob sich unter der Leitung eines Zunftmeisters gegen die herrschende Aristokratie. Nachdem im offenen Handgemenge der neue Senator Emanuel de Madio erschlagen und ein Teil des Adels in die Flucht gejagt worden, rief die Bürgerschaft den verbannten Brancaleone von Bologna zurück, führte ihn im Triumphe auf das Kapitol und übertrug ihm zum zweitenmal das hohe Amt, das er nun mit eiserner Strenge verwaltete. Alle „Peiniger des Volks“ wurden verjagt, in Ketten geworfen, gerichtet, die „Adelstürme“, die als Zwingburgen und Kerker gedient, wurden zerstört, viele edlen Geschlechter mit Hinrichtung, Exil und Gütereinziehung bestraft. Gestärkt und gesichert durch einen Bund mit Manfred, verachtete das städtische Oberhaupt den Bannstrahl des Papstes und schirmte mit kräftiger Hand die Freiheit der Kommune gegen innere und äußere Feinde. Aber schon im nächsten Jahr wurde Brancaleone bei
1258.
der Belagerung von Corneto von einem Fieber ergriffen, dem er in der vollsten Kraft seines Lebens erlag. Das Haupt des merkwürdigen Mannes, der nach dem Urteil der Zeitgenossen „ein unerbittlicher Rächer alles Unrechts, ein strenger Freund des Gesetzes, ein Beschützer des Volks“ gewesen, wurde wie eine Reliquie in eine kostbare Vase gelegt und zum dauernden Gedächtnis über einer Marmorsäule aufgestellt. Sein Oheim, Castellano degli Andalò, den das Volk auf seine Empfehlung zum Nachfolger wählte, besaß nicht die Kraft, die bürgerliche Freiheit, welche der Neffe der Stadt Rom, dem „Haupt der Welt“, errungen, wider die vereinten Angriffe der Aristokratie und der päpstlichen Partei zu wahren. Von dem aus der Verbannung heimkehrenden Adel und dem erkauften Pöbel bekämpft, mußte er das Kapitol mit dem Kerker vertauschen, bis
1259.
er sich glücklich durch die Flucht rettete.

Ezzelinos Schreckensherrschaft und Ende. 1258. 1259.

Um diese Zeit erfüllte sich auch das Schicksal Ezzelinos und seines Hauses. Wir haben gesehen, welches Schreckensregiment dieser „Teufel in Menschengestalt“ in Padua, Verona, Vicenza u. a. O. des nordöstlichen Italiens aufgerichtet hatte. Bei dem gesetzlosen Zustande, der nach dem Tode Friedrichs II. über die Länder diesseits und jenseits der Alpen sich lagerte, war keine Staatsgewalt mehr vorhanden, welche der Tyrannei Schranken gewiesen hätte. So wütete denn der Unmensch gegen alles, was seinen Argwohn weckte, seinen Zorn reizte, seine Habgier fesselte oder was seiner Herrschsucht und seinem Ehrgeiz im Wege stand, in so entsetzlicher Weise, „daß der Lebende den Gestorbenen beneidete“, daß ganze Zeugungen edler Geschlechter ins Grab gesendet wurden. „Tag und Nacht hörte man die Wehklagen der in hohen Häusern oder Türmen Gefolterten,“ heißt es bei Kortüm; „wer ein menschliches Mitgefühl zeigte, galt für schuldig, der Schmerz für Verrat; wen Adel, Reichtum, Geist, guter Name auszeichnete, für gefährlich; feige Nachgiebigkeit und Schmeichelei, die den Gewaltherrn gerecht, milde nannte, für zeitgemäße Klugheit. Allmählich glichen Padua und die Mark, vom eisernen Arme erreicht, einem verpesteten Lande. Wer auf der Flucht ergriffen wurde, büßte ohne Gnade durch Verstümmelung an Armen und Füßen.“ Der Bannfluch, den Alexander IV. erneuerte, zerschellte an Ezzelinos steinharter und gottloser Seele eben so wirkungslos, wie der früher von Innocenz IV. ausgesprochene. Nur der fatalistische Glaube an die mächtige Einwirkung der Gestirne auf die Schicksale der Menschen

hatte neben den dämonischen Trieben und Leidenschaften Einfluß auf seine Handlungen.

Padua von den Päpstlichen erobert. 1256. Um dieselbe Zeit, da Manfred Apulien wiedereroberte, gedachte auch Ezzelino sein Gebiet gegen Westen auszudehnen. Er überschritt den Mincio und erschien plötzlich mit einem Heer von deutschen und italienischen Söldnern vor den Mauern von Man-
Aug. 1256. tua. Aber während er die feste Stadt belagerte, traf ein Bote mit der Nachricht ein, das Kreuzheer, welches im Namen des Papstes der tapfere Erzbischof von Ravenna, Philipp Fontana, wider den „Ketzer und Erbfeind der Kirche" geführt, habe Padua erobert und diene nun allen Flüchtigen und Verfolgten, allen Feinden und Bedrohten zur Zuflucht und Vereinigung. Da kehrte er rasch über den Mincio nach Verona zurück und rüstete sich zur Gegenwehr. Sein Neffe Ansedisio de Guidotis, solange der Genosse seiner Tyrannei und Vollstrecker seiner Blutbefehle, wurde, weil er aus Padua entflohen, mit den Gefährten seiner Flucht zum Feuertod verurteilt und in dem Amphitheater, jenem mächtigen Denkmal des Altertums, den Flammen übergeben; alle Paduaner aber, die sich bei dem Heere oder in Verona und andern Städten befanden, mußten, viele Tausend an Zahl, ins Gefängnis wandern. Umsonst suchte darauf der Gewaltherrscher mit einer beträchtlichen Streitmacht Padua wieder zu erobern; sein Angriff scheiterte an der Tapferkeit der guelfischen Verteidiger und an den starken Befestigungen.

Gefangenschaft und Tod. 1259. Noch einmal aber lächelte dem Gewaltherrscher das Glück. In Verbindung mit dem Ghibellinenhaupt Pelavicini brachte er bei Torricella dem guelfi-
1. Sept. 1258. schen Kreuzheer eine Niederlage bei und zog als Sieger in Brescia ein, den Legaten und viele angesehene Männer als Gefangene mit sich führend. Aber
März 1259. im folgenden Jahr wurde unter päpstlicher Einwirkung zwischen mehreren lombardischen Städten und fürstlichen Herren ein Bündnis zu gemeinsamem Vorgehen gegen den Tyrannen geschlossen. Ein bürgerlicher Parteikampf in Mailand brachte die günstige Gelegenheit. Der Stadtadel, von den Popularen unter dem Volkshaupt Martino della Torre in die Flucht getrieben, suchte Hilfe bei Ezzelino. Dieser rückte von Brescia her in das Mailändische ein. Wenn es ihm gelang, diese mächtige Guelfenstadt, an der die Kräfte der Kaiser zersplittert waren, in seine Gewalt zu bringen, wer wollte ihn dann hindern, sich in Monza die lombardische Königskrone aufs Haupt zu setzen? Allein das Schicksal hatte anders beschlossen. An der Brücke von Cassano im dichten Schlachtgewühl umringt und von einem Keulenschlage am Haupte getroffen, fiel er nach tapferem Kampfe in die Hände seiner Feinde und wurde als Gefangener nach Schloß Soncino gebracht. Dort saß er in finsterem Hinbrüten, die Tröstungen der Religion und die Bußpredigten der Minoritenmönche verächtlich von sich weisend und nur bereuend, daß er an seinen Feinden nicht vollständig Rache genommen, bis der Tod eintrat, den er selbst durch Aufreißen des Verbandes seiner Wunden
7. Oktober 1259. zu beschleunigen suchte. Also starb Ezzelino da Romano mit dreifachem Banne beladen, „voll schweigender Verachtung der Welt, des Papsttums, der Kirche und seines ihm von den Sterndeutern verkündeten Schicksals". Der Körper, in einen marmornen Sarg eingeschlossen, wurde unter dem Geleite vieler Ritter neben

dem Gemeindehaus von Soncino ehrenvoll in ungeweihter Erde beigesetzt. Mit seinem Tode stürzte sein blutbefleckter Herrscherbau zusammen. Verona, Bassano, Vicenza verjagten die Besatzungen, öffneten die Kerker und stellten ihre städtische Freiheit her. Das härteste Los traf Ezzelinos Bruder Alberich. Er war von der Kirche wieder abgefallen und hatte dadurch den Groll der Gegner um so heftiger gereizt. In dem festen Bergschloß S. Zeno von den Verbündeten unter Führung des Markgrafen von Este belagert, sah er sich endlich nach verzweifelter Gegenwehr mit seinem Weibe Margarete, mit seinen sechs Söhnen und mit seinen zwei schönen Töchtern zur Ergebung gezwungen. Umsonst rief er des Markgrafen Gnade an und erinnerte ihn an die alte Freundschaft; er wurde beschimpft und mißhandelt, dann mußte er zusehen, wie man sein ganzes Geschlecht vor seinen Augen hinwürgte; darauf wurde er selbst von Pferden zu Tode geschleift und sein Körper verbrannt. Alberichs Schicksal. 1260. 25. Aug. 1260.

„Also zerging in Jahresfrist des Hauses Romano Herrlichkeit wie ein Schatten, und erfüllt war, was Ezzelino der Mönch in der Hochzeitsnacht erschaut hatte. Ihm schien nämlich der Berg, auf welchem Romano liegt, höher und höher emporzusteigen, endlich in den Wolken zu verschwinden, bald darauf aber gleich schmelzendem Schnee allmählich so abzunehmen, daß zuletzt die ganze Burg bis auf den Grundstein unsichtbar wurde." (Kortüm in hist. Archiv v. Schlosser u. Bercht. Bd. 2.)

Damals sah man zum erstenmal Scharen von Büßenden in langen Zügen durch die Städte Italiens ziehen, welche sich den entblößten Rücken mit Geißeln blutig schlugen und Berge und Thäler mit Klaggeschrei und erschütterndem Weheruf um Friede und Gnade erfüllten. Es war ein Notschrei der Verzweiflung über die Ruchlosigkeit der Welt, über die Verwilderung der Menschen, es war der Ausdruck der Sehnsucht nach Erlösung aus unerträglichen Leiden und Wirrsal, nach Ruhe und Gottesfrieden. Wir werden dieser Wanderscharen der Flagellanten oder Geißelbrüder noch später gedenken müssen. Es war eine Erscheinung, die immer in solchen Zeitläufen auftauchte, wo nur göttliche Hilfe Rettung schaffen konnte aus Elend und Verderbnis, und die gleich einer epidemischen Krankheit auf die Menschheit eine ansteckende fortreißende Wirkung übte. Flagellanten.

4. Karl von Anjou und Manfreds Herrschaft und Ausgang.

Die Vorgänge in Oberitalien blieben nicht ohne Einfluß auf das sizilianische Königreich. Die Volkserhebung in Rom hatte Papst Alexander IV. gehindert, sich mit den Angelegenheiten des Südens zu befassen, so daß Manfred zum vollen Besitz der schönen Länder gelangen konnte. Aber die Würde eines Reichsregenten, die er immer noch bekleidete, gab seiner Herrschaft einen schwankenden unsichern Charakter. Nur wenn er als anerkannter König gebot, konnte er hoffen, die widerstrebenden Elemente gefügig und dienstbar zu machen. Darum beschloß er, nach dem Vorgange seines Großoheims Philipp von Schwaben, das Manfred zum König gekrönt. 1258.

provisorische Regiment in ein festes Königtum zu verwandeln. Die dringenden Aufforderungen der geistlichen und weltlichen Stände, der ausgesprochene Wunsch des gesamten Volkes, das unter einem kräftigen eingebornen Fürsten geordnete Zustände erhoffte, das vielleicht mit Absichtlichkeit verbreitete und allgemein geglaubte Gerücht, Konradin sei im fernen Bayerlande gestorben, die Notwendigkeit, durch Rückführung von Recht und Gesetzlichkeit in dem durch Parteiwut solange zerrütteten Königreiche wieder Zuversicht und Vertrauen zu wecken, alle diese Gründe rechtfertigten und begünstigten sein Vorhaben. So ließ sich denn
11. Aug. 1258. Manfred, von den Großen des Reichs zum König ausgerufen, am 11. August in der Kathedrale von Palermo in Gegenwart vieler Prälaten und Reichsbarone durch den Bischof von Girgenti salben und durch die Erzbischöfe von Salerno, Monreale und Tarent feierlich krönen. Freudig gab die allgemeine Reichsversammlung, die der neue König nach Barletta berief, ihre Zustimmung und begrüßte den gekrönten Herrscher mit Jubel und Beifall. Bald darauf aber erschien eine Gesandtschaft aus Deutschland, welche das Gerücht von Konradins Tod für eine Lüge erklärte und im Namen Elisabeths und ihres Bruders, Ludwigs des Strengen von der Pfalz, an Manfred die Forderung stellte, sich der königlichen Abzeichen zu enthalten und Sizilien und Apulien seinem rechtmäßigen Erben zurückzustellen: Manfred erklärte jedoch, daß er das Reich, das er mit dem Schwerte zweien Päpsten abgerungen und zu dessen Beherrschung er durch die Stimme des Volkes berufen worden, als rechtmäßiger Monarch besitze und solange er lebe behaupten werde; nach seinem Tode möge der Neffe dem Oheim folgen; übrigens würden die Italiener keinem fremden Fürsten gehorchen, sondern nur einem solchen, der wie er selbst durch Geburt oder Erziehung dem Lande angehöre. Darum möge Elisabeth den jungen Sohn zu ihm senden, damit er unter seinen Augen sich zum tüchtigen Herrscher ausbilde und die Art und Sitten des Volkes lerne. Mit dieser Antwort entließ Manfred die Gesandten reich beschenkt nach der deutschen Heimat.

Der Königshof in Palermo. Mit Manfreds Krönung brach für Sizilien eine neue glückliche Zeit an. An der Seite des Vaters hatte der junge Fürst die Regierungskunst kennen gelernt, durch welche jener große Kaiser so sehr über alle seine Zeitgenossen emporragte, und milder und gerechter als Friedrich ließ er die Unterthanen die Wohlthaten der von dem Vater geschaffenen Institutionen genießen, ohne sie in gleicher Weise mit Kollekten und Monopolen zu bedrücken. Ackerbau und Industrie blühten von neuem auf, der Handel belebte sich wieder, Wohlstand und Lebensfreude kehrten zurück. Der Hof von Palermo war ein würdiger Ausdruck dieses Aufblühens. Manfred und die griechische Fürstentochter Helena,
Sommer 1259. die er nach dem frühen Tode seiner savoyischen Gemahlin Beatrix in sein königliches Ehebett nahm, waren ausgezeichnet durch Schönheit und Bildung. In dem Königspalaste am Meeresstrand herrschte wie in den schönsten Tagen Friedrichs II. fürstlicher Glanz, gehoben durch Poesie und wissenschaftliches

Leben, durch Ritterspiele, Tonkunst und Gesang, verschönt durch gesellschaftliche Formen voll Anmut und feiner Genüsse. Manfreds Sinn war sogar über das Meer gerichtet. Es war in Palermo nicht vergessen, daß einst die Normannenkönige in Griechenland und im ganzen östlichen Mittelmeer mächtige und gefürchtete Herrscher waren. Konnten nicht bei dem Todesringen des lateinischen Kaiserreichs auch einige Trümmer dem sizilianischen Seekönig und dessen Schwiegervater, dem griechischen Fürsten von Epirus und Ätolien, zufallen?

Manfred abermals mit dem Bann belegt. 1259.

Aber Italiens politische Einheit und Größe hatte zu allen Zeiten in dem Papsttum ihren heftigsten Feind. Manfred trug kein Verlangen nach den hohenstaufischen Erbgütern in Deutschland und geizte nicht nach der Ehre, die Zahl der Bewerber um die verblichene Kaiserkrone zu mehren; und dennoch wurde auch er von dem unerbittlichen Haß betroffen, mit dem das Papsttum das ganze Geschlecht der Hohenstaufen verfolgte. Das Königreich beider Sizilien sollte ein Kirchenlehen sein; dies war die traditionelle Politik der römischen Kurie seit mehr als einem Jahrhundert. Hätte sich Manfred zur Erfüllung dieser Bedingung verstanden und zugleich, wie Alexander verlangte, die Sarazenen aus Italien ausgewiesen, so möchte vielleicht sein Königtum Anerkennung gefunden haben. Aber der hochherzige Fürst weigerte sich, den Preis seiner Tapferkeit und seiner Anstrengungen zu erniedrigen und die Kriegsscharen, denen er seine Erfolge hauptsächlich verdankte, von sich zu stoßen; er wollte kein Lehnsfürst, sondern ein selbständiger Monarch sein, und statt die Kolonie der Ungläubigen in Luceria zu entfernen und die christlichen Ohren von den Allahrufen und den Korangebeten zu befreien, rief er noch neue Scharen aus Arabien und den Küsten Afrikas herbei. Da erklärte der Papst die Krönung für ungültig, sprach abermals den Bann über Manfred aus und verhängte über alle Bischöfe und Städte, die ihn anerkannten, das Interdikt. Von neuem durchzogen nun Bettelmönche die Staaten und predigten Abfall und Empörung gegen Manfred, „den Sultan und Verbündeten der Heiden“. Aber die Wachsamkeit des Königs und seiner Oheime und Statthalter erstickte einzelne Erhebungen im Blute der Urheber, und der Landstreicher Johannes, der sich für den von einer Pilgerfahrt zurückgekehrten Kaiser Friedrich II. ausgab und eine Schar Mißvergnügter und Verwiesener um sich sammelte, starb mit seinem Anhang am Galgen.

Manfreds Machtstellung. 1260. 1261.

Die Exkommunikation war durch den häufigen Gebrauch bereits eine abgestumpfte Waffe geworden. Während Manfred unter dem Fluche der Kirche lag, dehnten sich seine Macht und sein Einfluß über Mittel- und Norditalien aus. Er trug sich ernstlich mit dem Gedanken, Italien als nationaler König unter seinem Zepter zu vereinigen. Er hütete sich weislich vor einer Verbindung mit dem verhaßten Tyrannen Ezzelino, um nicht die guelfische Partei gegen sich zu reizen, und ernannte den Markgrafen Pelavicini, der sich in der entscheidenden Stunde gleichfalls von dem Gewaltherrn von Romano getrennt hatte, zu seinem Feldhauptmann in der Lombardei; er schloß Verträge mit Venedig und

Genua, die ihres Handels wegen gern mit dem sizilianischen Herrscher auf befreundetem Fuß standen; er ernannte einen Genuesen, den Parzival Doria, zu seinem Statthalter in Spoleto und in den Marken. Aber die glänzendsten Erfolge errang er in Tuscien. Florentinische Ghibellinen, an ihrer Spitze der kluge und hochsinnige Farinata degli Uberti, hatten, aus ihrer Vaterstadt vertrieben, in Siena Schutz gesucht. Doch auch hierin verfolgte sie die Rache der Gegner. Die Florentiner rückten mit großer Kriegsmacht in das Gebiet von Siena. Da wandten sich die bedrohten Ghibellinen an Manfred um Hilfe. Der König schickte ihnen nur einen kleinen Heerhaufen, um nicht entschieden Partei zu nehmen; aber es waren tapfere deutsche Söldner, deren Kriegsmut die Ghibellinen von Siena und Florenz durch doppelte Löhnung erhöhten.
4. Sept. 1260. Bald kam es zur Schlacht bei der Burg Montaperto an den Ufern der Arbia, und wenngleich die Florentiner den Gegnern an Zahl zwiefach überlegen waren, erlitten sie doch eine vollständige Niederlage. Das Carroccio, die Kriegsglocke, viele Feldzeichen und alles Gepäck fielen in die Hände der Ghibellinen, die bald als Sieger in Florenz einzogen und die Gegenpartei zur Unterwerfung oder zur Flucht nach dem guelfischen Lucca zwangen. Dieser Ausgang war für Manfred um so wichtiger, als er ihn überzeugte, daß die Guelfen nicht mehr die Übermacht in Italien besäßen, daher er sich nun wieder entschieden, den Traditionen seines Hauses folgend, auf die Ghibellinen stützte. Die Florentiner und mit ihnen fast ganz Toscana huldigten dem König Manfred und empfingen seinen Verwandten, Jordan von Anglano, Grafen von S. Severino, ehrerbietig als königlichen Statthalter in ihren Mauern. Und so wunderbar änderte sich die Parteistellung, daß die Guelfen sich nach Deutschland wandten und den achtjährigen Konradin aufforderten, er möge nach Italien kommen, dem Usurpator Manfred die Krone entreißen und die Rechte des Reiches her-
8. Mai 1261. stellen. Und wirklich nahm der jugendliche Fürst Florenz und den Guelfenbund unter seinen ohnmächtigen Schutz, erklärte Manfred und die Ghibellinen für seine Feinde und versprach bald in Person bei ihnen zu erscheinen. Der Papst geriet über diese Wendung in große Bestürzung; er suchte Florenz und Siena durch die Androhung des Bannes, Pisa durch Bitten vom Bunde mit Manfred abzuziehen. Alles vergebens. Um dieselbe Zeit, da der schwache Kirchenfürst in
25. März 1261. Viterbo mit grollendem Herzen ins Grab stieg, schlossen die drei Städte einen Bund zu Schutz und Trutz wider die Guelfen und erkannten König Manfred als Schirmherrn an. Bald traten auch die meisten andern tuscischen Städte, wie Pistoja, Volterra, Prato u. a. der ghibellinischen Eidgenossenschaft bei, so daß Manfreds Macht bis an die Grenzen des Kirchenstaats reichte; selbst in Rom wirkte eine ansehnliche Partei in seinem Interesse. Nur Perugia und der Umbrische Bund hielten treu zu der Kirche.

Papst Urban IV. und Manfred. 1261. 1262. Aber wie rasch auch die Tiara von einem Haupt auf das andere überging, in dem politischen System trat kein Wechsel ein. Noch in Viterbo wählten die

Kardinäle den gerade anwesenden Patriarchen von Jerusalem, Jakob Panta- 4. Sept. 1261.
leon, einen durch Talent und Glück emporgekommenen französischen Prälaten von geringer Herkunft, zum Nachfolger des vierten Alexander. **Urban IV.**, wie sich der Neugewählte nannte, übernahm den von seinen Vorgängern ererbten Haß gegen die „Viperbrut“ Friedrichs II. mit der Leidenschaft eines persönlichen Feindes. Aus Ärger über die in Rom herrschende Parteiung, wo die Guelfen die Würde eines Senators an Richard von Cornwallis, die Ghibellinen an Manfred übertragen haben wollten, mied er die Hauptstadt und verschmähte den Herrschersitz des Lateran. Als die Papstwahl in der Provinzstadt vor sich ging, stand Manfred auf der Höhe seines Glücks. Der König, auf dessen Haupt der Bannfluch lag, thronte in Palermo in Pracht und Herrlichkeit; an dem Tiber, am Arno und am Po galt seine Stimme mehr als die des kirchlichen Oberhaupts, und der fromme König Peter von Aragonien ließ sich durch den Einspruch des Papstes nicht abhalten, Konstanze, die junge schöne Tochter Manfreds aus erster Ehe, als Gemahlin heimzuführen. 1262.

Sollte der stolze Kirchenfürst diese Mißachtung seines oberpriesterlichen Unterhandlungen mit
Amtes ruhig hinnehmen? Dazu war Urban IV. nicht der Mann. Er lenkte Karl von Anjou.
scharf und entschieden in die von Innocenz IV. befolgte Politik ein, welche auf 1262. 1263.
die Vernichtung der Hohenstaufen gerichtet war, suchte aber damit zugleich die Erhöhung seines französischen Geburtslandes zu verbinden. Wir wissen, daß schon Innocenz den Grafen Karl von Anjou als König von Sizilien ausersehen hatte, daß aber der Plan am Widerspruch des französischen Hofes, insbesondere des rechtlichen Königs Ludwig IX. gescheitert war. Seitdem war manches anders geworden. Konrad IV. lag im Grab; sein unmündiger Sohn war von dem eigenen illegitimen Oheim seines Erbes beraubt worden, der englische Thronbewerber war zurückgetreten. Die Rechte des Landes kamen nicht in Betracht. Die Päpste, die der italienischen Nation so viel von Freiheit und Unabhängigkeit vorredeten, wenn sie dieselbe zum Abfall von den Hohenstaufen zu verlocken suchten, trugen kein Bedenken, das sizilianische Volk „wie eine willenlose Herde“ zum Verkauf auszubieten, und wo sie die Macht hatten, die Erpressungen und den Steuerdruck, die sie an den „Tyrannen“ so scharf rügten, in noch rücksichtsloserer Weise zu üben. Als daher Urban das frühere Anerbieten wiederholte, fand er günstigere Aufnahme. Karl von Anjou und Maine, durch seine Vermählung mit Beatrix, Raimund Berengars IV. Tochter, auch Herr der Provence, war der mächtigste Fürst Frankreichs, und wenn nicht der eigene Ehrgeiz stark genug gewesen wäre ihn zur Erwerbung einer Königskrone anzuspornen, so würde ihn der Stolz seiner Gemahlin, die ihren drei an Könige vermählten Schwestern nicht nachstehen wollte, dazu bewogen haben. Ludwigs IX. Bedenken aber wurden dadurch beschwichtigt, daß die Eroberung Siziliens der sicherste Weg nach dem Orient sei. So wurde denn das sizilianische Königreich, das herrlichste Kleinod in der apenninischen Halbinsel, von einem

französischen Papst an eine französische Dynastie verhandelt. Nachdem der englische König, der sich gerade damals in der Haft des Grafen Simon von Leicester und Montfort befand, nach einigem Sträuben dahin gebracht worden war, 1263. den so teuer erkauften Ansprüchen auf Sizilien für seinen Sohn Edmund zu entsagen, wurden zwischen dem Papst und dem französischen Grafen Unterhandlungen über die Bedingungen eines Lehnvertrags angeknüpft.

Karls Stellung in Rom und Mittelitalien. 1263. 1264.

Ehe jedoch ein Einverständnis erzielt war, wurde der Papst durch die Nachricht erschreckt, Karl sei in Rom durch den Einfluß der guelfischen Partei zum Senator auf Lebenszeit erwählt worden. Wenn ihm diese Nachricht einerseits die Genugthuung gewährte, daß das italienische Volk nicht minder als die Kurie einer Fremdherrschaft zusteuerte, so erfüllte sie ihn andererseits mit schweren Besorgnissen. Was half es dem römischen Hof, wenn er die Herrschaft der Deutschen abschüttelte, dafür aber die Hauptstädt des Kirchenstaats und den ganzen Süden der Halbinsel unter das Joch eines ehrgeizigen Provençalen beugte! Über diesen Sorgen und Unruhen verzögerte sich der Abschluß des Vertrags. Urban wollte zuerst sicher sein, daß Karl nicht die Senatorwürde mit der Königskrone zu verbinden gedenke. Er verlangte daher, daß er zuvor verspreche das Ehrenamt nicht auf Lebensdauer zu übernehmen, sondern nur zeitweise nach dem Ermessen des Papstes, etwa auf fünf Jahre oder bis zu dem Zeitpunkt, daß er die sizilianische Krone erlangt haben würde, und dann dasselbe in die Hand des heil. Vaters niederzulegen. Für den Augenblick mußte er die Wahl Karls wohl begünstigen, damit nicht die gegnerische Partei die Oberhand bekäme und Manfred oder seinen Schwiegersohn auf das Kapitol riefe; aber für die Zukunft sollte dem Papsttum die weltliche Gewalt in Rom und die Oberlehnsherrlichkeit im sizilianischen Reiche zufallen. Diese Doppelstellung der Kirche zu begründen, war die Sisyphosarbeit des Pontifikats im ganzen Mittelalter. Die Päpste begehrten eine politische Herrschaft, zu deren Behauptung ihnen die Kräfte fehlten. Karl schloß mit den römischen Guelfen, welche ihn zum „Dominus" oder „Signor" der Stadt auf Lebenszeit wählten, eine Übereinkunft ohne Wissen und Zustimmung des Papstes und schickte einen Stellvertreter mit einer provençalischen Schar nach Rom, um vom Kapitol Besitz zu nehmen. Die Ghibellinen, ergrimmt über diesen Sieg der Gegner, verließen freiwillig oder gezwungen die Tiberstadt und scharten sich um den Prokonsul von Tuscien, Petrus von Vico, einen eifrigen Anhänger Manfreds. Die Guelfen dagegen stellten sich unter das Banner Pandulfs von Anguillara. Beide Faktionen lagen täglich im Kampf miteinander. Die Ghibellinen wurden von Manfreds Statthalter in Florenz, Jordan von Anglano, unterstützt, die Guelfen von Karls Vikar, Jakob Cantelmi.

Parteikämpfe u. Urbans IV. Tod. 1264.

Diese Fehden im Kirchenstaat und in Toscana bildeten das Vorspiel des großen Entscheidungskampfes um die sizilianische Krone, der mit nächstem zu erwarten stand. Manfreds Lage hatte sich zwar noch keineswegs verschlimmert:

in Tuscien war auch Lucca in die Gewalt der Ghibellinen gefallen, der Papst weilte hilflos und verlassen bald in Orvieto, bald in Perugia, in steter Angst von den Gegnern aufgehoben zu werdrn; der Graf von Anguillara wurde von Peter von Viro überfallen und als Gefangener weggeführt. Und dennoch hatten Manfreds Unternehmungen keinen rechten Fortgang; seinen Handluugen fehlten Kraft und Einheit; die Versuche, mit Urban in ein besseres Verhältnis zu kommen, lähmten seine Entschlüsse; sein Feldherr Parzival Doria, welcher sich durch die Abruzzen den Weg ins Römische bahnen wollte, ertrank nach einem verfehlten Angriff auf Tivoli in den Fluten der Nera bei Rieti; ein nächtlicher Überfall Roms durch Petrus von Viro und einen Ghibellinenhaufen wurde mit Verlust zurückgrschlagen. Die Tiberstadt mit dem Kapitol blieb in der Gewalt der Guelfen und der französischen Besatzung und wurde der Sammelplatz der zahlreichrn apulischen Verbannten. Unter diesen Wirren und Parteikämpfen schied Urban IV. in Perugia aus dem Leben, ohne das Ziel seinrr 2. Okt. 1264.
Wünsche, den Fall Manfreds und die Erhebung Karls von Anjou auf den Thron Siziliens, erlebt zu haben. „Seine Regierung war ohne Größe gewesen, wie seine Politik ohne wahrhaften Erfolg.“ Rom hatte er während seines Pontifikats nie betreten.

Unter den obwaltenden Verhältnissen war die neue Papstwahl von drn Clemens IV. ruft Karl
wichtigsten Folgen für die Zukunft Italiens. Es fehlte unter den Kardinälen nach Italien. 1265.
nicht an Stimmen für eine Aussöhnung mit Manfred und für das Aufgeben der bisherigen Politik, allein die guelfisch-französische Partei überwog. Der neue Papst **Clemens** IV., der im Dome zu Perugia am 22. Febr. 1265 die Weihe empfing, war von Geburt ein Provençale, ein Unterthan Karls von Anjou. Guido Le Gros Fulcodi von St. Gilles in Languedoc war erst nach einem vieljährigen bürgerlichen Leben nach dem Tode seiner Ehefrau in den geistlichen Stand getreten. Zuerst Kartäusermönch, hatte er den bischöflichrn Stuhl von Puy und den erzbischöflichen Sitz von Narbonne eingenommen und war dann zum Kardinal von S. Sabina erhoben wordrn. Ein ruhiger, ernst gesinnter Greis konnte er nur mit Mühe zur Annahme der Tiara bewogen werden. Durch seine Wahl hatten die Kardinäle der römischen Politik ihren Weg vorgezeichnet. Clemens IV., ein persönlicher Freund Karls und Ludwigs, konnte nicht anders als das angefangene Werk seines Vorgängers zur Vollendung führen. Bald war der Vertrag mit dem Grafen abgeschlossen, der König versprach das Unternehmen seines Bruders zu untrrstützen; der Kardinallegat Simon von S. Cäcilia erhielt Auftrag, den Kampf mit Manfred als gleichbedeutend mit einem Kreuzzug zu verkündigen und in diesem Sinne die Gelübde umzuwandeln; Kirchen und Klöster sollten den herkömmlichen Kreuzzugszehnten zum Zweck des italienischen Feldzugs entrichten. Clemens IV. besteuerte wie seinr Vorgänger ganz Europa, um dem heil. Stuhl die Lehnshoheit über Sizilien zu erhalten. Doch trifft ihn wenigstens nicht der Vorwurf der Selbstsucht und des Nepotismus.

Rüstungen und Vorkämpfe. 1265. Die Aussicht auf irdische Vorteile und himmlischen Lohn, auf Güter, Reichtümer und schöne Frauen war zu lockend als daß nicht viele Abenteurer und beutegierige Ritter sich unter die neue Kreuzesfahne gestellt hätten. War ja doch Frankreich von jeher die Heimat der irrenden Ritterschaft, der kriegs- und wanderlustigen Barone. Der italienische Feldzug war ein Unternehmen, wie einst die Heerfahrt Wilhelms von der Normandie gegen England. Karl von Anjou, der schon mit seinem königlichen Bruder nach dem Orient gezogen war, ohne das gehoffte Glück zu finden, „suchte eine Krone und ein Land für seinen Ehrgeiz und seine verschuldete Armut". Mit allen Mitteln suchte man die Kriegskosten aufzutreiben. „Beatrix, die Gemahlin Karls, verpfändete ihre Juwelen, bettelte bei den Baronen Frankreichs Geld und nahm Anleihen auf. Keine Vorstellung hielt den Prinzen von einem unrechtmäßigen Kriege gegen einen König ab, der ihn nie beleidigt hatte; in seinen und seiner streitlustigen Provençalen Augen war diese Fahrt durchaus ritterlich und eine Fortsetzung der Kreuzzüge selbst. Sein Gewissen bedeckte er, wenn es jemals laut wurde, mit dem rot-weißen Kreuz oder mit der Fahne des Papstes, und dieser verglich ihn voll Schmeichelei mit Karl, dem Sohne Pippins, der einst aus demselben Frankreich zur Befreiung der Kirche ausgezogen sei." Manfred suchte der von Frankreich drohenden Invasion kräftig zu begegnen. In Tuscien und in der Lombardei, wo unternehmende Männer, wie die Markgrafen Pelavicini und Lancia, wie Boso de Doara und Jordan von Anglano, an der Spitze der Ghibellinen standen und viele befreundete Städte ihren Heerbann aufboten, schienen des Königs Streitkräfte stark genug, jeden Einfall zu Lande zurückzuschlagen; eine sizilianisch-pisanische Flotte bewachte das Tyrrhenische Meer; das italienische Küstenland bis nach Ostia wurde durch Petrus von Vico und den römischen Ghibellinenführer Anibaldi gedeckt; die Tibermündung war durch versenkte Steine und Pfahlwerke unzugänglich gemacht. In Kampanien und im alten Latium stand Manfred selbst mit beträchtlichen Kriegsmannschaften, die er mit neugeworbenen Sarazenen und Deutschen verstärkt hatte. Der Papst, von den Guelfen um Geld und Hilfe bestürmt und in großer Bedrängnis, suchte von Perugia aus den Grafen zur Eile zu treiben; Ferrerius, ein Ritter aus der Gascogne, der mit einer Schar von Provençalen vorauszog, wurde von den Ghibellinen geschlagen und als Gefangener in Manfreds Lager geschickt.

Karl zieht in Rom ein und wird mit Sizilien belehnt. 1265. So wenig ermutigend dieser Anfang war, Karl ließ sich nicht abschrecken. Und bald genug bewährte sich auch hier der alte Spruch, daß das Glück mit dem Kühnen und Starken sei. Den größten Teil des gesammelten Heeres in der Provence zurücklassend, mit der Weisung, sich durch die Alpenthäler einen Weg nach April. Oberitalien zu bahnen, ging Karl im April unter Segel. Fünf Tage wurde die Flotte durch Sturm und Wellen umhergetrieben; aber derselbe Sturm führte auch Manfreds Schiffe, die vor dem Tiber kreuzten, auf die hohe See und machte es möglich, daß die französischen Galeeren, nach einem kurzen Aufenthalt im

Hafen von Pisa, längs der Küste hinsegeln und in die Nähe von Ostia gelangen konnten. Das Meer war stürmisch und hinderte die Landung. Da bestieg Karl einen Kahn und steuerte kühn durch die Brandung. Als die Kunde nach Rom kam, der Graf sei gelandet, zogen die edelsten Geschlechter der guelfischen Partei ihm entgegen nach Ostia, das der treulose Petrus von Vico öffnete, und geleiteten ihn nach dem Kloster St. Paul außerhalb der Mauern, von wo aus er am Pfingstsonntag seinen Einzug in die festlich geschmückte Stadt hielt. Mit einem 23. Mai. Glanze, wie man lange nichts Ähnliches gesehen, empfingen die Römer aller Stände, Adel, Klerus und Volk ihren neuen „Senator" und feierten seine Ankunft mit Ritterspielen und Lanzenstechen. Bald langte auch die provençalische Flotte an, nachdem die Hindernisse in der Strommündung beseitigt worden. Karl bezog anfangs den Lateran; aber ein scharfes Schreiben des Papstes bewog ihn, sich eine andere Wohnung zu suchen. Im Juni wurde er auf dem 21. Juni. Kapitol mit den Insignien eines „Senators" bekleidet und einige Tage darauf 28. Juni. im Lateran von vier durch den Papst bevollmächtigten Kardinälen mit der sizilianischen Krone belehnt. Nachdem er in ihre Hände den Vasalleneid geleistet, empfing er die Fahne St. Peters, das Symbol der Investitur mit dem apulisch-sizilianischen Königreich als erblichem Kirchenlehen, für sich und seinen Stamm. Doch mußte er auf Benevent Verzicht leisten, dem Klerus volle Immunität zusichern, sich zu einem Tribut von 8000 Unzen Goldes nebst Rückzahlung aller geleisteten Vorschüsse verpflichten und eidlich geloben, sobald er Apulien erobert haben würde, den Senat und die Gewalt in Rom in die Hände des Papstes niederzulegen. Von der Zeit an betrachtete sich Karl von Anjou als König von Sizilien. Am 14. Oktober verordnete er „als bleibendes Denkmal seiner Senatsgewalt" die Gründung einer Universität in Rom. Aber erst am 4. November bestätigte der zögernde Papst die Belehnungsakte, die Quelle großer Leiden und Drangsale für ihn selbst wie für das italienische Land und Volk.

Die Christenheit des dreizehnten Jahrhunderts hatte schon manche gekrönte Häupter gesehen, die sich Könige und Kaiser nannten, aber keine Herrschaften und keine Unterthanen besaßen. Ein ähnliches Schicksal mochten auch viele dem provençalischen Grafen beschieden wähnen, der mit geringer Mannschaft und leeren Händen nach Rom gekommen war, um einem reichen, tapfern, vom Volke geliebten König die Krone vom Haupt zu reißen. Und wenn man liest, in welcher Geldnot sich der Papst und sein Schützling befunden haben, wie sie bei Kaufleuten und Wucherern um hohe Zinsen Summen borgten, wie Clemens Kirchen und Klöster um Unterstützung anrief, von Königen, Fürsten und Prälaten Almosen erflehte, wie es oft an den Mitteln für die täglichen Ausgaben gebrach, so mag man wohl verwundert fragen, wie das tollkühne Unternehmen gelingen konnte. Aber wie viele weltgeschichtliche Ereignisse haben Wendungen und Ausgänge genommen, die kein menschliches Auge zum voraus berechnen konnte! Wenn ein kühner Mann, unterstützt von dem Zeitgeiste, mit

Karl v. Anjou und Manfred und die Parteistellung.

Entschlossenheit und Willenskraft bestehende Einrichtungen und Gewalten anfaßt, die mehr den Schein fester Gebilde an sich tragen als daß sie es in Wirklichkeit wären, so wird man immer durch unerwartete Erfolge überrascht werden. Und diese Vorbedingungen trafen in dem Kriege zwischen Karl und Manfred zu. Ein von leidenschaftlichen Trieben vorwärts gejagter Fürst unternahm im Bunde mit wühlerischen, in ihren Wirkungen unberechenbaren Gewalten einen Kampf gegen eine offene, edle, ritterliche Natur, deren Herrscherbau auf gebrechlichen Stützen ruhte, deren Macht, an trügerische Voraussetzungen gebunden, mehr Schein als Wahrheit war. „Karl von Anjou war ein Mann von 46 Jahren," lautet die Charakterschilderung des römischen Senators und künftigen Königs von Sizilien bei Gregorovius, „von großer und kraftvoller Gestalt, von königlicher Haltung. Sein olivenfarbiges Gesicht streng und hart; sein Blick finster und furchterregend. Ein rastloser Geist lebte in dieser rauhen und dürren Natur; er beklagte es, daß der Schlaf den Thaten der Menschen die Zeit verkürze. Sein nüchterner Sinn war heiterer Erregung und dem Spiel der Grazien abgewandt, wenn er gleich, der Sitte der Zeit huldigend, sich in der Verskunst der Troubadoure versuchte. Er lachte fast nie. Er war bigott katholisch, aber seine Frömmigkeit hinderte ihn nicht, der gewissenloseste Egoist zu sein. Alle Eigenschaften, welche, ohne Genie, einen Krieger befähigen, Eroberer und Tyrann zu sein, besaß Karl in so hohem Maße, daß er sich für die Absichten der Päpste als das passendste Werkzeug darbot: ritterliche Tapferkeit, Klugheit, fast stoische Enthaltsamkeit, durchdringende Schärfe des Urteils, unbeugsame Willenskraft, Grausamkeit, Herrschbegier, Habsucht und hochfliegenden Ehrgeiz." Stellt man dieser Beschreibung das herrliche Bild Manfreds gegenüber, den die besten Zeitgenossen als die Blume schöner Männlichkeit und edler Ritterschaft priesen, hervorragend durch Großmut und Freigebigkeit, durch Anmut der Sitten und leutseliges Wesen, durch feine Bildung und echt menschliche Seelengüte, welche nur selten eine listige oder zornige Handlung entstellt hat, so wird man nicht zweifelhaft sein, welcher von beiden, auch wenn man von Geburtsrecht absieht, der Herrschaft über das schöne Königreich würdiger erscheinen möchte. Aber bei der Entscheidung des Kampfes kamen ganz andere Faktoren in Rechnung. Die vieljährigen Parteikämpfe hatten bei dem damaligen Geschlecht die Begriffe von Treue und Ehre geschwächt, die nationalen Gefühle abgestumpft, die politischen Grundsätze zum Wanken gebracht; persönliche Interessen, Eigennutz und zeitliche Vorteile waren die gebietenden Mächte. Die ritterliche Loyalität des italienischen Adels, auf welche Manfred sich stützen wollte, erwies sich als durchaus unzuverlässig. Er konnte sich nur auf seine Sarazenen und die deutschen Söldner verlassen, aber jene waren wegen ihrer Religion, diese wegen ihrer Roheit und Raubsucht verhaßt. Daß in den französischen Fremdlingen für Italien eine noch schärfere Geißel erstehen würde, wurde erst in der Folge klar. So kam es, daß nach einigen Monaten des Schwankens,

während welcher Manfred sich im Kirchenstaat mit kleinen Gefechten und geringfügigen Fehden herumtrieb, unter den Ghibellinen sich viele auf die päpstliche Seite zu wenden begannen. Als Clemens IV. in einem Aufruf verkündete, daß die Kirche wider die „giftgeschwollene Brut eines Drachen aus giftigem Geschlechte“ im Grafen von Provence einen Kämpfer aufgestellt habe, um dessen Banner sich alle Gläubigen scharen sollten, und allen, welche das Kreuz nehmen oder die Kirche mit Geld unterstützen würden, Absolution von allen Sünden und Verbrechen verhieß; als Scharen von Bettelmönchen sich über alle Teile der apenninischen Halbinsel ergossen und Abfall und Verrat als eine gottgefällige Handlung darstellten und den Kampf wider den fluchbeladenen Ketzer und Mohammedanerhäuptling als fromme Christenpflicht empfahlen, da trat bald in Apulien und anderwärts eine tiefgehende Bewegung zu Tage, die den König im Herbst nach Unteritalien rief. Der Thron Manfreds ruhte nicht mehr auf den Institutionen, die sein Vater einst ins Leben gerufen, die aber unter den Wirren der Zeit zerfallen waren, sondern auf der Vasallenschaft des Adels, „welcher erst mit ihm die Spolien Siziliens geteilt hatte und ihn dann treulos verriet“.

Mittlerweile zog das Kreuzheer, das der rastlose Kardinallegat in der Provence gesammelt, etwa dreißigtausend Mann stark über die Alpen. Viele Ritter aus berühmten Adelsgeschlechtern, deren Namen in den Kreuzzügen und in den Albigenserkriegen unter den Streitern der Kirche geglänzt hatten, schlossen sich einem Unternehmen an, das dieselben Vorteile wie eine Fahrt nach dem syrischen Lande verhieß und von geringeren Gefahren und Beschwerden begleitet war. Verträge, welche Karl mit den Markgrafen von Montferrat und Este und mit mehreren Guelfenhäuptern geschlossen, öffneten ihnen den Durchzug und mehrten die Zahl der Streiter. Der Verrat Buosos von Doara erleichterte den Übergang über den Oglio und nötigte die Ghibellinenhäupter Pelavicini und Jordan von Anglano sich auf Cremona zurückzuziehen. Von den Guelfen unterstützt, durchzogen darauf die Franzosen raubend und verheerend die Lombardei und Tuscien, ohne auf namhafte Hindernisse zu stoßen. „Freiheitssinn und Vaterlandsgefühl waren in den erschöpften Städten schon abgeschwächt; kein Band befestigte die alte Eidgenossenschaft; kein großer Nationalgedanke erhob sich über den kleinlichen Parteizwecken und den häuslichen Zwisten.“ Um die Weihnachtszeit rückten die Provençalen in Rom ein, ein erschöpftes Heer in eine mittellose Stadt zu einem hilfsbedürftigen verschuldeten Herrn. Nur ein siegreicher Feldzug in Unteritalien konnte Rettung schaffen. Am Dreikönigstage des folgenden Jahres wurde Karl mit seiner Gemahlin Beatrix in St. Peter von fünf Kardinälen zum König beider Sizilien gekrönt. Manfred wünschte eine Aussöhnung mit dem Papste. Bei der gereizten Stimmung, in welche Clemens durch die verübten Greuel des provençalischen Heeres und durch Karls eigenmächtiges und anmaßendes Auftreten in Rom versetzt worden war,

Das französische Kreuzheer in Italien. 1265. 1266.

Dez. 1265.

6. Jan. 1266.

konnte eine Verständigung und friedliche Übereinkunft als möglich erscheinen. Aber die Antwort des Kirchenfürsten: „Manfred mag wissen, daß die Zeit der Gnade vorüber ist; der Held in Waffen tritt schon aus der Thüre, das Beil ist bereits an die Wurzel gelegt", ließ dem Hohenstaufen nur die Entscheidung durch die Waffen.

Der Feldzug in Unteritalien. 1266. Und diese Entscheidung sollte bald kommen. Not und Geldmangel zwang das französische Heer zum Abzug aus Rom. Begleitet von vielen italienischen Guelfen und Exulanten, unter denen sich auch der abtrünnige Petrus von Vico, der Verräter von Ostia, befand, und von den Kardinälen gestärkt mit Sünden-
1266. erlaß und Segenswünschen, rückten die Provençalen gegen Ende Januar auf der alten Latinerstraße südwärts, begierig, in Kampanien und Apulien Ersatz zu suchen für die in Rom erduldeten Entbehrungen und durch kühne Thaten gleich den alten Normannen sich Burgen und Herrschaften zu erkämpfen. Indes Manfred, der sein Hauptquartier in Capua aufgeschlagen, bestürzt durch die Kunde von dem raschen Aufbruch des Feindes, seine Truppen um sich sammelte, überschritten die Franzosen die Gariglianobrücke bei Ceperano, die Manfreds Schwager, Graf Richard von Caserta, ohne Widerstand durch Feigheit oder Verrat in ihre Gewalt kommen ließ, erstürmten die Felsenburg Arce, die für uneinnehmbar gegolten, und eilten über Aquino und S. Germano südostwärts, um die Volturnolinie zu gewinnen. Diese raschen Erfolge erhöhten den Mut und die Kampfbegier der ritterlichen Provençalen. Mit unwiderstehlicher Energie durchzogen sie die winterlichen Gebirgslandschaften von Alife und Piedimonte; feste Burgen und Städte wurden erobert oder ergaben sich freiwillig; der Boden, auf dem Manfreds Herrschaft stand, war durch Abfall und Verrat unterwühlt; ohne Gegenwehr öffneten sich die Thore der Schlösser und Städte; abtrünnige Barone schlossen sich mit ihren Fähnlein an. Ist es auch nur eine spätere Volkssage, daß Manfred dem Rivalen einen Vergleich angeboten, dieser ihn aber mit den Worten abgewiesen habe, entweder werde er „den Sultan von Nocera" in die Hölle senden, oder jener ihn ins Paradies befördern, so bezeichnet sie doch richtig die Situation und Stimmung beider Parteien. Am Flusse Calore erblickte Karl von der Höhe herab die Ebene, wo unweit der altberühmten Samniterstadt

Die Heere bei Benevent. Benevent das Kriegsheer Manfreds in guter Ordnung aufgestellt war, neben den langen Reihen des Fußvolks, meist Sarazenen, die schwergerüstete deutsche Reiterei. Hier ereignete sich die Schlacht, deren Siegespreis das schönste Königreich war. Karl wünschte eine Entscheidung: sein Heer, ermattet durch den beschwerlichen Marsch, erschöpft durch Mangel und Anstrengung, ohne hinreichende Lebensmittel und durch Berge und Schluchten von jeder Hilfe abgeschnitten, war in einer verzweifelten Lage, aus der es nur durch siegreichen Kampf sich retten konnte. Aber auch Manfred sehnte sich nach einer Entscheidung durch die Waffen. Obwohl seine Feldherren, unter denen mehrere Grafen von Lancia, Brüder oder Verwandte seiner Mutter Blanka, die höchsten Ehrenstellen ein-

nahmen, zum Aufschub rieten, da Konrad von Antiochia, Manfreds Neffe, noch in den Abruzzen stand und anderes Kriegsvolk von Süden her im Anmarsch war, so beschloß der mutige Kaisersohn dennoch die Schlacht; er sah den feigen Verrat auf vielen Gesichtern lauern und fürchtete, eine längere Verzögerung möchte die Reihen seiner Streiter noch mehr lichten. Sein Astrolog hatte die Stunde für glückbedeutend erkannt; aber in Wahrheit war sein Stern im Niedergang begriffen.

Es war am 26. Februar des Jahres 1266, als Manfred sein Kriegsvolk in drei Heerhaufen geteilt über den Fluß Calore führte und auf dem „Felde der Rosen", nordwestlich von Benevent, den von der Höhe herabziehenden Feind, dem die Predigermönche zuvor die Absolution erteilt, mit Heftigkeit angreifen ließ. Die ohne Befehl mit Ungestüm vorstürmenden Sarazenen wurden, nachdem sie anfangs das ungeordnete französische Fußvolk überrannt hatten, von der französischen Reiterei zersprengt und niedergeworfen. Aber die deutsche Ritterschaft, die von Graf Jordan geführt mit dem Feldgeschrei „Schwaben!" sich auf den Feind stürzte, trieb jene in die Flucht und stellte das Gleichgewicht her, so daß der Kampf wieder zum Stehen kam. Gegen diese richtete endlich Karl den Kern seines Heeres, bei welchem neben den Provençalen und andern Franzosen unter den tapfern Führern Gilles le Brun, Philipp von Montfort, Guido von Mirepoix u. a. auch Guido Guerra mit vierhundert guelfischen Rittern aus Florenz in glänzendem Waffenschmuck aufgestellt war; und da nun auch Manfred mit seiner auserlesensten Mannschaft sich dorthin wandte, ihm zur Seite der edle Römer Theobald Anibaldi, ein echt antiker Charakter, und Graf Rudolf von Habsburg, so wurde bald durch den heißen Kampf der schwergeharnischten Ritterschwadronen der Tag seiner blutigen Entscheidung entgegengeführt. Auf Karls Rat richteten die Franzosen ihre kurzen Schwerter gegen die Streitrosse der Deutschen; wenn nun diese zusammenstürzten, warfen sich Karls Fußsoldaten, die hinter den Rittern saßen, auf die Niedergefallenen und erschlugen sie, da die schweren Harnische sie am Aufstehen hinderten, mit Keulen. Wie sehr auch die deutschen Krieger ihre alte Tapferkeit aufs neue erprobten, der romanische Stoß und Stich trug den Sieg davon über die germanische Kampfweise. „Sie fielen mit Heldenmut gleich den alten Goten, als die dem Tode geweihten Repräsentanten des germanischen Reichs, welches mit Friedrich II. zu Ende gegangen war." Sobald die apulischen Ritter in Manfreds Heer den Fall der Deutschen sahen, wandten die meisten ihre Pferde und ritten zum Feind über oder auf ihre Burgen. Selbst der Schwager Manfreds, Thomas von Acerra und Aquino, verließ den König in verräterischer Flucht. Als Manfred, auf die große Zahl der Fliehenden aufmerksam gemacht, sich rasch umdrehte, fiel der silberne Adler von seinem Helm. „Das ist ein Zeichen Gottes!" rief er aus und stürzte ohne königliche Abzeichen in den dichtesten Haufen der Feinde, um als König und Held zu enden, begleitet von dem hochherzigen Theobald Anibaldi,

Schlacht bei Benevent. 26. Febr. 1266.

Manfreds Heldentod.

der mit ihm zu sterben entschlossen war. Bald lagen beide als Leichen auf dem Waffenfelde. Als am Abend des Schlachttages Karl in seinem Zelte einen Siegesbericht an den Papst richtete, wußte er noch nicht, wie es seinem Gegner ergangen; nur daß man einen Ritter aus der Picardie auf dem Streitroß des Königs und mit dessen Schärpe erblickte, ließ seinen Fall erraten. Zwei Tage nachher fand man den Leichnam, der Rüstung beraubt und mit Wunden bedeckt, an der Seite den toten Theobald. Die herbeigeführten Freunde und Verwandten erkannten den ehemaligen Herrn, und Graf Jordan warf sich mit dem Ausdruck des heißesten Schmerzes bei dem Toten nieder, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Manfreds Grab. Der Sieger ließ den gefallenen König, der im Kirchenbanne gestorben war, an der Brücke des Calore verscharren; und die französischen Krieger trugen, seinen Heldenmut zu ehren, jeder einen Stein herbei und häuften ihm ein Denkmal, im Munde des Volkes „Rosenfels" genannt. Einige Zeit nachher befahl jedoch der Erzbischof von Cosenza, Manfreds geschworner Feind, mit Beistimmung des Papstes, den von der Kirche verfluchten Toten wieder aus der Gruft zu reißen, weil der Boden von Benevent kirchliches Eigentum sei, und die Gebeine an die Grenze von Latium hinzuwerfen, „wo der Regen sie zerschlägt und der Wind sie zerstreut". Hier in einem abgelegenen, von düstern Felsen eingeschlossenen Thale, welches der Fluß Verde kurz vor seiner Vereinigung mit dem Tronto bildet, wurde Manfred, ohne Beobachtung kirchlicher Gebräuche, zum zweitenmal begraben. „In der Nähe steht eine einsame Mühle; unter den benachbarten Landleuten lebt bis auf den heutigen Tag die Sage von dem schönen, geistreichen, unglücklichen König Manfred." Manfred war erst vierunddreißig Jahre alt, als er fiel, „im Leben und Tod herrlich, gleich dem heldenmütigen Gotenkönig Totila". Von den Päpsten verflucht, von den Guelfen der abscheulichsten Verbrechen beschuldigt, fand er bei der Nachwelt die Teilnahme, welche die Menschlichkeit jeder gefallenen Größe, jedem tragischen Untergang zollt, und in dem Ghibellinen Dante einen gerechten Herold, welcher den Schatten im Purgatorium sagen läßt, „daß der Fluch der Priester über die versöhnende Liebe keine Gewalt besitze".

5. Deutschland in der kaiserlosen Zeit und Ottokars Machtstellung.

a. Das Doppelkönigtum.

Die Lage des Reichs. Von dem Waffenfelde bei Benevent und der düstern Grabesstätte Manfreds wenden wir den Blick nach dem Deutschen Reiche, in dem das untergehende Heldengeschlecht wurzelte und das damals unter schwerer Bedrängnis seufzte. Als König Wilhelm von Holland auf den gefrornen Untiefen von friesischen Bauern erschlagen ward, hatten die Städte am Rhein sich durch einen Vertrag zur Erhaltung des Landfriedens verbunden. Es that wahrlich Not, daß wenig-

stens ein Versuch gemacht wurde, dem wilden Fehdewesen und Faustrecht Einhalt zu gebieten. Denn nie waren Leben und Eigentum weniger geschützt, nie trat die Verwilderung nackter zu Tage, nie schritt die Anarchie mit ihren blutigen Greueln offener über die deutsche Erde, als in den Jahren, die auf Wilhelms Tod folgten. Des Sängers Wort: „Mein Dach ist faul, es triefen meine Wände" konnte damals auf den morschen Reichsbau angewendet werden. Habsucht und Geldgier waren die Laster des Tages: man erkaufte Kronen und Herrschaften mit Gold oder Ritterlehen, mit Schenkungen und Freibriefen; die Treue war feil, der Waffendienst wurde zum einträglichsten Gewerbe, räuberische Überfälle gehörten zu den gewöhnlichen Thaten der Ritterschaft, „vom Stegreif" leben war die Losung des Tages. Ging doch das Haupt der Christenheit, der Priesterfürst in Rom, mit lockendem Beispiel voran, indem er das sizilianische Königreich dem Meistbietenden zum Kauf antrug! Und was der Nachfolger des Apostelfürsten so erfolgreich betrieb, diente seinem christlichen Bruder in Köln zum Vorbild. Während Österreich von den wilden Scharen der Ungarn und Böhmen zertreten ward und einem fremden Fürsten als Beute zufiel; während in Thüringen Albrecht von Braunschweig, der Schwiegersohn der Herzogin Sophie von Brabant, als Verfechter der Ansprüche ihres Sohnes Heinrich, den Erzbischof Gerhard von Mainz, der den thüringischen Erbfolgestreit zur Mehrung seiner Besitzungen benutzte, und dessen Oheim, den Grafen von Eberstein, zu Kriegsgefangenen machte und den ersteren in den Kerker warf, den letzteren an den Füßen aufknüpfen ließ; während alle Welt nach einem starken Oberhaupte schrie, wie der lechzende Hirsch nach Wasser, da schaute der Kölner Erzbischof, Konrad von Hochstaden, sich nach einem neuen Schattenkönig um, der willig und fähig wäre, die ihm zugedachte zweifelhafte Ehre mit Gold aufzuwiegen und die Vermittler mit vollen Händen zu lohnen.

Der Erzbischof von Köln unterhandelt mit Richard von Cornwallis.

Erzbischof Konrad entdeckte bald den geeigneten Mann in dem reichen Grafen Richard von Cornwallis, dem Bruder des englischen Königs Heinrich III., der für den eiteln Ruhm, in den Hofkreisen zu London unter den geschmückten Herren und Frauen mit der Krone und den Insignien Karls des Großen prunken zu können und den Glanz der Dynastie durch einen neuen Ehrenrang zu verherrlichen, das goldene Füllhorn seines Reichtums auf die Wahlfürsten auszuschütten bereit schien. Hatte doch schon Innocenz IV., der große Kaufherr auf dem Stuhle Petri, ihn zum König von Sizilien ausersehen gehabt! Da durfte man reiche Spenden erwarten! Bald nach Wilhelms Tod trat daher der Kölner Kirchenfürst mit England in Verbindung und er war sehr erfreut, daß sein Antrag bei Richard und dem König gnädig und freudig aufgenommen wurde. Konrad hatte freies Spiel, da Gerhard von Mainz noch in der Gefangenschaft zu Braunschweig lag; und wenn er für denselben das hohe Lösegeld erwirkte, das der Herzog für seinen erlauchten Gast forderte, so war an dessen Zustimmung und Mitwirkung wohl kaum zu zweifeln. Da kam es dem

Erzbischof sehr ungelegen, daß sich einige patriotische Stimmen erhoben, die da meinten, man solle wieder die staufische Fahne aufpflanzen und den kleinen Konradin als König anerkennen. Zu seiner Freude bedrohte aber Papst Alexander IV., welcher den Haß seines Vorgängers gegen das „Otterngezücht“ teilte, alle Fürsten, welche den Sprößling des kirchenfeindlichen Geschlechtes wählen würden, mit dem Bannfluche und schlug damit jede Agitation zu dessen Gunsten nieder.

Haltung der rheinischen Städte. Der rheinische Städtebund zeigte bereits deutlich, daß er sich seiner Stellung und Aufgabe bewußt sei. Sechs Wochen nach dem Tode Wilhelms faßten die Abgeordneten auf einer Tagsatzung in Mainz nicht nur „nützliche Beschlüsse für den Landfrieden“, sie kamen auch überein, an alle Fürsten, denen die Königswahl zustehe, Boten zu senden und sie ernstlich zu bitten, „daß sie zum Heil und im Interesse des ganzen deutschen Reichs sich zur Wahl einer Person vereinigen möchten, damit nicht durch Zwiespalt das heil. Werk des Friedens gestört würde“; für den Fall einer Doppelwahl aber beschlossen sie, keinem von beiden Königen Treue zu schwören oder Abgaben und Dienste zu leisten.

Die Bewerber um die deutsche Krone. Dennoch trat dem reichen Richard ein Mitbewerber entgegen, der auch nicht mit leeren Händen kam, der auch mächtige Fürsprecher besaß und der noch überdies hohenstaufisches Blut in seinen Adern hatte. Es war dies der kastilische König Alfons X., dessen Mutter die Tochter Philipps von Schwaben gewesen, ein Gönner der Wissenschaften und der Gelehrten, den die schmeichelnde Zeitgeschichte den „Weisen“ nannte. Wie Richard von dem englischen Hof unterstützt ward, der gerade damals mit dem Papste wegen Übertragung der apulisch-sizilianischen Königskrone an den Prinzen Edmund in Unterhandlung stand und daher einen wohlgesinnten König in Deutschland wünschte, so Alfons von dem französischen Hof, der den englischen Bewerbungen in beiden Ländern entgegenarbeitete; und wenn Konrad von Köln, der überlieferten Politik des Erzstifts folgend, für den englischen Prätendenten in die Schranken trat, so der Erzbischof Arnold von Trier für den spanischen. Und um den Ränken und Umtrieben noch ein weiteres Feld zu öffnen, kamen einige norddeutsche Fürsten überein, den Markgrafen Otto von Brandenburg auf den Thron zu heben, ein Plan, für den man auch den rheinischen Städtebund zu gewinnen suchte. Selbst der mächtige Ottokar von Böhmen und Österreich hätte die deutsche Krone gern gewonnen; da er aber nicht hoffen konnte, die Stimmen der geistlichen und weltlichen Fürsten auf sich zu vereinigen, vielleicht auch nicht die Mittel besaß, seine Rivalen zu überbieten, so suchte er nur zu verhindern, daß ein kräftiges Reichsoberhaupt gewählt werde. Von einem zweiten Schattenkönig hatte er für den Fortbesitz seiner Eroberungen und für seine weiteren ehrsüchtigen Entwürfe nichts zu fürchten. Daher fand der Kölner Erzbischof, als er im Sommer sich bei ihm in Prag einfand, eine gute Aufnahme. Mit reichen Geschenken entlassen, kehrte er an den Rhein zurück.

Die Königswahl zu Frankfurt. 1257. Bei so geteilten Interessen waren mehrere Wahlversammlungen ohne Ergebnis, so daß das Reich ein ganzes Jahr verwaist blieb. Mittlerweile that das englische Geld seine Wirkung. Der Kölner Erzbischof, als der vorzüglichste

Geschäftsführer, empfing 12,000 Mark; dem Erzbischof Gerhard von Mainz wurden 8000 geboten, wovon 5000 an den Herzog Albrecht von Braunschweig als Lösegeld bezahlt werden sollten, den beiden bayrischen Herzögen trug man 18,000 Mark an; jedem der übrigen Fürsten, die für Richard stimmen würden, wurden 8000 Mark zugesichert. Nicht minder ansehnlich mögen die Summen gewesen sein, welche Alfons, von Frankreich unterstützt, seinen Wählern in Aussicht stellte. Der schmähliche Handel wurde ganz öffentlich getrieben, und dabei zeichneten sich die Geistlichen durch Käuflichkeit vor allen aus. Im Januar 1257 fand endlich die dritte Wahlversammlung in Frankfurt statt. Da der Erzbischof von Trier und der Herzog von Sachsen, die Häupter der kastilischen Partei, zuerst in die Stadt einzogen, so versammelte Konrad von Köln die beiden Herzöge von Bayern, welche mit ansehnlichem Kriegsvolk vor Frankfurt erschienen, und die übrigen Fürsten seiner Partei auf dem Frankenfelde vor der Stadt. Auch die Stimme des Mainzer Erzbischofs, der noch in der Gefangenschaft war, eignete sich der Kölner als dessen Bevollmächtigter zu. Hier wurde nun Richard von Cornwallis als König ausgerufen, und eine Gesandtschaft brachte sofort die Meldung nach London, die Wahl sei einstimmig erfolgt. Einige Zeit nachher wählten der Trierer Erzbischof und seine Anhänger Alfons von Kastilien, und auch er wurde von einer Deputation als deutscher König begrüßt und zur Auszahlung der 20,000 Mark als „Handsalben" für seine Wähler angehalten. Ottokars Bevollmächtigte hatten sich bei der Wahl so gehalten, daß beide Teile sie zu den ihrigen zählten. Die Doppelwahl war, da seine eigene Erhebung nicht bewerkstelligt werden konnte, ganz nach seinem Sinn; sie machte eine starke Reichsgewalt unmöglich und gestattete ihm an dem Baue seiner böhmisch-österreichischen Monarchie ungestört fortzuarbeiten. Deshalb trat er auch gleichzeitig mit Richard und Alfons in Unterhandlung. Im Frühjahr erschien Richard mit gefüllten Kassen am Rhein und wurde mit seiner Gemahlin in Köln gekrönt. Er stellte mancherlei Urkunden aus und spendete Geld mit vollen Händen. Der um seine Wahl so hochverdiente Erzbischof empfing eine prachtvolle Mitra mit Edelsteinen und goldenen Reifen.

13. Jan. 1257.

1. April.

17. Mai 1257.

König Richard und die deutschen Fürsten.

Mit der Doppelwahl in Frankfurt begann die schreckliche Zeit, die als das große Deutsche Interregnum im Andenken der Nation sich mit blutigen Zügen eingegraben hat. Alfons besuchte niemals das Reich, zu dessen Herrschaft ihn eine selbstsüchtige Partei gerufen; er begnügte sich damit, da der Papst die Entscheidung zwischen beiden Prätendenten in Anspruch nahm, in Rom sein Recht vor dem geistlichen Tribunal gegen seinen Widersacher zu verfolgen. Richard dagegen fuhr einigemal den Rhein hinauf bis gen Basel und unterließ dabei nie, die ausgestreckten Hände seiner Anhänger mit neuen Gaben zu füllen. Ob der englische Fürst die Krone von Deutschland nur als einen „Luxusbesitz" betrachtete, mit dem er von Zeit zu Zeit Schaugepränge trieb, oder ob er anfangs ernstere Absichten damit verband und nur durch die Gesin-

nungslosigkeit, den Eigennutz und die Zwietracht der Fürsten und Bischöfe an einem kräftigeren Handeln gehindert war, ist schwer zu entscheiden, da die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegentürmten, jedes eigentliche Regieren unmöglich machten. Es wurde schon erwähnt, welchen drohenden Charakter die durch die kostspielige äußere Politik des englischen Königshauses in Sizilien und Deutschland erzeugte Mißstimmung in dem Insellande annahm; diese legte dem deutschen Herrscher die Pflicht auf, seinen verschwenderischen Ausgaben Einhalt zu thun. Damit zerrann aber auch sein Einfluß im Reich, und die Anhänger wendeten sich von ihm ab; denn sie hatten ihn ja, nach dem scharfen Urteil eines patriotischen Zeitgenossen, „nicht wegen seiner Person, sondern um seines Geldes willen" gewählt. Von da an war die Benennung „römisch-deutscher König" nur ein Ehrentitel, der ebensowenig Machtbefugnis gewährte wie der Titel „König von Jerusalem" oder „Kaiser des lateinischen Reiches in Konstantinopel". Die beiden Fürsten, denen durch die zwiespältige Königswahl die Krone zugeteilt worden, legten so geringe Bedeutung auf die höchste Würde in der Christenheit, daß sie selbst nie mit den Waffen um deren Besitz stritten. Ihre Namen dienten nur als Parteifahne in den Kämpfen, die sich sofort am Rhein erhoben, wo Arnold von Trier und die Bischöfe und Bürgerschaften von Speier und Worms gegen die Erzbischöfe von Mainz und Köln ins Feld zogen. So erwies sich denn auch der Rheinische Städtebund unfähig, den beschwornen Landfrieden zu bewahren. Und wie einst unter Wilhelm von Holland der königliche Name gebraucht wurde, um die Aneignung von Reichsgütern und Regalien mit einem Schein des Rechts zu decken, so ließ man sich auch jetzt Urkunden und Privilegien ausstellen, um Anmaßungen in das Gewand königlicher Bewilligungen zu kleiden. Richard führte fünfzehn Jahre lang den Königstitel; aber sein Dasein ist nicht durch Regierungshandlungen, sondern nur durch Urkunden über Verleihungen und Schenkungen auf Kosten des Reichs denkwürdig. „Das Reichsgut war die ehemals große Haut, aus welcher jeder seine Riemen schnitt, unbekümmert, ob noch eine Decke für den Thron übrig blieb." Die kriegerischen Bewegungen in England, wo die Barone die Waffen ergriffen hatten und den
1264. „römischen König" einige Zeit in Gefangenschaft hielten, entzogen ihn vollends den Angelegenheiten des Reichs; und als er zum letztenmal den deutschen Boden betrat, machte er sich weniger bemerklich durch die Bemühungen um Herstellung
März 1269. des Landfriedens auf einem Reichstag in Worms, als durch die Festlichkeiten, womit der bejahrte Herr sein Beilager mit seiner schönen jungen Braut Beatrix von Falkenstein, für die er in jugendlicher Leidenschaft entbrannt war, in der
Juni 1269. wieder aufgebauten hohenstaufischen Pfalz zu Kaiserslautern feierte, und durch die freigebige Verleihung von Reichsvogteien an deren Verwandte am Rhein und in der Wetterau. Im August kehrte er nach England zurück, wo er zwei Jahre später durch einen Schlagfluß gelähmt und geistig gebrochen nach schweren

Leiden starb, betrauert von seinen Anhängern, für die er ein so freigebiger Herr gewesen. 1271.

b. **Die öffentlichen Zustände während des Interregnums und das Rechtswesen.**

Für das deutsche Volk war das Zwischenreich die traurigste Zeit, deren die Geschichte gedenkt, wo Gewaltthat, Eigennutz, Herrschsucht und alle Leidenschaften rückhaltlos hervortraten und die verwilderte Menschennatur sich roh ihren ungebändigten Trieben hingab. So unrühmlich es für die deutsche Nation gewesen wäre, wenn ein fremdländischer König ein wirkliches Regiment im Deutschen Reiche geführt und die feilen Seelen, welche damals die Bischofsstühle und Fürstensitze innehatten, als seine Vasallen um sich geschart hätte, so furchtbar lastete auf Volk und Reich der anarchische Zustand, „da Recht und Gericht ein Wort war, was der Starke allein gebrauchen und mißbrauchen konnte und das niemand als den Schwachen schreckte". Denn während dieser kaiserlosen Zeit suchten Fürsten und Bischöfe ihre Besitzungen und Rechte zu erweitern, teils durch Unterdrückung minder mächtiger Edlen, teils durch Bekämpfung des aufstrebenden Bürgertums in den Städten, teils durch widerrechtliche Aneignung von Reichslehen, Zöllen, Rechten und Regalien aller Art. Was diese im großen trieben, übten ihre Vasallen, die Ritter und Ministerialen, im kleinen. Von ihren Burgen herab, die, wie noch jetzt deren Ruinen beweisen, an den Ufern schiffbarer Flüsse oder an der Seite belebter Heerstraßen angelegt waren, führten sie ein wildes Raubleben, schleppten Reisende in ihre Burgverließe, um hohes Lösegeld zu erpressen, plünderten die Güterwagen der Handelsstädte und trotzten hinter ihren festen Mauern den machtlosen Gesetzen und Gerichten. „Der tolle Übermut der Deutschen," sagt ein Chronist, „die über dem Rhein auf unbezwinglichen Burgen wohnen, ertrug die Ruhe nicht, und, um Geld zu erwerben oder vielmehr zu erpressen, scheute man keine Art von Verbrechen; von den Schiffen, die auf dem Strom Lebensmittel oder andere Waren führten, wurden von jenen Burgen herab, die man nicht umgehen konnte, ungewöhnliche und unerträgliche Zahlungen verlangt, die man Zölle nannte; die Burgherren erhoben dieselben ein jeder für sich und wurden darin weder durch die Furcht Gottes, noch durch die Scheu vor dem König irre gemacht." Die Verwilderung des deutschen Adels, nirgends gezügelt durch oberrichterliche Gewalt, erhob das unritterliche Faustrecht, Beraubung und Mißhandlung der Schwächeren und Wehrlosen zur gedankenlosen Lebensgewohnheit und verdunkelte oder erstickte jedes Rechtsgefühl, jede Regung für die Nationalehre, unterdrückte jede Rücksicht auf gemeinsame Wohlfahrt. Die Idealität zog sich aus dem Staat in das einzelne Gemüt, aus dem Leben in die Dichtung zurück; man beklagte den Verfall des Reiches in schwermütigem Weltschmerz. Damit begann die innere Selbstauflösung des Rittertums, der Zwiespalt trat in ihm ein und die Ausartung einerseits in jene minneselige und minnesieche Gefühlsschwelgerei, anderseits in die Roheit des

Gesetzlosigkeit.

Raubrittertums. Von der Zeit an ging das große, ruhmvolle Reich einem trostlosen Zerfalle entgegen. Es war nur ein schwacher Notbehelf gegen die Gewaltthaten des Faustrechts und den frechen Übermut des gewappneten Mannes, daß das Freigericht der heil. Feme, das seinen Hauptsitz in Westfalen, auf der „roten Erde", unter der Leitung des Erzbischofs von Köln hatte, den Frevler und Verbrecher durch die Furcht vor geheimer Gerechtigkeitspflege und blutiger Vergeltung zu schrecken suchte; und selbst die große städtische Einigung, die Hansa, die in denselben Jahren, da der Rheinische Städtebund durch das Doppelkönigtum und den Parteigeist im Keime geknickt ward, in Norddeutschland sich befestigte und ausdehnte, konnte in dieser eisernen Zeit ihren Gliedern nur eine dürftige Notwehr gewähren. Und doch bildet die Entwickelung der deutschen Städte auch in den dunkeln Tagen des Interregnums den einzigen Lichtblick. Sie allein vertraten den Gedanken an eine Erhaltung und Fortbildung der nationalen Gesellschaft; sie hielten den Glauben an die Zusammengehörigkeit der ihren Mittelpunkt fliehenden Kräfte fest; sie stellten tapfer die Überzeugung von der Notwendigkeit des Rechts der räuberischen Gewalt, dem schnöden Eigennutze gegenüber. „Klug, mannhaft, einig und ehreifrig überdauerten sie nicht allein jene jammervolle Zeit; blühender an Schmuck, reicher an Gut und Waffen wie an weltgestaltenden Planen, geläutert und veredelt im Genusse gemeinheitlicher Verfassung, gingen sie durch König Rudolfs ärmlichen, aber wohnlichen Notbau des Reichsstaats in das vierzehnte Jahrhundert ein und bereiteten sich für die längst verkündeten Stürme der Zunftkämpfe, der Demokratie, vor." Der Sieg bei Hausbergen (1262), in welchem die Straßburger ihren Bischof Walter von Geroldseck, die Schlacht bei Kitzingen (1266), in welcher die Würzburger die Grafen von Henneberg und Kassel schlugen, die Besiegung und Gefangenhaltung des Erzbischofs Engelbrecht von Köln, Neffen und Nachfolgers des im September 1261 verstorbenen Konrad von Hochstaden, durch die Bürger der Rheinstadt (1271) bewährten den Geist und auch die Macht, die sich in den Städten immer mehr entwickelten. Viele Raubritterburgen und Zollstätten erlagen den vereinten Angriffen der bürgerlichen Wehrgenossenschaften. — Am härtesten aber und am leidensvollsten gestaltete sich in dieser Zeit des Faustrechts das Los des Bauernstandes. In den Fehden der ritterlichen Gutsherren wurden oft die Dörfer und Höfe niedergebrannt und die Ernte verwüstet; die Jagden wie das Wild waren den Saaten verderblich; die persönlichen Leistungen durch Frondienste, Steuern, Zehnten und Abgaben jeglicher Art waren endlos; ohne Recht und Schutz der Gesetze war der unfreie Mann den härtesten und entehrendsten Strafen ausgesetzt. Dabei noch feudaler Übermut und die durch brutale Rechte geförderte Frivolität eines zuchtlosen Herrenstandes. Die Bauernaufstände, deren die Geschichte des Mittelalters eine ansehnliche Menge aufzuweisen hat, bewirkten nur eine Verschlimmerung ihrer Lage. Wahrlich! es bedurfte für diesen Stand gar

Die Städte.

Der Bauernstand.

sehr der kirchlichen Lehre von christlicher Demut und Ergebung, um sich über unchristliche Erniedrigung zu trösten.

Wie drückend indessen das Los der gutshörigen und leibeigenen Bauern war, so stand doch ihr Leben und ihre wenn auch kümmerliche Existenz unter dem Schutze gewisser Hof- und Bauernrechte, unter der Obhut gewählter Gemeindevorsteher und war vielfach durch die Bande der Pietät und des längern Zusammenlebens mit der Gutsherrschaft, auch oft durch besondere Rechtsverträge gegen Gewalt und Willkür sichergestellt (V, 628 f.). Dagegen war eine andere Menschenklasse, die zwar in Beziehung auf Vermögen, Lebensgenüsse und Arbeit sich in weit besserer Lage befand, während der Jahre religiöser Erregung häufig jedes Rechtsschutzes beraubt und der Verachtung und Verfolgung preisgegeben — die Juden*). Von den ersten Zeiten des Mittelalters, auf welches sich die christlich-römische Antipathie gegen die Juden vererbte, sehen wir sie in unaufhörlichem Ringen gegen die stets wachsenden Feindseligkeiten der Christen. Am leidlichsten war ihre Stellung unter den Karolingern im Frankenreiche. Die Franken, welche die Juden schon bei ihrer Einwanderung in Gallien vorfanden, behandelten die Fremdlinge der semitischen Rasse fast auf demselben Fuße wie die Romanen, so daß unter Ludwig dem Frommen Bischof Agobard von Lyon sich über die Begünstigungen beklagte, welche den Feinden Christi zu teil wurden. Als Hoflieferanten genossen sie eines besonderen Königsschutzes. Auch war ihnen die Erwerbung von Grundbesitz unverwehrt. Doch widmeten sie sich schon damals fast ausschließlich dem Handel und den Geldgeschäften. Überall, wo große Menschenmassen zusammenkamen, wo vielfache Bedürfnisse hervortraten, fanden sich die Juden mit ihren Waren ein, im Palast des Königs, bei Volksversammlungen, im Heerlager. Sie trieben ausgedehnten Handel zur See und vermittelten den Warenverkehr mit dem Orient, wobei es ihnen förderlich war, daß an den verschiedenen Seeplätzen Glaubensgenossen von ihnen saßen. Besonders eifrig scheinen sie den Sklavenhandel getrieben zu haben (VI, 513). Sie wohnten meistens in Städten, jedoch schon frühe in besondere Judenquartiere verwiesen. Weniger günstig gestalteten sich ihre Verhältnisse unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, insbesondere als die kirchlichen und religiösen Interessen das Gemütsleben der Menschen mehr und mehr durchdrangen und beherrschten. Wir wissen, welchen Greueln und Verfolgungen die Juden in den Städten am Rhein, wo sie seit alten Tagen in großer Menge ansässig waren, im Anfang der Kreuzzüge ausgesetzt gewesen sind (VI, 365, 553). Der Schutz, den damals König Heinrich IV. den Bedrängten gewährte, scheint das nähere Verhältnis begründet zu haben, in welchem fortan die Juden zu den deutschen Kaisern standen. Durch das ganze Mittel-

Die Juden.

Der Judenschutz.

*) Grätz, Gesch. der Juden. Leipz. 1853 f., 10 Bde. und O. Stobbe, Die Juden in Deutschland während des Mittelalters. Braunschweig 1866.

alter galten die deutschen Juden als „kaiserliche Kammerknechte“, welche gegen eine zu entrichtende Abgabe unter des Kaisers Schutz und Obhut gestellt waren. Und wenn auch dieser „Judenschutz“ samt dem damit verbundenen Einkommen hier und da an einzelne Territorialfürsten, Stadtherren oder Gemeinden überging, so geschah es stets infolge einer Übertragung. Der Judenschutz war somit ein kaiserliches Regale, welches wie andere Reichs- und Hoheitsrechte mittels Belehnung oder Schenkung an andere Reichsstände hingegeben werden konnte. Auch das Recht „Juden zu halten“ wurde als kaiserliches Privilegium verliehen. Ja sogar über die Juden fremder Länder wurde dieses Schutzrecht von den Kaisern deutscher Nation, die sich ja immer als die Nachfolger der römischen Imperatoren betrachteten, bisweilen in Anspruch genommen. Doch war bei dem sinkenden Ansehen des Kaisertums dieser Reichsschutz nicht vermögend den Judenverfolgungen vorzubeugen, wie aus der öfteren Wiederholung solcher Szenen der Gewaltthat und Bedrückung hervorgeht. Selbst die Päpste sahen sich veranlaßt, durch Ausschreiben und Konzilienbeschlüsse von Judenverfolgungen abzumahnen. Doch wissen wir aus dem Beispiel des heil. Bernhard, daß man kein Bedenken trug, wenigstens einen Teil ihres Vermögens zum besten der Kirche, insbesondere zur Unterstützung der Kreuzzüge in Anspruch zu nehmen. Der tiefwurzelnde Judenhaß, der in der Stammesverschiedenheit, in dem religiösen Gegensatz, in der strengen nationalen Abgeschlossenheit des semitischen Volkes, mitunter auch in dem Neid und Zorn über die wucherische Ausbeutung der Christen seinen Grund hatte, wurde nicht wenig gesteigert durch die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Volkssage, daß die Juden Christenkinder zu rituellen Zwecken töteten und ihr Blut beim Passahfest verwendeten, eine Beschuldigung, die schon im zwölften Jahrhundert erhoben wurde und zu vielen Verfolgungen den Anlaß bot. Wie sehr auch manche Härten und Schärfen mittelalterlicher Denkungsweise mit der Zeit sich milderten, gegen die Juden dauerten Intoleranz, Haß und Verachtung fort. Nicht nur, daß man ihnen den Erwerb von Grundbesitz verbot, daß sie in keine Zünfte aufgenommen wurden, daß man sie vom Kriegsdienst und Staatsdienst ausschloß, auch wo ihnen das Niederlassungsrecht gegen hohe Abgaben gewährt wurde, lebten sie in besondere Stadtviertel oder Gassen abgesperrt, mußten sie, wie die Sarazenen in Sizilien und Spanien, besondere Abzeichen tragen und wurden bei verschiedenen Gelegenheiten schwer geschatzt. Nicht selten wurden sie von den Schuldnern mit Gewalt zum Nachlaß gezwungen oder ihre Schuld- und Zinsforderungen für ungültig erklärt. Durch solche Mißhandlungen und Zurücksetzungen wurde auch in den Juden ein scharfer Christenhaß erzeugt und genährt, der sich besonders in der rücksichtslosesten Gewinnsucht, in der hartherzigsten Ausbeutung aller Geldverlegenheiten kundgab. Da sie von Ackerbau und Gewerbthätigkeit ausgeschlossen waren oder sich selbst ausschlossen, so richtete sich die ganze Schärfe des Judengeistes auf Handel und Wucher. Das kirchliche Verbot der Zinsnahme unter

[Margin notes: Judenhaß. — Vergeltung durch Wucher.]

Christen gab die Geldgeschäfte vorzugsweise in ihre Hände, und da rächten sie sich denn durch Wucher und Zinssteigerungen für die Verachtung und den Hohn, für die Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen, denen sie so häufig ausgesetzt waren.

Recht und Gericht*).

In dieser Zeit der Gesetzlosigkeit gingen die alten Rechtsordnungen unter. Nur wenige Trümmer wurden aus dem allgemeinen Schiffbruch der öffentlichen Wohlfahrt gerettet, die dann in günstigeren Tagen wieder zum Ausbau einer besseren Rechtspflege benutzt werden konnten. Wie die Städtebündnisse die ersten Ansätze zu volkstümlichem Selbstregiment, republikanischer Staats- und Rechtsordnung in sich trugen, so traten auch in andern Gebieten des öffentlichen Lebens einzelne Versuche hervor, der rohen Gewaltthätigkeit der Feudalherren und dem Frevelmut eines das Recht verachtenden Geschlechts Zügel anzulegen. Die Friedensgebote der Kirche, jene Bestimmungen des „Gottesfriedens", die wir früher (VI, 212 ff.) dargestellt, waren unter den ehernen Tritten der fehdelustigen Ritterschaft außer Übung gekommen; weder die Gotteshäuser und sonst kirchlich geweihte Stätten, noch die geheiligten Zeiten und Festtage vermochten dem Schwerte und der Brandfackel Einhalt zu gebieten. Die Kapitularien der karolingischen Zeit waren unter den veränderten Verhältnissen zum guten Teil unbrauchbar geworden und außer Übung gekommen, und die „Konstitutionen" oder Reichsgesetze der deutschen Kaiser, insbesondere der Hohenstaufen, welche sich vorzugsweise auf Bestimmungen über Landfrieden und Landfriedensbruch, auf Lehnswesen und auf die rechtliche Stellung der geistlichen und weltlichen Fürsten bezogen, waren für die allgemeinen Rechtsbedürfnisse unzulänglich. Dagegen erhielt sich auf der „roten Erde" Westfalens in der sogenannten Feme ein Rest der altgermanischen Volksgerichte unter Königsbann, welcher in dieser Zeit des Faustrechts und der Anarchie eine größere Bedeutung und einen weiteren Wirkungskreis erlangte und sich in Kreisen Achtung verschaffte, wo weder die Rechtsaufstellungen des Sachsenspiegels und des Schwabenspiegels, welche, im dreizehnten Jahrhundert abgefaßt, bald große Verbreitung und das Ansehen von Kaiserrechten erhielten, beachtet wurden, noch das römisch-kanonische Recht des Klerus, von welchem der Dominikaner Raimundus de Pennaforte im Auftrage Gregors IX. im Jahr 1234 eine umfassende Dekretalensammlung veranstaltet hatte, die dann als allgemeines Kirchenrecht im ganzen christlichen Abendland angesehen wurde.

Die Rechtsinstitute.

Wir haben in den obigen Blättern bei verschiedenen Gelegenheiten angedeutet, wie man die schwierigen Rechtsverhältnisse in den romanischen und germanischen Ländern zu Anfang des Mittelalters zu ordnen gesucht, wie man die überlieferten Volks-

*) Außer den schon früher erwähnten Rechtsgeschichten von Eichhorn, Zöpfl, Walter wurden besonders benutzt: O. Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen. Braunschweig 1860. F. W. Kampschulte, Die westfälische Feme. Vortrag. Bonn 1864.

rechte und Rechtsgewohnheiten, welche die germanischen Völker aus ihrer Heimat mitgebracht, zu den römischen Gesetzen und Rechtsbestimmungen in den okkupierten Ländern in ein Verhältnis gesetzt, wie einzelne germanische Könige sich um die Ausbildung des Rechtslebens und Gerichtswesens dadurch große Verdienste erworben, daß sie auf Grund römischer Rechtsinstitute eigene Rechtsbücher anfertigen oder die herkömmlichen größtenteils ungeschriebenen Volksrechte, Gerichtsgebräuche und Stammgesetze aufzeichnen, sammeln und ordnen ließen (IV, 695. 728. 740. 863). Unter diesen in lateinischer Sprache verfaßten „Gesetzen der Barbaren" war das salische Rechtsbuch wegen der hervorragenden Stellung der Franken am wichtigsten. In seinen Grundzügen aus der Mitte des fünften Jahrhunderts stammend, wurde es im Laufe der Zeit unter den Merowingern und Karolingern erweitert und in den älteren Aufstellungen, wohl zum leichteren Verständnis bei Gerichten, von den Abschreibern mit einzelnen die lateinischen Ausdrücke erklärenden altdeutschen Worten („Malbergischen Glossen") versehen und hat sich lange in praktischer Geltung erhalten. Neben dieser salischen Lex der alten Franken war das Gesetzbuch der Westgoten durch die Gediegenheit des Stoffes und die wissenschaftliche Anordnung von hervorragender Bedeutung. Auch bei den deutschen Volksstämmen, welche allmählich in das große Frankenreich eintraten, den Alemannen, Burgundern, Bayern, Langobarden, Sachsen, Friesen wurden die alten Volksrechte gesammelt und aufgezeichnet, bald mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, bald vermehrt durch Bestimmungen aus dem römischen oder fränkischen Rechte (V, 357). Diese aus der Volksnatur und den Zeitverhältnissen herausgewachsenen Gesetzbücher bildeten die Grundlage für das Gerichtswesen im Frankenreiche, dessen Entwickelung aus den Volksgerichten zu Schöffengerichten und zu dem Königsgericht unter den Pfalzgrafen wir früher kennen gelernt (V, 370 ff. 374 f.).

Leges barbarorum.

Rechtspflege in der karolingischen Zeit.

Neben den Volksrechten entstanden unter und nach Karl dem Großen die Reichsgesetze, eine Sammlung von Edikten, Kapitularien, Verordnungen und Ausschreiben, welche die Könige teils in Verbindung mit den Reichsversammlungen, teils allein erließen. Wir haben früher (V, 389—391) Entstehung, Beschaffenheit und Umfang dieser Reichsgesetze oder „Kapitularien" kennen gelernt, die schon in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts durch den Abt Ansegisus zusammengestellt, zwei Jahrzehnte später durch den Mainzer Diakon Benedikt mit vielen unechten Zusätzen vermehrt und so bereits von dem Verfasser der pseudoisidorischen Dekretalen benutzt wurden (V, 494). Auch wurde bereits erwähnt (VI, 413), wie mit dem Verfall der Reichseinheit und der Bildung der Territorialeinheit die Rechtsinstitute einen mehr örtlichen, partikularen Charakter annahmen, indem sowohl das ungeschriebene Rechtsherkommen als die aufgezeichneten Volksrechte nach den Bedürfnissen der Zeit erweitert und mannigfaltiger gemacht und zum Gebrauche bei der Rechtspflege bestimmter Gegenden, Städte und Volksklassen eingerichtet wurden. So hatten die „Weistümer", d. h. von Gemeinden, Genossenschaften oder Schöffenkollegien ausgehende oder veranlaßte Erkenntnisse über bestimmte Rechtsfälle, zunächst nur für den Ort ihres Ursprungs Geltung; bloß die Rechtssprüche des Reichshofes behaupteten ein größeres Ansehen. So entstanden besonders in denjenigen Landschaften, welche wie Bayern, Österreich, Schwaben, Sachsen geschlossene Stammeinheiten bildeten, Rechtsbestimmungen, die für alle Angehörigen der Landschaft oder des Stammes gemeinsam als Landrecht galten. So entwickelten sich bei der zunehmenden Bedeutung der Städte die Stadt- oder Weichbildrechte, teils auf Grund altüberlieferter Ordnungen oder kaiserlicher und landesherrlicher Privilegien oder Handfesten, teils auf Grund selbstgeschaffener statutarischer Aufstellungen, „Küren" oder „Willküren" genannt, welche Gemeinden und politische Genossenschaften unter Vermittelung des Rats oder der Stadtschöffen sich selbst

Weistümer.

Landes- und Stadtrechte.

setzten. So entstanden Rechtsaufzeichnungen für Lehns- und Dienstverhältnisse, für Hofgemeinden und Markgenossenschaften.

Selbst das bedeutendste Rechtsbuch der Zeit, „der Sachsenspiegel", das Werk des Eike von Repkow, eines rechtskundigen Mannes, der innerhalb der Jahre 1209 bis 1233 als Schöffe zu Wettin an der Saale, zuletzt als Schöffe zu Salpke an der Elbe nahe bei Magdeburg erwähnt wird und einem ritterbürtigen Geschlechte angehörte, das sich nach einem zwischen Dessau und Köthen gelegenen Dorfe Reppichau nannte, hatte zunächst nur einen partikularen Zweck, wenn es schon allmählich seiner Gediegenheit wegen in ganz Norddeutschland, von Holland bis Livland, Eingang fand und in Thüringen, Sachsen, Preußen, den Hansestädten u. a. O. als Reichs- oder Kaiserrecht galt. Der „Sachsenspiegel", so genannt, „weil in ihm die Sachsen ihr rechtlich geordnetes Leben wie im treuen Bilde eines Spiegels wieder erkennen sollten", war eine Aufzeichnung teils gemeiner deutscher, teils sächsischer Rechtsgewohnheiten und reichsgesetzlicher Bestimmungen, wurde zuerst lateinisch niedergeschrieben, dann auf Veranlassung des Grafen Hoyer von Falkenstein, mit dem Eike in nahen Beziehungen gestanden zu haben scheint, ins Deutsche (niedersächsische Mundart) übertragen, um bei den sächsischen Gerichten in Anwendung zu kommen. Erst die beiden oberdeutschen Rechtsbücher, der auf Grund des Sachsenspiegels zur Zeit des Interregnums angefertigte „Deutschenspiegel" und der wohl unter Rudolf von Habsburg von einem Süddeutschen mit Benutzung des erwähnten Werkes des Landsmannes zusammengestellte „Schwabenspiegel" machten den Versuch, aus dem unzulänglichen Material ein allgemeines deutsches Reichs- oder Kaiserrecht zu schaffen, nachdem unter der Regierung des ersten und zweiten Friedrich das in Italien ausgebildete „römische Recht" auch in Deutschland Eingang gefunden und auf die Rechtsanschauungen einzuwirken begonnen hatte (VI, 682). Die „Spiegel".

„Der Sachsenspiegel," sagt Stobbe, „stellt in schlichter, verständlicher und der Sache durchaus angemessener Sprache das Recht dar, wie es in den sächsischen Gerichten angewendet wurde und die Kunde von ihm im Volke lebte. Obgleich er von einem Privatmanne verfaßt wurde und zunächst jeder äußeren Autorität entbehrte, hat er wegen seines großen Wertes und wegen seiner inneren Wahrheit den Eingang in die Gerichte gefunden und eine weitverbreitete gesetzliche Geltung erlangt. — Unbeirrt von den anmaßenden Ansprüchen des Papsttums gibt er dem Kaiser, was des Kaisers ist, und bewahrt eine sichere Freimütigkeit in kirchlichen Dingen." Der Sachsenspiegel zerfällt in zwei Teile, das sächsische Landrecht, wie es in den Landgerichten, denen die Freien unterworfen waren, gehandhabt wurde, und das sächsische Lehnrecht. Über die Entstehung des Rechtsbuches gibt eine rhythmische Vorrede Aufschluß, die gleichfalls dem dreizehnten Jahrhundert anzugehören scheint und wenigstens in ihrer zweiten Hälfte wohl von Eike selbst herrühren mag, wenngleich viele Forscher sie einer späteren Zeitperiode zuzuschreiben geneigt sind. Der Sachsenspiegel.

Der Sachsenspiegel fand bald allgemeine Verbreitung und wurde von einem süddeutschen mehr wissenschaftlich gebildeten Manne als Grundlage benutzt, um ein allgemein deutsches Recht darzustellen, wobei er auch auf süddeutsche partikulare Rechtsgestaltung und auf städtische Verhältnisse Rücksicht nahm. Der Verfasser erklärt, „er schreibe für das deutsche Land und stelle das Recht so dar, wie es die Könige gegeben und die Meister des Rechts, d. h. die römischen Juristen gelehrt haben. Er will also nicht das in einem bestimmten Lande geltende Recht eines einzelnen Stammes, sondern das in ganz Deutschland anwendbare Recht darstellen, nicht bloß das Gewohnheitsrecht, sondern auch das Kaiserrecht, wie es in Gesetzen und Schriften der Rechtsgelehrten überliefert ist". Die Bearbeitung entstand wahrscheinlich zur Zeit des Interregnums in der Nähe von Augsburg, und ist hauptsächlich dadurch wichtig geworden, daß sie dem Verfasser des Schwabenspiegels als Quelle diente. Der Deutschenspiegel.

Der Schwabenspiegel. Dieses oberdeutsche Rechtsbuch, dessen Abfassung zwischen die Jahre 1273—1282 zu setzen ist und wahrscheinlich gleichfalls in Augsburg seine Entstehung nahm, steht an Wert und Bedeutung hinter dem Sachsenspiegel weit zurück. „Wie der Verfasser des Deutschenspiegels," heißt es bei Stobbe, „hat auch der des Schwabenspiegels die Tendenz, das allgemeine deutsche Recht darzustellen; er findet dasselbe nicht in dem Gewohnheitsrechte eines bestimmten Volkes, sondern in dem mosaischen Gebot der Heil. Schrift, in dem römischen Recht und dem Recht Karls des Gr., in dem Dekret und den Dekretalen; nur hier und da stützte er sein Werk auf das Gewohnheitsrecht. Ganz anders als Eike ist er nicht damit zufrieden, das aus dem Leben erkannte Recht darzustellen; seine Arbeit ist eine gelehrte und entlehnt den Stoff hauptsächlich aus Büchern. Er greift ebensowohl zu den alten süddeutschen Volksrechten und zu den Kapitularien, welche längst außer Übung gekommen waren, als zu den römischen und kanonischen Rechtsquellen, welche man damals in Deutschland erst kennen zu lernen, aber noch nicht anzuwenden begann. Nicht das Recht, wie es galt, sondern wie es nach den Materialien des Verfassers hätte eingeführt werden können, ist der Gegenstand des Rechtsbuchs." Wegen des besondern Gewichts, welches der Verfasser auf das Recht der deutschen und der römischen Kaiser legt, hat das Rechtsbuch oft den Namen „Kaiserrecht" erhalten. Dabei ist er sehr päpstlich gesinnt: während der Sachsenspiegel die geistliche und weltliche Macht als gleichberechtigt darstellt, leitet der Schwabenspiegel auch die weltliche Gewalt vom Papste ab. Daher haben auch manche in dem Verfasser einen Kleriker erkennen wollen. Wie die beiden vorigen zerfällt auch der Schwabenspiegel in ein Landrecht und Lehnrecht. Vielleicht erhielt das Gesetzbuch auf dem von Albrecht I. im Jahr 1298 abgehaltenen Reichstag zu Nürnberg eine Bestätigung und konnte daher um so mehr als „Kaiserrecht" gelten. Beide Rechtsbücher dienten der Rechtspflege der folgenden Zeit zur Grundlage. — Der Sachsenspiegel wurde bald nicht nur mit Glossen versehen, die zum Teil wieder Gesetzeskraft erlangten, und mit Prozeßformeln für die verschiedenen Klagen beim praktischen Gebrauch, Richtsteig genannt, sondern er erfuhr auch Umänderungen und Vermehrungen. So entstand aus einer Verbindung des Magdeburger Städterechts mit dem Sachsenspiegel das sogenannte magdeburgische Weichbild, so das Stadt- oder Weichbildrecht von Goslar, Breslau u. a. m. Noch eigentümlicher, wenn auch minder zahlreich, sind die Rechtsbücher, die zur Familie des Schwabenspiegels gehören; so das Rechtsbuch Ruprechts (vollendet 1328), bei dem sich die ersten Spuren einer wissenschaftlichen Behandlung des deutschen Rechts zeigen und das in Süddeutschland großes Ansehen genoß; so das kleine Kaiserrecht aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

Stadtrechte. Auch unter den Stadt- oder Weichbildrechten erlangten einige Gesetzbücher ein hervorragendes Ansehen, so daß sie auf andere Städte übertragen wurden. Es bildeten sich somit gewisse Gruppen oder Familien solcher Stadtrechte, wobei wieder wie bei den Spiegeln eine Trennung nach Nord und Süd hervortritt. Unter den norddeutschen Stadtrechten geben sich drei Gruppen kund: die hallisch-magdeburgische, die, auf den Sachsenspiegel gegründet, in Sachsen, Böhmen, Schlesien und Polen verbreitet war; das lübische Recht, das sich in Lübeck unter den Einflüssen eines großartigen Verkehrs und einer frühzeitig bemerkbaren wissenschaftlichen juristischen Bildung mit vieler Selbständigkeit entwickelte und weithin über die Ostseeländer verbreitete; endlich das friesische Stadtrecht, das durch die Autonomie der städtischen Gemeinden sich ganz selbständig und eigentümlich ausbildete. Unter den süddeutschen Stadtrechten lassen sich vier Gruppen unterscheiden: eine rheinische, die sich an das Kölner Recht anlehnt, eine schwäbische, die den Schwabenspiegel zur Grundlage hat, eine bayrisch-österreichische, die sich auf das fürstliche Landrecht stützt, und eine fränkische von mehr eigentümlicher und selbständiger Entwickelung.

Das römische Recht. In Gallien und Italien ist das römische Recht nie aus der Gültigkeit im Leben verschwunden. Die germanischen Eroberer huldigten dem Grundsatze des persönlichen

Rechtes, so daß den einzelnen Landschaften und Gemeinden, Volksklassen und Genossenschaften die Wahl des Rechts, nach welchem sie leben wollten, freigegeben war. Doch haben wir früher gesehen (VI, 682), daß zur Zeit Friedrich Barbarossas das römische Recht namentlich in der Zusammenstellung durch Justinian mehr in Aufnahme kam und auf der Rechtsschule zu Bologna, welche durch Irnerius und seine Nachfolger lebhaft aufblühte und bald in Padua und andern Städten Italiens und Frankreichs nachgebildet ward, Gegenstand eifriger Studien wurde. Durch die mittelalterlichen Rechtslehrer, Glossatoren genannt, wurde dann das römische und justinianische Recht allmählich über die meisten Länder Europas verbreitet, teils als wirkliches Subsidiarrecht, teils als geschriebene Vernunft, woraus man Recht schöpft, teils wenigstens als Gegenstand des Unterrichts, zur Vorbereitung auf das Studium der Landesrechte. Auch nach Deutschland und in das nördliche Europa drang das römische Recht, wenngleich hier nicht wie in den ehemals zum Römerreich gehörenden Ländern alte Erinnerungen und zahlreiche Überreste von Gesetzen und Einrichtungen Empfänglichkeit dafür erzeugten. Der Grundsatz, daß der Klerus unter römischem Recht stehe, wirkte in allen christlichen Ländern für dessen Verbreitung, und in Deutschland war demselben auch der Umstand förderlich, daß Italien noch zum Deutschen Reich gehörte und dieses nur als eine Fortsetzung des römischen angesehen ward. Es knüpfte sich daran die von den Kaisern genährte Vorstellung, daß das justinianische Recht ein mit der Kaiserwürde in Verbindung stehendes Reichsrecht sei, welches für alle Reichsglieder Gültigkeit habe. Das Bedürfnis eines ausgebildeten Rechts, als bei der zunehmenden Kultur die einheimischen Gesetze und Rechtsbestimmungen nicht mehr genügten, leistete der Verbreitung desselben allenthalben Vorschub. Ließen doch die hohenstaufischen Kaiser ihre wichtigsten „Konstitutionen" zur größeren Verbreitung in das Corpus juris aufnehmen. Völlig festgestellt ward jedoch die Anwendung des römischen Rechts im Deutschen Reich erst dadurch, daß die Reichsgesetze seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dasselbe als geltendes gemeines Recht voraussetzten. Seitdem galt das justinianische Gesetzbuch unbestritten als Subsidiarrecht im Deutschen Reich und in den meisten Ländern, die ehemals Bestandteile desselben waren, wie die Schweiz, die Niederlande u. a. — In Dänemark, Schweden, Rußland, Polen und Ungarn erlangte das römische Recht nur als Gegenstand des vorbereitenden Unterrichts Geltung.

Die alten Volksgerichte, die zur Zeit Karls d. Gr. unter der Leitung der Grafen im ganzen Frankenreiche bestanden, kamen im Laufe der Jahre außer Übung: an die Stelle der Rechtsfinder aus den Freien des gesamten Volkes, die an den herkömmlichen Gerichts- oder Malstätten Entscheidungen trafen, traten Schöffen und Richter, die, vom König oder den fürstlichen Reichsbeamten ernannt, bald einen besonderen Stand bildeten. Mit der Auflösung der alten Gauverfassung und der Ausbildung der Territorialhoheit wurden die alten königlichen Gerichtshöfe mehr und mehr durch die fürstlichen Hofgerichte verdrängt und die schöffenbaren Geschlechter, in denen die Richterwürde nicht selten erblich ward, nahmen bald den Charakter einer geschlossenen Genossenschaft an; doch dauerten im ganzen die herkömmlichen Gerichtsformen mit Mündlichkeit, Öffentlichkeit und persönlichem Erscheinen der Parteien, mit Eid und Eideshelfern, mit Urkundenbeweis und Zeugenverhör bei den Dingstühlen in alter Weise fort. Nur in Westfalen erhielt sich neben den herrschaftlichen Gerichten noch ein Stück der alten Volks- und Grafengerichte in den „Freistühlen", wo ein Ding- oder Freigraf mit den zum Freistuhl gehörenden Schöffen über die demselben unterworfenen Freien und deren Freihöfe unter Königsbann Recht sprach. „Diese Freistühle waren zwar vom Reiche durch Belehnung, Verkauf und Verpfändung an Stifte, Abteien,

Die Gemgerichte.

Grafen, Herren und Städte gekommen und diese dadurch zu Stuhlherren geworden. Allein der Stuhlherr oder der von ihm ernannte Freigraf mußte in der Regel vom König mit dem Blutbanne belehnt werden." In dem abgeschlossenen Westfalen, wo Anhänglichkeit an die überlieferten Rechtsordnungen und an die alte Freiheit zum Volkscharakter gehören, behaupteten sich also die alten Volksgerichte in unmittelbarer Unterordnung unter den Kaiser. Im dreizehnten Jahrhundert, als mit dem Verfall der höchsten Gewalten in Staat und Kirche überall in den unteren Schichten der Nation neues Leben sich regte, erhielten auch die westfälischen Volksgerichte neuen Aufschwung und neue Lebenskraft. Die Sage knüpfte diese Veränderung an den durch seine strenge Gerechtigkeitspflege bekannten Erzbischof Engelbert von Köln, der, seitdem das Herzogtum in Engern und Westfalen im Jahr 1180 an den Erzstuhl gekommen, zu den alten Freigerichten in nähere Beziehung getreten war. Von der Zeit an streiften die Gerichte der heil. Feme den Charakter bloß territorialer Gerichtshöfe ab und erweiterten als allgemeine Landes- und Reichsgerichte, bei denen der Erzbischof von Köln und Herzog von Westfalen die Würde eines Oberstuhlherrn und Stellvertreters des Kaisers innehatte, ihre Gerichtsbarkeit über die Grenzen Westfalens hinaus; zugleich wendeten sie sich ausschließlich der Pflege des peinlichen Rechts zu und nahmen, begünstigt durch die allgemeine Rechtsunsicherheit in der „kaiserlosen schrecklichen Zeit", die Bestrafung einer bestimmten Klasse von Verbrechen „gegen Gott, Ehre und Recht" als besonderes Vorrecht, als „Femwroge" für sich in Anspruch. Und um ihren Urteilen Nachdruck zu verleihen und die Vollstreckung zu ermöglichen, umgaben sie sich mit den Schreckmitteln eines geheimen Justizverfahrens. Neben den öffentlichen Sitzungen, wozu jeder freie Mann Zutritt hatte, wurden andere eingerichtet, woran nur Freischöffen unter dem Vorsitz des Freigrafen teilnehmen konnten. In diesen „Stillgerichten" wurde die Anklage untersucht und bei erwiesener Schuld im geheimen die Acht über den Frevler ausgesprochen. Eine vorhergehende „Ladung" vor die Feme wurde erst in der Folge allgemein gebräuchlich. War die Acht erkannt, so lag jedem Schöffen die Pflicht ob, den Spruch des heimlichen Gerichts an dem Verurteilten, wo er nur immer dessen mächtig werden konnte, zu vollstrecken. Heimlich, wie die Verurteilung, erfolgte auch die Vollstreckung des Urteils. Zu dem Zweck wurden, je mehr das Femschöffentum auch außerhalb Westfalens sich über ganz Deutschland verbreitete, eine Vermehrung der Mitwirkenden und eine strengere Ordnung und Gliederung des Ganzen eintrat und somit eine gegenseitige Unterstützung und Handreichung zur Notwendigkeit ward, geheime Erkennungszeichen eingeführt, die bei der Aufnahme als Freischöffe unter der Verpflichtung zur unverbrüchlichsten Verschwiegenheit mitgeteilt wurden. Dieses Verfahren war vom Reiche als durchaus gesetzlich anerkannt, und davon wurden die Schöffen die „Wissenden" (Sciti, Vemenoti), im Gegensatz zu den „Nichtwissenden" genannt. Der Akt der Aufnahme war sehr feierlich und konnte nur an einem Stuhle in Westfalen in der heimlichen Acht geschehen. Knieend mit entblößtem Haupte legte der Aufzunehmende den Schöffeneid ab, „daß er die Feme heimlich halten und hüten wolle vor Sonne und Mond, vor Wasser und Feuer, vor aller Kreatur, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Mann und Weib, vor Weib und Kind, vor Sand und Wind, außer vor dem, der ein Freischöffe sei, daß er alles, was vor die Feme gehöre, vor diesen oder einen andern Freistuhl bringen, und dies nicht lassen wolle um Lieb noch Leid, weder um Silber noch um Gold, noch um irgend eines Dinges willen, das Gott geschaffen habe." Nachdem er diese Eidesformel gesprochen, teilte ihm der Freigraf die heimliche Losung mit, die rätselhaften vier Worte: Strick, Stein, Gras, Grein, nebst beigefügter Erklärung. Auf Verrat des Geheimnisses stand Todesstrafe. Fähig zum Freischöffen war jeder erprobte treue verständige

Mann vom freien Landmann bis zum Kaiser. Sobald der Aufgenommene mit den Privilegien und Gebräuchen des Gerichts bekannt gemacht war, galt er als „echter, rechter Schöffe der heil. Acht"; er hatte Zutritt zu allen heimlichen Gerichten der roten Erde und stand gleichsam unter dem Schutz der Feme. „Er konnte jederzeit als Kläger auftreten, durch seinen Eid war er verpflichtet, jedes „femwrogige" Verbrechen, welches zu seiner Kenntnis kam, vor Gericht offen zu decken; bei erhobener Klage war er berufen, mit seinen Genossen das Amt des Richters wahrzunehmen, auch bei der Vollstreckung der Strafe durfte er seinen Dienst nicht versagen." Das heimlichr Femgericht, das nur auf westfälischer Erde „gehegt" werden durfte und an den alten allbekannten Malstätten unter einer Eiche oder einer Linde, an einem Hagedorn oder Hollunder, nie in unterirdischen Räumen seine Sitzungen hielt, war ein furchtbares Mittel, dem gewaltsamen Eingriff in die Rechtsordnungen zu wehren, ein Mittel, das seine Entschuldigung nur in der furchtbaren Zeit findet. Der Erfolg rechtfertigte die Einrichtung. „Der Name der heimlichen Gerichte Westfalens klang bald in allen Dialekten der deutschen Zunge wieder. Verfolgte und Bedrückte aus fernen Gegenden wandten sich an sie um Schutz und suchten bei ihnen das Recht, welches ihnen von den landesherrlichen Gerichten versagt worden. Schon vor Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts sehen wir ihr Ansehen auch nach Süddeutschland vordringen. Bald gingen Ladungen des heimlichen Gerichts durch alle deutschen Lande. Die Kaiser, welche in ihnen noch einen Rest der mehr und mehr hinschwindenden Kaisergewalt erblickten, nahmen sie in Schutz und erkannten sie wiederholt als kaiserliche Gerichte an. Mochten auch Fürsten ihnen hemmend entgegentreten, Städte sich wider sie verbinden, unaufhaltsam dehnten sie seitdem ihre Macht und Wirksamkeit nach allen Seiten aus."

Es ist begreiflich, daß ein solches unter dem Schleier des Geheimnisses handelndes Gerichtsinstitut in der Phantasie und im Glauben des Volks wunderliche Gestaltungen annahm: Sage, Dichtung und Roman, bemerkt Kampschulte in dieser Beziehung, haben von der Feme ein Bild entworfen, das schauerlicher kaum gedacht werden kann und höchstens in dem Reiche des Alten vom Berge ein Gegenstück findet. In tiefster Nacht sehen wir die Femrichter in dunkler Waldesschlucht oder in unterirdischen Gewölben einer Burg zusammentreten; schweigend und vermummt lassen sie sich um die schwarz behangene Tafel nieder, über welche spärliche Lichter ein grausiges Halbdunkel verbreiten. Der Vorgeladene, den man in unbewachtem Augenblicke ergriffen, mit verbundenen Augen auf verborgenen Pfaden zur heimlichen Gerichtsstätte geschleppt hat, wird vorgeführt. Der Ankläger enthüllt das Verbrechen. Sein Schwur gilt als Beweis und gestattet keine Verteidigung mehr. In derselben Stunde wird das Urteil gesprochen — es lautet allemal: Tod. Wir hören das dreifache Wehe der vermummten Schöffen; der Freigraf zerbricht den Stab; der Frone tritt hinzu und vollstreckt den Blutspruch. Still und lautlos wie sie gekommen, verschwinden die Femrichter im Dunkel der Nacht. — Es nützt dem Unglücklichen nichts, sich der Ladung zu entziehen. Das Urteil wird nichtsdestoweniger gesprochen und vollzogen. Denn dem rächenden Arm der Feme entgeht niemand; ihre geheimen Boten wandern in die Ferne. „Die heilige Feme durchkreuzt die Welt, sie durchkreuzt die stille, die bewegte Welt."

c) Das böhmisch-österreichische Reich unter Ottokar.

Während das Deutsche Reich sich in kleine Territorialherrschaften, Bistümer und städtische Gemeinwesen auflöste, suchte der staatskluge Böhmenkönig Ottokar die südöstlichen Länder immer mehr zu konsolidieren und durch neue Erwerbungen zu vergrößern. Namentlich war sein Sinn auf Bayern gerichtet. Ottokar gegen Bayern. 1257.

21*

Dieses Herzogtum war nach dem Tode Ottos des Erlauchten unter dessen Söhne so geteilt worden, daß Ludwig Oberbayern und die Rheinpfalz, Heinrich Niederbayern mit der Hauptstadt Landshut erhielt. In allen äußern Angelegenheiten aber traten die Brüder gemeinsam auf; gemeinschaftlich führten sie den Titel von Bayern und von der Pfalz; noch stellte sich die staatsrechtliche Einheit des bayrischen Hausbesitzes in den beiden Herrschern gemeinsam dar. Am Hofe Ludwigs lebte sein Neffe und Mündel Konradin, und König Richard hatte, da die beiden Herzöge eifrig für seine Wahl gewirkt, sich verpflichtet, dem staufischen Erben das Herzogtum Schwaben zu Lehen zu geben. Diese Verbindung des bayrischen Hauses und dessen verwandtschaftliche Beziehungen zu Ungarn flößten dem Böhmenkönig Besorgnisse ein und er suchte nach einem Vorwand, Niederbayern mit Krieg zu überziehen. Einen solchen bot ihm ein Bündnis mit dem herrschsüchtigen, auf die Würde seines Stuhles eifersüchtigen Bischof von Passau, welcher sich durch die Ansprüche der Herzöge auf Gericht und Vogtei der Donaustadt verletzt fühlte. Nach einer persönlichen Besprechung mit dem
1257. Bischof in Linz rückte Ottokar mit einem beträchtlichen Heer in Niederbayern ein und drang verheerend bis zur Burg Frauenhofen, zwei Meilen von Landshut. Doch bald sah er sich vor der vereinten Macht der herzoglichen Brüder zum Rückzug nach dem Inn gezwungen. Aber die Bayern folgten ihm auf dem Fuße
25. Aug. 1257. und gewannen bei Mühldorf einen glänzenden Sieg. Eine große Zahl der böhmischen Krieger versank bei dem Einsturz der Brücke in den Fluten, viele andere fanden ihren Tod durch das Schwert oder durch den Brand eines Turmes, in welchem sie Schutz gesucht. Ottokar wurde jedoch durch den verfehlten bayrischen Feldzug von seinen Eroberungsplänen nicht abgeschreckt. Was ihm im Westen mißlungen war, hoffte er im Süden, im Erzstift Salzburg, wo kirchliche und bürgerliche Streitigkeiten zur Einmischung einluden, und in Steiermark, wo der einheimische Herrenstand mit dem drückenden Regiment der Ungarn höchst unzufrieden war, in größerem Umfang zu gewinnen.

1. Der Salzburger Kirchenstreit. 1257–1259. 1. Wir haben schon früher jenen kriegerischen, prachtliebenden und herrschsüchtigen Salzburger Erzbischof Philipp von Kärnten kennen gelernt, der im Einverständnis mit der päpstlichen Kurie die Staufische Partei in Österreich mit aller Kraft niedergehalten hatte. Papst Innocenz IV. hatte daher auch nie, weder über das ungeistliche Leben des Erzbischofs, noch darüber sich mißfällig geäußert, daß Philipp nicht um die Konsekration und um das Pallium nachgesucht, ja daß er die Taxen, welche das Domkapitel wegen seiner Wahl nach Rom geschickt, unterschlagen hatte. Der neue Papst Alexander IV. aber verordnete, besorgt für die Einkünfte des römischen Stuhls, „es seien diejenigen Erwählten der Kathedralen, welche ihre Konsekration vom römischen Stuhle noch nicht erhalten, ohne weiteres als abgesetzt zu betrachten, wenn sie nicht innerhalb eines Jahres dieselbe erwirkt hätten." Nun bestand aber schon lange ein Zwiespalt zwischen Erzbischof Philipp und seinem Domkapitel, das über die weltlichen Neigungen des Kirchenfürsten ungehalten war und sich nun entschloß, in Rom Bischof Ulrich von Seckau als neuen Erzbischof vorzuschlagen. Der leidenschaftliche Philipp suchte sich durch gewaltsame Mittel, durch Kerker und Raub, an den gegnerischen Dom-

herren zu rächen, während Ulrich nach Rom zog, um seine Sache zu betreiben. Aber er kam mit leeren Händen und dies wirkte lähmend auf die Thätigkeit der römischen Kanzlei. Die mit päpstlicher Erlaubnis auf Kosten der Salzburger Einkünfte gemachten Schulden und die Darlehen einiger Handlungshäuser führten endlich im Herbst 1257 zur Absetzung Philipps und zur Anerkennung Ulrichs vermittelst päpstlicher Bullen. Das jedoch verhalf dem unbedeutenden und tief verschuldeten Bischof Ulrich, der schließlich sogar sein Pallium versetzen mußte, noch lange nicht zum Siege über seinen mächtigen und kühnen Gegner. Es zeigte sich hierbei aber deutlich, wie man in Rom eigennützig und rücksichtslos über die Einkünfte eines deutschen Bistums verfügte, das durch die Schuldenlast jahrelang ruiniert ward. — Anfangs beachteten die benachbarten Fürsten diesen Kirchenstreit wenig; sowohl Ottokar als die bayrischen Herzöge hielten es für gut, sich nicht einzumischen, sondern das alte Verhältnis bestehen zu lassen. Erst als Erzbischof Ulrich aus Rom zurückkehrte und in Steiermark mit König Bela eine Allianz schloß, nahmen die Dinge eine veränderte Gestalt an. Erzbischof Ulrich überließ an Bela die Burg Pettau, die derselbe gerade belagerte, und versprach noch weitere Abtretungen, wofür er sogleich dreitausend Mark erhielt und die Zusage von fünfhundert Reisigen. Jetzt war für Ottokar der Augenblick gekommen, sich entschieden auf eine Seite zu stellen. Denn durch die territorialen Veränderungen würde der Ofener Frieden vom Jahr 1254 verletzt worden sein, und überdies hatte Ottokar Aussicht, mit Hilfe des kärntnerischen Hauses seine Absichten auf Steiermark durchzusetzen; so stellte er sich denn auf Erzbischof Philipps Seite. — Bischof Ulrich dachte unterdessen seine Rechte mit den Waffen geltend zu machen. Als er gegen Salzburg zog, war der Herbst des Jahres 1258 bereits angebrochen. Unter seinem Gefolge von steirischen Herren finden wir den ritterlichen Dichter Ulrich von Lichtenstein und Herrant von Wildon. Die kriegerischen Erfolge aber entsprachen nicht den kühnen Hoffnungen. Vor Radstadt, das die Kärntner besetzt hatten, erlitten die Steirer durch Herzog Ulrich von Kärnten, des Erzbischofs Philipp Bruder, eine empfindliche Niederlage; Bischof Ulrich flüchtete verkleidet nach dem Schloß Piber. Damit war seine Sache ihrem Ende nahe; in Salzburg herrschte Philipp nach wie vor trotz Bann und Interdikt, und zudem forderte nun der Papst, bei Strafe der Exkommunikation, von Ulrich die Bezahlung der Schulden. Der Versuch Herzog Stephans, Belas Sohn, Ulrich in Salzburg einzusetzen, wurde von Erzbischof Philipp leicht zurückgeschlagen. Und als Ulrich gar in verwegener Entschlossenheit seinen Zufluchtsort verließ, fiel er in Ottokars Hände, der ihn auf dem Schloß Wolkenstein in Haft halten ließ. Die feste Verbindung Ottokars mit dem kärntnerischen Hause und die feindselige Stellung zwischen Ungarn und Böhmen war die wichtigste Folge des Salzburger Kirchenstreits. Die Fluren von Salzburg aber zeigten noch lange die Spuren der Verheerungen, die Krieg, Hunger und Pest über das Land gebracht.

Frühjahr 1259.

2. Ottokars Krieg mit Ungarn und Erwerbung der Steiermark. 1259—1261.

a. Die Ungarn in Steiermark.

2. Für den ungarischen König war der Salzburger Kirchenstreit von verhängnisvollen Folgen. Längst schon war die ungarische Herrschaft bei den steirischen Edelleuten verhaßt. Die Reimchronik des Ritters Ottokar gibt uns ein deutliches Bild von der Stimmung der steirischen Herren; es wird da geklagt, wie sich die Ungarn gehässig gegen arm und reich benommen, so daß sie bei niemandem beliebt gewesen, wie sie nach Willkür im Lande lebten und durch ihre Hoffart die Herren beleidigten, wie Herzog Stephan, der in Pettau Hof hielt, das Land bedrückt und sämtliche Schlösser in die Hände von Ungarn gegeben habe, die sich nun mit ihren Hintersassen im Lande festsetzten. Nur die Geistlichkeit begünstigte der Ungarnkönig Bela, indem er die Stifter und Klöster durch Schenkung und Bestätigung von Rechten und Besitzungen auszeichnete; auch die Brüder des Deutschen Ordens setzte er wieder in ihre steirischen

Besitzungen ein; die Gunst, deren sich Bela deshalb bei der Klostergeistlichkeit erfreute, ist noch jetzt aus den Aufzeichnungen der Klosterbrüder, die kein Wort der Klage über die ungarische Verwaltung enthalten, zu erkennen. Die Geistlichkeit aber war, bei den alten Beziehungen Ungarns zu Rom, eine viel festere Stütze, als es die steirischen Herren gewesen wären, die zu viel nationales Bewußtsein und Anhänglichkeit an das Reich, für das sie noch vor kurzem unter staufischer Fahne so treu gefochten, besaßen, als daß sie in eine völlige Trennung der Steiermark vom Deutschen Reich, wie sie Bela IV. durchzuführen gedachte, gewilligt hätten. Die alten Rechte und Gewohnheiten der steirischen Herren, die Selbständigkeit des Herzogtums, das selbst nicht mit Österreich gemeinsam, sondern speziell und besonders verliehen werden sollte, alle Privilegien der Landesfreiheit, wie sie in der von Kaiser Friedrich II. veranstalteten Sammlung ausgesprochen waren, konnten unmöglich in Geltung bleiben unter einem Herrscher, der das Land ohne Belehnung vom Reich und ohne Beziehung zu demselben innehatte. Der Sohn Belas, Stephan V., ein Jüngling von wilden, zügellosen Sitten, der schon seit 1246 zum ungarischen König gekrönt worden, wurde vom Vater mit der Verwaltung des Herzogtums Steiermark betraut, ohne daß jedoch der alte König die Regierung dieses Landes aus dem Auge ließ; die eigentliche Verwaltung führte Subich von Agram, Ban von Slawonien, Kroatien und Dalmatien, ein ergebener Diener des ungarischen Königshauses, der zum Hauptmann in Steiermark ernannt ward. In seinem Gefolge kamen viele slawonische Herren ins Land, die dem alten steirischen Adel vorgezogen wurden. Vielleicht sollte auch die Errichtung einer königlichen ungarischen Kammer für die Provinzen jenseits der Drau, insofern auch der dort gelegene Teil von Steiermark dazu gerechnet wurde, eine Zerreißung des steirischen Landes herbeiführen. Alles das vergrößerte die Mißstimmung der steirischen Herren über das ungarische Regiment, das nur im Klerus eine Stütze hatte. Der Groll des Adels gab sich in zahlreichen Reibereien und Streitigkeiten kund; im Jahr 1258 rettete sich der neue Landeshauptmann nur durch eilige Flucht vor den Nachstellungen einiger adligen Herren, und im folgenden Jahr zogen die beiden Könige von Ungarn vor die Feste Pettau, die sie durch den Vertrag mit dem Salzburger Erzbischof in ihre Gewalt bekamen und durch eine Besatzung sicherten.

b. Böhmen und Ungarn im Kampf. 1260. Im Widerstand und in der Mißstimmung gegen die ungarische Herrschaft waren die steirischen Herren ziemlich einig; nicht so über die weitere Frage, wem das Land zugewendet werden sollte, dem Böhmenkönig Ottokar oder einem eigenen Herrn. Es fehlte nicht an einer Partei, die gegen Böhmen ebenso tiefen Groll hegte wie gegen Ungarn; König Ottokar aber wußte die Verhältnisse klug zu benutzen. Er, der schon lange nach dem schönen steirischen Lande Verlangen trug, sah in der Gährung des steirischen Adels, die er kräftig unterstützte und nährte, eine Förderung für seine Absichten. An der ungarischen Grenze ließ er starke Befestigungen anlegen, wie die Feste Hradik auf einer Marchinsel. — In Steiermark aber verfehlten die Aufreizungen und Verheißungen Ottokars und die geheimen Unterhandlungen mit den Landherren ihre Wirkung nicht und führten endlich zum offenen Aufstand. Wann und wo derselbe ausgebrochen, ist nicht überliefert; es wird uns nur versichert, daß innerhalb elf Tagen die Ungarn aus dem ganzen Lande vertrieben wurden; doch blieben noch manche Schlösser, wie das feste Pettau, in ihrem Besitz. Nun war es für den Böhmenkönig Zeit, sich der Rebellion in Steiermark offen anzunehmen. Er sammelte Truppen und
Frühjahr 1260. rückte gegen Österreich vor. Da aber der ungeordnete Zustand seines Heeres, das aus geworbenen Fußsoldaten bestand, und der Mangel an Nahrungsmitteln und Futter ihm einen Kampf mit den gefürchteten ungarischen Reitern nicht rätlich erscheinen ließ, suchte er vorerst um einen Waffenstillstand nach, und die Ungarn bewilligten denselben

bis zum Johannistag (24. Juni); denn im Osten des ungarischen Reichs waren Verwicklungen eingetreten, die ein entschiedenes Vorgehen gegen Westen hemmten. Ein Antrag des Chans der Tataren auf ein Bündnis gegen Rußland und Polen nahm Belas ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. „Das ungarische Reich befand sich in einer in seiner Geschichte so oft wiederkehrenden Position, wo es sich rasch entscheiden mußte, ob es mit der abendländischen Kultur überhaupt in Verbindung bleiben oder ob es sich den orientalischen Völkern und ihren Eroberungen anschließen wollte. So oft war diese Frage an Ungarn herangetreten, und so oft hat sich darin die Unmöglichkeit einer völlig selbständigen Mittelstellung eines ungarischen Reichs gezeigt." Diesmal wies Bela das lockende Anerbieten zurück, mußte sich aber nun gegen die drohende Gefahr von Osten gerüstet halten. Dazu war Ungarn in seinen Geldangelegenheiten zerrüttet, und die vom Papste gestattete Erhebung eines Fünfteis der Kircheneinkünfte mußte für die Sicherstellung des Reichs gen Osten verwandt werden und erzeugte überdies bei den Bischöfen Erbitterung und Mißmut. So erklärt sich die schwache und nachgiebige Haltung der Ungarn in der steirischen Sache. In Böhmen wie in Ungarn benutzte man die Waffenruhe mit Umsicht und Erfolg. König Bela versicherte sich der Hilfe der benachbarten Fürsten, des Königs der Ruthenen, der Herzöge von Krakau und von Luscin. Kroaten, Bosnier, Serben, Bulgaren, Griechen, Szekler und Walachen, die wilden Kumanen, selbst chowaresmische Türken bildeten sein buntgemischtes Heer, welches auf 140,000 Streiter geschätzt wurde. Auf seiten Ottokars standen vor allen Herzog Ulrich von Kärnten und Erzbischof Philipp von Salzburg, sodann die schlesischen Fürsten, Heinrich von Breslau, Wladislaus von Oppeln, sowie Markgraf Otto von Brandenburg und Heinrich von Meißen; auch die böhmischen Herren, voran Bischof Bruno von Olmütz, scharten sich nun um ihren König. Im Monat Juni sammelten sich die Heerhaufen auf dem Marchfelde. Schon waren die Ungarn an der österreichischen Grenze erschienen, und die leichten kumanischen Reiter schweiften bereits auf dem rechten Ufer der March und drangen bis in die Gegend von Staatz vor. Noch hatte Ottokar keine feste Stellung eingenommen, als die Grafen von Hardeck, die das österreichische Heer auf dem linken Flügel befehligten, mit den Kumanen zusammenstießen; aber in einen Hinterhalt geraten, erlagen sie der Übermacht der leichten Reiter, ohne daß Ottokar ihnen zu Hilfe kommen konnte. Es war ein unglückliches Vorspiel und Ottokar ist vielfach die Schuld dieses Unfalls beigemessen worden. Im ganzen Heere herrschte Mißstimmung und Zaghaftigkeit und mancher der Fürsten dachte schon an Heimkehr. Zu der Furcht vor den ungarischen Waffen kam Mangel an Lebensmitteln, so daß Ottokar bereits Friedensunterhandlungen anknüpfte. Doch gingen die Ungarn nicht darauf ein, und im Rate der Fürsten siegte die Stimme der Ehre und Kühnheit, die zur Rache und zum mutigen Vordringen riet. So rückte das böhmische Heer an die March vor; zwischen der Donau und March gegenüber von Hainburg wurde ein Lager aufgeschlagen. Mehrere Tage standen die Heere zu beiden Seiten des Flusses einander gegenüber und schlossen endlich noch eine Waffenruhe. Während Ottokar seine Stellung nördlich gegen Kroissenbrunn ausdehnte, begannen die Ungarn am 11. Juli, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes, ihren Übergang über die March. Am folgenden Tag standen sich die Heere schlachtgerüstet in der Gegend von Kroissenbrunn gegenüber. Siegesgewiß gingen die überlegenen Scharen der Ungarn in den Kampf. Ottokar aber, wenn auch kein großer Feldherr, doch im Kampfe selber von tollkühner Tapferkeit, verlor in der Stunde der Entscheidung nicht den Mut; er sprengte zuerst gegen die Feinde vor und riß durch sein Beispiel die Ritter mit fort. Die in der Sonne glänzende Fahne des heiligen Wenzel ermutigte die Böhmen zu verzweifeltem Kampf. Die böhmische Reiterei, von Kopf zu Fuß in Eisen gehüllt, brachte

c. Ottokars Sieg auf dem Marchfeld. 1260.

26. Juni.

12. Juli 1260.

die leichten ungarischen Reiter beim ersten Stoß zum Weichen; Wok von Rosenberg schlug die kumanischen Horden in wilde Flucht. Aber auch die deutschen Ritter, die Schlesier und Brandenburger, die Kärntner und Salzburger stritten mit gewohnter Tapferkeit, immer einer gegen drei Ungarn, wie uns Ottokars Reimchronik versichert. Nach wenigen Stunden hatte der heiße Tag für die Böhmen entschieden. Die Zahl der erschlagenen Feinde schätzte man auf 18,000, in wilder Flucht zerstreuten sich die übrigen und viele Flüchtigen fanden den Tod in den Wellen der March; König Stephan selbst wurde schwer verwundet aus der Schlacht geführt. Bis Preßburg verfolgten die böhmischen Reiter die Fliehenden, und reiche Beute aus dem ungarischen Lager lohnte die Krieger. König Ottokar war vollständig Sieger und die Erwerbung von Steiermark die Frucht des Tages.

Der Wiener Friede. 1261. Ottokar schrieb an Papst Alexander IV.: „Obgleich die allgemeine Ansicht war, daß wir jetzt Ungarn unserer Herrschaft unterwerfen konnten, so bedachten wir doch, daß es besser sei, einen guten Nachbar zum Freunde zu haben, als ihn in Feindschaft zu vernichten; wir wollen lieber in einen Friedensbund mit ihnen treten, als durch Verwüstung und Schwächung dieses großen Reichs den Tataren den Zugang zu ihm und zu uns selbst erleichtern." Die Abtretung der Steiermark war die Hauptbedingung der Friedenspräliminarien, die im Juli oder August abgeschlossen wurden, während der definitive Abschluß des Friedens noch über ein halbes Jahr sich verzögerte und zu bitterm Streit führte. Im Laufe der Unterhandlungen wurde noch bestimmt, daß die ungarische Besatzung Pettau räumen, zur Sicherung des Friedens Belas gleichnamiger Sohn mit Ottokars Nichte, der brandenburgischen Kunigunde, sich vermählen, der Papst die Übereinkunft bestätigen und ihre Verletzung durch eine der Parteien mit einer Zahlung von 19,000 Mark Silber an den apostolischen Stuhl gebüßt werden solle; vier ungarische Grafen blieben einstweilen als Geiseln in Ottokars Gewalt. Um Kaiser und Reich kümmerte sich bei dieser Besitzergreifung eines Reichslandes niemand; aber der Papst sollte seine Bestätigung zu dem Friedensschluß geben, und wenn Alexander IV. sie auch nicht förmlich ausgesprochen hat, so trat er der Besitzergreifung von Steiermark durch Ottokar doch in keiner Weise entgegen. Über die Friedensverhandlungen ging der ganze Winter hin, ehe man sich über die streitigen Punkte einigen konnte; erst im Frühjahr kamen die beiden Könige zu
31. März 1261. Wien zusammen und der Friede fand seinen Abschluß.

Der Böhmenkönig hatte durch den Sieg auf dem Marchfeld bedeutend an Macht gewonnen. Kluge Benutzung der Umstände, da die Nachbarn in bedrängter oder geschwächter Lage waren, und das Schlachtenglück hatten Ottokar ein Reich in die Hände gespielt, das an Größe und Macht allen andern gewachsen war. Die wilden Nachbarn hatten die Schärfe der böhmischen Schwerter gefühlt; den „eisernen König" nannten ihn die Tataren, solche Ehrfurcht flößten ihnen die stahlgepanzerten böhmischen Ritter ein, und im Abendland pries man ihn als den „goldenen König" seiner Schätze und Freigebigkeit wegen. Das Cistereienserkloster Goldenkron in Böhmen und die neugegründete Stadt Marcheck auf dem Schlachtfelde sollten den nachgebornen Geschlechtern die Kunde von jenem denkwürdigen Tage auf dem Marchfeld bewahren.

Ottokars Stellung zum Reich. Auf diese Weise wurden Österreich und Steiermark wieder in einer Hand vereinigt und auf Ottokars Haupt eine solche Macht gehäuft, daß sich kein anderer Fürst in der Nähe mit dem gewaltigen Böhmenkönig messen konnte. Alle die Ereignisse, die Ottokars Machtstellung erhöhten, waren vor sich gegangen, ohne daß ein Kaiser oder irgend jemand im Deutschen Reich nach den Schicksalen jener Reichsländer gefragt hätte. Noch immer stritten ja Alfons und Richard um die Kaiserkrone und keiner konnte zur unbestrittenen Anerkennung gelangen.

Für Ottokar war diese Schwäche und Zersplitterung der Reichsgewalt, die ihm freie Hand ließ, sehr erwünscht. Als daher, auf Anregung des Erzbischofs Werner von Mainz, in Deutschland der Plan einer neuen Königswahl auftauchte, wobei viele an den jungen Staufer Konradin dachten, geriet der Böhmenkönig in Besorgnis. Sogleich sandte er einen Eilboten, den Magister Peter, an Papst Urban IV., um den römischen Hof von diesen Plänen in Kenntnis zu setzen. Und auch hier ging wieder Ottokars Interesse mit dem der Kurie Hand in Hand. Die Wahl Konradins wies der Papst aufs entschiedenste von sich und setzte es durch, daß der Wahltag überhaupt unterblieb. Zu gleicher Zeit näherte sich Ottokar dem König Richard. Es hatte sich bisher deutlich genug gezeigt, daß der englische Fürst nicht im stande sei, eine große deutsche Politik zu verfolgen und Ottokars Pläne zu durchkreuzen; dagegen konnte der böhmische König Vorteile von einer Verbindung mit dem schwachen Reichsoberhaupt hoffen. So schloß er sich im Jahr 1262 offen an Richard an, und erlangte dafür die Belehnung mit den österreichischen Ländern. Doch erschien Ottokar weder persönlich 9. August 1262. vor dem König in Aachen, wie es doch sonst für erforderlich galt, noch leistete er den Huldigungseid. Die Belehnungsurkunde Richards war eine formelle Anerkennung des faktischen Besitzstandes des Königs Ottokar, ohne daß der Belehnungsakt selbst vor sich gegangen wäre. — Kein Reichsfürst hat irgend einen Anteil an der Verleihung genommen. Ottokar blieb jedoch nach wie vor ein lauer Anhänger König Richards, und in seinen weiteren Plänen nahm er ebensowenig Rücksicht auf Kaiser und Reich als bei seinen frühern Handlungen.

Die Freundschaft zwischen Ottokar und der päpstlichen Kurie war durch diese Vorgänge noch inniger geknüpft worden. Darum erteilte Alexander IV. kurz vor seinem Tode den Bischöfen von Prag und Olmütz die Erlaubnis, den König von Böhmen zu krönen, da der neue Erzbischof von Mainz, dem das Recht dazu eigentlich zustand und zu dessen Kirchensprengel Böhmen überdies gehörte, vom Papste die Bestätigung noch nicht erhalten hatte. Ottokar mochte bei dem Gesuch um diese Erlaubnis von dem Wunsche geleitet worden sein, die Metropolitanhoheit des Mainzer Erzbischofs über Böhmen zu beseitigen und seine Länder auch in kirchlicher Beziehung dem Reichsverband zu entziehen. Die beabsichtigte Krönung durch die Landesbischöfe unterblieb jedoch, vielleicht weil Ottokar in der nur für den besondern Fall gewährten Erlaubnis keine vollständige Erfüllung seines Wunsches sah.

Ein anderes Anliegen nahm Ottokar zu der Zeit in Anspruch, die Sorge Ottokars Ehescheidung um die Nachfolge. Was galt dem mächtigen König aller Glanz und Ruhm und neue Vermählung. seiner Krone, wenn er, der letzte seines Stammes, sie fremden Händen überlassen 1261. mußte! Die alternde Margarete gewährte ihm keine Hoffnung auf eheliche Nachkommenschaft; dagegen hatte ihm ein Hoffräulein Agnes, dem Stamme der Kunringe entsprossen, drei Kinder geboren, darunter einen blühenden und aufgeweckten Knaben, Nikolaus. Ottokar wünschte nun, den Makel der Geburt an seinen Kindern zu tilgen, und Papst Alexander IV. ließ sich gern bereit finden, dieselben zu legitimieren, nur sollte daraus kein Nachfolgerecht hinsichtlich der Krone gefolgert werden. Deshalb mußte Ottokar nun eine neue eheliche Ver-

bindung ins Auge fassen, um dem Lande einen Erben zu geben. So reifte in ihm der schon früher überlegte Entschluß zur Scheidung von Margarete. Die Räte und Großen baten darum, aus Sorge für die Zukunft des Reichs, und Margarete selber fügte sich. Vor vielen Jahren, machte man geltend, habe sie einst zu Trier das Gelübde der Keuschheit abgelegt und sei dann als Nonne eingekleidet worden; auf Grund dieser Angabe sprach ein bischöfliches Ehegericht die Scheidung aus. Darauf verließ Margarete ihren Gemahl und bezog einen Hofhalt zu Krems, wo sie noch sechs Jahre verlebte. Unmittelbar nachher wurde ein neuer Ehebund geschlossen, der die alten Gegner, die Könige von Ungarn und Böhmen, auf ewig versöhnen sollte. Belas jüngste Tochter Margarete zwar weigerte sich, dem heiligen Klosterleben zu entsagen, aber die in Anmut und Jugend blühende Kunigunde, Belas Enkelin, reichte dem Böhmenkönig die
25. Okt. 1261. Hand. Zu Preßburg fand das feierliche Beilager statt, und um Ottokar und seine junge Gemahlin mit neuem Glanz zu umgeben, wurde Erzbischof Werner von Mainz nach Prag geladen, damit er am Weihnachtsfeste die feierliche Krönung vollziehe. Am 20. April 1262 sprach dann die Kurie ihre Genehmigung des Geschehenen aus, uneingedenk, daß einst die nun verstoßene Margarete mit päpstlichem Segen und Dispens Ottokar angetraut worden. Gewiß ist Ottokars Handlungsweise von politischem Gesichtspunkt zu rechtfertigen; wie oft sahen wir nicht in alter und neuer Zeit Ähnliches! Aber die Dichtung, die sich von den Zeiten des Verfassers der Reimchronik bis auf den österreichischen Sänger der Neuzeit so gern um Ottokars Heldengestalt rankte, findet in der Verstoßung des treuen Weibes den Wendepunkt von Ottokars Glück; von da beginnen Schuld und Verbrechen und die Sühne durch seinen Fall.

Das gute Einvernehmen mit Ungarn sollte in der Folge neue Stärke erhalten durch die Vermählung von Ottokars Nichte Kunigunde von Brandenburg mit Belas IV. gleichnamigem Sohn. Die Zeitgenossen werden nicht müde, uns die Pracht und Herrlichkeit zu schildern, die
5. Okt. 1264. der freigebige Böhmenkönig bei diesem Fest, zu dem von allen Seiten Fürsten und Herren herbeieilten, entfaltete. Wenige Monate später gebar dem mächtigen Böhmenkönig seine neue Gemahlin eine Tochter, Kunigunde.

Das Erzstift Salzburg. 1263—1265. Zu welcher Kraft die Herrschaft Ottokars gelangt war, das zeigte sich bald bei den Vorgängen in den benachbarten Territorien, vor allem in Salzburg, wo der alte Kirchenstreit neue Verwickelungen hervorrief. Der päpstliche Stuhl hatte seinem geliebten Sohn Ottokar die Rolle eines Friedensstifters in jenem Streit zugeteilt, obwohl vorauszusehen war, daß er sich auf seiten des vom Papst entsetzten Erzbischofs Philipp stellen würde. Die bayrischen Herzöge, die ihren Einfluß zu gunsten Ulrichs von Seckau geltend machten und ihre Stellung in Salzburg auf alle Weise zu befestigen suchten, wurden von der römischen Kurie hinter Ottokar zurückgesetzt, da sie in ihrer Haltung gegenüber Rom der Politik des Vaters folgten. Diese Parteinahme des Papstes zu gunsten Ottokars verstärkte die Machtstellung desselben im südöstlichen Deutschland.

Im Jahr 1260 sprach Alexander IV. über Erzbischof Ulrich, den doch die römische Kurie einst selber aufgestellt, die Exkommunikation aus, und sogar eine Reise nach Rom vermochte dem unglücklichen Manne die päpstliche Huld nicht wiederzugeben. Ottokar hatte sich inzwischen bemüht, seinen Schützling Philipp mit dem Domkapitel auszusöhnen, und wirklich war ihm dies insoweit gelungen, daß ein Vergleich geschlossen ward. Nun aber nahm sich Herzog Heinrich von Bayern, der mit Besorgnis dem wachsenden Ansehen des mächtigen Nachbars zusah, des Erzbischofs Ulrich an. Er berief sich auf das Vogteirecht, das ihm über Salzburg zustehe, und drang in das Erzstift vor; mehrere Burgen und Städte fielen in seine Gewalt; die Hauptstadt aber widerstand den bayrischen Waffen, und zugleich rückte Ottokar von Steiermark her in das Land ein. In Salzburg selbst aber konnte Erzbischof Philipp keinen festen Boden 1263.
gewinnen; ein Aufstand in der Stadt nötigte ihn zur Flucht, und als Herzog Heinrich mit seinem Schützling Ulrich vor der Stadt anlangte, öffneten sich ihnen die Thore und 1264.
Ulrich konnte den bischöflichen Stuhl besteigen, den er freilich nicht lange einnehmen sollte. Schon nach wenigen Monaten entsagte er freiwillig der Würde seines Amtes und zog sich auf seinen alten Sitz in Seckau zurück. Vermutlich fühlte sich der schwache Mann den Stürmen und wilden Leidenschaften der Parteien nicht gewachsen. Ottokar mochte wohl einsehen, daß Erzbischof Philipp nicht zu halten sei und daß es in seinem Interesse liege, damit nicht das Domkapitel eine Wahl im bayrischen Sinne treffe, von Rom aus die Neuwahl vollziehen zu lassen. Da zu gleicher Zeit der Passauer Stuhl durch den Tod Ottos von Lonsdorf erledigt wurde, strebte Ottokar danach, 9. April 1265.
beide Bistümer in die Hände von ihm ergebenen Männern zu bringen, und dies gelang ihm vollständig. Durch eine Bulle Clemens IV. wurde Herzog Wladislaus von Nov. 1265.
Schlesien zum Erzbischof von Salzburg, der Domherr Peter von Breslau zum Bischof von Passau ernannt. Ohne Widerstand zogen beide unter Ottokars Schutz in ihre Kirchen ein, dem böhmischen König wurde das Vogteirecht gegenüber den angemaßten Rechten des Herzogs Heinrich von Bayern erneuert und wieder stieg sein Ansehen durch die kluge Benutzung der Wirren in den Nachbarländern; der bayrische Einfluß im Salzburger Lande war verdrängt.

Dieser Ausgang des Salzburger Kirchenstreits erfüllte Herzog Heinrich von Bayern mit Unmut und Verdruß und ließ einen neuen Waffengang erwarten. Ottokar traf daher bei Zeiten Vorkehrungen zu einem Einfall in Bayern, wodurch er die frühere Niederlage zu rächen hoffte, da er es nicht mehr wie damals mit der vereinten Kriegsmacht beider Herzöge zu thun hatte. Das Einvernehmen der bayrischen Brüder Ludwig und Heinrich hatte nämlich die anfängliche Innigkeit verloren. Herzog Ludwig, „der Strenge" genannt, weil er auf einen ungegründeten Verdacht hin in einem Anfall von Eifersucht seine unschuldige Gemahlin, eine Enkelin König Philipps von Schwaben, zu Donauwörth nebst ihren Kammerfrauen zum Tod hatte führen lassen, erstrebte die Auf- 1256.
rechthaltung des schwer gefährdeten Friedens; überall sehen wir ihn bemüht, durch Bündnisse und Verträge, namentlich mit den rheinischen Bischöfen, Fehden vorzubeugen und seinen Ländern die Segnungen des Friedens zu wahren. Daneben war er freilich ebensosehr darauf bedacht, sein Gebiet durch neue Erwerbungen abzurunden. Nach dem unglücklichen Ende seines Neffen Konradin, das wir im nächsten Abschnitt kennen lernen werden, fielen die Reste von den schwä-

Neuer böhmisch-bayrischer Krieg.

bischen Besitzungen des Staufers an Ludwig, und man hat daher in alter und neuer Zeit dem Herzog den Vorwurf gemacht, als habe er ein frevelhaftes Spiel mit dem jugendlichen Königssohn getrieben, ja um des reichen Erbes willen den Plan zu dem italienischen Zuge angestiftet. Doch ist dieser Argwohn unbegründet; überall erscheint Herzog Ludwig vielmehr als väterlicher Freund und Ratgeber seines Neffen, und wenn es in den Urkunden, die denselben im Fall von Konradins Tod zum Erben einsetzen, heißt: „um für die Wohlthat treuer Freundschaft, mit welcher ihn der Herzog Ludwig mit väterlicher Liebe wie einen eigenen Sohn erzogen habe, eine entsprechende und wohlverdiente Vergeltung zu üben", so haben wir keinen Grund, an der Wahrheit dieser Äußerung zu zweifeln. Die letztwilligen Verfügungen Konradins bedachten übrigens nur Ludwig, nicht das wittelsbachische Haus. Schon dies mußte Herzog Heinrich reizen; dazu kamen noch mancherlei Streitigkeiten über einzelne Besitzungen; selbst auf Teilung der rheinischen Pfalzgrafschaft hatte Heinrich Anspruch gemacht. Auch persönlich waren die Brüder, der unruhige, ehrgeizige und streitsüchtige Heinrich und der friedfertige, durch sein häusliches Leid gedrückte Ludwig gar verschieden. So kam es, daß Heinrich ohne alle Unterstützung durch den Bruder blieb.

Unter solchen Umständen glaubte Ottokar mit Vorteil einen neuen Krieg wagen zu können. Nachdem er mit Regensburg ein Bündnis geschlossen und Eger durch Handelsvorteile und Zollfreiheiten auf seine Seite gebracht, begann
Aug. 1266. er den Angriff. In drei Abteilungen, die mittlere vom König befehligt, rückte das böhmische Heer unter wilden Verheerungen vor. Die festen Mauern von Cham widerstanden den böhmischen Waffen, aber Nittenau und Regenstauf wurden genommen und Regensburg öffnete dem Vertrag gemäß die Thore; doch war Ottokar, sei es durch Mangel an Lebensmitteln oder durch eine feindliche Partei in der Stadt, bald zum Rückzug genötigt. Bischof Bruno von Olmütz wurde von Herzog Heinrich zurückgedrängt, und dieser versuchte sich
30. Okt. der Stadt Passau durch einen Handstreich zu bemächtigen; zwar vertrieben die Bürger die bayrischen Truppen, aber ein Teil der Stadt lag in Asche und Trümmern. Damit war auch dieser Feldzug zu Ende; große Waffenthaten geschahen nirgends; aber die grausame Taktik jener Zeiten gebot dem Gegner durch wilde Verheerungen möglichst großen Schaden zuzufügen. Beide Teile sahen die Erfolglosigkeit weiterer Feldzüge ein, und da auch Ottokar freie Hand zu haben wünschte, um seine Herrschaft in den unterworfenen Ländern fester zu begründen,
Frühjahr 1267. so kam ein Waffenstillstand zum Abschluß, den die päpstliche Kurie, auf neuen Kampf gegen die Heiden bedacht, aufs ernstlichste befürwortete. Ein dauernder Friede wurde jedoch nicht geschlossen; die alte Spannung währte fort und führte in der Folge zu neuen Verwickelungen zwischen Bayern und Böhmen.

Spannung mit dem Adel. Bruno von Olmütz. In den österreichischen und steirischen Ländern hatte sich der Herrenstand in den langen Jahren der Anarchie an ein übermütiges und unbotmäßiges Leben gewöhnt.

Die beständigen Fehden und die Beraubungen der Kirchengüter waren mit einem geordneten Rechtszustand unvereinbar. Ehe Ottokar sich in seiner Heerschaft befestigt hatte, trat er schonend gegen den widerspenstigen Herrenstand auf, der in seinen festen Burgen der landesherrlichen Gewalt trotzte. Dem überhand nehmenden Burgenbau, den das österreichische Landrecht untersagte, mußte Ottokar, wollte er seine landesherrlichen Rechte nicht untergehen sehen, entgegentreten. Sobald er sich daher sicher fühlte, beschloß er den Anmaßungen des trotzigen Adels zu wehren. Im Jahr 1265 zog er in Böhmen und Österreich umher und brach viele Raubburgen; einige Herren, wie Otto von Reissau und andere, wurden gefangen und hingerichtet. Es war selbstverständlich, daß der Adel mit Argwohn und Verdruß auf das Verfahren des Königs blickte. Ähnlich erging es in Steiermark. Im Jahr 1262 war dort Bischof Bruno von Olmütz zum Landeshauptmann eingesetzt worden. Wir haben diesen thätigen und ergebenen Diener Ottokars schon bei mehreren Gelegenheiten kennen gelernt. Aus dem Geschlecht der holsteinischen Grafen von Schauenburg entstammt, hatte er sich beim päpstlichen Stuhl in Gunst zu setzen gewußt und war von Innocenz IV. zu seinem Kaplan und 1245 zum Bischof von Olmütz ernannt worden. Als solcher hatte er sich so sehr das Vertrauen Ottokars erworben, daß in jeder Staatshandlung seine gewandte Hand zu erkennen ist; wenn er gleich dem König gegenüber mit feinem Takt seinen Einfluß nicht hervortreten ließ, so machte er denselben um so sicherer im geheimen geltend. In der Schlacht und im Rate war der feingebildete und weltgewandte Mann des Königs unzertrennlicher Gefährte und seine Thätigkeit vielseitig und mannigfaltig. Über den Pflichten seines bischöflichen Amtes, der Handhabung der Ordnung und kirchlichen Gesetze, ließ er die staatlichen Verhältnisse nicht außer acht. Beständig auf Reisen, stets beschäftigt mit diplomatischen und Verwaltungsangelegenheiten, bietet er ein Bild jener bischöflichen Staatsmänner des dreizehnten Jahrhunderts, die, zwischen Kirche und Staat nicht unterscheidend, ebensowohl als geistliche Fürsten wie als staatsgewandte Diplomaten glänzten. Und dabei fand der unermüdliche Mann noch Zeit, sich mit gelehrten Studien abzugeben und sich eine ungewöhnliche Bildung und Gelehrsamkeit anzueignen. — Ein solcher Mann war für die schwierige Stellung in Steiermark wie geschaffen; eine weise Strenge bezeichnete seine Herrschaft. Es zeugt von nicht geringer politischer Klugheit, daß Bruno den gegnerischen Einfluß der Herzogin Gertrud, die noch immer ihre Anhänger hatte, dadurch zum Schweigen brachte, daß er die junge Tochter derselben, Agnes, mit Ottokars treuem Freund Herzog Ulrich von Kärnten vermählte (1263); ruhig lebte die Herzogin fortan auf ihren Gütern. Den räuberischen Sinn des steirischen Adels, der sich auch hier mit Vorliebe gegen die kirchlichen Besitzungen richtete, wußte Bruno mit Ernst und Strenge niederzuhalten. Auch in Steiermark hatten sich die Edelleute, die Pfannberger, Lichtensteiner und Stubenberger Grafen, in zahlreichen neuen Burgen festgesetzt. Doch glaubte Ottokar die Zeit noch nicht gekommen, mit aller Entschiedenheit seine Rechte in dem neuerworbenen Lande zur Geltung zu bringen, zumal im Jahr 1267 ein neues Unternehmen seine Kräfte und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: der Kreuzzug nach Preußen, von dem früher Meldung geschah.

Sogleich nach der Rückkehr aber beschäftigten den König wiederum die inneren Angelegenheiten seiner Länder; nun sollten auch die steirischen Herren, wie früher die böhmischen und österreichischen, sich vor seiner Gewalt beugen. An einige derselben, die Herren von Pfannberg, Stubenberg, Pettau, Wildon, Ulrich von Lichtenstein, erging eine dreimalige Ladung. Es war ein Hochverratsprozeß gegen sie eingeleitet worden; eine Schuld konnte nicht bewiesen werden, aber dennoch hielt man sie lange in strenger Haft. Die Frage wegen des Burgenbaues, der die landesherrlichen Rechte

Herstellung der Ordnung in Steiermark.

und eine gesetzliche Ordnung so sehr beeinträchtigte, war wohl der Kernpunkt des Prozesses; denn als die Herren ihre Burgen in die Hände des Königs überliefert hatten, ließ man sie ziehen. Ottokar wurden von den Zeitgenossen bittere Vorwürfe über dies harte und ungerechte Verfahren gemacht. Die Herren aber, die seit Jahren unter allen möglichen Fahnen gefochten und von ihren festen Burgen durch Raub und Plünderung dem gesetzlichen Ansehen trotzten, verdienten das Mitleid ihrer Landsleute in keiner Weise. Das strenge Einschreiten Ottokars, der die meisten Burgen zerstören ließ, war von gewaltiger Wirkung auf den Trotz der Junker; unter Ottokars Regierung unterblieb der Burgenbau, und in Steiermark so gut wie in Böhmen und Österreich beugte sich der übermütige Herrenstand vor dem Ansehen des starken Königs. Das zügellose Raub- und Fehdewesen wich von da an der gesetzlichen bürgerlichen Ordnung.

Erwerbung von Kärnten und Krain. 1268, 1269. Das Glück, das dem Böhmenkönig so reiche Gaben in den Schoß legte, spielte ihm noch ein neues schönes Land in die Hände — das Herzogtum Kärnten und Krain. Diese Erwerbung hatte ihren letzten Grund in der Stellung des görzisch-tirolischen Fürstenhauses zu den geistlichen Herrschaften von Trient und Aquileja. Nach dem Tode des Grafen Albert von Tirol nämlich waren sämtliche görzisch-tirolische Besitzungen vereinigt worden. Graf Meinhard von Görz, der Gemahl von Alberts Tochter Adelheid, einst hohenstaufischer Landeshauptmann in Steiermark und eifriger Verfechter der kaiserlichen Sache, hatte den größten Teil des tirolischen Erbes erhalten; ein anderer Teil, der dem Grafen Gebhard von Hirschberg, dem Gemahl einer zweiten Tochter Alberts, zugefallen, war später, als diese ohne Nachkommen starb, durch einen Schiedsspruch des Herzogs Ludwig von Bayern ebenfalls an das görzisch-tirolische Haus gekommen. Als im Jahr 1258 der ältere Meinhard starb, vereinigten seine Söhne Meinhard und Albert Görz und Tirol nebst der Erbschaft der Grafen von Andechs und brachten auch manche Lehen von dem durch Ezzelino bedrängten Bistum Trient in ihre Gewalt. Mit Einwilligung der Kurie wurde Meinhard von Tirol sogar Schirmvogt über Trient. In ähnlicher Weise suchte sein Bruder Albert, welcher die Grafschaft Görz verwaltete, sich auf Kosten von Aquileja zu vergrößern, das unter dem Patriarchen Gregor zu großer Macht und Ausdehnung in Friaul und Krain gelangt war. Aber dabei fand Albert größeren Widerstand als sein Bruder in Trient. Gregor
1265. schloß mit Herzog Ulrich von Kärnten einen Bund und erneuerte das alte Freundschaftsverhältnis mit Ottokar. Als nun Albert über die Stadt Capodistria mit dem Patriarchen in offene Fehde geriet, infolge deren seine Burg Villanova erobert und der bejahrte Kirchenfürst selbst halb nackt und unter unwürdiger Behandlung in Gefangenschaft geschleppt ward, wurde Graf Albert durch einen Schiedsrichterspruch Ottokars und des Erzbischofs von Salzburg angehalten, dem beleidigten Patriarchen volle Genugthuung zu geben. Bald
8. Sept. 1269. darauf starb Gregor, und nun bewirkte der Böhmenkönig, daß Philipp, der Bruder des kinderlosen Herzogs Ulrich von Kärnten, zum Patriarchen von Aquileja gewählt ward. Unmittelbar nach diesen Vorgängen ging auch Herzog

Ulrich von Kärnten zu Cividale ohne Nachkommen aus dem Leben, und die 27. Okt. 1269.
kluge Politik Ottokars zeigte sich jetzt von Erfolg gekrönt. Darum hatte er die Ansprüche des nächsten Erben, Philipps, auf Kärnten und Krain durch dessen Erhebung zum Patriarchen beseitigt und die Wahl mit allen Mitteln beschleunigt. In der That, das Glück legte dem Böhmenkönig Länder und Kronen zu Füßen; aber er verstand es auch, die Verhältnisse mit seltener Klugheit zu seinem Vorteil auszubeuten. Herzog Ulrich von Kärnten hatte die unter den Fürsten damals übliche dynastische Politik im Interesse seiner Hausmacht wenig befolgt. Zahlreiche Schenkungen und Verpfändungen, viele kirchliche Stiftungen zeigen ihn als einen Fürsten von seltener Freigebigkeit; mit dem Adel seines Landes stand er in gutem Vernehmen, die Grafen von Ortenburg und Heunburg und andere Herren waren stets in seinem Gefolge. Vor allem aber stand er fortwährend in den engsten verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu König Ottokar. Die Gunst dieses mächtigen Fürsten, mit dem er so manche Jahre in inniger Freundschaft gelebt, den er so oft in den Kampf begleitet, ging ihm weit über die Liebe seines Bruders Philipp. Diese engen Freundschaftsbande, vielleicht auch die Sorge für seine Länder, deren Wohlfahrt er durch die Verbindung mit einem mächtigen Fürsten am besten gesichert glaubte, bestimmten den Herzog, dem König Ottokar, falls er selbst kinderlos sterbe, seine Länder testamentarisch zu vermachen. Es geschah dies zu Podiebrad am 4. Dez. 1268, in Anwesenheit zahlreicher Herren aus allen Teilen der Monarchie. Wohl mochte Philipp daran denken, als der Bruder gestorben war, sein Erbrecht geltend zu machen; er hatte damals seine Patriarchenwürde noch nicht angetreten; aber sein Schwanken, welche der beiden ihm eröffneten Aussichten er ergreifen solle, ließ ihn beider verlustig gehen.

Im Herzogtum Kärnten selbst erhob sich alsbald eine Partei für Philipp. Eine Anzahl Ministerialen des Herzogtums schwuren, ihre Schlösser allein Philipp offen zu 2. Nov. 1269.
halten. Im Vertrauen auf die Stimmung im Lande beschloß dieser, das Patriarchat aufzugeben. Eine stärkere Partei im Herzogtum aber war entschlossen, an Ulrichs Verfügung festzuhalten, und Ottokar zögerte nicht, seinen Ansprüchen Nachdruck zu verleihen. Er erlangte vom Bischof von Freising die Verleihung aller Lehen, die Herzog Ulrich von der Freisinger Kirche besessen hatte; zugleich bot der Bischof all seinen Einfluß im Lande zu gunsten Ottokars auf. Auch die Grafen von Görz schlossen sich nun an den König an, durch dessen Vermittelung ihr Streit mit Aquileja beendigt ward (11. Nov. 1269). So waren die Aussichten für Ottokar entschieden günstig. Doch fand Philipp an König Stephan von Ungarn einen Bundesgenossen, der ihn mit Mut und Zuversicht erfüllte. Unaufhaltsam aber war Ottokars Vordringen; zu Anfang des Jahres 1270 ernannte er den Grafen Ulrich von Heunburg zum Hauptmann in Kärnten; im Herbst zog er in Kärnten und Krain umher, eroberte Laibach, das sich für Philipp erklärt hatte, und zerstörte die Burgen seiner Widersacher. Da gab Philipp den Kampf auf, bat um Frieden, lieferte die Burgen aus und entsagte seinen Ansprüchen. In Krems wurde ihm ein Leibgedinge angewiesen, und die Hoffnungen des vielgeprüften Mannes, der den Wechsel des Schicksals so schwer empfunden, wurden bitter getäuscht, als der neue Papst Gregor X. die Wahl in Aquileja aufhob und

Raimund von Mailand zum Patriarchen einsetzte; für ihn waren die Tage des Glanzes vorbei. Die junge Witwe Herzog Ulrichs, die Tochter der Herzogin Gertrud, wurde zur Verzichtleistung auf ihre Ansprüche gezwungen und mit dem Grafen Ulrich von Heunburg vermählt. So war die Monarchie Ottokars wiederum gewachsen; mit seltener Umsicht, Energie und Raschheit war die Besitzergreifung vor sich gegangen; mag man dem König Gewaltthätigkeit vorwerfen, das große staatsmännische Geschick, das er hier wieder bewiesen, verdient unsere ganze Bewunderung. Auch die babenbergische Besitzung zu Pordenone fiel infolge der Aquilejer Wirren an Ottokar. Im Erzstift Salzburg hatte der böhmische König bisher an dem schlesischen Herzogssohn Wladislaus eine starke Stütze gehabt. Die kurze Regierung desselben war für die Hebung des Wohlstandes und Heilung der tiefen Wunden segensreich gewesen; mit Umsicht und Geschick hat er die Grenzen seines Landes den Eroberungsgelüsten der Nachbarn gegenüber aufrecht erhalten. Als er im Jahr 1270 aus Schlesien heimkehrte, wo er seine erblichen Besitzungen als Lehen dem Erzstift beizufügen gedachte, † 28. April 1270. brachte er den Keim des Todes mit und die argwöhnischen Zeitgenossen sprachen von Gift. Ihm folgte auf dem erzbischöflichen Stuhle Friedrich von Walchen, bisher Propst des Erzstifts, der sich in der Folge als einen Mann von schärfstem staatsmännischen Geist bewies. Der römischen Kurie zeigte er sich willfährig in bezug auf die endliche Zahlung jener alten Prozeßkosten aus dem Kirchenstreit zwischen Ulrich und Philipp. Mit dem gewaltigen Nachbar von Böhmen mußte er für den Augenblick sich in gutes Vernehmen setzen, wenn er gleich, wie er es später aussprach, dessen Übermacht als eine Gefahr für das Deutsche Reich und die Fürsten ansah, was ihn in der Folge zum bittern Gegner desselben machte. Nun aber übertrug er ihm die Lehen seiner Kirche in Kärnten und Krain und erkannte damit dessen Herrschaft in jenen Ländern an.

Ottokars Stellung zu Ungarn und Bayern. 1270—1273. So beugten sich ringsum die Fürsten vor dem gewaltigen Herrscher, der jetzt auf dem Gipfel seiner Macht angelangt war, der den Titel führen konnte: von Gottes Gnaden König von Böhmen, Herzog von Österreich, Steiermark und Kärnten, Markgraf von Mähren, Herr von Krain, der wendischen Mark und Eger. Alle die schönen Donauländer, unbestrittene Bestandteile des Reichs, waren bei der Schwäche des Kaisertums und der unseligen Zersplitterung der Reichsgewalt in die Hände des kühnen und klugen Herrschers gekommen, mit dem sich weit und breit kein anderer an Macht messen konnte. Die benachbarten Fürsten, besonders der König von Ungarn und die Herzöge von Bayern, sahen mit Mißtrauen und Besorgnis auf den Machtzuwachs des böhmisch-österreichischen Reiches und machten wiederholte Versuche, das gestörte Gleichgewicht herzustellen; allein bei der Ohnmacht des deutschen Kaisertums entbehrten ihre Unternehmungen der Unterstützung von anderer Seite und führten daher nicht zum Ziel. Insbesondere bestand zwischen Böhmen und Ungarn eine tiefe Rivalität und Feindschaft, ein verhaltener Groll, der durch Verträge und Ehebündnisse nicht getilgt werden konnte und in den nächsten Jahren noch mehrmals zu verheerenden Kriegen führte. Auch die Parteikämpfe, die von Zeit zu Zeit in Ungarn selbst sich erhoben, hatten ihre Hauptquelle in der Haltung gegenüber dem Böhmenkönig Ottokar, indem der alte König Bela IV. ein freundschaftliches Verhältnis zu dem mächtigen Nachbar zu erhalten bemüht war, während

sein Sohn Stephan, der als Herr von Kumanien und Siebenbürgen eine selbständige Stellung hatte, mit Hilfe des altmagyarischen Adels, der während dieser Kämpfe seine Macht auf Kosten der ungarischen Krone vergrößerte, das Übergewicht Ottokars zu brechen suchte. Dieser Gegensatz trat noch schroffer hervor, als der greise Bela ins Grab stieg, ein verdienstvoller Fürst, der bemüht gewesen 3. Mai 1270.
war, dem unbotmäßigen Adel einen Bürgerstand entgegenzusetzen und den andringenden Mongolenhorden den Zugang zu den westlichen Kulturstaaten zu wehren, und Stephan V. nunmehr zum Beherrscher des ganzen Reichs berufen ward. Noch in demselben Jahr ließ dieser, gereizt, daß seine Schwester Anna mit einigen Reichskleinodien zu ihrem Schwiegersohn Ottokar geflohen war, und infolge des Bündnisses mit Philipp von Kärnten, seine Kriegsscharen nach der Grenze vorrücken. Nach fruchtlosen Friedensverhandlungen kam es zu einem beschwerlichen Winterfeldzug. Die wilden kumanischen Horden durchschwärmten 1270. 1271.
die österreichischen Lande bis vor die Thore von Wien und verheerten sie mit Feuer und Schwert. Die Berichte der Zeitgenossen werden nicht müde von den Greueln der wilden Scharen zu erzählen. Nun sammelte aber Ottokar, nachdem er durch einen kühnen Gebirgsmarsch einem Hinterhalt der Feinde am Semmering entgangen, seine ganze Kriegsmacht aus Österreich, Böhmen und Schlesien und die deutschen Hilfsmannschaften aus Braunschweig, Brandenburg und Thüringen und rückte gegen Ungarn vor. Das feste Preßburg wurde gestürmt; April 1271.
allenthalben wichen die kumanischen und ungarischen Reiter vor den deutschen Kriegern zurück; der alte Bischofssitz Neutra wurde erobert; Altenburg und Wieselburg fielen in Ottokars Hände. Aber in der heißen Schlacht an der Leitha 21. Mai.
durchbrach die ungestüme Kraft der ungarischen Reiterschwärme die Reihen des böhmisch-deutschen Heeres und nötigte Ottokar zum Rückzug. Verwüstend durchzogen die ungarischen Scharen das Marchfeld und Mähren. Endlich vermittelten böhmische, deutsche und ungarische Bischöfe den Preßburger Frieden, Juli 1271.
worin die alte Grenze hergestellt und Ottokar als Herr von Steiermark, Kärnten, Krain und der wendischen Mark anerkannt wurde. Die bayrischen Herzöge Ludwig und Heinrich, die sich über die staufische Erbschaft und andere Besitzfragen so sehr getrennt hatten, daß der erstere auf böhmischer, der letztere auf ungarischer Seite gestritten, wurden in die Übereinkunft aufgenommen. Aber Herzog Heinrich war über den Frieden so ungehalten, daß er dem ungarischen Bündnis entsagte und bald nachher mit Ottokar einen Vertrag zu Schutz und Trutz „gegen alle Welt“ schloß. Dieser Vertrag war für den Böhmenkönig um Frühjahr 1273.
so wichtiger, als um dieselbe Zeit durch den Tod Richards von Cornwallis in Deutschland eine neue Königswahl sich vorbereitete. Ungarn, wo nach dem frühen Tode Stephans ein Erbstreit zwischen dessen unmündigem Sohne Ladis- Aug. 1272.
laus dem „Kumaner“ und Bela, Bruder der Gemahlin Ottokars, den Adel in zwei Parteien schied und heftige Kämpfe herbeiführte, war für Ottokar in der nächsten Zeit nicht mehr gefährlich. Die verräterische Ermordung seines Schütz-

lings Bela durch einen ungarischen Grafen, Heinrich von Güssing, auf einer Donauinsel bei Ofen gab ihm kurz nachher Veranlassung als Rächer seines Verwandten aufzutreten und dem zerrütteten Ungarreiche Preßburg und alles Land bis zur Waag zu entreißen. Nach Beendigung dieses Krieges, welcher die Übermacht der böhmisch-österreichischen Monarchie über das zersplitterte und zerfahrene Reich Arpads begründete, stand Ottokar auf dem Höhepunkt seiner Macht. Er hatte durch glückliche Waffenthaten und umsichtige Politik eine Reihe der schönsten Länder zu einem Ganzen vereinigt und war zugleich beflissen gewesen, durch eine auf alten Landrechten aufgebaute Landfriedensordnung den Rechtsgang zu verbessern, das Eigentum der Kirche zu schirmen, dem Fehde- und Raubwesen zu wehren, die landesfürstliche Gewalt und das Ansehen der Gesetze zu befestigen, die Städte durch Verleihung von Rechten oder durch Bestätigung älterer Freibriefe zu heben. Das von Herzog Leopold (1221) erteilte, von Kaiser Friedrich II. erweiterte Stadtrecht von Wien blieb unverändert bestehen; die deutschen Städte in Böhmen und Mähren verdankten ihm ihre Blüte; die Germanisierung der Slawenländer durch deutsche Kolonisten betrachtete er stets als sein wichtigstes Anliegen. In ähnlichem Geiste handelte der staatskluge Bischof Bruno von Olmütz. Allen Organisationen in Ottokars Reich lagen deutsche Rechtsverhältnisse und Einrichtungen zu Grunde; während in den westdeutschen Staaten die alten Bildungsformen und Ordnungen mißachtet und zertreten wurden, in Ungarn der trotzige Adel sich über das Königtum erhob, für sich und seine Zinsbauern Steuerfreiheit erwarb und alle Staatslasten den Bewohnern der Krongüter und den Bürgerschaften der Städte aufwälzte, waren verständige Männer im Osten bemüht, die sinkenden Ordnungen zu erhalten und zu pflegen. Das alte Reich ging seiner Auflösung entgegen, aber in den Städtebündnissen und in Ottokars Versuchen, verschiedene Landschaften, Stämme und Nationalitäten in ein monarchisches Ganze zu vereinigen und auf deutschen Fundamenten ein neues Staats- und Rechtsleben zu begründen, lagen Ansätze zu neuen Gesellschaftsformen. Allein die Entwickelung wurde durch manche Winterstürme gehemmt und zurückgedrängt.

6. Konradins Feldzug und Ende.

Die französische Gewaltherrschaft in Italien.

Während diese Ereignisse in Deutschland vorgingen, fand das hohenstaufische Herrscherhaus im fernen Neapel einen tragischen Ausgang. Nach der Schlacht bei Benevent trat die Roheit und Verwilderung des Siegers und seiner ländergierigen Abenteurer grell zu Tage. Das Schicksal der päpstlichen Stadt selbst, in welche die „Streiter Gottes“ vom Schlachtfeld einstürmten und ohne die Bitten der ihnen in Prozession entgegenziehenden Geistlichkeit zu achten, sich an Gut und Leben und an der Ehre der Frauen vergriffen, war das Vorspiel der

Schreckensszenen, die nun über das unglückliche Königreich hereinbrachen. Voll Ingrimm und Verzweiflung betrachtete Clemens IV. die Gestalt, welche Karl, „der Athlet und Makkabäus der Kirche", anzunehmen begann. Helena, die jugendlich schöne Gemahlin Manfreds, vernahm in Luceria den Ausgang der Schlacht und den Tod ihres Gatten. Bald sah sich die von Schmerz gebeugte Königin von den Hofleuten, Edlen und Dienern verlassen, welche bloß dem Glück und dem Glanze dienten. Nur wenige Getreue hielten aus, und diese rieten ihr, die Sarazenenstadt, gegen welche sich die Wut der fanatischen Sieger am ersten kehren würde, zu verlassen und sich mit ihren zarten Kindern, einer Tochter und drei Söhnen, nach Epirus zu ihren Verwandten zu retten. In Trani, wo sie wenige Jahre zuvor als glückliche Braut des männlich schönen Manfred gelandet, wollte sie sich einschiffen. Stürme verhinderten die Abfahrt; sie mußte sich dem Burgvogt anvertrauen. Kaum aber erhielten die Bettelmönche, welche das Land durchstreiften und im Namen des Papstes das Volk zu Abfall und Empörung gegen die Hohenstaufen und ihre Anhänger aufriefen, von ihrer Anwesenheit in Trani Kunde, als sie den Burgvogt so lange mit Bedrohungen ängstigten und mit Verheißungen verlockten, bis derselbe, aller Treue vergessend, die Königin mit ihren Kindern und Schätzen den Reitern Karls auslieferte. Helena erlag nach fünfjähriger Gefangenschaft in Nocera de' Pagani der harten Behandlung und dem inneren Schmerze, in dem blühenden Alter von 29 Jahren. Ihre Tochter Beatrix schmachtete achtzehn Jahre im Kastell dell' Uovo zu Neapel, bis die Aragonier auf Sizilien ihre Befreiung erwirkten; die drei Söhne Manfreds, Heinrich, Friedrich und Enzio, bei dem Tode des Vaters unschuldige Knaben, wurden ihr lebenlang in Fesseln und Kerkerqual gehalten und kümmerlich genährt. Zwei scheinen den Leiden früh erlegen zu sein. Heinrich dagegen lag noch nach vielen Jahren blind in Ketten und Banden. Es war die schreckliche Nemesis für das harte Geschick, das einst Tankreds Witwe und Kinder durch den Begründer der staufischen Herrschaft in Sizilien erduldet (VI, 817). Mit gleicher Härte wurden auch die übrigen Angehörigen des Königshauses von dem unbarmherzigen Provençalen behandelt. Graf Jordan von Anglano, der noch einige Zeit auf seinen festen Burgen Widerstand leistete, endete als Gefangener in einem französischen Kerker; seine Tochter war die Unglücksgefährtin der Beatrix. Dagegen wurden die Verräter, welche am Tage der Entscheidung die Sache des Königs verlassen, mit Gütern und Gnaden belohnt. — Bald nach der Schlacht hielt Karl mit seiner hochmütigen Gemahlin seinen feierlichen Einzug in Neapel in strahlendem Siegesschmuck, umjauchzt von dem feilen Volke, von dem schmeichelnden apulischen Adel, von der jubelnden Geistlichkeit. Mit diesem Einzug feierte das romanische Wesen seinen Sieg über das Germanentum in Italien, die Kirche ihren Triumph über das verhaßte Geschlecht der Hohenstaufen, von denen nur noch ein schwacher Schößling im fernen Bayerland in Freiheit lebte. Die meisten

Manfreds Familie.

6. März 1266.

Karl in Neapel.

Glieder ruhten unter der Scholle; Friedrich von Antiochia und sein Sohn Konrad erkannten in der Folge Karls Oberherrlichkeit an und verloren sich im Dunkel; Enzio sollte den goldenen Tag der Freiheit nicht mehr schauen. Die Hand des Schicksals lag schwer auf der besiegten Partei. Schafott und Gefängnis, Armut und Verbannung war das Los von Tausenden; französische Ritter und Abenteurer teilten sich in die Güter und Schätze der Hohenstaufen und ihrer Anhänger und behandelten die Überwundenen mit Übermut und Hohn. Aber nicht nur die Ghibellinen, ganz Italien hatte die Fremdherrschaft der Franzosen zu beklagen.

Sizilien. Dem sizilianischen Königreich brachte das neue Regiment keine Erleichterung: Steuerdruck, Zollbelastung und Wucher dauerten fort und trieben die Einwohner zur Verzweiflung; die Rechte der Stände, die Sicherheit der Person und des Eigentums wurden mit Füßen getreten, Sittlichkeit und Tugend vergiftet. (Mittel- und Oberitalien.) In Rom entsagte Karl nach der früheren Übereinkunft der Senatorwürde, um den Papst nicht zu beleidigen; aber Clemens wurde darum nicht von dem römischen Volke zurückberufen, sondern nahm seinen Aufenthalt in Viterbo. (Rom. Mai 1265.) Im Kampf mit Adel und Kirche bewahrten die Römer ihre politische Selbständigkeit und übertrugen im nächsten Jahr dem Infanten Heinrich von Kastilien, Bruder Alfons X., einem durch Kriegsruhm und Reichtum ausgezeichneten, mit Karl von Anjou verfeindeten Fürsten, das Amt eines Senators. In Tuscien und Oberitalien, wo unter dem ersten Eindrucke der Schlacht von Benevent die meisten Städte Karl als Schutzherrn anerkannt hatten, untergrub bald der Parteikampf zwischen Guelfen und Ghibellinen, der seit der französischen Invasion mit größerer Leidenschaftlichkeit entbrannte und Provinzen und Städte in zwei Hälften zerriß, das freie Gemeindeleben, die republikanische Tugend und bahnte den Weg zur fürstlichen Tyrannis. „Italien sehnte sich zurück nach dem hohenstaufischen Hause," sagt ein guelfischer Geschichtschreiber, „und unter der eisernen Regierung der Gegenwart erschien ihm die vergangene wie eine goldene Zeit; man wagte nicht einmal seine Seufzer laut werden zu lassen." Clemens IV. schrieb scharfe Ermahnungsbriefe an den Schützling der Kirche, aus denen man auf die Größe des Drucks und der Tyrannei schließen kann; doch machten die Worte des Papstes auf das steinharte Herz der Provençalen keinen Eindruck, und der Freundschaftsbund beider begann sich zu lockern.

„Da du das Reich einnahmst," schrieb der Papst dem König u. a., „hofften wir auf deine gerechte Herrschaft, statt dessen hast du sehr viele beleidigt. Die meisten sind dir von Herzen feindlich gesonnen, selbst diejenigen, welche ergebene Miene zeigen, würden sich zu deiner Demütigung erheben, wenn sich, was ferne sei, der geeignete Augenblick einstellte. Warum läßt du, mit Unterschätzung solcher Symptome, diejenigen, deren Tüchtigkeit du hinlänglich kennst, in Ermangelung geziemender Belohnung von dir gehen? Hältst du es für einen Zustand der Sicherheit, allein unter fremden Nationen zurückzubleiben, unter denen du offenbar mehr heimliche Feinde als Freunde hast? Siehst du nicht, in welcher Lage du dich befindest? Du wandelst wie unter Skorpionen. Blicke doch um dich, hier Sarazenen, dort Griechen, hier

Seestaaten von großer Macht, dort Deutsche, hier viele Barbaren, die weder dich noch deine Nation lieben können."

Aber wie wenig der Papst den französischen Fürsten, auf dessen Haupt er die sizilianische Krone gesetzt, lieben mochte, die gemeinsame Gefahr, die im nächsten Jahr über beide hereinbrach, vereinigte sie zum neuen Bunde. Von den Feldhauptleuten Manfreds waren einige nach der verlornen Schlacht durch rasche Flucht den apulischen Kerkern entronnen und hatten in Toscana, wo Pisa und Siena noch treu zu der ghibellinischen Sache hielten, deutsche Söldner und flüchtige Gesinnungsgenossen um sich gesammelt. So Galvano und Federigo Lancia, Konrad und Marino Capece, Guido Novello, Konrad Trincio u. a. Sie bildeten den Mittelpunkt der geschlagenen Partei, die sich allmählich, ermutigt durch den wachsenden Haß gegen die Fremdherrschaft, wieder zu regen begann. Auch Pelavicini und die alten Ghibellinenstädte Pavia, Verona u. a. blieben der früheren Gesinnung treu. Von diesen Herren und Bürgerschaften, sowie von Palermo und der bedrängten Sarazenenstadt Luceria zogen Gesandte über die Alpen mit kostbaren Geschenken und Ergebenheitsbezeugungen für Konradin, der sich König von Sizilien und Jerusalem und Herzog von Schwaben nannte, aber aus dem großen Schiffbruch seines Hauses nur einige Burgen und Stammgüter gerettet hatte, und versprachen ihm die Unterstützung Italiens, wenn er das Banner der Hohenstaufen wieder entfalten wollte, um das Land seines glorreichen Geschlechtes von dem verhaßten Tyrannen zu befreien. Konradin, welcher, seitdem seine Mutter Elisabeth sich in zweiter Ehe (1259) mit dem Grafen Meinhard von Görz, Tirol und Kärnten verbunden, still und unbemerkt bald am Hofe seines Oheims, des Bayernherzogs Ludwig, in Donauwörth gelebt, bald in Konstanz an den reizenden Ufern des Bodensees bei seinem Erzieher und Vormund Bischof Eberhard sich aufgehalten hatte, seinen Geist nährend mit Liedern heimischer Sänger und mit aufregenden Bildern von der Heldengröße und dem Falle seines Hauses, vernahm mit staunender Begierde die verführerischen Reden der Boten, die wie einst die Weisen aus dem Morgenlande „dem kommenden König Gold, Weihrauch und Myrrhen darbrachten", die Huldigungen berühmter Herren und Städte, den Schmerzensschrei des schönen und reichen Landes, das seit drei Generationen mit so innigen Banden an sein Geschlecht geknüpft war.

Die Ghibellinen wenden sich an Konradin. 1267.

Konradin beschloß dem Rufe zu folgen, „gleich einem jungen Adler, dem noch kaum die Fittiche zu dem kühnen Flug gewachsen". Wir haben in den vorhergehenden Blättern gesehen, in welchen trostlosen Zustand das deutsche Reich um diese Zeit versetzt war, sowohl durch die treulose Politik des römischen Hofes, als durch den Eigennutz und die Selbstsucht der fehdelustigen Fürsten. Die deutsche Krone wurde an fremde Fürsten vergeben. Und dieselbe feindselige und treulose Politik wußte auch jetzt den schwäbischen Jüngling, der die letzten Güter seines Hauses aus den Händen gab, um sich Mannschaft und Geld für

Er folgt der Einladung.

den italienischen Feldzug zu verschaffen, um die Königskrone zu bringen, die demselben im fernen Süden winkte. Vergebens warnte die Mutter vor dem schönen, verhängnisvollen Lande, das so viele Glieder des staufischen Hauses mit Sirenenstimmen angelockt, um sie tückisch zu verderben; es war als ob die erlauchten Väter und Verwandten aus den Gräbern Konradin zuriefen, ihren Tod zu rächen, den tyrannischen Usurpator vom Thron zu stürzen und die schwäbische Herrschaft im Apenninenlande wieder herzustellen.

Haltung des Papstes und Karls. Clemens wollte anfangs an das unbesonnene Unternehmen nicht glauben. Als aber die Kunde einlief, daß Konradin kriegerische Vorbereitungen zu einem Zug nach Italien treffe, als die Bewegungen in den Städten Oberitaliens, in Toscana, im sizilianischen Königreiche ihm die geheimen Hoffnungen und Wünsche der Ghibellinen enthüllten, da schrieb er entrüstet an die Florentiner: „Vom Stamme des Drachens ist ein giftiger Basilisk hervorgegangen, (10. April 1267.) der mit seinem Pesthauch die Landschaften Tusciens erfüllt, eine Schlangenbrut, verruchte Menschen, unsere und des erledigten Reiches, sowie unseres in Christo geliebten Sohnes, des erlauchten Königs Karl, Feinde, entsendet er als bereite Genossen seiner Pläne an die verschiedenen Städte, Ortschaften, Kastelle und Edlen. Durch raffinierte Lügen putzt er seine Flitter auf; die einen sucht er durch Bitten, die andern durch Geld vom Wege der Wahrheit abzulenken. — Dies ist der unbesonnene Knabe Konradin, Enkel Friedrichs, einstmaligen Kaisers der Römer, der von Gott wie von seinem Stellvertreter durch gerechtes Urteil Verworfene.“ Karl begab sich sofort nach Viterbo, und nachdem er sich mit Clemens ausgesöhnt und verständigt hatte, sandte er apulische Truppen nach Toscana, wo Konrad Capece in Pisa bereits als hohenstaufischer Vikar aufgetreten war und ließ Florenz durch Guido von Montfort besetzen. Bald eilte er selbst dahin und wurde von den Guelfenstädten als Schutzherr anerkannt. Aber so bedenklich erschien ihm die Stimmung, daß er Tuscien nicht zu verlassen wagte, somit den Gegner ruhig heranziehen lassen mußte.

Stimmung in Italien. Aber während Karl bemüht war, in Toscana die ghibellinischen Bewegungen niederzuhalten, gährte es in allen Teilen Italiens. In Luceria pflanzten die Sarazenen das hohenstaufische Banner auf; in Sizilien, wo Konrad Capece und Friedrich von Kastilien, des Senators Bruder, mit einigen hundert kühnen Männern gelandet waren, wurde Konradin als König ausgerufen; in ganz Apulien regten sich die Sympathien für das schwäbische Herrscherhaus; in Rom erklärten sich der neue Senator, Heinrich von Kastilien, der alte Gegner Karls, und sein Stellvertreter Guido von Montefeltro, Herr von Urbino, offen für die ghibellinische Partei und drohten Rom ebenso zum Stützpunkt Konradins gegen den Provençalen zu machen, wie es diesem als Stützpunkt gegen Manfred gedient hatte. In der Lombardei, wo Pelavicini noch immer die Interessen des Reichs wahrnahm, trugen die Ghibellinen das Haupt höher

und ihr Vertrauen mehrte sich, als die Kunde sich verbreitete, Konradin sei mit deutschem Kriegsvolk in Verona eingetroffen.

Im Herbst hatte der junge König mit den letzten Vasallen und Getreuen seines Hauses von Augsburg aus den verhängnisvollen Zug angetreten, nachdem er angeordnet, wie es im Falle seines Todes mit den hohenstaufischen Besitzungen in Deutschland gehalten werden sollte. Begleitet von Friedrich von Baden, dem Sohne der Babenbergerin Gertrud (S. 223 f.), der durch Familienbande, durch Ähnlichkeit des Gemüts und des Schicksals und durch gemeinsame Erziehung am bayrischen Herzogshofe von Jugend auf mit Konradin verbunden war, von seinem Stiefvater Meinhard von Tirol, von seinem Oheim Ludwig und von vielen Rittern, welche die Anhänglichkeit für das hohenstaufische Haus oder die Hoffnung auf sizilianische Lehen oder die Lust nach Abenteuern und Waffenthaten unter seine Fahne geführt, verließ Konradin das schwäbische Land, aus welchem das Geschlecht seinen kühnen Flug genommen, um nie mehr dahin zurückzukehren. In Burg Hohenschwangau auf der Markscheide von Schwaben, Bayern und Tirol nahm er Abschied von seiner Mutter und zog dann über den Brenner und durch das Etschthal weiter. Aber schon in Verona machte Konradin die bittere Erfahrung, wie sehr die Mehrzahl seiner Begleiter von Selbstsucht geleitet wurde und wie rasch der romantische Schein vor der harten Wirklichkeit zerrann. Als seine Güter weggegeben, seine Geldmittel erschöpft waren, kehrten viele unter allerlei Vorwänden in die Heimat zurück. Selbst Herzog Ludwig verließ den „geliebten" Neffen, nachdem er sich für seine Geldvorschüsse durch Unterpfänder sichergestellt, und der reiche Markgraf Meinhard folgte ihm nach. Doch hielten noch 3000 Ritter mit ihrem Gefolge bei Konradin aus, eine kräftige Kriegsschar, die den Kern bilden konnte für ghibellinische Heerhaufen. In Italien gestalteten sich die Dinge anfangs günstig. Galvano Lancia, der treue und thätige Verwandte Manfreds, wurde als Konradins Bevollmächtigter von dem römischen Volk und dem Senator mit Ehrenbezeugungen empfangen; die Häupter der Guelfenpartei entflohen oder kamen in Haft, auf dem Kapitol wurde der Bund der Stadt mit Konradin öffentlich verkündigt; Gesandte von Pisa, Siena und den tuscischen Ghibellinen schlossen sich an. Heinrich von Kastilien, Ritter und Troubadour, dichtete Kanzonen, worin er seinen Haß aussprach gegen Karl, den Räuber seines Gutes, und den königlichen Jüngling aus Schwaben ermunterte, „den schönen Garten Sizilien in Besitz zu nehmen und mit kühner Römerthat die Krone des Reichs zu ergreifen".

Konradins Zug nach Italien. 1267.

Okt. 1267.

Der Papst geriet in Unruhe. Er belegte Konradin und seine Anhänger mit der Exkommunikation, über Pisa, Siena, Verona und Pavia, wo zu Anfang des Jahres der Schwabenfürst mit dem Reste seiner Getreuen Aufnahme gefunden, wurde Bann und Interdikt verhängt; alle Länder und Städte, welche dem Unternehmen Beihilfe leisten würden, sollten in gleiche Strafe verfallen; der Senator, sein Vikar und die Magistrate des Kapitols, welche Konradins

Der Bannfluch.

Gesandten empfangen hatten, wurden mit dem Kirchenfluch beladen und die Römer ihres Eides gegen dieselben entbunden. Karl von Anjou, welcher nach langer Belagerung Poggibonzi, die Hauptburg der Ghibellinen, zur Ergebung gebracht und Pisa zum Frieden genötigt, begab sich abermals nach Viterbo,
April 1268. um mit Clemens Rats zu pflegen. Er wäre gern nordwärts gezogen, um dem deutschen Rivalen, der über zwei Monate unthätig in Pavia lag und dessen Streitkräfte in dem Maße schwanden, als seine Geldmittel abnahmen, im Pogebiete die Entscheidungsschlacht zu liefern und ihn von Rom und Mittelitalien fern zu halten; aber Clemens, über den wachsenden Aufruhr im sizilianischen Reiche besorgt, beredete ihn, nach Apulien aufzubrechen, um das gefährdete Land vor völligem Abfall zu bewahren, da eine zweite Eroberung nicht so rasch vor sich gehen möchte als die erste. Nur eine kleine Heerabteilung blieb in Mittelitalien zurück, zum Schutz des Papstes in Viterbo und zur Unterstützung der Guelfen in Toscana.

Konradin in Pisa. 1268. Um dieselbe Zeit, da Clemens und Karl in Viterbo mit geistlichen und weltlichen Waffen den hohenstaufischen Prätendenten zu bekämpfen sich anschickten, war derselbe auf dem Wege nach Pisa. Während sein Gefährte Friedrich mit dem deutschen Heer den Weg über das Gebirge einschlug und mit dem Schwerte den Durchgang durch die von den Guelfen besetzten Apenninenpässe vom Pontremoli und Luni bahnte, zog Konradin mit fünfhundert Rittern durch die Lande des Markgrafen von Caretto, der mit einer Tochter Friedrichs II. vermählt war, und gelangte nach Vado bei Savona. Hier ging er auf Galeeren,
29. März. welche die Pisaner zu seinem Empfang abgeschickt hatten, in die See und erreichte glücklich die meerbeherrschende Republik, die ihn mit großen Ehrenbezeugungen
5. April. empfing und feierlich anerkannte. Bald traf auch Friedrich von Baden in Pisa
2. Mai. ein. Die Ghibellinen Tusciens waren in Bewegung, und große Heerhaufen schlossen sich dem Enkel Friedrichs II., dem „Retter Italiens", an. Nach einigen Kämpfen gegen das guelfische Lucca zog Konradin weiter. Die guelfische Besatzung in Poggibonzi wurde zur Unterwerfung gezwungen und im Juni konnte er seinen feierlichen Einzug in die Ghibellinenstadt Siena halten. Zugleich brachte Friedrich mit dem deutsch-ghibellinischen Heere bei Ponte a Valle am
25. Juni. Arno den Guelfen eine Niederlage bei und nahm Karls Marschall gefangen. Diese Erfolge steigerten die Hoffnungen der Staufischen Partei; immer lebhafter
Einzug in Rom. regten sich die Sympathien der Bevölkerung: Gesandte vom Kapitol riefen den
Juli 1268. Staufer nach Rom, wo ihn Galvano erwartete und die Hilfsquellen des Senators ihm einen sichern Zuwachs an Kraft versprachen. Im Kirchenstaat gährte es; Fermo und die Marken befanden sich im Aufstand; nur noch ein entschiedener Vorteil, und der größte Teil Italiens erklärte sich für Konradin. Zugleich segelte eine pisanische Flotte unter Federigo Lancia nach Kalabrien. Clemens IV. mochte mit einiger Bangigkeit in die Zukunft blicken; aber er blieb ungebeugt und suchte durch zuversichtliche Haltung die innere Erregung zu verbergen. Er

hatte Karl zum Reichsvikar in Tuscien ernannt und ihn abermals mit der Würde eines römischen Senators bekleidet. Am Pfingsttage (27. Mai), da er in der Dominikanerkirche zu Viterbo celebrierte und predigte, richtete er die mit Sorgen über Konradins Ankunft erfüllten Gemüter mit der gläubigen Verkündigung auf: „Fürchtet nichts, dieser Jüngling, das wissen wir, wird von schlechten Menschen zum Tode geführt. Ein besseres Wissen als dieses, das sich auf die Artikel des Glaubens stützt, gibt es nicht." Inzwischen war Konradin mit fünftausend wohlgerüsteten Reitern auf dem Wege nach Rom: nachdem er einen Zusammenstoß mit den bei Viterbo stehenden päpstlichen Truppen vermieden, langte er am 24. Juli vor Rom an. Mit Entzücken blickte er vom Monte Mario hinab auf die große betürmte Tiberstadt, die trümmerreiche Campagna, die blauen Albanerberge, die den Schauplatz so vieler großartiger Ereignisse in der Ferne wie mit einem Saum abgrenzten. Heinrich von Kastilien und die Ghibellinen hatten dem Hohenstaufen einen Einzug bereitet wie einem siegreichen Kaiser. „Alle waffenfähigen Römer erwarteten ihn glänzend gerüstet, die Helme bekränzt, in kampfspielenden Scharen auf dem Felde des Nero, während das Volk Blumen und Ölzweige schwang und Jubellieder ertönen ließ." Die Häuser und Fenster, ja die Straßen waren mit Teppichen und Purpurzeugen und kostbaren Stoffen geschmückt und die Blüte der weiblichen Schönheit feierte ihn mit Zitherspiel, mit Pauken und Gesängen. In solchem Festaufzug ging Konradin durch die volkbelebten Gassen nach dem Kapitol, um dort die Huldigung als Weihe des Todes zu empfangen. Alles drängte sich an den jugendlichen Fürsten, um Lehnsgüter als Lohn der Hingebung aus seiner Hand zu empfangen. Selbst der treulose Petrus von Vico, der Verräter Manfreds, wandte sich der aufgehenden Sonne zu.

Konradin weilte mehrere Wochen in Rom und wurde noch durch die Botschaft erfreut, daß die pisanisch-hohenstaufische Flotte in den sizilianischen Meeren einen Seesieg erfochten habe. Dann brach er auf, um den Gegner im eigenen Lande aufzusuchen. Als er an der Spitze eines gut gerüsteten Heeres von zehntausend Mann sich ostwärts nach Tivoli wandte, begleitet von dem Senator Heinrich mit seinen Spaniern, von Friedrich von Baden, von Galvano Lancia, von Konrad von Antiochia und vielen andern Ghibellinenhäuptern, um durch die Abruzzen in das alte rauhe Marserland einzudringen, mochte man einen Ausgang erwarten wie vor zwei Jahren, als Karl gegen Manfred ausgezogen war. Aber es kam anders. Konradin hatte die schwierige Aufgabe, den Gegner bei dem Übergang über das rauhe Gebirgsland zu täuschen, ihm in der palentinischen Ebene auf dem Wege nach Sulmona den Vorsprung abzugewinnen und die Vereinigung mit den Sarazenen zu bewerkstelligen, die nach Karls Abmarsch aus Foggia die Landschaft Bari und die Capitanata zum Aufstande gegen die Fremden fortrissen. Allein Karl hatte die Belagerung von Luceria schon aufgegeben, war in Eilmärschen nach Sora gezogen und drang nun nordwärts an der Westseite des Fuciner Sees hin bis zu dem palentinischen Felde bei Alba, um

Die Schlacht bei Tagliacozzo. 1268.
10. Aug.

dem Gegner den Weg nach Sulmona abzuschneiden. Drei Tage und drei Nächte folgte er den Bewegungen des feindlichen Heeres, dann verlor er die Spur desselben; Konradin überwand glücklich die Höhen und gelangte am 21. August über Tagliacozzo nach Scurcola, wo die offene Straße vor ihm lag, die über Celano und Sulmona nach Apulien führt. Davon benachrichtigt, eilte Karl dorthin: von den Höhen von Alba aus erblickte er am 22. August das feindliche Lager; doch vermied er, obgleich Konradin ihm entgegenrückte, an diesem
23. Aug. 1268. Tage einen Kampf. Aber am folgenden Tage (23. August) standen nach Sonnenaufgang beide Heere kampfgerüstet in der von dem Flüßchen Salto durchschnittenen Ebene von Scurcola, zwischen Tagliacozzo und der Felsenstadt Alba. In zwei Heerhaufen geteilt rückten die Feinde kampfbegierig aufeinander. In der ersten Reihe stritten für Konradin die Kastilier und italienischen Ghibellinen unter Heinrich, Galvano, Gherardo Donoratico aus Pisa u. a., die zweite führten die deutschen Jünglinge Konradin und Friedrich. Auch die Provençalen waren in zwei Treffen geteilt und von den erfahrensten Feldherren geleitet; aber Karl hatte noch eine dritte Abteilung, aus den achthundert tapfersten und entschlossensten Rittern gebildet, als Reserve hinter dem nahen Felsgebirge aufgestellt. Die ungestüme Tapferkeit des ghibellinisch-deutschen Heeres siegte über die Provençalen; der Marschall Heinrich von Cousance, welcher des Königs Rüstung trug, stürzte mit dem Schlachtbanner vom Rosse und wurde getötet. Alsbald verbreitete sich das Gerücht, Karl selbst sei gefallen. Entflammt von Mut und Siegeszuversicht warfen sich die Ghibellinen und Deutschen auf die französischen Scharen, die sich bald zur Flucht wandten. Konradin und die Seinen, bei denen sich Heinrich vor allen hervorthat, setzten den Feinden rasch nach. Da brach Karl, der mit tiefer Betrübnis die Flucht seiner Krieger gewahrte, auf den Rat des erfahrenen Erard mit jener geschlossenen Schar von achthundert Geharnischten aus dem Hinterhalt hervor. Mit eingelegten Lanzen warfen sich die Franzosen und Guelfen auf die ungeordneten, zum Teil schon mit Plünderung beschäftigten Truppen des Feindes. Nun nahm die Schlacht bald eine andere Wendung: während die zersprengten Mannschaften Karls sich schnell um den geschlossenen Kern scharten und das Treffen wieder herstellten, vermochten die zerstreuten Haufen der Deutschen und Guelfen nicht die gelösten Glieder wieder zu verbinden. Als Heinrich von Kastilien von der Verfolgung des von ihm geschlagenen Schlachthaufens zurückkehrte, fand er sein eigenes Lager erobert; er warf sich mit heldenmütiger Tapferkeit abermals auf den Feind, um die Phalanx zu durchbrechen; aber das kriegerische Ungestüm, das die schlimme Wendung nicht minder verschuldet hatte als die Raubgier der Deutschen, vermochte die Niederlage nicht mehr abzuwenden. Als der Abend herbeikam, war das deutsch-ghibellinische Heer des letzten Hohenstaufen vernichtet; was nicht getötet auf dem Schlachtfelde lag oder in Gefangenschaft trauerte, irrte zersprengt in den Schluchten und Thälern des gebirgigen Marserlandes umher. Auch der wankelmütige

Petrus von Vico wurde schwer verwundet fortgetragen und starb drei Monate nachher auf seiner Burg. Wie einst nach dem Schlachttage von Benevent konnte Karl aus seinem Zelte auf dem palentinischen Feld dem Papste die Freudenbotschaft verkünden, daß der Allmächtige ihm einen zweiten noch größeren Sieg verliehen; Clemens möge sich mit ihm seines Jagdglücks freuen.

„Die von allen Gläubigen längst ersehnte Freudenbotschaft," schrieb Karl dem Papst, „bringe ich Euch und der heiligen römischen Kirche wie einen süßen Weihrauch in Demut dar, und bitte Euch, heiliger Vater, eßt von dem erbeuteten Wild eures Sohnes und zollt dem Allerhöchsten drn schuldigen Dank.... Der Feinde sind so viele getötet worden, daß die bei Benevent andrren Verfolgern der Kirche beigebrachte Nirderlage gering erscheint. Ob Konradin und Heinrich, der Senator der Stadt, gefallen oder durch die Flucht entkommen sind, konnten wir kurz nach grwonnenem Siege, da wir dieses Schreiben abfassen, nicht ermitteln. Wohl aber hat man das Roß des Senators herrenlos fliehrnd aufgefangen. So jubele denn die Kirche, meine Mutter, und erhebe sich zu Lobpreisung eines solchrn Triumphes, der ihr von oben her durch drn Dienst ihrer Kämpfer gnädig zuerkannt ist; endlich scheint der allmächtige Herr allen ihren Drangsalen ein Ende gemacht und sie aus dem gierigen Rachen ihrer Verfolger befreit zu haben." — Den ersten Racheakt verhängte Karl noch auf dem Schlachtfelde am 24. August. Tommaso von Aquino und mehrere andere Edle wurden enthauptet, grausame Vergeltung traf viele der grfangenen Römrr: erst ließ er ihnen die Füße abhauen, dann, als man ihm bemerkte, der Anblick solcher Verstümmrlung würde die Römer mit Haß gegen ihn erfüllen, befahl er die in einem Gebäude Zusammengepferchtrn zu verbrennrn.

Verdüstert und niedergeschlagen entfloh Konradin mit seinem Busenfreunde Friedrich, mit Galvano Lancia und dessen Sohn, mit Gherardo von Pisa und mehreren andern Edlen von dem leichenbedeckten Schlachtfelde und wandte sich, begleitet von fünfhundert Reitern, nach derselben Richtung, aus der er am Morgen siegesmutig herangezogen war. Nach kurzer Rast im „alten Kastell" eilten die Flüchtlinge über Vicovaro in der romantischen Landschaft des Fueiner Sees nach Rom, wo noch Guido von Montefeltro als Heinrichs Vikar das Kapitol beherrschte, ohne das Schicksal seines Herrn zu kennen, der auf der Flucht vom Schlachtfelde durch einen italienischen Ritter gefangen genommen und an Karl ausgeliefert worden war. Aber in der Tiberstadt trat auf die Kunde von dem Ausgang des Tages bei Tagliacozzo ein Umschlag ein: die Guelfen, durch heimkehrende Parteigenossen verstärkt, griffen die Ghibellinen in ihren Türmen an und suchten das Regiment an sich zu bringen. Da hielten sich Konradin und seine Begleiter nicht länger sicher. Sie verließen die Stadt und eilten auf der alten Gräberstraße, der Via Appia, der südlichen Meeresküste zu, in der Hoffnung, dort ein Schiff zu finden, das sie nach dem getreuen Pisa oder nach Sizilien tragen würde, wo die pisanische Flotte wenige Tage vorher einen das Schicksal der Insel entscheidenden Sieg über die Flotte Karls und die Messinesen gewonnen hatte. In Astura, einem festen Kastell und ummauerten Flecken am Meeresufer, auf Trümmern römischer Paläste erbaut und von einer waldbedeckten sumpfigen Wildnis umgeben, mieteten sie um hohen Preis ein Küsten-

Konradin in Gefangenschaft.

28. August.

fahrzeug. Aber kaum hatten sie dasselbe bestiegen, als dem Besitzer des Kastells, Johannes Frangipani, gemeldet wurde, es seien edle fremde Ritter abgesegelt. Er ahnte, daß es Flüchtlinge von der Walstatt seien und begierig, einen vorteilhaften Fang zu thun, schickte er einen Schnellsegler ab und ließ sie verhaften und zurückführen. Als Konradin den Namen des Burgherrn vernahm, schöpfte er Mut: er wußte, wie sehr die Familie der Frangipani seinem Großvater Friedrich II. zu Dank verpflichtet war, von dem sie viele Lehen und Gnadenbeweise empfangen; er entdeckte ihm, wer er und seine Schicksalsgefährten seien. Aber von der Großmut und ritterlichen Gesinnung, die der schwäbische Königssohn voraussetzte, war keine Spur in der Brust des römischen Edelmannes. Nicht umsonst hatte der Papst das mächtige Geschlecht mit dem Fürstentum Tarent belehnt, um es von Manfred und der kaiserlichen Partei auf die guelfische Seite zu ziehen; jetzt ernteten die Kirche und ihr Schützling Karl die Früchte dieser Politik. Und wenn das Parteiinteresse nicht stark genug gewirkt hätte, so würden Furcht und Habsucht den römischen Edelmann zum Verrat bestimmt haben. Der Zufall wollte, daß der Flottenführer Karls nach seiner Niederlage bei Messina gerade in jenen Gewässern kreuzte. Als er vernahm, was in Astura vorgegangen, forderte er drohend die Auslieferung der erlauchten Gefangenen. Frangipani widerstand einige Zeit, um den Judaslohn möglichst hoch zu treiben, und brachte die Gefangenen auf eine andere feste Burg. Umsonst forderte der Kardinal Jordan von Terracina, der päpstliche Verwalter der Landschaft, die Auslieferung der Gebannten an die Kirche; zum Unglück für Konradin wirkten die Drohungen des Admirals, welcher Astura mit Galeeren und Bewaffneten umstellt hatte, verbunden mit den lockenden Versprechungen für den Fall des Nachgebens, stärker auf die furchtsame und habgierige Seele des römischen Burgherrn als die Gebote der Ehre und Ritterlichkeit und die Ehrfurcht vor der Kirche. Gegen die Zusicherung einer hohen Geldsumme und der Herrschaft über Pelosa und drei andere Ortschaften überlieferte er die Gefangenen in die Gewalt der „Soldknechte des Wüterichs", welche die Unglücklichen in Ketten nach Genezzano führten, wo Karl nach der Schlacht von Tagliacozzo sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Mit welchem Triumph mochte der finstere Tyrann auf die gefesselten Gegner blicken. Er ließ sie auf das Schloß S. Pietro bringen, jene uralte Felsenburg, deren epheuumrankte Trümmer noch jetzt in der Nähe von Palestrina emporragen. Bald teilten auch Heinrich von Kastilien, Konrad von Antiochia und viele edle Ghibellinen die Leiden des Kerkers und der Ketten im düstern Felsenschloß. Galvano Lancia, Manfreds Oheim, den Karl am bittersten haßte, fiel als erstes Opfer provençalischer Rache. Nachdem man den Sohn Galiotto in den Armen des Vaters erwürgt hatte, wurde der Bruder der schönen Blanka, ein ritterlicher Mann von treuer Gesinnung und tapferem Arm, öffentlich hingerichtet. Nach einem kurzen Aufenthalt Karls in Rom, wo er auf dem Kapitol abermals die Würde eines „Senators der erlauchten Stadt" sich beilegte

Schicksale der Gefangenen.

Sept. 1268.

und seine Anhänger belohnte, entschied er über das Schicksal der Gefangenen. Konrad von Antiochia wurde gegen zwei Prälaten vom Hause Orsini, welche sich in der Gewalt seiner Gemahlin befanden, ausgetauscht und ward der Stammvater eines Grafengeschlechts in Latium; Heinrich von Kastilien endete wie die Söhne Manfreds seine Tage in dunkler Gefangenschaft, viel beklagt von den Troubadours und den Freunden des ritterlichen gesangliebenden Fürsten. Von denen, die sich offen in Waffen gegen Karl erhoben hatten, wurde eine Anzahl durch das kürzeste Verfahren nach dem Willen des Königs als Hochverräter dem Henkerbeil überliefert. Nach den Institutionen Friedrichs II., die ja noch zu Recht bestanden, war das die auf Rebellion gesetzte Strafe. Der letzte Hohenstaufe aber und sein Gefährte Friedrich waren einem tragischeren Geschick vorbehalten. Mag auch der angebliche Ausspruch des Papstes: „Konradins Leben ist Karls Tod" eine Fabel aus späterer Zeit sein, um einen Teil der Blutschuld dem römischen Kirchenhaupt aufzubürden, es bleibt ein ewiger Flecken auf dem Gedächtnis des vierten Clemens, daß er nicht aus allen Kräften gestrebt hat, die Unglücklichen den Händen eines Tyrannen zu entreißen, von dem keine Gnade zu erwarten war, daß er nicht mit aller Energie die Ansprüche der Kirche auf die fürstlichen Jünglinge geltend machte, auf deren Haupt der Bann lastete, die im Kirchenstaate gefangen wurden. Insofern trifft die Kurie unfraglich eine Mitschuld an dem Ende Konradins; und es wird danach auch die Aussage des berühmten und wohlunterrichteten Rechtsgelehrten Angelo de Ubaldis aus Perugia richtig sein, wonach Clemens dem König auf seine Frage zurückgeschrieben haben soll, er habe nichts dagegen, daß man mit Konradin nach dem Rechte verfahre. Man darf in dieser Härte eine Nachwirkung des geistlichen Grimmes erblicken, mit dem das Papsttum seit mehreren Generationen das erlauchte Herrscherhaus der Hohenstaufen verfolgt hat. Wie der strenge Gott des Alten Testaments wollte die Kurie die Sünden der Väter strafen am schuldlosen Enkel. Nur wenn der Todesstreich das Haupt des letzten Hohenstaufen gefällt haben würde, schien die Kirche von der Furcht vor der Wiederkehr einer kaiserlichen Weltherrschaft befreit zu sein.

Konradins und Friedrichs Verurteilung und Ende. 1268.

Karl war entschlossen, den letzten Sprößling des schwäbischen Königshauses, der allein rechtmäßige Erbansprüche geltend machen konnte, aus der Welt zu schaffen, einen Mitbewerber, dessen Dasein ihm nie den ruhigen Besitz der geraubten Krone gestattet haben würde, durch einen blutigen Gewaltstreich auf immer zu beseitigen. Wie aber wollte er das über Konradin verhängte Todesurteil rechtfertigen? In männlichem Kampfe war Konradin für sein Erbrecht eingetreten, das selbst Innocenz IV. als einer Prüfung würdig erschienen, das von Fürsten, wie Ludwig IX. von Frankreich, anerkannt worden war. Im Kampfe für dies anerkannte Recht war er einer ausgesuchten List des Gegners erlegen, unbewaffnet auf der Flucht ergriffen: jeden andern hätte dafür höchstens lebenslängliche Haft getroffen. Gegenüber dem letzten der Staufer,

deren Geschlecht von der Kirche längst dem Untergange geweiht war, galt das Recht nicht, das jedem andern zur Seite gestanden hätte. Gegen alles Kriegsrecht, gegen den von alters her geltenden Grundsatz, wonach kein mit den Waffen gefangen genommener König mit dem Tode bestraft wurde, den selbst die Ungläubigen bei der Gefangennehmung Ludwigs von Frankreich anerkannt hatten, handelte Karl. Konradins zahlreichen Anhängern, den der Rache entronnenen Parteihäuptern sollte für immer die Möglichkeit genommen werden, sich für ihn zu erheben. Aber der Gewaltstreich sollte in die Form eines Gerichtsverfahrens gekleidet, der Mord ein Justizmord werden, damit die Schuld und Verantwortung auf mehrere falle. Zu dem Zweck berief Karl Richter und Rechtsgelehrte aus allen bedeutenden Städten des Königreichs nach Neapel und ließ da die Anklage stellen, „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräter an seinem rechtmäßigen König und gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen des Todes schuldig". Die Richter verstummten; erst als Guido von Sugara, der erste Rechtskundige seiner Zeit, wegen seines Ruhmes von Karl an die Rechtsschule von Neapel berufen, mit kühner Rede darlegte, daß der Königsohn, der im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht herangezogen wäre, um sein väterliches Reich im offenen Krieg wieder zu gewinnen, nicht als Räuber oder Empörer betrachtet werden könne und daß göttliches und menschliches Recht gebiete, einen auf der Flucht Gefangenen schonend zu behandeln, traten die übrigen dieser Meinung bei. Nur ein einziger, der knechtisch gesinnte Robert von Bari, wagte es, den Erben des erlauchten Herrscherhauses schuldig zu finden; alle andern sprachen ihn und seine Gefährten frei. Nichtsdestoweniger folgte Karl von Anjou der einen Stimme und sprach aus eigener königlicher Machtvollkommenheit, als Kriegsherr über alle Kriegsgefangene das Todesurteil aus. Die Freunde saßen beim Schachspiel, als ihnen der Spruch mitgeteilt wurde. Sie verloren die Fassung nicht; die blutige Verfolgung der Ghibellinen, die ihnen von allen Seiten gemeldet worden, hatte sie schon auf das Entsetzlichste vorbereitet. Nur kurze Frist wurde ihnen gegönnt. Nachdem sie gebetet und gebeichtet und Konradin seine letztwilligen Verfügungen über seine Erbgüter zu gunsten seiner Oheime getroffen, bestiegen beide auf dem Karmelitermarkt zu Neapel das Schafott. Als das Todesurteil durch den Protonotar Robert von Bari verlesen war, legte Konradin sein Oberkleid ab; dann sprach er knieend sein letztes Gebet. Mit der Welt hatte er abgeschlossen, aber noch öffnete ein letzter tiefer Erdenschmerz seine Lippen: „O Mutter," rief er, „welche Schreckensnachricht wirst du von mir hören!" Flehend erhob er die Arme gen Himmel, ergeben in den Willen Gottes empfing er den Todesstreich. Vor Wut und Schmerz schrie Friedrich von Österreich laut auf, ihm der nächste im Leben wie im Tode; noch folgten Graf Gherardo Donoratico und Friedrich von Hürenheim.

Es war am 29. Oktober des Jahres 1268, daß der letzte Sprößling eines

Herrschergeschlechts, das an Macht, Glanz und allen Gütern der Erde, wie an Talent, Seelenadel und Hochgefühl alle andern überstrahlte, in ein ruhmloses Grab sank. Im Angesicht des herrlichen Landes, das seine Väter errungen und groß gemacht, starb Konradin unter dem Beil des Henkers, ein kaum siebzehnjähriger Jüngling, nach einer schnellen und glänzenden Laufbahn, „die eher einer Romanze als der geschichtlichen Welt anzugehören scheint“. Fern von der Heimat wurden die Leichname der deutschen Fürstensöhne Konradin und Friedrich, die im Leben und Tod so innig verbunden waren, in einer kleinen Kapelle und später in der Kirche S. Maria del Carmine beigesetzt. Mit Konradins tragischem Untergang nahm die Herrschaft der Deutschen über Italien und der lange Streit zwischen Kaisertum und Papsttum um diese Herrschaft ein Ende. Vier Wochen nachher schied Clemens IV. aus dem Leben. „Die erschütternde Gestalt des schuldlosen Enkels von Friedrich auf dem Schafott von Neapel, wie er die Hände zum Himmel rang und dann betend niederkniete, um den Todesstreich zu empfangen, stand am Lager des sterbenden Papstes und verfinsterte seine letzte Stunde.“ Außer diesem schmerzvollen Rückblick wurde seine Seele auch noch durch den Gedanken beunruhigt, daß nun das Schicksal Italiens in die Hand eines rachsüchtigen, hartherzigen und habgierigen Tyrannen gelegt war, den er selbst in die Lage gesetzt, über das Königreich beider Sizilien, wie über Rom und Tuscien ein ehernes Joch zu legen und die Rechte der Kirche so wenig zu achten als das heimgegangene Herrschergeschlecht, von dem jetzt nur noch einige unglückliche Glieder wie die verdorrten und verwitterten Zweige eines gefallenen Stammes, wie die verschwindenden Schatten untergegangener Heldengestalten ein klägliches Dasein fristeten.

Aber wirkungslos verhallten die Klagen, die Clemens kurz vor seinem Tode über die entsetzlichen Zustände in dem Königreich ausstieß. „Welch ein Wunder,“ schrieb er Karl, „du solltest nichts hören von dem Jammer und lauten Geschrei der Gepeinigten, von den vielen Bedrückungen der Kirchen und der Geistlichen, von den an Frauen und Jungfrauen verübten Gewaltthaten, von all dem an Armen und Reichen begangenen Raube. Überall Rechtsverletzungen, falsche Anklagen, Plünderung und Raub. Fürwahr, mein Sohn, dir zur größten Gefahr, zur Schmach deines Namens läßt du deine Diener und Beamten gegen deine Unterthanen so maßlos wüten, diese machst du reich, dich selbst arm und allen verhaßt. Durch ihre Exzesse wirst du Schande und Elend ernten.“

Friedrichs II. Liebling, der schöne, reichbegabte König Enzio, war noch immer zu Bologna in Haft. Die strenge Gefangenschaft, welche die guelfischen Bewohner anfangs über ihn verhängt hatten, wurde mit der Zeit gemildert: die angesehensten Bürgersöhne besuchten ihn und erheiterten sein Los durch Spiel, Gesang und gesellige Unterhaltung. Seine eigenen herrlichen Talente trugen nicht wenig zur Belebung dieser Unterhaltung bei. „Er sammelte, was er nur irgend an Sagen, Dichtungen, Romanzen, Liedern u. dgl. bekommen konnte, und erweiterte als Dichter, Sänger und Tonkünstler sein Gefängnis zu einer Welt, die reicher war, als seine Zwingherren begreifen konnten.“ Pietro Asinelli, ein gebildeter sprachkundiger Jüngling, wurde sein Freund und steter Gesellschafter. Ja sogar die Liebe, heißt es, fand ihren Weg in den Kerker. König Enzios Ausgang.

Während seine sardinische Gemahlin Adelasia sich fern hielt und ihre Hand einem andern reichte, soll die schöne Lucia Viadagola, die schon beim Einzug dem gefangenen Kaisersohn heimlich ihr Herz geschenkt, seine Haft mit ihm geteilt haben. Von ihnen leitete das Geschlecht der Bentivoglio seinen Ursprung her. So waren neunzehn Jahre verflossen, als die Kunde von Konradins schrecklichem Ende in Enzios Kerker drang und ihn mit der Hoffnung erfüllte, das hohenstaufische Erbe wieder zu gewinnen. Er entwarf mit seinem Freunde Asinelli den Plan zur Flucht. Ein Küfer sollte den Gefangenen in einem Weinfasse vor das Thor tragen, wo ein angespannter Wagen zu seiner Aufnahme bereit stand. Allein eine hervorragende Locke seines blonden Haares verriet ihn. Er wurde zurückgeführt und seitdem in strenger Haft und finsterer Einsamkeit gehalten; die Mitwisser und Helfer bei dem Versuch büßten mit dem Leben, Asinelli entkam, verlor aber Hab und Gut. Enzio starb im 23. Jahr seiner Gefangenschaft, 46 Jahr alt, den 14. März 1272 und wurde von den Bolognesen ehrenvoll in der Dominikanerkirche beigesetzt.

Margarete von Meißen. Nicht minder kummervoll war das Leben von Friedrichs II. Tochter Margarete, welche an Albrecht den Entarteten, Markgrafen von Thüringen und Meißen, vermählt war. Dieser vernachlässigte seine Gemahlin auf unwürdige Weise, lebte im Ehebruch mit Kunigunde von Eisenburg und trachtete endlich, um diese zu seiner rechtmäßigen Gattin erheben zu können, der Kaisertochter nach dem Leben. Sie wurde jedoch von dem Diener, dem die Ermordung aufgetragen war, gewarnt und beschloß durch schleunige Flucht ihr Leben zu retten. Noch einmal ging sie zu ihren kleinen Söhnen Friedrich, Heinrich und Diezmann. In grenzenlosem Schmerze über die Trennung von ihren Lieben biß sie den ältesten, Friedrich, so heftig in die Wange, daß er ein Mal und den Beinamen „mit der gebissenen Wange" davon behielt. Dann ließ sie sich nächtlicherweile mit Stricken von der Wartburg hinab und wanderte, von Angst und Sorgen getrieben, hilflos durch das Land, bis der Abt von Fulda die Unglückliche nach Frankfurt bringen ließ, wo sie bei der Bürgerschaft eine ehrenvolle Aufnahme fand. Aber noch in demselben Jahr, den 8. Aug. 1270, endete der Tod ihre Leiden.

Katharina. Die letzte überlebende Tochter Friedrichs II., Katharina, hatte freiwillig den Kaiserhof ihres Vaters verlassen und den Nonnenschleier gewählt. Sie verbrachte ihr Leben in der stillen Zelle eines französischen Klosters bei Montargis, wo sie im Jahr 1279 starb. Noch findet sich daselbst ihr Grabmal, und darüber ihr Bildnis. In der Rechten hält sie eine Palme, in der Linken eine Tafel mit der Aufschrift: „Kronen und alle Pracht der Welt habe ich nichts geachtet." Ein zweiköpfiger Adler erinnert an ihre kaiserliche Geburt.

7. Karls Gewaltherrschaft und die sizilianische Vesper.

Karls Machtstellung. Nach Konradins Fall wütete Karl von Anjou mit Härte und Grausamkeit gegen alle Anhänger der Hohenstaufen. Tausende büßten für ihre Treue mit dem Tode, mit Kerkerhaft, mit Güterverlust. Alle Inseln und Küstenländer des Mittelmeeres füllten sich mit Flüchtlingen; Provençalen und Guelfen, fremde und eingeborne Abenteurer bereicherten sich mit den Besitzungen der Ghibellinen. Denn alle Schenkungen und Belehnungen, die seit dem Lyoner Konzil von Friedrich II. und seinen Söhnen Manfred und Konrad erteilt worden, wurden für ungültig erklärt und an andere vergeben. Dürftige Ritter,

die nichts besessen hatten als ihr Schwert und ihre Rüstung, wurden nun reiche Barone mit ausgedehnten Feudalrechten über die Landbevölkerung und die Städte. Dabei blieben alle Lasten, Steuerdruck, Zölle, Monopole, samt der Beamten- und Richterhierarchie, die man einst dem Kaiser Friedrich II. so sehr zum Vorwurf gemacht hatte, in ihrem vollen Umfang bestehen, und an die Stelle der städtischen Vertretung, der Munizipalitäten, der Bürgerverbände trat eine selbstsüchtige Feudaldespotie. In Besitzverteilung, in der Bevölkerung, in Sitten und Sprache nahm das Königreich Sizilien einen veränderten Charakter an. Damals war Karl einer der mächtigsten Fürsten Europas. Denn auch in Mittel- und Oberitalien dehnte sich seine Herrschaft immer weiter aus. Dort wurde das eifrig ghibellinische Pisa zu einem Vertrag gezwungen; in der Lombardei ehrten ihn die Guelfenstädte als den Gebieter Italiens; Piacenza ward zur Unterwerfung gezwungen; die stolze Republik Mailand, wo das Haus della Torre für ihn wirkte, empfing die französische Braut Margarete von Nevers, welche der König an der Stelle der im Jahr 1267 gestorbenen Beatrix zu seiner zweiten Lebensgefährtin gewählt, mit Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen in ihren Mauern; Turin und Alessandria gingen an ihn verloren, und von Genua hielten die Doria nur mit Mühe und unter heftigen Kämpfen die Herrschaft des französischen Despoten fern, dessen Hilfe die vertriebenen Grimaldi und Fieschi anriefen. Im Senatorenpalast zu Rom führten die von ihm ernannten Vikare ein strenges Regiment und gewöhnten Volk und Adel an Gehorsam. Selbst nach Griechenland und Konstantinopel schweifte sein gieriger Blick, und an dem Kreuzzug, den sein Bruder nach der Küste von Afrika unternahm, hatte er den größten Anteil. Dort wie hier konnten alte Ansprüche aus der Normannenzeit Siziliens in Erinnerung gebracht werden; und wenn auch die Heerfahrt gegen Tunis durch den Tod Ludwigs bald ihr Ende erreichte, so wußte Karl sie doch zu seinem Vorteil auszubeuten. Von dem Tribut und den Geldsummen, die dabei ausbedungen wurden, floß der größte Teil in seine Kasse, und durch die ausgedehnte Anwendung des Strandrechts gegen Feind und Freund brachte er manches wertvolle Gut in seine Hände.

Aber Karls Herrschgier und Ländersucht weckte auch wieder die eingeschlummerten und eingeschüchterten Widerstandskräfte und rief eine allmählich erstarkende Gegenströmung hervor. Die Kommunen des oberen und mittleren Italien erkannten die Gefahr, die von der Fremdherrschaft der Freiheit drohte, und rüsteten sich zur Abwehr. Unter den lombardischen Guelfen selbst trat eine Spaltung ein. Napoleon della Torre, das Haupt des Hauses, sonderte sich von den strengen Anhängern der Anjou ab und kämpfte in Verbindung mit Brescia, Cremona, Como, Lodi und Parma gegen die Republik Mailand, die nun im Verein mit dem Markgrafen von Montferrat für Karls Herrschaft wirkte. In Piacenza erhoben die Ghibellinen aufs neue ihr Haupt unter dem Grafen Ubertino de Lando. — In Viterbo unterließen die Kardinäle über zwei Jahre die Beginnende Opposition.

Papstwahl, weil sie weder nach dem Willen des Königs, noch gegen denselben handeln wollten. Erst als die unter den Augen der heiligen Väter geschehene Ermordung des von Tunis heimkehrenden Prinzen Heinrich von Cornwallis durch Karls Statthalter Guido von Montfort offen darlegte, welche schreckliche Verwilderung der verwaiste Zustand in Kirche und Reich zur Folge hatte, traf man Anstalten zu einer Neuwahl.

Um die Schmach und den Tod seines erschlagenen Vaters zu rächen, erstach nämlich Guido den unschuldigen Prinzen Heinrich am Altar einer Kirche, schleifte die Leiche an den Haaren fort und warf sie die Kirchentreppe hinab. Der Mörder verbarg sich einige Zeit und entging aller Strafe. (März 1271.)

(Neue Papstwahl. Sept. 1271.) Dieses blutige Ereignis scheint die Kardinäle aus ihrer Lethargie aufgeschreckt zu haben. Sie wählten einen Italiener von bewährtem Charakter, gebildetem Geiste und edlen Eigenschaften, der schon unter den früheren Päpsten vielfach zu wichtigen Geschäften verwandt worden war, Tedald aus dem edlen Geschlechte der Visconti von Piacenza, Archidiakon von Lüttich. Er befand sich gerade im Orient, wohin ihn der Drang seiner Seele aus dem wirren Getreibe der streitenden Parteien geführt, um an der Seite des Kreuzfahrers Eduard für die Befreiung des Heil. Grabes zu wirken. Als er die Kunde von seiner Wahl erhielt, verließ er alsbald Ptolemais mit dem Versprechen baldiger Hilfe und segelte nach Italien, wo ihn Karl, so wenig auch dieser Ausgang des Zwischenreichs nach seinem Sinne war, feierlich empfing und zuerst nach Viterbo, dann nach Rom geleitete. (27. März 1272.) Nachdem er in St. Peter als **Gregor X.** die Weihen erhalten, nahm er seinen Sitz im Lateran und führte somit das Papsttum wieder an die Grabstätte der Apostel zurück, von der es durch die beiden vorhergehenden Kirchenhäupter fern gehalten worden war. Er strebte nicht nach Siegen und Lorbeeren, sondern nach dem schöneren Ruhme eines Versöhners und Friedensfürsten; und wenn er auch die französische Politik seines Vorgängers nicht gleich aufgab, vielmehr in Tuscien und Lombardien für die Anerkennung Karls wirkte, so erkannte er doch bald die Notwendigkeit, dem apostolischen Stuhl eine selbständigere Stellung zu verleihen. Darum verwarf er die Ansprüche des schwachen Alfons von Kastilien auf die deutsche Krone und begünstigte die Wahl des kraftvollen Rudolf von Habsburg, mit dessen Hilfe er dem Papsttum die alte Würde zurückzugeben hoffte. Hand in Hand mit diesem Fürsten, welcher im folgenden Jahr die Herrschaft des verwirrten Reiches überkam, suchte Gregor den gräßlichen Abgrund der bürgerlichen Kämpfe in Italien und in Deutschland zu schließen.

(Das Konzil von Lyon. 1274.) Zu dem Zweck schrieb er ein allgemeines Konzil nach Lyon aus. Dort, wo der unheilvolle Streit zwischen Kirche und Reich entbrannt war, sollte auch das Werk des Friedens geschaffen werden; dort, fern von den Einwirkungen Karls und Ottokars, glaubte er die kirchlichen und politischen Fragen, die zur Entscheidung gebracht werden sollten, in größerer Freiheit erörtern zu können. Eine

Versammlung, wie die Christenheit wenige gesehen, fand sich im Frühjahr 1274 in Lyon ein: die angesehensten Kirchenfürsten Deutschlands, Gesandte der Könige und Fürsten, zahllose Prälaten und Mönche strömten in das Thal der Rhone hinab. Zwei Männer von berühmten Namen eilten ebenfalls zu der großen Kirchenversammlung, aber beiden wurde die Reise verderblich: Thomas von Aquino starb, bevor er Lyon erreichte, und Bonaventura erlag einer Seuche in der überfüllten Stadt. Die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche und die unglückliche Lage des Heil. Landes waren neben der Frage, wie die Störung der Ordnung in Reich und Kirche am besten gehoben und der künftigen Wiederkehr derselben vorgebeugt werden könne, die wichtigsten Gegenstände der Beratung. Dem Charakter der Versammlung gemäß bildeten die kirchlichen Fragen die Hauptaufgabe. Um die Mittel zu einem Kreuzzug zu beschaffen, wurde beschlossen, daß sechs Jahre lang von allen Kirchen der zehnte Teil des Einkommens erhoben werden sollte; auch zur Vereinigung der beiden Kirchen wurde ein Schritt gethan, indem die Gesandten des Kaisers Michael Paläologus das römische Glaubensbekenntnis ablegten. Ferner wurde die wichtige Konstitution über die Papstwahl erlassen, kraft welcher zehn Tage nach dem Tode eines Papstes die am Sterbeort anwesenden Kardinäle eine Neuwahl vorzunehmen hätten und in einem verschlossenen Zimmer (Konklave) so lange von aller Welt zurückgehalten, notdürftig mit Speise und Trank versehen und von der weltlichen Obrigkeit des Wahlorts bewacht werden sollten, bis sie sich über die Wahl geeinigt hätten. Diese Verordnung hatte zum Zweck, in Zukunft alle friedestörenden Vakanzen auf dem apostolischen Stuhle zu verhindern. Größere Schwierigkeiten bot die deutsche Königswahl. Wir werden später erfahren, wie sehr Ottokar, der den klugen Bischof Bruno von Olmütz mit einer Denkschrift an den Papst abgeschickt hatte, die Anerkennung Rudolfs zu hintertreiben bemüht war. Aber trotz aller Intrigen wurde Rudolf von Gregor als König der Römer anerkannt, nachdem er durch seine Bevollmächtigten, Burggraf Friedrich von Nürnberg und Graf Gottfried von Sayn, und in einer persönlichen Zusammenkunft in Lausanne hinreichende Bürgschaft dafür gegeben, daß er den Kirchenstaat bestätigen, allen Kaiserrechten in Rom entsagen und sich jedes Anspruchs auf das sizilianische Königreich enthalten wolle.

Mai — Juli 1274.

Leider starb der wohlgesinnte Priesterfürst nach wenigen Jahren in Arezzo, und bei dem häufigen Wechsel, der nach seinem Tode eintrat und drei Päpste innerhalb zweier Jahre auf den apostolischen Stuhl führte, erlangte Karl wieder größeren Einfluß. Erst als nach dem Tode des gelehrten, in philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien bewanderten Johann XXI., der, wie Silvester II., bei den Zeitgenossen im Rufe eines Magiers stand, Nikolaus III. aus dem vornehmen Römergeschlecht der Orsini nach langem Wahlkampf die päpstliche Krone erlangte, wurde die Übermacht des sizilianischen Königs wieder in angemessene Schranken gewiesen. „Nikolaus war in der That ein römischer Grande,

Papst Nikolaus III. 10. Jan. 1276. Dez. 1277.

erfüllt von Römerstolz, kraftvoll und königlich, rücksichtslos Schätze aufhäufend, ganz weltlich gesinnt, voll Liebe zu seiner Vaterstadt, nicht ohne patriotisches Gefühl für sein Vaterland und voll Haß gegen die Fremden, die darin schalteten." Obwohl er nicht volle drei Jahre regierte, ordnete er den Kirchenstaat auf neuen Grundlagen, indem er mit Rudolf von Habsburg das Konkordat
1278. zum Abschluß brachte, welches die Romagna, „den Fruchtgarten des Reichs", nebst der Stadt Bologna, dem berühmten Sitz der Rechtsgelehrsamkeit, der Hoheit der Kirche unterwarf, vermittelte er einen Frieden zwischen dem Reich und Sizilien, nötigte er den König Karl der senatorischen Gewalt in Rom und der Reichsstatthalterschaft in Toscana zu entsagen und setzte das weltliche Regiment der Stadt zu dem heil. Stuhl in ein geordnetes Verhältnis, so daß die Senatsgewalt in Zukunft durch Wahl des Volkes, aber mit Bestätigung der Kurie an römische oder italienische Edle, nicht aber an regierende Fürsten übertragen werden sollte. Durch diese Bestimmung, wie durch die Verleihung von Ämtern und Herrschaften in den neugewonnenen Städten und Territorien der Romagna und der Marken knüpfte er den römischen Geschlechteradel, insbesondere seine eigenen Verwandten (Nepoten), näher an das Pontifikat, weckte aber auch in den mächtigen römischen Familien der Orsini, Colonna, Anibaldi, Savelli u. a. ehrgeizige Bestrebungen nach dynastischen Herrschaftsrechten. Diese Begünstigung der Nepoten, sowie seine Geldgier zogen dem Papst Nikolaus III. großen Tadel zu, so daß Dante ihm einen Platz in der Hölle anwies.

Karls Stellung zu Papst Martin IV. 1280.

Dem schnellen Tod dieses bedeutenden Oberpriesters, der wie ein weltlicher Fürst über Rom und den Kirchenstaat herrschte, am 22. Aug. 1280 auf seinem schönen Landsitze Soriano folgten neue Parteikämpfe. So gelang es dem sizilianischen König, die päpstliche Krone an einen ihm ergebenen französischen Prälaten zu bringen, welcher die Schranken wieder einriß, in welche sein kraftvoller Vorgänger diesen Vasallen zurückgewiesen hatte. Martin IV., wie sich der neue
22. Febr. 1281. Papst nannte, begab sich von Viterbo, wo die Wahl vor sich gegangen, nach Orvieto und bewirkte, indem er das Edikt seines Vorgängers aufhob, daß sein königlicher Freund wieder in seiner senatorischen Würde hergestellt ward. Nun stand Karl auf dem Gipfel seiner Macht: seine Vikare regierten in Rom mit fürstlicher Pracht; im Kirchenstaat und in der Romagna kamen die höchsten Ämter in die Hände von Franzosen; die Guelfen erhoben allenthalben ihr Haupt mit neuer Zuversicht; Karl selbst trat nicht als Lehnsvasall, sondern als Protektor der Kirche auf; seine Hofleute und Feldherren geboten in Mittel- und Unteritalien. Aber diese Macht und Herrlichkeit sollte durch ein großes erschütterndes Ereignis zerstört werden.

Unzufriedenheit in Sizilien.

Die Tyrannei des fremden Eroberers und der Übermut der mit demselben ins Land geströmten Emporkömmlinge lasteten zu schwer auf dem sizilianischen Volke; das begangene Unrecht und das vergossene Blut schrieen zu laut gen Himmel, als daß nicht noch einmal eine That der Vergeltung versucht, der Weg

einer blutigen Umwälzung hätte betreten werden sollen. Unter dem harten Joch eines fremden Zwingherrn, unter dem verletzenden Hochmut französischer Glücksritter hatte man die Leiden und Kränkungen früherer Jahre vergessen; man gedachte mit wehmütiger Sehnsucht der schönen Tage unter der Herrschaft der Hohenstaufen, der glänzenden Hofhaltung in Palermo zu den Zeiten Friedrichs II. und Manfreds; alles, was man einst von deutscher Derbheit zu ertragen gehabt, trat zurück hinter der Hoffart der Provençalen, hinter dem Übermut der eiteln Emporkömmlinge, hinter den lüsternen Angriffen auf die Ehre der Frauen. Die fremde Zwingherrschaft hatte alle Übelstände der früheren Verwaltungen, aber keinen ihrer Vorteile. Die Bauern auf den Krongütern mußten von der Ernte, von den Früchten und Herden sehr hohe Abgaben an den habsüchtigen und geldbedürftigen König entrichten; und der neuangesiedelte Adel blieb hinter dem Lehnsherrn nicht zurück; die Monopole und Hafenzölle dauerten fort und wurden noch verschärft, während der einträgliche Handel, der schwungvolle Verkehr mit dem Morgenlande stockte und in Verfall geriet; die Anfänge landständischer Verfassung, die Friedrich dem Königreiche verliehen, erstickten unter der erdrückenden Schwere der Feudalmonarchie. So wurden das Nationalgefühl, der Freiheitssinn und der Wohlstand von der tyrannischen Fremdherrschaft in gleicher Weise tief verwundet, und bei der Leidenschaft, der Rachsucht und dem Jähzorn des Südländers fehlte es nie an Gelegenheit zu blutigen Auftritten und verletzenden Handlungen, wodurch die Glut des Hasses stets neu angefacht und vermehrt wurde.

Verschwörung Johanns von Procida.

Eine allgemeine Gährung erfaßte die Sizilianer in Stadt und Land. Es bildete sich eine Verschwörung unter den Eingeborenen, deren Seele **Johann von Procida** war, ein seiner Güter beraubter Ghibelline, der einst Manfreds Freund und Arzt gewesen und ihm in verschiedenen Ämtern gedient hatte. Voll Anhänglichkeit an das unglückliche schwäbische Königsgeschlecht und voll Haß gegen die fremden Peiniger machte er sich die Vertreibung der Franzosen aus Sizilien zur Aufgabe seines Lebens. Manfreds Tochter Konstantia war an den ritterlichen, unternehmenden König Peter von Aragonien vermählt. Dorthin begab sich Johann; seine Vergangenheit verschaffte ihm eine gute Aufnahme bei der Königin und ein Schreiben des Papstes Nikolaus III. erwarb ihm das Zutrauen Peters. Für seine verlornen Besitzungen empfing er Lehnsgüter in Aragonien. Es ist eine bekannte Fabel, daß Konradin vom Schafott seinen Handschuh niedergeworfen und Johann von Procida denselben nach Aragonien getragen habe, um dem verwandten König die Pflicht der Blutrache einzuschärfen: aber der ritterliche, streitbare Peter bedurfte nicht des Mahnrufes des schwäbischen Jünglings aus dem Grabe; die schöne Insel, auf welche er durch Konstantia legitimere Ansprüche geltend machen konnte als das angebliche Hoheitsrecht der Kirche, womit Karl seinen Eroberungszug zu rechtfertigen gesucht, besaß zu viel Anziehungskraft für einen unternehmenden Fürsten, als

daß er nicht einem gedrückten Volke, das seines Schutzes begehrte, die rettende Hand hätte reichen sollen. Johann von Proeida, der verkleidet die Insel durchwanderte und die Einwohner zur Rache entflammte, vermittelte die Verbindung der Verschwornen mit Peter. Auch der byzantinische Kaiser aus dem Hause der Paläologen, der von Karls Herrschsucht und Ehrgeiz alles Schlimme zu fürchten hatte, wurde in das Geheimnis gezogen und gewährte Hilfsgelder. Ein beschlossener oder erdichteter Feldzug gegen Afrika gab dem aragonischen König den Vorwand, in den katalonischen Seestädten eine Flotte ausrüsten und im Mittelmeer kreuzen zu lassen.

Die sizilianische Vesper. 1282. Alles war für einen Kriegs- und Eroberungszug bereit; es bedurfte nur noch eines letzten Anstoßes zur Invasion. Bei der gereizten Stimmung der Sizilianer gegen die anmaßenden Fremdlinge blieb dieser nicht aus. Ein Verbot, Waffen zu tragen, wurde von den Franzosen bisweilen zu beleidigenden 30. März. Durchsuchungen benutzt. Als am zweiten Ostertag die Frauen und Männer von Palermo zur Vesperzeit in eine außer der Stadt gelegene Kirche zogen, um dort nach alter Sitte das heil. Fest in Andacht zu beschließen, erlaubten sich die französischen Wächter und Aufseher unter dem Vorwande, nach verborgenen Waffen zu forschen, unanständige Betastungen und frechen Mutwillen gegen ehrsame Frauen. Die begleitenden Männer rächten die Schmach im Blute der Übermütigen. Bald ertönte der Ruf: „Nieder mit den Franzosen!“ in der Hauptstadt, und zahllose Opfer fielen durch die Hände der Verschwornen. Wie der Brand durch die dürre Steppe lief die Empörung durch die ganze Insel: kein Franzose entging dem rächenden Schwert der heißblütigen Sizilianer. So furchtbar und eindringend war der Ausbruch der Volkswut, daß die „sizilianische Vesper“ fortan zur Bezeichnung einer blutigen Nationalerhebung gegen tyrannische Fremdherrschaft diente. Palermo und die meisten Städte der Insel sagten sich von der Herrschaft Karls los, pflanzten das Reichsbanner auf, das geliebte Zeichen aus der hohenstaufischen Zeit, und errichteten republikanische Gemeinwesen. In Messina wurde die provençalische Besatzung ermordet; allmählich schloß sich auch der sizilianische Adel der Bewegung an; die Glut des Hasses konnte nur mit Blut gelöscht werden.

8. Ausgang des Kampfes in Neapel und Sizilien.

Peter von Aragonien zu Hilfe gerufen. Karl schäumte vor Wut und sann auf Rache. Die gegen Griechenland bestimmte Flotte, die in dem apulischen Hafen bereit lag, wurde nunmehr gegen Sizilien geschickt. Da sahen sich die Verschwornen nach Hilfe um. Sie riefen den Schutz der Kirche an; aber an der Stelle des energischen Römers Nikolaus saß der Franzose Martin IV. auf dem päpstlichen Stuhl, der die Hilfeflehenden mit Entsetzen von sich stieß und einige Zeit nachher den Bannstrahl auf sie

schleuderte. Nun kam die Zeit des Handelns für Peter. Karl war bereits mit seinen Schiffen in die Meerenge gesegelt und bedrängte Messina mit harter Belagerung zu Wasser und Land. Alle Friedensanträge und Vermittlungsversuche wurden finster zurückgewiesen, nur auf blutige Vergeltung war sein Sinn gerichtet. Da gab der Aragonier den sizilianischen Boten Gehör, die in Trauergewänder gehüllt an Afrikas Küste ihn fußfällig um Hilfe anflehten. Er hatte den Zeitpunkt abwarten wollen, wo sie am Rande der Verzweiflung sich ihm unbedingt in die Arme werfen würden. Ende August erschien seine Flotte vor 30. Aug.
Trapani und schon nach zwei Monaten war der energische Aragonier Herr der Insel. Karl gab die Belagerung von Messina auf; und da er auf dem Rückweg bei Reggio noch empfindlichen Schaden erlitt, mußte er jeden Gedanken, das verlorne Land wieder unter sein Joch zu beugen, fahren lassen. Er forderte den Gegner, der ihn um den schönsten Teil seiner Besitzungen gebracht, zu einem Zweikampf heraus. Aber man begnügte sich auf beiden Seiten mit der scheinbaren Erfüllung ritterlicher Ehrenpflicht. Die langen vorbereitenden Verhandlungen über diesen Zweikampf, der in der Nähe von Bordeaux auf englischem Grund und Boden vor sich gehen sollte, gaben dem aragonischen König, der mit seiner Gemahlin Konstantia in Palermo die Königskrone und die Huldigung des Juni 1283.
sizilianischen Volkes empfangen, die Zeit zu den nötigen Rüstungen. Zwei eingeborne Männer von hohen Talenten, Johann von Procida, den er zum Kanzler, und Roger von Loria, den er zum obersten Feldhauptmann ernannte, leisteten ihm dabei ausgezeichnete Dienste.

Bald sah sich Karl auch auf dem Festlande Italiens durch Abfall und Karls Lage verschlimmert sich.
Empörung bedroht; die Ghibellinen erhoben wieder das Haupt; in Forli, in Perugia, selbst in Rom entstanden drohende Bewegungen gegen Karl und seinen päpstlichen Bundesgenossen, der sich voll Furcht in der festen Burg von Montefiaskone einschloß; Konrad von Antiochia streifte mit Kriegsscharen in den Abruzzen umher und suchte seine Grafschaft Alba wieder zu gewinnen; die Sizilianer verachteten den Lehnsverband und die Exkommunikation der Kirche; und als der König selbst in seine provençalische Heimat eilte, um in Marseille eine neue Flotte zu sammeln, erlitt sein Sohn, Karl von Salerno, auf der hohen See vor Neapel durch die Geschicklichkeit des tapfern Flottenführers Roger von 21. Juni 1283.
Loria, welcher mittels verstellter Flucht die feindlichen Schiffe aus dem sichern Hafen lockte, eine entscheidende Niederlage. Der Prinz selbst fiel in die Gewalt der Aragonier, und mancher strenge Ghibelline würde es als gerechte Vergeltung angesehen haben, wenn man ihn als Sühnopfer für Manfred und Konradin auf dem Blutgerüste hätte sterben lassen. Aber Konstantia und ihr Gemahl wandelten nicht die grausamen Pfade des französischen Eroberers. Sie hielten den Prinzen in Gefangenschaft, bis sie sich mit seinem königlichen Vater über einen Frieden geeinigt haben würden. Denn sie waren entschlossen, von dem hohenstaufischen Erbe, das Manfred besessen, so viel an sich zu bringen, als die Um-

stände gestatten möchten. Wie sehr auch der Papst mit Bannflüchen wütete und dem Aragonier verbot, die Krone Siziliens zu tragen, die Waffe war stumpf geworden. Während Karl, niedergebeugt und ergrimmt über die Unfälle, mit einer neuen Kriegsflotte ausfuhr, um den Sohn zu befreien und die Sizilianer samt ihrem aragonischen Herrscher zu züchtigen, vertrieben oder töteten die Römer die französische Besatzung im Kapitol, erhoben einen Edlen von der Familie Orsini zum Hauptmann der Stadt und zum Tribunen der Republik und führten die von Nikolaus III. geschaffene politische Ordnung zurück. Selbst im apulischen Festlande traten ghibellinische Sympathien zu Tage; und wenn nicht Karl von Salerno, als er während seines Vaters Abwesenheit die Regentschaft leitete, kurz vor der unglücklichen Schlacht die Stände seines Reiches durch große Zugeständnisse zufriedengestellt und mit der Dynastie Anjou versöhnt hätte, so würde Karl nicht nur um die Insel, sondern auch um Unteritalien zu kämpfen gehabt haben.

Tod Karls von Anjou und Martins IV. 1284. 1285.

Alle diese Widerwärtigkeiten machten auf das leidenschaftliche Gemüt des Königs einen so gewaltigen Eindruck, daß er während des Winterfeldzugs, den *7. Jan. 1284.* er gegen die empörte Insel unternommen, zu Foggia vom Tode hingerafft ward. Wie waren seine ehrgeizigen Pläne zerronnen! Unter Blutströmen hatte er als Vasall der Kirche das Königreich erobert, und nun herrschte im Palaste zu Palermo Manfreds Rächer und Erbe durch den Willen der sizilianischen Nation; sein eigener Sohn war dessen Gefangener, so daß sein Verwandter, Graf Robert *28. März 1285.* von Artois, die Regierung in Neapel übernahm. Und nicht lange darauf schied auch Martin IV. in Perugia aus dem Leben, mit dem bitteren Gefühle, daß die Macht des apostolischen Stuhles geschwächt und der Bann in den Augen des italienischen Volkes wirkungslos geworden. Sein Nachfolger war Honorius IV. aus dem römischen Adelsgeschlechte der Savelli, ein gichtbrüchiger Greis, aber von energischem Geiste, der in Verbindung mit seinem zum Senator erhobenen Bruder die Ruhe und Ordnung in Rom und in der Romagna herstellte und schirmte.

Fortgang des Kriegs.

Aber Sizilien blieb auch unter Honorius der Kirche und dem Hause Anjou *11. Nov. 1285.* verloren. Als Peter im November desselben Jahres ins Grab sank, wurde sein zweiter Sohn Jakob im Beisein seiner Mutter Konstantia im Dome zu Palermo *Febr. 1286.* gekrönt, ohne daß man der Bannbullen achtete. Umsonst bekämpfte der Papst die aragonische Partei aus allen Kräften, indem er den Kreuzzugszehnten für den sizilianischen Krieg bewilligte und den König von Frankreich aufforderte, Aragonien zu erobern und als Kirchenlehen in Verwaltung zu nehmen; der Seeheld Roger von Loria war überall siegreich, eine sizilianische Flotte landete sogar an der römischen Küste, wo die Mannschaft, um Konradin zu rächen, die Burg *4. Sept. 1286.* Astura zerstörte und den Sohn des Verräters Frangipani erschlug; und in der pyrenäischen Halbinsel wurden die französischen Angriffe von Peters Erstgebornem Alfons und der aragonischen Ritterschaft so erfolgreich zurückgewiesen, daß

Karl von Valois, welchem der Papst das aragonische Königreich als Kirchenlehen zugeteilt hatte, den Spottnamen „Karl ohne Land" erhielt. Auch Honorius IV. schied aus der Welt, ohne die Beendigung des Kampfes zwischen der aragonisch- 3. April 1287.
ghibellinischen und der französisch-guelfischen Partei erlebt zu haben; und da die Kardinäle sich über die Wahl des Nachfolgers nicht zu einigen vermochten und ein pestartiges Fieber in Rom eine große Sterblichkeit anrichtete, so blieb der apostolische Sitz fast ein ganzes Jahr verwaist. Erst im Februar des folgenden 22. Febr. 1288.
Jahres empfing der Franziskaner Hieronymus aus Ascoli als Nikolaus IV. die päpstliche Würde, „ein frommer Mönch ohne Eigennutz, bemüht um den Frieden der Welt, um einen Kreuzzug und die Ausrottung der Ketzerei".

Während seiner Regierung kam endlich durch seine in Gemeinschaft mit Eduard von England unternommenen Bemühungen ein Ausgleich zwischen den Franzosen und Aragoniern zum Abschuß, infolgedessen der Sohn Karls von Anjou gegen Auslieferung zweier seiner Söhne und einer Anzahl vornehmer Provençalen als Geiseln, aus der spanischen Gefangenschaft befreit und in sein Königreich Neapel entlassen wurde. Nov. 1288.
Dafür durfte Manfreds gefangene Tochter Beatrix aus den Kerkerräumen des Kastell dell' Uovo in die Arme ihrer königlichen Schwester Konstantia zurückkehren (S. 339). Im nächsten Mai wurde der Prinz als Karl II. in Rieti von dem Papst zum König bei- Mai 1289.
der Sizilien gekrönt, nachdem er die Lehnsartikel beschworen und sich zum Vasallen der Kirche bekannt. Über Jakob und seine Anhänger dagegen wurde die Exkommunikation wiederholt.

Aber wie sehr auch Karl II. und der Papst alle Mittel aufboten, um die Neue Kämpfe
getrennten Glieder wieder zu einem einigen Staatskörper zu verbinden: das hohenstaufische Recht, verbunden mit der aragonischen Kraft und Kriegstüchtigkeit und mit dem sizilianisch-ghibellinischen Haß gegen das französisch-päpstliche Vasallenkönigtum vereitelten ihre Bemühungen. Zwar gelang es der Vermittelung des Königs von England einen Vertrag herbeizuführen, infolgedessen die Geiseln 1291.
aus ihrer zweijährigen Haft in die Heimat und zu den Ihrigen entlassen wurden und ein Waffenstillstand eintrat, aber zu einem dauernden Frieden und zum Aufgeben ihrer Ansprüche konnten sich Papst und König nicht entschließen. Kurz nachher starb Alfons von Aragonien und Jakob trat an seine Stelle. Nun be- 19. Juni 1291.
wirkte der Papst, daß König Jakob, um mit der Kirche ausgesöhnt und von den Angriffen des päpstlichen Prätendenten Karl von Valois befreit zu werden, auf Sizilien Verzicht leistete. Allein die Einwohner hatten sich schon zu sehr in ihre Selbständigkeit eingelebt und wollten nicht mehr unter die französisch-päpstliche Herrschaft zurückkehren. Sie fanden in dem jüngsten Sohne Peters, Friedrich, ihr nationales Haupt. Manfreds Enkel empfing aus den Händen der Sizilianer die Insel als selbständiges Königreich. Nikolaus IV. aber konnte nur ohnmächtig zürnen: zu energischen Unternehmungen wie in den Tagen der Innocenze fehlte dem Papsttum die Kraft. In Rom und in der Romagna ging die Gewalt mehr und mehr in die Hände der mächtigen Adelsfamilien über, unter denen die Savelli und Orsini sich den Guelfen, die Colonna den Ghibellinen

zuneigten und einander haßten und befehdeten, und in den Städten des mittleren Italien entwickelte sich ein kraftvoller Munizipalgeist, welcher nach republikanischer Autonomie strebte. Als Nikolaus IV. in seinem prachtvollen Palaste
4. April 1292. bei S. Maria Maggiore aus dem Leben schied, waren die Beziehungen der Kurie zu dem Deutschen Reiche wie zu dem Morgenlande, welche bisher die Seele der auswärtigen Politik des Papsttums gebildet hatten, gelöst. Rudolf von Habsburg war ins Grab gesunken, ohne die Kaiserkrone in Rom empfangen zu haben, und durch den Verlust von Akkon, der letzten christlichen Besitzung im syrischen Lande, „war das große Weltdrama der Kreuzzüge beschlossen". Dadurch verengte sich der Horizont des Pontifikats. „Aus seinem Riesenbau fiel ein Stein nach dem andern; die Welt entzog sich ihm, und den müden Händen der Päpste begann das Zepter Innocenz' III. zu entsinken."

Papst Cölestin V. Der Streit der Colonna und Orsini, der zu wilden Straßenkämpfen in Rom selbst führte, verhinderte über ein Jahr die neue Papstwahl, da jedes der mächtigen Geschlechter die Tiara einem der Ihrigen zuwenden wollte; als man endlich auf den wunderlichen Ausweg verfiel, den Sohn eines Landbauers aus Molise, welcher seit Jahren auf dem Berg Murrone bei Sulmona ein Einsiedlerleben unter den strengsten Entsagungen und Bußübungen geführt und wegen seiner rauhen Asketik und schwärmerischen Visionen als Heiliger verehrt ward, mit der Papstkrone zu schmücken, wurde im Grunde eine neue Vakanz
24. Aug. 1294. geschaffen. Denn Cölestin V., der unter dem Zudrang einer unzählbaren Menschenmenge in einer Kirche zu Aquila die Weihe nahm und dann zu Neapel unter dem Schutze Karls II., seines Freundes, in einem Gemache des Königspalastes wie einst in der Einsiedlerhöhle sich von der Welt abschloß, war der hohen Stellung, zu der er gegen seinen Willen erhoben wurde, nicht von fern gewachsen. Konnte der scheue Waldbruder, „hinfällig, ohne Gabe der Rede, ohne Anstand und Würde", der Nachfolger von Päpsten sein, die mit Majestät über Fürsten und Länder zu herrschen gewußt hatten? konnte er in dem verschlungenen Irrgarten hoher Politik und ränkevoller Staatskunst den sichern Pfad finden? Er selbst und seine Freunde erkannten auch bald, daß zur Führung des Kirchenregiments andere Eigenschaften erforderlich seien, als die rauhe Tugend und schwärmerische Frömmigkeit eines Heiligen, und Cölestin hatte Kraft genug, trotz des Widerspruchs des Volkes und der kirchenrechtlichen Ein-
Dez. 1294. wendungen freiwillig seine oberhirtliche Würde niederzulegen. Sein Pontifikat war ein viermonatlicher Traum gewesen. Kardinal Benedikt Gaetani aus einem in Anagni seßhaften Rittergeschlecht, der die Abdankung am eifrigsten betrieben hatte, wurde als **Bonifacius** VIII. sein Nachfolger, ein Gegensatz, wie er nicht schärfer gedacht werden konnte.

Nach einem Heiligen und Wunderthäter im Geiste des Ordensstifters Franziskus bestieg ein herrschsüchtiger, weltkundiger, mit königlichem Herrscherfinn ausgerüsteter Kirchenfürst den päpstlichen Thron. „Beredsamkeit, tiefe Kenntnis beider Rechte, diplo-

matisches Talent, würdevolles und gebietendes Wesen, vereinigt mit der schönsten Wohlgestalt zeichneten ihn aus, aber die Überlegenheit seines Geistes flößte ihm statt Demut Hochmut und statt Duldung Verachtung der Menschen ein."

Wenn einst Cölestin in der Mönchskutte auf einem Esel reitend von Papst Bonifacius VIII.
Karl II. und seinem Sohne Karl Martell, dem jungen Ungarnkönig, aus seiner Waldeinsamkeit nach Neapel geholt worden war, so kehrte jetzt Bonifacius, von denselben Königen begleitet und den Vorgänger unter strenger Aufsicht gleich einem Gefangenen mit sich führend, nach Rom zurück, wo er sein Krönungsfest mit unerhörter Pracht feierte, umgeben von dem römischen Adel in ritterlichem 23. Jan. 1295.
Aufzug. Im Gegensatz zu der apostolischen Armut, welche Cölestin auf den Stuhl Petri hatte zurückbringen wollen, „schmückte sich jetzt das Papsttum absichtlich mit der strahlenden Majestät triumphierender Weltherrlichkeit". Der unglückliche Cölestin, der wieder nach seiner Waldeinsiedelei entfloh, wurde von Reitern eingefangen und in eine abgelegene Burg eingeschlossen, die bald sein Grab wurde. Bonifacius fürchtete, der vom Volke verehrte Mann könnte ihm gefährlich werden, und die Brüder des von ihm gestifteten strengen Ordens der „Cölestiner" verbreiteten das Gerücht, der Gefangene sei in der engen Schloßzelle eines martervollen Todes gestorben.

Die Cölestiner hegten stets eine feindselige Gesinnung gegen Bonifacius. Von ihnen wurde hauptsächlich die Streitfrage angeregt, ob ein Papst, als von Gott eingesetzt, abdanken dürfe oder nicht, eine Streitfrage, die in der Folge fast zur Kirchenspaltung führte.

Die erste Sorge Bonifacius VIII. galt dem sizilianischen Reiche. Die Bonifacius und Friedrich von Sizilien. 1295. 1296.
Ehre der Kurie verlangte, daß die Rechte der Kirche auf die Insel anerkannt und Karl von Anjou, der treue Vasall des römischen Stuhls, mit der Herrschaft über beide Reiche belehnt werde. König Jakob von Aragonien wiederholte seine Ver- Juni 1295.
zichtleistung auf die Herrschaft der Insel, und nun galt es, auch Friedrich zu bestimmen, daß er die Sizilianer ihrem Schicksale überlasse. Auf einer Zusammenkunft bei Velletri, wohin sich der junge Fürst in Begleitung des Kanzlers Johann von Procida und des Admirals Roger von Loria begeben, suchte Bonifacius denselben durch die Aussicht auf die Senatorwürde in Rom und auf eine Vermählung mit Katharina von Courtenay, der Enkelin des lateinischen Kaisers Balduin II. von Konstantinopel und Erbin seiner Ansprüche, zu bestimmen, die sizilianische Krone gegen wertlose Verheißungen einzutauschen. Friedrich schwankte; aber bald gewann die bessere Einsicht die Oberhand. Er eilte in die Arme des Volks zurück, das bei der Kunde von seinem Wankelmut in die höchste Aufregung geraten war und ihn jetzt mit Jubel begrüßte. Jakob entband nun die Sizilianer des ihm geleisteten Eides der Treue und ermahnte sie, sich Karl von Neapel zu unterwerfen; aber sie verschmähten den Rat. Auf einem von Klerus, Adel und städtischen Abgeordneten zahlreich besuchten Landtage zu Ca- Jan. 1296.
tania wurde Friedrich als König von Sizilien ausgerufen und zwei Monate 24. März.

nachher im Dome von Palermo feierlich gekrönt. Zum Dank für die Huldigung und Hingebung verlieh er dann der Insel eine mit den Ständen vereinbarte Verfassung, welche durch Rückkehr zu der altherkömmlichen Ordnung und Gesetzgebung ein frisches Staatsleben auf billigen und gerechten Grundlagen begründete.

Neue Kriegserhebung. Aber Bonifacius gab seine Hoffnungen noch nicht auf. Selbst Jakob von Aragonien mußte jetzt als Verbündeter für die päpstlich-anjouische Sache wider den Bruder in den Kampf ziehen. Jetzt zeigte es sich aber, welche Kraft ein für seine nationale Freiheit streitendes Volk besitzt. Von der vereinten Seemacht Neapels und Aragoniens bekriegt, von dem Papst verflucht, von ihren fähigsten und geschicktesten Männern, Johann und Roger verlassen, leisteten die Sizilianer unter Friedrichs Führung glücklichen Widerstand und erstritten den höchsten Kampfpreis eines Volkes, die nationale Unabhängigkeit. Wie sehr auch Roger von Loria und Johann von Procida ihre Talente anstrengten, um die Sicilianer, deren Freiheit sie früher so eifrig gefördert, nun wieder in das alte Joch zu schlagen, teils weil sie sich mit Friedrich entzweit hatten, teils weil sie als Vasallen Jakobs nicht gegen den Lehnsherrn kämpfen durften, teils weil der Papst sie für die guelfische Sache zu gewinnen gewußt, dennoch behauptete die Insel, die nun der Sammelplatz und Zufluchtsort aller bedrängten Ghibellinen und Feinde der Kirche wurde, ihre Selbständigkeit. Friedrich und sein tapferer Feldherr Velasco wußten die feindlichen Schiffe und Heere, welche die vereinten Könige, unterstützt von dem Papst und den Guelfen, wider Sizilien aussandten, durch unerwartete Überfälle und kleine Gefechte zu schwächen und aufzureiben. So wogte der Kampf mehrere Jahre mit abwechselndem Glück fort.

Unterdessen hatte sich Konstantia mit der Kirche und mit den Erbfeinden ihres Hauses versöhnt. Sie weilte in Rom, wo ihre Tochter Violanta mit Karls II. Sohn, 1297. Robert von Kalabrien, vermählt ward. „Als der Papst Bonifacius (dies war sein schönster Augenblick) die Hand Violantas in jene Roberts legte, mochten die Gedanken aller sich voll Staunen in jene Schreckenstage von Benevent und Tagliacozzo zurückwenden, auf deren Gräber ein schönes und blühendes Paar, die Enkelin Manfreds, der Enkel Karls von Anjou, die Zweige des Friedens zu legen schien." Aber eine vollständige Versöhnung der beiden feindlichen Häuser wurde nicht erzielt. Während Konstantia sich mit Johann von Procida in Rom aufhielt, schmachteten Manfreds Söhne, ihre eigenen Brüder, noch immer im Kastell dell' Uovo zu Neapel in Ketten und Banden, bis der Tod sie erlöste, und ihr jüngster Sohn Friedrich wurde fortwährend vom eigenen Bruder, vom Papst, von Karl II. und seinen Söhnen bekriegt.

Bonifacius wider die Colonna. Bald nach der Vermählungsfeier entzweite sich Bonifacius mit der mächtigen Familie Colonna und entsetzte zwei diesem Hause angehörende Kardinäle ihrer Würde, weil sie ihn nicht als rechtmäßig gewählten Papst anerkennen wollten. Empört trat das ganze Geschlecht auf die Seite der Ghibellinen und knüpfte mit Friedrich Verbindungen an, wodurch der Krieg einen neuen Impuls bekam. Der Papst forderte die gesamte Christenheit auf, gegen die Feinde der Kirche, die

Sizilianer und die Colonna, das Kreuz zu nehmen, und versprach dafür Sündenerlaß und himmlische Gnade; allein diese „Karrikatur der Kreuzzüge", durch die ein Haufen von Abenteurern und verlaufenen Leuten unter die Guelfenfahne gerufen wurde, minderte die Ehrfurcht von Königen und Völkern vor dem Oberhaupte der Religion und bereitete die spätere Katastrophe vor. Die Colonna, von Friedrich und den Ghibellinen verlassen, erlagen dem päpstlichen „Kreuzheer"; ihre Burgen und Paläste wurden zerstört, Nepi erstürmt und den Orsini zu Lehen gegeben, Palestrina nach tapferster Gegenwehr durch Vertrag zu Fall gebracht und dann wie in den Tagen Sullas dem Erdboden gleich gemacht und die Trümmer der Verödung geweiht; die beiden ungehorsamen Kardinäle sahen sich gezwungen, in Trauerkleidern, einen Strick um den Hals sich dem stolzen Sept. 1298.
Gegner zu Füßen zu werfen und ihn als rechtmäßigen Papst anzuerkennen, alle Glieder des einst so mächtigen Hauses wurden exkommuniziert, verbannt, verfolgt, ihre Besitzungen als heimgefallene Lehen der Kirche eingezogen und an andere vergeben; Stephan, einst Senator und Graf von Romagna, und sein Bruder Jakob, genannt Sciarra, flohen ins Ausland.

Stolz auf diese Triumphe über eine verhaßte Familie hoffte Bonifacius nunmehr auch die Sizilianer und ihren trotzigen König Friedrich unter das Joch des Papsttums zu beugen; aber hier stieß er auf eine nationale Kraft und auf einen energischen Widerstand, die er nicht zu bewältigen vermochte. Um dieselbe Zeit, da die Burgen der Colonna dem Kreuzheer erlagen, war der Neffe des Großadmirals Roger in die Gewalt der Messinesen gefallen und 1298.
hatte seinen Verrat mit Enthauptung büßen müssen. Dafür hatte dann im folgenden Jahr sein ergrimmter Oheim, als er in einem siegreichen Treffen viele 1299.
vornehme Sizilianer zu Gefangenen machte, blutige Rache genommen. Unwillig über die geringen Erfolge der aragonisch-französischen Waffen, die er der Schwäche Karls II. zuschrieb, und ergrimmt, daß Jakob, der von Anfang an den Bruderkrieg mit Widerwillen geführt, vom Kampfe zurücktrat, beschloß Bonifacius abermals einen französischen Fürsten zu Hilfe zu rufen. Die siegreiche Schlacht Friedrichs bei Falconara unweit Trapani, in welcher Karls II. 1. Dez. 1299.
jüngster Sohn Philipp in Kriegsgefangenschaft geriet, überzeugte ihn, daß die vorhandenen Streitkräfte nicht genügend seien, die widerspenstige Insel zu unterwerfen. Karl von Valois, Graf von Anjou, Bruder Philipps von Frankreich, ließ sich durch dieselben Verheißungen, die römische Senatorwürde und die Hand der Katharina von Courtenay, welche einst dem sizilianischen König als Preis seiner Entfagung angeboten worden, bewegen, mit einer Schar von Söldnern und Glücksrittern über die Alpen zu ziehen. In Anagni empfing Bonifacius 3. Sept. 1301.
den neuen Streiter der Kirche, ernannte ihn, wie einst Clemens IV. seinen Vorgänger Karl von Anjou, zum Generalkapitän des Kirchenstaats und zum „Friedensfürsten" in Toscana und verabredete mit ihm und mit dem König von Neapel und seinen Söhnen, die gleichfalls zum Kriegsrat in Anagni berufen

(Randnotiz: Karl von Valois nach Italien gerufen.)

worden, den Feldzug gegen Sizilien. Zuvor aber sollte er das von Parteiwut zerrüttete Florenz beruhigen und der Kirche dienstbar machen. Umsonst hatte kurz zuvor der große Dichter Dante an der Spitze einer Gesandtschaft die Sache der ghibellinischen „Weißen“ (Bianchi) gegen die guelfischen „Schwarzen“ (Neri) verfochten und jede fremde Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Re-
1. Nov. 1301. publik abzuwenden gesucht; von den „Schwarzen“ herbeigerufen, zog Karl von Valois in Florenz ein und gab das Regiment der guelfischen Partei. Die Häupter der Gegenpartei wurden verbannt, Dante kehrte nie wieder in seine Vaterstadt zurück. Von der Zeit an war Toscana von Faktionsgeist zerrissen,
Ausgang des Krieges und Friedensschluß. 1302. der Glanz von Florenz auf lange Zeit verdunkelt. Im nächsten Frühjahr zog Karl mit einem vom Papst besoldeten Heerhaufen über Rom nach Neapel, um in Verbindung mit seinen Verwandten die widerspenstigen Sizilianer zur Unterwerfung zu bringen. Aber hatte er sich in Florenz als untüchtigen Staatsmann gezeigt, so erwies er sich jetzt als unfähigen Feldherrn. Die unter Rogers Führung gelandeten französischen, neapolitanischen und päpstlichen Heerhaufen wurden bei Sciacca durch die geschickte Kriegskunst Friedrichs so lange hingehalten, bis die Sommerhitze und mangelhafte Verpflegung eine pestartige Krankheit im Lager erzeugten, welche große Verwüstung unter den gemischten Heerhaufen anrichtete. Nun übernahm Graf Karl die Rolle eines Friedensstifters. Nach einer Zusammenkunft Friedrichs mit Robert von Neapel bei Caltabellota kam ein
19. Aug. 1302. Vertrag zu stande, kraft dessen Friedrich sich mit Karls II. Schwester Eleonore vermählte und für seine Lebenszeit als König von Sizilien anerkannt ward. Die weitere Bedingung, daß nach seinem Tode Sizilien an Karls II. Erben zurückfallen sollte (wofür ihm der Neapolitaner seine Mitwirkung zur Eroberung der Insel Sardinien versprach), ging, da sie vom sizilianischen Parlament nicht anerkannt wurde, nie in Erfüllung. Mit Freudenfesten feierte man den Abschluß des Friedens, und der gefangene Königssohn Philipp kehrte zu den Seinen zurück. Dagegen sträubte sich der Papst, eine Übereinkunft zu genehmigen, in welcher auf die Kurie keine Rücksicht genommen war. Erst als Friedrich bereit war, sich als Lehnsmann der Kirche zu bekennen und einen jährlichen Zins von 41 Goldliren zu entrichten, erteilte Bonifacius seine Bestätigung. Allein selbst dieser kleine Tribut wurde nie bezahlt. Sizilien verblieb als freies Königreich bei dem aragonisch-hohenstaufischen Hause, blühte nach Entfernung der Söldnerscharen von neuem fröhlich empor und war eine Hauptstütze und ein Hort der bedrängten Ghibellinen.

Um dieselbe Zeit starb Konstantia, die edle Tochter Manfreds, die den freireligiösen Geist ihrer Familie abgestreift und seit ihrer Versöhnung mit dem Papst sich ganz in fromme Andacht versenkt hatte, in Barcelona. Auch Roger von Loria beschloß seine Tage zwei Jahre später in der pyrenäischen Halbinsel, wohin er sich, verstimmt über den Ausgang des langen Krieges, zurückgezogen hatte. Für das Papsttum war das freie Königreich Sizilien ein Zeichen der Niederlage, der Anfang des Zerfalles der alten Machtfülle, der bald in einer erschütternden Katastrophe noch offener zu Tage treten sollte.

E. Das Morgenland und die letzten Kreuzzüge.

1. Die mohammedanischen Reiche im Osten und die Mongolen.

a. Die Charesmier und Dschengischan.

Gleichartigkeit des geschichtlichen Lebens der morgenländischen Welt.

Wir haben früher das Kalifat von Bagdad in seinem Verfall und die Macht der Seldschukken dargestellt (VI, 484 ff.). Dieselben Erscheinungen dauerten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert fort, nur daß die Seldschukkenherrschaft, durch Teilungen und innere Kämpfe geschwächt, demselben Schicksale entgegenging, das alle orientalischen Reiche nach einer kurzen Periode des Ruhmes und der Größe in das Dunkel der Vergessenheit hinabstieß. Die morgenländische Geschichte des Mittelalters ist ein ewiger Kreislauf derselben Ereignisse: kühne, unternehmende Stammhäupter oder Statthalter gründen durch glücklich vollbrachten Abfall oder Verrat Reiche und Dynastien, mehren die errungene Herrschaft durch Waffenglück gegen schwächere Nachbarn, bis ihr Geschlecht, durch Hader und Zwietracht geschwächt oder sittlich entartet, einem stärkeren Sieger erliegt. Selbst das geistige und religiöse Leben ist ohne fortschreitende Entwickelung: es bewegt sich in den alten Strömen, die nur, je nachdem ein Fürst oder Wesir der Wissenschaft oder Dichtkunst seine besondere Gunst zuwendet, bald höher anschwellen, bald tiefer und unmerklicher hinschleichen. Was wir in Bd. VI, 492 ff. über das Geistesleben der Araber und Perser mitgeteilt haben, gilt auch für den gegenwärtigen Zeitraum; und fast erscheint die Geschichte der neuen Dynastien, die sich aus dem Schoße des Seldschukkenreiches herausbildeten und auf einige Zeit die Welt mit ihren Kriegsthaten füllten, als Wiederholungen der Geschichte der Bujiden, der Gasnaviden, ja der Seldschukken. Es sind gleichartige Erscheinungen, nur daß neue Namen und Geschlechter aus dem bewegten geschichtlichen Lebensstrome auftauchen.

Die Charesmier.

In Charesm oder Chowaresm, dem südwestlichen Teile jenes großen, wenig bekannten Landes zwischen dem Kaspischen Meer, dem Aralsee und dem Flusse Gihon oder Amu (Oxus), wo neben Steppen und Wüsten fruchtbare Landstriche und reizende Gebirgs- und Thalgegenden sich ausdehnen und einzelne Städte, wie Merw, Meschd, Nischabur, zeitweise als blühende Herrschersitze und Bildungsstätten berühmt und gefeiert waren, erwarb am Ende des elften Jahrhunderts Anuschtekin, der Sklave eines Oberschenken am seldschukkischen Hof, das Amt seines Herrn und die Verwaltung der Provinz. Bei seinem Tode gingen beide Ämter auf seinen Sohn Mohammed Kothbeddin über, welcher, da während der unruhigen Regierung des Sultans Barkijarok (VI, 484) seine stete Anwesenheit in Charesm nötig war, Gelegenheit fand, die ererbte Macht zu erweitern, ohne sich der Herrschaft der Seldschukken zu

entziehen. Sein Sohn Aziz benutzte die Verwirrung des Seldschukkenhofes in Bagdad, um von dem Sultan Sandschar, welcher nach vielen Kämpfen das Reich seines Bruders Barkijarok an sich brachte, abzufallen und sich zum unabhängigen Herrscher von Charesm emporzuschwingen. Die unglücklichen Kriege Sandschars gegen einen Tatarenstamm, seine Niederlage, seine Gefangenschaft und sein Tod (1157) begünstigten die ehrgeizigen Unternehmungen des abtrünnigen Fürsten, der sich bereits „Schah von Charesm" nannte. Während die Herrschaft der Seldschukken durch innere Kämpfe in den Ostländern der Auf-
Il-Arslan. † 1172. lösung entgegenging, dehnten Aziz und sein Sohn Il-Arslan ihr Reich nach allen Seiten aus, so daß Sandschars Nachkommen sich nur noch in einigen Landschaften Persiens zu behaupten vermochten. Nach Il-Arslans Tod brachte ein zwanzigjähriger Bruderkrieg zwischen seinen Söhnen Alaeddin Takasch und Mohammed Sultanschah, „die in witzigen Versen miteinander korrespondierten und sich um den Preis der Dichtkunst stritten wie um den Thron", einen Stillstand in die Eroberungen; aber als Takasch endlich in den Alleinbesitz kam,
Takasch † 1200. trat er in die Fußstapfen seiner Väter. Die Zerrüttung in Persien, wo die letzten Sprößlinge der Seldschukkendynastie um die Herrschaft kämpften, während der Oberst der Leibgarde, Ildecuz, und sein Sohn als Reichsverweser (Atabegen) alle Macht an sich brachten, begünstigte seine Eroberungspläne. Von den über die Anmaßung des Atabegen und den heillosen Zustand des Reiches empörten Großen eingeladen, erschien Takasch in Irak, unterwarf die Provinzen von Rei, Adherbeidjan, Hamadan und Ispahan und machte, nachdem während des Krieges Toghril, der Letzte der Dynastie, durch Mörderhand gefallen war, der
Mohammed II. † 1220. Herrschaft der Seldschukken in Persien ein Ende. Sein Sohn Mohammed Kothbeddin, ebenso kriegerisch und unternehmend als schlau und staatsklug, schritt auf des Vaters Bahn fort. Er bekriegte die Assassinen (VI, 491 f.), durch deren Dolch sein weiser Wesir gefallen war, und beschränkte sie auf ihre Felsenburgen; dann zog er gegen seinen Neffen, der ihm die Herrschaft im Osten streitig machte, und dessen Beschützer, die Ghoriden in Baktrien und Indien (VI, 479). Als der letzte Ghoridenherrscher überwunden und endlich von den Assassi-
1208. nen, seinen erbittertsten Feinden, ermordet worden, vereinigte der Charesmier ganz Persien vom Tigris bis zum Indus und vom Jaxartes bis zur Wüste Mekran unter seinem Zepter. Gasna und alle Länder dieses vormals so mächtigen Reiches gehorchten dem großen Schah von Charesm.

Schah und Kalif. Nun richtete Mohammed an den Kalifen von Bagdad, al Nasir, die Forderung, er solle ihm dieselben Vorrechte einräumen, welche einst die Bujiden und Seldschukken besessen. Als das geistliche Oberhaupt sich weigerte, seine Hauptstadt und seine Person einem Gewalthaber anzuvertrauen, welcher der in Persien herrschenden schiitischen Religionsrichtung huldigte (V, 79. 213), ließ Mohammed durch eine Versammlung von Schriftgelehrten (Ulema) den abbassidischen Kalifen des Thrones für unwürdig erklären und erhob einen Abkömmling Alis

zum geistlichen Herrn der Gläubigen. In seinem ganzen Reiche sollte fortan statt des sunnitischen Kalifen von Bagdad der Name des rechtmäßigen Imam Ala Almulk aus Tirmed im Kanzelgebet genannt werden. So drohte um dieselbe Zeit, da Papsttum und Hierarchie das ganze Abendland gegen die mystischgläubige Religionsgenossenschaft der Katharer und Waldenser unter die Waffen riefen, ein ähnlicher religiöser Gegensatz den Orient zu durchdringen und die alten hierarchischen Ordnungen umzustürzen. Hier wie dort bildeten religionsphilosophische Vorstellungen, welche im persischen Dualismus und im indischen Pantheismus ihre Wurzeln hatten, die geistige Grundlage der Opposition gegen eine in hierarchische Formen erstarrte Orthodoxie. Nach diesem Konzilienbeschluß (Fetwa) brach Mohammed mit großer Heeresmacht gen Westen auf; der Atabeg 1217.
Saad von Fars und der Uzbek von Adherbeidjan, die treuen Anhänger und Beschützer al Naßirs, wurden überwunden und zur Unterwerfung gezwungen. In Hamadan rüstete Mohammed einen Feldzug gegen Bagdad, um dem sunnitischen Kalifen seine Hauptstadt und seine Würde zu rauben. Umsonst schickte al Naßir eine Gesandtschaft unter der Führung des Scheich Eddin Suhewerdi in das Lager des mächtigen Schah, um eine Versöhnung zu bewirken; aus der strengen Rede des Gewaltherrschers über die Entartung des Geschlechts der Abbassiden und über die Notwendigkeit einer religiösen Reform durch ein rechtgläubiges Oberhaupt konnten die Abgesandten den Schluß ziehen, daß dem Kalifenstuhl in Bagdad die letzte Stunde nahe. Das Schicksal gönnte den Abbassiden noch eine kurze Spanne Zeit. Schon hatte der Charesmischah seinen Zug gegen die Hauptstadt angetreten, welche al Nasirs Verteidigungsanstalten schwerlich gerettet hätten, als ein früher und strenger Winter mit großen Schneemassen das Unternehmen vereitelte. Ein großer Teil des Heeres erlag der Kälte und der Er- 1218.
schöpfung; mit einem kleinen Reste halberfrorner Krieger trat Mohammed den Rückzug nach Chorasan und Transoxanien an, verfolgt und belästigt von den wilden Horden der Kurden und Türken. In Transoxanien sammelte er neue Heere, um im nächsten Jahr mit frischen Kräften das Vorhaben mit mehr Erfolg auszuführen und das Schattenkalifat der Abbassiden zu Falle zu bringen oder durch eine tiefgreifende Umgestaltung in Haupt und Lehre eine neue Ordnung zu begründen, als er sich durch einen Feind bedroht sah, dessen Hilfe al Nasir, gegen die Stimme der Weisen in seinem Rate, in seiner Bedrängnis angerufen hatte — durch den Mongolenherrscher Temudschin Dschenchischan.

Die Mongolen und Temudschin Dschengischan.

In jenem weiten Hochlande, das sich im Norden von China und im Osten des Kaspischen Meeres ausdehnt, wo einst der Strom der großen Völkerwanderung seinen Ursprung genommen, führten seit unvordenklichen Zeiten unbekannte Hirtenvölker mongolischer Abkunft, in Horden oder Stämme geteilt, ihr einförmiges Dasein. Neben der Wartung der Herden füllten Stammfehden ihr Leben, und Raub- und Eroberungszüge hielten die Waffenübung aufrecht und stählten die Körperkraft. Ihre Religion war ein roher Naturdienst, gestützt auf

den Glauben an Zaubermittel (Fetisch) oder an Götzenbilder und getragen von Schahmanen, die als Zauberer, Propheten und Opferpriester geehrt wurden. Im zwölften Jahrhundert waren die Niutschen in Nordchina, deren Herrscherstamm den Namen der „goldenen Horde" führte, die mächtigste Nation unter der mongolischen Völkerfamilie. Mit ihnen lag die Hordenverbindung am Amur, die den Niutschen lange zinspflichtig gewesen, in fortwährendem Kampfe um ihre Unabhängigkeit. In diesen Kriegen hatten die Vorfahren Temudschins, die als Häuptlinge der vornehmsten Horde über die andern an Ansehen hervorragten, sich durch Tapferkeit und Kriegsgeschick ausgezeichnet und solche Macht erworben, daß Temudschins Vater dreizehn Horden unter seiner Herrschaft vereinigte. Aber dem Sohne, der, etwa um 1155 geboren, bei dem Tode des Vaters erst zwölf Jahre zählte, weigerte die Mehrzahl den Gehorsam. Der Versuch, sie mit Gewalt zu zwingen, schlug fehl: besiegt floh er zu dem verwandten Volke der Koraiten, deren Herrscher Toli oder Ung-khan seinen Sitz in Karakorum, im Gebiete des Baikalsees hatte. Ung-khan, in welchem die nestorianischen Missionare jener Zeit den sagenhaften christlichen Priesterkönig Johannes erkennen wollten, nahm den Flüchtling auf, gab ihm in der Folge, nachdem er dessen kriegerische Tüchtigkeit kennen gelernt, seine Tochter in die Ehe und stellte ihn an die Spitze seiner Heere. Das gute Einvernehmen war jedoch nicht von Dauer. Toli und Temudschin gerieten in Krieg; jener unterlag, da die meisten Hordenhäuptlinge sich an den jüngeren waffenkundigen Fürsten anschlossen, und wurde auf der Flucht erschlagen. Und nun unterwarf Temudschin nicht nur alle Horden, welche Toli unter seiner Herrschaft gesammelt, sondern er bezwang auch die abgefallenen Stämme seiner Heimat, deren Häuptlinge in Kesseln voll siedenden Wassers sterben mußten, und schritt allmählich zu der großen Hordenverbindung fort, als deren Führer und Großfürst er der Gründer eines Weltreichs wurde, wie seit den Tagen der Hunnen Asien kein zweites gesehen. Auf einem allge-
1206. meinen Reichstag, Kurultai, dem alle Stamm- und Geschlechtshäupter der mongolischen, tatarischen und türkischen Völker, die seine Oberhoheit anerkannten, beiwohnten, wurde er als höchster Herrscher oder Dschengischan ausgerufen, nachdem ein mongolischer Heiliger diese Erhöhung als den Willen des Himmels verkündigt hatte.

Ein allgemeines religiöses und bürgerliches Gesetz, Jassa genannt, das in seinen ersten Grundlagen nicht über die Rechtsbestimmungen patriarchalischer Naturvölker von kriegerischen Sitten hinausgegangen, das aber im Laufe der Eroberung durch manche andere den Bedürfnissen und der fortschreitenden Entwickelung entsprechende Satzungen vermehrt worden sein mag, sollte alle seinem Heergebote folgenden Völkerschaften zu einer nationalen Reichseinheit vereinigen, in welcher jedoch die überlieferten Eigentümlichkeiten der einzelnen Bestandteile, die religiösen Traditionen, Gebräuche und Rechtsgewohnheiten aus den Zeiten der Väter fortbestehen konnten.

Nach Art aller orientalischen Militärdespotien stellte das Gesetzbuch Krieg und Waffendienst als erste Pflicht, Eroberung und Unterwerfung fremder Länder und Völker als höchste Lebensaufgabe an die Spitze. Der Großchan als oberster Kriegsherr ist von Stammfürsten, von Geschlechts- und Familienhäuptern umgeben, welche mancherlei Rechte und Privilegien genießen, das Oberhaupt aus dem herrschenden Geschlecht wählten, die nach Hunderten, Tausenden und Zehntausenden geordneten Heerhaufen in die Schlacht führen und über die Beobachtung der Gesetze, der Ehre, der Sitten wachen. Auch die Jagden, die als Übung und Vorbereitung zum Krieg besonders gepflegt wurden, standen unter ihrer Leitung. So sehr übrigens das Yassa den Geist des Krieges und der Eroberung atmet, also daß es verboten war, einem andern als einem besiegten und flehenden Feinde Gnade zu erweisen, so sehr schärfte es den Frieden unter den Stamm- und Volksgenossen ein; so sehr stellte es das Eigentum unter den Schutz der Gesamtheit. Mord, Meineid, Ehebruch, Pferderaub waren mit dem Tode bedroht, doch konnte der Totschlag durch Wergeld gebüßt werden. Die Religionsvorschriften waren einfach, und alle späteren Schriftsteller rühmen den Geist der Toleranz in Dschengischans Reich. Während das Gesetz nur die Verehrung eines allmächtigen Gottes, Schöpfers und Erhalters des Universums als höchstes Gebot aufstellte, wurden der Ausübung der verschiedenen Religionsformen keine Hindernisse in den Weg gelegt. Der Großchan ließ es geschehen, daß die heidnischen Stämme ihren Naturmächten und Götzen nach altväterlicher Weise dienten und gestattete den Christen, Mohammedanern und Juden den Gebrauch ihrer heil. Schriften, ihre gottesdienstlichen Einrichtungen und Priester. Das Gesetzbuch der Mongolen.

Als Dschengischan die zahllosen streitbaren Nomadenhorden, welche in den weiten Hochebenen des südlichen Sibiriens ihre Herden weideten und ihre Zelte aufschlugen, seiner Herrschaft unterworfen, zog er an der Spitze eines unermeßlichen Kriegsheeres auf Eroberung aus. Er überstieg die chinesische Mauer, brachte den Beherrscher des „himmlischen Reiches", dem seine Vorfahren Tribut entrichtet, zur Unterwerfung und Zinspflicht und nötigte den „Sohn des Himmels", seinen Herrschersitz nach dem Süden zu verlegen und dem barbarischen Kriegsfürsten, dessen wilde Scharen alles mit Feuer und Schwert verwüsteten und neunzig Städte, darunter Peking, erstürmten oder durch Hunger zur Ergebung zwangen, eine Tochter aus kaiserlichem Geschlechte in sein Frauenhaus zu geben. Darauf wendete sich der Mongolenfürst gen Westen. Die tatarischen Karachitaier, die, durch Zwietracht zerrüttet, bereits einen Teil ihres Gebiets an den Charesmschah eingebüßt hatten, setzten dem Gewaltherrscher keinen großen Widerstand entgegen. Sie beugten sich unter das Joch Dschengischans, der dadurch der Grenznachbar Mohammeds des Charesmiers ward. Dschengischans Siegeslauf. 1209—1215.

Zwei Großstaaten aber, die durch das Schwert gegründet auf Krieg und Eroberung angewiesen waren, konnten nicht lange friedlich nebeneinander bestehen. Wenn die Einladung des Kalifen von Bagdad, welcher die Sicherheit der Religion und des Staats seinem persönlichen Haß gegen die Schiiten zum Opfer brachte, den Mongolenherrscher nicht bewegen konnte, den alten Freundschaftsbund mit Mohammed zu zerreißen, so gab ihm dieser selbst einen Grund dazu, indem er die Ermordung einiger tatarischen Kaufleute durch den Statthalter Unterwerfung der Charesmier. 1219. 1220.

einer Grenzprovinz, welcher in denselben Kundschafter argwohnte, billigte und die geforderte Genugthuung verweigerte. Nun ließ Dschengischan seine unermeßlichen Kriegsscharen an den Jaxartes rücken, wo Mohammed seine Heere aufgestellt hatte. Bei dem Anblick der wilden Völkermassen, welche Temudschin und seine Söhne herbeiführten, entsank dem Schah der Mut zu einer Feldschlacht; er zog es vor, die festen Städte seines Landes, Bochara, Samarkand, Otrar, Taschkend u. a. mit starken Besatzungen zu versehen, in der Hoffnung, das kriegerische Ungestüm der Hirtenvölker würde sich an den festen Mauern und Türmen brechen und die Söhne der Steppe würden durch die Schwierigkeiten der Belagerung aufgerieben werden. Seine Berechnung täuschte ihn jedoch. Dschengischan hatte in seinem Heere eine Anzahl chinesischer Werkleute, welche, wenn sie auch nicht, wie behauptet wird, das Geheimnis des Schießpulvers und dessen furchtbare Wirkung gekannt haben mögen, doch der rohen Kraft der wilden Horden durch geschickte Erfindungen Nachdruck gaben. Unter seiner Zucht und Leitung leisteten sie bei der Eroberung des fremden Landes erfolgreichere Dienste als bei der Verteidigung ihres eigenen. Überhaupt offenbart sich der chinesische Einfluß in allen Anordnungen und Einrichtungen Dschengischans, in Verwaltung und Gesetzgebung. In wenigen Jahren kam das charesmische Weltreich in die Hände des Nomadenhäuptlings. Während Mohammed im Osten seines Gebiets, in Balch und Gasna, weilte und neue Streiter um sich sammelte, wurden die blühenden und volkreichen Städte Otrar, Kodschend, Bochara, Samarkand u. a. von den mongolischen Horden erstürmt und der Plünderung und

Mohammeds Ausgang. Verwüstung preisgegeben. Bald sah sich der Schah von einer Abteilung des feindlichen Heeres in Balch selbst bedroht, indes andere Schwärme westwärts zogen und die berühmten Städte Merw, Herat, Charesm, Nischabur zu Fall brachten und der Zerstörung weihten. Verzweiflungsvoll rettete sich Mohammed, vor kurzem noch der reichste und mächtigste König des Orients, in das Gebirgsland Masenderan, barg seine Frauen, seine Kinder und seine Schätze in einem unzugänglichen Bergschloß und flüchtete sich dann, von den Mongolen unaufhörlich verfolgt, in einem Kahn nach einer kleinen Insel des Kaspischen Meeres, wo er bald darauf als landesflüchtiger Bettler, der kaum seinen Hunger zu stillen

1220. vermochte, sein elendes Leben beschloß, ein merkwürdiges Bild der Wandelbarkeit menschlicher Geschicke. Seine letzten Tage wurden noch durch die Trauerbotschaft verdüstert, daß das Schloß, in welchem er seine Familie geborgen, erobert, seine Söhne ermordet, seine Töchter unter die Sieger verteilt worden seien. Nur zwei seiner Söhne, Dschelaleddin Mankberni, welcher den Vater nach der öden Insel begleitet, und Tatar Schah, der in der Wüste Kerman eine Zufluchtsstätte suchte, überlebten den Untergang des Herrscherhauses.

Mongolische Barbarei. **Dschelaleddin**, eine der gepriesensten Heldengestalten der morgenländischen Sagengeschichte, rettete sich mit einem Haufen kühner Abenteurer nach Gasna und den östlichen Grenzlanden am Indus, wo er der feindlichen Über-

macht lange den tapfersten Widerstand entgegensetzte und noch manchen glänzenden Sieg erfocht. Selbst Dschengischan konnte sich der Bewunderung nicht enthalten, als der Schah nach einer verlornen Schlacht unter seinen Augen und unter den Pfeilen der Mongolen mit wenigen Getreuen über den breiten Strom setzte und sich nach dem indischen Ufer rettete. Unterdessen wurde sein väterliches Reich von den wilden Horden von einem Ende zum andern durchzogen und mit Feuer und Schwert in einer Weise heimgesucht, wie die Geschichte noch kein Beispiel aufzuweisen hatte. Wie Samarkand, Gasna, Balch und Nischabur, so wurden auch die herrlichen Städte im alten Persien und Medien, Hamadan, Meragha, Tabriz, ein Raub der Verwüstung. Die Einwohner wurden teils erschlagen, teils in Ketten weggeführt und zu Sklavendiensten erniedrigt; die Schätze der Kunst und Wissenschaft gingen in Flammen auf, die Bibliotheken und Schulgebäude wurden in Ställe verwandelt, die Sternwarten, Kaufhallen und Prachtbauten, die Moscheen, Gartenanlagen und Denkmale der Vorzeit sanken in Trümmer, und mongolische Barbarei lagerte sich über die Länder und Völker vom Indus bis zum Tigris und bis zu den Küsten des Kaspischen Meeres. Wo früher ein reiches Kultur- und Handelsleben sich entfaltet und Sänger und Dichter ein heiteres Dasein voll geistiger Genüsse geführt hatten, da weideten jetzt die Sklaven der Nomadenhäupter die Herden ihrer Herren. Sechs Jahrhunderte haben nicht hingereicht, den Ruin von wenigen Jahren wieder auszugleichen; die Märkte des Karawanenhandels, die Sitze morgenländischer Pracht und Herrlichkeit sind zu armseligen Wohnstätten einer spärlichen, unwissenden und elenden Bevölkerung herabgesunken. Dschengischan mochte, als er mit der Beute Asiens in langsamen Zügen vom Indus nach dem Westen zurückzog, über die verödeten Städte, welche der Sturm seiner Waffen weggefegt, einige Regungen des Mitleids empfinden; aber aus der Vorschrift, die er einst seinem Sohne Tuli gegeben, als derselbe seinen Horden bei der Ermordung der Einwohner von Herat Einhalt geboten, erkennt man, daß die grausame Kriegsweise nach seinem Sinn war: „Ich verbiete dir," sagte er zu dem Sohne, „jemals milde gegen ein Volk zu verfahren; Mitleid findet sich nur in schwächlichen Gemütern, nur die Strenge erhält die Menschen bei ihrer Schuldigkeit. Ein bloß besiegter Feind ist nie gezähmt und haßt immer seinen neuen Herrn." Während die älteren Söhne Dschagatai und Oktaï in Gasna und Kabul zurückblieben, um die Unterwerfung der Landschaften am Westufer des Indus zu vollenden und zwei andere seiner Feldherren mit 30,000 Reitern durch die Pässe von Derbent über den Kaukasus setzten und das Kaspische Meer im Westen und Norden umkreisend über die Wolga und durch die Steppen und Wüsten zogen, die widerstrebenden Völkerschaften unter den Hufen ihrer Rosse zertretend, kehrte Dschengischan selbst nach Karakorum zurück, um sich den Nomadenvölkern auf der Höhe seiner Macht zu zeigen. Er unterhielt sich in Bochara mit den mohammedanischen Gelehrten und bewies ihnen, als sie unter 1224.

ihren Glaubensvorschriften auch der jährlichen Wallfahrten nach Mekka gedachten, daß Gott überall gegenwärtig, somit eine auserwählte Gebetsstätte unnötig sei; er veranstaltete an den Ufern des Jaxartes (Dschihun) Treibjagden, über deren Großartigkeit und Ausdehnung die Annalisten Wunderdinge berichten, und versammelte dann die Häupter seiner Völker in der Nähe desselben Stromes zu einem allgemeinen Reichstag (Kurultai) von solchem Umfang, daß die sieben Stunden weite Ebene die Zelte nicht zu fassen vermochte.

Dschelaleddin Schah. † 1231.
Während dieser Zeit gelang es dem heldenmütigen Schah Dschelaleddin
einen Teil seines väterlichen Reiches wieder zu gewinnen. Auf einem abenteuerlichen Zuge durch die Wüsten von Mekran und Kerman, wo fast seine ganze Mannschaft zu Grunde ging, war er bis Ispahan vorgedrungen, hatte die zerstreuten Anhänger seines Hauses an sich gezogen und war von Hamadan, wo der Emir, ein Verwandter, sich angeschlossen, nordwärts gezogen, um die Gebirgsländer am Kaukasus und Kaspischen Meer, Adherbeidjan und Geor-
1225. gien zum Ausgangspunkt neuer Eroberungen zu machen. Von dort aus führte er mehrere Jahre hindurch einen Bandenkrieg, dessen Mittelpunkt die Festung Chelat (Achlat) bildete, teils gegen die kleinen seldschukkischen Fürsten und ihre Statthalter in Armenien, teils gegen die mongolischen Heerhaufen, welche sich der verlornen Städte und Landschaften wieder zu bemächtigen suchten. Bald Fürst, bald Flüchtling, wurde endlich Dschelaleddin gleich dem Vater ein Bild des merkwürdigsten Glückswechsels, von seinen mohammedanischen Verbündeten verlassen, durch den Schmerz über den Tod eines Lieblingssklaven in seiner Thatkraft gelähmt, von den Mongolen besiegt, auf der Flucht nach einer verlornen Schlacht von einem Kurden, dessen Bruder einst im Kampfe vor Chelat umge-
Aug. 1231. kommen war, aus Blutrache ermordet. Die Reste seiner Mannschaft durchstreiften in einzelne Raubscharen geteilt die Länder am Euphrat und Tigris; einige Heerhaufen, Charesmier und Türken, traten in die Dienste der kleinen seldschukkischen Herrscher Syriens und machten sich den Franken furchtbar; eine Horde osmanischer Türken, die sich ebenfalls dem kühnen Schah angeschlossen, gründete einige Zeit nachher den Raubstaat von Karahissar, den Ausgangspunkt eines neuen Weltreiches.

Weitere Eroberungszüge.
Dschengischan erlebte den Ausgang des letzten Schahs der Charesmier nicht mehr. Über den Entwürfen zu einem neuen großen Feldzug nach China
Aug. 1227. wurde er vom Tod abberufen, in der Fülle der Jahre und des Ruhms. Seine Söhne führten jedoch gemeinschaftlich den Eroberungsplan des großen Vaters aus. Die Niutschen in Nordchina wurden vollends unterworfen, die unermeßliche Stadt Nanking nach langer Belagerung eingenommen, das Kaiserhaus dem Untergang geweiht. Der Beherrscher von Südchina aus der Dynastie der Song, welcher den Mongolen bei diesen Unternehmungen Hilfe geleistet, blieb im Besitze des Landes Honan. Aber in der Folge fiel auch dieses Reich in die Gewalt der kriegerischen Söhne der Steppe. Einige Jahrzehnte nach Dschen-

gischans Tod waren die Mongolen das gebietende Volk in dem himmlischen Reich der Mitte; nachdem die letzte Sprößlinge des Herrschergeschlechtes in langjährigen furchtbaren Kriegen getötet, in Gefangenschaft geschleppt oder durch Selbstmord umgekommen, die Chinesen in zahlloser Menge erschlagen waren, beugten sich die Völker von der chinesischen Mauer bis nach Kanton und an das Gelbe Meer unter die Machtgebote des Mongolenchans Kublai, des Enkels von Dschengischan (I, 44 f.). Aber die Herrscher fanden bald Gefallen an der feineren Bildung der Unterjochten; sie eigneten sich die Sitten und Lebensformen, die Gesetze und Religionsgebräuche der Chinesen an und ergötzten sich an den Künsten und Genüssen der großen Städte, bis zuletzt die kriegerische Kraft unter dem Einfluß der Üppigkeit und Lebensverfeinerung dahinschwand und die Sieger im Krieg durch die Künste des Friedens überwunden wurden.

b. Dschengischans Söhne und Nachkommen.

Vor seinem Tode hatte der Mongolenherrscher die Bestimmung getroffen, daß die eroberten Reiche unter seine Söhne und deren Nachkommen geteilt, Oktai aber, der dritte, mit der väterlichen Würde eines Großchans oder Oberherrschers bekleidet werden sollte. Demgemäß erhielt Batu, Sohn des verstorbenen Erstgebornen, Tschutschi, das sogenannte Kaptschak, d. h. die Länder im Norden des Kaspischen Meeres, an der Wolga und am Ural, welche der Vater den türkischen Wanderhirten am Asowschen Meer und an den Wasserfällen des Dnjepr und den Russen in dem heutigen Astrachan und Orenburg nach der furchtbaren Schlacht am Flusse Kalka entrissen hatte und die nun den Stützpunkt zu weiteren Kriegszügen nach Norden und Westen bildeten. Der zweite Sohn Dschengischans Dschagatai und seine Nachkommen sollten Turkestan und alle Länder am Oxus und Jaxartes beherrschen, dem vierten, Tuli, und seinem Geschlechte wurde Ost- und Westpersien und der eroberte Teil von Indien zugewiesen, und bald vereinigte damit sein Sohn Hulagu auch noch Georgien und Armenien, nachdem durch Dschelaleddins Tod der letzte Rest der charesmischen Herrschaft zerronnen war, unterjochte das schwache Seldschukkenreich in Kleinasien und machte die Griechen in Nicäa und Konstantinopel erzittern. Sobald ein allgemeines Kurultai die Anordnungen bestätigt und Oktaï als Nachfolger des Vaters in der Würde des Dschengischan anerkannt hatte, wurde der Eroberungsgang fortgesetzt.

Die Söhne Dschengischans.

1224.

Während der Großfürst Oktaï, der seine wichtigste Regierungsaufgabe in dem Ausbau der mongolischen Weltmonarchie erblickte und dabei von den verständigen Ratschlägen eines gebildeten chinesischen Mandarinen geleitet wurde, die Hirtenstadt Karakorum, die bisher nur aus Hütten und Zelthäusern bestanden, durch Paläste und öffentliche Gebäude, durch Ansiedelung chinesischer und mohammedanischer Künstler, Handwerker und Gelehrten zu einer glänzenden

Oktaï und Batu.

Hauptstadt umschuf und dort als mächtiger Herrscher des Ostens in Pracht und
Herrlichkeit thronte, umgeben von allen Schätzen und Reichtümern der Erde
und verehrt von den Stammfürsten des eigenen Volkes und von den Königen
und Herrschern der unterworfenen Nationen, die ihm Huldigungen und Ge-
schenke darbrachten, setzte sein Neffe Batu Chan vom Kaptschak aus den Erobe-
rungszug des Vaters fort.

Die Mongolen in Rußland und Ungarn. Nachdem er die Bulgaren in ihrem von Sümpfen und Wäldern durch-
zogenen Lande zur Unterwerfung und zur Heeresfolge gezwungen, zog er gegen
1237—1241. die zwieträchtigen, durch die Fehden ihrer zahlreichen Fürsten geschwächten
21. Dez. 1237. Russen ins Feld. Am Woronesch wurde die Macht des Herrschers von
Riäsan vernichtet und seine Hauptstadt zerstört; unweit der Moskwa ent-
1238. schieden drei Schlachten gegen den Großfürsten Georg von Wladimir das
Schicksal Rußlands auf drei Jahrhunderte. Der Großfürst selbst fiel mit den
Häuptern seines Volkes auf der Walstatt, seine Städte Wladimir, Kolomna,
Moskau wurden erstürmt und zerstört, seine Familie hingerichtet, die Einwoh-
ner erschlagen, sein Reich zinspflichtig gemacht. Entsetzt floh das Volk vor den
wilden Horden in die Wälder und Sümpfe. Schon richteten die Mongolen,
nachdem sie die verlassenen Dörfer angezündet, ihren Verheerungszug nord-
wärts gegen das mächtige Nowgorod, und die reiche Handelsstadt erwartete
mit Zittern und Zagen das Schicksal von Samarkand und Balch zu erleiden,
als Batu bei eintretendem Tauwetter durch die Unwegsamkeit des schlam-
1239. migen, morastigen und überschwemmten Bodens zum Rückzug genötigt ward.
Aber schon im folgenden Jahr erschienen die Mongolen von neuem im Felde.
Doch ging ihr Zug diesmal nicht nach Norden, sondern nach Westen. Wie ein
reißender Strom überschwemmten sie Tschernigow und die altberühmte Haupt-
stadt Kiew und wüteten gegen Städte und Dörfer mit Feuer und Schwert.
Scharenweise flüchteten sich die Russen nach Ungarn, unter ihnen die beiden
Großfürsten von Kiew und Halitsch (Galizien). Auch 40,000 kumanische Fa-
milien, die Reste des zersprengten Volksstammes der Polowzer, suchten unter
ihrem Fürsten Kuthan eine Zufluchtsstätte und neue Wohnsitze bei den Magyaren,
welche jedoch die wilden Gäste feindselig behandelten und sie durch Verrat und
Ermordung ihres Fürsten zum Aufruhr reizten. Ganz Ungarn lag in ärgster
Verwirrung durch innere Kämpfe, als Batu an der Spitze einer halben Million
mongolischer Krieger an den Karpathen erschien, während eine andere Abteilung
1241. sich weiter nordwärts nach Polen und Schlesien wandte. Die schlecht verteidig-
ten Gebirgspässe wurden ohne große Mühe durchschritten. Anfangs erfuhren
die Hirtenvölker, die mit Bogen, Lanzen und kurzen Schwertern ins Feld zogen,
heftigen Widerstand von der stahlfesten Ritterschaft, welche der tapfere Herzog
Friedrich der Streitbare von Österreich auf den Hilferuf des Ungarnkönigs
Bela IV. in das Donauland geführt; als dieser aber nach den glänzendsten
Beweisen der Tapferkeit in seine Heimat zurückkehrte, um neue Streitkräfte zu

sammeln, wurde ganz Ungarn die Beute der östlichen Barbaren. Auf der Heide März 1241.
von Mohi am Sajoflusse ereignete sich die schreckliche Schlacht, die auf lange Jahre über das Schicksal des Magyarenreiches entschied. Von allen Seiten umringt stürzten sich die geschlagenen Ungarn in zügelloser Flucht auf die eine Straße, welche ihnen der Sieger absichtlich offen gelassen; die ausgestreute reiche Beute hielt die Würger nicht auf, die im Norden schwelgten. Wie im Herbst die Blätter, sagt ein Zeitgenosse, so sanken die Magyaren rechts und links unter den Pfeilen und Lanzenstößen der Nomaden. Tagereisen weit lagen die Leichname der Elenden; es strömte das Blut einem Gießbach gleich. Das ganze Land nördlich der Donau ging in einem Tage verloren und wurde in einem Sommer entvölkert; die Ruinen der Städte und Kirchen waren mit den Gebeinen der Eingebornen bestreut. König Bela entkam durch Ober-Ungarn und Mähren zu Friedrich von Österreich; sein Bruder, Herzog Koloman, starb auf der Flucht an seinen Wunden. Die wilden Horden verwandelten ganz Ungarn bis auf drei feste Orte in eine Wüste, erschlugen die Einwohner zu Hunderttausenden und streiften bis nach Illyrien und Dalmatien. Umsonst rief Bela die Hilfe des Kaisers an und erbot sich, das alte Lehnsverhältnis zu erneuern; wir wissen, in welche schlimme Lage Friedrich damals durch den Streit mit dem Papst geraten war; er mußte den Schutz des Landes seinem Sohne, dem jungen König Konrad, und den Reichsfürsten überlassen.

Der Schrecken mehrte sich noch, als die nördliche Abteilung unter Peta Chan Die Schlacht bei Liegnitz.
welche ihren Weg in das durch Zwietracht geteilte Polen genommen, nach der 1241.
Zerstörung von Lublin und Krakau über die Weichsel setzte und ihren verheerenden Lauf westwärts richtend an der Oder erschien. Die Bürger von Breslau zündeten ihre hölzernen Häuser an und zogen sich auf die feste Burg der Dominsel im Strome; alles Volk flüchtete sich in die Berge; das ganze Abendland zitterte; Bittgänge wurden angeordnet; im Kirchengebet schaltete man die Worte ein: „Herr erlöse uns von der Wut der Tataren!“ Kreuzprediger durchzogen die Länder, um die Christenheit gegen das wilde Heidenvolk vom Osten unter die Waffen zu rufen; Heinrich der Fromme, Herzog des polnischen Fürstentums Schlesien, stellte sich mit seiner Ritterschaft dem schrecklichen Feind entgegen, fiel aber mit dem Kern seines Heeres auf der Walstatt bei Liegnitz 9. April 1241.
unter den Lanzenstößen und Pfeilen der asiatischen Horden. In ganz Deutschland rüstete man zu einem allgemeinen Kreuzzug gegen den barbarischen Feind, der seine Anwesenheit durch Brandsäulen und Blutströme bezeichnete. Gegen Erwarten blieb das Reich von dieser neuen Völkerwanderung verschont. Die Mongolen zogen nicht weiter. Die Tapferkeit der schwer geharnischten Ritterschaft des Abendlandes, die sie in Schlesien kennen und fürchten gelernt, die festen Burgen und ummauerten Feldklöster, die ihrem ungestümen Siegeslauf hemmend entgegentraten, der trotzige Mut der stahlbewehrten Krieger, welche mit ihrem Herzblut die Pforten Deutschlands und die ersten Keime des germa-

nisch-christlichen Lebens im Oderthale zu verteidigen entschlossen waren, schreckten die Söhne der Steppe ab. Sie zogen in raschen Märschen durch Böhmen und Mähren und vereinigten sich, nachdem sie noch bei Olmütz schwere Verluste erlitten, mit dem Hauptheer in Ungarn. Noch nach Jahren erfuhren päpstliche Gesandte, welche an den mongolischen Hof gelangten, welch großen Eindruck die Tapferkeit der „Franken“, die ritterliche Rüstung und Gewandtheit auf die asiatischen Horden gemacht hatten.

Die Vorgänge in Karakorum und Batus Rückzug. Als Kaiser Friedrich in beredten Sendschreiben das christliche Abendland zu einem allgemeinen Kriegszug aufrief und das ganze Reich von Rüstungen und Waffengetöse erfüllt war, wurden die Gemüter plötzlich durch die Botschaft von dem Abzuge Batus erleichtert. In Klosterneuburg bei Wien hatte er die Kunde von dem Ableben seines Oheims, des Großchan Oktaï, vernommen, und die Vorgänge in Karakorum, die diesem Ereignisse auf dem Fuße folgten, bestimmten ihn zur Rückkehr.

Trotz des Scheines von Bildung und Zivilisation, welchen der chinesische Großbeamte mit Hilfe seiner Landsleute und arabischer und persischer Ansiedler in Karakorum erzeugt, und trotz der Anfänge christlichen Glaubens und Kultus, welche seine im Christentum unterrichtete Gemahlin Turakeina und ihre Ratgeber zu pflanzen gewußt, war Oktaï doch stets ein Barbar geblieben, dem Trunke ergeben und in den alten Stammgötzen seiner nomadischen Vorfahren den Reichs- und Staatsgott verehrend.
1241. Der plötzliche Tod des gewaltigen Herrschers führte seine Witwe auf den Gedanken, statt des Erstgebornen, den Oktaï zum Nachfolger bestimmt, ihren eigenen Sohn Kajuk zur Würde eines Großchan zu erheben und bis zu dessen Volljährigkeit als Vormünderin zu herrschen. Mit Hilfe des erwähnten chinesischen Staatsmannes gelang der Plan. Die Regierungsgeschäfte wurden ohne Unterbrechung fortgeführt, nur die Bestätigung der neuen Ordnung durch eine allgemeine Reichsversammlung konnte nicht erzielt werden, weil Batu die christliche Großfürstin und ihre Angehörigen haßte. Deshalb hatte er den Befehl zum Abzug erteilt. Er fürchtete, durch allzugroße Entfernung seinen Einfluß auf den Gang der Dinge im Osten zu verlieren.

Auf der Grenze des österreichischen Landes kehrten die Mongolen um; sie wendeten dem Deutschen Reiche, wo harte Kämpfe bevorstanden und keine Reichtümer winkten, den Rücken, um über Bosnien, Serbien und die Bulgarei nach dem Kaptschak zurückzukehren. Von da war die Verbindung mit dem Mittelpunkt des Reiches leichter zu bewerkstelligen, und im weiten Palaste der Stadt Serai, welche sich auf Batus Befehl in der Mitte der Wüste erhoben hatte, konnte der Herrscher die Früchte seiner Siege genießen und zugleich seinen Einfluß in der Hauptstadt des Ostens zur Geltung bringen. Dort im Gebiet der Wolga und des Kaspischen Meeres herrschte das Haupt der „goldenen Horde“ über das unermeßliche Reich, das sich tief in den europäischen und asiatischen Norden, von Astrachan und Kasan bis nach Moskau und zu dem sibirischen Tobolsk erstreckte. Über zwei Jahrhunderte seufzte Rußland unter dem schweren Joch der Mongolen des Kaptschak. Nach Batus Tod im Jahr 1256 trug sein Sohn und Nachfolger Barkaï seine Waffen noch weiter gen Norden und machte

selbst das reiche Nowgorod zinspflichtig. Dagegen wußten die byzantinischen Herrscher aus dem Hause der Paläologen bald durch geschickte Einmischung in die Streitigkeiten der Wolga-Mongolen mit ihren Volksgenossen in Persien, bald durch Geschenke und Verträge die Wut der Nomaden zu besänftigen und retteten so ihre Hauptstadt am Bosporus vor dem Schicksal der asiatischen Weltstädte.

Auch in Karakorum entschied Batu über das Schicksal des Hofes und Reiches. Kajuk war endlich von einem Kuruitai als Großchan anerkannt worden; da er aber schon nach einem Jahr starb, so rief Batu die Stammhäupter zu einer Reichsversammlung nach dem Kaptschak und erwirkte dort durch den Schrecken seines Namens und seines Heeres, daß Tuiis Sohn **Mangu**, sein Schützling, als Großchan ausgerufen und von den Gliedern der Familie Oktais anerkannt ward. Und damit alle gesetzlichen Formen beobachtet würden, ließ er einige Jahre später durch ein neues Kuruitai im Herrschersitz Karakorum die Wahl bestätigen und das freudige Ereignis durch einen heil. Sabbat feiern, der eine ganze Woche andauerte und sogar auf die Tiere ausgedehnt wurde. Eine Verschwörung vieler Großen zu Gunsten der zurückgesetzten Familie wurde blutig unterdrückt. Unter den Gemordeten war auch Kudak, der christliche Minister der beiden vorigen Großchane, und seine Freunde.

Mangu zum Großchan erhoben. 1247. 1251.

Unter der Herrschaft **Mangus** wurden die Eroberungen in Asien im Geiste des Ahnherrn Dschengischan von neuem in Angriff genommen. Während sein Bruder **Kublai** die Waffen gegen die Song in Südchina trug und bald allein, bald im Vereine mit dem Großchan unter entsetzlichen Kämpfen und Anstrengungen das himmlische Reich unter das Joch der Mongolen beugte, zog sein anderer Bruder **Hulagu** an den Euphrat und den Tigris, um dem durch religiöse Zwietracht und Hofränke zerrütteten, durch Üppigkeit und Verweichlichung entarteten Kalifenreich in Bagdad den Todesstreich zu versetzen. Von dem Kurultai in Karakorum, wo die Eroberungskriege beschlossen 1253. wurden, zog Hulagu mit einem zahlreichen Heere, bei dem sich viele in der Landeskunde und im Maschinenbau erfahrene Chinesen befanden, über Samarkand und Chorasan nach dem Gebirgslande im Süden des Kaspischen Meeres und drang dann in Irak ein.

Neue Eroberungszüge in Asien.

Wir haben früher jene furchtbare Sekte der Assassinen kennen gelernt, welche seit mehr als anderthalb Jahrhundert der Schrecken der Christen und 1256. Mohammedaner gewesen (VI, 491 f.). Diese fühlten zuerst die Macht Hulagus: ihre Dolche wurden durch das Mongolenschwert zerbrochen, ihr Oberhaupt, „der Alte vom Berge", als Gefangener nach Karakorum gesandt und dort auf Befehl des Großchans enthauptet, ihre Burgen zur Übergabe gezwungen und der Zerstörung geweiht, die schwärmerischen Bekenner der verruchten Glaubensbrüderschaft zu Tausenden getötet. In Persien ist keine Spur von den menschenfeindlichen Fanatikern übrig geblieben, und die geringen Reste, die in Syrien der 1256. blutigen Verfolgung entrannen, führten fortan ein unbemerktes Dasein in Unterwürfigkeit. Darauf führte der Mongolenhäuptling seine wilden Scharen

Vernichtung der Assassinen.

Untergang des Kalifats von Bagdad. 1258.

gegen Bagdad, wo Almustaßim, ein geldgieriger und prunksüchtiger, aber schwacher Fürst, den Kalifenstuhl inne hatte. Bagdad, eine Weltstadt, die eine Million Einwohner zählte, durch Mauern und Festungswerke geschützt und von einem großen Reiterheer verteidigt war, hätte dem Feinde einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzen können, wäre nicht der Kalifenhof selbst von Verrat und Parteiung unterwühlt gewesen. Der Wesir Muejjed Eddin, ein eifriger Schiite, der den Fall des sunnitischen Glaubensfürsten im Herzen wünschte, förderte durch treulose Ratschläge den Untergang der Kalifenstadt. Almustaßim wies anfangs die übermütigen Forderungen Hulagus mit Festigkeit zurück. „Der Thron der Söhne Abbas," meldeten seine Boten, „ist auf göttlichen Ratschluß gegründet und seine Feinde werden unwiederbringlich zu Grunde gehen." Aber auf den Rat seines Wesirs schlug er bald andere Wege ein: er suchte den Mongolenfürsten durch Bitten und Geschenke und durch Verheißung des höchsten weltlichen Ehrenranges zu gewinnen und vernachlässigte aus Geiz die notwendigen Verteidigungsanstalten; und als Hulagu und seine Feldherren sich von Osten und Westen mit ungeheuerer Heeresmacht der Stadt näherten und die Belagerung begannen, ließ er sich bereden, mit seinen Söhnen und den Häuptern der Stadt sich in das feindliche Lager zu begeben und die Gnade Hulagus anzurufen. Der mächtige Chan empfing sie mit heuchlerischer Artigkeit, schloß aber den Kalifen, nachdem er ihn bewogen, den Bewohnern von Bagdad jeden Kampf zu untersagen, mit seinen Söhnen in ein Zelt ein, während er die vornehmen Gefangenen niederhauen ließ. Darauf gebot Hulagu die Erstürmung der Stadt, die, verraten und ihrer Führer und Verteidiger beraubt, ohne großen Widerstand erobert ward. Und nun ergossen sich die entmenschten Horden mit entfesselter Leidenschaft über die Sitze des Reichtums, des Luxus, des Wohllebens und füllten alles mit Raub, Blutvergießen und Greuel. Eine vierzigtägige Plünderung mit Brand, Mord und Todesqual verbunden, verwandelte die alte Stätte der Pracht und Herrlichkeit, wo das Geschlecht der Abbassiden über fünf Jahrhunderte geherrscht, in einen Sitz des Grauens und der Verwüstung. Der Kalif selbst wurde so lange geängstigt, bis er die verborgenen Schätze seines Palastes verriet. Und wie freute sich der Barbarenhäuptling, als er in einer bedeckten Cisterne eine große Menge reinen massiven Goldes entdeckte, welche die Habgier des Priesterkönigs darin angehäuft. Dennoch rettete Mustaßim nicht einmal sein elendes Leben. Nachdem Bagdad und die nahegelegenen Orte Hillah, Kufa, Bassora, Wasit der Plünderung und Verwüstung übergeben, ganz Chusistan von den Mongolen besetzt und die Moslems zu Hunderttausenden erschlagen worden, erfüllte auch das kirchliche Oberhaupt sein tragisches Geschick. Er wurde auf Hulagus Befehl getötet; zwei seiner Söhne und viele Angehörigen des Hauses Abbas teilten sein Schicksal. So nahmen die Abbassiden ein ähnliches Ende mit Schrecken, wie sie es einst den Omejjaden in Damaskus bereitet. Aber während diese in der westlichen Welt neue Herrschaften und Reiche gründeten und sich Ruhm und Ehre erwarben,

sind die Glieder der Abbassiden, welche der Katastrophe ihres Hauses entrannen, nie wieder zu weltlicher Macht gelangt. Sie suchten eine Zuflucht bei dem Mamelucken-Sultan von Ägypten, der sich ihrer aber nur bediente, um seiner usurpierten Herrschaft einen Schein von Legitimität zu geben. Wie die Aliden, so verbrachten auch die letzten Sprößlinge der Abbassiden ihr Dasein im Dunkel des Privatstandes und erschienen nur dann an der Öffentlichkeit des Lebens, wenn ein Sultan es für dienlich erachtete, seine politischen Zwecke mit dem Heiligenschein eines Verwandten des Propheten zu unterstützen. Dann gönnten sie einem der vergessenen Sprößlinge des Herrschergeschlechts die Ehre, im Kirchengebet genannt zu werden.

Nach der Unterwerfung der Kalifenstädte am Tigris und im nördlichen Mesopotamien drang Hulagu nach Syrien vor, um auch dieses Land den zwieträchtigen Ejjubiden und dem Islam zu entreißen. Die Mongolen eroberten und plünderten die reiche und mächtige Stadt Haleb, brachten Harene, Hamah und Damaskus zur Unterwerfung und trafen Anstalten über Palästina nach Ägypten vorzudringen und der Herrschaft der Christen wie der Mohammedaner in Ptolemais und am Nil ein Ende zu machen, als sie einen unerwarteten Widerstand an den Mamelucken fanden, welche in ihrer Kindheit die scharfe Luft Skythiens eingeatmet hatten und den Mongolen an Tapferkeit gleich, an Kriegszucht überlegen waren. Wie einst Batu an der Grenze von Österreich vor den stahlfesten Reihen der deutschen Ritterschaft umkehrte, so zog auch Hulagu nach der blutigen Niederlage bei Ain Djalut vor den streitbaren 1260. Mamelucken über den Euphrat zurück.

Die Mongolen und Mamelucken.

In Persien jedoch behauptete sich seine Dynastie noch über ein Jahrhundert; aber wie die Nachfolger Kublais in China, so traten auch seine Nachkommen in die Sitten und Lebensformen der Eingebornen ein. Sie nannten sich Schahin Schah („König der Könige“), nahmen mit dem Islam und mit der Sprache und Bildung der Moslems auch deren Lüste und Laster an, wodurch ihre naturwüchsige Kraft allmählich zerrann, und verfielen so schließlich auch dem Schicksale, das die mohammedanischen Reiche nach der Reihe von dem Erdboden weggefegt hatte. Durch die Verschiedenheit der Religion, der Bildung und der Lebensinteressen wurde der Zusammenhang der einzelnen Mongolenreiche, der schon durch die räumliche Ausdehnung sehr erschwert war, vollends zerrissen. Kublai, der nach dem Tode Mangus sich die Würde eines Großchans hatte über- 1259. tragen lassen, verlegte seinen Herrschersitz nach China und gab dadurch selbst das Beispiel zur Auflösung der Reichseinheit, die bisher in Karakorum ihren Mittelpunkt gehabt hatte. Unter Kublais Nachfolgern vertauschten die östlichen Mongolen ihren altväterlichen Natur- und Götzendienst mit dem buddhistischen Lamaismus (I, 295 f.), der seinen Hauptsitz in Tibet aufgeschlagen hatte, indes ihre westlichen Stammesgenossen größtenteils den Lehren des Islam zufielen. Auch christliche Missionäre machten häufig Bekehrungsversuche, aber mit ge-

Auflösung des Mongolenreichs.

ringem Erfolg. Die kriegerischen Barbaren waren den einfachen Abstraktionen des Lamaismus und den sinnlichen Verheißungen des Islam leichter zugänglich als den christlichen Lehren. Dem ursprünglichen altväterlichen Religionswesen ohne religiöse Entschiedenheit und ausgeprägten Kultus blieben nur die Horden der Bucharei, die in den großen Ebenen vom Dschihun bis zum Irtisch nomadisch umherzogen und mit der alten Lebensweise auch den Stolz der Freiheit und Unabhängigkeit bewahrten, noch länger getreu.

2. Ausgang der Kreuzzüge und ihre Folgen.

a. Die Lage des Heil. Landes und Ludwigs IX. Kreuzzug.

Kämpfe zwischen Christen und Moslems. 1239. 1240. Noch vor Ablauf des zehnjährigen Friedens, den Friedrich II. mit dem Sultan al Kamil geschlossen, starb der letztere. Zwischen seinen Söhnen Malek-8. März 1238. Adel und Malek-as-Saleh brach alsbald Krieg aus über die Nachfolge in Damaskus und Ägypten. Dieser Umstand schien für die Wiedereroberung des Heil. Landes günstig zu sein. Daher versammelten sich im Frühling desselben Jahres, 1239. in welchem der Friede zu Ende ging, eine Anzahl französischer Kreuzritter in Lyon, um unter der Führung des Königs von Navarra, des Herzogs von Burgund, der Grafen von Montfort, Vendome, Bar u. a. nach dem Morgenlande zu ziehen. Friedrich leistete ihnen allen erdenklichen Vorschub; aber Papst Gregor IX., der von ihren Anstrengungen eine Vermehrung der Macht des mit dem Bann belegten Hohenstaufen in Syrien fürchtete, untersagte die Abfahrt und empfahl den Zug nach Konstantinopel, um dem wankenden lateinischen Kaisertum Hilfe zu bringen. Dadurch kam in das Unternehmen eine unheilvolle Zerfahrenheit. Ein Teil der Kreuzfahrer führte sein Vorhaben aus, aber zwieträchtig und ohne einheitlichen Kriegsplan richteten sie nichts aus. Eine tapfere Schar, die ohne Mitwirkung der Templer und Johanniter den Sarazenen bei Gaza ein 13. Nov. Treffen lieferte, erlag der feindlichen Übermacht. Die meisten fielen im heldenmütigen Kampf, andere kamen in ägyptische Gefangenschaft. Dieser Unfall erzeugte große Niedergeschlagenheit unter den Christen in Syrien. Sie konnten es nicht verhindern, daß Daud, Fürst von Kerak und Schaubak (S. 130), Jerusalem wieder eroberte und die in der Wiederherstellung begriffenen Mauern und den Turm Davids zerstören ließ. Nur dem Hader im Ejjubidenhause hatten die Kreuzfahrer die Erhaltung ihrer Besitzungen an der Küste zu verdanken. Die Einmischung der Kreuzritter in die Familienfehden der Sarazenen, wobei oft die einen den andern im Felde gegenüber standen, mehrte die Zerrüttung und Schwäche.

Richard von Cornwallis in Syrien. 1241. Unter solchen Umständen vermochte auch Graf Richard von Cornwallis, Bruder des Königs von England und Neffe Richards Löwenherz, nichts Namhaftes Mai 1241. auszurichten. Nachdem er Joppe befestigt, erneuerte er mit dem Sultan von Ägypten

den Frieden und trat dann die Heimfahrt an. Diesem Frieden, in welchem gegenseitige Hilfeleistung wider die Feinde, Unterdrückung des Piratenwesens und Sicherheit des Handels und der Schiffahrt die Hauptbedingungen ausmachten, erteilte der Kaiser durch eine feierliche Gesandtschaft nach Kairo seine Zustimmung. Die Templer erkannten jedoch den Frieden nicht an. 1242.

Die bald darauf ausbrechenden Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst waren dem Morgenlande nicht weniger unheilvoll als dem Abendlande. Die Venetianer und Tempelherren arbeiteten dem kaiserlichen Statthalter, Thomas von Acerra, entgegen und suchten Friedrichs Königtum zu untergraben. Auf ihr Zuthun erhob die mit Graf Raoul (Radulf) von Soissons vermählte Alice, Enkelin Amalrichs I. und verwitwete Königin von Cypern, Ansprüche auf die Krone von Jerusalem; und als Friedrichs II. Sohn, König Konrad, der um diese Zeit großjährig geworden, den Treueid verlangte, erklärten sie, nur wenn er selbst nach Syrien käme, würden sie ihn anerkennen, seinem Stellvertreter aber weigerten sie den Gehorsam und leisteten darauf der Königin Alice und ihrem französischen Gemahl den Huldigungseid. Der kaiserliche Marschall Richard Filangieri geriet in Gefangenschaft; um ihn zu befreien, übergab sein Bruder Lothar Stadt und Burg Tyros den Venetianern und den mit ihnen verbündeten Baronen und Templern. Vergebens verlangte nun aber Raoul die Abtretung; die selbstsüchtigen Kreuzritter behielten Tyros und Akkon für sich; erzürnt darüber verließ der französische Graf die Königin und das syrische Land. Ja so eigensüchtig war die Politik der Templer und syrischen Barone, daß sie dem Bündnis des Kaisers mit dem ägyptischen Sultan Ejjub ihrerseits ein Bündnis mit dem Sultan Ismail von Damaskus und dem Fürsten von Kerak entgegensetzten, kraft dessen sie alles Land westlich vom Jordan mit Ausnahme von Gaza und Nablus erhielten. Zwietracht unter den Christen in Palästina. 1242. 1243. April 1243. 1244.

Die nächste Folge dieses Vertrags war, daß der ägyptische Herrscher, um den christlichen und mohammedanischen Gegnern gewachsen zu sein, jene streitbaren Scharen, Charesmier und Türken, die seit dem Untergange des Reiches von Charesm durch die Mongolen in den Gegenden des Euphrat und Tigris umherstreiften (S. 374), in Sold nahm. Diese fielen in Palästina ein, Mord und Verwüstung vor sich hertragend. Bei ihrer Annäherung räumte die wieder zu beträchtlicher Zahl angewachsene Bevölkerung Jerusalems auf den Rat des Patriarchen Robert die Stadt und wanderte unter dem Schutze der Nacht nach Joppe. Unterwegs aber wurde gemeldet, daß auf den Mauern Jerusalems wieder christliche Abzeichen wehten. Die Flüchtlinge kehren um, erkennen aber bei ihrer Ankunft, daß sie einer Kriegslist der Charesmier zum Opfer gefallen sind. Während der Patriarch mit einem Teile aufs neue flieht, zögern die übrigen, bis die Stadt von den heraneilenden Feinden rings umlagert ist. Ein Teil der Charesmier setzt den Geflohenen nach, holt sie bei Ramleh ein, macht mehr als siebentausend nieder und schleppt zahllose Jünglinge und Jungfrauen in die Die Charesmier in Palästina. 1244. Anfang September.

Sklaverei. Dann fallen sie über Jerusalem selbst her. Alles Lebende wird dort erbarmungslos niedergemacht, das entweihte Heil. Grab trieft vom Blute gemordeter Geistlicher, selbst mit den aus den Gräbern gerissenen Gebeinen der Könige wird schnöder Hohn getrieben. Dann eilt die barbarische Horde nach Gaza, um sich mit dem Heer des Sultans zu vereinigen. In dieser Not vergaßen die drei Ritterorden ihren alten Hader und vereinigten sich zum Widerstand gegen den furchtbaren Feind. Auch die Fürsten von Damaskus und Kerak wurden zu Hilfe gerufen. Aber das Kriegsglück war gegen sie. Als es bei Gaza zur Schlacht kam, zogen die sarazenischen Bundesgenossen in die Heimat; die Kreuzritter, von dem blinden Eifer des Patriarchen Robert von Jerusalem zum Kampfe angereizt, stritten mit gewohnter Tapferkeit. Allein die Übermacht war auf seiten der Gegner. Nach verzweifeltem Widerstande erlag die Blüte der geistlichen Ritterorden dem Schwerte der Moslems; nur wenige entgingen dem Tod oder der Gefangenschaft, darunter der Patriarch, ein blinder Eiferer gegen die hohenstaufische Herrschaft. In Kairo feierte man den Sieg bei Gaza mit Jubelfesten und pflanzte die Köpfe der erschlagenen Christen auf den Mauern auf. Ismail mußte seine Hauptstadt Damaskus den Charesmiern übergeben und sich die Friedensbedingungen von dem ägyptischen Sultan vorschreiben lassen, der nunmehr, nachdem er durch seinen Feldherrn Fachr Eddin auch noch Askalon erobert, fast das ganze syrische Land seinem Reiche beifügte. Die gefangenen Ordensbrüder, welche es verschmähten die Verwendung des Kaisers anzurufen und dadurch dessen Herrschaft anzuerkennen, wurden in Haft gehalten oder aus den eroberten Städten und Burgen des Heil. Landes verwiesen. Akkon und einige Küstenstädte blieben der einzige Besitz der Christen in Palästina. Zugleich bedrängte eine Schar wilder Turkmenen das Fürstentum Antiochia.

18 Okt. 1244.

Mißbrauch der Kreuzzugspredigten.

So niederschlagend die Kunde von diesen Vorgängen im Abendlande wirkte, so dauerte es doch noch mehrere Jahre, ehe eine größere Kreuzfahrt zu stande kam. Während einst die Trauerbotschaft von dem Falle Jerusalems dem Papst Urban III. so sehr zu Herzen ging, daß der Kummer ihn ins Grab stürzte, setzte der herrschsüchtige Priester, welcher damals als Innocenz IV. die Tiara trug, das ganze Abendland in Bewegung, um den verhaßten Gegner Friedrich II. zu Falle zu bringen, und raubte den Kreuzzügen den heiligen Zauber, der bisher die Völker in den gefahrvollen Kampf gegen die Ungläubigen getrieben, indem er die Streiter Christi wider den Kaiser unter die Waffen rief und die milden Gaben, welche der fromme Glaube für die bedrängten Brüder im Morgenlande steuerte, zu selbstsüchtigen Zwecken verwendete. Hatte schon Innocenz III. die Kreuzpredigten mißbraucht und entweiht, als er gegen die Feinde im Innern, gegen Ketzer und Bauern zum heil. Krieg aufforderu ließ, welchen Eindruck mußte es erst auf die Christenheit machen, als Innocenz IV. und seine Nachfolger den Kampf gegen das rechtmäßige hohenstaufische Herrscherhaus als eine gottgefällige That hinstellten, welche an Verdienst-

lichkeit um Religion und Kirche einem Kreuzzug über das Meer gleichkäme, und Abenteurer und verwilderte Fanatiker als Gottesstreiter mit dem Kreuze bezeichneten? als es offen ausgesprochen, von Dichtern satirisch gerügt wurde, daß die Kreuzzugssteuer, daß alle unter dem Vorwande des heil. Krieges veranstalteten Geldsammlungen, Abgaben und Almosen nicht für die Christen im syrischen Lande, sondern im Privatinteresse der Kurie verwendet würden? Es war begreiflich, daß unter solchen Umständen der Eifer und die Teilnahme für die Kreuzzüge mehr und mehr dahinschwanden.

„Das Vertrauen der Völker auf den römischen Stuhl war unter dem Eindruck der letzten Kämpfe zwischen Staat und Kirche völlig erschüttert. Vergebens erließen die Päpste angesichts der steigenden Gefahren im Orient neue Kreuzbullen, vergeblich wurden die alten Privilegien und Indulgenzen erneuert und verkündeten päpstliche Botschafter den Völkern in alter Weise das Kreuz: die Beweggründe, die einst Wunder von Begeisterung hervorgerufen, machten keinen Eindruck mehr."

Volksstimmung über die Kreuzzüge in Deutschland und Frankreich.

Namentlich erkaltete in Deutschland frühe der Eifer für die Pilgerfahrten, als die Kreuzzugspredigten für fremdartige unheilige Zwecke, für die selbstsüchtige Politik der Kurie mißbraucht wurden. Die Kreuzprediger fanden keinen Anklang mehr; in Regensburg wurde das Tragen des Abzeichens der Jerusalemfahrer bei Todesstrafe verboten. Länger harrte die französische Nation in dem Kampfe aus, welchem sie zuerst sich mit dem ganzen Feuer der Begeisterung hingegeben und dessen Last sie allezeit vorzugsweise getragen hatte. Neben dem ritterlichen Hang zu einem Wander- und Abenteurerleben, der Adel und Volk erfüllte, neben der religiösen Romantik, welche unter der beweglichen und geistig regsamen Nation immer die eifrigsten Vorkämpfer der Kirche erweckt hatte, trugen bei manchen auch die Liebe und Hingebung für den verehrten König Ludwig IX., welcher alles aufbot, um die Begeisterung für die Sache des Kreuzes lebendig zu erhalten, viel dazu bei, den Enthusiasmus für die Ideen der Väter auch noch in den nachgebornen Geschlechtern zu entzünden. Aber wie viele Schwierigkeiten mußten selbst hier überwunden werden, ehe der König das Gelübde einer Pilgerfahrt, das er in einer schweren Krankheit als Dank für seine Genesung abgelegt, zur Ausführung bringen konnte! Das Volk blieb kalt und teilnahmlos und betrachtete das ganze Unternehmen als eine persönliche Angelegenheit des Königs; die Geistlichkeit konnte nur durch Androhung der päpstlichen Exkommunikation zur Entrichtung der auferlegten Kreuzzugssteuer bewogen werden; die Großen machten Gegenvorstellungen; ja selbst in der Umgebung des Königs herrschte Abneigung. Es ist eine bekannte Erzählung, wie der heil. Ludwig nur durch eine fromme List zum Ziel gelangte, indem er heimlich die neuen Mäntel, womit er die Hofleute zu Weihnachten beschenkte, mit einem farbigen Kreuz schmücken ließ, das erst nach dem Umlegen in der Kirche bemerkt wurde. Loyalität und Ritterlichkeit machten es dann zur Ehrensache, dem unfreiwilligen Gelübde Folge zu geben. Und als endlich nach

Jahren die Rüstungen vollendet waren, der König in St. Denis die Oriflamme erhoben und Pilgerstab und Pilgertasche ergriffen hatte, und der Zug sich über Lyon die Rhone hinab der Meeresküste zu bewegte, mußten die Kreuzfahrer sich den Durchgang durch die Städte des südlichen Frankreichs teilweise mit dem Schwerte erkämpfen, so feindselig zeigte sich die Volksstimmung gegen das Unternehmen. Und gar mancher Ritter mochte, wie der wackere Seneschall Johann von Joinville, der in der Folge die Thaten und Schicksale des heil. Ludwig und seiner Waffengefährten in seinen „Denkwürdigkeiten" verherrlicht hat, die Augen abwenden von der heimischen Burg, „damit das Herz nicht zu weich würde bei dem Abschiede von der schönen Heimat und der geliebten Familie".

Ludwigs IX. Kreuzfahrt. Das Kreuzheer auf Cypern. 1248. 1249. Im August traf endlich König Ludwig mit seinen Edlen und die bekreuzten Ritter mit ihren Dienstmannen in Marseille und Aigues-Mortes ein und segelten dann auf einer stattlichen Flotte von genuesischen und venetianischen Galeeren nach der Insel Cypern, wo sie den Winter zubrachten. Lebensbedürfnisse waren in Fülle vorhanden; dafür hatte Ludwig Sorge getragen und war dabei von Kaiser Friedrich auf das zuvorkommendste unterstützt worden. Dennoch war der lange Aufenthalt auf der Insel dem Unternehmen nachteilig. Das müßige Leben gab Anlaß zu Streitigkeiten und Ausschweifungen; das ungewohnte Klima erzeugte Krankheiten, welche viele Opfer forderten: mehrere der angesehensten Barone und zweihundertundsechzig Ritter starben. Selbst die Gemahlin des Königs, Margarete, und sein Bruder, der Graf von Anjou, schwebten am Rande des Grabes und verdankten ihre Genesung nur der sorgsamsten Pflege. Von nahe und fern fanden sich Gäste ein, darunter auch die Kaiserin Maria von Konstantinopel, Balduins II. Gemahlin, und eine mongolische Gesandtschaft. Als die letztere zurückkehrte, wurde sie von einigen Predigermönchen begleitet, welche dem Großchan ein kostbares Zelt mit kunstvollen Stickereien zum Geschenk brachten und zugleich Bekehrungsversuche machen sollten.

Damiette erobert. 1249. Im Frühjahr segelte das französische Kreuzheer nach Ägypten. Der Sultan Ejjub, dem der größte Teil des syrischen Landes damals gehorchte, sollte in seinem eigenen Reiche aufgesucht und zur Abtretung der heil. Orte gezwungen werden. Aber Unfälle und Ungeschick begleiteten das ganze Unternehmen. Bald nach der Abfahrt wurde die Flotte, aus 120 großen und etwa 1600 kleinen Fahrzeugen bestehend, von einem heftigen Sturm erfaßt und zerstreut, so daß zunächst nur der dritte Teil der Schiffe und Mannschaften die Nilmündungen erreichte. Dennoch
5. Juni. befahl der König die Ausschiffung. Dank der Feigheit oder Ungeschicklichkeit des Emir Fachr-Eddin, welchem der bei Mansurah krank daniederliegende Sultan die Verteidigung der Küste übertragen hatte, wurde die Landung am westlichen Nilufer glücklich vollbracht, und da der Emir die von der Insel nach dem östlichen Flußufer führende Schiffbrücke abzubrechen versäumte und die arabischen Besatzungstruppen von Damiette bei der Annäherung der Christen die Flucht ergriffen, so fiel die wichtige Grenzstadt, die mit Vorräten und Kriegsbedarf aufs reichlichste ver-

sehen war und einst einen so hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, fast ohne Gegenwehr zum zweitenmal in die Hände der Franken. In der großen Moschee, 6. Juni. welche vor 29 Jahren der Legat Pelagius zu einer christlichen Kirche geweiht hatte, erschallte von neuem der ambrosianische Lobgesang aus der dankerfüllten Brust der Pilger. Aber dem glücklichen Beginnen entsprach der Fortgang des Thatlosigkeit der Pilger. Unternehmens keineswegs. Während der Sultan, trotz seiner Krankheit, in Mansurah alles zu kräftigem Widerstand vorbereitete und durch strenge Bestrafung der pflichtvergessenen Araber, welche die Stadt so schmählich aufgegeben hatten, die Disziplin in das Lager zurückführte, verweilte das Pilgerheer mehrere Monate unthätig an der Küste, teils weil man den Zeitpunkt der Nilüberschwemmung nicht kannte, teils weil der König die Ankunft seines Bruders Alfons von Poitiers abwarten wollte, und ergab sich mittlerweile der größten Zuchtlosigkeit und Ausschweifung. Als endlich im Spätherbst Alfons mit Schiffen und Mannschaft eingetroffen und auch noch Wilhelm Longaspata, Graf von Salisbury, mit 200 englischen Kreuzrittern und andere Pilger sich eingefunden, brach man zu neuen Unternehmungen auf. Statt jedoch, wie der sachkundige Peter von Bretagne riet, sich vor allem der Städte Alexandria und Rosette zu bemächtigen und sich dadurch in den Besitz wichtiger Häfen zu setzen, folgte der König dem Rat seines ungestümen Bruders, des Grafen von Artois, welcher erklärte, daß man zuerst Kairo erobern müsse, denn wer die Schlange töten wolle, müsse ihr vor allem den Kopf zertreten.

So wurde denn im November zum zweitenmal der unheilvolle Zug nil- Zug nach Mansurah. aufwärts angetreten, um zum zweitenmal die Früchte der heldenmütigsten Tapfer- 1249. keit durch die Schwierigkeiten der Natur und Landesbeschaffenheit zerrinnen zu sehen. Der ganze Feldzug war nur eine Wiederholung des früheren; ja alle Fehler, welche einst Heer und Flotte des Legaten Pelagius dem Untergange geweiht, wurden auch von dem heil. Ludwig und seiner Ritterschaft begangen. Mit einem Heer von 60,000 Mann, darunter 20,000 Ritter, zog der französi- 21. Nov. sche König auf dem östlichen Stromufer aufwärts, begleitet von Schiffen mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf. Ein schneller Zug hätte vielleicht zum Ziele geführt. Denn um dieselbe Zeit starb der Sultan Ejjub zu Mansurah; die 21. Nov. Sultanin Schadscher Eddur, eine frühere Sklavin von türkischer oder armenischer Herkunft, welche er an seine Seite auf den Thron gehoben und der er große Macht eingeräumt hatte, verbarg seinen Tod, damit der zur Nachfolge berufene Sohn Turanschah, welcher in Mesopotamien weilte, Zeit fände, zur Übernahme der Herrschaft herbeizueilen. Wären nun die Franken rasch auf Mansurah vorgerückt, so hätten in dem kritischen Augenblick die Pläne der Sultanin-Witwe durchkreuzt werden können, zumal da der Emir Fachr-Eddin mit dem Gedanken umging, ein anderes Glied der Ejjubidendynastie, in dessen Namen er selbst zu regieren hoffte, auf den Thron zu erheben und die **Mameluken**, die türkische Leibwache, welche der Verstorbene in Sold genommen und die von ihrem Aufent-

halt auf einer Flußinsel den Namen „Baharitische Garde" führte, sich leicht zu jedem Staatsstreich gebrauchen ließen. Aber unbegreiflicherweise verweilte das Kreuzheer mehrere Wochen an dem kleinen Seitenkanal Fariskur, so daß, als
21. Dec. Ludwig endlich um Weihnachten am nördlichen Ufer des Kanals Aschmun Tanah, der Stadt Mansurah gegenüber, an der durch den früheren Zug bekannten Stelle, sein Lager aufschlug, er alles zu einer kräftigen Gegenwehr bereit fand. Ein feuriges Ausschreiben Fachr-Eddins, welches auf allen Kanzeln verlesen ward, erzeugte unter den Moslems begeisterte Kampflust; aus allen Orten strömten Bewaffnete nach Mansurah. Während die Kreuzfahrer Zeit und Mühe auf den Bau eines Kanaldammes verwendeten, der schließlich doch nicht zustandekam, trafen die Sarazenen energische Verteidigungsanstalten und fügten vermittelst des den Byzantinern abgelernten griechischen Feuers, welches die Türme und Wurfgerüste in Brand setzte und die Annäherung des Feindes unmöglich machte, den Christen empfindlichen Schaden zu. „Der Strom des griechischen Feuers," bemerkt Joinville, „durch eine Maschine ausgegossen, kam wie ein beflügelter, langgeschwänzter Drache durch die Luft geflogen mit der Schnelligkeit des Blitzes und mit dem Getöse des Donners."

Kämpfe und Leiden vor Mansurah. 1250. Im Februar 1250 setzte endlich das Pilgerheer mit den größten Beschwerden an einer von einem Beduinen verratenen seichten Stelle über den Kanal von Aschmun Tanah und näherte sich der Festung Mansurah. Nun erfolgte eine Reihe blutiger Gefechte, in welcher die Kreuzfahrer mit gewohnter Tapferkeit kämpften; aber planlos und zerstreut in einzelnen getrennten Schlachthaufen vorrückend, vermochten sie doch nicht die durch Bollwerke und Holzstöße geschützte und von den Sarazenen aufs mutigste verteidigte Stadt zu erobern. Der kühne Robert von Artois, des Königs Bruder, der Graf von Salisbury und viele seiner Landsleute, an dreihundert französische Ritter und achtzig Templer wurden vor Mansurah getötet. Aber auch Fachr-Eddin, dem einst Friedrich II. den Ritterschlag erteilt, fiel im Kampfe und wurde von seinen Glaubensbrüdern als Märtyrer verehrt. Die Kreuzfahrer behaupteten das Schlachtfeld, eroberten das Lager der Sarazenen und benutzten die erbeuteten Kriegsmaschinen und das vorgefundene Bauholz zur Errichtung einer Schiffbrücke über den Kanal. Dennoch verschlimmerte sich ihre Lage mit jedem Tag,
27. Febr. namentlich als Turanschah mit Verstärkungen aus Syrien anlangte und die Leitung des Krieges übernahm. Während die Sarazenen stets durch neue Truppen abgelöst wurden, litten die Christen an Erschöpfung, an mangelhafter Verpflegung und vor allem an der Lagerseuche, welche unter den des Klimas ungewohnten Abendländern furchtbare Verheerungen anrichtete. Selbst der König und der tapfere Seneschall von Joinville wurden von der Krankheit ergriffen und schwebten in Lebensgefahr.

Schlimme Lage der Kreuzfahrer. Solange indessen die Nilflotte die Verbindung mit Damiette erhielt und dem Heere Lebensmittel, Waffen und andere Bedürfnisse zuführte, gaben die

Christen die Hoffnung auf das Gelingen ihrer Unternehmung nicht auf; als es aber dem Sultan glückte, einige Fahrzeuge auf einem Seitenkanal in den Rücken der Kreuzfahrerschiffe zu bringen und dann durch einen scharfen Angriff von zwei Seiten her die ganze Flotte von achtzig Galeeren bis auf einige unbedeutende Fahrzeuge zu erobern und zu vernichten und somit, wie einst al Kamil, dem Pilgerheer jede Verbindung mit dem Meere abzuschneiden, da gerieten die Christen bald in eine verzweifelte Lage. Zu der Lagerseuche und zu der Bedrängnis durch die umherschwärmenden sarazenischen Reiter, insbesondere die gewandten und tapfern Mameluken, gesellte sich nun noch der Mangel an gesunden Lebensmitteln. Der Genuß schädlicher Fische mehrte die Zahl der Kranken. Vergebens suchte der König den Sultan zu einem Friedensvertrag zu bewegen, indem er sich erbot, gegen die Überlassung von Jerusalem Damiette zu räumen; die Unterhandlungen scheiterten an den übertriebenen Forderungen Turanschahs.

Nun mußte der Rückzug angetreten werden. Nachdem die Kreuzfahrer auf der Schiffbrücke wieder den Kanal von Aschmun überschritten und die Verwundeten und Kranken, unter ihnen den Herrn von Joinville, auf einige gerettete Schiffe gebracht, setzte sich der Zug in der Nacht zum Osterdienstag in Bewegung. Aber schon am nächsten Tag wurden sie von den sarazenischen Reitern eingeholt und kamen bald zwischen dem Flusse und den Seitenkanälen in solches Gedränge, daß jede Ordnung sich löste und der Rückzug in wilde Flucht ausartete. Der König und seine beiden Brüder, Alfons von Poitiers und Karl von Anjou, gerieten in Gefangenschaft; mit ihnen die angesehensten Herren des Zuges; Tausende sanken unter dem Schwerte der Mameluken, die unter der Führung ihres Emirs **Bibars** „wie Löwen“ kämpften; Tausende wurden als Sklaven verkauft oder in der Gefangenschaft niedergestoßen. Auch die Schiffe mit den Kranken und Invaliden fielen in die Hände der nachsetzenden Sarazenen, welche die Unglücklichen sehr grausam behandelten. Nur Joinville und einige seiner Begleiter wurden als Gefangene nach Mansurah gebracht. Die Zahl der getöteten Christen, schrieb der Sultan triumphierend nach Damaskus, gleicht an Menge dem Sande des Meeres. Die Mehrzahl des Pilgerheeres sah die Heimat nicht wieder; was dem Schwerte und der Lagerseuche entronnen war, kam meistens durch die Grausamkeit der Mohammedaner um. Denn wenn auch der König selbst und die reichen und vornehmen Edelleute, von denen man ein hohes Lösegeld zu erzielen hoffte, mit Schonung behandelt wurden, so fanden die übrigen gefangenen Krieger ein desto härteres Geschick. Zehntausend Ritter und andere geringe Leute, erzählt Joinville, welche zu Mansurah in einem von einer Erdmauer umschlossenen Hofraume bewahrt wurden, führten die Sarazenen nacheinander einzeln hervor und fragten sie, ob sie ihren Glauben abschwören wollten; die sich dazu bereit zeigten, wurden abgesondert, den übrigen schlugen sie die Köpfe ab.

Rückzug und Niederlage. 1250.

5. April.

Friedensvertrag. Endlich kam eine Übereinkunft zu stande, kraft welcher der König und seine Barone gegen ein hohes Lösegeld ihre Freiheit erhalten, Ägypten sogleich räumen und einen zehnjährigen Waffenstillstand geloben sollten. Die Großmut Ludwigs, der ohne Zögern die hohe Summe für seine Vasallen gewährte, über seine eigene Person aber jeden Lösungsvertrag mit königlichem Stolze zurückwies, die Entscheidung der in Damiette zurückgebliebenen Königin überlassend, machte auf den Sarazenenfürsten solchen Eindruck, daß er einen Teil der geforderten Summe nachließ. Dem nur auf unsterbliche Schätze gerichteten Gemüte des ritterlichen, ehrliebenden Königs widerstrebte ein kaufmännisches Markten um Geld und Geldeswert, wo so hohe Ziele und Bestrebungen elend zerronnen waren.

Ermordung des Sultans durch die Mameluden. Der Sultan Turanschah sollte die Früchte seines Sieges nicht ernten. Im Gefühle ihrer Verdienste und ihrer Macht traten die Mameluden mit Übermut auf. Das anmaßende Betragen der türkischen Fremdlinge, welche einst sein Vater in den kaukasischen Gebirgsgegenden als Sklaven gekauft und zu seinen Leibwächtern erhoben, verdroß den jungen Fürsten. Er wendete seine Gunst den Waffengenossen zu, die ihm aus Mesopotamien gefolgt waren. Diese Zurücksetzung und Unterschätzung ihrer Thaten reizte die Mameluden. Sie stifteten eine Verschwörung, in deren Folge Turanschah von dem Emir **Bibars**, der aus einem schwarzbraunen Sklaven zum Anführer der Mameluden emporgestiegen, ermordet und sein Leichnam an das Nilufer geworfen wurde, wo er zwei Tage unbeerdigt liegen blieb.

Die Kreuzfahrer verlassen Ägypten. Von dieser Zeit an ging die Herrschaft der Kurden im Nillande zu Ende und die Kriegsknechte aus dem Kaukasus legten bald ihren bisherigen Herren das Sklavenjoch auf. Die gefangenen Christen, unter deren Augen diese Greuelthat verübt worden, gerieten in Schrecken. Die verschärfte Haft, der man sie unterwarf, erschien ihnen als Vorbedeutung des bevorstehenden Todes. So schlimm sollte es ihnen jedoch nicht ergehen. Nachdem man übereingekommen war, daß die Sultanin-Witwe, Schadscher Eddur, eine ebenso kluge als schöne Frau, die gleichfalls von ihrem Stiefsohn zurückgesetzt worden war, die höchste Ehrenwürde bekleiden, Emir Izzeddin Eibeck aber als Oberfeldherr die eigentliche Regierungsgewalt führen sollte entschied sich auch das Schicksal der gefangenen Kreuzfahrer. Der Vertrag wurde, nach Beseitigung einiger Schwierigkeiten in betreff der Eide, erneuert und der König mit seinen Baronen in
6. Mai. Freiheit gesetzt. Aber die Grausamkeit, womit die zuchtlosen und habgierigen Türkenscharen bei ihrem Einzug in Damiette gegen die in der Stadt befindlichen Christen wüteten, erzeugte neue Besorgnisse in dem Herzen des Königs und seiner Ritter. Und in der That waren die Emire geteilter Meinung, ob man die Franken ziehen lassen sollte oder nicht. Endlich siegte die Habgier. Nachdem die Hälfte des bedungenen Lösegelds mit großer Mühe zusammengebracht, für die Nachzahlung des übrigen Sicherheit gegeben war, wurde der in

Geiselschaft zurückgehaltene königliche Bruder, Alfons von Poitiers, in Freiheit gesetzt, worauf Ludwig mit dem geretteten Reste des Kreuzheeres auf genuesischen Galeeren unter Segel ging. Mehrere Barone, unter ihnen die Grafen von Flandern und Soissons, verabschiedeten sich von ihrem königlichen Lehnsherrn und kehrten in die Heimat zurück, froh des geretteten Lebens. Auch der kranke Graf Peter von Bretagne folgte ihrem Beispiel; aber er sollte den Boden der Heimat nicht wiedersehen. Er starb während der Meerfahrt. Ludwig dagegen und die wenigen Getreuen, die in der Not bei ihm aushielten, unter ihnen der noch immer leidende Ritter von Joinville, fuhren nach Akkon, wo sie mit großen Ehren empfangen wurden. Mai 1250.

Ein solches Ende nahm der zweite ägyptische Kreuzzug. Die Moslems feierten ihren Sieg mit Festlichkeiten, und arabische Dichter priesen in Liedern die glänzenden Thaten, durch welche die Kämpfer des Islam ihren Ruhm verherrlicht, und verhöhnten in Spottgedichten den König von Frankreich und den schmachvollen Untergang des Christenheeres. Im Abendlande dagegen erzeugte die Botschaft von dem tragischen Ausgang des großen Unternehmens Schmerz und Kummer. Der ganze französische Adel hatte zu trauern; kaum gab es eine Familie, die nicht von schweren Verlusten betroffen war. Auch in Italien vernahm man die Kunde von den ägyptischen Unfällen mit Niedergeschlagenheit. Denn hatten auch wenige Einwohner der apenninischen Halbinsel sich dem Pilgerzug angeschlossen, so waren doch viele italienische Schiffe mit Bemannung, Gerätschaften und wertvollen Gütern zu Grunde gegangen. Wirkungen des mißlungenen Unternehmens.

So sehr auch Blanka, des Königs Mutter, welche während der Abwesenheit ihres Sohnes die Reichsverwesung führte, zur Rückkehr mahnte, Ludwig verweilte noch mehrere Jahre im syrischen Lande. Er glaubte seinem Gelübde noch nicht Genüge gethan zu haben und hoffte durch neue Zuzüge und durch die nach seiner Abfahrt von Damiette ausgebrochenen Zwistigkeiten unter den Mohammedanern bald in die Lage zu kommen, in Palästina zu gewinnen, was er in Ägypten eingebüßt. Seine Erwartungen wurden getäuscht. Wenn auch die Zerrüttung in Ägypten, wo die Sultanin Schadscher Eddur, trotz ihrer Vermählung mit dem Oberfeldherrn Izzeddin Eibeck, dem Vorurteil der Moslems gegen Frauenregiment weichen mußte und die Herrschaft rasch von einer Hand in die andere ging, wenn auch der Abfall der Damaszener von dem entweihten Thron von Kairo und die Erhebung eines eigenen Fürsten, al Nasir Jussuf, dem Frankenkönig Gelegenheit gaben, die treulosen Mameluken, welche gegen den Vertrag die gefangenen Christen mißhandelten, zur Abschwörung ihres Glaubens drängten, erwürgten und die Kriegsgeräte und Vorräte zurückhielten, zu einem menschlicheren Verfahren gegen die Unglücklichen zu bewegen, so ging dagegen seine Hoffnung auf neue Zuzüge europäischer Kreuzfahrer nicht in Erfüllung. Die geringen Scharen, die sich nach und nach wieder in Akkon sammelten, und einige abenteuernde Ritter, die sich damals von Ludwig in Syrien. 1250—1254.

Norwegen bis Konstantinopel umhertrieben, ersetzten kaum den Abgang der älteren. Selbst die Brüder des Königs, Karl von Anjou und Alfons von Poitiers, kehrten in die Heimat zurück. Der Seneschall von Joinville, der im syrischen Lande allmählich seine Gesundheit wiedererlangte, war einer der wenigen, die bei dem frommen König ausharrten.

Ausartung der Kreuzzüge. Umsonst durchzogen, von der Königin Blanka aufgemuntert, Kreuzzugsprediger die französischen Städte und Landschaften; das Volk verhielt sich kalt und gleichgültig. Die Berichte über das namenlose Elend, dem die Blüte des Adels in Ägypten zum Opfer gefallen, waren ebensowenig geeignet, zu einer neuen Meerfahrt zu ermutigen, als der Mißbrauch, den um dieselbe Zeit das kirchliche Oberhaupt mit der Kreuzpredigt in Italien trieb, oder das Beispiel des Königs von England, der nur darum das Kreuz nahm, um Adel und Klerus zu Steuern anzuhalten, aber an die Ausführung seines Gelübdes nicht dachte. Die Völker merkten endlich, daß die Kreuzzugspredigten nur fremde, unheilige Zwecke fördern sollten, und wendeten sich mit Unwillen von solchem Treiben ab. Aber nicht bloß die Häupter mißbrauchten den frommen Glauben, selbst in den unteren Schichten trieb man damit ein verruchtes Spiel. Während Ludwig in Akkon auf neue Gottesstreiter harrte und Innocenz IV. zum heil. Krieg gegen das hohenstaufische Geschlecht aufforderte, sammelte in Flandern und im nördlichen Frankreich ein entlaufener Cistercienserмönch, der „Meister von Ungarn" genannt, der vorgab, von der heil. Jungfrau zum Kreuzprediger berufen zu sein, zahlreiche Scharen des niedrigsten Gesindels, ja selbst Straßenräuber und Verbrecher um sich und eröffnete mit diesen Gesellen unter groben Ausschweifungen und Frevelthaten einen Kreuzzug gegen die Reichtümer der Geistlichen und der Juden, bis der alte Schwindler und Wunderthäter von einem französischen Bauer erschlagen ward, worauf seine Anhänger, von dem Banne getroffen, sich zerstreuten. Das Kreuzpredigen war bereits zu einem revolutionären Agitationsmittel gegen die legitime Obrigkeit und die privilegierten Stände geworden!

Ludwigs Heimfahrt. 1254. Nachdem Ludwig über drei Jahre vergeblich auf Verstärkungen aus dem Abendlande gewartet und die durch viele Mißgeschicke getrübte Zeit teils zu politischen Unterhandlungen mit den Sarazenen von Damaskus und Kairo und mit den Assassinen, teils zu kleinen Kämpfen und Überfällen, teils zu Gesandtschaften an die Mongolen und Tataren oder zur Schlichtung innerer Streitigkeiten, vor allem aber zur Herstellung der Festungswerke von Akkon, Joppe, Sidon und andern Küstenorten benutzt hatte, mahnte ihn die Kunde von dem Ableben seiner Mutter Blanka zur Rückkehr. Die Ausgleichung des Streites zwischen Damaskus und Ägypten, in deren Folge der Jordan als die Grenzlinie beider Reiche festgesetzt ward, bot überdies wenig Aussicht zu weiteren Erfolgen. Im Frühling des Jahres 1254 schiffte er sich mit seiner Gemahlin, die ihm während der sechsjährigen Abwesenheit in Damiette und in Syrien drei Kinder geboren, und mit den Baronen und Kriegsmannen, die standhaft bei ihm aus-

geharrt, in Akkon ein und erreichte nach einer stürmischen Überfahrt die Südküste von Frankreich. Vierzehn Fahrzeuge genügten, den Rest des großen Kreuzheeres in die Heimat zurückzuführen. Auch der päpstliche Legat und die französischen Ritter, welche unter dem Oberbefehl Gottfrieds von Sergines in Akkon zurückblieben, folgten dem König bald nach, so daß die Herrschaft der Christen im Heil. Lande auf die eigenen geringen Hilfsmittel angewiesen war.

b. Ludwigs IX. Ausgang und die Mameluken in Syrien.

Bei der Entartung der verweichlichten Pullanen und bei dem Hader der eiferfüchtigen Orden und der italienischen Kaufleute in den Handelsstädten konnten die christlichen Besitzungen im Heil. Lande nur so lange behauptet werden, als die Sarazenenreiche, durch innere Zerrüttung geschwächt, keinen energischen Angriff unternahmen. Von außen war keine namhafte Hilfe mehr zu erwarten. „Das Bewußtsein der Einheit und Zusammengehörigkeit der abendländischen Christenheit und der Gemeinsamkeit ihrer Interessen dem Islam gegenüber war unter den inneren Kämpfen verloren gegangen. Für die großen Aufgaben der Christenheit im Orient war kein Sinn mehr vorhanden. Gegen die gläubige und schwungvolle Begeisterung der früheren Zeit machte sich seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine nüchtern-verständige, dem Naheliegenden und Materiellen zugewendete Denkweise geltend, die das begeisterte Streben der Vorfahren nicht mehr begriff, es gar bespöttelte und um den Preis einiger Handelsvorteile auf die Verfolgung hoher Ziele im Oriente gern Verzicht leistete." Nur die Zerrüttung am Hofe von Kairo, wo die Sultanin Schadscher Eddur ihren Gemahl Izzeddin Eibeck aus Eifersucht töten ließ, weil er sich mit einer Tochter des Fürsten von Mosul vermählen wollte, und dann, als sie der Blutrache von dessen Anhängern zum Opfer gefallen, der junge Sohn des Ermordeten, Eddin Ali, zum Sultan ausgerufen wurde, gewährte der christlichen Herrschaft in Syrien noch eine kurze Frist.

Die Lage der Dinge im Heil. Land.

Aber es waren Jahre der Angst und Not. Nicht nur daß, wie früher erwähnt, die Mongolen das syrische Land von Osten, die Turkmenen das Fürstentum Antiochia und die Seestädte von Norden her bedrohten und der christlichen Ritterschaft immer neue Niederlagen bereiteten, auch der Mameluckenemir Seif Eddin Kotuz, der in Kairo im Namen des schwachen Sultan Eddin Ali das Regiment führte und in der Schlacht bei Ain Dschalut die Mongolen zum Rückzug nach Mesopotamien nötigte, warf sein Auge auf die günstig gelegenen Besitzungen der Christen. Er hatte schon Damaskus, Haleb und andere Sarazenenstädte mit seinem ägyptischen Reiche verbunden und würde ohne Zweifel Joppe und Akkon nicht lange verschont haben, wäre nicht sein Lebensfaden unerwartet rasch zerschnitten worden. Bei Kosseir, am Saume der Wüste, welche Syrien von Ägypten scheidet, wurde der Mongolensieger von dem Mameluckenhäuptling Bibars, an dessen Händen bereits das Blut Turanschahs klebte, aus

Bedrängnis durch die Mameluken. 1260—1268.

3. Sept. 1260.

21. Okt. 1260. gekränkter Ehrsucht ermordet. Die Würde eines Sultans von Ägypten und Syrien war der Lohn der Blutthat. Die kriegerischen Mamelucken, durch kräftige Jünglinge aus dem Kaukasus fortwährend frisch ergänzt und vor Verweichlichung bewahrt, behaupteten lange die Herrschaft in Ägypten, die Bibars mit seinem guten Schwert befestigte. Obwohl ein blutbefleckter Mann, war der neue Sultan dennoch kein unwürdiger Nachfolger Saladins, sowohl in betreff der kriegerischen Thatkraft und des raschen Unternehmungsgeistes als hinsichtlich seiner Frömmigkeit und Gerechtigkeit, seiner Mäßigung und häuslichen Tugenden. Es dauerte nicht lange, so geriet Bibars mit den syrischen Christen in Krieg und 1262–1268. brachte innerhalb sechs Jahren auf vier Feldzügen die meisten noch übrigen Gebietsteile des zertrümmerten Königreichs Jerusalem in seine Gewalt. Er zerstörte die Kirchen in Nazareth und auf dem Berge Tabor; er nahm Cäsarea, Arsuf und Joppe ein, er verwüstete das Gebiet von Tyrus und bedrohte die Mauern von Akkon, er eroberte Antiochia und brachte das Fürstentum am Orontes, das älteste Besitztum der Kreuzfahrer, in seine Gewalt.

Ludwigs zweiter Kreuzzug. 1270. Der heil. Ludwig hatte einst bei der Nachricht, daß ein französisches Schiff mit wertvoller Ladung, das seine Mutter nach Akkon abgeschickt, auf dem Meere durch einen Sturm verschlungen worden sei, zu seinem Gefährten Joinville gesagt, „daß weder dieses, noch irgend ein anderes Mißgeschick ihn von der Liebe Christi zu trennen vermöge". Dies bewies er jetzt, als er trotz der bitteren Erfahrungen während seines ersten Kreuzzuges abermals in St. Denis die Oriflamme erhob und Pilgerstab und Pilgertasche aus den Händen des Abtes empfing, um sich an der Spitze seiner Barone und zahlreicher Pilger aus dem Volk im Frühling des Jahres 1270 wiederum nach Aigues-Mortes zu begeben. Von hier Juli. setzte er dann auf einer genuesischen Flotte, deren Ankunft er jedoch zwei Monate erwarten mußte, nach der sardinischen Hafenstadt Cagliari über, wo sich noch andere Kreuzfahrer aus Katalonien und Südfrankreich einfanden. Plötzlich aber erklärte der König zum allgemeinen Erstaunen, daß die Fahrt zunächst gen Tunis gerichtet sein sollte. Sei es, daß Ludwig wirklich dem Gerüchte Glauben schenkte, der Beherrscher dieses reichen, günstig gelegenen Seeräuberstaats wolle sich mit seinem Volke taufen lassen und dann an dem Kriegszug der Franken wider die Mamelucken in Ägypten teilnehmen, sei es, daß der habgierige Karl von Anjou diesen Plan angab, um den Tribut, den früher Sizilien von Tunis erhoben, aber seit mehreren Jahren eingebüßt hatte, wieder zu gewinnen; das Vorhaben wurde wirklich ausgeführt.

Das Kreuzheer vor Tunis. Die Landung ging ohne Schwierigkeit von statten; bald eroberten die Genuesen die „Burg von Karthago" und besetzten ein fruchtbares Thal; die Einwohner, die mit ihren Herden sich in Höhlen verborgen, wurden mit dem Schwerte getötet oder durch Rauch erstickt. Wäre der Sultan von Tunis wirklich dem Christentum geneigt gewesen, wie Ludwig meinte, so war dieses Vorgehen nicht geeignet, die Bekehrung zu fördern. Doch trat sehr bald

die feindselige Gesinnung der ganzen Bevölkerung zu Tage. Sultan Bibars traf Anstalten, den bedrängten Glaubensgenossen Beistand zu leisten; die Beduinen in der Wüste und an der Küste gerieten in Aufregung; in Tunis selbst wurden alle christlichen Einwohner ins Gefängnis geworfen. Trotz dieser schlimmen Anzeichen gab der König die Hoffnung nicht auf, das Kreuz in dem Handels- und Piratenstaat aufzupflanzen. Dabei beging er aber denselben Fehler, der dem Heere einst in Ägypten so verderblich geworden war; statt die anfängliche Bestürzung zu einem raschen Angriff auf die unvorbereitete Stadt zu benutzen, zögerte er von Tag zu Tag, um die Ankunft seines Bruders von Sizilien abzuwarten. Bald stellten sich schlimme Krankheiten im Lager ein: Mangel an gesunden Nahrungsmiteln und gutem Trinkwasser und die glühende Sommerhitze in dem südlichen Land erzeugten Fieber und Ruhr. Viele Grafen und Ritter fielen der Seuche zum Opfer, auch Ludwigs junger Sohn, den einst Frau Margarete in Damiette geboren und zum Andenken an die traurigen Verhältnisse „Tristan" genannt hatte, wurde krank und starb. 3. Aug.

Noch beweinte der König den Tod des geliebten Sohnes, als er selbst von der Krankheit ergriffen ward und am fünfundzwanzigsten Tage desselben Monats ins Grab sank. König Karl, der kurz nachher mit Schiffen und Mannschaft landete, traf den Bruder als Leiche. Als die Sarazenen die schlimme Lage der Pilger gewahr wurden, als sie bemerkten, wie Not, Bedrängnis und Fieber die Reihen der Kämpfer lichteten und die tüchtigsten Führer aufs Totenlager warfen, wuchs ihnen der Mut und sie wagten sich weiter vor. Da verabredete der neue König, Philipp der Kühne, mit seinem Oheim, mit dem König von Navarra und mit den erfahrensten Heerführern einen vereinten Angriff wider die Feinde, um durch einen entscheidenden Schlag die unerträgliche Lage zu beendigen. Der Plan gelang. Die Moslems wurden in einer Feldschlacht überwunden und der Sultan, eine Belagerung und Eroberung seiner Hauptstadt befürchtend, schickte eilig Botschafter mit Friedensanträgen in das christliche Lager.

Tod des Königs. 25. Aug. 1270.

Zum großen Verdruß der französischen Ritter, die von der Einnahme und Plünderung der reichen Piratenstadt große Beute erhofften, kam auf Betreiben Karls von Anjou, der auch hier nur den eigenen Vorteil im Auge hatte, ein Frieden zu stande, welcher den Angehörigen der beteiligten Staaten christlichen wie mohammedanischen Glaubens Sicherheit und Schutz der Person und Güter, ungestörten Handel und freie Niederlassung mit dem Rechte öffentlicher Religionsübung in den betreffenden Ländern gewährte, das Strandrecht abschaffte, unbedingte Freilassung der Gefangenen, Ersatz der von den christlichen Fürsten aufgewandten Kriegskosten und Rückerstattung aller Verluste festsetzte und dem Beherrscher von Tunis die Verpflichtung auferlegte, der Krone Sizilien aufs neue den jährlichen Tribut, welchen er früher dem Kaiser Friedrich II. bezahlt hatte, und zwar verdoppelt, zu entrichten und den Rückstand der letzten fünf Jahre nachzuzahlen.

Friedensvertrag. Okt. 1270.

Abfahrt des Heeres. Nachdem dieser Vertrag, der vom November 1270 an auf 15 Jahre gültig sein sollte, von beiden Seiten beschworen war, schifften sich die Pilger nach Trapani ein, um dort weitere Beschlüsse über die Fortsetzung des Kreuzzugs zu fassen; allein der Untergang vieler Schiffe durch heftige Herbststürme und der elende Zustand des Heeres schreckte von ferneren Unternehmungen ab. Man beschloß die Rückkehr in die Heimat. Aber viele sahen den Himmel Frankreichs nicht wieder. Manche erlagen in Trapani den Wirkungen der Krankheit, deren Keime sie aus Afrika mit sich fortgetragen, unter ihnen König Thibaut von Navarra, andere, wie Graf Alfons von Poitiers, starben auf der Reise. Auch die Gemahlin Philipps verschied zu Cosenza infolge eines Pferdesturzes und einer zu frühzeitigen Entbindung.

Prinz Eduard in Palästina. 1271. 1272. Nur wenige französische Pilger, darunter Herzog Johann von Bretagne, schlossen sich der Meerfahrt des englischen Königsohnes Eduard an, der erst nach Abschluß des Friedens sich bei dem Kreuzheer eingefunden hatte und die in Trapani beschlossene Verschiebung des syrischen Feldzugs verschmähend die Fahrt nach Palästina fortsetzte. Manche englische Barone, darunter Graf Edmund von Lancaster, Eduards Bruder, hatten das Kreuz genommen, und 500 rüstige Pilger aus Friesland, welche gleichfalls den feigen Beschluß von Trapani verwarfen, traten unter seine Führung. Als sie im Mai des nächsten Jahres im Hafen von Akkon eintrafen, fanden sie die christlichen Ritter in großer Besorgnis vor Bibars, welcher voll Unwillen über den Frieden von Tunis den Krieg erneuert und in das Gebiet von Tripoli einfallend die den Templern zugehörende „Burg der Kurden“ erstürmt hatte. Dem Fürsten Boemund, der, in seinen letzten Besitzungen bedroht, den Sultan um die Ursache seiner Feindseligkeiten fragen ließ, gab er die kurze Antwort: „Es geschieht, um auf euren Feldern zu ernten und in euren Weinbergen zu herbsten, und ich gedenke alljährlich wieder zu kommen.“ Die Ankunft Eduards, welcher die Ordensritter und die Kriegsmannschaften Hugos von Cypern, des damaligen Titularkönigs von Jerusalem, um sich sammelte, gewährte dem christlichen Reiche in Palästina noch eine kurze Frist. Durch einen Bund mit den Mongolen in Mesopotamien, welche die syrischen Besitzungen Bibars' mit Feuer und Schwert heimsuchten, nötigten die Kreuzritter ihren furchtbaren Feind zu einem Waffenstillstand, um sich gegen den mächtigeren Feind im Osten zu wenden. Wir wissen, daß der streitbare Mameluckensultan, besonders als er sich mit dem auf seine persischen Volksgenossen eifersüchtigen Chan des Kaptschak verband, mit Erfolg den Mongolenheeren widerstand und die syrische Ostgrenze behauptete. Eduard aber überzeugte sich bald, daß er unter den obwaltenden Umständen keine Lorbeeren gewinnen könnte. Daher trat er noch in demselben Jahr, nachdem er mit genauer Not dem Dolche eines Assassinen entgangen war, die Rückfahrt nach Frankreich an und setzte dann über den Kanal, um in England, wo um dieselbe Zeit sein Vater starb, die Regierung anzutreten.

(Randnotizen: 9. Mai 1271 — neben „warfen, traten unter seine Führung“; 1272 — neben „ihren furchtbaren Feind zu einem Waffenstillstand“.)

Schon vor Eduard war sein geistlicher Begleiter Tedald weggezogen, um als Gregor X. den päpstlichen Stuhl zu besteigen. In seiner Abschiedsrede hatte er der Christengemeinde von Akkon die Worte des Psalmisten zugerufen (Ps. 137, 5. 6): „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen; und meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wo ich deiner nicht gedenke, wo ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein." Und er hielt redlich Wort. Wir haben gesehen, wie eifrig er auf dem Konzil von Lyon die Herstellung eines dauernden Friedens in der abendländischen Christenheit zu begründen gesucht (S. 354 f.). Er wollte noch einmal im Geiste des dritten Innocenz das Bewußtsein der Gesamtinteressen der christlichen Welt im Gegensatz zum Islam erwecken, noch einmal die christlichen Fürsten des Abendlandes wider die Heiden unter die Waffen rufen. Durch Sendschreiben und mündliche Unterredungen suchte er die Könige von Frankreich, England, Deutschland, Sizilien, die geistlichen und weltlichen Fürsten aller Länder zur Annahme des Kreuzes zu bewegen; in allen christlichen Reichen wurden Kreuzzugskassen aufgestellt, wurden die Gläubigen von feurigen Predigern zu milden Gaben aufgefordert, wurden die alten Indulgenzen und Vorrechte den Pilgern nach dem Heil. Lande im reichlichsten Maße verheißen. Aber von den Zusagen, die ihm von allen Seiten zugingen und sein Herz erfreuten, kamen keine zur Ausführung. Er stieg ins Grab, ehe noch irgendwo Anstalten zu einem neuen größeren Unternehmen gemacht wurden, und es trat von neuem klar hervor, daß der alte romantische Geist verschwunden sei und nicht wieder auferweckt werden könne.

Gregors X. Bemühungen für das Heil. Land.

Ein Jahr nach Gregor X. starb auch Sultan Bibars zu Damaskus so plötzlich, daß man von Vergiftung sprach. Mit größeren Aufgaben beschäftigt hatte er die Christen die Vorteile des Waffenstillstandes ruhig genießen lassen; 19. Juni 1277. als aber infolge von inneren Aufständen der schwache und unfähige Sohn Bibars', Malek as Said, der Herrschaft beraubt und **Saifeddin Kelaun**, 1278. 1279. ein durch Tapferkeit und Klugheit ausgezeichneter Mameluckenemir, auf den Herrscherstuhl zu Kairo erhoben ward, verschlimmerte sich bald die Lage der Christen im Heil. Lande. Die Aussicht auf große Kämpfe zwischen den Mamelucken und den von dem Emir von Damaskus wider Kelaun zu Hilfe gerufenen Mongolen zerrann bald, als der waffengeübte Sultan in einer blutigen Schlacht 1281. bei Emesa die wilden Gäste zurückschlug und den gegnerischen Emir zur Unterwerfung brachte. Bei dem Ausbleiben namhafter Zuzüge aus dem Abendlande konnten die christlichen Besitzungen unmöglich behauptet werden, namentlich da die geringen Kräfte der Verteidiger noch fortwährend durch innere Streitigkeiten zersplittert wurden. Nicht nur daß die Kaufleute und Ordensritter in Akkon miteinander in ewigem Hader lagen, auch in Tripoli kämpften nach dem Tode Boemunds VI. zwei Parteien um die vormundschaftliche Regierung für den jungen Boemund VII., und das Königtum von Jerusalem mit der damit ver-

Sultan Kelaun und die Christen in Syrien.

bundenen Herrschaft über einige Küstenorte war der Gegenstand eines heftigen Streites zwischen Hugo von Cypern und der Prinzessin Maria von Antiochia, ein Streit, der weitere Dimensionen annahm, als Maria, welche sich zur Verfechtung ihrer Sache nach Italien begeben, ihre Ansprüche an den sizilianischen König Karl abtrat und dieser den Grafen Roger von San Severino als königlichen Statthalter nach Akkon sandte. Nun gab es wieder zwei Könige von Jerusalem, und die Christen des Heil. Landes huldigten zum Teil dem einen, zum Teil dem andern. Darüber ging ihre Macht vollends zu Grunde. Diese
26. März 1284. Verhältnisse dauerten auch fort, als Hugo zu Tyros starb und nach der kurzen
1286. Herrschaft seines Sohnes sein Bruder Heinrich den Titel eines Königs von Cypern und Jerusalem annahm.

Erneuerung des Kriegs. Wenn der Sultan Kelaun diese Zerrüttung im Lager der Christen nicht sofort zu einem entscheidenden Kriegszug benutzte, vielmehr mit Boemund wie mit den Templern nochmals einen Waffenstillstand unter gegenseitiger Zusicherung friedlichen Verkehrs abschloß, so geschah es in der Befürchtung, ein feindlicher Angriff möchte den eifrigen Bemühungen der Päpste um eine neue Kreuzfahrt des Abendlandes Nachdruck geben. Als er aber durch die Meldungen seiner Botschafter, die er an verschiedene christliche Höfe gesandt, die Überzeugung gewann, daß das Feuer der früheren Begeisterung völlig erloschen sei, daß es weder mit den Verheißungen, welche König Eduard von England dem römischen Stuhle machte, noch mit den romantischen Anwandlungen der französischen Ritterschaft, die hier und da in erregten Momenten zu Tage traten, ernst gemeint sei, da rüstete er sich zu einem neuen Waffengang, welcher dem schwachen Überreste des christlichen Reiches in Palästina ein Ende machen sollte. An einem Kriegsfall konnte es in einem Lande nicht fehlen, wo Gesetz und Obrigkeit schon lange unbekannt waren, wo jeder Burgherr und jede Ordensbrüderschaft auf eigene Hand vorging und je nach dem augenblicklichen Vorteil bald die Waffen führte, bald Frieden schloß. Und so gaben denn auch Beschwerden über Verletzung von Waffenstillstandsverträgen, über Wortbruch und Friedensstörung von seiten der Christen dem Sultan Anlaß oder Vorwand, die Be-
25. Mai 1285. sitzungen der Franken anzugreifen. Schon im Mai 1285 zwang er die auf steiler Höhe erbaute Burg Markab zur Ergebung. Als das Heer, bei dem sich auch der bekannte Geschichtschreiber Abulfeda als zwölfjähriger Knabe mit seinem Vater befand, die heilige Fahne des Propheten auf der Felsenburg wehen sah, welche bisher für uneinnehmbar gegolten und von welcher die Hospitaliter die ganze Umgegend beherrscht hatten, da erhob sich ein allgemeiner Jubel.

Fall von Tripoli. 1289. Der Fall der gefürchteten Feste, welche weder Saladin noch Bibars anzugreifen gewagt, wurde von den Sarazenen als glückliche Vorbedeutung angesehen. Die syrischen Christen dagegen blickten mit wachsender Sorge in die Zukunft; einige, wie die Gräfin Margarete von Tyros und der armenische König Leo eilten, durch Abschluß von Klientelverträgen noch den Schein von Herr-

schaft zu retten. Bald kam die Reihe an Boemunds Besitzungen. Nachdem die Handelsstadt Laodicea, die den Alexandrinern schon längst ein Dorn im Auge gewesen und um diese Zeit durch ein Erdbeben hart beschädigt war, zur Ergebung gezwungen und der Zerstörung geweiht worden, wurde die mit Mauern 1287.
von wunderbarer Dicke umgebene Festung Tripoli, wo bei dem kinderlosen Ableben des siebenten Boemund ein Erbfolgestreit ausgebrochen war, belagert und 19. Okt. 1287.
nach großen Anstrengungen erobert. Ein Teil der Einwohner rettete sich auf 27. April 1289.
genuesischen Schiffen nach Cypern; was den Sarazenen lebendig in die Hände fiel, wurde getötet oder in Sklaverei verkauft; 7000 christliche Streiter erlangten tapfer fechtend die Märtyrerpalme. Hundertundachtzig Jahre war Tripoli ein Bollwerk der syrischen Christen gewesen, jetzt wurde die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt. Ein ähnliches Geschick erreichte die nahe gelegene Burg Nephin.

Die Nachricht von dem Fall der festen Seestadt erzeugte große Bestürzung Belagerung und Eroberung von Akkon. 1290. 1291.
im Abendland, und Papst Nikolaus IV. strengte alle Kräfte an, das erlöschende Feuer noch einmal zu entflammen. Aber während er selbst zwanzig Galeeren abgehen ließ und seine Legaten und Kreuzprediger die Herzen der Großen und der Geringen zu erschüttern suchten, schlossen die Genuesen und die Könige von Sizilien und Aragonien mit dem Sultan Friedens- und Handelsverträge und bewiesen damit, daß irdischer Gewinn in ihren Augen mehr Wert hatte als der Ruhm eines Kämpfers für den Glauben. Bald gab die Verletzung des Waffenstillstandes, den Kelaun mit König Heinrich von Cypern und Jerusalem abgeschlossen, von seiten syrischer Christen dem ägyptischen Sultan die gewünschte Veranlassung zur neuen Kriegserklärung. Als diese in Akkon eintraf, 1290.
zugleich mit der Nachricht, daß Kelaun zu einem gewaltigen Kriegszug rüste, erkannten die Christen, daß die Entscheidungsstunde für die Erhaltung ihrer Herrschaft im syrischen Lande herannahe, und beschlossen wenigstens mit Ehren zu fallen. Es wurden große Verteidigungsanstalten getroffen, und während Boten nach dem Abendland eilten, suchte der Patriarch Nikolaus durch feurige Reden den Mut der Bürger und Ordensritter zu beleben. Noch einmal leuchtete den Christen ein Stern der Hoffnung: Kelaun starb auf dem Zuge nach Syrien 11. Nov. 1290.
an der Grenze Ägyptens. Aber sein Sohn Malek al Aschraf trat an seine Stelle und führte den Kriegsplan in des Vaters Geist aus. Kurz vor Ostern begann April 1291.
die Belagerung der großen, reichen und prachtvollen Stadt, die damals der Sitz der Üppigkeit, des Luxus, des Wohllebens war, wo drei Welten ihre Schätze tauschten und ein buntes Menschengewühl in allen Trachten und Zungen Straßen und Plätze füllte. Die Moslems bekundeten den Ernst ihrer Absichten durch Belagerungsanstalten von unermeßlicher Größe und Stärke, und die Christen begegneten ihnen mit dem Heldenmute gottbegeisterter Religionskämpfer. Die Ordensritter entfalteten eine Tapferkeit wie die Ritter der Tafelrunde und der beliebten Heldenromane jener Tage. Erst über die Leichen der kühnen Kreuzritter,

unter denen Matthäus von Clermont, der Marschall der Hospitaliter, durch begeisterten Mut besonders hervorleuchtete, vermochten die Sarazenen in die Stadt einzudringen. Auch der hochsinnige Patriarch verlor das Leben, indem das Fahrzeug, auf das er sich führen ließ, unter der Last der Flüchtigen versank. Schrecklich war das Los der Christen, als mit der Erstürmung der Burg der Templer der letzte Widerstand gebrochen war. Es half nichts, daß der Sultan allen, die sich ihm ergaben und seine Gnade anriefen, Sicherheit des Lebens und freien Abzug verhieß; sie wurden auf dem Wege überfallen und grausam ermordet. Was sich nicht zur See rettete, wurde niedergemacht oder in Knechtschaft geführt. Nachdem sich die Sarazenen alles Wertvolle angeeignet, ließ der Sultan die Mauern abtragen, die Kirchen und Paläste niederreißen und die Stadt dem Erdboden gleich machen.

Verlust des Heil. Landes. Mit dem Falle von Akkon war das Schicksal der christlichen Herrschaft in Palästina entschieden. Die noch übrigen Städte und Burgen konnten nicht länger behauptet werden. Daher räumten die Franken in den nächsten Tagen Tyros, Sidon, Berytus, Tortosa u. a. O. und verließen freiwillig das syrische Land, das seit zwei Jahrhunderten mit dem Blute von Millionen tapferer Streiter getränkt worden. Die wenigen lateinischen Christen, welche zurückblieben, wurden zinsbare Unterthanen des Sultans von Ägypten, welcher seinen Sieg durch einen glänzenden Einzug in das reichgeschmückte Damaskus feierte. Abulfeda, welcher an dem Kampf und Triumphe seiner Glaubensgenossen teilgenommen, pries den Sultan al Aschraf glücklich, daß ihm beschieden war, das syrische Land von den Franken zu befreien und wieder dem Islam zu gewinnen. Im Abendlande erregte der Untergang der christlichen Herrschaft im Oriente Teilnahme und Mitgefühl, und Papst Nikolaus IV. machte noch einmal den Versuch, die christlichen Fürsten zur Wiedereroberung des verlornen Heil. Landes zu bewegen. Vergebens. Die Stimme, die einst die ganze Christenheit zur religiösen Begeisterung zu entflammen vermochte, verhallte wirkungslos. Die Wahrung der christlichen Interessen im fernen Morgenlande war hinter andern Anliegen zurückgetreten. Nikolaus IV. schied aus dem Leben, ohne daß sein Mahnruf Gehör gefunden; und alle Bemühungen und Versuche seiner Nachfolger, das erloschene Feuer noch einmal zu entzünden, waren romantische Nachklänge ohne praktische Wirkungen. Die Bewegung, die einst die mittelalterliche Welt so mächtig erschüttert, erstarb an Teilnahmlosigkeit und Ermattung.

c. Wirkungen der Kreuzzüge auf die europäische Lebensentwickelung.

Heeren, Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa. Histor. Werke II. Gött. 1821. Choiseul d'Aillecourt, De l'influence des croisades sur l'état de l'Europe. Paris 1810. Michaud, Histoire des croisades. Bd. 6. Kampschulte, Über Charakter und Entwickelungsgang der Kreuzzüge. Ein Vortrag. Bonn 1864. H. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge. Berlin 1883.

Verschiedenheit der Beurteilung.

Keine geschichtliche Erscheinung hat eine so verschiedenartige Beurteilung gefunden als die Kreuzzüge. Während die nüchterne Betrachtung des vorigen Jahrhunderts unter dem Einfluß der Aufklärung sie auf das schonungsloseste verdammte und sich in bitteren Klagen erging über die Schwärmerei und den religiösen Wahn, durch den so viele edle Kräfte den Werken der Kultur in der Heimat entzogen, so viele wertvollen Güter und Schätze dem geldarmen Europa geraubt worden, um im fernen Oriente für ein Phantom geopfert zu werden, erblickte zu Anfang unseres Jahrhunderts die Romantik darin die glorreiche Entfaltung eines von religiöser Weihe durchglühten thatenvollen Lebens, eine Periode der Menschengeschichte, in welcher das Streben nach dem Idealen die Seelen erfüllt und zu heroischer Hingebung an die höheren Güter und Interessen, zur Opferwilligkeit und Selbstentäußerung, zu einem Heldentum im Thun und Leiden, im Ringen und Ertragen befähigt und begeistert habe. Es ist nicht die Aufgabe des Historikers, bei solchem Gegensatz der Ansichten und Urteile die richterliche Entscheidung für die eine oder die andere Seite zu fällen: wie bei allen weltgeschichtlichen Erscheinungen wird man auch in den Kreuzzügen Licht und Schatten nach dem natürlichen Gesetze verteilt finden. Wie hoch immer der Beurteiler die idealen Kräfte anschlagen, wie weit er ihre Spuren und Keime verfolgen mag, dennoch wird er aus dem geschichtlichen Verlaufe, wie er in den obigen Blättern eine unparteiische Darstellung gefunden hat, die Überzeugung schöpfen, daß in den Kreuzrittern mit löblichen Eigenschaften und Motiven auch viele Züge gemeiner Menschennatur vereinigt waren, daß die religiöse Begeisterung und Starkgläubigkeit nicht lediglich zu Handlungen der Nächstenliebe, der Hingebung, der Selbstentsagung geführt habe, sondern auch zu Thaten der Grausamkeit, des Menschenhasses, der Selbstsucht; daß mit der äußeren Werkheiligkeit und mit dem kirchlichen Gesetzesdienst rohe Sinnenlust und tiefe Lasterhaftigkeit gepaart waren; daß die religiöse Kraft sich häufiger in wilden Thaten des Fanatismus, des Aberglaubens, der Schwärmerei als in Werken christlicher Tugend und Menschenliebe kund gab. Und wie sehr man andererseits verständiges Handeln mit praktischen Zwecken und ein nach den Geboten der Vernunft und der Philosophie geordnetes Leben bei der Beurteilung in die erste Linie stellen und zum Maßstab nehmen mag: dennoch wird man auch in den Pilgerfahrten nach dem Morgenlande großartige Momente anerkennen und zugeben müssen, daß das reiche Geistes- und Gemütsleben, das, „von einer heiligen Leidenschaft aufgestört“, durch sie in regen Fluß kam, das Dasein gehoben und veredelt, in die Gleichförmigkeit der Tage durch farbenreiche Einfügungen eine wohlthätige Abwechselung gebracht, der prosaischen Wirklichkeit einen poetischen, romantischen Glanz verliehen, den Entwickelungsgang der Menschheit durch wichtige Errungenschaften gefördert und in neue Bahnen geführt und dem Handels- und Industrieleben mit seiner kultivierenden Kraft einen mächtigen Aufschwung gegeben habe. Alle Seiten menschlicher Lebensthätigkeit erfuhren den Einfluß der Kreuzzüge, und

wenn man einerseits beklagen muß, daß der übertriebene Religionseifer neben Thaten der Entsagung und aufopfernder Liebe auch die Ketzerverfolgungen erzeugt habe, so muß man anderseits doch auch rühmend anerkennen, daß die Begriffe für Recht und Gerechtigkeit sich erweiterten und veredelten, daß das rohe Vergeltungs- oder Talionsrecht, auf welchem das Faust- und Fehderecht und die Blutrache ruhten und das von der Kirche infolge des mosaischen Gesetzes aufrecht erhalten ward, sich zu mildern begann, und der ungerechte Raub, den man als Strand- und Grundruhr-Recht verübte, durch gesetzliche Bestimmungen, zu denen der erweiterte Verkehr zwischen verschiedenen Völkern und Nationen führte und die mit der Zeit ein gemeingültiges Handelsrecht begründeten, verdrängt wurde.

Die Gesamtbildung gefördert. Diese letztere Seite, die Wirkungen und Folgen der Kreuzzüge für die Entwickelung und Erziehung des Menschengeschlechts, die Resultate für die Gesamtbildung der europäischen Völkerfamilie, hat der Historiker bei seiner Beurteilung vor allem ins Auge zu fassen; und von diesem Gesichtspunkte ausgehend wird er gestehen müssen, daß die Pilgerfahrten nach dem Morgenlande und die damit verbundenen Erlebnisse und Erfahrungen in der Fremde und deren Rückwirkungen auf die Zustände und sozialen Verhältnisse in der Heimat den größten Einfluß geübt haben auf die Gestaltung des Lebens und der Vorstellungen der mittelalterlichen Menschheit. Die Bekanntschaft mit fernen Ländern und Völkern, mit fremden Sitten und Gebräuchen, mit andern Staatseinrichtungen und gesellschaftlichen Formen, mit verschiedenartigen Anschauungen, Gewohnheiten und Institutionen riß den abendländischen Mann aus der bisherigen Beschränktheit, machte ihn vertraut mit den Wissenschaften und Künsten, mit der Poesie und dem geistigen Leben anderer, zum Teil entwickelterer Völker, hellte seine Begriffe über Welt und Menschheit auf und führte ihn in neue erweiterte Gedankenkreise ein. Byzanz öffnete seine goldenen Thore; das Morgenland mit seinen Wundern und Heiligtümern rückte nahe heran, die verschwisterten Völker des Abendlandes, die lange Zeit eines des andern vergessen hatten, vereinigten sich zu neuen, zu heiligen Wanderungen.

Kunst und Wissenschaft erweitert. Wir werden bei der Darstellung der deutschen Dichtung in der hohenstaufischen Zeit erfahren, welchen mächtigen Impuls die Kreuzzüge mit ihrem fahrenden Rittertum, mit ihren romantischen Waffenthaten und Abenteuern, mit ihrer Sängerlust und ihrem Frauendienst auf die Phantasie und auf die gesamte gesellschaftliche Bildung gehabt haben. Der alte Sagenschatz wurde erweitert, umgebildet und mit dem Morgenlande in Beziehung gesetzt; neue Lebensinteressen regten zu neuem Schaffen und Erfinden an; die Einbildungskraft bewegte sich in neuen dichterischen Sphären. Auch die andern Künste, die Architektur und Plastik, die Malerei und Musik, empfingen viele anregende Motive, wodurch sie zu neuen Entwickelungsstufen aufstiegen, und was den wissenschaftlichen Gesichtskreis betrifft, so wurde derselbe durch neue Kenntnisse und Erfahrungen,

besonders auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde, der Naturwissenschaften und Medizin erweitert und bereichert. Und nicht bloß das geistige Leben und Schaffen kam durch die Fahrten nach dem Morgenlande in Aufschwung, auch die Formen des gesellschaftlichen Lebens und die Entwickelung und Ausbildung der verschiedenen Stände empfing durch dieselben eine tiefgehende Umgestaltung. Die Kreuzzüge veredelten das Rittertum, indem sie ein höheres Thatenziel aufstellten und ein Ideal der Ritterlichkeit ausbildeten, in welchem die Werke der Waffen und der Ruhm der Stärke erst durch ritterliche Tugend, durch christliche Gläubigkeit und Gesinnung, durch die maßgebenden Grundsätze und die leitenden Zwecke ihren wahren Wert empfingen. Wenn gewisse Grundzüge des Rittertums schon in den kurzen Angaben des Tacitus über das Wesen der Deutschen sich erkennen lassen: wenn die Hochhaltung des Weibes, die der Römer so sehr bewunderte, bei fortschreitender Entwickelung gesellschaftlicher Formen und aristokratischer Standesbildung sich zu einem galanten Frauen- und Minnedienst steigerte; wenn die Sitte der Gefolgschaften zu dem Begriffe der ritterlichen „Treue" und Waffenehre führte und den Grund zur Vasallität legte; wenn der rastlose Thatendrang und das bis zum Übermut gesteigerte Selbstgefühl, welche von jeher die germanische Jugend unter die Waffen und unter der Fahne sieggekrönter Heerfürsten zu fernen Kriegszügen trieben, den Hang zu einem fahrenden Leben voll Abenteuer und Wechselfällen erzeugten, so sehen wir in den Kreuzzügen alle diese Eigenschaften zu dem Gesamtbegriff des Rittertums verbunden, der dann durch die religiöse Weihe, durch die Veredelung der Affekte und Unterwerfung unter ein höheres Sittengebot, durch die Verpflichtung, die Waffen zur Ehre Gottes und zum Schutz und zur Verherrlichung des Glaubens und der Kirche zu führen, seine höchste Ausbildung, seine ideale Gestaltung erhielt, aber freilich auch auf eine so schmale konventionelle Spitze gestellt wurde, daß er sich nur so lange in seiner Kraft und Reinheit erhalten konnte, als die religiöse Begeisterung andauerte, als die idealen Grundbedingungen in Geltung waren. Die geistliche Hierarchie und das weltliche Rittertum feierten in den Kreuzzügen ihre Triumphe, und die Vereinigung beider Ideen in den geistlichen Ritterorden bezeichnete den Höhepunkt ihrer Macht und ihrer Herrschaft über die Geister und über das gesellschaftliche und öffentliche Leben; allein die Überspannung und Schwärmerei, zu der beide durch die aufregenden Fahrten und Kämpfe gesteigert wurden, legte auch den Keim zu ihrer Entartung und Entkräftung. Was aber die beiden privilegierten Stände an Macht und Bedeutung einbüßten, gewann die bürgerliche Freiheit in den Städten, auf deren Entwickelung und Aufblühen die Kreuzzüge den wohlthätigsten Einfluß übten; und selbst auf den leidenden Bauernstand warf das Grab des Heilands noch einige Strahlen der erlösenden und befreienden Kraft. „So keimten auf den mit Blut gedüngten Feldern edle Früchte auf; nur bedurfte es einer langen Zeit, um sie wachsen zu machen und zur Reife zu bringen."

Das Rittertum veredelt.

Mittelalterliche Ständegliederung. Wir haben dieses eigentümliche, wundersame Kunstgebilde eines aristokratischen Wehrstandes, das in den geistlichen Ritterorden seinen vollkommensten Ausdruck fand, in seinem Entstehen und Wachstum kennen gelernt. Wie die Geistlichkeit, so schloß sich auch die Wehrmannschaft, der nach dem Zerfall des alten Heerbannes die Waffenführung und der Reiterdienst hauptsächlich zufiel, in einen besonderen Stand ab, welcher mit der Entwickelung des Lehnswesens und der Vasallitätsverhältnisse sich immer weiter ausbildete. Die mittelalterliche Menschheit hatte den Trieb, sich nach dem Beruf in geschlossene Lebenskreise und Korporationen zu sondern. So trat schon früher neben den klerikalen Lehrstand die berittene Kriegsmannschaft als Wehrstand; und als sich aus der ländlichen Bevölkerung, dem Nährstande, die Einwohnerschaft der Städte ausschied und mit dem verburgrechteten Adel und den Amt- und Dienstleuten der Stadt- und Burgherren vereinigt sich als Bürgerstand organisierte, trat auch innerhalb derselben wieder eine Gliederung nach Geschäft und Beruf in Zünfte und Innungen ein. Dieses Streben nach gebundenen, abgeschlossenen Lebensgestaltungen mit eigenen Rechten, Satzungen und Bildungsformen zeigte sich um so thätiger, je mehr das Kaisertum in Verfall geriet, je weniger die Reichsgesetze und Reichsordnungen Schutz und Sicherheit gewährten, je mehr die Notwendigkeit der Selbsthilfe an den Einzelnen herantrat. Für alle diese Bildungen schufen die Kreuzzüge den fruchtbarsten Boden; in ihnen spiegelte sich die gesamte Entwickelung des mittelalterlichen Lebens am vollständigsten ab.

1. Klerus und Kirche. Daß Kirche und Klerus durch den frommen Eifer der Wallbrüder zunächst an Macht und Reichtum gewannen, war natürlich. Wir wissen ja, daß die Päpste fortwährend als die eigentlichen Führer und Oberbefehlshaber der Kreuzzüge angesehen wurden und durch ihre Legaten den Unternehmungen Richtung und Ziel gaben; daß die großartige Völkerwanderung nach dem Orient im Anfang vorzugsweise von religiösen Impulsen geleitet war. Und die Hierarchie verstand es, diese Zeitrichtung zu ihrer Erhöhung zu benutzen. Große Besitzungen und Burgen, Ackerland und Wiesen, Waldungen und Weinberge, meistens in den besten Lagen, kamen durch den frommen Sinn der Pilger infolge von Schenkungen und Vermächtnissen oder durch billigen Kauf an die Kirche. Ganze Fürstentümer und Grafschaften fielen den Bistümern und Abteien als Eigentum zu; zahllose Menschen lebten unter dem sanften Joche des Krummstabs und leisteten der Kirche Zins und Dienste, und wie sehr die geistlichen Herren es verstanden ihre Rechte und Einkünfte auf Kosten des Reichs zu mehren, sich Befreiung von lästigen Verpflichtungen und mancherlei wertvolle Privilegien zu erwerben, haben wir bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt. Die Hierarchie war denn auch von ihrer Machtstellung während der Kreuzzugsperiode so sehr durchdrungen, daß sie jeden Versuch, sich ihrer geistigen Herrschaft zu entziehen, als das schwerste Verbrechen gegen die göttliche Ordnung mit den grausamsten Strafen verfolgte. — Der Kampf des Christentums gegen den mächtig vordringenden Islam war der Grundgedanke der Kreuzzugsbewegung; die Lehre des „falschen Propheten“ Mohammed sollte aus Europa, aus der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel verdrängt und die Herrschaft und Ehre Christi gewahrt werden. Mit der Zeit wurden die Ziele weiter gesteckt: der Verteidigungskampf wurde zum Angriffskrieg; Jerusalem und Palästina, das Erbteil Jesu Christi, sollte dem Volke Gottes zurückerobert und das Kreuz in den Ländern, wo es einst geherrscht, wieder aufgerichtet werden. Bald nahm die Kreuzzugsbewegung noch größere Dimensionen an: auch die heidnischen Völker an der Ostsee und Weichsel sollten das Joch Christi tragen und den Geboten Roms gehorchen, und endlich wurde die Kreuzesfahne sogar gegen die inneren Feinde der Kirche, gegen die Widersacher der Hierarchie und des Papsttums gekehrt. Über dieser Ausdehnung der Kreuzzüge und die durch sie

bewirkte Ablrrung von ihrem ursprünglichen Ziele erlosch jedoch das Feuer der Begeisterung, das ihnen Leben und Nahrung gegeben, und die Kirche bemühte sich schließlich vergeblich, neue Scharen zum Aufbruch nach dem Osten zu bewegen. Ohne große Erregung vernahm man im Abendlande den Verlust des Heil. Landes, und bald nach dem Falle von Akkon wurde dem kirchlichen Oberhaupt durch einen christlichen König eine unauslöschliche Schmach zugefügt. Mit den Trophäen der „auswärtigen Politik" zerrann auch der Glanz der Kurie. Es war, als ob die Christenheit aus einem zweihundertjährigen Traum erwacht wäre. Aber zu diesem geistigen Erwachen haben die Kreuzzüge selbst die Lebenskräfte geschärft.

Einen ähnlichen Gang können wir auch in der Entwickelung des zweiten Faktors des mittelalterlichen Gesellschaftslebens, des **Ritterwesens**, verfolgen. Wie die Hierarchie ging auch das Rittertum an der Überspannung zu Grunde, an dem immer mehr wachsenden, schließlich unausgleichbaren Widerspruch seiner äußeren Formen mit seinem inneren Gehalt. Sowenig man in den kirchlichen Satzungen, wie sie durch Scholastik und Synoden ausgebildet worden, die Lehren des Evangeliums und der Bergpredigt wieder erkannte, sowenig der pharisäische Hochmut und verweltlichte Sinn des herrschenden Klerus mit der Einfachheit und Demut des apostolischen Zeitalters übereinstimmten, sowenig die sichtbare Kirche der idealen glich, ebensowenig entsprach schließlich das Ritterwesen der Wirklichkeit dem in Sage und Dichtung verherrlichten Rittertum der Kreuzzüge. Die äußeren Formen allerdings wurden wie bei der Kirche aufs sorgfältigste ausgebildet: wenn der Edelknabe, der Sprößling eines ritterbürtigen Geschlechts, zum Jüngling herangereift war, empfing er die feierliche Schwertleite, indem er öffentlich vom König oder Kaiser, von einem Fürsten oder einem hohen, in Krieg und Waffen erfahrenen Herrn wehrhaft gemacht und durch die Waffenprobe des Ritterschlags in die Ritterschaft aufgenommen ward. Schlachttage oder große Feste wurden am liebsten für die Zeremonie ausersehen; die ganze Familie betrachtete die Feier als ein frohes Ereignis und der Jüngling zählte den Tag, an dem ihm die Ehre zu teil wurde, zu den denkwürdigsten seines Lebens. Die feierliche Schwertleite, wodurch der junge Mann in die kriegerische Volljährigkeit eintrat, hatte für den Adel dieselbe Bedeutung, wie die Priesterweihe für den Klerus. Wie verschieden auch die Einzelnen an Rang und Geburt, an Vermögen und Lebensstellung sein mochten, durch die Ritterwürde war der gesamte Adel, vom König bis zum adligen Dienstmann, zu einer Gesamtheit, zu einer Adelsgemeinde oder Wehrgenossenschaft vereinigt. Die Ritterwürde galt als der höchste Schmuck des freien Mannes; sie legte ihm die Pflicht auf für Glauben und Kirche, für die Ehre und Verteidigung der Frauen, für die Treue gegen den Lehnsherrn das Schwert zu führen. Ritterspiele und Turniere, wobei ein Edelfräulein dem Sieger den Preis (Dank) reichte, dienten zur Erhaltung und Belebung des ritterlichen Sinnes, der kriegerischen Kraft, des männlichen Mutes; und damit kein Unberechtigter unter der Hülle der Rüstung, des Helms und Panzers sich einschleiche, wurden die Wappen als symbolische Andeutung der Namen und Geschlechter eingeführt. Dieses Rittertum wurde nun während der Kreuzzüge von den Dichtern, welche vorzugsweise diesem Stande angehörten, zu einer idealen Höhe aufgeschraubt, die zu der Wirklichkeit nicht selten im grellen Gegensatz stand. Die zur schwärmerischen „Gottesminne" gesteigerte religiöse Geistesrichtung gab sich häufiger durch fanatischen Haß gegen Andersdenkende als durch Werke der Frömmigkeit und Christenliebe kund; der konventionelle Frauendienst war mit leichtfertigen Sitten, mit Sinnenlust und geschlechtlichen Ausschweifungen verbunden; die ritterliche „Treue" wurde häufig durch Abfall und Verrat gebrochen; und wie wenig die in den Ritterbüchern gelehrten und empfohlenen christlichen Tugenden vor Mißhandlung der Schwachen, vor

2. Ritterschaft.

Gewaltthat und Unrecht bewahrten, haben wir in der Geschichte des Interregnums in reichem Maße kennen gelernt. Gerade die Ritterschaft war es, welche diese Jahre zu einer Zeit des Schreckens und der Anarchie machte. Die Formen einer äußerlichen Standesbildung schützten nicht gegen Roheit des Gemütes, gegen Laster und Grausamkeit.

3. Der Bürger- und Bauernstand. Wenn die Wirkungen der Kreuzzüge für Klerus und Adel von gemischter Natur waren, wenn sie der Kirche, zu deren Macht und Verherrlichung sie vorzugsweise dienten, mit den Triumphen auch solche Güter und Früchte zuführten, die der geistlichen Herrschaft allmählich den Boden entzogen; wenn die Ritterschaft, deren künstlicher Gesellschaftsbau durch die Fahrten nach Palästina seine äußerliche Vollendung und höchste Ausbildung erlangte, auch zugleich in ihrer Machtstellung Schaden nahm, teils durch Verluste an Gütern und Kräften, teils durch die Anfänge innerer Entartung, so hatten jene Pilgerfahrten nach dem Morgenlande für den **Bürger- und Bauernstand** nur segensreiche Folgen, ohne irgend welche verderbliche Zusätze. Nicht nur daß viele gutshörige und leibeigene Leute zur Freiheit und zu besseren Rechtsstellungen gelangten, indem die Ritter und Herren häufig beim Scheiden die Fesseln der Unfreiheit lösten oder lockerten, oder für den Fall, daß sie nicht wiederkämen, die Freilassung verfügten; alle, die als Unfreie das Kreuz nahmen, das keinem Stande versagt werden durfte, und lebend aus dem Heil. Lande zurückkehrten, traten sofort für sich und ihre Familien in die Klasse der Freien, mochten sie nun dem alten Stand treu bleiben oder als Söldner den Waffenberuf wählen oder als Kolonisten neue Ansiedelungen suchen. So wirkte sogar noch das leere Grab Christi befreiend auf die Welt und erlöste die Mühseligen und Beladenen von dem harten Joche der Knechtschaft. Und wie viele Kreuzritter sahen sich, um die Kosten der Fahrt aufzubringen, genötigt, bald ihre Güter und Schlösser zu verkaufen oder zu verpfänden, bald gegen Entschädigung die Unterthänigkeitsverhältnisse aufzuheben! Und schon der Übergang aus der Leibeigenschaft des weltlichen Gutsherrn in das Schutzverhältnis der Kirche war eine große Erleichterung. Als Klosterleute und bischöfliche Unterthanen konnten sie ohne Schwierigkeit in den städtischen Kommunen sich niederlassen und zuerst als Hintersassen und Schutzbürger, dann mit der Zeit als freie Gemeindebürger an dem gewerbsamen Städteleben teilnehmen und zu Wohlstand emporsteigen. Überhaupt waren die Städte und der Bürgerstand derjenige Faktor der Staatsgesellschaft, der aus den Kreuzzügen die größten Vorteile zog. Wir haben gesehen, welches rege Leben in den Seestädten Italiens und Südfrankreichs sich entfaltete, wie es dort wimmelte von wandernden Menschen aller Länder und Zungen, welche bald gingen, bald kamen; wie nicht nur die Überfahrt, sondern auch die Zufuhr von Kriegs- und Lebensbedarf durch venetianische, genuesische, pisanische und Marseiller Fahrzeuge vermittelt wurde; wie der rege Verkehr mit dem Morgenlande an den günstig gelegenen Gestaden einen Markt schuf, wo alle Reichtümer der Erde zusammenflossen, die Prachtgewänder mit Goldstickereien, die glänzenden Wehrgeräte, die Gefäße und Schmuckwaren aus edlen Metallen, das Pelzwerk und die Wohlgerüche ferner Länder. Dieser Aufschwung der Seestädte, der sich auch in andern Ländern, in den Rhein- und Donaustädten, in Flandern und Brabant bemerkbar machte, hatte nicht nur auf die Hebung der materiellen Güter, der Industrie und Kunstfertigkeit, sondern auch auf die Entwickelung des gesamten Städtewesens einen heilsamen Einfluß. In allen Ländern wurden die städtischen Kommunen die Sitze des Wohlstandes, der Gewerbthätigkeit, des Handels; und je mehr jene großen Seerepubliken die bürgerliche Freiheit bei sich ausbildeten, desto anregender wirkte ihr Beispiel auf die übrigen Stadtgemeinden. Wie die norddeutschen und rheinischen Städte die Gestade der Ost- und Nordsee, von Nowgorod und Wisby bis London, von Köln bis Bergen mit ihren Anlagen und Faktoreien bedeckten, so gründete der italienische, französische

und katalonische Kaufmannstand auf den Inseln des Mittelmeers, in Griechenland und in der Levante, in Syrien und an der Nordküste Afrikas Handelsniederlassungen und Faktoreien mit eigener Verwaltung und Jurisdiktion. Und wie oft sah sich der Burgherr und Rittersmann, der in der Heimat als starker, gefürchteter Herr aufgetreten war, in die Lage versetzt, bei dem bürgerlichen Kaufmann, auf den er zu Hause mit Verachtung geblickt haben mochte, Hilfe und Beistand zu erbitten, sich durch Empfehlungsbriefe Anhalt und Kredit zu verschaffen! und während sein eigenes Vermögen durch die kostspielige Unternehmung zerrann, sah er die Reichtümer der Welt in die stattlichen Wohnungen der Handelsherren fließen. Bei solcher Umgestaltung der Lebensverhältnisse konnten die alten Anschauungen nicht fortbestehen. Die Kreuzzüge erschütterten und lockerten die Fesseln der Feudalität und des Lehnswesens und hoben den Bürgerstand auf gleiche Stufe mit dem Edelmann und dem Klerus; und je bedeutender die Städte in das öffentliche Leben eingriffen und an innerer Prosperität aufblühten, desto zahlreicher wurden die Einwanderungen aus hohen und niedern Ständen, desto mehr suchten die Gutsbesitzer und Burgherren, die Ritter und Ministerialen vom Lande sich an dem Rechte und an den Vorteilen des Bürgertums und des Städtewesens zu beteiligen. So bezeichneten die Kreuzzüge zugleich den Höhepunkt des Rittertums und das beginnende Aufblühen des Städtebürgertums; aber während jenes an seiner Überspannung und Unnatur, an dem Kontraste zwischen Idee und Wirklichkeit zu siechen und abzusterben begann, blühten die Stadtgemeinden fröhlich auf solider Grundlage empor und waren die Trägerinnen vaterländischer Gesinnung, humaner Bildung und freiheitlichen Strebens, die Sitze regen Kunstfleißes, die Pflanzstätten edler Sitten. Die stattlichen Rathäuser, die gotischen Domkirchen, die Paläste und Wohnhäuser, die wir noch jetzt an den alten Städten der europäischen Kulturländer bewundern, zeugen von der Kraft, dem Wohlstand, der Lebensfrische und der Bildung der Bürgerschaften, welche im Zeitalter der Kreuzzüge den Grund zu der inneren Freiheit und der äußeren Machtstellung legten, in deren Besitz wir sie in den nächsten Jahrhunderten erblicken.

F. Kulturleben und Bildungsstand im dreizehnten Jahrhundert.

Litteratur. Bei dem Forschungseifer, der sich in den letzten Jahrzehnten auf allen Gebieten des geistigen Lebens kund gab, mußte bei dem folgenden Abschnitt eine umfassendere Litteratur verarbeitet und berücksichtigt werden. Außer den mehr übersichtlichen Werken von Wachsmuth, Allgemeine Kulturgeschichte Bd. 2. Leipzig 1851; Eichhorn, Geschichte der Litteratur Bd. 2. Gött. 1805; Gräße, Lehrbuch einer Litterärgesch. der berühmtesten Völker des Mittelalters II. 2. 3. Dresden u. Leipzig 1842; der Kunstgesch. von Fr. Kugler, namentlich die Werke von Schnaase, Gesch. der bildenden Künste: Mittelalter. Bd. III. u. IV. Düsseldorf 1869. 2. Aufl.; Lübke, Geschichte der Plastik. 3. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1880, und Geschichte der italienischen Malerei vom vierten bis sechzehnten Jahrh. Stuttgart 1879, 2 Bde.; Woltmann, Gesch. der Malerei. Leipzig 1879, sowie Bruno Bucher, Gesch. der technischen Künste. Bd. I. Stuttg. 1875. Über die französische Litteratur wurden benutzt: Villemain, Cours de littérature française t. 1. Paris 1830; Rosenkranz, Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie. 3 Thle. Halle 1832; J. L. Ideler,

Geschichte der altfranzösischen Nationallitteratur. Berlin 1842; H. A. Keller, Altfranzösische Sagen. Tübingen 1839/40; Dunlop, History of fiction ed. 2. Edinburgh 1816, 3 voll. und eine deutsche Bearbeitung von Liebrecht. Berl. 1851, und Léon Gautier, Les épopées françaises. 2. Ausgabe, 4 Bde. Paris 1878—81 und La Chanson de Roland. 2 Bde. Tours 1872; Raynouard, Choix des poésies originales des Troubadours. Paris 1816—21. 6 voll.; Fauriel, Hist. de la poésie provençale. Paris 1846. 3 voll.; Fr. Diez, Die Poesie der Troubadoure. Zwickau 1826 und neue Ausgabe 1878; Roquefort-Flaméricourt, De l'état de la poésie française dans les 12me et 13me siècles. Paris 1815. — Unter den zahlreichen Werken über die deutsche Litteratur haben wir in erster Linie von dem klassischen Werke von G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. 4. Aufl. Leipzig 1853 (5. Aufl. revidiert von K. Bartsch 1870), Gebrauch gemacht. Daneben zogen wir die Handbücher der deutschen Litteraturgeschichte von Wilh. Wackernagel, 2. Aufl. Basel 1879; Koberstein, Leipz. 1847 ff., neu bearbeitet von K. Bartsch. Leipz. 1873—75. 3 Bde.; Gödeke, Hannover 1859 ff.; Vilmar, 2 Bde. Marburg; W. Scherer, Straßb. 1875, u. a. W. zu Rate. Über die Nibelungen, Walter v. d. Vogelweide, die Minnesänger u. a. fanden wir manche Belehrung in den Einleitungen zu dem von Franz Pfeiffer herausgegebenen Sammelwerk: Deutsche Klassiker des Mittelalters. Leipzig 1866, und Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts von K. Bartsch. Leipzig 1864, sowie in San Martes Übersetzung und Bemerkungen zu Wolfr. von Eschenbachs Schriften. Magdeburg 1836/41, und in der Einleitung zu Tristan und Isolde von Hermann Kurtz. Stuttgart 1847. Unter den zahlreichen altdeutschen Lesebüchern und Auszügen machten wir besonders von folgenden Gebrauch: Denkmäler der deutschen Sprache rc. von F. A. Pischon. Berl. 1838 ff.; Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch. Basel 1835; Gödeke, Deutsche Dichtung im Mittelalter. Hannover 1854; Scholl, Gesch. der altdeutschen Litteratur. Stuttg. 1855; Heinr. Kurtz, Gesch. der deutschen Litteratur mit ausgewählten Stücken. Leipzig 1861, 3. Aufl. u. a. — Über die Geschichtschreibung die früher angeführten Werke von Wattenbach u. O. Lorenz. Zum Schluß bemerken wir noch, daß der Abschnitt über die Geschichte der Musik von Dr. Chrysander bearbeitet worden ist.

1. Entwickelungsgang der Kunst im Allgemeinen.

a. Poesie.

Poetische Kunstbildung.

Ehe wir das romantische Zeitalter der Kreuzzüge verlassen, müssen wir noch einen Blick auf die geistigen Wandelungen richten, welche außerhalb der Kirche, wenn auch getragen und erfüllt von der durch sie bedingten religiösen Zeitrichtung, das innere Leben durchdrungen, bereichert und gehoben haben. Das dreizehnte Jahrhundert, das die kirchliche Hierarchie auf einen Höhepunkt hob, von welchem, da der innere Gehalt der religiösen Ausbildung mit der äußeren Erscheinung in Widerspruch trat, ein Niedersinken notwendig erfolgen mußte, das dem glänzenden Bau der Lehnsmonarchie die moralischen Stützen entzog und dadurch seinen Verfall, zugleich aber die Entwickelung eines neuen Staatslebens auf Grund ständischer Gliederung einleitete, hat auch die poetische Welt der Phantasie und des Gemüts in ein Stadium geführt, das keine steigernde Fortbildung mehr zuließ, aus dem nach einer Periode der Erstarrung in den bisher

entwickelten Formen und Gedankenkreisen ein geistiger Umschlag, ein Einlenken in andere Bahnen, ein Hinstreben nach neuen Interessen und Schöpfungen zur Notwendigkeit ward. Indem wir in den folgenden Blättern diese Welt der Phantasie und des geistigen Schaffens, wie sie sich in den Werken der Kunst und Litteratur abspiegelt, in großen Zügen darstellen wollen, können wir uns zum leichteren Verständnis auf manche analoge Erscheinungen beziehen, die wir bereits auf anderen Gebieten des weltgeschichtlichen Lebens kennen gelernt haben. Wie die Institutionen der Kirche, des Feudalwesens, der Ritterschaft in dem französisch-normännischen Volksstamme ihre hauptsächlichsten Träger gefunden und wie von dort aus auch die Kreuzzüge ihren Ausgang genommen haben, so ist auch für die Art der Dichtung, welche sich an die das Zeitalter der Kreuzzüge erfüllenden Ereignisse und Zustände und die aus ihnen erwachsenen Vorstellungen und Ideenkreise anlehnte und welche man als die romantische zu bezeichnen pflegt, im westlichen Europa, im provençalischen Süden und im französisch-normännisch-bretagnischen Norden die eigentliche Heimat zu suchen. Die religiöse Poesie, die im Anfang unserer Periode dort wie in Deutschland von Geistlichen gepflegt die dichterische Thätigkeit fast ausschließlich in Anspruch nahm, trat unter dem Einflusse der neuen geistigen Strömung bald in den Hintergrund: die Dichter mußten entweder die Interessen und Vorstellungen, welche das lebende Geschlecht fesselten, in ihren Kreis ziehen, oder sie mußten den fremden Sagen- und Phantasiegebilden den Plan räumen. So kam es, daß man zunächst die in der Volkstradition erhaltenen Heldensagen aus Karls des Großen Zeiten im Sinne der herrschenden Anschauungen bearbeitete, indem man bald die Kämpfe des königlichen Herrschers und seiner getreuen Paladine gegen eine trotzige Lehnsaristokratie poetisch gestaltete und großartige Heldencharaktere sich entwickeln ließ, bald seinen Kampf gegen die Ungläubigen, die Sachsen wie die Sarazenen, im Geiste der Kreuzzüge besang. Als aber das verfeinerte Rittertum und der Frauendienst das gesellschaftliche Leben der adligen Kreise zu beherrschen anfingen, verlor sich der Geschmack für die derben, in naturwüchsiger Kraft und altgläubiger Frömmigkeit auftretenden Heldengestalten aus einer fremdartigen Vergangenheit; die Ritter und Frauen sehnten sich nach einer Unterhaltung, die mehr ihren Sitten und Neigungen entsprach; sie wollten von Personen und Verhältnissen hören, in denen sich ihr eigenes Dasein, die „höfische“ Bildung der Zeit, abspiegelte, deren Thaten und Schicksale, deren Bestrebungen und Lebensziele mit ihren eigenen Interessen und Seelenrichtungen, mit ihren eigenen Anliegen und Erlebnissen in Beziehung und Übereinstimmung standen. Einen solchen Stoff fand die Dichtkunst in den wunderlichen Sagengebilden eines halberstorbenen Volksstammes, der seit Jahrhunderten aus dem öffentlichen Leben ausgeschieden ein stilles, wenig beachtetes Dasein verbracht hatte, bis er in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts durch ein großes weltgeschichtliches Ereignis wieder aus der Verborgenheit hervortrat. Es waren dies die Sagen von König Arthur und

Die Karlssage.

Die bretonisch-fränkischen Sagenkreise.

seiner Tafelrunde, die, wie früher erwähnt (IV, 750 f.), bei den keltischen Volksresten der Altbriten in Wales, Cornwallis und Bretagne sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatten, und durch den Eroberungszug des Normannenherzogs Wilhelm, an dem sich viele Ritter aus der Bretagne beteiligten, eine neubelebende Anregung erhielten und die Aufmerksamkeit anderer Nationen erweckten. Sowenig auch diese wunderlichen Sagen von Irrfahrten und Abenteuern, von Kämpfen und Schlachten ohne geschichtliche Unterlage, ohne Plan und Ziel den Anforderungen der Poesie genügen konnten, in ihrer losen Gestalt, in ihrer Unbestimmtheit, in ihrem fahrigen, unausgebildeten Wesen reizten sie das Kunsttalent begabter Dichter. Aus diesem unkultivierten Boden konnten schöpferische Hände fruchtbare Gefilde erzeugen; der rohe Stoff schien zu künstlerischen Gebilden sich zu eignen; die abenteuerlichen Helden der Tafelrunde, die fast alle einander gleich waren, forderten die Bildungskraft zur Erdichtung psychologischer Charakterentwickelungen heraus. So wurden denn diese bretonischen Kämpfer in ihrer ungeschlachten Kraft und mit ihren wunderlichen, fremdklingenden Namen von den französischen Dichtern zu Helden ihrer epischen Gedichte und Romane gewählt und zu Trägern der Zeitideen, zu Mustern und Vorbildern aller Ritterschaft erhoben. Zunächst wurde der Frauendienst als treibendes Element hineingezogen: an die Stelle der Gottesminne trat die Geschlechtsliebe; die Helden, deren Erziehung und ritterliche Heranbildung den Dichtern schon Gelegenheit zur Charakterentwickelung und Seelenmalerei bieten mußte, erliegen der zwingenden Gewalt der Liebe, handeln im Dienste der Frauen. Lancelot und Tristan sind über dieses Stadium nicht hinausgetreten; ihnen ist ein höfisches Ritterleben im Genusse des Waffenruhmes und des Minnesoldes Zweck des Daseins, und die Kunst, womit französische und deutsche Dichter dieses Liebeleben, dieses „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein", dieses „Hangen und Bangen in schwebender Pein", dieses „Glücklich allein ist die Seele die liebt" ausmalten, das ganze Lebensinteresse um die einzige Leidenschaft sich bewegen ließen, die Liebe als ein „so seliges Ding" hinstellten, daß darüber alle übrigen Güter und Tugenden zurücktraten, hat diese Namen zu den Lieblingsgestalten des ganzen Mittelalters erhoben. Auf dieses Feld konnte die im Cölibat lebende Geistlichkeit der Poesie nicht folgen, und so sehen wir denn die ritterliche Laienwelt an ihrer Stelle in den Dienst der Musen treten. Nicht nur, daß die Lyrik, die bisher vorzugsweise als Volksgesang ein wenig beachtetes Dasein geführt, nun unter den Händen ritterlicher und adliger Troubadoure und Minnesänger vorzugsweise zur Verherrlichung der Liebe und der Frauen, zur Belebung und Verschönerung der vornehmen „höfischen" Gesellschaftskreise, zur Knüpfung zarter, oft unsittlicher Liebesbande gebraucht wird, auch die erzählende Poesie fiel gänzlich der Pflege weltlicher Dichter anheim. Und so sehr wuchs das Interesse für diese Litteraturgattung, daß die Rittergeschichten an Zahl und Umfang fort und fort zunahmen, daß man der leichtern

Abfassung und Verbreitung wegen die metrische Form und den Reim allmählich aufgab und zu breiten Prosa-Erzählungen fortschritt, bis endlich diese sich zuletzt wieder in Volksbücher verkürzten. Wenn neben dieser weichen Poesie der Minne in Deutschland auch noch die alte Volksdichtung fortlebte und die überlieferten Sagenstoffe von den Nibelungen und der Gudrun von kunstfertiger Hand überarbeitet wurden, so lagen die Motive dieser Thätigkeit weniger in der Zeitrichtung als in der gesunden Natur einiger Dichter, denen über dem konventionellen Ritterwesen der Sinn für die nationalen Gebilde des germanischen Geistes noch nicht verloren gegangen war. — Aber man stand in Gefahr über dem Liebesgetändel und dem Sinnenrausch der Minnedichtung den Ernst des Lebens, die höheren sittlichen Interessen aus dem Auge zu verlieren: darum mußte der Poesie wieder ein tieferer Inhalt gewonnen, mußte ihr wieder der rechte religiöse Geist zurückerobert werden. Und auch dazu wußte man die bretonischen Artusromane anzuwenden; sie wurden als Gefäß und Rahmen für die zuerst in Südfrankreich und Spanien ausgebildeten mystisch-religiösen Erzählungen vom heil. Gral benutzt. Die alte geistliche Dichtung vom Leben Jesu und der Maria, von den Geschichten der Märtyrer und Heiligen hatte das ehemalige Interesse verloren; man mußte auch in der Poesie wie in den Kreuzzügen Religion und Leben in Verbindung setzen; dies geschah durch die „Massenie des heil. Gral“, ein seliges Fürstengeschlecht mit ihrem Hofgesinde, den Templeisen, die wie die Ordensritter alle Tugenden und Eigenschaften der höheren Stände, der Geistlichkeit und des Waffenadels, in sich vereinigend Burg und Tempel des Gral als fromme Hüter schützen sollten. Durch dieses dritte Element, das in dem Helden Parzival, von den walisischen Dichtern Peredur genannt, seinen vollendetsten Ausdruck fand, traten die Artusromane in eine neue Entwickelungsstufe, die jedoch nicht allen zusagte. Gottfried von Straßburg hielt sich fern davon und schalt auf die Dichter, „die in Mären wildern“. Er zog es vor, mit der die Welt beherrschenden Strömung zu schwimmen, während Wolframs Parzival ihr entgegensteuerte. Auf dieser Entwickelungsstufe des Epos kamen die Laiendichter der Geistlichkeit wieder nahe; die Heldendichtung nahm einen lehrhaften, allegorischen Charakter an und schlug damit eine Richtung ein, wo sich beide Stände aufs neue die Hände reichen konnten. Aber die poetische Schöpfungskraft hatte bereits ihre höchste Leistungsfähigkeit erreicht: während die ritterlichen Dichter noch eine Zeitlang fortfuhren, von dem Baum der Minnepoesie einige Früchte zu brechen oder wie früher die Geistlichkeit auf den wenig anziehenden Gebieten der alten Geschichte, des Trojanerkriegs, der Alexandersage, der Legenden und Heiligengeschichten sich herumtrieben; während bekehrte Laiendichter die trockene Spruch- und Lehrdichtung der verwelkenden Blume der Minnepoesie entgegenstellten oder die romantische Fabelwelt des Ritterepos durch „Reimchroniken“, durch geschichtliche Werke in Versen halb geistlichen, halb weltlichen Inhalts und Wahrheit mit Dichtung vermischend zu ver-

Gralsage.

drängen suchten: wuchs allmählich der Bürgerstand zu Bildung, Wohlstand und Ansehen empor und fing an die Hand auch nach dem Füllhorn der Poesie auszustrecken. Hierarchie und Ritterschaft hatten am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihre glänzendsten Zeiten bereits hinter sich; aus den Formen, die noch ein Jahrhundert fortbestanden, war bereits der belebende Odem entwichen: die Bewohner der Städte strebten mit jugendlicher Kraft empor und suchten nach einer Nahrung, die den Bedürfnissen ihres Geistes, der Sehnsucht ihres Herzens, dem Erwachen ihres religiösen Gefühles entspräche und den Forderungen ihrer wachsenden Einsicht Genüge leistete.

b. Tonkunst*).

Mit der poetischen Zeitbildung ging die musikalische Hand in Hand. Beide Künste erhoben sich allmählich aus dem Dienst der Kirche zur Beherrschung des gesellschaftlichen Lebens der höheren Stände und vertauschten mehr und mehr den geistlichen Charakter mit dem weltlichen. Es scheint daher zweckmäßig, hier die musikalischen Zustände im Zeitalter der Kreuzzüge zu beleuchten, weil dadurch zugleich der Charakter und Entwickelungsgang der Dichtkunst, die im folgenden Abschnitt eine eingehendere Darstellung finden werden, in ein helleres Licht treten und der Einfluß der Kreuzzüge von einer neuen Seite sich kund gibt.

Im römisch-gregorianischen Gesange war die Form gefunden, in welcher die Musik, auf den Ergebnissen des Altertums fußend, sich weiter entwickeln konnte. Wohin dieser Gesang drang, da bereitete er den Boden für eine neue und eigentümliche Entwickelung. Denn er besaß die Doppelkraft aller in der Geschichte dauernd wirksamen Mächte, die nämlich, heimische nationale Weisen sowohl in sich aufnehmen wie sie beherrschen zu können, und so durchdrang er nach und nach alles, gab allem mit der unwiderstehlichen Macht innerer Umbildung eine neue Gestalt. Die Länder, welche ihn früh und rückhaltlos aufnahmen, Italien, das Reich Karls des Großen und England, sind auch die eigentlichen gelobten Länder der Tonkunst geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben. In gemeinsamem Zuge und in steter Wechselwirkung haben sie den Weg zu neuen Idealen zurückgelegt, und diese ihre Wanderung bildet den Inhalt der Musikgeschichte des jüngsten Jahrtausends.

In der Musik des neunten bis zwölften Jahrhunderts spinnen sich, wie in den bildenden Künsten, die Formen des Altertums fort, aber so, daß sie immer mehr von den nationalen Weisen der verschiedenen christianisierten Länder erfüllt und durchdrungen werden. Die große Bewegung der Kreuzzüge brachte auch in dieses Gebiet einen neuen Schwung; alte Weisen erwachten in der glühenden Begeisterung zu neuem Leben und traten in zeitgemäßem Gewande hervor. Als sich die phantastischen Ideale der christlichen Welt so unverhofft schnell verwirklich-

*) Von Dr. Fr. Chrysander.

ten, nahm auch der ganze Gesang immer mehr diese neue Richtung an. Die Anschauungen und Empfindungen des Zeitalters der Kreuzzüge haben einen sehr bestimmten historischen Charakter, der sich der ganzen Kunst aufdrückte, wenn er auch in der Musik für uns weniger sichtbar geblieben und daher jetzt weniger nachweisbar ist als in der Dichtung, obwohl gerade die Musik diejenige Kunst war, auf welche der Eintritt ins Morgenland und die Berührung mit der arabischen Kultur am schnellsten und entschiedensten wirkte. Nicht ohne große Überraschung fand man sich einander innerlich viel näher stehend, als jemals geahnt war; beide, Mohammedaner und Christen, einte das Band griechischer Kultur, auf deren Boden sie standen, deren Resultate sie sich, jeder in seiner Weise, angeeignet hatten, und in dieser Verbindung bildete die Musik ein sehr bedeutendes Ferment. Beide Seiten des Rittertums, Kriegs- oder Herrendienst und Frauendienst, wurden durch die Berührung mit den „Ungläubigen" gekräftigt und infolge dieses Anstoßes zu dem vollen Glanze ausgebildet, welchen die folgenden Jahrhunderte zeigen. Zunächst wirkte die kriegerisch-musikalische Seite: das den Kreuzfahrern unbekannte Kriegsorchester von Trommeln (die noch der alte Sebastian Virdung in seiner Instrumentalbeschreibung 1511 für eine Erfindung des Teufels ausgibt, vielleicht in dunkler Erinnerung an ihren sarazenischen Ursprung), Pauken, Trompeten, Oboen, Posaunen und sonstigem Janitscharen-Geklingel verlieh den Angriffen ihrer Feinde eine berauschende Gewalt; die abendländischen, mehr für den Einzelkampf passenden Hörner erwiesen sich dem gegenüber als sehr unwirksam, und selbst die herrlichen Schlachtrufe und -Gesänge büßten viel von ihrer Energie ein. Hier, in der musikalischen Leitung großer Kriegsmassen, waren die Sarazenen ihren Gegnern offenbar weit überlegen und in ihrer Art so neu und so tüchtig, auch waren die Vorteile für den Kampf so groß, daß man sich unwillkürlich zur Nachahmung gedrängt sah, und nicht lange währte es, so zogen die Kreuzfahrer den „Ungläubigen" entgegen in orientalischem Prunk unter dem Klange „ungläubiger" Instrumente, die auch bald im ganzen Abendlande eine neue, bessere, dauernde Heimat fanden. Und wie die Kriegspracht, so war auch das Frauenleben der Sarazenen in seinem Helldunkel, seiner Verschleierung den Kreuzrittern unendlich anziehend, und der musikalische Duft des Harems, ausströmend in süßen Gesangtönen zum Klange der Lauten und Guitarren, blieb ihnen um so tiefer in der Erinnerung, als er in den meisten Fällen das einzige war, was ihnen von diesen Geschöpfen nahe trat, deren Dasein mit allen Reizen der Poesie umgeben schien. Die Lauten- und Guitarren-Instrumente sollten bald bei dem verfeinerten höfischen ritterlichen Gesange eine ebenso große Rolle spielen, wie Trompete, Tamburin und ihre Verwandte auf dem europäischen Kriegstheater; nach beiden Seiten hin machte sich die größere Vollendung der mohammedanischen Kultur der christlichen gegenüber aufs entschiedenste geltend, in der Musik schneller als in der Dichtung,

der Architektur und den Wissenschaften. Dies ist die **musikalische** Bedeutung der Kreuzzüge.

Was sich nun, hier anknüpfend, aber alte Weisen weiterbildend, im Abendlande unter den Händen der deutschen Minnesänger, der französischen Troubadoure, der englischen Minstrels gestaltete und zum Teil zu hoher Blüte gedieh, hängt auf musikalischem Gebiete eng mit den Bildungen der folgenden Jahrhunderte zusammen und findet in ihnen seine naturgemäße Fortleitung.

Ursprung der Harmonie oder der Mehrstimmigkeit (Kontrapunkt). Die Wirksamkeit des Guido von Arezzo (V, 413) ebnete den Boden für das Erblühen einer neuen Kunstart, von der es zweifelhaft ist, wie weit sie direkt auf ihn zurückgeführt werden muß, nämlich für die Mehrstimmigkeit. Auch dieses war eine griechische Kunst, nur in einem andern Sinne. Die Griechen wandten die Harmonie an bei der Begleitung des Gesanges durch die Instrumente; der Gesang selber aber, auch der Chorgesang, bewegte sich einstimmig oder in Oktaven. Ihre Harmonie war keine Mehrstimmigkeit, die in einer ausgebildeten Tonlehre festen Halt besaß, sondern mehr nur ein zufälliges Gebilde. Sie kannten daher eine Kunst der Begleitung, aber keine Kunst des mehrstimmigen Satzes. Einen völlig entgegengesetzten Weg schlug jetzt das Mittelalter ein. Man begann mehrstimmig zu singen. Die Praxis gestaltete sich verschieden je nach den überkommenen Vorlagen. Wo man sich an Rundgesänge und derartige populäre Melodien schloß, entsprang direkt aus dem Einzelgesang die Mehrstimmigkeit, indem eine zweite Stimme die Melodie etwas später anstimmte, während die erste fortsang, eine dritte wiederum später u. s. w.; und die Aufgabe des Musikers war nun, dies so zu ordnen, daß eine natürliche wohllautende Harmonie daraus entstand. Dies ist das, was man „Kanon" nennt. Ein weiterer Schritt war, das Nachsingen oder die Nachahmung der Töne aus der gegebenen Lage in eine andere nahe gelegene und dem Haupttone innerlich verwandte zu versetzen, nämlich vier oder fünf Töne (eine Quarte oder Quinte) höher oder tiefer, z. B. eine in C-dur stehende Tonreihe nach G-dur oder F-dur. Hierdurch gewann der mehrstimmige Gesang erst sein Hauptgebiet, indem nun die ganze Fugenkunst frei sich geltend machen konnte. — Bei anderen Gesängen, welche zu der Form des Kanons nicht bequem paßten, namentlich bei kirchlichen, wurde eine direkte Mehrstimmigkeit versucht, nämlich zuerst eine zweite, später auch eine dritte und vierte Stimme auf gut Glück darunter oder darüber gelegt. Nach der Melodie oder Hauptstimme, Cantus, nannte man die harmonisierende Gegenstimme ursprünglich Descantus; später hieß die melodieführende Stimme „Tenor", weil sie den Halt gewährte, die zweite Stimme Kontratenor, die dritte Tripium. Der Tonhöhe nach lag der Tenor in der Mitte, der Kontratenor gewöhnlich unter ihm, das Triplum oben über. Der Kontratenor nahm also einigermaßen die Stelle des jetzigen Basses ein, der Tenor die Stelle, welche er noch jetzt unter demselben Namen behauptet, und das Triplum die von den Singknaben ausgeführte Oberstimme (Diskant, Sopran), weshalb die Knaben in den englischen Kirchenchören noch jetzt trible oder treble boys, Triplumsänger, genannt werden. Dies waren die frühesten Bezeichnungen einer mehrstimmigen Komposition. Einen Grundbaß, der die Harmonie regelt, und eine Oberstimme, welche die Melodie führt, kannte man also damals noch nicht; Grundbaß und Melodie waren vielmehr in einer einzigen Stimme verschmolzen, im Tenor, und dieser lag in der Mitte. So war es bei den Griechen, und so blieb es jetzt, mit geringen Ausnahmen, bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Sieht man von dieser Verschiedenheit des Grundbaues ab, so beschäftigten sich die ersten

Versuche des mehrstimmigen Gesanges schon mit denjenigen beiden Arten der Harmonie, welche auch noch jetzt die allein gültigen sind: nämlich mit der sogenannten kontrapunktischen, wo durch fugierte Verflechtung der Stimmen die Harmonie entsteht, und mit der einfachen, wo zu jedem Tonschritte einer Melodie die passenden harmonischen Beitöne gesucht werden. — Die geschichtlichen Nachrichten über diese Versuche mehrstimmig zu singen oder vielmehr zu schreiben, gehen bis ins elfte Jahrhundert zurück. Männer, deren Namen mit ihren Werken verschollen sind, beschäftigten sich mit den genannten Weisen eines zwei- und dreistimmigen, bald auch vierstimmigen Satzes. Die Regeln und Kunstgriffe wurden durch mündliche Unterweisung verbreitet; die Aufzeichnung der Musik, wo sie geschah, war höchst mangelhaft und nur den in die Gebräuche der Schulen Eingeweihten verständlich. Also ähnlich wie bei der Baukunst. Wie aber in dieser im zwölften Jahrhundert Paris an die Spitze der Bewegung trat, so auch in der Musik. Große Kunstwerke konnten hier allerdings nicht entstehen, weil man in einem erdrückenden Maße noch mit dem Ausdruck zu ringen hatte. Nicht einmal die ersten Elemente desselben waren bereitet vorhanden; der Baumeister auf musikalischem Gebiete mußte nicht nur den Stein behauen, er mußte mit größter Mühe sogar erst Materialien aufsuchen, welche in ihrer Zusammensetzung ein steinfestes Baumittel abzugeben vermöchten, und sich alles Werkzeug selber bereiten. Daher kam man hier niemals ganz aus der Vorarbeit heraus.

Es waren nun besonders zwei Mittel, deren Ausbildung die ehrwürdigen Tonmeister dieser Zeiten sich angelegen sein ließen. Der Begriff der Tonart war bekannt; ihre Benennung, Einteilung und Messung ebenfalls. Auch das Gebinde von vier Tönen, welches die Griechen Tetrachord nannten und sozusagen als ihren Tonmeter der gesamten Musik zu Grunde legten, war ihnen geläufig. Aber für die Praxis, die notwendigsten Bedürfnisse der Gegenwart, brauchten sie noch etwas anderes, ein neues und größeres Maß. Es machte sich die Wahrnehmung geltend, daß nicht nur vier Töne eine zusammenhängende Reihe bilden, sondern sechs, nämlich aufsteigend c, d, e, f, g, a, und daß der siebente Ton (h) dieselbe durchbricht und gleichsam in eine neue Ordnung überspringt. Diese Wahrnehmung ist bewundernswert richtig, war aber nur an der menschlichen Stimme zu machen; schon hieraus erhellt, daß damals der Gesang Quelle und Zweck aller Lehre war. Man nannte diese sechs Töne das Hexachord, und Guido gab den Tönen nach den Anfangssilben eines lateinischen Gesanges (Ut queant laxis) neue Namen: ut (c) re (d) mi (e) fa (f) sol (g) la (a). Mit diesen Silben benannte man nicht ausschließlich die Töne von c bis a, sondern auch die von g bis e, von f bis d u. s. w.; weil nun die Hexachord-Töne in jeder Durtonart wiederkehren, gewann man damit eine neue Benennung für das ganze Tonsystem. Den Gebrauch dieser Silben in solcher Anwendung nannte man Solmtsieren (Solfeggieren) oder Solmisation. Entsprungen aus dem nächst vorliegenden natürlichen Bedürfnisse einer Kunst, die damals zuerst den rechten Weg zu einer langen folgenreichen Entwickelung betrat, genügte die Solmisation demselben auf die vortrefflichste Weise. Sie bildete einen Kanon der Komposition; denn alles, was im Bereich eines Hexachords gesungen wurde, konnte sofort in einer andern Lage nachgeahmt werden, indem man dieselben Silben sang. So aus dem Stegreif wurde es auch ursprünglich am meisten geübt; ein solches Singen nannte man Deskantieren. Das Hexachord (oder die Solmisation) schließt daher die Fugenregel ein, und hierin liegt seine tiefere Bedeutung für die Kunst. Ausbildung

Diesem Mittel zur innern Vervollkommnung reichte ein anderes zur äußern die Hand. Das feine rhythmische Gefühl der Griechen war verloren, weil seiner Zeit in Überverfeinerung untergegangen. Die Zeitmessung des Tones mußte daher neu ge-

schaffen werden: in welchem Maße und unter welchen Schwierigkeiten, ersehen wir aus den schweißtriefenden Versuchen mehrerer Jahrhunderte. Die ältesten Meister, von denen uns Kunde geworden, wußten bei Aufzeichnung ihrer mehrstimmigen Kompositionen das Zeitmaß nur sehr unvollkommen anzugeben, mündlicher Anweisung das weitere überlassend, woraus unendliche Verwirrung entstand; und die Pariser Musiker dieser Zeit (Perotin, Magister Petrus u. a.) wurden tonangebend zum guten Teile durch die größere Vollkommenheit, in welcher sie ihre Musik aufzeichneten. Ein solches Verdienst scheint sehr äußerlicher Art zu sein; daß es dies aber nicht war, daß die Kunst selber davon abhing, daß die besten Köpfe ihre beste Kraft auf die Erfindung neuer Mittel zum richtigeren Ausdruck der Zeitwerte des Tones richten mußten, dies zeigt deutlicher als irgend etwas anderes die völlige Kindheit, in der die Tonkunst sich damals befand. In einer gewissermaßen abschließenden Gestalt sind diese Bestrebungen uns erhalten in dem um 1200 verfaßten Traktat des berühmten Franco von Köln über die bei der mehrstimmigen Komposition anzuwendende Mensur oder Notenwertzeichen (»Ars cantus mensurabilis«). Kompositionen aus dieser Zeit (zwei- bis vierstimmige) von Franco und andern, namentlich Pariser Künstlern, sind uns in ziemlicher Menge erhalten. Die Betrachtung derselben lenkt den Blick auf ein anderes Gebiet, nämlich auf die musikalischen Quellen, welche den Tonmeistern zuflossen, und auf die Aufgaben, welche ihnen gestellt wurden. Dies führt uns zu der zweiten und anmutigeren Seite der musikalischen Kunst des Mittelalters.

Provence. Troubadoure u. Jongleure. Im südlichen Frankreich, der Provence, erblühte in den Zeiten der Kreuzzüge eine Dichtung, in welcher der Geist dieses Zeitalters nach seiner erotischen, ritterlichen und romantischen Seite einen glänzenden Ausdruck fand. Die Dichter oder Sänger hießen Troubadoure, d. i. Erfinder, nämlich von neuen strophischen und musikalischen Formen oder „Tönen“. Den Toubadouren vorauf ging schon eine ältere musikalische Praxis, von der sie einen Teil ihrer Kunst erlernten und auf welcher sie fußten; dies war die Kunst der Jongleure. Guirant Riquiro, der letzte bedeutende Troubadour, sagt in einem Gedichte vom Jahr 1275: „Wahrhaftig, von weisen und unterrichteten Männern wurde von Anfang die Jonglerie aufgebracht, um durch geschickt gespielte Instrumente den Edlen Ehre und Freude zu verschaffen. Diese hielten von Anfang Jongleure, und noch heutzutage halten deren die Großen des Landes. Hierauf kamen Troubadoure, um hohe Thaten zu singen und um die Edlen zu preisen und sie zu ähnlichem aufzumuntern: denn wer sie auch nicht verrichtet, der weiß sie doch zu würdigen. So begann nach meinem Urteile die Jonglerie, und jeder lebte vergnügt unter den Edlen.“ Also auch die Jongleure waren Künstler, die sich an den Höfen der Großen aufhielten.

Die Jongleure waren die eigentlichen ausübenden Musiker; es wurden später alle diejenigen so genannt, „welche aus der Poesie oder Musik ein Gewerbe machten, Troubadoure dagegen alle, die sich mit der Kunstpoesie beschäftigten. Ein vollkommener Spielmann oder Jongleur mußte aber auch die Künste des Seiltänzers und Gauklers verstehen. Er tanzte, überschlug sich, sprang durch Reife, fing kleine Äpfel mit zwei Messern auf, ahmte den Gesang der Vögel nach, ließ Hunde und Affen ihre Kunststücke machen, lief und sprang auf einem hochgespannten Seil und spielte überhaupt den Lustigmacher.“ (Diez.)

Im Musikalischen waren die Troubadoure ihre Schüler und blieben immer von ihnen abhängig. Viele Troubadoure, namentlich diejenigen, welche als Hofdichter eine angesehene Stellung einnahmen, verstanden auch ihre Lieder in Musik zu setzen, zu singen und mit Instrumenten zu begleiten; wer dies nicht vermochte, der nahm einen Jongleur in Dienst, wenigstens zum Singen und Spielen auf der Viole oder Geige (welche das Hauptinstrument für die Begleitung war), auf der Harfe, Zither, Sackpfeife, der 17saitigen altdeutschen Rote, dem Psalterion, der Leier, auf Pauken, Trommeln, Kastagnetten und noch vielen anderen Instrumenten. Die Jongleure oder Musiker wurden durch die Troubadoure gewissermaßen aus ihrer ersten Stellung verdrängt und zu Vasallen herabgedrückt. Dadurch entstand ein Verhältnis wie das von Ritter und Knappe, Kämpfer und Schildträger. Ein allbekanntes, hochromantisches Beispiel haben wir an (dem Troubadour) Richard Löwenherz und seinem Spielmann (Jongleur oder Minstrel) Blondel. Die Troubadoure waren meist ritterlichen Standes, aber, gleich den deutschen Minnesängern, durchweg arm und auf Erwerb bei reicheren Standesgenossen, Damen und Fürsten angewiesen. Mitunter als Hofdichter seßhaft, führten sie doch öfter, namentlich die ärmeren unter ihnen, ein Wanderleben. Entweder allein oder in Begleitung von einem oder einigen Jongleuren pilgerten sie während der größeren milderen Jahreshälfte von einer Gegend zur andern, von Schloß zu Schloß, alte Gönner besuchend und neue erwerbend, durch das Sonnenlicht der Dicht- und Tonkunst Freude um sich her bereitend, wo sie mit ihrer Schar sich niederließen. Beim Eintritt der kälteren Jahreszeit kehrten sie nach Hause zurück, lebten von dem Erworbenen und verbrachten die Zeit mit der Abfassung neuer Gedichte und Tonstücke zur nächsten Frühlingsreise. Diese Kunstreisen haben einen sehr modernen Anstrich, denn unsere „Saison"-Virtuosen machen es nicht viel anders; und zugleich nehmen sie sich höchst altertümlich aus, denn so trieben es schon die Homeriden. Im Grunde folgte der auf Erwerb angewiesene Troubadour hiermit nur den Spuren, welche sein jetziger Dienst- und Spielmann, der Jongleur, lange vor ihm ausgetreten hatte.

Die Poesie der Troubadoure ist arm an erzählenden oder epischen Gedichten, und das Drama mangelt in der Zeit ihrer Vollblüte (gegen 1200) gänzlich. Der Schwerpunkt liegt in der Lyrik, also in der Liedform und dem Gesange. Drei Gattungen sind zu unterscheiden: Minnelieder — Sirventes, oder Dienst- und Herren-, auch wohl politische Lieder — und Tenzonen oder dichterische Wettkämpfe und dialektische Gesprächspiele. Die Strophen sind kunstreich und steigern sich von 3 bis zu 42 Versen, gehen also, wie auch bei den Minnesängern, in Künstelei über, was später die Meistersänger abermals nachmachten; aber bei weitem die meisten Gedichte halten sich in den Grenzen einer einfach übersichtlichen und sangbaren Liedform. Die Melodien sind, dem entsprechend, leicht, sangbar und oft schon von beträchtlich vollkommener, abgerun-

deter Gestalt. Viele dieser Weisen werden schon vor der Periode der Troubadoure bei den Jongleuren im Schwange gewesen sein und wurden jetzt nach den Bedürfnissen der verfeinerten Poesie nur weiter ausgebildet, wie sie denn auch aus dem Verfall der Troubadourdichtung (seit den Albigenserkriegen des dreizehnten Jahrhunderts) unversehrt sich retteten. Für die Musik bildet das Zeitalter der Troubadoure nur einen Durchgangspunkt. Die übliche Einteilung dieser Dichtung in drei Perioden (Aufkeimen, Blüte und Verfall) hat für die Musik so wenig Gültigkeit, daß letztere sich vielmehr stetig vervollkommnete; zu einer Zeit, wo diese schöne Dichtung immer mehr die dunkeln und gelehrten Pfade einschlug, also damit selbst ihre Erschöpfung und ihr baldiges Ende ankündigte, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, stand die Musik in üppiger Frische da. Zur selben Zeit löste sie sich von der Ritterdichtung mehr und mehr ab und verbündete sich mit dem aufstrebenden Bürgertume, ging auch von der ausschließlichen Gefühlsschwelgerei der Lyrik bald auf das dramatische Gebiet, wie anderseits zu kontrapunktischen Versuchen über.

Der bezeichnendste Repräsentant für diese Richtungen und den Zustand der Musik in diesem Kreise ist Adam de la Hale aus Arras († 1286), Dichter, Sänger und Komponist ein- und mehrstimmiger Tonsätze, also Troubadour, Jongleur oder Menestrier und Kontrapunktist in einer Person. Erhalten sind von ihm mehrere Gedichte (chansons) und mehrstimmige Kompositionen; aber seine interessantesten und bedeutendsten Produkte sind Dramen oder Liederspiele mit Musik, von denen sich drei Stücke auf unsere Zeit gerettet haben (Li gieu du Pelerin — La Feuillée — Robin et Marion). Die eingestreuten Lieder sind an Worten und Melodien reizend, natürlich und schön in ihrer Einfachheit, dabei echt französisch im Charakter der Chansons gehalten. Die Pastorelle (Pastourelle) oder Vaudeville war also schon damals ziemlich fertig, und den so betretenen Weg ins breite Bürgertum verfolgte die Musik nun unablässig. Damit quollen die Ströme des Gesanges aller Orten auf, breiteten ein dichtes Wassernetz über die Länder und flossen dann, nach Sprach- und Völkerscheiden abgegrenzt, in den großen Strömen des Nationalgesanges zusammen.

Nordfrankreich. Menetriers. Nordfrankreich und England bilden im elften bis dreizehnten Jahrhundert für Musik und Dichtung ein vereinigtes Gebiet. Im nördlichen Frankreich hieß der Musikmeister Menetrier oder Menestrier, woraus im Englischen Minstrel wurde, und der provençalische Jongleur sank neben ihm mehr zu einem Possenreißer herab. In Nordfrankreich gestalteten sich die Verhältnisse ähnlich wie in der Provence, und war die Entfaltung auch weniger farbenprächtig, so hatte man dagegen in Paris einen festen Mittelpunkt, in welchem der solide Grund gelegt wurde zu einer breiten, langdauernden Entwickelung. Während die Pracht der provençalischen Liederkunst nach herrlichster und fast zu üppiger Blüte mit der Sprache selbst verschwand, gewann im Norden das eigentliche moderne Französisch seine Gestalt, dem die verwandten Künste verbündet zur Seite traten, alle zu ihrem Teile an dem großen Werke mithelfend, eine neue Nation zu bilden. Hier liegt daher das eigentlich französische Element, und auch alle musikalischen Fortschritte, die innerhalb der Grenzen dieser Nation möglich waren,

gehen von jetzt an vom nördlichen Frankreich aus. Die Folgen einer solchen Konzentration waren eine große Sicherheit und Kraft der Initiative; für die Kunst an sich aber können dieselben nicht immer wohlthätiger Art genannt werden.

Der eigentliche Minstrel kam natürlich erst im Gefolge der normännischen Eroberer (seit 1066) nach der britischen Insel. Aber er traf hier zwei Vorgänger, die ihm verwandt waren und das Gebiet streitig machten, den keltischen Barden und den angelsächsischen Gleeman oder Harfner. Die Barden waren schon durch die Angelsachsen in die westlichen Berge von Wales zurückgedrängt; nun mußten auch die germanischen Harfner immer mehr in die nördlichen Grafschaften zurückweichen. Der Gegensatz gegen die neue französische Hofmusik und Sprache stachelte den Wetteifer der einheimischen Künstler noch mehr auf. Hierdurch verbreitete sich die musikalische Kultur über das ganze Land, namentlich auch nach den nördlichen, dem Hofleben ferner gelegenen Teilen, und dort an der Grenze zwischen England und Schottland war fortan die Geburtsstätte des Nationalgesanges. Eine Ausgleichung wurde nach und nach zu stande gebracht durch kunstsinnige Fürsten, welche von Barden und Harfnern alles an den Hof zogen, was sich auszeichnete, und hierbei machte sich die vollendetere künstlerische Ausbildung des Minstrels bald überall geltend; Barde und Harfner lernten seine Kunstregeln, er lernte ihre Weisen und nahm ihre Instrumente an. Gleeman und Minstrel verschmolzen bald so völlig miteinander, daß beide Namen fortan als gleichbedeutend gebraucht wurden; es bildete sich eine einheitliche Kunstübung aus, genannt nach demjenigen Künstler, der ihr den Stempel aufgedrückt hatte, Minstrelsy.

England. Minstrels.

Der englische Minstrel vereinigte in sich den Troubadour und den Jongleur, den Ritter oder Kriegsmann, Dichter und Sänger. Heinrich I. ließ dem normännischen Minstrel Luke de Barre, der gegen ihn gefochten und satirische Lieder (also Sirventes) auf ihn gemacht und vor seinen Feinden öffentlich und mit großem Beifall abgesungen hatte, die Augen ausstechen. Die Minstrels nahmen eine hochangesehene Stellung am Hofe ein und waren beim ganzen Volke beliebt gleich ihren Brüdern, den wandernden Troubadouren, in der Provence. Selbst den Mönchen klang ihr Singen und Sagen so lieblich, daß sie sogar eine ihrer heiligsten Pflichten, die der frommen Brüderschaft, darüber vernachlässigten. Wie Wood erzählt, kamen zur Zeit Heinrichs III. (1224) zwei pilgernde Priester an die Pforte eines Klosters und wurden eingelassen, weil man sie für Minstrels hielt. Als aber der Kellermeister, der Sakristan und andere Brüder, die sich auf eine ergötzliche Kurzweil gefaßt gemacht hatten, fanden, daß die Fremden nichts waren als einfache Priester, und sich also um ihr Vergnügen gebracht sahen, schlugen sie dieselben und warfen sie dann wieder zum Kloster hinaus. Hierbei mußte die Musik allerdings besser gedeihen als die Gottesfurcht. Longland, ein Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, beschreibt denn auch seinen Mönch (friar) als weit besser bekannt mit den Romanzen von Robin Hood und Randal als mit dem Paternoster. — Als Königin Eleonore 1290 ihre Tochter Margarete an Johann, den Sohn des Herzogs von Brabant, vermählte, waren nicht weniger als vierhundertundsechsundzwanzig Minstrels, englische und fremde, bei den Festlichkeiten thätig, darunter sechs Häupter

oder Minstrel-Könige. Diese Könige standen in gleichem Rang mit den Herolds- oder Wappenkönigen; dies wird noch verständlicher, wenn man sich erinnert, daß die Barden von Wales Sänger und Heraldiker zugleich waren, die Stammbäume zu ordnen und auf Grund derselben Lebende wie Verstorbene zu besingen hatten. — Die große Begünstigung und Belohnung von seiten des Hofes und die allgemeine Vorliebe des Volkes aller Stände konnte aber die Minstrels ebensowenig wie die Troubadoure vor dem Verfall bewahren. Der Gewinn selber ward ihnen zum Verderben. Das freie leichte Leben zog viele Genossen an, deren Zügellosigkeit und lockere Sitten den ganzen Stand in Verachtung brachten, so sehr, daß selbst der einst gefeierte Name „Minstrel" ein Schimpfwort und mit Bänkelsänger, Leierkastenmann und Bettler gleichbedeutend wurde. Eine Verordnung der Königin Elisabeth (um 1600) setzt die Minstrels unter die Landstreicher.

Aber die Musik selbst verfiel damit hier sowenig wie in Frankreich; in unzähligen Wurzeln hatte sie im ganzen Volke Grund gewonnen. Die Klöster und Schulen widerhallten von Gesängen aller Art, auch das häusliche Leben war vollauf mit dieser Kunst geziert, in jedem Winkel des Hauses erschallte süße Melodie, sagt ein Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, und zwar mehrstimmige („Sechsmännergesang" oder Kanon mit Grundbaß). Und aus Chaucers Schilderungen aus derselben Zeit ersehen wir, daß alle damals vorhandenen Instrumente in Übung waren, daß der Landedelmann seine Gesänge komponierte und vortrug, daß schöner Gesang die beste Zierde einer jungen Dame war und das trefflichste Mittel, die Freier anzulocken, daß jeder nach Stand und Neigung seine Weisen und seine Instrumente besaß und mit Musik sein Herz erfreute, und alles so recht aus dem Vollen geschöpft wurde. Doch nicht nur in dieser späteren Zeit des Mittelalters, sondern weit früher schon finden wir die Musikübung allgemein verbreitet. Dabei sticht als eine englische Eigentümlichkeit hervor die Beteiligung der Massen (sowohl an Knaben- wie an Männerstimmen), die sich sogar schon im zwölften Jahrhundert mehrstimmig äußerten.

Um 1159, als Thomas Becket als englischer Kanzler nach Paris ging, um eine Heirat zwischen Heinrichs II. Sohn und Ludwigs VII. Tochter zustandezubringen, zog er in großem Pomp durch die französischen Städte, „vor ihm her zu Fuß zweihundertundfünfzig Knaben, in Gruppen von sechs, zehn oder mehr zusammen, die englische Lieder sangen, wie es in ihrem Lande gebräuchlich ist". Und Giraldus de Barry, Bischof von St. David, der um 1185 schrieb, sagt über die besonderen Arten des Gesanges in Wales und im Norden von England: „Die Briten singen ihre Melodien nicht unisono ab, wie die Bewohner anderer Länder, sondern mehrstimmig, so daß, wenn eine Gesellschaft von Sängern zusammenkommt, wie es in diesem Lande (Wales) gebräuchlich ist, so mancherlei verschiedene Stimmen gehört werden, als Sänger da sind, die aber schließlich alle in Konsonanz in dem sanften bemolleschen Tongeschlecht (F-dur) sich vereinigen. In den nördlichen Teilen von Britannien, jenseit des Humber und an den Grenzen von Yorkshire, machen die Einwohner von einer ähnlichen Art symphonischer Harmonie beim Gesange Gebrauch, aber bloß mit zwei verschiedenen Stimmen, von denen die eine die unteren Töne (den Baß) murmelt, die andere aber sanft und angenehm die Oberstimme vorträgt. So machen sie es, weniger nach den Vorschriften der Kunst, als vielmehr durch einen Gebrauch, der ihnen eigentümlich

und durch lange Übung gleichsam zur andern Natur geworden ist, denn diese Art zu singen hat unter dem Volke so tiefe Wurzeln geschlagen, daß kaum irgend eine Melodie einfach bei ihnen gesungen wird oder anders als in mancherlei Stimmen bei den einen (in Wales) und in zwei Stimmen bei den andern (in Nordengland). Und was noch mehr zu verwundern ist, selbst ihre Kinder, sobald sie zu singen anfangen, machen es in derselben Weise. Da aber nicht alle Engländer, sondern nur jene im Norden in dieser Weise singen, glaube ich, daß sie diese Kunst, gleich ihrer Sprache, von den Dänen und Norwegern überkamen." Hierin irrt der gute Giraldus; die Dänen brachten unzweifelhaft ihre Skalden mit, aber von diesen war etwas Derartiges nicht zu lernen. Es war eine Kunstübung, die schon vor der normännisch-französischen Eroberung vorhanden gewesen sein muß, infolge derselben in die nördlichen Gegenden sich flüchtete und dort unter dem ganzen Volke Wurzel faßte. Ein ähnliches Zeugnis für einen mehrstimmigen volksmäßigen Gesang aus so früher Zeit ist noch in keinem andern Lande aufgefunden, und dürfen daher die Engländer hierin vor allen Völkern den Vorrang beanspruchen.

Die Periode des deutschen Minnegesanges fällt mit der der Troubadoure, der Menestriers und Minstrels genau zusammen, auch Charakter und innere Entwickelung sind wesentlich gleich. Wie das ritterlich-romantische Leben überall heimisch geworden war, so hatte auch die Kunstübung eine merkwürdige Übereinstimmung und innere Einheit erlangt. Überall dieselben Pflanzenfamilien, nur unter anderem Himmel ausgewachsen. Die allgemeinen Grundzüge, wie sie oben bei den Troubadouren und Minstrels angegeben sind, gelten daher auch hier. Die Deutschen kamen nur etwas später in Fluß und brachten es zwar nicht ganz zu dem provençalischen Glanze oder der bienenartigen Beteiligung der Menge in England, obwohl auch bei uns, wie Gottfried von Straßburg sagt, „der Nachtigallen viel waren", drangen aber ernst und tief in die Sachen ein und leisteten im einzelnen das Außerordentlichste. So wurde durch die Minnesänger die erste klassische Periode unserer Litteratur herbeigeführt, allerdings zunächst im poetischen, gewissermaßen aber auch im musikalischen Sinne. Letzteres dürfte auffallend sein, da die Musik nach den erhaltenen Aufzeichnungen trocken und reizlos erscheint, mehr geeignet zu Reimereien, als zu wahren Dichtungen. Aber dies kommt daher, daß der musikalische Teil dieser Kunst bisher gänzlich unverstanden geblieben ist. Die Musik hatte bis dahin noch keinen Anlaß gehabt, ihr blaues Auge aufzuschlagen; die spielerische und etwas spitzfindige Dichtung des elften bis dreizehnten Jahrhunderts scheint nun ebenfalls nicht geeignet, Dornröschen zu erwecken, und dennoch erwachte sie damals, eben weil es Lyrik, volle Liederkunst war, die zum erstenmal rein und voll erklang. Der dreiteilige Strophenbau wurde feste Regel. Damit war nicht nur eine vollkommnere poetische, sondern namentlich eine höhere musikalische Rhythmik gefunden, eine feste und doch unendlich ergiebige Grundform für die Melodiebildung, durch welche nach und nach auch der Gesang der Vorzeit eine neue Gestalt erhielt. So war das Ergebnis hier, wie bei den Provençalen, Nordfranzosen und Engländern, daß der Gesang an Lied und Melodie gekräftigt, vervollkommnet und

Deutschland. Minne- und Meistergesang.

geläutert aus dem goldenen Zeitalter der lyrischen Dichtung des Mittelalters hervorging.

Einen ähnlichen Repräsentanten für die Ausgänge der Minnedichtung und ihre Hinneigung zu dem ländlichen Leben, wie die Franzosen in Adam de la Hale, haben wir in dem von 1217 bis gegen die Mitte des Jahrhunderts dichtenden Neidhart von Reuenthal, einem Bayern, der sich am Hofe zu Wien aufhielt. Auf Anregung der französischen Pastorelle griff er in das Leben des Landvolkes und verwertete den Schatz von Lust und Scherz und Komik, der in den altgewohnten Reigengesängen im Frühling und den Tanzliedern im Winter enthalten war, zum Ergötzen der Hofkreise und zum Verdruß der Bauern. Wie auf bekannte Vorgänge, richtete er seine Lieder auch auf bekannte Melodien; so z. B. ist die ausgezeichnete Melodie zu seinem Liede „Der Sommer kommt im grünen Kleid" gewiß gleich dem Eingang dieses Liedes entlehnt, um für die darauf berichtete Geschichte mit der Bauernsalbe eine lyrisch-musikalische Stimmung zu gewinnen.

Für das Eindringen des Bürgertums in diese Kunst haben wir im Deutschen eine besondere Bezeichnung, nämlich die des Meistergesanges. Ursprünglich wurden alle wahren Dichter als Meister angesehen, man benannte aber so nur den Dichter bürgerlicher Herkunft zum Unterschiede von dem Sänger ritterlichen Standes, der „Herr" hieß; man sagte also „Herr Walter von der Vogelweide" und „Meister Gottfried von Straßburg" Als Herrlichkeit, Glanz und Bildung des Rittertums mehr und mehr schwanden, seit dem dreizehnten Jahrhundert, waren es fast nur noch Bürgerliche, welche das Gewebe der feinern ritterlichen Lyrik fortsetzten, obwohl mit gröberen Fäden. Wahrhaft Neues zu erfinden lag nicht in ihrer Kraft, denn das Gebiet war erschöpft, die reine Lyrik war durch die Dichtung des elften bis dreizehnten Jahrhunderts geschaffen, die Form des Liedes gefunden und für alle Zeiten festgestellt. Weil aber Erfindung neuer Strophenarten und neuer Melodien der Grundtrieb dieser ganzen Dichtung gewesen war, glaubten die bürgerlich-zünftigen Meistersänger als die legitimen Erben derselben, natürlich in der Erfindung neuer „Töne" ihre Hauptaufgabe suchen zu müssen; Verknöcherung und Verkünstelung waren die unausbleibliche Folge. In musikalischer Hinsicht sind die seit dem vierzehnten Jahrhundert entstehenden Schulen der Meistersänger bemerkenswert, weil sie den Gesang ohne alle Begleitung vortrugen, also das Spiel der Instrumente, auch das altübliche Saitenspiel, ganz beiseite setzten, und sodann, weil diese musikalischen Innungen der erste Schritt waren zu den späteren Gesangvereinen. Chorgesang war allerdings ausgeschlossen, nur der einzelne trug vor; die ganze Versammlung bestand aus Künstlern, Meistern oder Stümpern. Mit den übrigen und schwierigeren Aufgaben der Musik, namentlich mit der harmonischen Kunst, hat sich wohl hin und wieder ein einzelner der Meistersänger, niemals aber die Schule als solche befaßt: dies alles ging über ihren Häuptern dahin und entzog ihnen denn auch bald allen künstlerischen Stoff und damit die Fähigkeit, wahre Melodie zu gestalten, obwohl sie hierin noch bis zur Zeit Luthers, der

selber ein Meistersänger genannt wird, Bedeutendes geleistet haben. Im wesentlichen blieb auch jetzt die Dicht- und Sangkunst, was sie zu den Zeiten der wahren höfischen Lyrik, im elften bis dreizehnten Jahrhundert, gewesen war, eine freie Kunst, nicht dem Formenkünstler, sondern nur dem innerlich Berufenen zugänglich: nur erweiterten sich seit dem dreizehnten Jahrhundert die verhältnismäßig engen Grenzen des ritterlich-höfischen Lebens zu der unbegrenzten Sphäre des bürgerlichen oder allgemein menschlichen Daseins. Mit andern Worten: die Periode des Minnegesanges wurde abgelöst durch die des Volksgesanges; das **Volkslied** als solches erhielt den ersten Platz in der Dichtung.

Auf dem fettgedüngten Boden volksmäßiger „Lieder und Leiche" erhob sich im elften Jahrhundert die neue Kunstlyrik, und in solche Lieder lief sie im dreizehnten Jahrhundert wieder aus. Das volksmäßige Singen wurde dadurch aber von Grund aus umgestaltet, es wurde rein lyrisch und bewegte sich nunmehr in den vollkommneren, nur mit Rücksicht auf die Gemeinfaßlichkeit etwas vereinfachten strophischen Formen des Minnegesanges. Die Aufgabe dieser Lieder war vor allem, bedeutende herzbewegende Momente im geschichtlichen oder persönlichen Leben kundzuthun, nicht aber die, mit einer glanzvollen Sprache zu prangen oder mit virtuoser Handhabung der Kunstmittel zu prunken. Daher überwiegt hier der Inhalt, wie im Minnegesang die Form; der Ausdruck ist vielfach unbeholfen, die Darstellung lücken- und mangelhaft. Die Sprache verlor ihren Schmelz und ihre Glätte, die Melodie wurde lärmender, weil man sie vorzugsweise mit Blasinstrumenten und nicht mehr, wie früher, mit Saitenspiel begleitete. Dennoch gehen hier oft größte Innigkeit und Zartheit, vor allem aber Wahrheit der Empfindung mit dem schönsten musikalischen Ausdrucke Hand in Hand. Volksgesang (um das in neueren Zeiten vielfach mißbrauchte Wort deutlich zu erklären) nennen wir einen Gesang, der dem ganzen Volke bekannt ist und von demselben bei besonderen Gelegenheiten gesungen wird. Solche Gelegenheiten können festlicher Art sein, religiöser und weltlicher; aber auch Krieg, Liebe, Unglück, Schmerz, Trennung und Tod, Leid und Freud in allen Wechselfällen und in allen Hauptmomenten des Lebens geben Anlaß dazu. Ein Lied kann allgemein gesungen werden und ist dennoch kein Volkslied, wenn es nicht von bestimmten Vorgängen des inneren oder äußeren Lebens Besitz ergreift und deren feststehender musikalischer Ausdruck wird. Ein Lied kann aber mit der Zeit diese Bedeutung erlangen, also zu einem Volksliede werden. Denn es ist ein Irrtum zu meinen, ein Volkslied müsse vom Volke selber geschaffen, gedichtet und komponiert werden. Seiner Entstehung nach fällt es, wie jedes Gebilde der Phantasie, in das Gebiet der Kunstübung und verdankt sein Dasein lediglich den Künstlern. Lieder solcher Art waren nun, wie bekannt, nicht nur bei den Deutschen, sondern mehr oder weniger bei allen europäischen Nationen seit den ältesten Zeiten vorhanden. Aber das Volkslied als solches erlangte seine eigentliche Bedeutung und wurde eine Mach für Leben

Volksgesang.

und Kunst von der Zeit des Abblühens des Troubadour-, Minstrel- und Minnegesanges bis in das sechzehnte Jahrhundert. Dies ist daher die eigentliche große Periode desselben, und in dieser bilden das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert wiederum die klassische Zeit. Der weitere Verlauf dieses Gesanges und seine Verwendung auf weltlichem und geistlichem Gebiete, sowie in den mehrstimmigen Tonsätzen und Dramen des Mittelalters, wird in einem folgenden Bande beschrieben werden.

c. Architektur und bildende Kunst.

Entwickelungsgang u. Charakter. Wie in der Tonkunst und Poesie Frankreich dem übrigen Europa Vorbilder und Impulse gab, so auch in der Architektur und bildenden Kunst; aber gleichwie Wolfram von Eschenbach dem fremden Stoff einen tieferen, bedeutsameren Gehalt verliehen, so kam auch die christliche Kunst erst in Deutschland zu ihrem vollen idealen Ausdruck. Wir haben gesehen, daß sich die Poesie von der Kirche emanzipierte und den Laienstand zum Träger und Hüter wählte; ebenso ging auch die Architektur und Bildnerei mehr und mehr in weltliche Hände über. Doch konnte, da alle Kunstschöpfung zunächst nur im Dienste der Religion stand und in dem Bau der Gotteshäuser ihren Mittelpunkt hatte, eine so scharfe Scheidung des Geistlichen und Weltlichen nicht eintreten als in den Gebilden der Phantasie. Wie mannigfach und eigentümlich sich unter den verschiedenen Völkern des christlichen Abendlandes die Architektur mit ihren dienenden Gehilfinnen, der Bildnerei und Malerei, im einzelnen entwickeln mochte, die Grundformen und Grundgesetze blieben im großen und ganzen dieselben: in der Baukunst, mit der symbolischen Kreuzesform als Grundriß, feierte die Kirche fast einen ähnlichen Triumph, wie in den Dogmen, Kultusformen und Rechtsordnungen, nur mit dem Unterschied, daß die Übereinstimmung nicht von der römischen Kurie ausging, sondern aus dem allgemeinen christlichen Geist und Bedürfnis, daß die Kunstideale nicht geboten und vorgeschrieben wurden, sondern sich frei aus der inwohnenden Gotteskraft entwickelten. Ja es trat in der Baukunst wie in der Poesie die eigentümliche Erscheinung hervor, daß sich Rom und Italien von der übrigen Christenwelt geschieden hielten, daß der vollendetste Baustil, der im dreizehnten Jahrhundert in Frankreich, England, Deutschland und anderwärts zur Entfaltung kam, von der apenninischen Halbinsel fern blieb, daß sogar in der Folge der italienische Eigendünkel dieses aus dem germanischen Geiste geschaffene architektonische System mit dem Namen „gotisch“ belegte und dadurch als „barbarisch“ bezeichnen wollte. Aber was zur Schmach erfunden war, hat sich als Ehrenname erhalten. Im deutschen Bewußtsein rief der Namen Goten ganz andere Eindrücke hervor als bei dem Römer und Italiener. Indem die gotische Architektur ein neues Harmoniegesetz schuf, vermöge dessen sie, Kraft und Last mehr ausgleichend und verteilend, den schwerfälligen Kuppelbau aufgab, den ernsten und gedrückten Rundbogen

mit dem leicht und schlank emporstrebenden Spitzbogen vertauschte, an die Stelle der breiten Felder der quadratischen Kreuzgewölbe ein mehr gegliedertes, frei machendes System setzte, welches die Möglichkeit bot, die Überwölbung verschiedener Spannungen zu gleicher Scheitelhöhe zu führen, und dann das Ganze mit einer reichen dekorativen Symbolik versah und hoch in die Lüfte aufsteigende Türme mit Glockenstühlen anbrachte, führte sie den Kirchenbau seiner höchsten Vollendung und Schönheit entgegen, wie sie besonders in dem Kölner Dom und Straßburger Münster hervortreten. In der Gotik errang die Architektur zuerst einen neuen, kühnen und genialen Organismus, „in dessen wundergleichem Gefüge die subtilste Berechnung ihren Triumph feiert, während zugleich der lebendige Eindruck des Ganzen, das freie Aufstreben, die feine Gliederung, die in unzähligen graziösen Formen aufblühend sich entfaltet, dem erregten Drange des Gemüts den machtvoll poetischen Ausdruck gewährt".

Durch den leichteren, schwungvolleren Charakter der gotischen Architektur war auch eine neue Richtung und größere Durchbildung der Bildnerei und Malerei geboten. Bisher standen die bildenden Künste in völliger Abhängigkeit von der Architektur und empfingen von ihrer Herrin ihre Gesetze: die strenge Unterordnung unter das Ganze, die Einfügung in einen bestimmten Rahmen, die Symmetrie und Rhythmik, die eine freiere Bewegung nicht zuließen. Doch sollten gerade in diesem Zwange die bildenden Künste sich bewegen lernen, denn „es ist ein Gesetz aller Entwickelung, daß zur rechten Zeit, wenn die selbständige Kraft erstarkt ist, die hemmenden Fesseln vor dem sich dehnenden Leben springen". Der durch den Kanon und die Tradition der Kirche gebotene typische Ausdruck, die feierliche Würde und Strenge, das an die Antike erinnernde Gepräge von erhabener Ruhe, welche alle Figuren des romanischen Stiles an sich tragen und die mit dem ganzen ernsten, heiligen Charakter dieser Kunst harmonieren, standen mit dem bewegteren Geistes- und Gemütsleben des dreizehnten Jahrhunderts nicht mehr in Übereinstimmung. „Das tiefer erregte Gemüt des Einzelnen wollte seinen selbständigen Anteil an den heiligen Dingen, an der großen Lehre von der Erlösung in Formen aushauchen." Die glühende Begeisterung, die innige Sehnsucht, die schwärmerische Hingebung, die das wirkliche Leben durchdrang, sollte sich auch in den gemeißelten und gemalten Gestalten aussprechen. Darum kam der Charakter der Jugendlichkeit und einer weichen, sentimentalen Seelenstimmung, wie die ganze von Minne und Frauendienst erfüllte Zeitbildung sie in sich trug, auch in der Plastik zur Herrschaft, in den schlanken, zarten Gestalten mit schwärmerisch geneigtem Lockenhaupt, mit einem Gesicht voll huldvoller Freundlichkeit, das zu den strengen typischen Gebilden der früheren Kunstperiode einen scharfen Gegensatz bildet, mit einer in schöngeschwungenen Falten sich an die schlanken Glieder anschließenden Gewandung. Und auch darin steht die gotische Bildnerei und Malerei mit der allgemeinen Zeitbildung in Übereinstimmung, daß, „obwohl ein neues Gefühl

die Gestalten beseelt, obwohl das Individuum sich und seine Empfindung in ihnen auszusprechen sucht, doch die einzelne Erscheinung noch keine selbständige Bedeutung in Anspruch nimmt. Sie erscheint noch durchaus auf dem Hintergrunde und im Rahmen der Architektur, sei es der wirklichen oder einer zu diesem Zwecke besonders geschaffenen scheinbaren. Dadurch bleiben diese Gestalten trotz aller individuellen Empfindung im Bann der großen allgemeinen Gedanken, denen sie zum Ausdruck dienen, und nur die Beziehungen werden lebendiger, klarer, dem menschlichen Empfinden näher gebracht. In allen Gebilden atmet ein jugendliches, zartes Leben und wehet uns an wie mit der ahnungsvollen Stimmung eines neuen Frühlings".

Doch wirkte die gotische Architektur mehr auf die Entwickelung der Skulptur als der Malerei. Während sie durch die reiche plastische Gliederung für die Bildnerei ein weites Feld öffnete, ließ sie durch Auflösung der Mauerflächen in Fenster der Wandmalerei nur einen geringen Raum; die Glasmalerei aber, der sie einen größeren Wirkungskreis zuwies, machte bei der technischen Beschränkung dieser Gattung einen freieren Aufschwung unmöglich. Der Maler sah sich fast ausschließlich auf Schöpfungen der Kleinkunst angewiesen. Überhaupt stand die Malerei im Mittelalter hinter den andern Künsten zurück; wie sehr man auch die Miniaturen, womit man die Handschriften zu schmücken pflegte, wegen der reichen Farbenpracht, der naiven Unmittelbarkeit, der sorgfältigen Arbeit des „Illuminierens" bewundern mag, die Gestalten waren ohne Leben und Bewegung, die Gesichter und Mienen ohne Ausdruck, das Ganze in überlieferten Typen ohne Naturbeobachtung. Nur in Italien, wo sich noch aus der römischen und byzantinischen Zeit eine größere Kunstübung erhalten hatte, findet man Wandgemälde aus der biblischen Geschichte, welche von tieferem Natursinn und von genauerer Beobachtung des wirklichen Lebens Zeugnis geben, und gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem bereits die
Nik. Pisano. 1204 bis c. 1280. Skulptur durch Nikola Pisano und seinen Sohn Giovanni von den überlieferten Formen gelöst und zu einer freieren Auffassung geführt worden,
Giov. Pisano. 1240–1320. schuf Giov. Cimabue Gestalten, die bereits den Übergang von der Gebun-
Cimabue. 1240–1300. denheit der Überlieferung zur Wahrheit und Schönheit des freien Schaffens
Giotto. 1276–1336. erkennen lassen, und in seinem jüngeren Zeitgenossen Giotto, dem Meister der drei verschwisterten Künste, streifte die Malerei alle konventionellen Fesseln ab und lenkte kühn und selbstbewußt in die Bahnen der Natur und des wirklichen Lebens ein.

Wenn Cimabue, an dessen Namen und Thätigkeit sich die dauernde Begründung eines festen Stiles und einer freieren Richtung der Malerei knüpft, seine Figuren von Christus, der Maria und den Heiligen noch nach altem Herkommen auf Goldgrund malte und in vielen Einzelheiten noch seine Abhängigkeit von den typischen Formen der romanischen Periode kundgab, so beweisen Giottos großartige Wandgemälde: das jüngste Gericht und die Geschichte Jesu

und der Maria zu Padua, die allegorischen Darstellungen aus dem Leben des heil. Franziskus zu Assisi und mehrere Werke in Pisa und Florenz, daß er die innere Gemütswelt mit äußerer Naturwahrheit zu verbinden wußte, daß er auf das Wesentliche und Entscheidende ausging, „auf überzeugende Klarheit in der Schilderung der Vorgänge, auf energische Charakteristik und tiefes dramatisches Leben“. Auf seinen Gemälden ruht schon der Geist der selbstbewußten Freiheit.

Der romanische Baustil.

Wenn schon bei den altchristlichen Basiliken (IV, 607) die Verbindung des runden gewölbten Kuppelbaues mit dem Langhaus in der byzantinischen Zeit als ein bedeutsamer Schritt zur Annäherung an die christliche Idee — der Richtung nach oben, betrachtet werden darf, so trat diese Richtung noch mehr hervor in dem Baustil, den man nach Analogie der Sprachen den „romanischen“ genannt hat (VI, 423). Erhielt sich auch die Basilika noch als die Grundform der architektonischen Anlage, so verlieh doch die Umgestaltung der horizontalen Decke zum halbkreisförmigen Kreuzgewölbe dem ganzen Gebäude einen neuen Charakter. Um nämlich den aufstrebenden, schwunghaften Eindruck des Ganzen zu erhöhen, ließ man zwei „Tonnengewölbe“ gegeneinander wirken und sich durchschneiden, so daß sie vier dreieckige Felder bildeten, deren Linien sich zu einem Kreuz gestalteten (daher Kreuzgewölbe). Von der Herrschaft dieses Grundcharakters des Gewölbebaus mit dem Rundbogen bezeichnet man daher auch häufig dieses System als „Rundbogenstil“. Allenthalben bemerkt man das Bestreben, die geradlinige Bewegung zu vermeiden und an ihre Stelle die halbkreisförmige zu setzen, das Schwere und Gedrückte der altchristlichen Basiliken zu mindern und den Gegensatz von Last und Kraft auszugleichen und zu versöhnen. Mit der Hinzufügung der Glockentürme zu dem Rundbogen und Gewölbebau wurde der Drang nach oben noch kräftiger ausgeprägt und durch die reiche, von innen nach außen sich erweiternde Portalanlage, wobei die Bildnerei mit der Baukunst in Verbindung trat, sollte zugleich das christliche Gemüt zum Eintritt in die Kirche angeregt, für das innere Heiligtum vorbereitet werden. Der Chor mit dem Hochaltar, durch ein kräftig vorspringendes Querschiff, die Kreuzesgestalt ausprägend, durch Schrankenwerk (Lettner) und durch Stufen von dem Boden des Langhauses getrennt und über denselben erhöht, hat über sich das Kuppelgewölbe, das wie „ein himmlischer Schild“ das Heiligtum bergen und schützen sollte und unter sich die Krypta, die Gruftkirche mit ihrem auf Säulen oder Pfeilern ruhenden Kreuzgewölbe. Gekuppelte Fenster, darüber an der Ostseite Arkadengalerien, oberhalb des Portals oder am Giebelbau das strahlenförmig angelegte Radfenster, die sog. Rose, hervortretende Halbkreise an der Außenwand (Rundbogenfries) und mancherlei Verzierung dienten dazu, die starre Mauer mehr zu gliedern und zu beleben. Ein Kern von bildlichen Darstellungen, „der den christlichen Gedankenkreis von dem Sündenfall und der Erlösung mannigfach variirt, bald einfacher, bald in reicherer Ausführung durchmißt“, trat mit der Architektur in die innigste Beziehung und verlieh ihr eine tiefreligiöse Unterlage. Ruhiger Ernst und würdevolle Einfachheit, im Anfang mehr streng und herb, dann immer klarer entwickelt, zum Schluß mehrfach auf sehr anmutige und edle Weise vervollkommnet, ist im allgemeinen der Charakter des romanischen Baustils, der auf traditionellem Herkommen beruhend und hauptsächlich von Klostergeistlichen ausgebildet und geleitet im elften Jahrhundert blühte, im zwölften seinen Abschluß fand. Die bildende Kunst, soweit sie bei der Architektur dieser Epoche in Anwendung kam, erreichte eine großartige, gedankenvolle Tiefe der Darstellung, „indem sie die eine Grundidee des Erlösungs-

werkes in den Mittelgrund stellt und aus dem gesamten Inhalt ihrer übrigen Anschauungen die feinen Beziehungen gewinnt, welche wie zarte, buntfarbige Fäden das Gewebe nach allen Seiten durchdringen und der strengen Einheit der Grundanlage die anmutigen Gebilde einer erregten Phantasie hinzufügen". — Das gepriesenste Meisterwerk dieses Stils, die große Kirche zu Clugny, hat in der französischen Revolution ihren Untergang gefunden; aber in den herrlichen Domkirchen am Rhein, in Speier, Worms, Mainz, Trier, welche trotz vielfacher Beschädigung durch Brand und Krieg noch immer in alter Würde und Majestät emporragen, und in vielen älteren Kirchen Deutschlands, Italiens und des nördlichen Frankreich läßt sich noch deutlich erkennen, mit welchem Ernst und Eifer die geistlichen Baukünstler dem christlichen Geist auch in den architektonischen Verhältnissen Ausdruck zu geben gesucht haben; zugleich liefern sie aber auch den Beweis, daß diese baukundigen Bischöfe und Mönche im wesentlichen noch bei den alten vorgefundenen Formen und Gesetzen beharrten, daß sie vergebens sich abmühten, aus dem gebundenen Wesen der Überlieferung sich zur Freiheit emporzuarbeiten. Wie die geistlichen Dichter auf dem Boden des Altertums und der Kirche sich bewegten und darüber die Herrschaft im Reiche der Musen verloren, ebenso die kunstverständigen Kleriker, welche die romanischen Kirchenbauten ins Leben riefen.

Die gotische Architektur. Erst als die Kreuzzüge das geistige Leben durch neue Anregungen und Erfahrungen reicher gestalteten und der Laienwelt höhere Ziele und größere Wirkungskreise schufen, wurde auch in der Baukunst das lösende Wort gefunden, das die alten Fesseln und Bande fallen machte, erst in der gotischen oder germanischen Architektur trat die Kunst in ihrer vollen Freiheit und Schönheit auf. Es wurde früher ausgeführt, welche mächtige Impulse das Städteleben und der Bürgerstand im dreizehnten Jahrhundert teils infolge der Kreuzzüge, teils durch den Verfall der monarchischen und feudalen Gewalten erhalten haben. Dieser Aufschwung wirkte auch auf das Kunstleben zurück. Wenn bisher nur Bischöfe oder Könige und mächtige Fürsten durch Kirchenbauten ihren Namen zu verherrlichen und ihren frommen Sinn zu bethätigen bemüht gewesen waren, so wurden jetzt auch Bürgerschaften von dem edlen Ehrgeiz erfüllt, ihre Stadt mit prachtvollen Gotteshäusern zu schmücken, in denen sich ihre Macht und Größe abspiegeln, die ein Zeugnis ihrer religiösen Gesinnung, ihres Selbstgefühls und ihrer Wohlfahrt sein sollten.

Bauhütten. Damit kam auch die Architektur mehr in die Hände der Laien: während früher nur die technische Ausführung weltlichen Baumeistern und Werkleuten übertragen war, wurde diesen nunmehr auch die schöpferische Erfassung anheimgegeben. Und da der gotische Baustil mit seiner überschwenglichen Fülle von Dekoration und Ornamentik ein hohes technisches Kunstgeschick und eine Menge künstlerischer und handwerksmäßiger Kenntnisse und Fertigkeiten erforderte, die nur durch die forterbende Überlieferung einer strengen Schule gewonnen werden konnten, so bildeten sich Genossenschaften von Künstlern, Maurern, Steinmetzen, die zunftmäßig gegliedert gleich andern bürgerlichen Korporationen ihre eigenen Gesetze und Statuten hatten. Solche Baubrüderschaften, die in Meister, Sprecher (Parlierer) und Gesellen sich schieden, führten den Namen „Bauhütten", von dem Bretterhaus, das man in der Nähe eines im Werke begriffenen großen Baues errichtete und das, da ein solcher Bau oft über ein Jahrhundert dauerte, sowohl zum Versammlungsort wie zur Werkstätte diente. Schon zu Ausgang des zwölften Jahrhunderts trifft man im südlichen Frankreich eine solche Baubrüderschaft, die „Hüttenjungen des lieben Herrgotts" genannt. Bald faßte die Einrichtung auch in Deutschland Boden und gewann mit dem Erblühen des Städtewesens und der Steigerung der Bauthätigkeit im Zeitalter der Kreuzzüge immer mehr an Umfang und Bedeutung. Ursprünglich an ein bestimmtes Bauunternehmen sich

anschließend, so daß alle dabei beteiligten Werkleute nach Art einer Klostergemeinde ein gemeinsames Leben nach bestimmten Vorschriften führten und ihre Kenntnisse, Kunstregeln und Gebräuche als Gemeingut der Brüderschaft bewahrten, traten die Bauhütten bald unter sich in Verbindung, bildeten ihr korporatives Verfassungsleben immer mehr aus und erwarben sich mancherlei Rechte und Freiheiten, insbesondere eigene, von erwählten Meistern geübte Gerichtsbarkeit. Jede Landschaft hatte eine Haupthütte, der die andern untergeordnet waren. Im südlichen und westlichen Deutschland waren Straßburg, Wien, Köln und später Bern die Hauptorte. Die Obermeister an den großen Bauten dieser Städte wurden als oberste Richter für weite Gebiete anerkannt; am weitesten erstreckte sich die Jurisdiktion der Straßburger Hütte, welche selbst nach Sachsen und Thüringen reichte. Meister und Lehrlinge mußten sich eidlich verpflichten, die Lehren, Vorschriften und Regeln, wie sie mit der Zeit entwickelt und aufgezeichnet wurden und teils Sitten und Lebenswandel, teils Kunstübungen betrafen, zu befolgen und vor der Welt geheim zu halten; durch besondere Erkennungszeichen, bestehend in Wort, Gruß und Handschlag, gaben die Genossen der einzelnen Baubrüderschaften sich einander zu erkennen. Ob der spätere Freimaurerorden mit seinen weltbürgerlichen und philanthropischen Ideen aus diesen mittelalterlichen Bauhütten und Baubrüderschaften hervorgegangen, ist eben so oft behauptet als geleugnet worden. Ein Zusammenhang darf wohl insofern angenommen werden, als die freimaurerischen Lehren sich des alten Zunftverbandes als eines geeigneten Gefäßes zur Bewahrung und Verbreitung bedient haben.

In dem gotischen Baustil, worin die Idee des christlichen Kultus, die himmelanstrebende Sehnsucht wie die geheimnisvolle, unergründliche Tiefe ihren kräftigsten Ausdruck fand, stellte die Architektur den Formenkanon für Kirchenbauten dauernd fest. „Wie eine Pflanze in ihrem grazlösen Wuchse ihre Maße, Umrisse und Verhältnisse von nichts außer ihr Liegendem konventionell entlehnt, sondern sie nach dem Innern ihrer Anlage selbst entnimmt und in dieser Harmonie aller ihrer Teile ihre Eigenheit findet, so ist auch das Charakteristische des gotischen Baustiles, daß seine Werke nur aus sich selbst ihr Maß und ihre Proportionen entwickeln, und daß die Einheit, nach der sie gegliedert sind, möglicherweise in jedem einzelnen Gebäude eine andere, aber nach festen Gesetzen in der ganzen Ausführung desselben zur Anwendung gebracht ist." Der gotische Stil setzte an die Stelle des im romanischen Kirchenbau vorherrschenden Rundbogens den Spitzbogen, wodurch dem Drange nach Erhebung noch mehr genügt wurde. Daß bei dieser Neuerung das orientalische Element, dem man in den Kreuzzügen näher kam, von Einfluß gewesen, ist wenigstens sehr wahrscheinlich. Indem man nun den Spitzbogen mit dem Säulenbau der altchristlichen Kunst und dem schon ausgebildeten Gewölbesystem verband und dem Ganzen den reichsten architektonischen und plastischen Schmuck beifügte, führte man den Kirchenbau seiner vollkommensten Entwickelung entgegen und schuf eine neue Kunstlehre, durch welche eine größere Gliederung der Überwölbung, mehr Leichtigkeit in den Formen und, unbeschadet der Einheit des Ganzen, eine harmonische Mannigfaltigkeit und ein höherer Schwung erzielt wurde. Die Anwendung des Spitzbogensystems zu vielfach gegliederten Gewölben machte es möglich, dem minder drückenden Seitenschub in einzelnen Punkten und Verbindungsknoten durch Säulenbündel und Strebepfeiler zu begegnen, woraus sich dann wieder die Möglichkeit ergab, die Umfassungsmauer durch große Fenster zu durchbrechen und alle Flächen und kahle Stellen mit reicher Verzierung und allegorischem Bildwerk zu füllen. Durch diese Harmonie, gepaart mit künstlerischer Vielseitigkeit, gelang es der Gotik den romanischen Baustil, der nur in einzelnen Teilen, am Portal, den Arkaden, Pfeilern und Fenstern eine besondere

Das Bausystem.

ästhetische Wirkung erstrebte und hervorbrachte, an Reichtum und Schönheit der Formen, an künstlerischer Durchbildung und Vollendung weit zu überholen und ein bis in seine letzten Spitzen und Ausläufer belebtes und beseeltes Ganze darzustellen. Sie löste den riesenhaften Bau in eine zahllose Masse feiner Glieder und Ornamente auf, und indem sie Altäre, Fenster und andere Teile mit Skulpturen und Malereien, mit Laubwerk und geometrischen Gebilden („Maßwerk") ausschmückte, gestaltete sie das Gotteshaus zu einem wahren Meisterwerk plastischer Kunst; und wenn sie durch die emporstrebende vertikale Richtung dem Zug der gläubigen Seele nach oben die Richtung wies, so suchte sie durch reiche tiefsinnige Symbolik, worin sich die geheimnisvolle Tiefe der kirchlichen Glaubenslehre abspiegelt, der mystischen und schwärmerischen Zeitrichtung zu genügen. So stellt die gotische Baukunst in der Kirche ein Bild der Welt dar — „in ihren Außenzierden oft teuflische, öfter weltliche Figuren; in ihren Portalen oft Bilder aus dem Alten Testament; das Innere erinnert zuweilen durch eingelegte Fischbilder und dgl. im Boden an das Meer, über welches sich Seitenaltäre und die bis zur Deckenwölbung emporstrebenden Tragepfeiler des Gewölbes, wie in Palmen ausgehende Inseln erheben, der Chor mit seinem erhöhten Teile das feste, sichere Land darstellt, wo Rettung und Gnade zur Hand ist; in den allmählich auch symbolisch in Sonnen, Rosen, Weinreben u. s. w. ausgestalteten Verzierungen, namentlich der mächtigen Fenster, leuchtet wie in seiner Filigranarbeit die ganze Natur herein, wie weit sie vom Menschensinn erfüllt Geist wieder strahlt." Alle Werke der bildenden Kunst stehen mit der christlichen Idee in Beziehung, die dem gotischen Kirchenbau zu Grunde liegt: die Bildnisse von Christus und seinen Jüngern und Angehörigen, die Statuen der Heiligen, die mannigfaltigen Verzierungen, Reliefs und Symbole, die Blumen, die aus jeder Spitze des Äußern emporblühen und mit einem Kreuze in Beziehung stehen — alles deutet auf die christliche Religion und auf das Ringen der Menschenseele nach dem Göttlichen, so daß man über dem Einzelnen und Mannigfaltigen nie den Begriff der Einheit und Vollkommenheit aus dem Auge verliert, wie ja auch die reiche Mannigfaltigkeit und Abwechselung in der Natur stets auf eine höhere Einheit hinweist. — Ebenso haben auch die Schnitzwerke in Holz und Elfenbein, womit Altäre und Beichtstühle geschmückt wurden, die kunstreichen Gußarbeiten, die Bilder über den Altären, auf den Fenstern, an den Pfeilern und Decken die innigste Beziehung auf Religion und Kirche. Die Aufgabe der mittelalterlichen Kunst bestand darin, die ewigen Ideen des Glaubens unter einer sinnbildlichen (symbolischen) Form auszudrücken und der innern Anschauung näher zu führen; darum tragen auch die ältern Gemälde alle den Charakter der Ruhe an sich, weil Ruhe das Wesen des Göttlichen ist, aber eine glänzende Farbenpracht fügte der großen Einheit wieder die Mannigfaltigkeit bei.

Die Hauptzierde der gotischen Kirchen besteht in den schlanken Türmen, die, je höher sie aufsteigen, desto leichter, kühner und zierlicher werden, bis sie mit einer majestätischen Blume in Kreuzesform endigen, die ihre Blätter gen Himmel emporbreitend auf das Ziel hindeutet, dem die menschliche Sehnsucht zustrebt, ohne es je zu erreichen. Das Halbdunkel, das durch die bemalten Fenster bewirkt wird, füllt die Seele des Gläubigen mit den Schauern der Ehrfurcht vor der Nähe des Allmächtigen. Gegenüber dem reichgeschmückten Hauptportal, durch das man in das Mittelschiff eintritt, steht der erhöhte Chor mit dem Hauptaltar, worin die geistige Einheit konzentriert ist. Wie die Kunst überhaupt, so nahm auch die Gotik ihren Ausgang von Frankreich. An der Kapelle zu St. Denis, als deren Erbauer Abt Suger (VI, 602) genannt wird, kam die Spitzbogenform zuerst in allgemein maßgebender Weise zur Anwendung. Mehr oder minder in demselben Stil sind die Kathedralkirchen zu Reims, Laon, Paris, zu Sens, Chartres, Amiens, zu Beauvais, Rouen und ander-

wärts. Von Frankreich fand sie ihren Weg nach England, wo die von Wilhelm von Sens errichtete Kathedralkirche von Canterbury ein herrliches Muster für Salisbury, York und andere bischöfliche Kirchen des Inselreichs wurde. Auch in den Niederlanden kam der neue Baustil frühzeitig zur Anwendung in den Kathedralen von Brüssel, Antwerpen, Utrecht, in den stolzen Rathäusern von Brügge, Löwen, Oudenarde. Aber die reinste und vollendetste Ausbildung fand sie in Deutschland, an dem von Erzbischof Konrad von Hochstaden 1248 gegründeten, durch Meister Gerhard nach französischem Vorbilde ausgeführten Dom von Köln, in den bischöflichen Kirchen von Trier, Freiburg, Regensburg, in dem von Erwin von Steinbach entworfenen Straßburger Münster, in der Stephanskirche zu Wien und in vielen andern Gotteshäusern des frommen, städtereichen Deutschlands.

2. Die mittelalterliche Dichtkunst.

a. Die Dichtungen romanischer Zunge zunächst in Frankreich.

Vorherrschaft der französischen Bildung.

Den größten Einfluß übten die Kreuzzüge auf die Poesie, die in jener Zeit fast ausschließlich in die Hände der Ritter und weltlichen Dichter überging. Die Streiter, die von höheren Beweggründen getrieben die Großthaten der Kämpfe gegen die Ungläubigen vollbrachten, suchten dieselben auch im Liede zu verherrlichen, und die romantische Poesie, deren Mittelpunkt und Kern Liebe und Frauendienst war, konnte nicht füglich von Geistlichen gepflegt werden. Zwei Umstände bewirkten, daß die Dichtkunst ebenso gleichartig und universell war, wie die lateinische Wissenschaft, erstlich der Verkehr und die Berührung der verschiedensten Völker im Heil. Lande und der dadurch bewirkte leichte Austausch der nationalen Sagen und Dichtungen, und zweitens die große Verbreitung und allgemeine Verständlichkeit der romanischen Sprache, in welcher die meisten Poesien verfaßt waren. In den Ländern, die ehemals Bestandteile des römischen Reichs bildeten, in Italien, Frankreich, Spanien, redete man Sprachen, die untereinander sehr ähnlich waren und nur als Dialekte einer und derselben Grundsprache angesehen werden konnten, so daß die litterarischen Erzeugnisse des einen Landes ohne Mühe in dem andern verstanden wurden und daß zum mündlichen Verständnis nur ein kurzer Verkehr erforderlich war. Diese romanische Sprache war seit der Eroberung der Normannen auch in England heimisch, und durch den ununterbrochenen Verkehr Deutschlands mit Italien und dem burgundischen Reiche war sie auch über den deutschen Westen und Süden verbreitet. Dadurch wurden die poetischen Erzeugnisse der katalonischen und provençalischen Landschaften, wo die Dichtkunst vorzugsweise zu Hause war, bald Gemeingut der ganzen europäischen Menschheit, und da der Inhalt nicht sehr mannigfaltig war, sondern sich ausschließlich entweder mit heiligen Stoffen aus der christlichen Vorzeit befaßte, oder sich um Rittersagen, Abenteuer und Minnedienst drehte, so nahm die Poesie aller Länder eine ähnliche Richtung und hatte ähnliche Gegenstände zum Inhalt. Von der Provence, der schönen sonnen-

reichen Heimat der Glaubensschwärmerei und des Ritterwesens, der Gesanges-lust und der Lebensfreude, ist es bekannt, daß die sogenannte „frohe Kunst“ und die Gerichtshöfe der Edelfrauen über Liebe, Gesang, Edelmut und Gewandtheit daselbst ihren eigentlichen Sitz hatten; daß die Poesie dort ebenso, wie zu Homers Zeit in Griechenland, von Festen und Mahlen unzertrennlich war, daß die Sänger der Tapferkeit und der Liebe dort sich bildeten und ihre Muster suchten, daß endlich die ältesten Dichter Italiens in der Landessprache aus diesen Quellen tranken; und in dem gesangreichen Spanien mit seiner melodischen Sprache boten die Kämpfe mit den Mauren, Rittersagen und Heldendichtungen eine unversiegbare Quelle, das verfeinerte Rittertum mit seinen Turnieren und seiner Frauenverehrung gab reichen Stoff für Gesänge zum Preise der Liebe und der Manneskraft, und die südliche, im Kampf mit den Mohammedanern gesteigerte Glut des Glaubens nährte die Begeisterung für Religion und christlichen Heiligendienst. Durch die Kriege gegen die Mohammedaner wurden viele Ritter und Abenteurer aus Südfrankreich nach der pyrenäischen Halbinsel gezogen und eine Völkermischung erzeugt, die wie in Palästina den Austausch poetischer Erzeugnisse erleichterte. Die provençalischen Gedichte der Troubadoure, sowohl die lyrischen Gesänge als die Romanzen und Erzählungen (Novelle), waren im Norden der pyrenäischen und der apenninischen Halbinsel ebenso bekannt, wie an der Garonne und Rhone. Frankreich, die vorzüglichste Bildungsstätte des Rittertums, war somit auch die Heimat oder doch die fruchtbarste Pflanzstätte der romantisch-ritterlichen Poesie, die von dort aus ihren Weg nach allen Nachbarländern fand, und selbst die fremden Sagenstoffe, welche die französische Dichtkunst in sich aufnahm, empfingen ein nationales Gepräge und gelangten dann in dieser Gestalt zu andern Völkern. Es wurde früher erwähnt, wie eifrig auf den Burgen der süddeutschen Grafen und Herren die heitere Kunst gepflegt ward; dadurch gewann anfangs die Sprache und Poesie der Provence und des Languedoc den Vorrang vor der nordfranzösischen, und die Italiener, Katalonier und Aragonier schöpften aus ihrem reichen Borne. Bald rückte das nördliche Frankreich, wo der normännische Rittergeist auf die Poesie einwirkte, nebst den verwandten Höfen in England und Flandern dem Süden nahe, und während hier zum Teil durch das Beispiel der arabischen Sänger die Lyrik vorherrschte, gewann dort unter Einwirkung bretonisch-keltischer und normännischer Sagenstoffe das Epos die Oberhand. Nirgends wurde die Dichtkunst mit solchem Eifer und solcher Vorliebe gepflegt als bei dem hohen und niedern Adel Frankreichs und der normännischen Staaten. Gesang und Saitenspiel und die Kunst der dichterischen Rede gehörten zum Unterricht der fürstlichen und adligen Jugend, und bei Kaiser Otto IV. und Richard Löwenherz haben wir bereits erfahren, wie sehr diese Fertigkeit als unentbehrlicher Schmuck und wesentliches Element des ganzen Ritterlebens angesehen ward. Daß bei der hervorragenden Stellung, welche die französisch-normännische Nation während

der Kreuzzüge behauptete, auch die ritterliche Dichtkunst von dort aus ihren Weg nach andern Ländern nahm, war natürlich, und wir werden bald erfahren, wie insonderheit die deutsche Poesie durch französische Einwirkung bestimmt worden ist. Nicht nur, daß viele Worte und Kunstausdrücke in die Sprache der vornehmen Gesellschaft Eingang fanden, deutsche Redeweisen den französischen nachgebildet wurden, die lyrischen Dichter der höheren und niederen Gattung empfingen von den provençalischen Troubadouren und ihren untergeordneten Genossen, den Jongleuren, vielfache Anregung, und die epische Poesie entlehnte ihre bedeutsamsten Stoffe den französisch-normännischen Vorbildern.

Mag es auch immerhin als eine unbestrittene Wahrheit gelten, „daß die deutsche Poesie nicht aus fremdem Samen aufgegangen, sondern von Anfang bis zu Ende ein eigentümliches Ganze gebildet habe"; mag es auch richtig sein, daß der deutsche Minnegesang sich nie so vollständig von dem heimischen Volkslied, aus dem er hervorging, entfernte als der Gesang der Troubadoure, und frühe wieder in dasselbe einlenkte; mag man auch mit Recht hervorheben, daß die deutschen Minnesänger nicht wie die vornehmeren Troubadoure Spielleute zu Vermittlern und Gehilfen hatten, daß mehrere provençalische Dichtungsarten und Formen rechts vom Rhein nicht zur Anwendung kamen, daß im Strophen- und Versbau mancherlei Verschiedenheit herrschend blieb, und daß der deutsche Minnegesang mehr die Frauen im allgemeinen, mehr das weibliche Geschlecht feiert, während der Troubadour seine Liebesergüsse vorzugsweise an die Eine, die Auserkorne, die Erhabene richtet und mehr Wert auf Kunst und Überlegung als auf Gefühl und Empfindung legt: dennoch finden sich auch wieder so viele gemeinsame Züge, so viele Übereinstimmungen in Ausdrucksweise, in Bildern und Gleichnissen, im Gedankengange, daß die Ähnlichkeit der Zeitbildung, der gleichartige Charakter des Rittertums und der höheren Gesellschaft des christlichen Abendlandes keinen genügenden Erklärungsgrund bieten, daß auch Bekanntschaft mit der provençalischen Dichtung, daß Entlehnungen, Nachbildungen, Übertragungen vorausgesetzt werden müssen, daß auch in der Lyrik, wie im epischen Gedicht, der Einfluß französischer Vorbilder nicht geleugnet werden kann. Und wie sollten auch bei der nahen Berührung der Sprachgebiete und bei der großen Völkermischung in den Kreuzzügen nicht die provençalischen Gedichte über die Alpen und den Rhein gedrungen, nicht den schwäbischen, österreichischen und thüringischen Minnesängern bekannt geworden sein! Foulquet von Marseille wurde von dem Graf Rudolf von Neuenburg so sehr zum Muster genommen, daß seine Lieder einer freien Übertragung der provençalischen gleichen. Wie im achtzehnten Jahrhundert, so führte auch im dreizehnten Frankreich den Reigen in der gesellschaftlichen Bildung; die französische Nation schuf die Gesetze und Lebensformen für die gesamte vornehme Welt, übte bestimmenden Einfluß auf Sitten und Mode und herrschte im Reiche des Geschmacks, der Kunst, der Schönheit.

Und nicht nur in der Lyrik und im höfischen Ritterepos haben die Franzosen die Vorbilder aufgestellt; wir wissen, daß auch für die theologische Wissenschaft der Scholastik Paris die wichtigste Bildungsstätte war; und als das Rittertum von seiner poetischen Höhe herabstieg und die Troubadoure zur Lehr- und Geschichtsdichtung griffen, wurde auch hierin ihr Beispiel maßgebend. Was die „Reimchroniken" in Niederland und Deutschland bezweckten, geschichtliche Begebenheiten poetisch zu behandeln, hatten provençalische Dichter schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts unternommen, indem sie die Albigenserkriege zum Gegenstand ihrer Muse machten. Mitten aus dem bewegten Leben der Gegenwart heraus verfolgt ein Gedicht „über den Kreuzzug gegen die Albigenser" die Ereignisse dieser furchtbaren Zeit mit lebhaftem Interesse, in der ersten Hälfte im Sinne der Hierarchie, in der zweiten für die Bedrückten Partei nehmend, so daß man zwei verschiedene Verfasser vermutet.

1. Die lyrische Poesie.

Wie im ganzen Leben, so war auch in Sprache und Poesie das südliche Frankreich von dem nördlichen viele Jahrhunderte lang geschieden: nach den Wörtern der Bejahung bezeichnete man die Sprache der Südfranzosen oder Provençalen mit langue d'oc, die der Nordfranzosen mit langue d'oïl oder d'oui. In den Landschaften an den Pyrenäen und am Mittelmeer, an der Garonne und Rhone, wo die romanische Nationalität weniger von fremden Volkselementen unterdrückt und überwuchert war, hatte sich in alter Zeit eine heimische Volkspoesie gebildet, welche an dem zur Fröhlichkeit und Sinnlichkeit geneigten Naturell der Bewohner und an ihrem Hang zum Wunderglauben und Abenteuerlichen einen Anhalt besaß und sich im Besitz eines fahrenden Sängerstandes befand. Diese Wandersänger, die scharenweise von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg zogen und die, wie wir oben sahen, mit Gesang und Musik auch häufig das niedere Gewerbe von Gauklern und Possenreißern verbanden, gaben durch ihr leichtfertiges Leben oft Anstoß. Besonders klagte die Geistlichkeit über die lustigen Künste der Skurrä und Mimi, welche von der lateinischen Benennung Jokulatores den Namen Jongleure erhielten. Als nun die Ritterschaft sich ausbildete, genügte die herabgesunkene Kunst der Spielleute und Bänkelsänger nicht länger, und die Edlen fingen an sich nach feineren poetischen Genüssen zu sehnen und widmeten sich daher selbst der Dichtkunst, die sie nach Form und Inhalt zu heben bemüht waren. So entstand neben der alten Volkspoesie die neue Kunst der Troubadoure oder Trouvere, welche, für die höhere Gesellschaft berechnet, einen feineren Ton anschlug und auf den Geist des Rittertums, aus dem sie hervorging, eine bedeutende Rückwirkung übte. In musikalischer Beziehung haben wir die Stellung des französischen Sängerstandes schon früher kennen gelernt. Im Gegensatz zu den fahrenden Jongleuren machten nun die Troubadoure die Poesie zu einer adligen Kunst, die sie durch edlere Sprache, durch Mannigfaltigkeit der dichterischen Formen und Weisen, durch regelmäßigen Reim und Versbau zu heben suchten, und zur Belebung und Verschönerung des Ritterlebens, zum Lob und Preis der Frauen, zur Verherrlichung freigebiger, gesangliebender Fürsten und Herren anwendeten. Wenn auch die Troubadoure, die großenteils aus dem niedern Dienstadel hervorgingen, es nicht verschmähten, aus den Händen der hohen Herren und Frauen, an deren Burgen und Höfen sie weilten und die sie in ihren Liedern feierten, Geschenke anzunehmen, sei es ein Roß oder ein Ritterlehen, seien es Waffen, Klei-

der oder Gaben in Geld, so blieben doch Dichtung und Gesang eine freie Kunst, so wurden sie doch nicht als Mittel des Erwerbes, sondern als Zierde des Rittertums angesehen, daher auch bald Könige und Fürsten und Edle jedes Ranges eine Ehre darein setzten, zu den Troubadouren gezählt zu werden, und ritterliche Sänger gastfrei aufzunehmen, sie zu ehren und zu beschenken galt in Frankreich und Spanien, in Italien und in England als eine der ersten Fürstentugenden, als eine königliche Eigenschaft. Und wie zur Entfaltung und Übung ritterlicher Kraft und Gewandtheit Turniere und Ritterspiele angeordnet wurden, so mögen an manchen Orten „Minnehöfe" und heitere Dichterfeste bestanden haben, wo die Sänger in Tenzonen oder Wettgesängen um den Preis stritten und liederkundige Edelfrauen das Urteil fällten und die Blume des Sieges reichten. Auch die Fertigkeit, poetische Erzählungen vorzulesen, war zu einer Zeit, „wo es mehr Ohren gab, die auf Wunder und Abenteuer gespannt waren, als Augen, dieselben zu lesen", eine sehr willkommene Gabe. Die Schreibekunst besaßen nur wenige, der Dichter war also genötigt, seine Verse einem Schreiber in die Feder zu sagen, daher Diktieren gleichbedeutend mit Dichten war.

Zu den gefeiertsten Gönnern der Poesie werden gezählt: mehrere Grafen von Provence aus dem Hause Barcelona, insbesondere Raimon Berengar III. (1167—1181), Bruder des aragonischen Königs, des letzteren Sohn Alfons II. (1196—1209) und Raimon Berengar IV., sein Sohn und Nachfolger (1209—1245). Durch Beatrix, die Erbtochter des letzten Berengar, kam die Grafschaft an Karl von Anjou, welcher der Poesie wenig Gunst schenkte. Die Grafen von Toulouse, vor allen Raimon V. (1148—1194), dessen glänzender Fürstenhof von den berühmtesten Troubadouren (Peire Rogier, Bernart von Ventadour und Peire Raimon von Toulouse) verherrlicht ward. Aber unter seinem Sohn Raimon VI. und seinem Enkel Raimon VII. (1222—1249) verschwand der heitere Gesang unter den Stürmen der Ketzerkriege. — Von andern südfranzösischen Fürsten und Herren werden als Dichterfreunde gerühmt: Richard Löwenherz, zuerst Graf von Poitou, dann König von England; Graf Wilhelm von Montpellier (1172—1204), die Grafen von Marseille und Orange aus dem Hause Baux, Robert von Auvergne, die Vizegräfin Ermengarde von Narbonne († 1192) und die Königin Eleonore. — In Aragonien, wo wie in der Provence das Haus Barcelona regierte, war Alfons II. (1137—1196) ein vielgefeierter Dichterfreund, auch seine Nachfolger Peter II. (1196—1213) und Peter III. (1276—1285) begünstigten die Sänger; von den kastilischen Königen traten Alfons IX. (1188—1229) und Alfons X. (1252—1284) in die Fußstapfen der Fürsten von Provence und Toulouse. Daß Kaiser Friedrich II. und sein Sohn Manfred große Gönner der Troubadoure waren, haben wir früher gesehen; auch der Markgraf Bonifaz von Montferrat, König von Thessalonich, und Graf Azzo VII. von Este (1215—1265) waren Freunde der Poesie. Fürstliche Gönner der Poesie.

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geriet mit dem Rittertum auch die schöne Kunst der Troubadoure in Verfall. Die Albigenserkriege, die Verarmung des Adels infolge der Kreuzzüge, die wachsende Roheit der Zeit minderten das Interesse für die Dichtkunst und entzogen den Sängern den Lohn. Schon Guiraut rügt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts den Verfall der Sitten beim Adel und beklagt es, daß an die Stelle der glänzenden Turniere von ehedem Raub und Wegelagern getreten sei, daß die Ritter mehr Gefallen fänden an der Wegführung von Herden als an Turnieren. Bei Raimon Vidal klagt ein alter Spielmann: „Ritter und Frauen gehen mit gesenktem Haupte an ihren Höfen; das Wissen wird nicht mehr beachtet, und die sich hervorzuthun suchen, werden entmutigt und erniedrigt"; und Peire Cardinal und Sordel, ein Troubadour italienischen Ursprungs, ergehen Perioden u. Hauptdichter.

sich in bitteren Klagen über den Verfall der feinen Geselligkeit und der Kunst des Gesanges. Nach einer fünfzigjährigen Periode des Aufstrebens vom Einfachen zum Künstlichen, als deren Repräsentant Guillem de Poitiers gelten kann, und einer hundertjährigen Blütezeit, während welcher Bernart von Ventadour, Bertrand de Born, der „Lehrer der Liebe", Arnaut Daniel, nach Dantes Zeugnis Lieder- und Romandichter, und Guiraut de Borneil, der „Meister der Troubadoure", ihre Lieder anstimmten, trat somit eine Zeit ein, wo die Lyrik mehr in das Lehrhafte und in die „dunkle Rede" überging. Guiraut Riquier war der letzte würdige Meister dieser Periode des Sinkens. Außer den Genannten treten noch folgende Namen aus der großen Zahl provençalischer Dichter besonders hervor: Foulquet von Marseille, Ue Brünet, Gaucelm Faidit, von dem man sagte, daß seine Zunge Helm, Schild, Schwert und Speer sei, Guillem von Cabestaing, Raimon von Miraval, Aimeric von Paquilain u. a.

Die formale Ausbildung. Daß auch in Beziehung auf die Form die lyrische Poesie durch die ritterlichen Sänger eine größere Ausbildung erfuhr, war natürlich und wurde schon oben angedeutet. Nicht nur daß Rhythmus und Reim sorgfältiger behandelt wurden, daß durch die genauere Beobachtung von Hebungen und Senkungen, durch die Verbindung längerer oder kürzerer Reihen von Füßen zu Versen, durch die häufigere Anwendung des steigenden, jambischen Accents im Gegensatz zu dem fallenden, trochäischen, mehr Bewegung und Abwechselung in die Dichtung kam, der harmonische Strophenbau ließ die Kunstpoesie in ihrer wahren Bedeutung, in ihrem vollsten Glanze erblicken. „Die formellen Charakterzeichen der Volkspoesie bestanden darin, daß sie stets zwei oder mehr gleichartige Verse ununterbrochen zusammenreimte und dann, daß sie mit dem Verse den Gedanken oder ein Glied desselben schloß. Die Kunstdichter verwarfen diese in dem Geiste hoher Einfachheit gegründete Regel, indem sie auch ungleiche Verse und Reime aneinander ketteten und erstere nach Wohlgefallen durch den Sinn verbanden." Bei diesem Strophenbau verfuhren die provençalischen Dichter mit großer Freiheit, und die Mannigfaltigkeit der von ihnen geschaffenen Formen zeugt von ihrem feinen Sinn für harmonische Schönheit. Aus dem Volksgesange und dem Kirchenliede entlehnten sie den Refrain, den sie häufig anwandten als ein vortreffliches Mittel, „durch wiederholtes Anschlagen eines gewissen Akkordes, in dem der Mittelpunkt des ganzen Gedichtes liegen muß, auf das Gefühl zu wirken". Runde hieß man ein Lied, worin der letzte Vers einer Strophe zu Anfang der folgenden wiederholt ward. Auch durch die große Mannigfaltigkeit und Abwechselung weiblicher und männlicher Reime wußten die Troubadoure ein ästhetisches Wohlgefallen zu erzeugen und durch metrischen Wohllaut und ein harmonisches Spiel gleich klingender Wörter die Phantasie und den Geschmackssinn zu reizen und zu fesseln.

Gattungen der Lyrik. Auch wurde bereits erwähnt, daß wie in dem Vers- und Strophenbau, so auch in Beziehung auf die Gattungen der lyrischen Gedichte und ihre Namen eine große Mannigfaltigkeit herrschte; doch sind die Kunstausdrücke mitunter schwankend und unsicher, weil manche Dichtungsarten sich so nahe berührten, daß sie leicht ineinander übergehen konnten. Alle Gedichte, worin längere und kürzere Verszeilen zu einem kunstvollen Strophenbau mit wechselnden Reimen verbunden waren, nannte man Kanzonen im Gegensatz zu den Versen, welche an die einfachere Volksdichtung sich anschließend aus kürzeren Zeilen, in der Regel von vier Hebungen und männlichen Reimen bestanden.

1. Minnelieder. Wie die deutschen Minnesänger, die wir im nächsten Abschnitt kennen lernen werden, gingen auch die Troubadoure von Naturschilderungen aus. Das Grün der Wiesen und Bäume, der Duft der Blumen, die Klarheit der Sonne, der Gesang der Vögel bilden die immer wiederkehrenden Gegenstände ihrer Vergleiche und Bilder, wobei man

oft durch die Zierlichkeit der Einkleidung, durch die Gewandtheit des Ausdrucks überrascht wird. Nur selten schimmert etwas von dem Golde der klassischen Litteratur durch, da nur wenige der romantischen Dichter mit der alten Poesie vertraut waren. Meistens dient die Naturschilderung nur als Unterlage für den Gesang der Liebe, der die Kunst der Troubadoure vorzugsweise gewidmet ist. Und hier begegnen wir derselben Eigentümlichkeit wie bei den deutschen Minnesängern, daß der Dichter in der Regel vornehme Frauen verherrlicht, mit denen kein näheres Verhältnis gedacht werden kann, die meistens im Ehestand leben und durch Rang und gesellschaftliche Stellung weit über dem Verherrlicher ihrer Schönheit und ihrer Tugenden stehen, daher auch Geheimnis und Verschwiegenheit fort und fort empfohlen, die Namen nur angedeutet oder unter bildlichen Bezeichnungen verhüllt werden. Liebesboten überbrachten der Verherrlichten die Huldigungen des Verehrers, oder da nur wenige Frauen lesen konnten, so trug auch wohl ein „Spielmann" das Liebes- und Lobgedicht recitierend mit Musikbegleitung vor. Das Liebeslied setzte daher mehr den Geist als das Herz des Dichters in Bewegung; die Sprache der Galanterie tritt an die Stelle der unmittelbaren Gefühlsergüsse, die Verehrung und Verherrlichung der gepriesenen Dame ist meist nur Sache der Phantasie und des Verstandes ohne Leidenschaft des Gemütes. Oft gleichen die höfischen Liebeslieder einer „Perlenschnur von lebenden Beiwörtern, von Bildern des Schönheitspreises". Statt aus dem frischen Borne eigener Empfindungen, eigener Erlebnisse zu schöpfen und dadurch einen stets neuen und reichen Inhalt, ein ewig Jugendliches in sich zu tragen, bewegen sich die Lieder meistens in allgemeinen Schilderungen und Betrachtungen, in Lobpreisungen und Klagetönen. Das Lieben erscheint wie das Dichten als eine auf Regeln zurückgeführte Kunst. Der Troubadour muß sich „auf Liebe verstehen". Nur die „Tagelieder" (Albas), worin der Dichter nach einer nächtlichen Zusammenkunft mit der Geliebten dem aufgestellten Wächter zürnt, daß er den Anbruch des Tages verkündigt, und seinen Schmerz über die Trennung ausspricht, und die Serenas, worin sich der Sänger nach dem Abend sehnt, sind feuriger und setzen wohl zuweilen wirkliche Liebesverhältnisse voraus. Aber häufiger schweigt der Dichter in Erinnerungen und Phantasiebildern, in dem Glück, das ihm ein Geschenk, ein huldvoller Blick, ein Zeichen von Gunst gewährt, oder klagt über die Kälte und Härte der spröden Herrin, oder beweint in elegischen Tönen ihre Entfernung oder ihren Tod. Zu der Gattung von Klageliedern gehören einige der schwungvollsten Minnelieder der Troubadoure. Enthielt das Lied die Erzählung eines Liebesabenteuers in regelmäßigen Stanzen, so nannte man es Romanze.

Die höfische Dichtung der Franzosen beschränkte sich jedoch nicht auf den engen Kreis zärtlicher Empfindungen und Liebesklagen, sie wagte sich auch auf den Kampfplatz der Öffentlichkeit, in das politische Leben, um die Schäden und Gebrechen der Zeit zu bekämpfen, für die gute und gerechte Sache in die Schranken zu treten, um scharfe Rügen im Sinne einer Partei, im Dienste eines Herrn zu erheben, um mit sittenrichterlicher Strenge gegen die Großen und Mächtigen in Staat und Kirche zu eifern. Gedichte dieser Art nannte man Sirventese, „Dienstlieder", und es wurde schon bei Gelegenheit der Albigenserkriege erwähnt, von welcher Wirkung diese oft mit den Waffen des Spottes und der Satire auftretenden Rügegedichte auf die Stimmungen und Ansichten des Volkes gewesen sind. Im Sirventes spiegelte sich die Zeit in allen ihren Erscheinungen und Richtungen, in ihren Kämpfen und Parteiungen, und oft waren die Verfasser die Gefährten und Vertrauten hochgestellter Fürsten und Häupter, deren Sache sie mit der Gewalt ihrer Poesie unterstützten. Der scharfe, oft leidenschaftliche Ton, der gern Persönlichkeiten einmischt, machte das Sirventes zu einer gefürchteten Waffe. Man unterschied zwischen politischen, persönlichen und moralischen Sirventesen, 2. Sirventes.

je nachdem der Dichter seine Muse den vaterländischen und öffentlichen Angelegenheiten widmet, durch schwungvolle „Kriegslieder" zu Kampf und Fehde unter gespaltenen Helmen und irrenden Schlachtrossen anfeuert, im „Kreuzlied" zur Pilgerfahrt und zum Gottesstreit auffordert, im „Klagelied" den Tod eines Gönners betrauert, im „Rügelied" den Feind in bitteren Worten schmäht, verhöhnt, bedroht; oder in eigener Sache bald ruhiger, bald heftiger seine Ansichten und Gefühle ausspricht, die Angriffe des Gegners bekämpft und auf den Urheber zurückschleudert, oder die Gebrechen der Zeit straft und einzelne Stände, insonderheit den Klerus züchtigt. Die Sirventesen Bertrand de Borns, des feurigen Sängers, „dem Frühlingsblumen und Vogelgesang weniger galten als Kampfspiel und Schlachtgeschrei, als wiehernde Rosse und fallende Feinde", gingen von Mund zu Mund und brachten in den Kriegen des englischen Königs Heinrich II. und seiner Söhne solche Wirkung hervor, daß sie von der Garonne bis zum Ausfluß der Seine fortwährend blutigen Streit erzeugten.

Bertrand de Born.

3. Tenzone u. Pastorelle.

Neben den Sirventesen liebten die provençalischen Dichter noch die Tenzone und das Pastorelle. Tenzonen waren Wett- und Streitgesänge, worin die Dichter sich ihre Strophen reihum mitteilten und einige gewählte Richter nach beendigtem Vortrag die Entscheidung fällten, bald Spiele und Übungen des Witzes über pikante Kontroversfragen, bald pedantische Versdisputationen voll Spitzfindigkeiten und gelehrten Wortkrams. Streitgedichte unter Liebenden, wie sie gleichfalls vorkamen, waren nur Minnelieder in Gesprächsform. Lyrische Gedichte, deren Inhalt ländliche Szenen, Liebschaften zwischen Hirten und Bäuerinnen und idyllisches Naturleben bildeten, hieß man Pastorelle.

Die nordfranzösische Lyrik.

Der Süden Frankreichs war die eigentliche Heimat des lyrischen Gesanges; nur die Bretagne konnte mit der Provence einen Vergleich aushalten. Die übrigen Landschaften entlehnten das meiste von ihren südlichen Nachbarn: ihre Lais entsprachen den provençalischen Kanzonen, waren wie diese teils ernsthaften, elegischen, teils heitern, scherzhaften Inhalts und wurden gleichfalls mit Saitenspiel vorgetragen; wie im Süden die Jongleure, so zogen im Norden die Menestriers oder Menestrels (ministrales) mit ihren Liedern und Instrumenten von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg, als Spaßmacher und Gaukler, als Spielleute und Liebesboten gern gelitten, aber wenig geachtet. Nur das Fabliau, die beliebte poetische Erzählung, bald belehrenden moralischen, bald leichtfertigen und mutwilligen Inhalts, voll obscöner Beschreibungen und Schwänke, war mehr im nördlichen Frankreich zu Hause und zeugt von der vorherrschenden Neigung der französisch-normännischen Bevölkerung für die epische Dichtung, für den Roman, die Novelle, die Legende und Reimchronik. Unter den nordfranzösischen Dichtern waren neben Pierre de Craon und einigen andern „Chansonniers" Graf Thibaut von Champagne, später König von Navarra (1201—1253), der Kastellan von Coucy und Gasse Brülez, Jacques de Chison, Eustache der Maler von Reims († c. 1240) die berühmtesten. Thibauts Lieder sind teils Ausbrüche sinnlicher Liebe, wie sie sich bei den provençalischen Sängern finden, meist ohne Innigkeit und tieferes Gefühl, teils religiöse Ergüsse, Hymnen an die heil. Jungfrau u. a. Unter der von ihm besungenen Dame hat man die Königin Blanka, Mutter Ludwigs IX., zu erkennen geglaubt. Der Kastellan von Coucy, der mit Richard Löwenherz in das Heil. Land gezogen und dort seinen Tod gefunden haben soll, ist weniger durch seine Lieder als durch seinen in viele Sprachen übersetzten oder bearbeiteten Roman „Geschichte des Kastellan v. C. und der Dame de Fayel" bekannt geworden.

Thibaut von Champagne.

2. Die bretonisch-französische Romantik.

Wenn auch die Provençalen neben der lyrischen Dichtung die epische nicht vernachlässigten, so muß doch das nördliche und westliche Frankreich als die eigentliche Heimat des Romans und der Novelle betrachtet werden. Was die Provençalen in dieser Gattung hervorbrachten, waren Bearbeitungen bretonischer, normännischer und nordfranzösischer Sagen und Erzählungen; nur einige Dichtungen belehrenden oder religiösen Inhalts, insbesondere aus den Kreisen der Waldenser (S. 64), in epischer Form hatten im Süden ihren Ursprung. Diese epische Dichtkunst, die im Anfang dieser Periode noch vorzugsweise in den Händen der Geistlichkeit sich befand, hatte übrigens mit der lyrischen das Gemeinsame, daß sie mit Musikbegleitung vorgetragen wurde. Wie die homerischen Rhapsoden zogen die wandernden Sänger oder Spielleute, die früher erwähnten Menestriers, in Städten und Burgen umher und verherrlichten die festlichen Zeiten mit Gesang und mit dem Vortrag einzelner Teile der epischen Gedichte, welche die Trouvères teils aus älteren lateinischen Werken, teils aus Volkserzählungen, aus Sage und Geschichte geschöpft und in der altfranzösischen Landessprache bearbeitet hatten, und deren Inhalt im allgemeinen bei den Zuhörern als bekannt vorausgesetzt werden konnte. Diesem Zweck entsprach auch die Anordnung, denn manche Strophen bilden beinahe für sich ein besonderes Gedicht, und um einer Strophe Selbständigkeit zu geben, wird am Anfang derselben wiederholt, was schon in der vorhergehenden berichtet war. Die dabei gewöhnlich angewandten Versarten waren der Alexandriner, der vers léonin, der fünffüßige iambische Vers und der vierfüßige Schlagreim. Besonders beliebt war der leoninische Vers mit dem vollen reichen Reim, „der für den König der Reime galt, wie der Löwe für den König der Thiere". In allen Gedichten kehren gewisse Redeformen, Wendungen, Beiwörter u. dgl. stetig wieder, jedoch nicht mit der regelmäßigen Genauigkeit des homerischen Epos. Der epische Gesang in den Händen der Spielleute.

1. Geistliche Dichtungen. Es wurde früher bemerkt, daß bis in die Zeiten der Kreuzzüge die Dichtkunst des gesamten christlichen Abendlandes von Geistlichen geübt wurde. Dadurch ergab es sich von selbst, daß religiöse und kirchliche Stoffe den Hauptinhalt bildeten; nur darin machte sich allmählich ein Fortschritt bemerkbar, daß die Landessprache mehr in Anwendung kam. Auch im zwölften Jahrhundert war die epische Dichtung noch großenteils Eigentum des geistlichen Standes, und wir werden später bei der deutschen Litteraturgeschichte erfahren, wie ähnlich und verwandt diese geistliche Dichtung nach Inhalt und Form in allen Ländern gewesen ist, wie gewisse Erzählungen aus den Sagengebieten, die sich um Christus und die Apostel, um Maria und ihr Geschlecht, um die Heiligen und Märtyrer gelagert hatten, und gewisse religiöse Erzählungen und Vorstellungen ebenso sehr als Gemeingut der gesamten Christenheit betrachtet wurden, wie die Glaubenslehren und die kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen und daß man die nationale und sprachliche Verschiedenheit nur als etwas Unwesentliches und Zufälliges ansah. Eine Menge Legenden, Wunder- und Heiligengeschichten, teils von lokalem Charakter an gewisse berühmte Andachtsstätten oder Wallfahrtsorte anknüpfend, teils der gesamten Christenheit angehörend, wurden, meistens nach lateinischen Quellen bearbeitet, in allen Ländern verbreitet; als Erzeugnis des gemeinsamen christlichen Geistes trugen sie nur selten den Namen eines Verfassers; poetisches und litterarisches Eigentum war ein unbekannter Begriff. Wir werden in der deutschen Litteratur mehrere dieser legendenartigen Gedichte kennen lernen, die zunächst von französischen Geistlichen bearbeitet ihren Weg nach allen Ländern gefunden haben und bald übersetzt, bald nachgebildet worden sind. Besonders liebte man solche Erzählungen, welche mit dem Morgenlande in Beziehung standen oder fremde Wunderländer vorführten. Zu den ältesten und be-

rühmtesten dieser Gattung gehörten: „Die Reise des heil. Brandanus zum irdischen Paradies", eine Art mönchischer Odyssee in achtfüßigen Versen ohne Unterschied der männlichen und weiblichen Reime, die sich auch in deutscher und vlämischer Sprache erhalten hat; die Geschichte des Kaisers Heraklius, die an die Auffindung des Heil. Kreuzes und an das Fest der Erhöhung geknüpft ist, und vor allen „das Leben des heil. Josaphat" von dem normännischen Dichter Chardry, das den Sieg des Christentums über Heidentum und Judentum, wie über die Verführungen des sinnlichen Lebens verherrlicht. Aus dem griechischen Urtexte des Johannes Damaszenus zuerst ins Lateinische übersetzt, wurde es bald in allen Sprachen bearbeitet und blieb ein Lieblingsbuch des ganzen Mittelalters.

Die Bekehrungsgeschichte des indischen Fürstensohnes Josaphat durch den christlichen Einsiedler Barlaam ist eines der merkwürdigsten Produkte der Poesie. „Das menschliche Leben mit allen seinen Erscheinungen, seinem Schmerz und seiner Lust ist dem Verfasser ein schnell verfliegender Traum; überall zeigt er den Tod als das gewisse Ziel, das wir keinen Augenblick aus dem Gesicht verlieren sollen. Alles Treiben ist hier schädlich und thöricht, was nicht Vorbereitung auf den Tod ist. Meisterhaft, sicher und klar findet sich dieser Grundgedanke von der Verächtlichkeit irdischer Dinge im Vergleich mit den ewigen in jedem Teil des Werks, hauptsächlich in den wunderschönen Parabeln ausgesprochen, und so scheint in diesem Roman eine der bedeutendsten Apologien, welche sich überhaupt für das eremitische Leben aufstellen läßt, bis auf unsere Zeit herabgekommen zu sein."

2. Romantische Dichtungen aus dem karolingischen Sagenkreis. Wenn schon in diesen und andern geistlichen Dichtungen neben dem erbaulichen und belehrenden Inhalte auch das Interesse der Zeitgenossen für die große Sache der Kreuzzüge, die siegreichen Kämpfe des Christentums gegen den mohammedanischen Glauben oder, was damals als gleichbedeutend galt, gegen die Heiden, mit großer Entschiedenheit hervortritt, so geschah dies noch in höherem Grade in dem romantischen Epos, so genannt, „weil in dieser Dichtungsart durch die reizende Verschlingung des Kirchlichen und Weltlichen, des Christlichen und Heidnischen, der Tapferkeit und Galanterie der Ritter mit der Schönheit und geselligen Anmut der Damen jene Einheit des germanischen und christlichen Geistes, jene unendliche und allseitige Freiheit der christlichen Kunst zuerst erscheint, die wir vorzugsweise als romantisch ansprechen". Wir wissen, wie sehr das Heldenleben Karls des Großen schon frühe von poetischen Sagengewinden durchflochten und umhüllt war, und im nächsten Abschnitt werden wir seine Bedeutung für die mythische Geschichte der Kreuzzüge kennen lernen. Sowohl sein spanischer Feldzug als die Sachsenkriege galten als der Anfang des großen Kampfes gegen die Ungläubigen, der in den Kreuzzügen seinen Höhepunkt erreichte. Es lag somit gerade in dieser Zeit nahe, die alten und beliebten Sagen und Romanzen des karolingischen Sagenkreises zu epischen Kompositionen zu verbinden und mit dem Hauptanliegen der Gegenwart in Beziehung zu setzen, den großen christlichen Kaiser als das Vorbild aller Kreuzfahrer und Glaubenshelden zu feiern. Dieser Aufgabe unterzogen sich zunächst Geistliche, aus deren Händen wir zwei lateinische Romane religiöser Tendenz hervorgehen sehen, die Wallfahrt Karls des Großen ins Heil. Land und die unter dem Namen der Chronik Turpins zusammengefaßten Sagen und Erzählungen von dem Feldzug gegen die Sarazenen in Spanien. Dieses wohl in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts aus alten Liedern und Romanzen, aus Sagen und Erzählungen zusammengefügte und einem Zeitgenossen Karls, Turpin, zuerst Mönch von St.-Denis, dann Erzbischof von Reims, zugeschriebene Buch, das bald in die Volkssprache übersetzt ward, bildete eine Hauptquelle für die Romane aus dem karolingischen Sagenkreis, ohne daß jedoch die älteren Überlieferungen, Gedichte und

Sagen, die neben jenem herliefen, dadurch verdrängt worden wären; vielmehr ergänzten diese die „Chronik", bei der eine religiöse Tendenz sichtbar vorwaltet, vorwärts und rückwärts und faßten insbesondere die weltliche Seite ins Auge. Denn Karl der Große trägt eine zwiefache Gestalt: er ist weltlicher Held, der gegen die riesige Kraft und Wildheit seiner trotzigen Reichsbarone, besonders der Söhne Haimons, wie gegen die Verräterei und Tücke des Mainzer Geschlechts, als dessen Haupt Ganelon erscheint, zu kämpfen hat, und zugleich Gottesstreiter, der die Sache des Christentums wider die Ungläubigen verficht. In diesen heiligen Kriegen gegen die Heiden legen jene trotzigen Großen auf einige Zeit ihren Groll und widerspenstigen Sinn ab und kämpfen mit ehrlicher Tapferkeit gegen die Feinde des Glaubens, während der heimtückische Ganelon und seine Genossen alles ihrer Selbstsucht aufopfern. Die zwölf ausgewählten Kriegsgenossen, die dem König bei Erkämpfung des väterlichen Thrones wider die Ränke seiner Stiefbrüder Beistand leisten, stehen ihm fortwährend als „geharnischte Apostel" zur Seite, um mit ihm das Reich Gottes zu mehren; sie ziehen mit ihm zum Heil. Grab, wo sie durch eine über ihren Häuptern erscheinende Gloire als Glaubenshelden anerkannt und geweiht werden, kämpfen mit ihm gegen die Sachsen und Sarazenen, bis sie nach vielen wunderreichen Thaten und Schicksalen durch Ganelon, den Judas, verraten im Thale Roncesvalles gemeinsamen Helden- und Märtyrertod leiden. Karl selbst bleibt mit einigen am Leben, aber nur um jene zu rächen, zu verherrlichen und zeitlebens zu betrauern. Diese poetischen Heldensagen, von denen einzelne Lieder sehr frühe vorhanden waren und teils beim Vorrücken zur Schlacht, teils bei geselligen Mahlen gesungen zu werden pflegten, wurden um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in dem „Rolandslied" oder „Roman von Roncevaux", das wir in der deutschen Bearbeitung näher kennen lernen werden, durch einen Dichter Turold zu einem Ganzen verbunden, und dieses dann im Laufe der Zeit vielfach überarbeitet. Vielleicht folgte der Verfasser einem provençalischen Vorbilde; wenigstens geht aus dem südfranzösischen Roman „Philomena", welcher die Gründung der Abtei la Grasse unweit Carcassonne durch Karl d. Gr. mit dem spanischen Feldzug in Verbindung bringt, hervor, daß in der Provence sehr frühe Lieder und Sagen über die Begebenheit vorhanden waren.

In den zahlreichen Gedichten aus dem karolingischen Sagenkreis „erscheint ein altertümlicher Heldengeist, nicht so riesenhaft, wie in dem alten deutschen Epos, zuweilen schon der Galanterie zugeneigt und mit gebildeterem Rittertum versetzt, aber voll heroischer Freudigkeit und von einem religiösen Nimbus verklärt". Alles ist Eisen und Stahl, die Rüstung und das Herz, das darunter schlägt. In der Charakterzeichnung der Haupthelden, wie in Form, Versart und Behandlung herrscht eine große Gleichförmigkeit. Karl in seiner ruhigen Herrschergröße, der alte bedächtige Rater Naimes von Bayern, der achilleische Roland und sein inniger Waffenbruder Olivier, der falsche Ganelon sind gleichsam typische Gestalten. Mit Ausnahme des Romans von „Bertha mit dem großen Fuß", worin Adenez le Roi, Minstrel Heinrichs III. von Brabant, die im Volksmund umlaufende Geschichte von Karls Mutter erzählt, einer Frau, „die in ihrer stillen und bewußtlosen Güte und Schöne verstoßen und gemartert wird, aber immer sich gleich bleibt", und der schönen Dichtung „Flos und Blankflos", der uralten Volkssage von der schuldlosen Liebe der Eltern Berthas, wohl provençalischen Ursprungs, lassen sich sämtliche Romane aus dem karolingischen Sagenkreis in bestimmte Gruppen teilen, je nachdem die Kämpfe mit den Ungläubigen oder die Verwickelungen mit den unbotmäßigen Vasallen den Mittelpunkt bilden. Zu jener Gattung gehören alle jene Sagen und Traditionen, die sich an den spanischen Feldzug anschließen, zu diesen vor allen die vier Haimonskinder (les quatre fils d'Aymon) und alle verwandten Stücke, worin die Verhältnisse des Lehnsherrn zu den Vasallen die „treibende Seele"

sind. Mit den weitverbreiteten Sagen von den Haimonskindern, besonders Reinald, dessen älteste Bearbeitung die „Geschichte des edlen und tapfern Ritters Regnault von Montauban" durch Hüon von Villeneuve aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts zu sein scheint, die sich dann als Volksbuch nach allen Ländern Bahn brach, steht der Roman von dem Zauberer Maugis oder Malagis in Verbindung, der demselben Verfasser zugeschrieben wird. „Ist Reinald der Inbegriff aller Heldenkraft, so ist sein Vetter Malagis, Sohn des Buovo von Aigremont, Inbegriff aller Gelehrsamkeit, jener ernst und zornig, dieser neckisch und versteckt. Die Gelehrsamkeit aber ist in Malagis praktisch geworden und zeigt sich in fröhlicher Zauberei und in Herrschaft über die Höllengeister. Der Charakter dieses Zauberers ist eine der seltsamsten und genialsten Erfindungen des Mittelalters, wo neben echter Religiosität und dunklem Aberglauben sich der Scherz in unglaublicher Freiheit entfalten durfte." Der Roman Garin von Montglaive oder von Viane (Vienne, wo der Hauptheld Girard von Karl d. Gr. belagert wird) in einer poetischen und prosaischen Bearbeitung ist ein Seitenstück, und der Prosaroman Mabrian, welcher den Ausgang Reinalds und Malagis und die Schicksale von Reinalds Sohn Ivo, König von Jerusalem, und Enkel Mabrian erzählt, eine Fortführung oder Ergänzung zu den vier Haimonskindern. Auch die Erzählungen von Hüon von Bordeaux, dem bekannten, mit dem zauberischen Zwergkönig Oberon verbundenen Helden, ferner von Doolin von Mainz, von Ogier dem Dänen u. a. m., beschäftigen sich mit den Feudalverhältnissen zwischen Karl und seinen Vasallen. Alle diese und viele andere Rittergeschichten aus dem fränkischen Sagenkreis in gebundener und ungebundener Rede, wie Fierabras, der furchtbare Riese, der den christlichen Helden in Spanien soviel zu schaffen macht, schließlich sich aber zum Christentum bekehrt, waren in allen Ländern und Zungen verbreitet und allbekannt. Auch der früher erwähnte (VI, 556) Glaubensheld Wilhelm von Oranse (Orange), das Vorbild der Kreuzfahrer, der nach einem Leben voll wunderbarer Siege und Schlachten gegen die Heiden in das von ihm gegründete Kloster Gallone bei Lodève eintritt, um sein Leben allein Gott zu weihen, wurzelt in dem Kreise der karolingischen Rittersagen.

3. Die Artusromane. Wie die bedeutsamsten Volkslieder aus dem karolingischen Sagenkreis in Turpins Chronik Aufnahme fanden, so die bretonischen und wallisischen Volkstraditionen in der lateinischen Chronik, welche Gottfried von Monmouth (Geoffrey ap Arthur, † 1154) nach seiner eigenen Angabe aus einem Werke übersetzte, das ein gelehrter Benediktiner, Archidiakonus Walter von Oxford, aus der Bretagne mitgebracht und das in der Sprache jenes Landes die Thaten aller britischen Könige von Brutus, dem ersten König, herab bis auf Cadwaladr, den Sohn Cadvallons, berichtet habe. Zu der Übertragung ins Lateinische sei er durch seinen Herrn, den Grafen Robert von Glocester († 1147), aufgefordert worden. Es ist kein genügender Grund vorhanden, an der Wahrheit dieser Angabe zu zweifeln: daß in Gottfrieds „Geschichten der britischen Könige" altkymrische Volkslieder und Sagen von der Zeit der angelsächsischen Invasion an zusammengestellt und verarbeitet worden und daß daraus die Stoffe für die Romane von Artus (Arthur) und der Tafelrunde geflossen, darf als sicher angenommen werden, sofern man dabei denselben Vorbehalt gelten läßt, wie bei der Chronik Turpins.

Entstehung der Artursagen. Wir haben früher (IV, 751 f.) den Boden kennen gelernt, aus dem die Arthursagen erwachsen sind. Schon in den alten elegischen Bardengesängen, in denen sich das nationale Unglück in trübem Tone abspiegelt und die sich am reinsten in der Bretagne erhalten haben mögen, werden die Sagenkönige Owen (Uriens Sohn), Artus, Geraint gefeiert und in der einem Mönch Nennius zugeschriebenen Geschichte der Briten, die gleichfalls aus Volksüberlieferungen geschöpft ist, treten die meisten Namen der Artussage als geschichtliche Personen

auf. Diese poetische Sagengeschichte von dem aus Troja nach England gekommenen Britenkönig (Brut) an bis zu dem von den Waliser Barden besungenen Cadwaladr hat zur Zeit der normännischen Invasion, an der viele Krieger aus der Bretagne teilnahmen, einen neuen Impuls erhalten, da der Zug des Eroberers Wilhelm gegen die Angelsachsen den altbritischen Abkömmlingen als ein Rache- und Vergeltungskrieg erscheinen konnte. Aus diesem erhöhten Interesse für die mythische Volksgeschichte der Briten mag die erwähnte Chronik Gottfrieds hervorgegangen sein, welche die Hauptquelle für die britische Sagengeschichte geworden ist. Von der Zeit an tritt der Name Artus, der in den älteren Sagen hinter andern Königsnamen zurücksteht, so sehr in den Vordergrund, daß er als der Mittelpunkt der ganzen Heldensage erscheint. Auch in Wales hatten sich seit den Tagen Taliesens altkymrische Volkslieder und Volkssagen (Mabinogion und Triaden) erhalten, und die Chronik des Mönchs Caradoc von Llancarvan († vor 1154), eines Zeitgenossen von Gottfried, kennt auch schon Arthurs Zerwürfnis mit seinem ungetreuen Weib Ginevra; aber bei der landschaftlichen Abgeschlossenheit des Waliser Bergvolks und seines Bardenstandes behielt die Überlieferung einen einfacheren lokalen Charakter, während in der Bretagne durch die bald feindlichen, bald freundlichen Berührungen mit Franken und Normannen sich Sage und Poesie reicher gestalteten und mannigfaltiger entwickelten. An die Stelle der altkymrischen Elegien trat eine frische, gehobene Balladendichtung, worin die ritterlichen Thaten ihrer Stammfürsten gefeiert waren, eines Nominoi, der einst den Pflug geführt (V, 505), eines Morvan Lez-Breiz, der von seiner Mutter in der Einsamkeit erzogen, auf einen wandernden Ritter trifft, den er für einen Engel hält, und nun auszieht, um selbst ein Ritter zu werden, und des Arthur und Geraint, der Nationalhelden aus der verlassenen Heimat Cornwallis, „der Insel der Äpfelbäume (Avalon), die ihnen allmählich zu einem „Aufenthalt der Dämonen und Feen", zu einem „Elysium der Seligen" ward. Diese Sagen und Märchen fanden dann mit der Zeit ihren Rückweg nach Wales und Cornwallis, und so wurde bald auch dort Arthur, der bretagnische Sagenheld, an dessen Unsterblichkeit und Wiederkunft man glaubte, der gefeierte Name in der Waliser Dichtung. Bald nachdem die Herrschaft der Angelsachsen bei Hastings gebrochen worden, in den Tagen, da sich die Kreuzzüge vorbereiteten, da der spanische Held Cid el Campeador die Mauren bekämpfte, gab sich in Wales eine nationale Bewegung kund, sowohl im Süden, wo der alte Rhys ap Tewdor aus der Bretagne einzog, als im Norden, wo Gruffyd eine heimische Dynastie gründete, die sich lange in einer gewissen Selbständigkeit behauptete. Dieses Erwachen des nationalen Bewußtseins der britischen Völker auf beiden Seiten des Kanals war der Wiederbelebung der Volkstradition und des Volksgesanges sehr förderlich. Die Geschichte selbst war so reich an wunderbaren Schicksalswechseln, an romantischen Erscheinungen, daß Dichtung und Wirklichkeit ineinander aufgingen. Eine einzige Schlacht hatte die angelsächsische Macht zu Boden geschmettert; in Apulien und Sizilien gründeten fahrende Ritter Herzogtümer und Königreiche; die christliche Welt schickte sich an einen Riesenkampf gegen den Islam zu unternehmen. Unter solchen Umständen fanden die Lieder von Arthur und seiner Tafelrunde, welche der alte Rhys aus der Bretagne mitgebracht, einen günstigen Boden: der alte Sagenkönig schien wieder aus seinem Grabe auferstanden zu sein, um die Seinen in den Kampf zu führen; die Barden hielten Versammlungen und stritten um den Preis „wie zuzeiten Arthurs". An den Fürstenhöfen in Wales und in der Bretagne wurde Gesang und Dichtkunst gepflegt. Selbst die Normannenkönige in England wurden von dem Strome fortgerissen: die alten Erzählungen von Rou (Raoul, d. i. Rollo), die Robert Wace oder Gasse um 1160 in einer Reimchronik sammelte, die Sagen von Robert dem Teufel, deren finsterer, gespenstischer Charakter voll nächtlichen Geisterspuks auf nordische Abkunft deutete, gingen allmählich in die größeren und verbreiteteren Fabelkreise über, und wenngleich die normännische Politik in der Folge, um dem Aberglauben an Arthurs Fortleben entgegenzuwirken, das Grab und die Gebeine desselben entdecken ließ, so erlangten die Artusromane doch die

Herrschaft über die Geister und fanden ihren Weg nach Frankreich und Deutschland. Jener Graf von Glocester, der die Chronik Gottfrieds veranlaßt hatte, war ein Enkel des alten Rhys von Glamorgan.

Erweiterung der Arthursagen. Diese Chronik nun, welche das vergessene Britenvolk dem lebenden Geschlechte aufs neue in Erinnerung bringen, ihm durch Wiederbelebung seiner Vergangenheit einen Rang unter den großen Nationen verschaffen, Mut und das Selbstgefühl bei ihm wecken sollte, wurde die Quelle zahlloser Romane und Dichtungen. Und wenn auch die stolzen Hoffnungen des Britenvolks auf eine staatliche Wiedergeburt nicht in Erfüllung gingen, wenn auch sein „messianischer Glaube" sich sowenig verwirklichte wie beim Volke Israel, so teilte es doch mit diesem den Triumph, daß die Erzeugnisse seines Geistes und seiner Phantasie die Welt beherrschten. Gottfrieds Werk, das bald in die Landessprache zurückübersetzt oder in der ursprünglichen Form Wallers von Oxford bekannt gemacht, von dem erwähnten Caradoc von Liancarvan fortgesetzt und in gebundener und ungebundener Rede lateinisch und welsch verarbeitet wurde, erlangte eine unermeßliche Verbreitung. Der „Brut" des Meisters Wistace (Eustache) war nur eine poetische Bearbeitung des Gottfriedschen Werkes. Allein die Sitten und Lebensweise eines abgeschlossenen, in der Kultur zurückgebliebenen Volkes, wo die wilden Kämpfe des Königs Arthur und seiner Kriegsgefährten und die Märchen von dem Zauberer Merlin, „einem Mitteldingʼ zwischen Engel und Teufel", den wesentlichen Inhalt bildeten, konnten dem fortgeschrittenen Ritterwesen der Zeit nicht genügen, daher gesellten sich bald in den französisch-normännischen und deutschen Bearbeitungen neue Elemente im Geiste der Zeit und der herrschenden Bildung hinzu. Die einförmigen Erzählungen von Waffenthalen und Abenteuern, von Helden- und Zaubergeschichten dienten nun als Unterlage für das verfeinerte Rittertum mit seinem Frauendienst, seinen höfischen und kriegerischen Sitten, seinen sinnlichen und sinnigen Freuden, so daß Arthur und sein Hof bald zum Ideal alles höfischen Lebens, seine Tafelrunde, welche auf Merlins Rat Arthurs Vater, Uter zu Carduel (Carlisle), gestiftet, zum Musterbilde aller ritterlichen Eigenschaften ausgebildet wurden. Hohe Geburt, Stärke, Tapferkeit, Thätigkeit, Treue gegen den Fürsten waren die unerläßlichen Bedingungen der Aufnahme in die Ritterschaft der Tafelrunde, wo ein Leben voll heiterer Geselligkeit im Dienste der Liebe und der Frauen und im Genusse des erworbenen Waffenruhmes winkte. Aber selbst dieses von Kriegsthalen und Minnedienst gehobene Ritterleben war noch unvollständig; es mußte noch ein drittes Element, das christlich-religiöse, die „Gottesminne" hinzutreten, und dieses erhielt die bretonische Dichtung in der Sage vom heil. Gral, dessen Hüter, die „Massenie", aus den Rittern der Tafelrunde gewählt wurden. Erst durch die Vereinigung religiöser Heiligkeit mit Tapferkeit und weltlicher Tugend kommt der Ritterkreis zur Vollendung. Gawan, der erste der Tafelrunde, „das sprichwörtliche Vorbild der Höflichkeit und alles Rittertums", strebt gleich Parzival nach dem ersten Preis der Ritterschaft; aber wieviel er auch durch die eigene Kraft und Männlichkeit erringt, das Höchste bleibt ihm doch unzugänglich. Die Siegeskrone wird nur dem durch religiöse Weihe geadelten Rittertum zu Teil. Am reinsten scheint die Gralsage bei dem Dichter Guiot (Kiot) von Provins, dessen Roman nicht erhalten ist, ausgeprägt gewesen zu sein; wenigstens gibt ihm Wolfram von Eschenbach den Vorzug vor dem des Chrétien von Troyes, den er der Entstellung beschuldigt. „Die Apotheose des geistlichen Rittertums der Tempelherren (auf welche schon der Name der Gralhüter, der Templeisen hinweist), die christliche Verklärung des Ritterdienstes, die ritterliche Verklärung des Gottesdienstes, die höhere Vereinigung des beschaulich-asketischen und thätig-kriegerischen Lebens, dies sind die Ideen, mit denen Kiot und Wolfram ihre Gedichte vom Gral durchdrungen haben."

Unter dem heil. Gral dachte man sich eine kostbare Schale, deren sich Christus beim letzten Abendmahl bedient und in der Joseph von Arimathia bei der Kreuzigung das Blut des Herrn aufgefangen haben sollte. Das Wort grâl ist aus dem Altfranzösischen genommen, und zwar stammt es nicht, wie man früher mit bezug auf die Legende annahm, von Sangreal, d. i. sanguis realis, sondern von dem mittellateinischen gradalis her, und dieses kommt von cratus, cratulis; man verstand darunter einen Edelstein, der beim Sturze Luzifers aus dessen Krone gefallen war: aus ihm sollte dann die kostbare Schale gefertigt sein. Der ursprüngliche Hüter dieses Kleinods war Joseph selbst, und ein altes von der Kirche als apokryph ausgestoßenes Evangelium des Nikodemus erzählt bereits die wunderbare Rettung, welche Joseph durch jene Reliquie im Gefängnis erfuhr. Er sollte hierauf mit Maria Magdalena von seiner Heimat nach Frankreich und von da nach Spanien und England zur Ausbreitung des Christentums sich begeben haben. Der Gral, der allerlei wunderbare Eigenschaften hat, wählt seine Hüter, die Templeisen selbst, und zwar bloß aus den edelsten und frömmsten Rittern, und das Königtum desselben wird nur erlangt durch die reinste Gesinnung und die vollkommensten Rittertugenden. Das Gefäß, eine Reliquie aus dem Paradiese, ist mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet; es gewährt denen, die es anschauen, die reichste Fülle irdischer Güter und schützt sie vor den Leiden des Alters und den Schmerzen des Todes. Der runde Tempel, in dem der heil. Gral nach der Dichtersage aufbewahrt war, stand in der Mitte der prachtvollen, von Türmen umgebenen, auf ehernen Säulen gewölbten und von Schwibbogen getragenen Gralburg, die der wunderbar geborene König Titurel auf dem unnahbaren Onyxberge Montsalvatsch in Spanien gegründet hatte und die von den Dichtern als Wunder aller Herrlichkeit geschildert wird, prangend von Gold, Edelgestein und Kostbarkeiten.

Wir werden bei der deutschen Poesie die Beschaffenheit dieser verschiedenen Sagenelemente und ihre Verflechtung zu großartigen epischen Dichtungen, bei denen nur „das Band des phantastisch blühenden Lebens" als das Gemeinsame angesehen werden kann, näher kennen lernen; hier sollen nur die Umrisse der Sagenkreise angedeutet werden, wie sie in den nach bretagnisch-walisischen Vorbildern bearbeiteten französisch-normannischen Epen und Romanen, woraus wieder die deutschen Verfasser ihre Stoffe genommen haben, enthalten sind. Um Arthur, der von armen Leuten, ohne seine Eltern zu kennen, erzogen, unter Mitwirkung des Zauberers Merlin als König der Briten anerkannt wird, viele glückliche Kriege führt und endlich mit seinen Rittern in der furchtbaren Schlacht gegen Madred umkommt, sind außer seiner Gemahlin Ginevra, sein Neffe Gawan, der Seneschal Keye, die Helden Tristan, Lancelot, Erek, Iwein zur Tafelrunde geschart, mit welchen dann nach die Gralhelden Titurel, Parzival und Lohengrin verbunden erscheinen. Alle Ritter müssen die gewagtesten Abenteuer bestehen können, als Mönche und Einsiedler leben, aber auch bei dem ersten Rufe zu den Waffen sich stellen. Die ältesten Bearbeitungen im Französischen waren die von wandernden bretonischen Spielleuten umhergetragenen Erzählungen von Lancelot und Tristan. Nach der ersten Abfassung des Romans Lancelot du lac durch Walter Map hat Chrétien von Troyes um 1190 seine Geschichte vom chevalier de la charette bearbeitet, eine Episode aus dem großen Gebiete der abenteuerlichen Artusromane in Prosa, die dann durch Gottfried von Ligny fortgesetzt, ein Lieblingswerk des Mittelalters geworden ist. Lancelot, ein Zögling der Viviane, die von Merlin die Zauberkunst erlernt hat, ist ein von heftigen Leidenschaften fortgerissener Ritter, der mit Ginevra, der Frau seines Königs, in verbrecherischen Liebesverhältnissen lebt, bald in Sünde, bald in Reue und Wahnsinn verfällt und endlich, als die Königin nach ihres Gatten Tod sich in ein Kloster begibt, zur Buße für seine Missethaten Einsiedler wird. Dieser

Inhalt der bretonisch-französischen Artur- und Gralsage.

Lancelot.

Roman, in welchem die Schilderung der glückseligen Empfindungen einer aufs höchste gesteigerten persönlichen Liebe in verlockender Weise hervortrat, kam durch Hugo von Morville, einen der für Richard Löwenherz gestellten Bürgen, nach Deutschland, wo der bayrische Dichter Ulrich von Bazikhoven das welsche Buch in deutsche Verse brachte.

Tristan. Von ähnlichem Charakter wie Lancelot und gleich diesem in allen europäischen Ländern und Zungen verbreitet war der Roman von Tristan, dem zweiten Lieblingshelden der Minnedichtung und der Ritterschaft. Auch hier bildet die verbrecherische Liebe des Tristan zur Isolde, der Gattin seines Oheims Marke von Cornwallis, den Inhalt. Wie Lancelot und Ginevra vermögen auch Tristan und Isolde sich nicht über ihre Leidenschaft zu erheben und sterben in der Gewalt ihrer Fesseln. Aber in beiden ist die Entwickelung dieses Verhältnisses mit dem höchsten Reiz der Poesie ausgestattet und die einschmeichelnde Schilderung der süßesten Liebe mit den Flecken und sittlichen Gefahren derselben auf tiefsinnige Weise kontrastiert. Keine Dichtung war so sehr verbreitet, so sehr die Lieblingslektüre der vornehmen Gesellschaft dieser Periode als der Roman von Tristan und Isolde, der daher auch Gemeingut des gesamten christlichen Abendlandes ward. Er fand in allen Ländern Eingang, wurde in alle Sprachen übertragen und hat in Deutschland außer einer älteren Bearbeitung von Eilhart von Oberge, einem Dienstmann Heinrichs des Löwen, an dessen Hof sie vielleicht durch die Herzogin Mathilde aus ihrer englischen Heimat mitgebracht war, dem begabtesten Dichter **Gottfried von Straßburg** den Inhalt zu seinem reizenden Epos geliefert, in welchem die Sage aus der niederen Sphäre einer leichtfertigen Erzählung mit genialer Kunst auf eine wunderbare Höhe gerückt ward. In diesem großen Arthurschen Sagencyklus, welchem auch die gleichfalls von Chrétien von Troyes bearbeiteten Ritterromane „Erek und Enide" und „Iwein oder der Ritter mit dem Löwen", ferner die schöne provençalische Erzählung von dem jungen Helden „Jaufre" angehören, bilden Waffenthaten, Liebesverhältnisse, Überwindung von Hindernissen, Vermählung der Liebenden, weitläufige Schilderungen von Festen und Turnieren den Hauptinhalt. Doch tritt schon hier das Bestreben der Dichter hervor, in den Rahmen willkürlicher Thaten und Abenteuer auch die Charakterentwickelung einzufügen, die innere Natur und das geistige Leben der Helden aus ihrer Erziehung herzuleiten. Am

Parzival. vollständigsten geschah dies jedoch erst, als die mystische Gralsage zu den Arthurromanen hinzutrat, als **Guiot** (Kiot) in provençalischer, Lukas de Gast, Chrétien von Troyes und Robert de Borron in französischer Sprache die Geschichten vom heil. Gral bearbeiteten und die Ritter der Tafelrunde damit in Beziehung gesetzt wurden. Als Anfortas, „der König Pecheur mit dem Doppelsinn des Sünders und Fischers, weil er in seinem durch einen Fehltritt zugezogenen Leiden sich die Zeit mit Angeln vertrieb", im Besitze des Kleinods ist, ringen Lancelot, Galaad und der edle Gawan nach demselben, aber erst **Parzival**, das Ideal eines vollkommenen Helden, bei dem die äußeren Rittertugenden mit religiöser Begeisterung und innerer Weihe verbunden sind, wird nach einem Leben voll Thaten und Prüfungen des höchsten Glückes teilhaftig. Wir werden dieses ausgezeichnete Gedicht, das **Wolfram von Eschenbach** nach französischen Vorbildern, besonders des Provençalen Guiot und des Meisters Chrétien von Troyes, in tiefsinniger Weise behandelt hat, in dem nächsten Abschnitt näher kennen

Lohengrin. lernen. Auch die lothringische Geschichte vom Schwanenritter **Lohengrin** (Garin-le-Lorrain), der auf einem von einem Schwan gezogenen Schiff nach Brabant zieht, um einer bedrängten Herzogin beizustehen, hängt mit der Gralsage zusammen; und in

Perceforest und Roman von der Rose. Allegorische Dichtungen. dem großen fränkischen Epos **Perceforest** ist das Ende gleichfalls an die Helden des Grals und der Tafelrunde angeknüpft. Wenn schon in diesem Werk, worin der Versuch gemacht wird, alle Elemente der bisherigen Sagenwelt in cyklischer Weise zu-

sammenzufassen, um daran den „Sieg der Kultur über die natürliche Wildheit des Menschen und den Sieg des wahren Glaubens über das Heidentum" zu schildern, das Historische und Sagenhafte gegen das Allegorische in den Hintergrund tritt, so wurde dieses Bestreben, Begriffe als Personen erscheinen zu lassen, immer mehr die herrschende Zeitrichtung. Dadurch trat das Epos, das schon in der Gralsage einen lehrhaften Charakter angenommen hatte, mehr und mehr in den Kreis der didaktischen Poesie ein, indem die Erzählung weniger wegen der darin vorgeführten Personen und Handlungen, als um des tieferen verborgenen Sinnes willen Bedeutung gewinnt. Die beliebteste Dichtung dieser Gattung war der allegorisch-didaktische Roman von der Rose, der von Wilhelm de Lorris (†c. 1260) begonnen, von Jean de Meung (geb. 1280) fortgesetzt und zu Ende geführt eine vollständige „Kunst zu lieben" enthielt, ein Werk, das trotz des Mangels an poetischer Einheit und der wunderlichen Verbindung von Allegorie, Satire, Moral wegen der Mannigfaltigkeit des Inhalts, der kunstvollen Ausmalung einzelner Szenen, der den sinnlichen Gelüsten schmeichelnden Lehren lange Zeit eine Lieblingslektüre der vornehmen Gesellschaft, insbesondere der Frauen gewesen ist und trotz des Widerspruchs von Geistlichen, wie Gerson, seinen Weg zu allen Völkern und Ständen gefunden hat. Auch in England und in den Niederlanden hatte er Bearbeiter.

Der Grund dieser Verbreitung, bemerkt Rosenkranz, lag darin, daß jedem Bedürfnis geschmeichelt war: „der auf die Unterhaltung durch leichte und witzige Erzählungen ausging, fand sie in den eingestreuten epischen Episoden; wer die Frivolität, ja Obscönität liebte, konnte in der Geschichte des Liebenden, in der Zweideutigkeit des symbolischen Ausdrucks, die gegen das Ende zu besonders anwächst, volle Befriedigung haben; wer das Zarte, Liebliche, echt Erotische liebte, mußte wenigstens stellenweise die Dichtung anerkennen; wer zum Grübeln geneigt, in die Poesie sein theologisches oder philosophisches System hineinzubilden pflegte, konnte hier mit Bequemlichkeit die größten, tiefsinnigen und paradoxen Spekulationen allegorisch repräsentiert erblicken, ja durch einzelne Reflexionen zu wirklichem Denken fruchtbare Veranlassung empfangen; endlich, wer den Wert der Poesie in die zierliche Ausbildung der Formen setzte, der mußte eingestehen, daß dieser Roman durchweg fließend, bilderreich, malerisch ausgeführt war".

Neben diesen epischen Gedichten und Romanen in gebundener und ungebundener Rede, denen auch noch die aus der alten Geschichte entlehnten und in ähnlicher Weise behandelten Dichtungen vom Trojanerkrieg, von Alexander d. Gr. u. a. beigefügt werden können, besaß die französische Litteratur des Mittelalters noch eine Gattung poetischer Werke epischer Richtung, die bereits erwähnten „Contes und Fabliaux", welche gleichfalls ihren Weg zu andern Völkern nahmen und insbesondere in Italien einen fruchtbaren Boden fanden. Es sind Erzählungen und Märchen von der buntesten Mannigfaltigkeit des Inhalts und von großer Verschiedenheit im Umfange: Tenzonen, Allegorien, Novellen- oder Romanstoffe ins kurze gezogen, kitzliche Rechtsfälle, sophistische Probleme, Streiche der Einfalt und Schlauheit, der Schalkheit und des Betrugs, Märchen, Lieblingsanekdoten, oft moralisch gewendet in Regeln und Satiren. Sie sind meistens in vierfüßigen iambischen Versen verfaßt, worin sich immer Schlag auf Schlag zwei zusammenstehende Zeilen reimen, und beschränken sich nicht, wie die genannten Romane, auf einheimische Sagenkreise, sondern verbreiten sich über alle Völker und Zeiten, und während in der ruhigen Darstellung des Epos die geistigen Kräfte noch ungetrennt erscheinen, so ist in den Contes und Fabliaux bald das Phantastische, bald das Rührende, bald das Belehrende vorwaltend. Besonders tritt in vielen der kleineren Erzählungen und Fabeleien ein mutwilliger Witz und eine

Contes und Fabliaux.

Neigung zum Leichtfertigen, Zweideutigen und Obscönen hervor. In nichts sind sie mutwilliger, als wenn es über die Ehe hergeht; in nichts schelmischer, als wenn es den Mönchen und Nonnen gilt; in nichts erfinderischer als in Schlüpfrigkeiten, und in der Kunst, diese behaglich auszumalen, sind die Dichter Meister. Auch darin unterscheidet sich diese Gattung von den älteren, daß sie sich nicht auf den Klerus und die Ritterschaft beschränkt, sondern daß sie, ausgehend von der Anschauung des wirklichen Lebens, Bürger und Bauer, Handwerker und Kaufmann mit dem geistlichen und adligen Stande in Beziehung setzt. „Gern heben sie die Kehrseite der Welt heraus, sie stellen das niedere, bürgerliche Leben häufiger dar als die höheren Stände; die Ritterwelt tritt selten darin auf; man bleibt in der Heimat, in Stadt und Dorf, in Kloster und Haus, unter Menschen unseres Fleisches und Bluts; alle engeren Verhältnisse, alle Häuslichkeiten werden uns geöffnet. Statt der Unnatur der Ritterromane treffen wir hier auf gesunde Beobachtung der wirklichen Welt.“ Liebesverhältnisse spielen darin eine Hauptrolle, aber neben der tugendhaften Liebe nimmt auch die verbotene und verbrecherische einen breiten Spielraum ein. Meistens aus lateinischen Quellen fließend und zum Teil dem orientalischen, griechischen und römischen Altertum entnommen, wurden diese Erzählungen bald Gemeingut der ganzen Welt und eine Fundgrube für spätere Dichter aller Gattungen und Zungen.

Die berühmteste Sammlung solcher Mustererzählungen ist der Roman der sieben weisen Meister von Rom, den ein Geistlicher, Herbert, für den Thronfolger Ludwigs IX. c. 1260 in altfranzösischen Versen bearbeitete. Später wurden diese Erzählungen, die schon vorher unter andern Namen (Syntipas, Dolopathos) bekannt waren, in die Gesta Romanorum aufgenommen. Eine zweite Sammlung, wie die eben erwähnte von vorwiegend didaktischer Richtung, ist die Disciplina clericalis, welche ursprünglich von einem zum Christentum übergetretenen jüdischen Arzte aus Huesca in Spanien nach arabischen Quellen verfaßt, bald in französischen Nachbildungen bekannt wurde und dann gleichfalls in alle Sprachen überging. „Ein Vater will seinen herangewachsenen Sohn in die Welt und Freiheit entlassen. Noch einmal, zum letztenmal erteilt er ihm Ermahnungen, Ratschläge, Lebensregeln, und um sie so eindringlich, lebendig und dauernd als möglich zu machen, mischt er Geschichten und Schwänke hinein, die dem Zweck der Belehrung dienen und von dem einfachen Rahmen locker zusammengehalten werden.“ Auch in den „frommen Erzählungen“ des Walter von Coinsi, der um 1236 als Prior des Medardusklosters in Soissons starb, sind neben der Verherrlichung der Maria viele ironische und skoptische Szenen aus dem geistlichen Leben enthalten.

3. Die Dichtung in den Niederlanden und die Tiersage.

Niederländische Poesie. An dem Kunst- und Poesieleben, wie es in Frankreich und Deutschland zur Entfaltung kam, nahmen auch die niederländischen Landschaften, welche bei dem Sinken und Schwinden der Reichsmacht mehr und mehr zu einem selbständigen Staatsleben sich entwickelten, regen Anteil und wenn sie auch mehr Empfänger als Geber waren, so haben sie doch eine bedeutende Schöpfung ausgebildet und der Welt mitgeteilt, — das Tierepos von Reineke Fuchs, die poetische Hauptthat des niederländischen Volkes. Ursprünglich ein Bestandteil des Herzogtums Lothringen mit germanischer Bevölkerung, folgten die flandrischen, brabantischen und holländischen Landschaften anfangs dem inneren und äußeren Entwickelungsgang des Reiches, und wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, wie eifrig sich die niederländische Kloster-

geistlichkeit an dem litterarischen und geistigen Leben Deutschlands beteiligte. Doch trat schon frühzeitig in Brabant und Flandern eine Annäherung an Frankreich ein, veranlaßt durch die Lage und durch politische Verhältnisse und Wechselbeziehungen. Infolge dieser Doppelstellung zu den beiden vorherrschenden Kulturvölkern schlug auch das geistige und künstlerische Leben an der Maas und Schelde dieselben Richtungen ein, die in den beiden Nachbarländern zur Entfaltung kamen. Man baute im gotischen Stil Kirchen und Rathäuser, man übte an den fürstlichen Höfen von Holland und Brabant, von Flandern und Hennegau Gesang und Saitenspiel nach Art der Troubadoure und Minnesänger, man erheiterte das gesellschaftliche Leben durch Dichtungen und Romane aus dem karolingischen Sagenkreise und aus den Fabelgeschichten von Arthur und der Tafelrunde; der allegorisch-epische Roman von der Rose war in den Niederlanden nicht minder verbreitet als in Frankreich und hat noch im fünfzehnten Jahrhundert in Heinrich von Aken einen geschickten Bearbeiter in der Landessprache gefunden. Und als der Bürgerstand der gewerbreichen Städte zu größerer Bedeutung kam und das Interesse für Rittertum und höfische Poesie zurückgedrängt ward, betraten Jakob van Maerlant, „der Vater Maerlant. 1235—1300. der niederländischen Dichtkunst“ aus Damme, der Hafenstadt von Brügge, und seine Zeitgenossen Jan van Heelu, Melis Stoke, Lod. van Velthem u. a. den Boden der Historie und verfaßten „Reimchroniken“ in der Sprache und aus der Geschichte ihres Landes (Spiegel Historiael, von Maerlant und von Lodewijk van Velthem; Heelus Schlag von Woeringen; Stokes Hollandsche Rijmkronijk). Diese historische Dichtung fand indessen bei dem Klerus sowenig Beifall als die Ritterpoesie, und da der bürgerliche Meistergesang sich noch nicht hervorwagte, so nahm die Lehrdichtung und die geistliche Poesie den Platz ein. Maerlant selbst wurde von der Geistlichkeit vermocht, der weltlichen Dichtung zu entsagen und seine Gaben dem Preis der Maria und der Heiligen zu widmen. Nach seinem Vorgange bildeten Legenden und religiöse Gedichte lange Zeit die vorherrschende Gattung der niederländischen Litteratur. Man bekämpfte die welschen Dichter mit ihren „falschen Mären“ und verfolgte die Minstrels. Nur die adligen Geschlechter fuhren fort die romantische und historische Dichtung zu begünstigen. — Neben dieser Übereinstimmung und Gleichartigkeit des geschichtlichen Entwickelungsganges mit dem größeren Nachbarreiche traten jedoch schon frühzeitig die Keime hervor, die dem späteren nationalen Leben der Niederländer ein eigentümliches Gepräge gaben. Das Feudalwesen gelangte dort nicht zu solcher Herrschaft wie anderwärts: im Norden bewahrten die friesischen Bauernschaften ihre Freiheiten und altväterlichen Einrichtungen (S. 75), in Flandern und Brabant entwickelte sich ein reges Städteleben, welches zu dem Rittertum einen scharfen Gegensatz bildete und die alte Volkspoesie in seinem Schoß bewahrte und mit praktischem Beobachtungssinn ausbildete.

Wir wissen, daß die Tiersage, welche neben den uralten Heldendichtungen Die Tiersage.

von Siegfried und Dietrich am tiefsten in dem germanischen Volksbewußtsein wurzelte, am frühesten in Lothringen zur schriftlichen Bearbeitung gelangte (VI, 169). Wenn, wie vielfach angenommen wird, Vorgänge am austrasischen Hofe die erste Veranlassung zur Aufzeichnung gegeben haben, so war damit auch zugleich das Vorbild aufgestellt, das elastische Gebilde der volkstümlichen Sage mit Rücksicht auf Zeitverhältnisse zu behandeln, den überlieferten Stoff als Rahmen und Grundlage für Beziehungen und Anspielungen auf die Gegenwart zu benutzen und den Inhalt im einzelnen in diesem Sinn zu erweitern und umzugestalten. Wenige Erscheinungen auf dem Gebiete der Volksdichtung haben so sehr zu eingehenden Forschungen angeregt, als die Sagen vom Wolf Isegrim, vom Fuchs Reineke und von der ganzen großen Tierwelt, die um sie und den Löwenkönig geschart ist. Wenngleich das bis jetzt bekannte älteste Denkmal der Tierdichtung, die Ecbasis eines lothringischen Verfassers in lateinischen Versen, erst dem zehnten Jahrhundert anzugehören scheint, und sowohl der deutsche Reinecke Fuchs des Elsässers Heinrich des Glichesaere (Gleisner), als die zahlreichen französischen und niederländischen Bearbeitungen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert stammen, so ist doch anzunehmen, daß der Kern der Dichtung aus viel älterer Zeit herrührt, ja daß er ebenso sehr das ursprüngliche Eigentum der germanischen Nation gewesen ist, wie die Grundbestandteile des nationalen Heldengesangs. Beide haben ihre Wurzeln in der angebornen Natur jugendlicher Völker: wenn der Kriegerstand und seine Sänger sich angezogen fühlen, in den göttlichen Heroengestalten der heil. Tradition sich Vorbilder der Kraft, des Mutes, des Heldensinnes zu schaffen, so versenkt sich der Bauern- und Hirtenstand mit Vorliebe in die Tierwelt, deren Tugend, Freundlichkeit und nützliche Thätigkeit in den Haustieren ihm Zuneigung und Vertrauen erwecken, deren Laster und leidenschaftliche Triebe er in den Raubtieren des Feldes und Waldes fürchtet. Wir wissen, wie tief die Tierwelt mit ihren instinktiven Naturanlagen in das ägyptische, persische und indische Religionswesen verflochten war; in den sicheren, unfehlbaren Naturtrieben der Tiere erblickte die junge Menschheit eine in Ursprünglichkeit wirkende Gotteskraft. Es war daher natürlich, daß sich der beobachtende Sinn vorzugsweise der „Heimlichkeit der Tierwelt“ zuwandte und aus dem instinktiven Thun und Treiben derselben Beispiele und Lehren zum eigenen Nutzen und Gebrauch schöpfte. Diese Lehren und Beispiele waren zunächst praktischer Art, Lebensregeln für das eigene Handeln, moralische Anweisungen und Winke über Recht und Unrecht, über Tugend und Fehler; sie gehörten der didaktischen Poesie an, zu welcher sich die unteren Stände mehr hingezogen fühlen als zur Heldendichtung; daher war auch die Erzählung selbst kurz und bündig, sie sollte ja nur das Gefäß für die Nutzlehre sein. Von der Art waren die orientalischen und griechischen Fabeln, welche unter den Namen Bidpai, Lokman, Äsop Gemeingut der ganzen Welt geworden sind. Aber schon bei den Griechen trat eine andere Seite hervor: das Tierleben in epische Form gekleidet nahm einen satirischen und polemischen Charakter an. Wir kennen die Batrachomyomachie, jene merkwürdige Parodie der Götter- und Heldenwelt der Ilias, und die Aristophanische Vögelkomödie, worin die athenische Schwindelpolitik gegeißelt wird (II, 143. 581). Diese Seite wurde auch von dem germanischen Volksstamm mit dem größten Erfolg ausgebildet. Nur da, wo ein unvertilgbarer Hang zum Stilleben und zur Naturfreude und ein Sinn für die kleineren menschlichen Verhältnisse obwaltete, konnte das Tierepos und Tiermärchen Wurzel schlagen und zu einer so ungemein reichen Entfaltung kommen. Aus der symbolischen Gestalt der Tierfabel, worin einzelne Tiere zu einander in Verhältnis gesetzt sind, um gewisse Sittenlehren oder Lebensregeln zu veranschaulichen, ging die Erzählung in das allegorische Tierepos oder Tiermärchen über, indem die Tiere als eine

Gesamtheit, als Bürger eines Staats, aufgefaßt und durch diese eine Idee in die mannigfachsten Beziehungen zu einander gebracht werden. Das vielgestaltige Leben der Tierwelt wird als Spiegel gebraucht, um die öffentlichen Zustände der Zeit, um die Denk- und Handlungsweise der herrschenden Stände darzustellen, mit scharfer Zeichnung wirklicher Verhältnisse, hier und da auch wohl mit Beziehungen und Anspielungen auf geschichtliche Personen und Begebenheiten. Bemerkt doch schon der Verfasser der „Ecbasis", daß er per tropologiam dichte. Der Tierstaat entlehnte Gestalt und Formen vom wirklichen Staat, und aus der schärfer hervortretenden Stellung des Wolfes oder des Fuchses darf man wohl auf eine ältere oder jüngere Abfassungszeit schließen. In jenem wird die Geistlichkeit und die Feudalritterschaft dargestellt, die in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters vorzugsweise die Welt regierten, während in dem klugen, redegewandten Fuchs, der als rechtskundiger Kanzler auftritt, sich die spätere Zeit der Fürstengewalt abspiegelt. „Es mag wohl sein, daß einst, als noch nach einheimischen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Tiere beherrschte, und daß erst, nachdem das biblische Königtum von Karl dem Großen eingeführt ward, der habsüchtige, jähzornige, lenksame, in anerkannter Majestät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ernsten Epos entspricht." Obwohl die polemische Richtung gegen Kirche und Geistlichkeit einen hervorstechenden Zug der ganzen Dichtung bildet, so rührten doch die lateinischen Bearbeitungen meistens von flandrischen Klostergeistlichen her. Wir wissen ja, wie stark die Opposition war, welche sich in der Kirche selbst und insbesondere unter dem Mönchsstande gegen die herrschbegierige und genußsüchtige Hierarchie regte. Daß in Flandern das Tierepos groß gezogen, in die Welt geschickt und wahrscheinlich auch geboren ward, scheint keinem Zweifel zu unterliegen. „Jene Gegenden haben die niedere Malerei vor allen Ländern gepflegt, Landschaft und Viehstücke; sie haben auch die niedere Poesie gepflegt; und man darf nur die Szenen lesen von dem verfolgten Wolf und Bären oder zwischen der Katze und dem Priester, so wird man die vollkommensten und echtesten niederländischen Gemälde vor sich glauben." Frühzeitig bemächtigte sich die französische Dichtung des ergiebigen Stoffes und behandelte denselben im Charakter der Contes und Fabliaux. Zuerst geschah dies im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts durch Joh. Perrot de St.-Cloot (Cloud); andere Dichter griffen sodann mit ihren Erfindungen ein und erweiterten das Werk durch Einstreuung von Schwänken und fremdartigen Zusätzen ins unförmige, doch mit großer Erzählungsgabe und voll epischen Lebens. Der von Méon herausgegebene Roman du Renart enthält beinahe 42,000 Verse, anderer Bearbeitungen, worin das Gemeine und Unzüchtige mit besonderem Wohlgefallen behandelt ist, nicht zu gedenken. In Deutschland fand das Tierepos erst größere Verbreitung, als die höfische Poesie im Sinken begriffen war. Aus dem flandrischen „Reinaert de Vos" scheint die niedersächsische Bearbeitung des „Reineke de Vos" hervorgegangen zu sein, die dann wieder ins Hochdeutsche und andere Sprachen übersetzt ward und die Grundlage aller neueren Bearbeitungen geworden ist.

b. Die deutsche Dichtung im Zeitalter der Kreuzzüge.

1. Die letzten Dichtungen der Geistlichen.

„Die Kreuzzüge legten erst die Ideen der alten Welt ab und setzten christliche und neue an die Stelle; sie bildeten die große Umwälzung von der Alten zur Neuen Welt. Bis zu ihnen hatte das Griechische und Römische nie aufgehört, das geistige Reich zu beherrschen; von jetzt beginnt jene schrankenlose [Entwickelungsgang der deutschen Poesie.]

Herrschaft des Gemüts und der Empfindung, welche den schärfsten Gegensatz des Mittelalters gegen die römische Zeit bildet, jenes Gemütsleben, zu welchem die nordischen Nationen alle neigten." Diese Bemerkung von Gervinus bestätigt für die deutsche Dichtung unsere obigen Andeutungen über den mächtigen Einfluß dieses welterregenden Ereignisses auf die Entwickelung des inneren und äußeren Lebens des gesamten Abendlandes. Im Anfang der Kreuzzüge war noch die gesamte Litteratur in den Händen der Geistlichkeit und fast durchgängig in lateinischer Sprache. Erst die Kreuzzüge, welche die Ritterschaft in den Vordergrund des handelnden Lebens stellten und beide Stände zu gemeinsamem Streben nach einem heiligen Ziel vereinigten, führten die Laienwelt auf dem Gebiet der Dichtkunst zunächst zum Wettkampf mit dem Klerus und endlich zum Sieg und riefen zugleich für die Muse der Poesie und des Gesangs den Gebrauch der Volkssprache hervor. Und mit solcher Macht trat diese bald in die Schriftwelt ein, daß sie bereits im dreizehnten Jahrhundert in Italien und Frankreich auch in geschichtlichen Werken, in Deutschland in Predigten und Andachtsbüchern zur Anwendung kam. Noch einige Zeit versuchte die Geistlichkeit sich im Alleinbesitz der Dichtkunst zu behaupten und das Interesse durch Gedichte religiösen oder geschichtlichen Inhalts, durch Legenden und Erzählungen aus der Heiligengeschichte und aus der Alten Welt zu fesseln. Selbst die Kreuzzüge, welche im Anfang vorwiegend einen kirchlichen Charakter trugen, boten Seiten dar, welche sie in ihrem Sinne verwerten konnte: die Dichter durften nun das Morgenland und die Kämpfe gegen die Ungläubigen in den Vordergrund stellen, die Landessprache und die neue leichtere Verskunst in Anwendung bringen und das ritterliche Kriegsleben, an dem der geistliche Stand ja bis dahin stets den regsten Anteil genommen, in die Darstellung verweben. So entstanden nach französischen Vorbildern zwei der vorzüglichsten Epopöen des früheren Mittelalters, das Rolandslied und das Alexanderlied. Ja selbst als Frauendienst und Minne das höfische Ritterleben und die romantische Poesie zu durchdringen und zu beherrschen begannen, wußte der Klerus noch seine Stellung zu behaupten, indem er den Kultus der Maria zum Gegenstand seiner „Gottesminne" machte. In den der Verherrlichung der Himmelskönigin geweihten Marienliedern konnten noch die geistlichen Dichter mit den weltlichen Hand in Hand gehen. Erst als die ritterlichen Sänger ihre Muse der irdischen Liebe zuwandten, mußten jene das Feld räumen. Und nun nahm die deutsche Dichtung einen freieren Gang und einen höheren Flug. Wenn der lyrische Minnegesang sich in das Gemüts- und Naturleben versenkte und die gesellschaftlichen Kreise an den Fürstenhöfen und auf den Ritterburgen belebte und verschönte, so benutzten die epischen Dichter die bretonisch-französischen Heldensagen, um das Interesse der adligen Stände zu fesseln und zu heben, indem sie entweder, wie Gottfried von Straßburg, die sinnliche Liebe zum Mittelpunkt des poetischen Schaffens erhoben und in das Gemütsleben der

Ritter- und Hofwelt einführten, oder, wie **Wolfram von Eschenbach**, dem Ritterwesen außer der Frauenliebe noch eine tiefere religiöse Unterlage gaben und diese in das Ideenleben der Zeit versetzten. Und während die ritterlichen Sänger das lyrische Natur- und Liebeslied in mannigfachen Tönen und Weisen, aber mit einförmigem Inhalte pflegten und ausbildeten, und die größten Dichter ihr Talent an fremdländische Rittersagen verschwendeten, wurde auch im Stillen von unbekannten, aber kunstgeübten Händen das altnationale Epos von den **Nibelungen** und von der **Gudrun** in neue Formen gegossen und als stolze Schöpfung des germanischen Geistes der Nachwelt überliefert. — Mittlerweile war das Rittertum von seiner idealen Höhe herabgestiegen; andere Interessen und Geistesrichtungen hatten das Übergewicht gewonnen. Da lenkten die Laiendichter wieder mehr und mehr in die alten Bahnen der geistlichen ein, indem sie die **Lehrdichtung** anbauten oder ihre Stoffe aus der **christlich-religiösen Sagenwelt** und der **Geschichte** nahmen.

Im Anfang der Kreuzzugsperiode trug die deutsche Dichtkunst noch denselben Charakter, den wir früher bezeichnet haben (VI, 425 ff.), und auch die Orte, wo sie besonders gepflegt wurde, blieben dieselben, das südöstliche und nordwestliche Deutschland. Sie war noch vorherrschend religiöser Art, beschränkte sich aber nicht mehr auf das Leben und Leiden Jesu, nicht mehr auf die Evangelien und die Geschichte der Apostel, sondern erweiterte ihre Kreise durch Hereinziehung von Sagen und Erzählungen aus dem weiten Gebiete der heil. Geschichte, wie dieselbe im Laufe der Zeit durch die thätige Phantasie der Kirchenmänner und die gläubige Hingebung der Völker teils sich schon ausgebildet hatte, teils noch in der Ausbildung begriffen war. 1. Die Legendendichtung.

So wurde in der unvollständig erhaltenen Legende „Pilatus“, worin sich zuerst ein reiner Reim und sorgfältiger Versbau finden, Abendland und Morgenland in Verbindung gesetzt, indem der bekannte römische Landpfleger zum Sohn eines rheinischen Königs und der Pila, der Tochter des Müllers Atus, gemacht wird, der seinen zweiten Namen Pontius von seinen Thaten in dem kriegswilden Pontus erhalten hat und endlich, von Herodes nach Judäa berufen, nach der Kreuzigung Jesu sich das Leben nimmt. So wurde die früher erwähnte Sage von Josaphat, dem bekehrten indischen Fürstensohn, ins Lateinische übersetzt und ging dann in alle Länder und Sprachen über.

Wir wissen, daß im elften Jahrhundert, noch ehe die kriegerischen Eroberungszüge der Kreuzritter in Bewegung kamen, Tausende von friedfertigen Pilgern die gefahrvolle Reise nach dem Morgenlande zu unternehmen pflegten. Es waren besonders Priester und Mönche, die den christlichen Sagenschatz, den sie aus der Heimat mitbrachten, im Umgang mit den geistlichen Hirten und Brüdern der fremden Erde durch Mitteilung und Austausch gemehrt haben mögen. Die Leiden und Gefahren, denen sie auf ihren Zügen ausgesetzt waren, erhöhten das Verständnis und Interesse für die alten Märtyrer- und Heiligengeschichten und brachten das Vergangene und Ferne der Gegenwart näher. Was sie aus alten Erzählungen in sich aufgenommen, was sie auf der langen Pilgerreise von andern gehört hatten, verbanden sie zu einem massenhaften Stoffe heiliger Sagen, „in dem kein nationaler Unterschied trennte, der in dem weltbürgerlichen Christenreiche bald ein Allgemeingut ward“. So entstand eine Welt von Legenden, in der sich die entferntesten Völker, die alten und neuen Sprachen, der Osten und Westen in ihren Überlieferungen in der mannigfaltigsten und ausgedehntesten Weise

berührten. Zunächst von Geistlichen in lateinischer Prosa verfaßt, wurden sie bald in alle Sprachen übertragen und in poetisches Gewand gekleidet und bildeten, als die Kreuzzüge das altchristliche Märtyrer- und Heldentum näher führten, auch in Deutschland den Mittelpunkt der dichterischen Litteratur und Unterhaltung.

Die schöne niederrheinische Erzählung von der „Crescentia", einer Heiligen, die ungerecht verleumdet viele Verfolgungen erduldet, aber unter allen Leiden treu und standhaft bleibt und endlich mit ihrem Gemahl das Klosterleben wählt, scheint lange bekannt gewesen zu sein, ehe sie in die Kaiserchronik eingefügt ward. Zugleich wurde der Marienkult, dessen wachsende Bedeutung wir früher kennen gelernt (VI, 427), unter dem Einfluß des Minne- und Frauendienstes wie im Leben und in der Kunst, so auch in der Poesie mehr ausgebildet. Die Lyrik befaßte sich vorzugsweise mit dem „Lob der Jungfrau Maria" und das „Leben der Maria" vom Pfaffen Wernher von Tegernsee, um 1173 aus dem Lateinischen des Hieronymus übersetzt, in drei Teilen (»liet«) gehört noch Form und Inhalt zu den schönsten Produkten der Zeit. Würde und Wärme in der Darstellung, schlichte Einfalt und Gemütlichkeit in Ton und Sprache und poetischer Bilderschmuck zeugen von ungewöhnlicher Begobung des Dichters.

Legenden und Heiligengeschichten. Wie die alte Heldendichtung, welche unter den kirchlichen und fremdartigen Einflüssen im Bewußtsein des Volkes mehr und mehr zurücktrat und von den neueren Dichtern und Chronikschreibern als Fabel und Lüge verworfen ward, von einem Mittelpunkt aus immer weitere Kreise zog, immer neue Gestalten in die Sage einflocht, so auch die Legende. Gleich Dietrich, Arthur und Karl bildete auch Christus den Kern, um den sich dann zunächst die heiligen Namen des Neuen und Alten Testamentes lagerten, mit eigenen Lebenskreisen, aber, wie Wandelsterne von der Sonne, abhängig und bestimmt von der himmlischen Kraft und Herrlichkeit des Gottessohnes. Und wie in der Kirchenlehre die Zahl der Himmlischen stets zunahm und in der Volksandacht die göttliche Gestalt des Heilandes zurückdrängte, so mehrte sich auch in der kirchlichen Volkspoesie der Kreis der Heiligengeschichten fort und fort. Wir haben in den obigen Blättern bei verschiedenen Gelegenheiten dargethan, wie wunderbar das Seelen- und Gemütsleben beschaffen war, in welchem die christliche Menschheit jener Zeit sich bewegte, wie die Völker unter dem Banne religiöser Schwärmerei und Phantasiegebilde die Tage verträumten, wie der gläubige und abergläubische Sinn der christlichen Welt allenthalben Wunderkräfte und himmlische Erscheinungen erblickte, allenthalben die Nähe göttlicher Wesen ahnte. In diesem Zauberkreis war auch die dichterische Thätigkeit befangen. Während das deutsche Volk früher bei den Heldensagen der Vorwelt weilte, wandelte es jetzt unter Heiligenleben und Wunderlegenden, und selbst die Geschichte wußte mehr von den Kloster- und Kirchenheiligen zu berichten als von den Thaten der Kaiser. Am Rheine hatte man die Lieder vom Siegfried und vom Wormser Königshof vergessen über den Sagen, womit die dichterische Phantasie die Gestalt des Erzbischofs Anno umgeben (VI, 241). Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in die Einzelheiten dieser Legendenwelt einzugehen; der Fleiß und Forschungstrieb unserer Sprachgelehrten haben einen solchen Reichtum zu Tage gefördert, daß man sich die Verbreitung und Mannigfaltigkeit derselben kaum zu groß denken kann. Die Geschichten der Heiligen und Märtyrer beschäftigten die Mußestunden des gelehrten Mönchs in der stillen Zelle, stärkten und ermunterten den Pilger auf der gefahrvollen Wanderschaft, füllten die Seele des Volks an den Andachtstätten und im häuslichen Kreise. Mit gläubigem Herzen nahmen alle die wunderbaren Sagengebilde in sich auf, die sie bald mit Schauder und Mitleid durchschütterten, bald mit beseligenden Gefühlen und erhebenden Hoffnungen belebten. Ohne eine Spur von Kritik oder Zweifelsucht, ohne eine Ahnung von den historischen oder natürlichen Unmöglichkeiten oder Unwahrschein-

lichkeiten versenkten sich die Menschen in die bunte Welt romantischer Dichtung und Sage, worin räumlich und zeitlich Getrenntes, Heimisches und Fremdes, fabelhafte Erzählungen von wunderbaren Erlebnissen, Schicksalen und Abenteuern öfters an einen bekannten Namen, an eine in Geschichte und Tradition gefeierte Persönlichkeit geknüpft, hier und da auch mit Zusätzen aus dem Kreuzfahrerleben vermehrt, der gläubigen Einfalt und Phantasie vorgeführt wurden. Die Wirklichkeit war so reich an wunderbaren Erscheinungen, die Phantasie war so angefüllt mit fremdartigen Eindrücken und Bildern, daß man nichts für unglaublich hielt, daß je gesteigerter und übertriebener die Erzählung oder Schilderung war, sie um so größeres Wohlgefallen erregte.

Die Legende Werners vom Niederrhein von der heil. Veronika, die in ihrem Schweißtuche des Heilands Bild auffaßt, das den kranken Kaiser Titus heilt, wurde Gemeingut des christlichen Volkes in Poesie und Kunst, und die Sage von dem irischen Ritter Tundalus, der in einem todähnlichen Schlafe durch Hölle und Himmel geführt die Qualen der Verdammten und die Herrlichkeiten der Seligen anschaute, war in lateinischer, deutscher und provençalischer Bearbeitung vorhanden und führte lange vor Dante die christlichen Vorstellungen von dem jenseitigen Leben in die Poesie ein.

Bald wurden mit den religiösen Erzählungen auch geschichtliche Namen und Begebenheiten verbunden, in buntem Durcheinander und mit merkwürdigen Zeitverstößen. Annolied und Kaiserchronik. Wenn es in der nüchternen Geschichtschreibung keinen Anstoß erregte, daß der Ursprung der Franken auf Troja zurückgeführt und das deutsche Kaisertum als unmittelbare Fortsetzung der römischen Imperatorenherrschaft seit Julius Cäsar dargestellt ward, so wird man sich nicht wundern, daß der wahrscheinlich dem niederrheinischen Kloster Siegburg angehörende geistliche Dichter des früher erwähnten „Annoliedes“ nicht nur alles zusammenstellt, was sich aus dem Leben des „Heiligen“ zu dessen Ruhme, aus seinen Wundern zu dessen Verherrlichung sagen ließ, sondern daß er auch, um auf den Ursprung Kölns und seines Erzstuhles zu kommen, mit der Schöpfung und dem Sündenfall beginnt, und nachdem er die Städtegründungen von Ninus an und die vier Weltreiche nach Daniels Traum vorgeführt, den Julius Cäsar mit den deutschen Völkern, den Schwaben, Bayern, Sachsen und Franken in Verbindung bringt; daß ferner der Verfasser der „Kaiserchronik“, während er über die Lügenhaftigkeit der altdeutschen Heldendichtung eifert, eine Menge kleinerer und größerer Erzählungen, worin alte und neue Geschichte, Legende, Novelle, Märchen, Fabel, Anekdote in wunderlicher Weise durcheinander geworfen sind, in den Rahmen eines fabelhaften Zeitbuches des christlich-römischen Reiches kleidet. Die Wahrhaftigkeit war in den neuen Dichtungen nicht größer als in der Heroensage; „aber das Interesse der Zeit suchte jetzt andere Wunderthaten und Abenteuer; der christliche Heroismus ward die Bewunderung der Gegenwart, die Thaten und Werke, die der heil. Geist verrichtete“. Der Verfasser, der in Österreich gelebt zu haben scheint, wo sich auch die meisten Handschriften befinden, wollte durch sein Werk hauptsächlich religiösen Zwecken dienen, weshalb er es auch ein „Gotes liet“ nennt. In dieser Beziehung schließt sich somit die Kaiserchronik oder, wie Maßmann sie nennt, „der Kaiser und der Könige Buch“ an die poetischen Bearbeitungen der biblischen Geschichten und der Heiligenleben an, während sie anderseits durch das Hereinziehen der Profangeschichten in den Kreis der christlichen Poesie den Übergang zu den weltlichen Dichtungen bildet.

Im Annolied und noch mehr in der Kaiserchronik flicht der Dichter in die ganz unhistorisch und verwirrt dargestellte Geschichte der römischen Kaiser von Pompejus und Cäsar an (mit denen Karl der Große in Verbindung gebracht wird) eine Menge von Erzählungen, Legenden und Novellen ein, reiht deutsche und römische Geschichte aneinander und verknüpft

nach Art eines Märchens ganz verschiedenartige Dinge. Dieses kühne Verfahren, Altes und Modernes mit leichtfertiger Phanlasie auf die konfuseste Weise zu verbinden, die Geschichtserzählung als Rahmen für eine bunte Masse von Märchen, Fabeln und Legenden zu gebrauchen und an historische Namen und Begebenheiten fabelhafte Abenteuer und Wunder anzureihen, wurde durch die Kreuzzüge, wo sich Wahres und Erdichtetes so vielfach berührte, wesentlich gefördert. In dem Annolied, das ohne Zweifel in dem Bergschen Kloster Siegburg zu Ehren des dort begrabenen heil. Anno († 1075) verfaßt ward, beginnt der Dichter nach der kurzen Bemerkung, daß er nicht Helden und irdische Kämpfe besingen, sondern auf das ewige Seelenheil hinführen wolle, mit der Schöpfung und dem Sündenfall, geht dann von der Schlacht zwischen Pompejus und Cäsar, die rasch und lebendig geschildert ist, auf Augustus und die Gründung Kölns über, erzählt die Verbreitung des Christentums unter den (von den Trojanern abstammenden) Franken, deren erster Bekehrer in dieser Stadt seinen Sitz hatte und das unter seinen Bischöfen so viele Heilige zählt, schildert die Greuel des Bürgerkriegs unter Kaiser Heinrich IV. und schließt mit dem Lobgesange Hannos, des dreiunddreißigsten Nachfolgers des ersten Heidenbekehrers in der heiligen Stadt am Rhein. — Die Kaiserchronik, 1137 verfaßt, ist ursprünglich von Jul. Cäsar bis auf Lothar II. gegangen und zuerst bis 1146 und dann weiter bis auf Rudolf von Habsburg fortgesetzt. Ob ihr Dichter das Annolied vor Augen gehabt, oder der Verf. des Annoliedes einen Teil seines Stoffes aus dem größern Werk geschöpft habe, oder ob beide eine gemeinsame ältere Quelle benutzten, ist eine Streitfrage. „In der Kaiserchronik und ihren einzelnen Bestandteilen blickt man wie in eine Werkstätte des Geistes, wie in ein Lagerhaus des Verkehrs, wodurch die Sagendichtung des Mittelalters gestaltet und ausgebildet wurde. Die vielfältigsten Anläſſe und Eigenheiten der romantischen Sagenschöpfung und Entstehung liegen hier wie zur Schau offen." Der um die Seele wie um die Ehre gleichmäßig besorgte Dichter, urteilt Maßmann, gruppierte seinen Stoff nach großartigeren Anregungen als dem äußern Rahmen der Kaiserreiche. „Es sind dies die rein menschlichen Klänge vom endlichen Lohne bewährter Treue und bewahrter Unschuld (Lukretia, Crescentia), von wunderbarer Führung Gottes durch Not und Tod, Schiffbruch und Sklaverei, um sich die Herzen der noch heidnischen Menschen für den Sohn zu gewinnen und die lang und weit Getrennten durch und für den neuen Glauben wieder zu vereinigen (Mechtilde, Faustinianus, Clemens). Es ist ferner das tapfere Martyrium für den neuen Glauben (Petrus, Paulus, Johannes, Laurentius), wie der ritterliche Kampf für denselben (Gottfried von Bouillon, Karl d. G.). Es sind die großen Versuchungen und Verfolgungen desselben (durch Julian und unter Theodosius, durch Nero, Domitian, Diokletian) bis zu dem Siege des Christentums auf dem kaiserlichen Throne (unter Konstantin). Um diese Grundpfeiler der Anschauung und Erbauung ranken sich die lebhaftesten und lieblichsten Bilder: schöne züchtige Frauengestalten (Lukretia, Thrasilla, Crescentia, Almenia im lustigen Lagergespräch mit Totilas), daneben herrliche Heldengestalten tapfrer Herzöge (Adelger, Totilas, Collatinus, Titus, Dietrich, Gottfried), gerechter Könige und Kaiser (Trajan, Justinian, Karl); ferner die lebendigen Schilderungen von besonderen Kämpfen (des Titus, Adelgers, Dietrichs, Gottfrieds, Karls) und Weltschlachten wie Cäsars. Scheint dort bei den verborgenen Führungen des menschlichen Herzens ein Geistlicher zu sprechen, so wird uns bei jenen lebhafter gelungenen Schilderungen von Schlachten wieder ganz kriegerisch zu Mute: Speere klirren, Schwerter klingen, Ströme Blutes rinnen; dazwischen wieder das Glitzern goldener Tischgefäße und Schüsseln, die zu fürstlichen Tafeln getragen werden."

2. Die Karlssage und die Alexandersage.

Wenn die Legendendichtung mehr auf die Zeit der Pilgerfahrten vor den eigentlichen Kreuzzügen hinweist, so sind zwei andere Werke geistlicher Dichter, das „Rolandslied" und das „Alexanderlied" aus dem Geiste dieser weltbewegenden Begebenheit selbst hervorgegangen. Wenn Geistliche ihre Muse auf Krieg und Waffenleben richteten, so

begaben sie sich auf kein fremdes Gebiet. Wir haben gesehen, wie oft noch in der hohenstaufischen Periode Kirchenmänner mit Schild und Schwert ins Feld zogen und Heere führten; und trugen denn die heil. Fahrten nach dem syrischen Lande nicht ebensowohl einen kirchlichen als ritterlichen Charakter? Es lag somit nahe, daß Kleriker ihre Belesenheit und Schriftkenntnis dazu anwandten, den Zeitgenossen Heldengestalten und Bilder aus der Vergangenheit darzustellen, welche mit den großen Ereignissen des Tages in ein Verhältnis gesetzt werden konnten, welche die religiösen Kämpfe früherer Generationen den Nachgebornen ins Gedächtnis riefen oder das ferne Morgenland, den Gegenstand der Sehnsucht, des Interesses, der frohen oder schmerzhaften Erinnerung, in neuer Gestalt vorführten; und die Kraft und Lebendigkeit, womit die beiden „Pfaffen" Konrad und Lamprecht die Schlachten und Waffenthaten und den Heldensinn der Kämpfenden schildern, geben den Beweis, daß sie ihre Darstellungen aus dem Leben und aus der eigenen Empfindung geschöpft haben.

Wir wissen, in wie naher Beziehung Karl d. Gr., auf dessen Person man alle großen Ereignisse und Einrichtungen des Mittelalters zurückführte, in der Phantasie des Volks zu den Kreuzzügen gedacht ward (V, 425f.). Nicht nur, daß sein spanischer Feldzug (V, 182) als der Anfang derselben angesehen wurde; als die Bewegung anhub und alle Geister mächtig aufregte, hieß es, der Frankenkaiser sei aus seinem Grabe auferstanden, um die christlichen Völker nach Jerusalem zu führen; der Chalif von Bagdad sollte ihm einst die Schlüssel des Heil. Grabes übersandt haben (V, 135); Gottfried von Bouillon galt als Abkömmling desselben. „Was Wunder, wenn man bald den Zug Karls nach Spanien, der in französischen und spanischen Romanzen im Volke lebte, jetzt ins Auge faßte, seinen Kampf mit den Heiden in das Licht eines Kreuzkriegs, ihn selbst in die Glorie eines Gotteskämpfers, eines bewaffneten Heilands, und seine zwölf Pairs in den Glanz von gottberufenen ritterlichen Aposteln und Märtyrern stellte!" Kurz nach dem ersten Kreuzzug wurde die früher erwähnte dem Bischof T u r p i n zugeschriebene lateinische Fabelchronik, die Hauptquelle aller Karlssagen, verfaßt, und in Nord- und Südfrankreich und unter den Normannen waren schon frühe Lieder von Karl und Roland verbreitet. Sang doch der tapfere Taillefer schon in der Schlacht bei Hastings ein solches Lied (V, 717). Mit der Begeisterung für die Kreuzzüge wanderte dann auch die Karlssage über den Rhein und regte zu deutschen Nachbildungen an. Zuerst geschah dies in dem „R o l a n d s l i e d", das der P f a f f e K o n r a d nach einer französischen Darstellung im Dienste Heinrichs des Löwen verfaßte, welcher gleich seiner englischen Gemahlin Mathilde ein Freund ritterlicher Sagen war und in dem Zuge Karls nach Spanien ein Vorbild seines eigenen Zuges nach Palästina erblicken mochte (VI, 720). Das Rolandslied.

Konrads Rolandslied ist ganz durchglüht von dem Geiste der Kreuzzüge und der kriegerischen Atmosphäre Deutschlands zur Zeit Friedrichs und Heinrichs des Löwen. Karl der Große faßt, von einem Engel gemahnt, den Entschluß, die Heiden in Spanien zur Annahme des Christentums zu zwingen. Als er bereits viele Burgen und Städte erobert hat, senden die „hoffärtigen" Heiden Friedensboten ab, um dem Kaiser, der als königlicher Prophet und Gottesstreiter auftritt und dessen Augen wie der Morgenstern leuchten, ihre Bereitwilligkeit, sich zu Christi Lehre zu bekehren, anzukündigen. Darauf beschließt Karl, Gesandte an den Hof des Heidenkönigs Marsil von Saragossa zu schicken, um sich von dessen wahren Absichten zu überzeugen. Auf Rolands Vorschlag wird die Gesandtschaft seinem Stiefvater G a n e l o n übertragen, der anfangs aus Feigheit die Übernahme weigert, dann aber, als ihn der Kaiser dazu zwingt, aus Groll auf Rolands Untergang sinnt, weil er glaubt, derselbe habe aus Eigennutz, um ihn zu beerben, den Rat gegeben. Von dem Heidenkönig mit Gold bestochen, bringt er, ein zweiter Judas, durch trügerische Botschaft Karl d. Gr. dazu, daß er aus Hispanien

abzieht und Roland, den er als Unterkönig einsetzt, mit der Nachhut des Heeres in den Engpässen der Gebirge zurückläßt; aber infolge des Verrats von Ganelon werden die christlichen Streiter in dem Thale Roncesvalles von einem überlegenen Heer der Heiden überfallen und trotz ihrer Riesenstärke und wunderähnlichen Tapferkeit sämtlich erschlagen. Der Kampf und Tod der Helden, besonders Rolands und seines Freundes Olivier, sind trefflich geschildert. Karl, durch Rolands elfenbeinernes Horn (dessen Schall auf Tagesweite gehört ward) zur Hilfe herbeigerufen, zieht mit einem Heer hin und rächt den Tod der Gefallenen durch eine Schlacht, worin die Heiden besiegt, Saragossa erobert und ihre Oberhäupter samt dem König getötet werden. Mit Karls Klage und der Bestattung der Toten, wobei allerlei Wunder geschehen, schließt das Gedicht. Karl kehrt nach Aachen zurück und hält Gericht über Ganelon, der wilden Pferden an den Schweif gebunden und von diesen durch Dornen geschleift und zerrissen wird. — Eine andere Bearbeitung des Rolandsliedes ist die von Stricker aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche jedoch der ersten an Einfachheit und Natürlichkeit weit nachsteht.

3. Das Alexanderlied. In ganz anderem Geiste ist das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht gedichtet. Während im Rolandslied die Heiden als Streiter Gottes auftreten, deren Handlungen ihren Hauptwert durch die religiöse Gesinnung, durch den Kampf für den Glauben und für die Ehre Christi erhalten, wird in Lamprechts Dichtung die Thatenlust des Altertums dargestellt, die in dem eigenen Ruhm, in dem siegesfrohen Bewußtsein der Kraftentfaltung ihre Befriedigung findet. Im Gegensatz zu Kaiser Karl, dem apostolischen Gotteskämpen, erscheint Alexander als Musterbild des alten Heidentums, das die ruhmvolle That um ihrer selbst willen ehrte und suchte; nur insofern „als ihm nach der Sage am Schlusse seiner Laufbahn der höhere Sinn aufging, der des christlichen Kämpfers Laufbahn von vornherein bestimmen sollte, konnte auch Alexander einem Lamprecht ein ruhmwürdiges Gefäß zur Verherrlichung Christi und des Christentums scheinen". Es wurde früher erwähnt, daß die Thaten und Schicksale des griechischen Heldenkönigs, der in Wirklichkeit alles übertraf, was die Geschichte Großes aufzuweisen hat, schon im Altertum bei allen Völkern des Morgen- und Abendlandes Gegenstand der Poesie, der Sage, des Märchens geworden sind (III, 233). Auch die Perser und Araber feierten die Heroengestalt, welche die ganze Weltgeschichte in neue Bahnen gelenkt, und suchten sie in ihr nationales Geschichtsleben einzuflechten. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als das „vorübergerauschte Glanzbild" des Helden bereits zum Roman geworden war, faßte ein Grieche aus Alexandrien die zu seiner Zeit umlaufenden Geschichten und Sagen in eine Erzählung zusammen, die als „Leben Alexanders von Makedonien" dem Kallisthenes zugeschrieben ward und die ins Lateinische übersetzt allen späteren Romanen und epischen Gedichten, deren das Mittelalter eine zahllose Menge hervorgebracht hat, als Hauptquelle diente. Auch den deutschen Alexanderliedern eines Lamprecht, eines Rudolf von Ems, eines Ulrich von Eschenbach liegt der „Pseudokallisthenes" zu Grunde, sei es in der lateinischen Bearbeitung oder in einer „welschen" Nachbildung. Das französische Werk eines Elberich von Bisenzun (Besançon), Mönch zu Clugny, dem Lamprecht nach seiner Versicherung folgte, ist nicht näher bekannt; aber wieviel oder wie wenig der deutsche Weltpriester dem fremden Vorbild entlehnt haben mag, sein „Alexanderlied" ist durch seine edle und würdige Haltung, durch die taktvolle Auswahl aus der großen Masse des angehäuften Sagen- und Märchenstoffes, durch die wenn auch schmucklose und einfache, doch warme und kräftige Sprache und Darstellung in oberdeutscher Mundart eines der schönsten Erzeugnisse der mittelalterlichen Dichtkunst. „Ohne Zwang empfangen und ohne Verrenkung wiedergegeben, schließt sich der rechte Ausdruck an seine kernigen und gesunden Gedanken, das lebendige Wort legt sich um seine Vorstellungen und für die Bilder seiner

Phantasie fällt ihm die verkörpernde Rede nicht selten wie mühlos zu." Mit dem Sinn für ideale Betrachtung verbindet Lamprecht jene Freude am Heldenhaften, die damals auch den Geistlichen eigen war.

Das Alexanderlied zerfällt in zwei Teile, wovon der erste sich mehr an die Geschichte anlehnt, der zweite voll Wundersagen und Märchen ist. Dort werden Alexanders Erziehung, wobei der Dichter die ritterliche Ausbildung der adligen Jugend seiner eigenen Zeit vor Augen hat, seine Feldzüge gegen die Perser, deren Schlachten und Heldenthaten höchst lebendig und anschaulich geschildert und in dem Leser sowohl Mitleid für Darius als Bewunderung für den großmütigen Sieger, dem ein hoher Sinn und eine edle Natur inwohnt, geweckt. In dem zweiten Teil kommt Alexander zuerst zu den Skythen, für deren Armut und Bedürfnislosigkeit der Held dieselbe Bewunderung zeigt wie bei Diogenes im Faß. Auf ihre Frage, warum er, ein Sterblicher wie sie, die Welt so in Bewegung setze, antwortet er: „Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt zu üben, welche Kraft wir erhalten haben. Das Meer ist dem Winde gegeben, es aufzuwühlen. Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meister bin, muß ich etwas beginnen, das mir wohlthut." Dann wird der Zug ans Ende der Welt und die gefahrvolle Rückkehr durch die Schrecknisse der Wüsten und Wälder unternommen. An der Welt Ende beschleicht ihn ein Heimweh und eine mächtige Sehnsucht zu Mutter und Lehrer, an die er daher einen Brief richtet, worin sein und seiner Gefährten Schicksale und Erlebnisse, gekleidet in das anmutige Gewand der orientalischen Fabelwelt, geschildert sind. Durch diese geschickte Wendung lenkt der Dichter die Verantwortung für die unglaublichen Erzählungen von sich ab und schiebt sie dem Sagenhelden selbst zu. Die wunderbaren Geschöpfe einer fremden Natur, die zauberhaften Gegenden, die singenden Waldmägdlein, die im Dunkel des Waldes auf grünen Triften mit den Blumen entstehen und verwelken, können mit den schönsten Schilderungen in der Odyssee verglichen werden. Endlich will der makedonische Held noch das Paradies erobern, zieht durch die Hölle voll scheußlicher Ungetüme, erhält aber zuletzt die Mahnung, daß der Mensch aus Staub und Erde gemischt sei; er solle Mäßigung lernen und sein Gemüt Gott zuwenden, dann werde er in das Paradies eingehen. Der Charakter des Helden und des Altertums ist vortrefflich gezeichnet.

2. Übergang zur weltlichen Poesie.

Das Alexanderlied war das letzte würdige Denkmal geistlicher Dichtkunst. Auf das Feld wunderbarer Waffenthaten in fernen unbekannten Ländern konnte der kriegerisch geübte Klerus des Mittelalters dem Rittersmann wohl folgen. Als aber während der Kreuzzugszeit der Frauendienst ein so wesentliches Element in dem ausgebildeten Rittertum ward und die Galanterie gegen die Damen der vornehmen Gesellschaft, die in der Erziehung des jungen Adels so stark betont wurde, auch in die Dichtkunst eindrang, so daß die „Minne" den Charakter und Namen derselben bestimmte, da mußte die Geistlichkeit der Ritterschaft das Feld räumen. Denn wie sollten Kleriker, die durch das Cölibat von dem Verkehr mit Frauen ausgeschlossen waren und deren Stellung und Beruf eine ernstere Haltung und Beschäftigung gebot, sich ferner einer Dichtung widmen, worin Frauendienst und Minne den Mittelpunkt bildeten? Nur verstohlen besangen noch hier und da einige Kleriker Wein, Weiber und Liebe in lateinischen Gedichten, die nach dem angenommenen Namen eines der Hauptdichter, Golias, „goliardische" Lieder genannt und von den strengen Kirchenmännern verdammt und geschmäht wurden. *Die Geistlichkeit zieht sich vom Dichten zurück.*

Dieser Übergang von der geistlichen zur weltlichen Poesie machte sich zuerst in dem Ritterdichter Heinrich von Veldecke bemerkbar. Wenn auch dieser gefeierte Dichter anfangs noch dem bisherigen Geschmack huldigte und eine Heiligengeschichte „Serva- *Heinrich von Veldecke.*

tius" zu Ehren des Schutzheiligen seiner niederländischen Heimat verfaßte (die sich jedoch nicht erhalten hat), so galt er wegen seiner „Eneit", welche, obwohl sie sich gleich dem Alexanderlied auf dem Boden altgriechischer Sage bewegt, schon den Charakter der „Minne" vorwalten läßt, den Zeitgenossen als der Begründer der „höfischen" Poesie, als Vater des Minnegesanges. Zwar folgt Veldecke im allgemeinen dem Gange der Äneide Virgils, von der er jedoch nur eine französische Bearbeitung vor Augen hatte; allein während der römische Dichter mit Vorliebe bei der Beschreibung von Kämpfen und Stürmen verweilt, macht uns der deutsche Rittersmann mehr mit der Empfindungswelt vertraut, die er mit Innigkeit und Lieblichkeit darstellt. Die Helden führen antike Namen, handeln und reden aber wie deutsche Ritter. In der Äneide Heinrichs von Veldecke wurde zum erstenmal in Deutschland mit künstlerischem Bewußtsein neben regelmäßigem Versbau volle Genauigkeit, voller Gleichklang in den Reimen ein- und durchgeführt, während früher in Reimen große Willkür und Ungenauigkeit, oft bloße Assonanz geherrscht hatte, und in der sorgfältigen Ausmalung erotischer Gegenstände, besonders des mit sichtbarer Vorliebe behandelten Verhältnisses des Äneas zur Lavinia, sah man den Weg betreten, den von nun an die deutsche Poesie wandeln sollte. So wurde die „Eneite", ein Epos ohne großen dichterischen Wert, über Gebühr gepriesen. Veldecke war von Geburt ein Niederdeutscher und scheint sich in den siebziger Jahren des zwölften Jahrhunderts am Hofe von Kleve aufgehalten zu haben. Wenigstens gab er die gegen 1180 größtenteils vollendete Äneide einer Gräfin von Kleve „zu lesen und zu schauen". Einige Jahre später begab er sich auf die Wartburg, wo er sein Gedicht auf Veranlassung des Landgrafen Hermann von Thüringen, seines Gönners, vollendete.

Herbort von Fritzlar.

Auf der Wartburg hielt sich auch **Herbort von Fritzlar** auf, der in ähnlichem Sinne wie Veldecke in der gemischten Mundart seines hessischen Heimatlandes ein „Lied von Troja" dichtete, gleichsam eine rückschreitende Vervollständigung der „Eneit". Als „gelehrter Scholare" wird Herbord die im Mittelalter vielgelesenen lateinischen Erzählungen des Dares und Diktys von diesem Krieg gekannt haben, wenn er gleich nach einem welschen Vorbilde, das ihm durch die Vermittelung des Landgrafen Hermann von Thüringen zukam, arbeitete. Ein Dichter von mittelmäßigem Talent, stellt Herbort Antikes und Modernes, alte, rohe Kraft und neue Sentimentalität unverbunden nebeneinander. In seiner Ungleichheit und seinen innern Widersprüchen spiegelt sich daher ebenso die Verwilderung der Zeit des Bürgerkrieges zwischen Philipp und Otto, wie in der männlichen Kraft und Ruhe des Alexanderliedes die ehrwürdige Größe Deutschlands unter Friedrich Barbarossa.

Umdichtung älterer Sagenstoffe.

Als die geistliche Dichtung zu Ende ging und die Ritterpoesie mit ihrem gespreizten Minnedienst noch nicht zur vollen Blüte gelangt war, lebte noch einmal eine volkstümliche Behandlung alter Sagenstoffe auf, in der sich Legende und Heidentum, alte ungeschlachte Tapferkeit und neue Verfeinerung, ernsthafte Auffassung und possenhafte Darstellung wunderlich mischten und die nur insoweit der Zeitrichtung huldigte, als sie mit fremdartigen Zusätzen erweitert und mit Konstantinopel und dem Morgenlande in Beziehung gesetzt wurde. Doch wählte man zu dieser mehr komischen und scherzhaften als ernsten Bearbeitung nicht die altehrwürdige nationale Sagendichtung, sondern Stoffe untergeordneter Art, „die ursprünglich nichts bedeuteten". Es wurde bei verschiedenen Gelegenheiten bemerkt, wie sich zu allen Festlichkeiten an die Höfe der Könige und auf die Burgen der Fürsten und Ritter ein Schwarm von fahrenden Leuten zu drängen pflegte, die als Sänger und Spielleute, als Gaukler und Possenreißer von der Freigebigkeit und guten Laune der Vornehmen reichliche Spenden erhielten, aber auch oft durch ihren leichtfertigen Wandel Anstoß gaben. Wir brauchen nur

an Friedrichs II. unglücklichen Sohn Heinrich zu erinnern (S. 144). Ein ähnliches Treiben hielt auch, wie wir gesehen haben, in dem fröhlichen Frankreich die ritterliche Gesellschaft in Bewegung: in Flandern und der Normandie, in Burgund und der Provence bildeten die „Jongleure" eine zahlreiche Menschenklasse, welche in Städten und Burgen durch Gesang und Spiel, durch Erzählung und Gaukelkunst den Zuhörern und Zuschauern Ergötzen und Unterhaltung gewährte. Diese fahrenden Leute scheinen in der Übergangszeit, da die Laien noch mit dem Klerus um die Herrschaft in der Poesie rangen, die alten Volkssagen und Volkslieder im Gedächtnis bewahrt und mit neuen Erzählungen vermehrt in das öffentliche Leben eingeführt, auf Straße und Markt wie in der festlichen Halle vorgetragen zu haben. Daß die Pilgerfahrten den Hauptstoff zu dieser von Wackernagel als „byzantinisch-palästinische Dichtung" bezeichneten Litteraturgattung lieferten, unterliegt keinem Zweifel: „die Fabeln, welche die Erdbeschreiber des Altertums über die Völker fern in Asien vorgetragen hatten, gewannen frische Bedeutung; orientalische Sagen, byzantinische Romane begleiteten die Wanderer in das Heimatland zurück, und sie selbst hatten dort in Kampf und Liebe und Gefangenschaft die romanhaftesten Abenteuer überstanden". So wurde nicht nur das alte Volksbuch vom „Herzog Ernst", dessen geschichtliche Grundlagen wir früher kennen lernten (VI, 186), mit Abenteuern und Märchen der wunderbarsten Art vermehrt und mit dem Morgenlande in Verbindung gebracht, nicht nur in „König Ruother" eine ältere Volkssage umgearbeitet und durch eine Brautwerbung in Konstantinopel und einen geistlichen Schluß der Richtung und den Interessen der Zeit näher geführt, nicht nur in der unvollendeten Ritterdichtung „Graf Rudolf" die Abenteuer eines deutschen Ritters und Kreuzfahrers im Heil. Lande und seine Liebe zu der von ihm zum Christentum bekehrten Tochter des Heidenkönigs von Haleb geschildert, sondern die ganze Volksdichtung erfuhr unter dem Einfluß der Kreuzzüge eine Umgestaltung im Geiste der Zeit. Wanderzüge und Brautfahrten, Verkleidungen, Entführungen, Zaubereien, Kämpfe mit Riesen u. dgl. bildeten wie in „König Orendel", in „König Oswald", in „Salomon und Morolf" die Lieblingsstoffe dieser Dichter zweiten und dritten Ranges. Auch das weltlich mutwillige Gedicht „Heraklius", welches Meister Otte, der sich selbst als einen „gelehrten Mann" bezeichnete, dem Französischen des Gautier von Arras nachbildete und worin die schon in der Kaiserchronik vorkommende Legende von der Wiederfindung des heil. Kreuzes durch Heraklius mit Liebessagen von der Untreue und Buhlschaft der Kaiserin Athenais verbunden ist, darf diesen byzantinisch-palästinischen Dichtungen beigezählt werden. „Eine große Regellosigkeit der Form, eine Menge haftender Alliterationen, hie und da unverwischt durchbrechende Strophen unter Reimpaaren, uralte Stoffe in offenbar verjüngter Gestalt machen diese Poesie sehr merkwürdig. Es scheint eine Spielmannspoesie gewesen zu sein, die im Lagerleben der ersten Kreuzzüge aufblühte und durch die geringe Kunst der Form sich bequem handhaben ließ, bequemer als die bald so geschniegelt einhertrippelnde Anmut der höfischen Poesie. Allen ist stofflich eine Brautwerbung im Morgenlande gemeinsam, mehreren der mönchische Schluß." Bei einigen, wie in St. Oswalds Leben und in Salomon und Morolf (Markolf) ist die religiöse Legende mit sowenig Ehrfurcht behandelt, treten in Ton und Sprache soviel komische Züge, eine solche volkstümliche Derbheit und Ursprünglichkeit hervor, daß man fast auf Parodie, auf einen ironischen Gegensatz gegen die aristokratische und hierarchische Gespreiztheit schließen möchte.

Im Herzog Ernst, der im 12. Jahrhundert mehrfach lateinisch und deutsch bearbeitet wurde und als Volkserzählung in der Folge auch weit verbreitet blieb, werden an die Geschichte eines deutschen Ritters, der bald als Konrads II. Stiefsohn, bald als Ottos I. Sohn auftritt

und zur Sühnung eines an seinem Lehnsherrn begangenen Mords einen Kreuzzug unternimmt, die wunderbarsten Märchen und Abenteuer zu Wasser und zu Land angeknüpft. Man findet darin die Wundergeographie des Altertums, wie die homerischen Pygmäen und Cyklopen, ein Kranichvolk u. dgl., mit den orientalischen Märchen von den Riesen Palästinas, von einem Magnetberge im Lebermeer, der alles Eisenwerk aus den Schiffen zieht, von Greifen, welche Menschen rauben u. a. Nach diesen und andern Abenteuern gelangt er endlich nach Jerusalem, zieht dann wieder heim und erhält die Verzeihung des Kaisers. — Auch König Ruother läßt uns auf eine ältere Volkssage zurückblicken. In der skandinavischen Viltinasage, die, obwohl erst dem Ende des zwölften Jahrhunderts (1180) angehörend, in den wesentlichen Zügen mit König Ruother übereinstimmt, heißt der Held Osantrix (Oserich) und ist Vater der Königin Helke, Etzels erster Gemahlin. Er ist ein König vom Viltinaland (Wilzenland) und freit um Mellas, die schöne Tochter des Hunnenkönigs, der an der Nordsee herrscht. Durch die Kreuzzüge wurde die Erzählung nach Konstantinopel verlegt, die Namen verändert und König Ruother zum Ahnherrn Karls des Großen gemacht. Der Erzähler des erhaltenen Textes, der Konstantinopel gekannt zu haben scheint, war ein Niederrheinländer; seinen Stoff mag er in erster Gestalt aus Nordosten, dem Schauplatz der Oserichsage, erhalten haben; umgestaltet hat er ihn in Tirol und Bayern, wo es ihm nahe lag, den Namen des Lombardenkönigs Rotharis zu seinem Helden zu machen und verschiedene Züge aus dem in Tirol heimischen Wolfdietrich zu entlehnen. In dieser Gestalt ist der Inhalt folgender: König Ruother, der zu Bare (Bari) in Apulien herrscht, läßt um die Tochter Konstantins werben. Seine Gesandten werden ins Gefängnis geworfen. Da erscheint er selbst unter dem Namen Dietrich in Konstantinopel und führt die Königstochter als Braut heim, nachdem er durch sie die Befreiung seiner gefangenen Gesandten bewirkt. Nach einiger Zeit wird die Königin von einem Spielmann entführt und nach Konstantinopel zurückgebracht, dort aber zum zweitenmal von Ruother und seiner Riesenschar, unter harten Kämpfen mit dem König von Babylon, erworben. — Der nue als Fragment erhaltene Graf Rudolf, von einem deutschen Rittersmann verfaßt, ist ein lebendiges Gemälde aus den Zeiten der Kreuzfahrten, worin Züge aus dem Lebeu des Grafen Robert von Flandern oder, wie andere meinen, aus dem des Hugo von Puiset aufgenommen sind. Das Gedicht „König Orendel" erzählt, wie im Heiligen Lande ein kreuzritterlicher Held sich ein Weib und das Königtum des Heil. Grabes und seiner Stadt Trier den ungenähten Rock Christi erworben. Im „König Oswald", worin die Ideen von „Dienstmannschaft und Herrenpflicht" den Kern bilden, ist die kriegerische Brautfahrt des heil. Helden um die schöne Tochter des Heldenkönigs Aaron unter dem Beistand eines redebegabten Raben mit einer Reihe von Wundern und Legenden in solcher Übertreibung verbunden, daß man eine ironische Absicht vermuten möchte, eine Vermutung, die durch den mitunter neckischen Ton der Erzählung und viele „schnurrige Züge" bestärkt wird. Im „Salomon und Morolf" ist auf eine alte Spruchsammlung eine Erzählung von Entführungsabenteuern aufgebaut. Der sprichwörtliche Teil, der eine lateinische Quelle verrät, läßt in dem Gegensatz der derben, unanständigen, parodischen Spruchweisheit des plebejischen Morolf zu der erhabenen des Salomon auf eine ähnliche Bekämpfung des hierarchischen Elementes durch das volkstümliche schließen, wie wir sie früher auf religiösen Gebieten kennen gelernt haben (S. 59 ff.): ein Stoff, der noch öfters behandelt worden ist und immer dann am meisten Beifall gefunden hat, wenn im Volke eine Opposition gegen die herrschende Kirche hervortrat.

3. Der lyrische Minnegesang. Walter von der Vogelweide.

Eindringen der fremden Poesie. Es wurde im Eingang dieses Abschnittes erwähnt, daß das Rittertum der Kreuzzugszeit und die mit ihr verbundene Dicht- und Tonkunst im südlichen und westlichen

Frankreich, in dem normännischen England und dem sagenreichen Wales ihre wahre Heimat und Bildungsstätte hatten. Die Vermählung Friedrichs I. mit der Erbin von Burgund und Provence und seines großen Rivalen Heinrichs des Löwen mit der britischen Königstochter Mathilde erleichterte der fremden Kunst den Eingang in die deutschen Lande; unter dem Schutze und der Begünstigung beider fürstlichen Geschlechter, der Hohenstaufen und Welfen, verbreitete sie sich rasch im Süden wie im Norden; dort fand sie liebevolle Gunst und Pflege im gesangreichen Lande Österreich, wo das babenbergische Herrscherhaus, insbesondere Friedrich und der sechste und siebente Leopold, „aller Fröiden Herre", sich ihr mit Liebe zuwandte; hier bildete die Wartburg, wo der gefeierte Landgraf Hermann, „der Düringe Bluome", die berühmtesten Sänger der Zeit an seinem gastfreien Hofe um sich sammelte, einen viel gepriesenen Musensitz, der seine Strahlen nach andern Gegenden des nördlichen und nordöstlichen Deutschlands warf und Nacheiferung erweckte. Die von den Häuptern der beiden Herrscherhäuser gepflegten Keime des kunstreichen Gesanges gingen dann, mit neuen Gaben vermehrt, an ihre Erben über, indem sowohl Heinrich VI., als die Gegenkönige Otto und Philipp das überkommene Gut in treue Obhut nahmen und ausbildeten, bis es endlich, von Friedrich II. und seiner Umgebung zu üppiger Blüte getrieben, zuerst in der provençalischen Heimat unter dem Gifthauche des religiösen Fanatismus hinstarb und in Deutschland dem verwildernden Einfluß der Anarchie in der kaiserlosen Zeit erlag. Denn was sich noch in die habsburgischen Zeiten erhielt, war nur eine hinwelkende Nachblüte. Von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts „neigt sich der sonnige Tag, und über den nächsten Jahrzehnten liegt nur noch ein langes Abendrot, dem dann ein noch längeres, von der herabsinkenden Nacht immer mehr überschattetes Zwielicht folgen sollte".

Die deutschen Minnesänger.

Von den letzten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts bis an das Ende des dreizehnten währte die Blütezeit des deutschen Rittergesanges unter dem Einfluß der Minne. Die Mehrheit der Dichter gehörte dem Herrenstande, dem höheren und niederen Adel an; nur eine geringe Zahl werden durch die Bezeichnung „Meister" als Leute bürgerlicher Abkunft mit gelehrter Bildung eingeführt. Viele Fürsten waren nicht bloß Gönner und Förderer der Dichtkunst, sie verfaßten auch selbst Minnelieder. Wir wissen, daß alle Glieder des hohenstaufischen Hauses von dem sechsten Heinrich bis auf den jugendlichen Konradin der heiteren Kunst oblagen; auch der mit dem schwäbischen Herrschergeschlecht so innig verflochtene Markgraf von Hohenburg übte in Italien den deutschen Gesang. Ein ähnliches Bestreben gab sich in andern Gegenden unter dem Fürstenstande kund: in Thüringen wetteiferten die Grafen von Henneberg mit dem Thüringer Hof in Gunstbezeigungen gegen die Dichter, und Poppo „der Weise" († 1245), ein Bruder des als Minnesänger gefeierten Otto von Botenlauben († 1244), wird von dem schwäbischen Spruchdichter Konr. Marner, der als ein alter blinder Mann ermordet ward, ein „Trost der fahrenden Sänger" genannt. Herzog Heinrich von Anhalt († 1252), der mit Irmengard, einer Tochter des gesangliebenden Landgrafen Hermann, vermählt war, hat in seiner Jugend die Klänge der Minne angestimmt, ehe ihn die Zeitereignisse in den Strudel des politischen und kriegerischen Lebens rissen; sein Neffe war Heinrich III., „der Erlauchte", von Meißen († 1288), als Kriegsmann, Sänger und Streiter im prachtvollen Turnier gefeiert, und Johann von Brabant († 1299), ein dem thüringischen Hause verwandter Fürst, hat in seinem vielbewegten Waffenleben noch Muße zu deutschen und französischen Liedern gefunden. Markgraf Otto von Brandenburg „mit dem Pfeile" († 1308) war nicht bloß Förderer und Pfleger der Dichtkunst, sondern zeigte sich auch selbst als Minnesänger. Und wie die Wartburg zu Anfang des Jahrhunderts,

so wirkte der Brandenburger Hof am Ende desselben anregend auf eine Reihe befreundeter Fürsten, auf Heinrich IV. von Breslau († 1290), auf König Wenzel II. von Böhmen († 1305), auf Witzlaw IV. von Rügen († 1305). — Die bedeutendsten Sänger gehörten jedoch dem niedern Adel, dem Stand der kleinen Lehnsritter und Ministerialen an, welche ihre Dienste den reicheren und mächtigeren Fürsten widmeten, die Hoffeste mit ihren Liedern verherrlichten, im Krieg und Waffenspiele sich dem fürstlichen Gefolge anschlossen, für Geschenke und Unterhalt, die ihnen gereicht wurden, das Lob und die „Milde" der Geber verkündeten, auch wohl ihre Gönner ins Heil. Land begleiteten. Denn von vielen Sängern wissen wir aus ihren Liedern, daß sie an Kreuzzügen teilgenommen, einige schon unter der Fahne Friedrich Barbarossas und Leopolds VI., wie Friedrich von Husen, der im Treffen von Philomelium den Tod fand (VI, 777), wie Hartmann von Aue im Breisgau, der wahrscheinlich mit seinem Lehnsherrn Berthold von Zähringen in den Saladinskrieg zog, wie Reinmar der Alte, welcher, ein Elsässer von Geburt, aber am österreichischen Hofe lebend, seinem Gönner Leopold VI. folgte und auf dessen Tod (1194) ein schönes Klagelied dichtete. Er war ohne Zweifel „die Nachtigall von Hagenau", deren Tod um 1207 Gottfried von Straßburg beklagt. Auch Bligger von Steinach, dessen Stammburg in ihren malerischen Trümmern noch jetzt auf das Neckarthal niederschaut und dessen Gedicht „Umhang", wohl novellenartige Erzählungen unter dem Bilde eines Wandteppichs aneinander gereiht, von Gottfried gerühmt wird, mag seinen kaiserlichen Herrn, in dessen Umgebung er war, auf dem Pilgerzug begleitet haben. Andere waren im Gefolge der deutschen Fürsten, welche um 1217 die unglückliche Fahrt nach Palästina und Ägypten unternahmen (S. 109 ff.), wie der erwähnte Otto von Botenlauben, der in der Folge der Welt entsagte und als Propst des von ihm und seiner Gemahlin Beatrix gestifteten Klosters Frauenrode im Jahr 1244 starb; wie der schwäbische Ritter Hiltbolt von Schwangau am oberen Lech und der Burggraf Heinrich von Lüenz in Kärnten; wie der bayrische Ritter Nithart (Neidhart), der sich nach einem von seiner Mutter ererbten Gute in Österreich „von Reuenthal" nannte, der Schöpfer der „höfischen Dorfpoesie", dessen Person und Name in der Folge sagenhaft ausgebildet ward. Auch unter den deutschen Kreuzfahrern, welche auf Friedrichs II. Ruf nach den apulischen Häfen zogen und dann zum Teil dem Kaiser über das Meer folgten (S. 127 ff.), befanden sich manche ritterliche Minnesänger, unter ihnen Walter von der Vogelweide, der gefeiertste Lyriker der Zeit, und „Herr Rubin" aus einem tirolischen Adelsgeschlechte.

Entwickelung der Minnepoesie. Unter der Pflege dieser fürstlichen und adligen Sänger wurde die Poesie eine adlige Kunst, die aus den Händen der Geistlichen und der fahrenden Spielleute in die der vornehmen Gesellschaft überging, die aus der stillen Klosterzelle und von Markt und Straße ihren Weg zu den Burgen und Höfen suchte und die Sitten- und Lebensformen der vornehmen Stände durchdrang, beherrschte und verfeinerte. So lange das hohenstaufische Haus in Macht und Herrlichkeit thronte, war Süddeutschland, vor allem Schwaben, „das Land der Milde und aller Wohlgezogenheit", der Hauptsitz der Minnesängerkunst, daher auch die schwäbische oder „mittelhochdeutsche" Mundart die vorherrschende Dichtersprache war. In der schwäbischen Mundart, welche die obersächsische an Reichtum wie an Wohlklang übertraf, dichtete der Westfale wie der Meißner, sang man am babenbergischen wie am thüringischen Hofe. Mochten die Sänger ihre Gefühle und Schilderungen in die Form von „Leichen" kleiden, die aus einfachen Reimpaaren ohne Strophen bestanden, oder in „Lieder" mit Strophen und künstlichen Reimverschlingungen, immer legten sie großen Wert auf melodisch klangvolle Sprache, auf regelmäßigen Versbau, auf formale Glätte und Reinheit. Auch in den größeren

epischen Gedichten eines Hartmann, Gottfried, Wolfram, die neben der lyrischen Dichtung herliefen, galt Gewandtheit und Korrektheit in Sprache, Reim und Versbau für einen wesentlichen Vorzug. Als aber in den vornehmen Gesellschaftskreisen die höfische Bildung und die konventionellen Formen des Rittertums abnahmen und das Interesse für die Minnedichtung zu schwinden begann, kam die Dichtkunst wieder in die Hände bürgerlicher Sänger, die zwar noch in der alten Weise fortdichteten, aber die Kunst nicht mehr zu beleben vermochten. Sie wandten daher die erlernte Kunstübung und die ausgebildeten Dichtungsformen auf bürgerliche und bäuerliche Lebensverhältnisse an, bis schließlich die Ritterdichtung wieder in die Hände von Spielleuten und Fahrenden kam, die den letzten Rest von Adel und Würde verzettelten.

Ihr Charakter auf deutschem Boden.

Diese von dem adligen Laienstande gepflegte Dichtung, die man die „höfische" oder „romantische" genannt hat, trug nicht wenig bei, das Rittertum auf die unnatürliche Höhe zu steigern, auf der wir es früher erblickten. „In den Rittersängern überwand das Seelenleben mit all seinen Wundern das Wohlgefallen am Waffenleben, der Frauendienst trat über den Ritterdienst, die Waffen hatten nur noch Bezug auf Religion und Frauen, die Turnierpreise vergaben diese, und man diente ihnen mit Gesang und Lied wie mit dem Schwerte. Dies reine Leben der Einbildung stellte bald das äußere Leben, That und Handlung, in Schatten, und daher verschwand jetzt im Epos die Schilderung von Handlungen und Thaten, um der Schilderung der Seelenzustände und Liebesempfindungen Raum zu machen; es flüchtete vor der Wirklichkeit; und es gab nichts Merkwürdigeres, als die ideale Höhe der Stellung des Weibes bei diesen Dichtern mit der untergeordneten zu vergleichen, die ihm die Wirklichkeit in Staat und Recht anwies." Diese Poesie der Liebe und Romantik wurde aus der Fremde eingeführt; aber wenn sich auch ihr Ursprung nie ganz verkennen ließ, so nahm sie doch auf deutschem Boden bald ein eigentümliches, dem germanischen Charakter entsprechendes Gepräge, eine mehr dem Inneren, dem Natur- und Gemütsleben zugekehrte Richtung. Während die provençalische Dichtung stets eine „frohe Kunst" blieb, vorzugsweise der heiteren Seite des Daseins, dem Lebensgenuß, dem Frauendienst zugewendet war, erscheint in der deutschen Poesie die Freude mit Leid gemischt, tritt neben die heitere Stimmung zugleich ein Ton der Klage und Wehmut. Wie die heidnischen Religionsdienste lehnt sich der deutsche Minnegesang zunächst an das Naturleben an. Man sang vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von süßer Maienblüte und bitterem Reife, der sie tötet, und knüpfte daran das innere Gefühlsleben „der Liebe Lust und Leid", bald in Übereinstimmung, bald im Widerspruch zu der äußeren Welt. In diesem innigen Mitleben mit der Natur, wodurch dem Minnegesang die Anmut der Jugendlichkeit verliehen ward, liegt der Reiz und das Wesen desselben. „Es war die stumme, zurückhaltende, blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den roten Blumen auf dem Anger und der Heide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt und mit den Vöglein der Frühlingszeit jubelt und singt; die mit der falb werdenden Linde, mit den wegziehenden Waldsängern, mit dem fallenden Laube trauert, und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klagen ausbricht." Maifest und Winterklage, Liebesgunst und Verschmähen, dieser einförmige Jahresverlauf eines einförmigen Sinnens und Trachtens ist das Allgemeine und Gewöhnliche in diesen Liedern.

Im Gegensatz zu der Selbstgefälligkeit der provençalischen Troubadoure sieht man somit im Minnegesang neben den frohen Empfindungen auch Verachtung der Welt, Schärfe und Bitterkeit gegen die Sitten der Zeit, Wehmut und einen Zug des Schmerzes über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge Hand in Hand gehen; und während jene mit dem erotischen Gesange zur Laute auch den Preis des Kriegslebens und ritterlicher

Thaten verbanden, auch Kampfspiele, fröhliche Gelage und andere Freuden eines kräftigen Männergeschlechts feierten, wandte sich der deutsche Gesang fast ausschließlich der inneren Gefühlswelt zu, wodurch er allmählich in Weichlichkeit und Eintönigkeit ausartete und der ganzen Minnepoesie der Charakter der Weiblichkeit, einer „frauenhaften Kunst“ aufgeprägt ward. Zu dieser Verflüchtigung der erotischen Lyrik trug die wachsende Marienverehrung nicht wenig bei. Statt der Liebeshöfe der Provençalen sehen wir die deutschen Minnesänger den Altar der jungfräulichen Gottesmutter mit reichen Opfern bekränzen, ihre heilige und fromme Sängerliebe der Göttin weihen, „die alle Enge und Weite umspannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig ist“.

Doch unterscheiden sich nach Form und Haltung die älteren Minnelieder eines Kürenberger, eines Dietmar von Aist, eines Reinmar und Heinrich von Morungen, die im allgemeinen noch einen einfacheren, kräftigeren Charakter tragen, die Geschlechtsliebe noch natürlicher und unschuldiger behandeln, dagegen an Glätte und Reinheit in Sprache und Metrik zurückstehen, von den späteren, bei denen sich die fortgeschrittenere Ritterbildung in der klangvolleren Sprache, in der größeren Regelmäßigkeit des Strophen- und Versbaues, wie in dem gesteigerten Frauenkult und der schärfer hervortretenden Sinnlichkeit und mutwilligen Lust erkennen läßt.

Während bei den älteren Dichtern noch das natürliche Verhältnis der Geschlechter obwaltet, während die Liebende zu dem geliebten Manne als zu einem höheren Wesen emporblickt und um dessen Huld bittet und sich nach dem getrennten Manne sehnt, „der wie ein Falke von ihr gehegt und gepflegt, ihr treulos entflogen“, gestaltete sich unter dem Einfluß des gesteigerten französischen Frauenkultus das Verhältnis anders. „Da läßt die Frau sich um ihre Huld bitten,“ heißt es bei Bartsch in der Einleitung zu seiner Auswahl deutscher Liederdichter, „und wehrt den Mann ab, der zu hohen Lohn für seinen Dienst begehrt; da beginnt das immer wiederkehrende Flehen um Gnade, um eine kleinere oder größere Gunst; von nun an finden wir jene oft edle und herrliche, oft aber überschwengliche Verehrung der Frauen im allgemeinen wie im einzelnen. Daß die Geliebte die Schönste in allen Landen, ist ein begreiflich oft wiederkehrender Gedanke. Aber nicht die Schönheit allein, auch die Anmut (Liebe) wird hervorgehoben und Anmut und Schönheit daher streitend eingeführt. Wie von Zauber wähnt der Liebende sich umfangen, die Welt erscheint ihm verwandelt und er selbst im Besitze übernatürlicher Kräfte. In Gegenwart der Geliebten ist er verstummt, während er sonst um Worte nicht verlegen. Sie ist sein Hort, sein Gold, seine Edelsteine; der Wind, der von ihr herweht, entzückt ihn. Er beneidet den Anger, auf dem ihre zarten Füße gewandelt, und das Kind, das sie vor seinen Augen geherzt, zieht er an sich heran und küßt es an dieselbe Stelle. Vergebens versucht er ihr zu entfliehen, über Länder und Meer, sie hielt ihn fest und zog ihn immer wieder zurück. In Zweifel versunken mißt er den Halm, an ihm sein „„sie liebt, sie liebt nicht, sie liebt““ abzuzählen und Hoffnung daraus zu schöpfen. Die Natur ruft er zu Hilfe, den Mai, die Sommerwonne, den Klee, die Sonne, und klagt ihnen die Grausamkeit der Geliebten. Seine Sorge würde entschwinden, wenn ihr rosenroter Mund ihm ein Küßchen leihen wollte. Aber noch höher versteigen sich die Wünsche: in Gedanken hält er die Allerbeste umfangen, und wenn sie ihn fragt, was Minne sei, so verheißt er, sie es zu lehren, wenn sie eine Weile mit ihm allein sein wolle.“

Licht und Schatten.

Von der Art waren die Liebesergüsse jener deutschen Rittersänger. Sie selbst haben sich Nachtigallen genannt, und gewißlich, versichert Grimm, könnte man durch kein Gleichnis als das des Vogelgesangs ihren überreichen, nie zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Liebeslieder voll Harm-

losigkeit und Naivität einen großen Reiz besitzen, wie die Liebe selbst, wenn sie im jugendlichen Herzen zuerst Wurzel schlägt und sich still und schüchtern aus dem verschlossenen Heiligtum hervorwagt; allein der Gegenstand war zu begrenzt und das Feld zu verfänglich, als daß nicht bald große Schattenseiten hätten hervortreten sollen. Wenn man bedenkt, daß die Minnelieder in der Regel verheirateten Frauen galten, die der Dichter nicht bei Namen nennen, die er nur mit einem bildlichen Ausdruck bezeichnen darf, an die er, da sie von Hütern und Spähern umgeben sind, seine Lieder und Werbungen nur durch Boten gelangen lassen kann, so wird man versucht, an der Echtheit der Empfindungen zu zweifeln. Die Bilder und Gedanken, die Worte und Wendungen sind so allgemein gehalten, bewegen sich meistens in so herkömmlichen Redensarten und Gleichnissen, daß man kaum persönliche Verhältnisse voraussetzen darf, daß man bei sehr vielen Liedern den Eindruck einer konventionellen Phraseologie, einer affektierten Sentimentalität, eines künstlichen Spieles mit Gefühlen von Freud und Leid, von Klagen und Hoffen empfängt. Und mit wie lebhaften Zügen und warmen Empfindungen in den „Tageliedern" das Scheiden der Liebenden nach heimlichem Zusammensein geschildert ist, wenn der Wächterruf bei anbrechendem Morgen sie an die Stunde der Trennung mahnt, so lassen gerade diese das Minnewesen im ungünstigsten Lichte erscheinen, so lassen uns gerade diese in eine Welt voll unsittlicher Verhältnisse, voll lüsterner Frivolität blicken. Mag man auch in solchen Liedern nicht immer verbrecherische Beziehungen voraussetzen, mag man in den meisten Fällen nur das Spiel einer zügellosen Phantasie gelten lassen und die erotischen Ergüsse sinnlicher Art auf Verhältnisse von minder strafbarer Natur deuten, so geht doch aus dem ganzen Hof- und Ritterleben der hohenstaufischen Zeit hervor, daß die Minne von platonischem Idealismus weit entfernt war, daß man in den höheren Ständen an geschlechtlichen Ausschweifungen wenig Anstoß genommen. Trägt doch selbst Walter von der Vogelweide, in welchem sich die gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit in allen ihren Zügen von der vorteilhaftesten Seite abspiegeln, kein Bedenken die genossene Liebesfreude in triumphierenden Siegestönen zu feiern*), und bei den süddeutschen Minnesängern, einem Nithart, Tannhäuser, Hadlaub, welche aus der vornehmen Gesellschaft zu den geringeren Volksklassen herabstiegen und ihre Muse den ländlichen Festen im Kreise der Dorfschönen widmeten, nimmt die Minne einen sehr realistischen Charakter an. Daher ist denn auch die Klage über den Verfall der Minne, über die Entartung des Frauendienstes zu sinnlicher Lust, über Untreue, Wankelmut und Täuschungen ein ständiger Zug in der ritterlichen Dichtung der besseren Art. Trotz dieser Mängel und teilweisen Entartung ist der Minnegesang dennoch für die Sittengeschichte von großer Bedeutung gewesen. „Dies eine Gefühl der Liebe," bemerkt Gervinus, „diese Bereitwilligkeit in einem rauhen Geschlechte von Männern, von dem zarteren Geschlechte Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Roheit des Lebens, warf die erste Freude in ein eintöniges

*) In dem bekannten reizenden Minnelied, worin die Geliebte singt:

Unter den Linden
An der Heide
Die Blumen auf dem grünen Grund,
Sie mögen es künden,
Wo wir beide
Gefeiert unsrer Liebe Bund.
Vor dem Wald im stillen Thal
Tarandai
Sang dazu die Nachtigall.

Er hatte geschmücket
Für uns beide
Mit Blumen eine Lagerstatt,
Daß, wer sie erblicket,
Der noch heute
Daran sein still Ergötzen hat:
Denn die Rosen zeigten's klar
Tarandai
Wo mein Haupt gebettet war u. s. w.

Dasein; und es ist eine herrliche Seite unseres deutschen Lebens und unserer Kunst, daß diese Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Lust allein mißbraucht, sondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward; selbst die ungeheuere Verbreitung, die allgemeine Teilnahme an der Dichtung von Minneliedern gewinnt von dieser Seite erst ihr bestes Licht." In dem lyrischen Minnegesang der bessern Zeit spiegelt sich die reich und farbig glänzende Wirklichkeit des höheren Lebens ab.

Mannigfaltigkeit der Formen und Tonweisen. So eintönig und gleichförmig die ritterliche Lyrik dem Inhalte nach erscheinen mag, so reich und mannigfaltig war sie an Formen und Tonweisen. Während in Griechenland die Strophenform, sagt Franz Pfeifer, gleichviel ob mit dem Namen ihres Erfinders versehen oder nicht, Gemeingut des ganzen Volkes wurde, das jeder sich aneignen durfte, ja für gewisse Gattungen der lyrischen Poesie aneignen mußte, herrschte in Deutschland ein ganz anderes, geradezu umgekehrtes Gesetz. Hier war der Erfinder zugleich auch der Eigentümer. Wer immer einen neuen Ton, eine neue Weise erfand, blieb im ausschließlichen, unantastbaren Besitz dieser seiner Erfindung, die von anderen zwar nachgeahmt, d. h. umgestaltet oder erweitert, nicht aber unverändert zu eigenen Dichtungen verwendet werden durfte. Eine Übertretung dieses Gebotes der Sitte und des Herkommens wäre wie ein Diebstahl betrachtet worden (das Mittelalter hatte dafür den Ausdruck Tönedieb) und so streng und unverbrüchlich wurde dies Gebot beobachtet, daß unter der ungeheueren Masse lyrischer Gedichte vom zwölften bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die widerrechtliche Aneignung eines fremden, nicht selbst erfundenen Tones ohne Beispiel ist. Was das besagen will, mag man daraus ermessen, daß schon wenige Jahrzehnte nach dem Beginne der Lyrik die öftere Wiederholung eines und desselben Tones als ein Zeichen der Unkunst galt, und daß in der Regel zu jedem neuen Liede auch ein neuer Ton, eine neue Weise erfunden wurde. Daher der erstaunliche Reichtum an den mannigfaltigsten lyrischen Formen in der deutschen Liederpoesie. Walter von der Vogelweide allein weist unter zweihundert Liedern und Sprüchen nicht weniger als einhundert verschiedene Tonweisen auf, und Neidhart sagt von sich selbst, daß er zum Lobe seiner Herrin (der Weltsüße) achtzig neue Weisen gesungen habe. Noch in den späteren Meistersängerschulen des vierzehnten und der folgenden Jahrhunderte konnte, obwohl das alte strenge Gesetz längst aufgegeben war und jeder in schon vorhandenen Tönen singen durfte, keiner Meister werden, wenn er nicht zuvor eine eigentümliche, bisher unerhörte Tonweise erfunden hatte. Es ist einleuchtend, daß diese Nötigung zu stets neuer Erfindung neuer strophischer Formen der deutschen Liederdichtung keinen Vorteil gebracht hat: sie hat im Beginne schon den Todeskeim in dieselbe gelegt und sie rasch der Überkünstelung und gehaltlosen Formspielerei entgegengeführt.

Die niedere Minne. Je nachdem Umgebung, Charakter oder Landessitte einen bestimmten Einfluß auf die Dichter übten, tritt somit auch in Ton und Haltung eine Verschiedenheit hervor. Wie bei den Romanen aus den Liebesverhältnissen ritterlicher Männer mit ländlichen Schönen sich die Pastorelle bildete, so entstand auch in Deutschland eine niedere und höhere Minne. „Neben die höfischen Lieder stellten sich bei den süddeutschen Dichtern Gottfried von Neifen, Ulrich von Winterstetten, Burkhard von Hohenfels u. a. mutwillige Schwänke, neben die elegischen Liebesklagen frohe Tanzleiche und Reihenlieder, neben das Ritterliche das Ländliche, neben den anständigen Frauendienst im adligen Kreise Brunnenliebschaften, neben den zierlichen und feinen Ton ein derber und volksmäßiger." So knüpft Neifen bald mit einem Garn windenden Mädchen, bald mit der Flachs brechenden Schönen Gespräche und Scherze an, und Steinmar hat sich eine süeze selderin erwählt, die nach Gras

auf die Wiese geht, und eine kluge Dienerin, die hinterm Pfluge herschreitet. Am schärfsten tritt diese Neigung zum Realistischen im Gegensatz zu dem übertriebenen Idealismus der eigentlichen Minnepoesie in dem erwähnten Dichter Nithart (Neidhart) von Reuenthal hervor. „Angeregt durch die romanische Pastorelle," sagt Bartsch, „gestaltete er das lange vor ihm im Volke vorhandene Tanzlied zu einer Unterhaltung der höfischen Kreise um, in denen er selbst lebte; und welchen Beifall diese neue Gattung fand, sieht man am besten aus der zahlreichen, namentlich österreichischen Nachfolgerschaft. Seine Gedichte, die in zwei Gruppen, in Sommer- und Winterlieder, in Anger- und Stubentänze zerfallen, führen mitten in die bäuerliche Welt ein, die mit feinem Humor behandelt wird. Während die Sommerlieder des Dichters Minneglück besingen, am liebsten in Wechselgesprächen zwischen Mutter und Tochter oder zwischen Mädchengespielen; erzählen die Winterlieder von seinen Mißgeschicken unter den „Dörpern", den groben Bauern, die ihn um sein Lebensglück beneiden und ihm nachstellen. Neid und Eifersucht grollt in dem Dichter, der sich dann über den Luxus der Bauern ergießt und sich freut, ihre Tölpelei dem Spotte preiszugeben, wenn ihre Roheit zu Schlägereien unter ihnen selbst ausartet. Auch bei dem Tannhäuser, der aus einem edlen Geschlecht in Bayern entstammt, ein unstätes Wanderleben führte und in der Volkssage für den Aufenthalt im Venusberge durch reumütige Buße die göttliche Gnade wieder erlangte, gleitet die Poesie aus dem feinen höfischen Leben der Ritterschaft immer mehr in das gemeinere des reichen Bauernstandes und der „Tanzweisen" herab.

Nithart. Tannhäuser.

Eine eigene Gattung des Minnegesanges bildet das „Kreuzlied", bei welchem in die heitere Welt des Liebesliedes die ernsteren Töne der Zeit, die großen geschichtlichen Verhältnisse hineinklingen, Liebe und Leben verbunden erscheinen. „Die feurige Begeisterung provençalischer Dichter vermissen wir allerdings in den deutschen Liedern dieser Art, aber sie thun wohl durch die Innigkeit der religiösen Empfindung und die sanfte Schwermut, die aus ihnen atmet. Herz und Leib sind miteinander im Streite: während dieser zur Fahrt gegen die Heiden bereit ist, wird jenes von süßen Banden zurückgehalten. Der Dichter meint, er hätte wohl Ursache gehabt, in der Heimat zu bleiben, allein die Pflicht des Glaubens hat den Sieg davongetragen. Aber wenn der ziehende Sänger einerseits die Trennung von der Geliebten empfindet und den Wunsch ausdrückt, er möge bei der Heimkehr sie noch treu erfinden, so fühlt er auch die Notwendigkeit, sich fortan nur der „Gottesminne" zu weihen und jede weltliche Liebe aus seinem Herzen zu bannen. Der gottbegeisterte Sänger hat das Trügerische der Welt erkannt und erblickt in der Kreuzfahrt die Rettung vor der Sünde, die uns umfangen hält." Auf der Meerfahrt und in fernen Landen gedenkt er der Geliebten und der verlassenen Heimat und sendet im Lied seinen Gruß.

Das Kreuzlied.

Von Anfang an trat neben die Liederdichtung eine Spruchpoesie und errang bei der vorherrschenden Neigung des deutschen Volkes zur Beschaulichkeit und Lehrhaftigkeit eine wichtige Stellung. Die Spruchgedichte, die nicht wie die Lieder mit Musikbegleitung gesungen, sondern sprechweise vorgetragen wurden, sind zumeist ethischen, mitunter auch politischen Inhalts. „Sie ergehen sich in Betrachtungen über Menschen und Dinge, erteilen Lehren und Ermahnungen, spenden Zuständen und Personen der Gegenwart Lob und Tadel." Diese Spruchdichtung hat nach dem Vorgang eines ältern Meisters, Spervogel, besonders Walter von der Vogelweide mit soviel Geschmack behandelt, daß er den späteren Lehrdichtern als Führer und Vorbild diente und daß die unter dem Namen Freidank bekannte Spruchsammlung von Wilhelm Grimm ihm zugeschrieben werden konnte.

Spruchpoesie.

Wenige Dichter des Mittelalters haben sich von jeher einer so allgemeinen Gunst zu erfreuen gehabt als Walter, daher auch die Forschung der Germanisten sich ihm mit Vorliebe zugewandt hat. Schon Gottfried von Straßburg, selbst einer der ersten Minnesänger, hat, „seitdem die Nachtigall von Hagenowe verstummt", das Banner in

Walter von der Vogelweide.

seine Hände gelegt, und bis auf unsere Tage, da ihm Uhland, sein Geistesverwandter, ein würdiges Denkmal errichtet, hat es ihm nie an Verehrern gefehlt. Dennoch ist es trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen, das Dunkel, das auf Walters Heimat und Geschlecht, sowie auf der Zeit seiner Geburt und seines Todes liegt, völlig aufzuhellen. Nach der Ansicht des neuesten Herausgebers seiner Gedichte, Franz Pfeiffer, sprechen die gewichtigsten Gründe für die Maingegenden. „Jedenfalls hat er in Franken längere Zeit gelebt, dort hatte er einen festen Wohnsitz, fühlte er sich heimisch und fand seine letzte Ruhestätte." Doch hat man seine Heimat auch nach Österreich verlegt, wo er so lange Jahre seines Lebens zugebracht. Daß er aus einem ritterbürtigen Geschlecht stammt, geht daraus hervor, daß die Zeitgenossen, an ihrer Spitze Wolfram von Eschenbach, der ihn persönlich gekannt hat, ihm das Prädikat hêr (Herr) beilegen, welches nur Leuten adligen Standes zukam. Aber Walters Geschlecht war weder vornehm noch begütert, es gehörte dem niedern, sogenannten Dienstadel an. „An seiner Wiege hat das Glück nicht gestanden und auch später hat es ihm nie gelächelt: nicht ein Tropfen ist ihm, wie er selbst uns erzählt, aus dessen Füllhorn zu teil geworden." Das Besitztum seiner Familie muß daher, wie schon der Name „Vogelweide" vermuten läßt, ein sehr bescheidenes gewesen sein. Es war wohl das einfache Gehöft eines niedern Dienstmannes in der Lichtung eines Waldes, wo Walter seine Kindheit verlebte. Frühe muß er sein väterliches Haus verlassen haben. Schon kurz vor oder nach dem Jahr 1190 begab er sich als zwanzigjähriger Jüngling nach Österreich, um dort die Ausbildung in der edeln Sangeskunst zu suchen. Denn damals entfalteten in der durch Handel und Wohlstand blühenden Donaustadt Wien die babenbergischen Herzöge ihren glänzenden Hofhalt und bildeten durch Pracht und verschwenderische Freigebigkeit für Poesie, Kunst und Wissenschaft einen Mittel- und Anziehungspunkt, wie es in Deutschland keinen zweiten gab. In diese Zeit seines ersten Wiener Aufenthaltes, die wohl mit dem Tode Friedrichs I. (1198) ihren vorläufigen Abschluß fand, fällt ohne Zweifel der größte Teil der Frühlings- und Liebeslieder, der Wechselgespräche und Reihen, welche in der erwähnten Ausgabe die erste Abteilung bilden, Lieder, „die durch leichte, anmutige Bewegung, durch Unmittelbarkeit der Empfindung, durch reizende Naivität und eine Schalkhaftigkeit, die sich bisweilen bis zum Mutwillen steigert, deutlich verraten, daß sie einer Zeit angehören, wo des Dichters Herz selbst noch in rascherem Takte schlug." Zwar hat Walter auch noch in vorgerückten Jahren „der Minne gehuldigt und zu ihrem Preis gesungen", aber die Wärme des Gefühls und der jugendliche Reiz litten unter dem gedankenvollen Ernst und den schweren Erfahrungen seines reiferen Lebens. Die Frische und Heiterkeit des lyrischen Gesanges verschwand unter den immer mehr sich häufenden Klagen über die allgemeine Abnahme der Freudigkeit, über die Verdrossenheit der Jugend und der Frauen, über den Verfall der Zucht und Sitte; ein lehrhafter Ton voll Reflexion, eine kühlere Betrachtungsweise, ja selbst spitzfindige Erörterungen schlichen sich in seine Lyrik ein und schwächten die erotische Kraft seiner Minnelieder. Überhaupt war diesem vielseitigsten der altdeutschen Liederdichter der Kreis des Minnegesanges zu eng, er fühlte das Bedürfnis einer umfassenderen Weltanschauung, er richtete das Lied auf die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Kirche, und bei diesen ist er mit voller Seele. Wir haben bei der Darstellung der schrecklichen Jahre, die durch Philipps und Ottos Thronkämpfe über das Reich hereinbrachen, öfters auf unsern Dichter Rücksicht genommen: wir haben gesehen, wie warm sein Herz für das deutsche Vaterland schlug, wie tief er die traurigen Folgen der inneren Zerrissenheit und die Schmach der ränkevollen selbstsüchtigen Politik des päpstlichen Stuhles empfand, und wie freimütig er alle Schäden und Nachteile tadelte, welche durch die welsche Tücke und den Wankelmut der deutschen Fürsten über Land

und Volk hereinbrachen. Mutig und unerschrocken setzte er für das kaiserliche Ansehen, für des Reiches Unabhängigkeit von fremden, unberechtigten Einflüssen sein gewaltiges Wort ein und zu Deutschlands Ruhm und Preis ließ er seine feurigsten Weisen erklingen. Im Gegensatz zu der „selbstgenüglichen Beschränktheit" der meisten übrigen Minnesänger, zu der „flachen Allgemeinheit ihrer Kunst", zu der „Enge ihres Gesichtskreises" mischte sich der vielseitige Dichter in alle Lebensverhältnisse seiner Zeit, zog alle Erscheinungen und Richtungen in Staat, Kirche und Gesellschaft in das Bereich seiner dichterischen Thätigkeit. Er feiert den Dienst der Frauen, bei denen Zucht, Sitte und Treue wohnt, und freut sich gelegentlich auch des errungenen Minnesoldes, aber er straft auch den Verfall und die Entartung; er eifert gegen die Verweltlichung, Hoffart und Gleisnerei des Klerus, und wir wissen, mit welcher Schärfe und Ironie er gegen die herrschende Simonie und das ganze Unwesen des päpstlichen Hofes auftrat, und doch war er ein frommer, gläubiger Mann, der in dem geistlichen Leich den dreieinigen Gott anfleht, sich des schwachen sündigen Menschen anzunehmen, damit er der Bosheit und den Lockungen des Erzfeindes nicht erliege, und die jungfräuliche Mutter Christi um Fürbitte bei ihrem Sohne angeht, „daß er sich des Geschöpfes seiner Hand erbarme und die Reue, die von Sünden reinigende, in sein Herz sende", damit Worte und Werke in Übereinstimmung seien. Die großen Ereignisse des Reiches infolge des Wahlstreits machten Walter zum politischen Dichter. Er begab sich an den Hof Philipps und erhob seine Stimme zu gunsten des „jungen süßen Mannes", und seine Verse machten dem Papste viele Tausende abwendig. Als aber der Königsmord in Bamberg den Welfen auf den Kaiserthron führte und zwei Jahre nachher der Papst den früher Begünstigten mit dem Bann belegte und das Reich verwirrte, da verfocht der Dichter Ottos Sache mit jugendlicher Frische und Kraft gegen die Machtsprüche und Ränke Roms. Und wie wenig Dank ihm für seine Unterstützung zu teil wurde, er hielt bei dem Welfen aus, so lange er ihn als rechtmäßiges Oberhaupt betrachten konnte; erst als Otto geschlagen und verlassen in Braunschweig seine letzten Tage in ohnmächtigem Trotze verbrachte, wandte sich auch Walter dem neu aufsteigenden Sterne zu, dem die Herzen der deutschen Patrioten mit freudiger Erwartung entgegenschlugen. Friedrich II. lohnte seine Verdienste: er gab dem Dichter ein Lehngut und blieb ihm stets hold und gnädig gesinnt. Und dieser vergalt dem Kaiser mit Treue und wirkte für denselben mit allen Kräften, die ihm zu Gebote standen. Als Friedrich zur Kreuzfahrt rüstete, forderte Walter in einem „Kreuzlied" zur Teilnahme auf, und man hat vermuten wollen, daß er die Pilgerfahrt mitmachte. Wenigstens scheint er sich bei dem kleinen Kreuzheer befunden zu haben, welches im Juni 1228 nach den apulischen Häfen zog. Bald nach dieser Zeit ging Walters vielbewegtes Wanderleben zu Ende. Er hatte nicht bloß an den verschiedenen Kaiserhöfen und in Wien geweilt, auch in Kärnten und Meißen hielt er sich auf, und von seiner Anwesenheit am Thüringer Hof auf der Wartburg gibt die Sage von dem in Kunst und Poesie vielgefeierten „Sängerkrieg" Zeugnis*). Zu Würzburg, in dessen Nähe ohne Zweifel das ihm von dem Kaiser

*) Nach dieser Sängermythe (die den Inhalt eines unter dem Namen **Wartburgkrieg** bekannten, aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts herrührenden Gedichtes bildet) soll einst am Hofe Hermanns von Thüringen ein leidenschaftlicher Streit über die Palme der Minnesängerkunst zwischen **Heinrich von Ofterdingen**, der die süddeutsche Partei vertrat, und den Sängern am Hofe zu Eisenach entstanden sein. Zur Entscheidung desselben wurde ein Wettkampf angeordnet, in dem zuerst H. von Ofterdingen siegreich gegen **Walter von der Vogelweide** auftrat, bis die Erscheinung der Landgräfin Sophie den ersteren so verwirrte, daß er unterlag und zufolge der Übereinkunft mit dem Strange getödtet werden sollte. Unter

verliehene Gut lag, hat Walter, wahrscheinlich zu Anfang der dreißiger Jahre, sein Leben beschlossen. Unter einer Linde in dem vom Kreuzgang umgebenen stillen kühlen Grashofe des Neuen Münsters hat dies starke treue Herz den Frieden und die Ruhe gefunden, welche die Welt, auf der es „nie auch nur einen halben Tag ganzer Freude genossen", ihm nicht gewährt hatte. „Frei von Selbstsucht und niedrigem Ehrgeiz," schließt Pfeiffer den Lebensabriß, „begeistert für das Gute und Schöne, durchdrungen von der großartigen Idee des deutschen Kaisertums und mit all seinem Dichten und Denken den großen Angelegenheiten des Vaterlandes zugewandt, war er voll sittlicher Würde und Hoheit durch jene von gemeinem Eigennutz und unersättlicher Habgier beherrschte Zeit geschritten, auf deren dunkelm Hintergrunde sich sein Bild um so heller und leuchtender abhebt."

Hêr Walter von der Vogelweide
Swer des vergaeze, der taet' mir leide

heißt es im „Renner" des Hugo von Trimberg.

Der spätere Minnegesang. Die Größe des Sängers aus Franken tritt noch mehr zu Tage, wenn man auf die Öde blickt, die bald nach seinem Tode sich über den Boden der deutschen Lyrik lagerte. Der Frauendienst in seiner schönen Zeit, wo er mit Sitte, Zartgefühl und Herzensreinheit gepaart war, hatte einen poetischen Zug und hielt das Interesse für Dichtkunst wach. Von der Ost- und Nordsee bis in die Alpen blühte deutscher Gesang an den Höfen und Burgen; und wenn anfangs die süddeutschen Länder, Österreich und Bayern, Schwaben und Franken, Elsaß und die Schweiz, auf dem Felde der Lyrik das Übergewicht besaßen, so konnte Meister Rumeland aus Sachsen, welcher Rudolfs Krönungsfest in Aachen besang, mit Stolz auf sein Heimatland hinweisen, wo schon lange vor ihm Heinrich von Morungen unter den ritterlichen Wartburggenossen durch Tiefe und Mannigfaltigkeit geglänzt. Aber bald nach dem Untergang der Hohenstaufen artete der Frauendienst aus und sank ins Derbe und Gemeine herab. Dies hatte auch den Verfall der Minnepoesie zur Folge, besonders seitdem die Habsburger und die übrigen deutschen Fürsten ihrer Zeit sich so gleichgültig und teilnahmlos dagegen zeigten, kein Hof mehr als Mittelpunkt und Sammelplatz poetischer Bestrebungen diente und der Adel zuletzt die Pflege des ritterlichen Gesanges den wenig geachteten Dichtern bürgerlicher Abkunft überließ. Ohne tiefern lyrischen Sinn verfielen die Dichter in mechanische Nachahmung und entlehnten ihren Vorgängern stehend gewordene Gefühle und Ausdrücke. „Die weltliche Dichtung ging an die Bauern und das niedere Volk über, in deren Händen sie wohl frisch und national blieb, aber zugleich, von der Teilnahme der gebildeten Welt verlassen, ins Rohe und Grobe verfiel. Diese Volksdichtung und ihre Träger, die Fahrenden und Spielleute, fanden von Seite des Adels gar keine Beachtung, die Geistlichkeit verfolgte sie sogar mit offen ausgesprochener Abneigung und Geringschätzung. Der früher so geachtete Stand der Sänger ward ein verachteter, und an den Spielleuten, weil sie aus der Kunst ein Gewerbe machten und Gut um Ehre nahmen (wie der mittelalterliche Ausdruck lautet), haftete der Makel, wenn nicht gerade der Ehrlosigkeit, doch der Unehrenhaftigkeit." Als die trüben Zustände des vierzehnten Jahrhunderts den Sinn ernster stimmten und aufs Religiöse richteten, wurde manches weltliche Lied umgeändert. Wie sonst die Tochter gegen den

dem Schutze der Landgräfin entging jedoch Ofterdingen diesem Schicksale. Ein zweiter Wettstreit begann nun, in welchem Klingsor aus Ungarland, als Zauberer und Dichter weit berühmt, das Schiedsrichteramt übernahm, und nachdem er selbst mit vieler Kunstfertigkeit und tiefsinnigen Rätseln gestritten, endlich dem Ofterdingen gegen Wolfram von Eschenbach den Preis zuerkannte, worauf eine allgemeine Versöhnung erfolgte.

Willen der Mutter zum Tanze eilt, so geht sie in einer solchen Überarbeitung fröhlich ins Kloster, ein rechtes Gegenstück zu dem Klagelied der Nonne von einem unbekannten Dichter, die mit schwerem Herzen ihr junges Leben in die Klostermauern eingesargt sieht. Umsonst klagt bereits um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Reinmar von Zweter (gebürtig vom Rhein, in Österreich erwachsen und zuletzt am Hofe des Böhmenkönigs Wenzel ein eifriger Verfechter der hohenstaufischen Sache) in seinen Spruchstrophen („Frau Ehrenton") über die Entartung des Frauendienstes und Rittertums und sucht durch ernste Rügelieder dem Verfall der Minnepoesie zu steuern; die Teilnahme war erloschen und das geringe Interesse konnte durch die mittelmäßigen Talente der nächstfolgenden Zeit nicht erhöht werden; auch die überkünstliche Versverschlingung und Reimfülle, womit der Kanzler, ein oberdeutscher Sänger, seine religiöse und moralische Spruchdichtung zu empfehlen suchte, vermochte der Lyrik kein frisches Leben mehr einzuhauchen. Umsonst will Ulrich von Liechtenstein († c. 1275), ein thätiger Parteigänger in den bürgerlichen Kämpfen Österreichs (S. 259), durch Übertreibung die absterbende Kunst und Sitte erhalten — die Unnatur und Selbstquälerei seines „Frauendienstes" und seines „Frauenbuches" (worin sich der Dichter mit einer Edelfrau redend einführt) erzeugen nur Widerwillen und Spott, so daß bereits sein Zeitgenosse, der Züricher Hadlaub, den feierlichen Minnegesang parodiert und wie schon vor ihm Steinmar aus Thurgau in Herbst- und Ernteliedern statt des Hoflebens und der Edelfrauen ländliche Festmahle und Dorfschönen besingt; umsonst hoffen die Minnedichter bürgerlicher Abkunft ihre Kunst zu halten, indem sie den Stoff erweitern und bald die scholastische Wissenschaft und die freien Künste in ihr Bereich ziehen, bald volkstümliche Sittensprüche (Priameln) einflechten, bald in dunkle Rätsel und geheimnisvolle Denksprüche (Gnomen) tiefsinnige Lehren einhüllen — die Produkte ihrer Dichtkunst sind eintönig und langweilig, und so heftig sie selbst in ihren Tenzonen unbedeutende Streitfragen widereinander verfechten, so gleichgültig bleiben die Leser dabei. Einen solchen Streit führten im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der gelehrte Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, und der Schmied Barthel Regenbogen in Mainz über die Namen „Frau" und „Weib", worin jener die Bezeichnung „Frau" über „Weib" stellte, im Gegensatz zu Walter, der wîp als den höchsten Namen bezeichnet hatte. Heinrich, ein fahrender Sänger bürgerlicher Herkunft, der sich an allen norddeutschen Höfen umhertrieb und endlich im Jahr 1318 von Mainzer Frauen zu Grabe getragen ward, ist ebenso dunkel, schwülstig und überschwenglich, wie sein überwundener Gegner Regenbogen einfach, schlicht und natürlich ist, und während jener die Poesie noch als Vorrecht der höheren Stände behaupten will, leitet der ehrliche und gemütliche Handwerker hinüber zu den Meistersängern, in deren Hände die lyrische Poesie kommen sollte. Das Lehrhafte, Spruchartige, Religiöse verdrängte mehr und mehr die weltliche Poesie der Minne.

4. Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg.

Nachdem wir den Charakter der mittelalterlichen Dichtung und die Gebiete der poetischen Thätigkeit kennen gelernt haben, wird es genügen, die Schöpfungen der bedeutenderen Dichter und ihre Eigentümlichkeiten in kurzen Umrissen und Andeutungen vorzuführen. Seitdem Heinrich von Veldecke an einem wenig geeigneten Stoff die Minne in die Poesie eingeführt und die Dichtkunst zum Ausdruck des verfeinerten höfischen Ritterlebens gemacht, war seinen Zeitgenossen der Weg vorgezeichnet, auf dem sie sich allein den Beifall der gebildeten Gesellschaft erwerben konnten. Es kam weniger Charakter der höfischen Ritterdichtung.

darauf an, durch neue Schöpfungen zu glänzen, als aus der bekannten Sagenwelt einzelne Partien geschickt und eigentümlich zu behandeln, die Sprache und Verskunst mit Anmut und Leichtigkeit zu handhaben, den herrschenden Zeitideen und Gefühlen in Lied und Vortrag den rechten Ausdruck zu geben, die Leser und Zuhörer in die Zauberkreise zu bannen, mit welchen die Sitte und Mode des Tages, das idealisierte Rittertum, das Beispiel der Fremde und der Höfe, die Macht konventioneller Formen die Geister umschlossen hatten. Die Gebiete, auf denen sich die Dichter bewegen mußten, waren bestimmt und abgegrenzt: Christentum und Kirche, Rittertum und Waffenehre, Frauendienst und Minne lieferten den Inhalt, und so sehen wir denn auch die namhaftesten Dichter der Zeit, die mit Heinrich von Veldecke und Walter von der Vogelweide um die Palme rangen, **Hartmann von Aue**, **Gottfried von Straßburg** und **Wolfram von Eschenbach** aus diesen Fundgruben die Stoffe zu ihren Werken hervorholen, die einen mehr diese, die andern mehr jene Seite in eigentümlicher Weise hervorkehrend. Diese Eigentümlichkeit trat weniger zu Tage in ihren **lyrischen** Erzeugnissen, die im ganzen mit mehr oder weniger Feinheit und Formgewandtheit dem Charakter des höfischen Minnegesanges, in dem sie sich alle versucht haben, treu blieben, als in ihren **epischen** Gedichten und Erzählungen.

Hartmann von Aue. † zwischen 1210 u. 1220.

Am vielseitigsten ist **Hartmann von Aue**, den wir oben als Kreuzritter im Heil. Lande und als Minnedichter („Büchlein") kennen gelernt haben. Die Zeitgenossen rühmen an ihm die „Mâze", die schöne Tugend der Mäßigung, die sich sowohl in der harmonischen Form, in dem schlichten und klaren Vortrag, in der zierlichen Reimsprache kundgibt, als in der ruhigen Haltung seiner Gedanken und Betrachtungen und in der ungetrübten, friedfertigen Gesinnung, womit seine epischen Gedichte durchzogen sind. Seine poetische Thätigkeit scheint er mit einer Erzählung aus dem britischen Sagenkreis „**Erek**" (etwa um 1197) begonnen und mit einer andern aus demselben Gebiet, „**Iwein**" (vor 1204) geschlossen zu haben. Diese Dichtungen, wohl beide aus dem Französischen des Chrétien von Troyes entlehnt, verraten keine besondere Begabung, nur daß auch ihnen schon die dem Dichter eigentümliche Kunst der „Aufstellung und Versöhnung sittlicher Gegensätze" innewohnt. In größerem Maße tritt dieser Vorzug hervor in den legendenartigen Gedichten, die Hartmann zwischen jenen Romanen nach lateinischen Quellen bearbeitete und worin der Versuch gemacht ist, die kirchliche Sage im Geiste der ritterlichen Poesie zu behandeln, Rittersinn, Weltlust, Sünde durch die Macht des Glaubens, des Gebets, der Buße überwinden zu lassen. Es war ein unglücklicher Gedanke, dieses Problem des Widerstreits und der Ausgleichung von weltlicher Ritterschaft und religiösem Glaubensheroismus in einer Erzählung „**Gregor vom Steine**" vorzuführen, welche die alte Ödipussage an Greuel, Blutschande und Schrecklichkeit überbietet und dennoch den „guten Sünder", den Sprößling eines Geschwisterpaares, von der Schuld einer vieljährigen Ehe mit der eigenen Mutter durch das härteste Büßerleben auf einsamen Fels im wilden Meere Gnade vor Gott und den Menschen, Erhebung zur höchsten Ehre der Christenheit, zum Oberhaupte der Kirche und endlich Wiedervereinigung mit seiner von aller Sünde rein gesprochenen Mutter und Gattin finden läßt. Die glatte Form in leichten gefälligen Versen vermag den grausigen, widerwärtigen Stoff nicht zu verhüllen; und wenn schon die Geistlichkeit in dieser Laiendichtung einen Triumph der Kirchenlehre erblickte und sie in lateinischer und deutscher Sprache zu verbreiten bemüht war, jedes reine natürliche Gemüt wird sich von dem Inhalt abgestoßen fühlen. Geeigneter für diesen anmutigen Erzählungston und für die sanfte Gemütsart des frommen Dichters war die Legende „**vom armen Heinrich**", eine Geschichtssage seiner Lehnsherren, der schwäbischen Herren von Aue. Aber auch dieses Gedicht, dessen Inhalt wir unten kurz angeben

werden, leidet an der Schwächlichkeit und der Unnatur, die den meisten geistigen Erzeugnissen dieser Periode anhaften. Wie schön auch die alte fromme Volkssage von Häuslichkeit und treuer Hingebung in Hartmanns gemütlicher idyllischer Erzählungsweise hervortritt: der todesmutige Heroismus der Jungfrau, der weniger in dem natürlichen Gefühl des Mitleids und der liebevollen Hingebung seine Quelle hat als in dem Glauben, durch die Selbstaufopferung das eigene Seelenheil zu erringen, läßt jeden gesund angelegten Menschen kalt. Die asketische Tugend kann Bewunderung, aber kein poetisches Wohlgefallen erzeugen. Im Erek und Iwein, deren kurzen Inhalt wir gleichfalls in den Ausführungen angeben wollen, betritt Hartmann das bretagnisch-französische Sagengebiet, mit dem schon früher Ulrich von Zazikoven (c. 1195) in seinem „Lancelot vom See“ die Deutschen vertraut gemacht hatte. Wir kennen bereits jene Artusromane, womit die französische und deutsche Epik der Zeit sich fast ausschließlich befaßte, die Genesis der Sage und ihre allmähliche Erweiterung. Der ganz fabelhafte Boden der Sage und das Gefallen der Zeit am Wunder- und Märchenhaften gestatteten die schrankenloseste Ausdehnung und die willkürlichsten Erfindungen einer ausschweifenden Phantasie. Kämpfe und Irrfahrten herumziehender und nach Abenteuern strebender Ritter, die meistens in der Fremde oder in der Einsamkeit erzogen und von der Heimat entfernt sind, Rettung und Beschützung bedrängter Frauen, Gefechte mit hohnsprechenden Rittern, ungetümen Riesen und boshaften Zauberern, weitläufige Beschreibungen von Anzügen, Schmuckwerk, Waffenstücken u. dgl. bilden den Hauptinhalt dieser sonderbaren Sagen, an den die ausgezeichnetsten Dichter des Mittelalters ihr Talent verschwendet haben. Nicht heftige Leidenschaften oder mächtige Verhältnisse sind die Triebfedern der Handlungen, sondern die Launen der Frauen, die Grillen der Männer, die Konvenienz der Gesellschaft. Vergleicht man den Inhalt dieser Gedichte voll unmotivierter Abenteuer mit dem deutschen Nationalepos oder selbst mit den karolingischen Sagen, so stehen sie weit zurück. Welch ein Abstand zwischen Kriemhild, Gudrun oder der keuschen Bertha und der buhlerischen Königin Ginevra, zwischen dem königlichen Helden Karl mit seinen Paladinen und dem Schwächling Arthur! Kete, das böse Prinzip, ist kein großartiger Verbrecher wie Hagen, kein von gewaltigen Leidenschaften getriebener Verräter wie Ganelon; er ist ein Tadler, Neider, Prahler, ein Störer der guten Gesellschaft, der schon als stehender Charakter ohne alle Entwickelung in die Dichtung eintritt. Dagegen ist die psychologische Seite, die Welt der Gefühle und Empfindungen, die Macht der Liebe über das Seelen- und Gemütsleben in den meisten Dichtungen dieses Sagenkreises mit tiefer Seelenkenntnis und mit künstlerischem Talent geschildert. Häufig flechten die Dichter auch ihre eigenen Betrachtungen und Ansichten ein, so daß das Ritterepos nicht die objektive Haltung der älteren Heldengedichte hat.

1. Der arme Heinrich. Ein an Gütern und Tugenden reicher Ritter ist mit unheilbarem Aussatze behaftet, von dem ihn nach der Aussage eines weisen Meisters in Salerno nur der freiwillige Opfertod einer unschuldigen Jungfrau zu retten vermag. Da er aber dieses Opfer weder hofft noch wünscht, so verschenkt er all sein Gut und begibt sich in die Wohnung einer ihm zugehörigen Bauernfamilie, um unter ihrer Pflege sein Leben zu beschließen. Hier hört die fromme Pächterstochter die Bedingung, unter der die Heilung des geliebten Herrn möglich wäre, und läßt sich weder durch die Bitten und Thränen ihrer Eltern, noch durch die Vorstellungen Heinrichs abhalten, ihr Herzblut für ihn zu lassen. Sie begibt sich nach Salerno. Schon werden Anstalten zu ihrem Opfertod getroffen, als Heinrich denselben hindert und mit der Jungfrau die Rückkehr antritt. Aber auf der Reise wird durch ihr inbrünstiges Gebet eine wunderbare Heilung herbeigeführt, worauf Heinrich sich mit seiner Retterin vermählt und all sein Gut wieder erlangt.

2. Erek, ein Ritter aus Arthurs Umgebung, verläßt wegen einer empfangenen Beleidigung den Hof, erwirbt sich im siegreichen Kampfe die schöne Enite, die Tochter eines „Edelarmen". Über den Freuden der Liebe vergißt er seiner früheren Heldenhaftigkeit, so daß endlich Enite selbst mit schwerem Herzen ihn aus der träumerischen Verweichlichung herausreißen muß, damit er nicht Ruhm und Ehre verliere. Er zieht nun auf neue Abenteuer aus, da er aber wegen jener Ermahnung Mißtrauen in die Geliebte setzt, so nötigt er die Tadlerin, ihm in den Wald zu folgen und verbietet ihr, ihn vor Gefahren zu warnen. Sie bricht jedoch wiederholt das Gebot, um ihn zu retten und wird dann dafür jedesmal hart behandelt. Nachdem er in vielen Kämpfen und Gefahren seinen Heldenmut, sie ihre Treue und liebevolle Geduld bewährt, feiern sie eine neue, nun um so reinere und festere Vereinigung. Er tritt seines Vaters Reich an und „verliegt" sich nicht wieder. Ritterehre und Frauentreue bilden die Grundlage.

3. Iwein, gleichfalls ein Ritter von Arthurs Tafelrunde, tötet den Besitzer eines Zauberbrunnens im Walde nach harten Kämpfen mit dessen Dienern und vermählt sich mit dessen Witwe, der schönen, an Land und Leuten mächtigen Laudine. Von Gawein zu weiteren Zügen aufgefordert, verläßt er dieselbe auf ein Jahr und geht neuen Kämpfen und Abenteuern nach. Als er aber nicht zu der bestimmten Zeit zurückkehrt, verliert er die Gunst seiner Gattin, fällt darüber in Wahnsinn und irrt im Walde umher. Endlich von drei Zauberfrauen geheilt, befreit er einen mit einem Drachen kämpfenden Löwen, der ihn nun aus Dankbarkeit als treuer Gefährte und Mitkämpfer überall begleitet. An dem bekannten Zauberbrunnen findet er Luneten, die ihn früher bei dem Kampf um den Besitz desselben mittels eines Zauberrings gerettet hatte, eingeschlossen und befreit sie, indem er für ihre Unschuld kämpft, vom Feuertode. Mit Hilfe des Löwen besiegt er noch mehrere Riesen, rettet dreihundert gefangene Jungfrauen und kehrt endlich ruhmgekrönt an Arthurs Hof zurück, worauf ihm Lunete wieder die verlorene Gunst Laudinens erwirbt. Somit sind auch hier wieder Liebe und Heldentum vereinigt.

Wirnt von Gravenberg. † nach 1204.

Hartmann war kein genialer Dichter, aber die fromme Gemütsart und reine Gesinnung, die ihn von allem Niedrigen und Gemeinen fern hielt und in seinen Dichtungen die Aufgabe verfolgen ließ „den Guten gute Lehren zu geben und den Trauernden süße Linderung zu schaffen", sagte den friedfertigen Dichtergemütern zu und erweckte ihm viele Nachahmer. Der fränkische Ritter Wirnt von Gravenberg aus der Gegend zwischen Baireuth und Nürnberg, der am Hofe des Herzogs Berthold von Meran lebte und bei dessen Tod (1204) zugegen war, dichtete nach der mündlichen Erzählung eines Knappen den „Wigalois", die Geschichte eines Ritters, von seinem Helmschmuck „mit dem Rade" genannt, welcher nach Arthurs Hof zieht, um seinen unbekannten Vater zu suchen, den er denn schließlich nach vielen wunderbaren Abenteuern, Kämpfen und Liebesgeschicken in Gawein entdeckt. Die Erzählung dient dem Dichter oft als Folie, um seine eigenen Betrachtungen und Lebenserfahrungen in lehrhaftem Tone anzubringen. Seiner Natur widerstrebt eigentlich der phantastische Stoff, aber er folgt der Mode. Er ist mit der Gegenwart unzufrieden und wirft einen sehnenden Blick in die gute alte Zeit. Daher ist auch die Erzählung ohne Reiz, aber in den eingestreuten Reflexionen drückt sich ein gesunder Sinn aus. „Wirnt ist erfüllt von dem herkömmlichen Sittengesetz einer sittenstrengen Nation, die damals schon einen Schatz von Lebensweisheit besaß, aus dem für das reichste Gemüt noch Bereicherung zu schöpfen war." Wie Walter von der Vogelweide klagt auch er, „daß das höchste Leben der Erde, das Rittertum, in Räuberei ausgeartet ist, daß der einfältige alte Minnedienst verschwindet, daß die Gottesliebe aufgegeben, die Gewalt gekrönt, die Treue schartig, die Welt durch Reichtum und Ruhmsucht verändert ist". Sowenig vergißt Wirnt über dem Stoff seine Person und die Zeitverhältnisse, daß er sogar einen

deutschen Ritter, den Grafen Hoier den Roten von Mansfeld, in die Erzählung einflicht.

Die vollendetste Dichtung aus dem Sagenkreise der Tafelrunde und des Gral besitzen wir in dem Parzival des Wolfram, eines fränkischen Dichters aus dem in der Nähe von Ansbach gelegenen Eschenbach im bayrischen Nordgau, von dessen Leben nicht viel bekannt ist. Er gehörte dem Ritterstande an, scherzt aber selbst über seine Dürftigkeit. Er schätzte Ritterleben höher als gelehrte Kenntnisse und gesteht unverhohlen, daß er weder schreiben noch Geschriebenes lesen konnte. Den Landgrafen Hermann von Thüringen, an dessen Hof er sich aufhielt und der im Jahr 1215 starb, hat er überlebt. Wolfram von Eschenbach ist der ausgezeichnetste Dichter des deutschen Mittelalters, „voll Tiefe und männlicher Würde, der mit ganzer Seele in seinen Stoffen steht, ohne die sicherste Herrschaft über dieselben zu verlieren". Den strengen, feierlichen Ernst mildert oft ein rasch wechselnder Humor und eine gutmütige Ironie, die er mitunter gegen sich selbst kehrt. Daß auch er französischen Quellen folgte, wurde früher bemerkt, doch bewahrte er sich eine freiere Selbständigkeit des Umgestaltens und des Erfindens. Auch flicht er häufig Persönliches und Heimisches in seine Erzählung ein. Außer dem Parzival besitzen wir von Wolfram noch den „Wilhelm von Oranse", ein unvollendetes Epos aus einem volkstümlichen französischen Sagencyklus, der mit der Zeit durch Verbindung verschiedenartiger Stoffe zu einem großen Umfang erweitert ward; und zwei Bruchstücke „Schionatulander", gewöhnlich nach dem Anfangsnamen des einen, „Titurel" genannt, in klangreicher Strophenform, einer der herrlichsten Reste mittelalterlicher Dichtung, voll trefflicher Charakterschilderungen und zarter Seelenmalerei. — Wenngleich auch der Parzival seinem Inhalte nach nicht frei von den Fehlern ist, die wir an den übrigen Behandlungen dieses Sagenkreises gerügt haben, wenngleich auch hier oft Begebenheiten an Begebenheiten gereiht sind ohne innern Zusammenhang und Entwickelung, ohne Ziel und Beweggründe, wenngleich auch hier nur das höfische Ritterleben verherrlicht wird, das Volk ganz zurücktritt, so liegt dem Gedicht doch ein tiefsinniger Ernst, ein epischer Plan, eine hohe Idee zum Grunde und nirgends finden wir den Geist der Zeit, wo Weltlichkeit und Kirchlichkeit so innig verbunden sind, deutlicher veranschaulicht als hier.

Wolfram v. Eschenbach. c. 1200.

Parzival, aus dem Geschlechte des Gralkönigs, wird von seiner Mutter in der Einsamkeit eines Waldes fern vom Geräusch der Waffen, denen sein tapferer, kühn vorstrebender Vater erlegen war, erzogen. Hier in stiller Natur werden durch den Gesang der Vögel und die Lehren seiner Mutter nur die sanften Regungen des Gemüts genährt, ohne jedoch die ererbte Thatenlust in ihm zu tilgen, die mit aller Stärke hervorbricht, als sich ihm zufällig einige Ritter nähern, so strahlend hell wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt, und ihm den Rat geben, sich an Arthurs Hof zu begeben, wenn er lernen wolle, was Ritterschaft sei. Umsonst kleidet ihn seine Mutter in Narrengewänder, aus Sacktuch und Kälberfell genäht, um ihn dem Spotte der Welt preiszugeben und zur Rückkehr zu bewegen — seine Thaten verschaffen ihm bald die Aufnahme unter die Ritter der Tafelrunde. Als solcher zieht er, einem innern Sehnen folgend, auf Kampf und Abenteuer aus, wovon ihn selbst seine Vermählung mit Konduiramur, deren Schloß er von einer drängenden Belagerung befreite, nicht lange abzuziehen vermag. Auf seinen Zügen kommt er zur Burg des heil. Gral, die der Priesterkönig Titurel auf Montsalvatsch in Spanien erbaut hatte, und wo gerade der kranke, durch eine vergiftete Lanze verwundete König Amfortas, Parzivals Oheim, seiner Befreiung entgegenharrt. Die Frage nach seinem Leid durch einen fremden Ritter war ihm als Zeichen seiner Erlösung verkündet worden. — Parzival, dem früher ein ehrwürdiger Greis geraten, nicht zu viel zu fragen, unterläßt in dem entscheidenden Augenblick die Frage, die ihn in den Besitz der Gralsburg mit aller ihrer Herrlichkeit gesetzt hätte, und verscherzt so „in

Tumpheit", in kindischer Einfalt und Unbeholfenheit, das hohe Gut, das ihm bestimmt gewesen. Nun muß er durch schwere Prüfungen, durch Selbstentsagung und Läuterung seines Innern zu solcher Vollkommenheit emporstreben, daß er ob seines Seelenadels und seiner innern Reinheit das verscherzte Königtum doch noch erwirbt. Durch die furchtbare Fluchbotin des Grals aus Arthurs Ritterbund ausgestoßen, verbringt er zuerst einige Jahre des „Zweifels", des Zwiespalts mit sich selbst und der innern Verwilderung, bis er allen Weltsinn und Hochmut ablegt und mit aller Kraft dem Himmlischen zustrebt. Damit beginnt für ihn ein höheres, durch ein heiliges Streben geadeltes Leben, in dessen Schilderung der Hauptwert des Gedichts liegt. Parzival bringt den weltlichen Rittersinn und das sinnliche Treiben, dem er früher ebenso gehuldigt, wie jetzt das Weltkind Gawan, dessen Thaten Wolfram als Gegensatz gleichfalls in sein Gedicht einflicht, dem Seelenleben und der innern Beschaulichkeit zum Opfer. Er wird von dem einsiedlerischen Weisen Trevrizent über Gott, das Erlösungswerk und die menschliche Bestimmung belehrt, überwindet den Zweifel und gelangt endlich, nachdem er noch seinen mit übernatürlichen Kräften ausgerüsteten Halbbruder Feirefiz durch sein Gottvertrauen überwunden, zu einer solchen geistigen Reinigung, daß er durch dieselbe Gralbotin für würdig erklärt wird, König der geheimnisvollen Gralburg zu werden. Er richtet nun an Amfortas die vorgeschriebene Frage und gelangt zu der höchsten Ehre. Seine Gattin Konduiramur und ihre beiden Söhne vereinigen sich mit ihm. Der älteste ist der berühmte Lohengrin. Feirefiz bekehrt sich zum Christentum und vermählt sich mit Konduiramurs Schwester, der Gralträgerin Urepansa. Ihr Sohn ist der Sängerpriester Johannes. — Ein geistreicher Litterarhistoriker (Gervinus) stellt den Parzival mit dem Alexanderlied und mit Dantes Göttlicher Komödie zusammen: wie Lamprecht die weltlichen Thaten eines von sinnlichen Eindrücken geleiteten Helden darstellt und da abbricht, wo derselbe in sich geht und seinen Sinn aufs Höhere richtet, so schildert Wolfram das Seelenleben eines von christlicher Weihe berührten Helden, der durch Überwindung der Welt und ihrer Freuden sich des Paradieses würdig macht. „Lamprecht wies seinen Alexander von den Pforten seines irdischen Paradieses ab; Wolfram führt seinen Parzival bis zu der Pforte seiner wunderbaren, von himmlischen Heerscharen bewachten Burg; Dante schließt seinen höchsten Freudenhimmel auf. Das Irdische und Weltliche ist der Gegenstand der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele ist der Mittelpunkt des Parzival; das Paradies ist der Mittelpunkt des Danteschen Gedichtes, nach dem alles andere hinstrebt." — Der „Willehalm" wurde von Ulrich von Türlin nach vorn ergänzt und weiter geführt, aber nicht im Geiste Wolframs, noch mit dessen Kunstgeschick. — Der jüngere Titurel, das Werk eines Dichters Albrecht (vielleicht Albrecht von Scharfenberg), zwischen 1255 und 1272 verfaßt, wurde lange Zeit für eine Arbeit Wolframs gehalten und war bis zum Schluß des Mittelalters eines der gelesensten Bücher. Das Wolframsche Bruchstück handelt besonders von der Jugendliebe Sigunens zu Schionatulander und ihrem Schmerz, als derselbe von Orilus im Walde getötet ward. Lange hütete sie die einbalsamierte Leiche des Geliebten in den Zweigen einer Linde und klagte um ihn wie eine Turteltaube. So fand sie Parzival auf seinen Irrfahrten. Wie tief steht nun der jüngere Dichter unter Eschenbach! „Ohne Benutzung weiterer Quellen," bemerkt Wackernagel, „lediglich auf die zwei Gedichte Wolframs und die eigene unklar ausmalende Erfindungskraft gestützt, trug Albrecht noch einmal in aller Weitschweifigkeit vor, was er dort vom Gral, von Parzival, von Schionatulander erzählt fand; die alten Bruchstücke über letzteren reihte er gehörigen Ortes ein, aber umgearbeitet, um den Rhythmus regelmäßiger zu machen und neue Zwischenräume einzufügen." Noch hat sich eine an Ludwig den Strengen, Pfalzgraf und Herzog von Bayern (S. 331), gerichtete Zueignung des Dichters Albrecht erhalten.

Gottfried v. Straßburg. c. 1220. Einen merkwürdigen Gegensatz zu Wolframs Parzival bildet „Tristan und Isolde" von Gottfried von Straßburg. Wie uns der erstere den Ernst des

Lebens vorführt, in seinem Helden die sittliche Größe, die Charakterfestigkeit und den Adel der Gesinnungen und Bestrebungen preist, aber seinen tiefsinnigen Inhalt nicht selten in mystisches Dunkel kleidet und durch seine gehobene, feierliche Sprache das Verständnis seines Gedichts erschwert, so schildert **Gottfried** den Leichtsinn, die Charakterschwäche, die Sündhaftigkeit und die irdischen **Freuden** und Genüsse eines von der Liebe beherrschten, dem Sinnentaumel fröhnenden Paars, aber in zierlicher, gefälliger Sprache, in klarer und schöner Darstellung und mit einer bewunderungswürdigen Wahrheit der Beobachtung. „Meister" Gottfried, wahrscheinlich von bürgerlicher Abkunft, spricht sich selbst, wie wir früher gesehen, mißbilligend über Wolframs dunkle Manier und das träumerische Seelenleben seines Helden aus und teilt die Palme der Poesie dem **Hartmann** zu; aber wie sehr auch Gottfrieds Gedicht an Kunstfertigkeit und Vollendung der Form über dem Parzival steht — der sittliche Wert des Inhalts stellt das letztere dennoch höher. An gelehrten Kenntnissen übertraf der bürgerliche Dichter die Rittersänger.

Nachdem die Liebe und der Tod von Tristans Eltern geschildert, wird die Erziehung des Sohnes erzählt, wobei sich schon der Gegensatz gegen Parzival kund gibt. Tristan wird nämlich nicht in stiller Einsamkeit erzogen, sondern in der vornehmen Welt, lernt alle höfischen Künste und erwirbt sich die körperlichen nnd geistigen Eigenschaften, die einem feinen Ritter anstehen, aber selten einen großen Charakter bilden. Nachdem er erwachsen, erobert er sein Land wieder, besteht manche Abenteuer und kommt an den Hof seines Oheims Marke von Cornwallis, für den er die Werbung um die schöne Isolde (Isot) von Irland übernimmt, deren Vetter er früher im Kampf erschlagen, und die er dann selbst, als Spielmann verkleidet, in der Musik unterrichtet hatte. In Irland tötet Tristan einen Drachen und bringt dann bei Isolde, die ihn erkennt und ihm anfangs feind ist, Markes Werbung an: diese geht auf den Antrag ein und begibt sich mit Tristan zu Schiffe, von der Mutter heimlich mit einem Liebestrank für Marke versehen. Auf der Seereise trinken beide unbewußt von dem Zaubertrank und entbrennen nun in heißer, unwiderstehlicher Liebe zu einander, deren Wirkungen auf die Gefühle und Handlungen der Liebenden mit erstaunenswürdiger Seelenkenntnis geschildert werden. Durch dieses in der Sage gegebene Mittel des Zaubertranks ist der Dichter der Mühe enthoben, die allmählich sich entwickelnde Leidenschaft in dem vorher feindlichen Paar näher zu schildern und zugleich wird durch das Hinzutreten eines äußerlichen Verhängnisses die Schuld der sündigen Liebe gemildert. Isolde wird Markes Gattin, vermag aber nicht ihr Herz von Tristan, der in ihrer Nähe bleibt, abzuwenden, sondern nimmt zu List und Betrug, zu Lüge und Meineid ihre Zuflucht, um hinter Markes Rücken ihr Liebesverhältnis mit Tristan fortzusetzen. Sie täuscht die Lauscher; sie entgeht durch einen zweideutigen Schwur dem Gottes-gericht, wobei nach dem Dichter zu Tage kam, „daß der Heil. Christ windschaffen wie ein Ärmel ist", bis endlich der betrogene Gatte, der Isolde innig liebt, die Wahrheit ahnt und beide von sich stößt. Aber dadurch bewirkt er nur ihr Glück. In einem Walde finden sie eine Höhle, die sie zu ihrem Wohnorte wählen, und leben nun ganz sich und ihrer Liebe, über der sie alles vergessen, selbst, wie der Dichter mit ironischer Laune hinzufügt, der Nahrung entbehren können, ein Zustand, der von Gottfried mit bezaubernder Kunst, Zartheit und Lieblichkeit beschrieben ist. Marke, von Liebe gequält, sucht sie endlich wieder auf. Er findet ihr Lager durch ein bloßes Schwert geschieden und durch dieses Symbol ihrer Unschuld aufs neue von Isoldes Treue getäuscht, führt er beide an seinen Hof zurück, wo sie jedoch ihr früheres Verhältnis fortsetzen. Bei der Gelegenheit sucht der Dichter im Sinne des damaligen Minnedienstes darzuthun, daß Frauenhut vom Übel sei, daß man der Liebe nicht wehren solle und daß das ganze weibliche Geschlecht seit der Urahnfrau Eva durch Verbote zum Übertreten gereizt worden. Als Marke zuletzt nicht mehr hintergangen werden kann, verläßt Tristan den

Hof und lernt nach einiger Zeit eine andere Isolde „mit den weißen Händen" kennen, welche allmählich die erste aus seinem Herzen verdrängt, so sehr er auch sich selbst darüber zu täuschen sucht. Hier bricht das Gedicht ab, in dessen Natur es liegt, unvollendet zu bleiben, ob es gleich nach Gottfrieds Tod zwei Fortsetzer (Freiberg und Türheim) gefunden hat. Für die Erkenntnis jener Zeit der Minne ist dieses in Form vollendete und im Ausmalen und Schildern der Zustände eines auf Sinnlichkeit gegründeten Seelen- und Gefühlslebens unerreichte Gedicht höchst wichtig.

5. Nibelungen und Gudrun.

1. Das Nibelungenlied. In der Blütezeit der höfischen Poesie, da die Minne die ganze Dichtung beherrschte, erhielt unser altes Volksepos, die Nibelungen, seine heutige Gestalt in einer den Zeitbegriffen entsprechenden Umbildung (nach Lachmann um 1210), wenn es gleich zu dem Minnegesang den reinsten Gegensatz bildet. Denn wie dieser durch zarte Empfindung und kunstreiche Form hervorragt, aber durch Leerheit des Inhalts ermüdet und unbefriedigt läßt, so glänzt das Nibelungenlied durch die Großartigkeit seines Stoffes und die kräftige Charakterzeichnung, leidet aber an Eintönigkeit und Trockenheit der Sprache, an Armut und Ungeschick in Reim und Versbau und an Ungefügigkeit und Kunstlosigkeit in Anlage und Form. Ebenso verschieden ist es von dem höfischen Ritterepos, das wir in seinen bedeutendsten Erscheinungen soeben kennen gelernt haben. Denn während hier unnatürliche Verhältnisse durch Kunst und Talent interessant gemacht werden, erregen dort die mächtigen Heldengestalten und die großartige Natur des Gegenstandes ohne kunstvolle Einkleidung und Schilderung unsere innigste Teilnahme, unser tiefstes Mitgefühl. „In den Nibelungen folgen wir nicht einem einzelnen Helden, der uns ein dürftiges Interesse abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen, sondern wir stehen in einer Welt von Menschen, die nicht die Minne bewegt, sondern der Zwang der Verhältnisse, die nicht mit Grillen im Kampfe liegen, sondern mit dem Schicksal, die nicht blind in Abenteuer stürzen, sondern in ein großartiges Verhängnis von einer außer ihnen liegenden Gewalt gestürzt werden." Auch darin ist das Nibelungenlied von den romantischen Ritterdichtungen verschieden, daß keine Einmischung der Persönlichkeit des Dichters darin zu erkennen ist, daß es, wie die gegenständliche Kunst der Alten, durch die unmittelbaren Eindrücke auf die Sinne und die Phantasie des Lesers zu wirken sucht. Der Bearbeiter ist unbekannt. Ganz ohne Grund hat man früher den Minnesänger Heinrich von Ofterdingen dafür genommen. Nach dem neuesten Stand der „Nibelungenfrage", den wir sogleich beleuchten werden, hat der Minnesänger Kürenberger auf Grund der Volksüberlieferung und einer lateinischen Bearbeitung der Burgundersage durch Meister Konrad von Passau das Nibelungenlied frei in einer von ihm erfundenen Strophenform gedichtet.

Inhalt und Gang der Dichtung. a. Aus der Siegfriedsage. Zu Worms am Rhein lebte der Burgunderkönig Gunther mit seinen Brüdern Gernot und Giselher und mit vielen auserwählten Rittern, die ihm dienten, wie Hagen von Tronje und sein Bruder Dankwart, wie Volker von Alzei und Ortwein von Metz. Gunthers Schwester war die schöne Kriemhild, die unter der Obhut der Mutter Ute herrlich heranblühte. Noch ist die Liebe in ihrem Herzen nicht erwacht. Als sie einst träumte, sie habe einen Falken gezogen, der vor ihren Augen von zwei Adlern zerfleischt worden, und die Mutter die Deutung gab, das sei ein edler Mann, den sie verlieren werde, wenn ihn nicht Gott behüte, so will sie nichts wissen von der Liebe Lust und Leid; sie will ohne Ritterminne bleiben ihr lebenlang. Da kommt Siegfried von Santen (Xanten) „niden by dem Rine", der Sohn Siegemunds und der Siegelinde, mit glänzendem Gefolge nach Worms. Er hat von der schönen

Königstochter gehört und will um ihre Hand freien. Bei dem Einzug der fremden Ritter erzählt Hagen, Gunthers Dienstmann, die frühern Thaten Siegfrieds, daß er das Zwerggeschlecht der Nibelungen überwunden, einen reichen Schatz (Hort) nebst einem unsichtbar machenden Gewande (Tarnkappe, Nebelmantel), welches ihm die Stärke von zwölf Mann verleihe, erworben und einen Lindwurm erschlagen habe, durch dessen Fett und Blut, in dem er sich gewälzt, sein Körper hörnen und unverwundbar geworden. Einen so starken Recken, meint er, solle man gut aufnehmen. Ein ganzes Jahr verweilt Siegfried bei den Burgunden unter Ritterspielen und Festlichkeiten, ohne nur einmal die edle Jungfrau von Angesicht zu sehen. Erst als er in einem Krieg wider die Sachsen und Dänen dem Gunther Hilfe geleistet und die beiden feindlichen Könige gefangen nach Worms geführt, wird ihm das Glück zu teil, die Königstochter zu begrüßen. Wie das Morgenrot aus trüben Wolken hervorleuchtet, so tritt die holdselige Jungfrau dem herrlichen Manne, den sie im stillen liebt, nach dem sie öfters verstohlen aus ihrer Kemnate geblickt, zum erstenmal entgegen. Und nun entfaltet sich die Knospe der Liebe immer schöner. Aber Kriemhilds Hand muß Siegfried erst durch eine neue Dienstleistung gewinnen. Gunther hat von der schönen Brunhilde auf Isenland gehört und beschließt um sie zu werben. Aber sie ist mit wunderbarer Stärke begabt und nur derjenige kann sie gewinnen, der sie in drei Kampfspielen überwindet. Siegfried verheißt Gunther seinen Beistand, wenn er ihm dafür die Hand der Schwester verspreche. Von Kriemhild und ihren Jungfrauen mit herrlichen Kleidern versehen, fahren die Ritter den Rhein hinab nach dem Isenstein, wo Siegfried sich für Gunthers Dienstmann ausgibt. Als das Kampfspiel angeordnet wird, holt Siegfried aus dem Schiff die Tarnkappe und vollbringt, unsichtbar neben Gunther stehend, so daß dieser nur die Geberden macht, den Speerwurf, den Steinwurf und den Sprung. Und so groß ist seine Stärke, daß er bei dem Sprung noch den König, ihn um den Leib fassend, an das Ziel trägt. Brunhilde erklärt sich nun für besiegt und heißt ihre Mannen dem Gunther huldigen. Siegfried aber trägt die Tarnkappe wieder ins Schiff und stellt sich dann, als erwarte er noch den Anfang des Wettkampfes. Verstärkt durch tausend Nibelungen, welche er auf einem Schiffe herbeiholt und für Gunthers Mannen ausgibt, fahren die Burgunder mit Brunhilde nach Worms zurück. Siegfried wird vorausgesandt, um den Frauen die frohe Botschaft zu melden. Kriemhild gibt ihm in der Freude ihres Herzens vierundzwanzig kostbare Armringe mit Edelsteinen besetzt zum Botenlohn, der Held aber verteilt sie unter ihr Gesinde. Nach dem feierlichen Einzug der Heimkehrenden wird Kriemhild mit Siegfried verlobt. Brunhilde ist traurig, daß die königliche Jungfrau mit einem nicht Ebenbürtigen vermählt werden soll. In der Brautnacht erwacht noch einmal Brunhildens Trotz; sie wehrt sich gegen Gunthers Minne, bindet dem Überwundenen mit einem Gürtel Hände und Füße zusammen und hängt ihn an einen Haken an der Wand; erst nachdem er versprochen, sie nicht zu berühren, wird er befreit. Am andern Tag klagt Gunther Siegfrieden sein Leid und dieser gelobt ihm abermals Hilfe. In seine Tarnkappe gehüllt folgt er in der nächsten Nacht beiden in das Brautgemach, ringt mit Brunhilden bis sie unterliegt und sich bereit erklärt, dem Willen des Mannes sich zu fügen. Da nimmt er der Königin Gürtel und Ring, aber ohne ihre Minne zu genießen, räumt den Platz dem Gunther und entschlüpft. Mit ihrer Jungfrauschaft verliert die Königin ihre übernatürliche Stärke und ist nun Gunthers Ehegenossin. Kriemhilde reicht bald verschämt, aber innerlich selig dem geliebten Manne die Hand und zieht nach einem glänzenden Hochzeitfest, das vierzehn Tage dauert, mit dem Gemahl nach Niederland, wo er das väterliche Reich antritt. In einer vertrauten Stunde entdeckt er der geliebten Frau das Geheimnis und gibt ihr Brunhildens Gürtel und Ring. Zehn Jahre später, nachdem mittlerweile Kriemhild einen Sohn geboren, der des Oheims Namen Gunther empfing, und auch Brunhilde ihrem Eheherrn einen Sohn geschenkt, der Siegfried genannt war, beredet die burgundische Königin ihren Gemahl, die Anverwandten zu einem Feste nach Worms einzuladen. Siegfried und Kriemhild nehmen die Einladung an und ziehen mit dem Vater Sigemund und mit

stattlichem Gefolge an den Rhein, wo sie mit großen Festlichkeiten empfangen werden. Da geraten die beiden Königinnen in Streit über den Rang und Vorzug ihrer Männer. Kriemhild, stolz den Helden, der alle andere übertrifft, den Ihren zu nennen, fühlt sich beleidigt, daß Brunhilde Siegfried für einen Dienstmann Gunthers hält. Einst treffen sie mit ihren Frauen bei dem Münster zusammen; da verlangt Brunhilde den Vortritt, „da Eigenholdin nicht vor Königsweib gehen soll". Erzürnt wirft Kriemhild der Gegnerin vor, daß sie ja nur durch den Beistand ihres Mannes Gunthers Gattin geworden; „wie mochte eines Mannes Kebse je werden Königsweib?" Zugleich zeigt sie ihr den Gürtel und Ring und geht dann stolz voran in das Münster, um zu beweisen, daß sie auch Königin sei. Wütend über die Verhöhnung und noch mehr über den Betrug, von dem sie eine Ahnung hatte und der ihr um so schmerzvoller war als sie, wie man aus der Sigurdsage ersieht, früher den Siegfried geliebt, sinnt Brunhilde auf Rache. Nach einer Unterredung mit Gunther und Hagen wird Siegfrieds Ermordung beschlossen. Der letztere übernimmt die Ausführung, wozu Gunther nach einigem Sträuben seine Einwilligung gibt. Er läßt eine falsche Kriegsbotschaft im Lande verbreiten; und als, wie er voraussah, Siegfried sich erbietet, wieder gegen die Feinde auszuziehen, begibt sich Hagen zu Kriemhild, um sich zu verabschieden. Sie sagt ihm, wie leid es ihr sei, daß sie Brunhilde so tief gekränkt habe, worüber ihr Eheherr „zur Strafe ihren Leib zerbläuet", sie bittet Hagen, daß er doch ihre Schuld nicht den edlen Siegfried entgelten lassen möge, und entdeckt ihm, als er sich mit erheuchelter Freundschaft erbietet, denselben zu beschützen, wenn er in seinem hohen Mute sich allzusehr der Gefahr aussetze, das Geheimnis, wo er verwundbar sei. Ein Kreuzchen auf seinem Waffenrock solle ihm die Stelle bezeichnen, wo einst ein Lindenblatt das Blut des Drachen fern gehalten, dort möge er ihn mit seinem Schilde decken. So ward Siegfried verraten. Nun mußten Friedensboten verkünden, daß die feindliche Heerfahrt aufgegeben sei. Statt des Kriegszugs wird ein Jagen im Wasgenwalde (nach einigen Handschriften im Odenwalde) beschlossen. Siegfried nimmt teil, wie sehr ihn auch Kriemhild, durch Träume erschreckt, zurückzuhalten sucht, und erlegt Eber, Büffel, Bären und anderes Wild in Menge. Endlich versammelt man sich beim Feuerplatz, um zu speisen; da fehlt aber der Wein, den die Knechte aus Irrtum in den Spessart getragen haben. Doch Hagen weiß Rat; er kennt eine Quelle unter einer Linde in der Nähe und schlägt einen Wettlauf dahin vor. Siegfried, ein Renner wie Achilles, stimmt gern zu und obwohl er Schild, Speer und Jagdgewand trägt, während die andern leicht gekleidet „wie zwei wilde Panther" durch den Klee laufen, erreicht er doch früher den Brunnen. Er lehnt den Wurfspieß an den Lindenast und wartet, so sehr ihn auch dürstet, bis Gunther getrunken hat. Dann legt er sich auf die Erde, um seinen Durst zu stillen. Diesen Augenblick benutzt Hagen, um den Arglosen im Rücken an der verwundbaren Stelle zu durchbohren und dann schnell mit dessen Schwert davon zu eilen. Siegfried rennt ihm nach; er erreicht ihn, wirft ihn nieder und schlägt mit dem Schilde so heftig auf denselben los, daß der Schild zerbricht und das edle Gestein niederrieselt. Hätte er sein Schwert in Händen gehabt, es wäre Hagens Tod gewesen. Aber durch die blutende Wunde geschwächt, sinkt er endlich bleich und ermattet in die Blumen, die Untreue der Mörder scheltend. Mit einer Wehklage um den Vater und mit der rührenden Bitte an Gunther, sich Kriemhilds in Treue anzunehmen, stirbt der edle Held. Die Gefährten beschließen einstimmig auszusagen, Siegfried sei von Räubern erschlagen worden; allein Hagen erwidert, es kümmere ihn nicht, wenn die That bekannt werde. Darauf läßt er den Leichnam vor Kriemhilds Thüre tragen. Am Morgen will Kriemhild in die Messe; da stößt ein Kämmerer auf den toten Ritter. Kriemhild ahnt sofort, daß es Siegfried sei und wer ihn ermordet: „Brunhilde hat's geraten, und Hagen hat's gethan." Sie hebt mit ihren weißen Händen das Haupt empor, und wie sehr es auch durch Blut entstellt ist, sie erkennt es sogleich. Jammernd ruft sie aus: „Dein Schild ist nicht zerhauen, dich föllte Meuchelmord." Sigemund kommt mit Siegfrieds Recken herbei; sie wollen zum Schwert

greifen, aber Kriemhild verhindert es. Nun wird die Leiche in einen kostbaren, aus Gold und Silber geschmiedeten Sarg nach dem Münster getragen. Gunther begibt sich mit seinen Mannen dahin, um mit erheucheltem Kummer sein Beileid zu bezeigen. Als Hagen der Leiche nahe kommt, fließen Siegfrieds Wunden so stark als je zuvor. Kriemhild wacht an der Bahre und als der geliebte Tote endlich in die Erde gesenkt werden soll, läßt sie den Sarg noch einmal öffnen und drückt den letzten Kuß auf die bleichen Lippen des geschiedenen Helden. Ohnmächtig sinkt sie nieder und wird bewußtlos weggetragen. Trauernd kehrt Sigemund in sein Reich zurück, Kriemhild aber läßt sich bewegen in Worms zu bleiben. Von der Zeit an tritt eine gänzliche Umwandlung in ihrem Charakter ein. Die schüchterne Weiblichkeit, die sie bisher geziert, muß herbem Groll und dem Gedanken der Rache weichen. Dieses Gefühl und die Trauer um Siegfried füllen Jahre lang einzig und allein ihre Seele. Die äußerliche Versöhnung mit Gunther bringt keine Sinnesänderung hervor; ihre Gedanken sind nur auf Rache gerichtet. Da fügt ihr der übermütige Hagen noch eine neue Kränkung zu. Von ihren Brüdern beredet, läßt Kriemhild den Nibelungenhort von rotem Gold und edlem Gestein, der ihr als Morgengabe gebührte, nach Worms kommen; sie schenkt davon mit freigebiger Hand, so daß Hagen Schaden befürchtet; er entreißt ihr daher unter Mitwissen des Königs mit Gewalt den Schatz und versenkt ihn in den Rhein, auf daß sie ihn nicht zum Verderben der Mörder ihres Gatten anwende. Seitdem führen die Burgunder selbst den Namen Nibelungen.

Dreizehn Jahre hat Kriemhild um Siegfried getrauert. Da schickt König Etzel von Hunnenland, dessen Gemahlin Helge gestorben ist, den Markgraf **Rüdiger von Bechelaren** nach Worms, um Kriemhild zu werben. Gunther bespricht sich mit den Seinen, Hagen rät ab, wird aber überstimmt. Kriemhild weigert sich anfangs auf den Antrag einzugehen: erst als Rüdiger eidlich verspricht, er wolle sie für alles entschädigen, was ihr je geschehen, giebt sie ihre Einwilligung. Die Aussicht, sich auf diese Weise an Hagen zu rächen, bestimmt sie, ihre Hand dem mächtigen König zu reichen und die Heimat mit einem freudelosen Leben in der Fremde zu vertauschen. Mit glänzendem Geleite wird sie zu den „Heunen" geführt; die ihr noch übrigen Schätze mitzunehmen, verwehrt Hagen. Von Bischof Pilgerin (Pilgrim) von Passau festlich empfangen und eine Strecke geleitet, kommt die edle Frau über Bechelaren, wo sie bei der Markgräfin Gotelind und ihrer Tochter freudige Aufnahme findet, nach Etzels Burg an der Treisam. In Wien wird das Beilager gefeiert, das siebzehn Tage dauert. Dann ziehen die Neuvermählten nach Etzelnburg, wo Kriemhild neben dem Gemahl als gewaltige Königin thront. Im dreizehnten Jahre ihrer Ehe, nachdem sie einen Sohn Ortlied geboren, bittet sie in einer Nacht den König Etzel, daß er Boten an den Rhein sende und ihre Verwandten zu einem Feste einlade. Sie hat ihre Rachegedanken nicht aufgegeben, darum schärft sie den beiden Spielleuten Swemmelin und Werbelin, welche Etzels Einladung an den Rhein tragen, nachdrücklich ein, Hagen solle ja nicht zurückbleiben. Als die Boten in Worms ankommen, mahnt Hagen, der den Grund der Sendung alsbald errät, von der Reise ab. Gernot und Giselher sehen darin ein Zeichen der Furcht und heißen ihn zurückbleiben. Er aber antwortet: ich werde euch folgen und keinem nachstehen an Mut. Nur rät er, mit großer Streitmacht die Fahrt anzutreten. Nachdem die Vorbereitungen getroffen, ziehen die Burgunder ab, ohne sich durch Utes böse Träume zurückhalten zu lassen. Sie reiten durch Ostfranken und kommen am zwölften Morgen an die Donau. Von zwei badenden Meerfrauen erfährt Hagen, daß alle bis auf des Königs Kaplan bei den Hunnen ihren Untergang finden werden. Mit List lockt er den Fährmann über den Fluß, und als dieser, erzürnt über die Täuschung, ihn mit dem Ruder schlägt, tötet er ihn und bemächtigt sich des Fahrzeugs, mit dem er dann die Burgunder nacheinander übersetzt. Den Kaplan stürzt er in die Wogen, um die Wahrsagung zu erproben. Als dieser sich an das verlassene Ufer rettet und zu Fuße an den Rhein zurückkehrt, erkennt Hagen, daß das Meerweib gewisse Todesmäre verkündet. Er

b. Aus der Dietrichsage.

zertrümmert das Schiff, das nun für sie nutzlos ist. Des sichern Untergangs gewiß, bietet er dem bevorstehenden Verhängnis kühn die Stirn. Seitdem ist er der eigentliche Held des Zuges, der alles leitet und ausführt, eine großartige, dämonische Natur, von einer Furchtbarkeit in den Mienen, die Rüdigers Tochter bleich macht, als sie ihn küssen soll, aber voll hingebender Treue gegen seinen Herrn und König und nicht ohne menschliche und ritterliche Züge. „In ihm liegt noch etwas vom Geiste des nordischen Högni, der lacht, als man ihm das Herz ausschneidet." Noch einmal erfreuen sich die burgundischen Helden eines frohen, glücklichen Lebens auf Rüdigers gastlicher Burg. Der edle Markgraf empfängt die Gäste vom Rhein aufs freundlichste. Drei Tage dauert die festliche Bewirtung; auf Hagens Anregung wird Giselher mit Rüdigers Tochter verlobt. Beim Abschied empfangen sie herrliche Gaben, Gunther ein Waffenkleid, Gernot ein Schwert, Hagen einen Schild, den einst der Held Nudung getragen, Volker, der „Fiedler", zwölf Armringe, und werden dann von dem Markgrafen begleitet. Es ist der letzte Sonnenstrahl eines heitern Daseins vor dem Todesringen im Heunenland. Dietrich von Bern reitet mit seinen Mannen den Gästen entgegen und warnt sie vor Kriemhild, die noch immer um Siegfrieds Tod weine. Bei ihrer Ankunft am Hof nimmt die Königin ihren Bruder Giselher bei der Hand und küßt ihn; Hagen bemerkt, daß man die Gäste ungleich empfange und bindet seinen Helm fester; als ihn Kriemhild fragt, ob er ihr den Nibelungenschatz mitgebracht, erwidert er, er habe an seinem Schild und Schwert schwer genug zu tragen gehabt. Man soll ihnen die Waffen abnehmen, er will aber niemand die Mühe machen, seine Streitgeräte wegzutragen. Etzel erkennt den Ritter vom Rhein wieder, der einst als Geisel an seinem Hof geweilt (V, 415). Immer gewaltiger tritt nun Hagens Heldengestalt in den Vorgrund. Ein treuer Gefährte und Hüter der Freunde zeigt er der Königin gegenüber stets den Trotz eines unversöhnlichen Feindes, der dem unvermeidlichen Geschick kühn entgegengeht, zugleich aber die alte Schuld mit neuem Unrecht, mit neuen Kränkungen, mit neuem Frevel mehrt, als wolle er seinen und seiner Heergenossen Fall so gewaltig als möglich machen. Absichtlich reizt er die Königin: er setzt sich mit Volker auf einer steinernen Bank nieder, und als sie mit Gewaffneten zu ihnen tritt, weigert er sich vor ihr aufzustehen, legt das Schwert, das er einst dem Siegfried abgenommen, vor sich hin, und da sie bei dem Anblick zu weinen anhebt, gesteht er offen, daß er ihren Gatten am Lindenbrunnen erschlagen habe. Am Abend begeben sich die müden Gäste zur Ruhe. Hagen und Volker halten Schildwacht; der letztere spielt mit seinem Geigenspiel die Helden in Schlaf. Bewaffnete Hunnen wollen die Schlafenden überfallen, als sie aber die beiden Wächter erblicken, ziehen sie sich furchtsam zurück; Volker ruft ihnen nach, sie seien feige, ehrlose Wichte. Am nächsten Morgen gehen die Burgunder und die „Heunen" zur Kirche, dann nach einem Turnier, worin Volker einen vornehmen Ritter aus Etzels Bann tötet, zur Tafel. Während die Ritter im Saale sind, werden die Knechte, neuntausend an Zahl, sämtlich von feindlichen Heerhaufen, die Etzels Bruder Blödel auf Kriemhilds Bitten und Versprechungen gegen sie führt, erschlagen. Dankwart erlegt Blödel und bahnt sich mit dem Schwert einen Weg bis zum Saal, wo die Fürsten an der Tafel sitzen. Als Hagen aus des Bruders Mund erfährt, daß die Losung zum Todeskampf gegeben, schlägt er dem jungen Ortlieb das Haupt ab; viele Heunen werden erschlagen; Dietrich bewirkt, daß Etzel, Kriemhild und Rüdiger unter dem Schutze seiner sechshundert Mannen den Saal verlassen dürfen. Die übrigen werden getötet und ihre Leichen hinausgeworfen. Nun rüsten sich die Burgunder zur Verteidigung gegen die feindlichen Scharen, welche Etzel und Kriemhild zum Angriff auffordern. Der tapfere Dänenfürst Iring wird nach langem mutigen Kampfe von Hagen niedergestoßen, und die Thüringer und Dänen, die den Fall ihres Führers rächen wollen, werden sämtlich getötet. Umsonst verlangen die Burgunder, daß man sie ins Freie lasse; Kriemhild fordert Hagens Auslieferung, und als diese verweigert wird, läßt sie am Abend den Saal anzünden. Auf Hagens Rat trinken die durstenden Helden das Blut der Erschlagenen und stellen sich dicht an

die Mauer, das Feuer mit ihren Schilden abwehrend. So geht die Nacht zu Ende. Am Morgen beginnt der Kampf von neuem. Ein Heune macht dem trauernden Rüdiger den Vorwurf, daß er dem Kampf teilnamlos zusehe und die Gnaden und Ehren, womit ihn der König überhäuft, schlecht vergelte. Erzürnt über den Vorwurf, schlägt ihn Rüdiger zu Boden. Er wird deshalb von Etzel getadelt und Kriemhild erinnert ihn an den Schwur, den er ihr einst geleistet; jetzt sei die Stunde gekommen, ihr Leid zu rächen und zu wenden. Fußfällig flehen beide um seine Waffenhilfe. Dadurch kommt der treffliche Mann in einen ergreifenden Konflikt zwischen seiner Diensttreue und seiner Pflicht der Gastfreundschaft; er will dem König alles zurückgeben, was er jemals von ihm empfangen, nur möge er ihn nicht mit sich selbst in Zwiespalt bringen. Und als er sie nicht von ihrem Verlangen abbringen kann, da empfiehlt er sein Weib und seine Kinder ihrer Huld und stürzt an der Spitze von fünfhundert Gewappneten in den Kampf. Giselher glaubt, er käme als ihr Bundesgenosse, wird aber von Volker anders belehrt. Schon soll der Streit beginnen, da erbittet sich Hagen Rüdigers Schild, weil der seine zerhauen war. Rüdiger willfahrt ihm und Volker und Hagen versprechen dafür, sich vom Kampfe mit ihm fern zu halten. Furchtbar entbrennt nun der Streit. Gernot empfängt von Rüdiger die Todeswunde, hat aber noch Kraft genug, mit dem Schwert, das ihm der Markgraf in Bechelaren geschenkt, des Gegners Helm zu zerschlagen, so daß beide tot niederstürzen; Rüdigers Leute werden sämtlich getötet. Da es still geworden, wähnt Kriemhild, der Markgraf unterhandle mit den Gästen, aber bald wird die Leiche gezeigt und Wehruf und Klage erschallt. Dietrich von Bern schickt seinen Waffengefährten Hildebrand ab, um den Grund der Wehklagen zu erfahren; auf Wolfharts Anregung begleiten ihn alle Amelungen; sie fordern Rüdigers Leiche, und als die Bitte verweigert wird, dringen sie mit Gewalt in den Saal. Nach hartem Kampf fällt Volker von Hildebrands Hand, Wolfhart und Giselher töten sich gegenseitig. Dietrichs Mannen werden sämtlich erschlagen, bis auf Hildebrand, welcher, als Hagen mit Siegfrieds Schwert Balmung auf ihn eindringt und ihm eine Wunde schlägt, den Schild auf den Rücken nimmt und schnell entflieht. Dietrich wehklagt über den Untergang seiner Amelungen und geht dann bewaffnet mit Hildebrand nach dem Saal. Er fordert Gunther und Hagen auf sich zu ergeben. Als sie sich weigern, kämpft er zuerst mit Hagen, bezwingt ihn und übergibt ihn gefesselt der Königin, die ihn in ein Haftgemach führen läßt. Dann bezwingt er auch Gunther, der gleichfalls in Gewahrsam gebracht wird. Nun tritt Kriemhild vor Hagen und verlangt den Schatz zurück; dieser sagt, er habe geschworen, denselben nicht zu verraten, so lange noch einer der Könige am Leben sei. „Ich bring es an ein Ende," ruft sie wild aus. Darauf läßt sie ihren Bruder töten und trägt sein blutiges Haupt an den Haaren vor Hagen hin. Er beharrt aber bei seiner Weigerung: „Du hasts nach deinem Willen zu Ende nun gebracht," sagt er, „und es ist so ergangen, wie ich mir hatte gedacht. Nun weiß den Schatz niemand als Gott und ich allein und er soll dir, Schreckliche, auf immer verborgen sein." Darauf zieht sie ihm Siegfrieds Schwert aus der Scheide und schlägt ihm das Haupt ab. Empört über die entsetzliche That, tötet der alte Hildebrand auch Kriemhild. So war mit Leid geendigt des Königs Lustbarkeit, wie stets die Freude zu allerletzt Leid schafft. „Hier hat die Mär ein Ende: das ist der Nibelungen Not."

Als Fortsetzung schließt sich an das Nibelungenlied die „Klage" an, worin die Bestattung der an Etzels Hof Gefallenen und die Botschaft, die in der Heimat deren Tod verkündet, dargestellt wird, eine Dichtung, arm an Gehalt und reich an Reflexion, die nach Form und Inhalt weit hinter dem Nibelungenlied zurücksteht. In dieser wird auch erzählt, der Bischof Pilgrim von Passau (971—991) habe aus dem Munde von Spielleuten und fahrenden Sängern die Märe, die den Untergang seiner Verwandten, der burgundischen Könige erzählt, zusammentragen und durch seinen Schreiber, Meister Konrad, in ein lateinisches Buch niederschreiben lassen. Seitdem habe man Die Klage.

es öfters in deutscher Sprache gedichtet. Der Verfasser der Klage scheint nur die zweite Hälfte des Nibelungenliedes, insbesondere die Sagen von Dietrich gekannt zu haben.

Die Nibelungenfrage. Über die Entstehung des Nibelungenliedes herrscht eine ähnliche Meinungsverschiedenheit, wie über die der Homerischen Gesänge (II, 138). Seitdem Lachmann, durch Fr. A. Wolfs Homerische Forschungen angeregt, den Nachweis versuchte, daß das deutsche Nationalepos aus einer Vereinigung von zwanzig Volksliedern verschiedener Verfasser hervorgegangen, welche durch Sammler und Ordner verbunden, mit überleitenden Strophen oder Abschnitten und mit manchen unechten Stellen vermehrt worden seien, und aus diesem Gesichtspunkt die den kürzesten Text bietende Hohenemser Handschrift (A), dermalen in München, für die älteste und ursprünglichste, die ausführlicheren dagegen (die St. Galler B und die Laßbergsche C) für Überarbeitungen mit erweiternden Einschaltungen von neuen Strophen erklärte, schieden sich die Germanisten in zwei Heerlager. Während die einen nach Lachmanns Vorbild, wenn auch mit einigen Abweichungen und Modifikationen und mit immer mehr hervortretenden Bedenklichkeiten mehrerer Forscher gegen das kühne, mitunter gewaltsame kritische Verfahren des genialen Philologen das ganze Epos als eine Zusammenstellung einzelner Volkslieder betrachten, deren Sammler und Ordner ohne dichterische Bedeutung gewesen und auf Inhalt und Charakter der Dichtung keinen Einfluß geübt hätten, lassen andere, an ihrer Spitze A. Holtzmann, das Werk sogleich als ein Ganzes entstehen, doch auf Grund älterer mündlich überlieferter Sagen und Volkslieder, das dann im Laufe der Zeit wieder Überarbeitungen und Erweiterungen erfahren und namentlich in Sprache und Versbau sich nach den veränderten Gesetzen gerichtet habe, wobei aber dem Verfasser ein eigenes poetisches Schaffen zugestanden werden müsse. Nach dieser Auffassung hat die ausführlichere Handschrift (C) den größten Anspruch als die ursprüngliche und echte zu gelten, wogegen die Münchner (A) nur als eine Verkürzung zu betrachten sei. Noch einen Schritt weiter ging Franz Pfeiffer, der hauptsächlich auf Grund der kunstreichen strophischen Gliederung, da zu jener Zeit kein Dichter die Strophenform eines andern entlehnt, sondern nur in eigenen „Tönen“ gedichtet habe, dem österreichischen Dichter Kürenberger die letzte Abfassung (c. 1190) nach Volksüberlieferungen und Liedern und mit Benutzung einer älteren lateinischen Bearbeitung des deutschen Volksepos beilegen will, dabei aber meint, die epische Anordnung und Ausführung, die Schilderung und Gruppierung des einzelnen, der rasche, unaufhaltsame Fortschritt im ganzen, die Motivierung und psychologische Begründung, die meisterhafte Zeichnung und Durchführung der Charaktere, kurz alles das, was das Nibelungenlied zu dem poetischen Kunstwerk erhebt, als welches wir es bewundern, müsse dem deutschen Dichter, der sich in der Person des Volkes selbst gezeichnet habe, als volles freies Eigentum zugeschrieben werden. Die Resultate seiner Untersuchung faßt er in folgenden Worten zusammen: „Die Nibelungenstrophe ist nicht das Produkt des schaffenden Volksgeistes, ist kein Nationaleigentum, sondern das Kunstwerk einer bestimmten Person. Der Erfinder der Strophe ist auch der Dichter des Liedes. Dieser ist der Kürenberger, dessen Heimat Oberösterreich, dessen Hauptquelle ein lateinisches Buch war. Der Kürenberger ist wie der älteste lyrische, so auch der erste höfische Dichter adligen Standes, er ist der Schöpfer des volksmäßigen strophischen Epos und zugleich der größte epische Dichter unseres Volkes. Sein Werk ist die erste herrliche Frucht der Beteiligung des Ritterstandes an der Poesie. Von ihm hat die nationale Epik für alle Zukunft Form und Gehalt, Richtung und Ziel empfangen.“ Dieser Ansicht trat auch im allgemeinen K. Bartsch bei, nur daß er eine wiederholte Umarbeitung im Laufe des zwölften Jahrhunderts annimmt, in welcher, den gesteigerten Ansprüchen der Zeit an größere poetische Gebundenheit und Formvollendung

entsprechend, die alte freiere Assonanzform allmählich verschwunden und ein regelmäßiger Reim und die Strophenform an die Stelle getreten sei. Somit können wir den neuesten Stand der Frage über die Entstehung des Nibelungenliedes oder, nach der älteren Bezeichnung „der Nibelungen Not“ dahin bestimmen: die alte Sage, in Volksliedern und mündlichen Erzählungen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, erfuhr im Laufe der Jahre mancherlei den veränderten Zeitverhältnissen entsprechende Umwandlungen. Zuerst wurden die mythischen Gestalten der heidnisch-germanischen Götterwelt, die unter den alten Namen verborgen waren, allmählich ihres göttlichen Wesens entkleidet und zu sterblichen Helden umgeschaffen, deren einst göttliche Natur nur noch in einzelnen Zügen hervorleuchtet. Der mythologische Charakter trat mehr und mehr hinter dem historischen und ethischen zurück; die Helden der Völkerwanderung wurden mit dem Licht- und Sonnenheros Siegfried, mit der nordischen Walküre Brunhilde, mit den Dämonen der Dunkelheit Höder und Högni in Verbindung gebracht und die Treue, der heilige Kern des Rittertums, in ihren verschiedenen Erscheinungen in den Mittelpunkt der Dichtung gerückt. Im neunten und zehnten Jahrhundert, als die verheerenden Streifzüge der Ungarn bis an den Rhein das alte Hunnenreich Attilas in die Erinnerung zurückriefen, wurden die alten Burgunder- und Gotensagen nach mündlichen Traditionen lateinisch bearbeitet. Es liegt keine Ursache vor, die erwähnte Angabe der „Klage“ zu bezweifeln, wenn auch die angebliche Verwandtschaft des Bischofs von Passau mit dem burgundischen Königshaus nur als einer der großen Anachronismen und unkritischen, leichtgläubigen Kombinationen zu betrachten ist, die im Mittelalter so vielfach Eingang gefunden haben. Zur Zeit dieser Aufzeichnung war die Vereinigung der beiden Hälften, in welche das Nibelungenlied zerfällt, in der Volksüberlieferung schon vor sich gegangen, und manche mehr dem nordischen Heidentum angehörenden Bestandteile mögen dem christlichen Bewußtsein bereits entfremdet gewesen sein. Die Andeutungen, wie Siegfried zur Hornhaut und Tarnkappe gekommen, die verhängnisvolle Bedeutung des Nibelungenschatzes, der am Ende der Dichtung noch einmal wie ein fremdes Mythengebilde als Motiv der Rache hereintritt, der Charakter der Brunhilde u. a. lassen auf ältere Sagen schließen, die erst durch die Eddalieder in das rechte Licht treten. Aus den vorhandenen Elementen, der Volksüberlieferung und den lateinischen Bearbeitungen, schuf dann gegen Ende des zwölften Jahrhunderts ein Dichter, vielleicht aus dem Geschlechte derer von Kürenberg, das jetzige Nibelungenlied, indem er aus der reichen Fülle des Stoffes dasjenige auswählte, was für den einheitlichen Plan geeignet war, dem Ganzen aber den Charakter des ritterlich-höfischen Lebens aufprägte. So kam es, daß den Heldengestalten, die ihrem eigensten Empfinden und Handeln nach einer weit entlegeneren Zeit angehören, Gedanken und Worte geliehen sind, wie sie in der ritterlichen Gesellschaft des zwölften Jahrhunderts geläufig waren, daß zwischen dem inneren Gehalt und dem äußeren Auftreten ein Widerspruch obwaltet. „Sitten und Bräuche sind geschildert, wie sie auf den Burgen und an den Höfen des zwölften Jahrhunderts herrschten, im Prunke höfischer Kleidung schreiten die Helden der alten Zeit an unsern Blicken vorüber.“ Namentlich wird in Markgraf Rüdiger von Bechelaren ein Spiegelbild edler Ritterlichkeit und Lehnstreue, geschmückt mit allen Tugenden der Gastfreiheit und „Milde“, dargestellt. Auch in der Form zeigte sich der Dichter als ein Kind seiner Zeit. Er verlieh dem Ganzen eine Strophenform, die er aus Elementen des altepischen Verses von vier Hebungen gebildet hat, bestehend aus vier Zeilen, von denen jede durch eine Cäsur in zwei ungleiche Hälften von vier und drei Hebungen zerfällt; nur in der vierten erhielt auch die zweite Hälfte vier Hebungen, um einen Strophenabschluß zu gewinnen. In dieser Gestalt, die zwischen 1170 und 1200 verschiedene Umarbeitungen erfahren zu haben

scheint, liegt nun nach Bartsch das Nibelungenlied am reinsten vor in der St. Galler Handschrift (B); die Münchner (A) sei eine nachlässig geschriebene und verkürzte Abschrift, die dritte (C), die eine Verbindung mit der von einem andern Dichter herrührenden „Klage" herzustellen suche, habe in den alten Text eine Anzahl von Strophen eingefügt, in denen die auch sonst hervortretende Tendenz sich kund gibt, Kriemhilds Treue gegen Siegfried als das eigentliche Motiv ihres Handelns hervorzuheben und somit ihre eigene Schuld zu mindern und die des Hagen zu mehren.

2. Gudrun. Auch die „Nebensonne" der Nibelungen, die Gudrun, ist aus Volksüberlieferungen und Volksliedern, die unter den seefahrenden Küsten- und Inselbewohnern der Nordsee, von Dänemark und Friesland bis nach Irland und der Normandie von Geschlecht zu Geschlecht fortlebten, und aus ältern Bearbeitungen der Nordlandssagen hervorgegangen, hat aber einen geschickteren „Zusammenfüger" gefunden. Nicht ganz mit Unrecht hat man die Gudrun die deutsche Odyssee, die Nibelungen die deutsche Ilias genannt. Nicht nur, daß der Schauplatz der Handlungen, dort das Meer mit seinen Gestaden und Eilanden, hier das Land, einen solchen Vergleich nahe legt, auch die größere Einheit des Stoffes und die kunstmäßigere Verarbeitung der einzelnen Sagen und Lieder zu einem zusammenhängenden Ganzen hat die deutsche Dichtung mit der griechischen gemein. „Poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichtum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, sind vorzüglicher als in den Nibelungen. Die Erzählung ist lebendiger, die Charaktere sind teilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen. Das Gedicht stellt sich so in eine eigentümliche Mitte zwischen Kunst- und Volksepos." Wie in den Nibelungen die eheliche Treue und Liebe Kriemhilds den Mittelpunkt und die tiefere Grundlage bildet, so in der „Gudrun" die Treue der Braut zum Bräutigam; aber während dort das Gefühl der Rache die weibliche Milde und Ruhe gänzlich aus der Seele der Heldin drängt, bewahrt Gudrun stets die Seelenruhe und die weibliche Ergebung in ihr Schicksal; sie leidet und duldet in Herzensreinheit, während Kriemhild handelt. Das Epos zerfällt in drei Teile: Hagen, Hilde, Gudrun, und hat folgenden Inhalt:

I. Hagen, der Sohn Siegebants, Königs von Eyrland (Irland), wird bei einem Feste von einem Greifen geraubt und auf eine ferne Insel getragen, von wo er durch einen Zufall entkommt und von drei Königstöchtern, die durch gleiches Schicksal dahin gekommen, kümmerlich ernährt, aber im Umgang mit wilden Tieren stark und gewandt wird. Nach Jahren werden alle von einem vorbeisegelnden Schiffe nach Eyrland gerettet, wo Hagen die Regierung erhält und sich mit einer der drei nie alternden Jungfrauen, Hilde aus Indien, vermählt. II. Ihre Tochter, gleichfalls Hilde genannt, wird von dem Vater so geliebt, daß er ihr keinen Freier gönnt. Er tötet die Boten und will nur den als Eidam anerkennen, der ihn im Kampfe besiegt. Auch Hetel, König von Hegelingen (Friesland), wünscht sie zum Weibe. Die Werbung übernehmen drei seiner Edelleute, die in kaufmännischer Verkleidung als Geächtete nach Eyrland gehen, wo Wate durch seine Stärke, Frute durch seine Freigebigkeit und Horand durch die Lieblichkeit seines Gesanges, dem selbst die Vögel lauschen, Gunst erlangen. Horand findet endlich Gelegenheit, bei Hilden die Werbung seines Gebieters anzubringen und sie zur Flucht auf ihrem Schiffe zu bewegen. Hagen setzt ihnen nach und erreicht sie, willigt aber doch in die Vermählung und läßt seiner Tochter eine der drei Jungfrauen, die Hildburg, als Gespielin zurück. III. Hetel gewann zwei Kinder, Ortwein und die schöne Gudrun. Um die Hand der letztern werben viele Freier, darunter Hartmut von der Normandie, allein keinem gewährt sie der Vater, obgleich Hartmut der Tochter nicht mißfällt. Als aber Herwig, ein benachbarter Fürst, mit bewaffneter Macht in Hegelingen einfällt, entscheidet Gudrun den Streit

und wird mit ihm verlobt. Aber die Vermählung wird noch verschoben, weil Mutter Hilde zuerst die Ausstattung besorgen muß. Bald darauf benutzt Hartmut einen Kriegszug Hetels, um während seiner Abwesenheit Gudrun zu rauben und nach der Normandie zu entführen. Umsonst eilt der Vater mit seinen Kämpfern den Flüchtigen nach. Auf dem Wulpewerth wird er von Hartmuts Vater, Ludwig, erschlagen und die Blüte seiner Ritterschaft erliegt im Streit, der bis in die Nacht dauert. Die Hegelinger begraben ihre Toten nach christlichem Gebrauch und ziehen heim. Ein neues Geschlecht muß heranwachsen, ehe der Rachezug gegen die Normannen unternommen werden kann. Unterdessen wird Gudrun nach der Normandie abgeführt. Schon auf dem Meere erklärt sie aber, daß sie dem Herwig ihre Treue bewahren würde, worauf sie Ludwig in die See wirft, Hartmut sie aber an den Haaren wieder herauszieht. Da sie sich indessen standhaft weigert, dem Normannen ihre Hand zu reichen, wird sie während der Abwesenheit ihres Entführers auf einer langen See- und Raubfahrt von Hartmuts Mutter Gerlinde, „der Teufelin", aufs schrecklichste gequält und zu den niedrigsten Diensten einer Magd und Wäscherin gezwungen, wobei ihr Hildburg treulich Hilfe leistet. Barfuß müssen die Armen um die kalte Osterzeit, da die Erde vom nächtlichen Schnee bedeckt ist, die Wäsche an den Strand tragen. Endlich kommt die Rettung. Ortwein und Herwig kommen an den Ort, wo die Jungfrauen waschen. Es folgt die schöne Erkennungsszene, worauf Gudrun stolz die Gewänder ins Meer wirft und dann wieder in die Burg zurückkehrt, weil ihre Retter sie nur durch siegreichen Kampf gewinnen wollen. Um der Strafe zu entgehen, verspricht sie hier Gerlinden, in die Vermählung mit Hartmut zu willigen. Aber während der Nacht umringen die Hegelinger die Burg und erheben einen mächtigen Kampf, in dem Ludwig durch Herwigs Hand fällt. Schon hat Gerlinde den Tod der Gudrun befohlen und hohen Lohn dem Thäter verheißen, als Wate, dessen Bart indessen ellenbreit geworden, die Burg erstürmt und die Königin erschlägt. Den Schluß bildet die Heimfahrt und eine dreifache Vermählung. Ortrun, Hartmuts Schwester, die allein gegen Gudrun teilnehmend und freundlich sich gezeigt, wird mit Ortwein verbunden, Gudrun mit Herwig und Hildburg mit Hartmut.

6. Die epische Poesie im Sinken. Die Lehrdichtung und die geistliche und weltliche Geschichtsdichtung.

a. Didaktische Dichtungen.

Durch den Minnegesang und die höfische Ritterdichtung wurde der Ernst des Lebens und die tiefere Sittenlehre zurückgedrängt und abgeschwächt. Was nur zum Schmuck, zur Verschönerung des Daseins dienen sollte, wurde nicht selten als Ziel und Lebenszweck aufgestellt und durch verführerische Beispiele empfohlen. Dadurch kam die fürstliche und adlige Gesellschaft in Gefahr, über dem äußerlichen verfeinerten Ritterwesen die Bildung des Geistes und Herzens zu vernachlässigen, über den Regeln des Anstandes, der konventionellen Sitten, des höfischen Lebens die höheren Gebote der Tugend, der Sittlichkeit, des gottseligen Wandels zu vergessen. Wir wissen, wie sehr das wilde Kriegs- und Waffenleben der ritterlichen Burgherren, ihre Fehden und räuberischen Überfälle mit dem idealisierten Rittertum der Dichtung kontrastierte. Die weichliche Minnepoesie und die französisch-bretonischen Artus-Romane mit ihrem unnatürlichen und verschrobenen Ritterleben, mit ihrer Sinnenlust, Lüsternheit und Buhlerei waren nicht geeignet, den Fürsten- und Adelstand innerlich zu heben, eine der glänzenden Außenseite entsprechende Tüchtigkeit der Gesinnung zu erzeugen, den eleganten Formen der vornehmen Gesellschaft auch einen gediegenen sittlichen Gehalt zu schaffen. Je phantastischer die Ritterdichtung sich gestaltete, je größer der Abstand zwischen der Traumwelt der Dichter und der unerfreulichen Wirklichkeit wurde, desto fühlbarer mußte der Mangel einer kräftigen praktischen Lebensbildung, solider Sittenlehre und ehrenhafter

Übergang zum Lehrgedicht.

Grundsätze ins Auge springen. Wenn die gelehrte Bildung das Sondergut des Klerus ward, wenn die Ritterbildung nur die Oberfläche glättete, wenn die Poesie sich bald in einer von den Anliegen des Tages abgewandten Welt bewegte, bald in weichen Gefühlen, Tändelei und süßen Liebesgenüssen schwelgte, so stand die Laienwelt in Gefahr, in ihren geistigen und sittlichen Gütern verkürzt zu werden, auf einen Boden zu geraten, wo sie notwendig Schaden nehmen mußte an ihrem Seelenheil, an ihrer moralischen Kraft. Es konnte daher nicht fehlen, daß nüchterne und besonnene Männer an den fremdartigen Phantasiegebilden Anstoß fanden und der herrschenden Geschmacksrichtung entgegenwirkten. Der Weg, den Wolfram von Eschenbach einschlug, die herrschende Modedichtung als Gefäß für höhere Ideen zu benutzen, schien nicht zum Ziel zu führen; nicht indem man den fremdartigen, ungesunden und unkräftigen Gestaltungen unvermerkt einen religiösen und sittlichen Inhalt unterschob, sondern indem man ihnen direkt entgegentrat und der Gesellschaft eine solidere geistige Nahrung reichte, glaubten manche dem verderblichen Einfluß der Zeitbildung entgegenwirken zu können. In diesem Sinne dichtete schon Walter von der Vogelweide, dessen verständiger, mit Welt- und Menschenkenntnis gepaarter Sinn jede Verschrobenheit und Entartung in Kirche und Staat wie im geselligen Leben schnell bemerkte und scharf rügte. Direkter bekämpft die leichtfertige Richtung der Zeit und der herrschenden Poesie Thomasin

Thomasin Zirkläre. Zirkläre (Zirkler) aus Friaul (1216) in seinem „Welschen Gast", einem Buche, das im Geist der alten griechischen Philosophen, mit denen der Verfasser bekannt war, und mit echt deutscher Gesinnung geschrieben ist, wenngleich die Sprache hier und da den Fremdling verrät. Ohne hervorragendes Talent bedient sich der Friauler der dichterischen Sprache und Darstellung, um den Ritter- und Laienstand durch eine kräftige Sitten- und Tugendlehre zu heben, ihm den Wert gediegener Bildung und Erkenntnis für das Leben darzuthun und ihn mit festen Grundsätzen zum Kampf gegen das Laster auszurüsten.

Die Beispiele und Lehren für seine stoische Lebensanschauung schöpft Thomasin aus den Werken der Alten, aus der Bibel und den kirchlichen Schriftstellern und aus den eigenen Beobachtungen und Erfahrungen. In den großen Konflikten seiner Zeit steht er auf seiten der Kirche, und derselbe Mann, der so vielfach Milde und Duldsamkeit predigt und in seiner eigenen Gesinnung bekundet, ist doch von Glaubenswut nicht frei „und kann sich an dem Eifer freuen, mit dem Leopold von Österreich die Ketzer sieden und braten ließ". Nach ihm haben die Ritterpoesien nur für die Jugend als Bilder und Beispiele des Guten Wert, Erwachsene bedürften einer ernstern Form der Belehrung; daher wollte er darthun, „was das Gute, Frommheit, Tugend und Zucht dem Wesen nach sei". Als Grund aller Tugend erscheint ihm die Stetigkeit, d. h. Sittlichkeit aus Grundsatz und konsequentes Handeln danach; das Gegenteil ist die Unstäte oder das Schwanken und Zweifeln, woraus Laster, Unzufriedenheit und Unglück hervorgehe. Er lehrt, daß nur derjenige wahren Adel besitze, dessen Herz und Gemüt dem Guten zugewendet sei, daß nicht Geburt, sondern Tugend den Menschen hochstelle und daß nur das Streben nach dem Höhern, nicht aber äußere Vorzüge, die nur zu oft den Hinanstrebenden von der Himmelsleiter herabzögen, wahres Glück bewirken könnten.

Freidanks Bescheidenheit. Der Form nach verschieden, aber der Gesinnung nach ähnlich ist das Spruchgedicht „Bescheidenheit", das den wirklichen oder angenommenen Namen eines Dichters (Bernhard?) Freidank an der Stirne trägt. Es wurde oben erwähnt, daß die Sammlung von Lehren und Denksprüchen, worin der Dichter sein reiches Denken und Wissen von den Dingen dieser und jener Welt, von Gott und Natur, von Staat und Kirche und von den Sitten der Menschen niedergelegt hat, sich dem Geiste nach so eng

an Walter von der Vogelweide anschließt, daß namhafte Germanisten denselben für den Verfasser zu halten geneigt sind. Freidanks „Bescheidenheit" (so genannt, weil sie über die verschiedensten Lebensbedürfnisse Bescheid, d. i. Unterweisung gibt und zu verständigem Benehmen anleitet) ist das trefflichste Sitten- und Lehrgedicht des Mittelalters, das in einer Reihe von Betrachtungen über Religion, Moral, Politik die reichste Lebensanschauung entfaltet und in kernigen Sentenzen, Gleichnissen, volkstümlichen Sprichwörtern, Fabeln u. dgl. einen unerschöpflichen Schatz von Lebensweisheit mitteilt. Wie Walter eifert der freidenkende Verfasser, welcher Friedrichs II. Kreuzzug mitgemacht und einen Teil des Gedichts auf der Pilgerfahrt nach Akkon (1229) gedichtet hatte, gegen die Hoffart des Adels, gegen die Entartung des Klerus, gegen den Verfall aller Zucht, Gesetzlichkeit und Ordnung im Reich; er lehrt, daß Gott dienen der Anfang aller Weisheit sei, und empfiehlt Reue und Besserung in Zeiten. Überall treffen wir dieselbe kernige, durch und durch gesunde, aus dem edelsten Boden der deutschen Nation aufgewachsene Gesinnung, den echten volksmäßigen Ernst, der aus unbefangener Heiterkeit, und den echten, edlen volkstümlichen Scherz, der aus tiefernster Gesinnung hervorgeht."

Derselben Zeit scheint auch die unter dem Namen „Winsbeke" erhaltene Belehrung und Ermahnung eines Vaters an seinen Sohn anzugehören. Jedenfalls sind die darin enthaltenen Worte eines greisen Ritters, der mit dem Leben abgeschlossen hat und keinen andern Wunsch mehr hegt, als daß sein Name und seine Ehre auch im Sohne erhalten werde, der besten und ehrenhaftesten Zeit der Ritterschaft und Ritterdichtung entstammt. Gervinus hält das Lehrgedicht für einen der teuersten Reste unserer ritterlichen Poesie, weil die darin aufgestellten Lebensregeln „nicht nur dem Schönsten zur Seite gesetzt werden dürfen, was über Sittlichkeit und würdiges Leben gesagt ist, sondern auch dem Allgemeingültigsten, da sie das Gleichgültige der äußern und standesmäßigen Sitte verschmähend den Blick auf das Ewige zu lenken trachten". Die „Winsbekin" oder die Lehre einer Mutter an ihre adlige Tochter ist eine schwächere Nachbildung. Verwandt damit ist der „Cato", ursprünglich eine Sammlung lateinisch abgefaßter Lebensregeln, die in der ritterlichen Zeit wiederholt in deutsche Verse gebracht und mit den Ideen und Interessen der Zeit in Übereinstimmung gesetzt wurden. Neben der inneren Sitte wird darin auch die äußere Anstandsregel berücksichtigt.

Winsbeke. Cato.

Alle diese Lehrgedichte wandten sich vorzugsweise an den Ritter- und Adelstand, von dem sowohl das öffentliche Leben als der herrschende Ton der Gesellschaft bestimmt ward; als aber in den letzten Jahrzehnten der hohenstaufischen Herrschaft und während des Interregnums die deutschen Städte so bedeutend in die Höhe kamen, folgte auch die Dichtkunst der Zeitströmung. Wir haben gesehen, wie bereits mehrere Minnesänger, Nithart, Hadlaub u. a. sich mit Vorliebe in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen bewegten; noch ergiebiger war dieser Boden für die didaktische Poesie, da die große Mehrheit der städtischen Leser in der Dichtung weniger auf Unterhaltung als auf Belehrung ausging. Die lehrhafte Poesie war somit das gemeinsame Gebiet, auf dem alle Stände sich begegneten. Und so sehen wir denn am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Lehrdichtung immer mehr Raum gewinnen, während die höfische Ritterpoesie von ihrer Höhe herabstieg, das „Singen, Sagen und Saitenspiel" zerging.

Lehrdichtung in den Städten.

b. Gottfrieds und Wolframs Dichterschule.

Es wurde schon früher erwähnt, wie sehr die französischen und deutschen Dichter über den Verfall des Rittertums, über die Abnahme des Interesses der Fürsten und

Edlen an Kunst und Poesie, über die Entartung der höfischen Sitten und der feineren Lebensformen, über die Vernachlässigung ritterlicher Zucht und Bildung, über das Schwinden der Gastfreiheit, der Freigebigkeit und „Milde" gegen den Sängerstand zu klagen haben. Daß diese ungünstigen Verhältnisse bald eine verderbliche Rückwirkung auf den Gehalt und die Richtung der Poesie ausübten, war ganz natürlich. Dazu kam noch, daß sich die poetische Kraft erschöpft hatte, daß die epische Ritterdichtung sich auf den von Gottfried und Wolfram gebrochenen Bahnen fortbewegte und anstatt neue Wege und Richtungen zu suchen oder neue Vorbilder aufzustellen, sich begnügte die schon bekannten und so oft behandelten Stoffe in ähnlicher Weise neu zu bearbeiten, zu erweitern, zu ergänzen und fortzusetzen. Und wenn auch die hohe Vollendung, welche die höfische Poesie unter den Händen dieser begabten Dichter erlangt hat, noch eine Nachblüte hervorzubringen vermochte, so war doch die Triebkraft im Schwinden. Die meisten der jüngeren epischen Dichter nahmen Gottfrieds Manier an, dessen heiterer Weltsinn, sinnliche Lüsternheit und leichte Moral, verbunden mit der Schönheit der Form und der Klarheit der Behandlung, der Zeit mehr zusagte als der feierliche Ernst des Parzival. Je mehr in der Wirklichkeit der religiöse Rittersinn der Kreuzfahrer einem wilden Raub- und Fehdewesen wich, je mehr der Frauendienst von seiner ursprünglichen Unschuld und Reinheit sich entfernte und ins Gemeine und Frivole ausartete, desto mehr Gefallen fand man an den üppigen Schilderungen und dem leichtfertigen Tone, den Gottfried mit Talent und Takt angestimmt, den aber seine Nachahmer übertrieben. An Zierlichkeit und Glätte in der Form, an Reimfertigkeit und Sprachgewandtheit blieb Gottfrieds Schule ausgezeichnet; aber das Festhalten an den alten Stoffen und Sagenkreisen, die man nur durch Erweiterung und Aufhäufung alles Bekannten, durch Ausmalen einzelner Situationen und durch Verweilen beim Schlüpfrigen und Sentimentalen neu und interessant zu machen hoffte, beweist sowohl die Armut der Dichter im Erfinden und Schaffen, als den Mangel sittlichen Ernstes und männlicher Charakterfestigkeit. Alles war auf Unterhaltung und müßigen Zeitvertreib abgesehen. Als Muster dieser Gattung kann „der Abenteuer Krone" betrachtet werden, ein Gedicht von 30,000 Versen, das Heinrich vom Türlein (ca. 1220) nach französischen Originalen übersetzte oder bearbeitete, eine Masse von Abenteuern in der bekannten Manier, deren Mittelpunkt Gawan ist. Die Liebesgeschichten sind von lüsterner Sinnlichkeit, die schlüpfrigen und unzüchtigen Szenen mit behaglicher Breite ausgemalt, die Gralsage ohne höhere Auffassung behandelt. Wenn das höfische Leben solchen Schilderungen entsprach, waren die häufigen Klagen über Verfall aller Zucht, Sitte und Ehrbarkeit nur zu gerechtfertigt. Selbst in solchen Erzeugnissen, worin die deutsche Gemütlichkeit und Herzenswärme noch hervorleuchtet, erkennt man die schlimmen Wirkungen von Gottfrieds Liebesschilderungen. So in dem bei allen Völkern verbreiteten, in allen Sprachen bearbeiteten Gedicht Flore und Blanscheflor von dem schwäbischen oder schweizerischen Dichter Konrad Fleck, worin mit großer Lieblichkeit, Zartheit und Gemütlichkeit die einfache Geschichte vom Jugendleben und der Jugendliebe zweier Kinder dargestellt ist, welche getrennt und nach einem gefahrvollen Abenteuer, bei dem ihre Treue sich herrlich bewährt, wieder verbunden werden, „mit vielem Schmuckwerk in Beschreibungen und Schildereien, mit manchen Eigentümlichkeiten spanischen Geschmacks, mit manchen Beziehungen auf den Verkehr von Christen und Heiden, so daß man gern die Provence für die erste Pflegerin des Gedichts ansehen mag". Die Unnatur und Verweichlichung, zu denen der ausgebildete Minnedienst führte, lassen sich trotz der Schönheit im einzelnen in dieser epischen Blumenspielerei nicht verkennen. „Der Dichter steht ganz unter jenen sinnigen, wohlwollenden, harmlosen und edel gesinnten Männern, die achtlos auf der Welt Beifall und den Ruhm der

Der Aventiure Krone.

Flore und Blanscheflor.

Erde aufs Gute, auf Tugend und Herzenseinfalt gerichtet sind, allein der Geist seiner Dichtung trägt auch ganz das Gepräge jener Schwächlichkeit, die schon im Tristan mißfällt." — Wie diese Erzählung von Blume und Weißblume, die bis in die neueste Zeit begabte Dichter zur Wiederbearbeitung angeregt hat, wurde auch der nach einer französischen Quelle bearbeitete „Wilhelm von Orleans" des Rudolf von Ems, eines Schweizers († zwischen 1250 und 1254), mit überschwenglichem Lob belegt. Und doch trifft man bei diesem Dichter wie bei seinem Zeitgenossen, dem Stricker, auf Stellen, worin er mit sich zu Rate geht, ob es nicht besser sei, das Dichten aufzugeben, ein Beweis, wie wenig poetischen Beruf er und seinesgleichen in sich fühlten. Sie zehrten vom Dagewesenen, bemerkt Gervinus, ohne im stande zu sein, es zu erreichen. Rudolf besaß zwar einen offenen Sinn für die Dichtkunst, aber wenig schaffendes Talent. Mit einem ungünstigen Seitenblick auf Wolfram erklärt er, daß er sich Gottfried von Straßburg zum Muster gewählt. Wilhelm von Orleans.

Mit Wilhelm von Orleans, der die Liebe eines Fürstensohnes zu der englischen Königstochter Amalie, mit der er erzogen wird, seine Trennung, seine Thaten im Ausland unter dem Gelübde der Schweigsamkeit und seine endliche Vermählung mit der Geliebten zum Inhalt hat, beginnt eine neue Klasse von Ritterromanen, worin das Abenteuerliche zurücktritt und alles mehr einen natürlichen und gewöhnlichen Verlauf hat. Der Ursprung der Dichtung ist wahrscheinlich in Flandern oder Brabant zu suchen.

So wenig Beruf übrigens auch Rudolf zum Dichten in sich fühlte, so hat er doch zahlreiche Werke verfaßt, aber lauter Nachbildungen älterer Dichtungen. So die alte Erzählung „Barlaam und Josaphat", so eine unvollendete und noch ungedruckte „Alexandreis", worin er nach Curtius und andern Quellen mit großer Breite und vielen fremdartigen Einschaltungen die Kriegs- und Eroberungszüge des makedonischen Königs im Geist und in der Sprache der Ritterdichtung ohne allen poetischen Schwung darstellt; so eine „Weltchronik", nach dem Muster der Kaiserchronik, größtenteils gereimte biblische Geschichten, die in der Folge mehrfach überarbeitet und fortgeführt wurden und eine außerordentliche Verbreitung erlangten. Alle übertrifft jedoch an Wert die legendenartige Erzählung „der gute Gerhard", worin innerer Friede und sittliche Reinheit durchleuchten.

Der Held der anmutigen Novelle vom guten Gerhard, die an Hartmanns „armen Heinrich" erinnert und den Kaiser Otto von seiner Selbstüberschätzung heilen sollte, ist ein Kölner Kaufmann, der eine große Ladung Ware gegen gefangene Christensklaven hingibt und diese ohne Entgelt in Freiheit setzt, mit Ausnahme der Gemahlin des Königs Wilhelm von England, von dem keine Kunde zu erlangen ist. Die Fürstin zeigt sich endlich bereit, dem Sohn Gerhards ihre Hand zu reichen. Schon sind die Hochzeitsgäste beisammen, da erscheint plötzlich der todgeglaubte Gemahl als armer Pilger, erhält von Gerhard seine Gattin wieder und kehrt unter dessen Beistand und Geleite in sein Land zurück. Gerhard verschmäht allen Lohn und bleibt Kaufmann wie zuvor.

Einer der fruchtbarsten Dichter unter den Epigonen der ritterlichen Poesie war Konrad von Würzburg, so genannt von seinem Hause in Basel wo er sein Leben verbrachte. Er war, wie Gottfried, bürgerlichen Standes und galt bei seinen Zeitgenossen und lange nachher für einen Dichter ersten Ranges. Man bewunderte die Leichtigkeit und Gewandtheit, womit er sich in allen poetischen Formen bewegte, die Reinheit seiner Reime und den kunstvollen Bau seiner Verse, man rühmte die Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit, die sich in seinen Werken kund gibt. Trotz dieser Vorzüge aber kann er höchstens an den Anfang der sinkenden Kunst gesetzt werden. Seine lyrischen Gedichte verraten die geschraubte Überkünstelung, die wir früher kennen gelernt und die bei Konrad von Würzburg. † 1285.

Frauenlob, welcher den Tod Konrads in einem Liede betrauerte, auf ihrer Höhe erscheint; in seinen epischen Gedichten, worunter der „Trojanische Krieg“, ein Riesenwerk von 60,000 Verszeilen und dennoch unvollendet, den ersten Rang einnimmt, ist er Nachahmer Gottfrieds; aber die Tiefe der Menschenkenntnis und die Kunst der Seelenbeobachtung, welche den Straßburger Meister auszeichnet, geht dem Baseler Genossen ab; die Armut an neuen Gedanken und den Mangel an schöpferischer Kraft sucht er durch Ausschmückung, durch breite Beschreibungen und Malereien, durch Reflexion und Gelehrsamkeit zu verdecken. Sein Blick beherrscht keinen weiten Gesichtskreis und dringt nicht in den innersten Kern menschlicher Dinge. Wenn er über die Ungunst der Zeit klagt, daß sich die Welt von Rede und Gesang abwende und Unwürdige mit falscher „Milde“ lohne, sich aber mit der inneren Befriedigung tröstet, welche die Kunst selbst ihren Bekennern und Verehrern gewähre, so zeugt dies von poetischem Sinn und edlem Verständnis des Sängerberufs, aber weder die richtige Einsicht in das Wesen der Dichtung, noch die formale Gewandtheit und Kunstfertigkeit können den Mangel der Genialität und inneren Begabung ersetzen. Auch im „Schwanritter“, in dem nur in Bruchstücken vorhandenen Gedicht „Partinopler und Meliur“, der Bearbeitung der altgriechischen Sage von Amor und Psyche, die in der Provence oder in Spanien in einen Ritterroman umgewandelt worden war, und in der Erzählung „Engelhard und Engeltrut“, einem Denkmal der Freundestreue, welche die Prüfung durch Frauenliebe und Kindesliebe siegreich besteht, ist der Einfluß der Gottfriedschen Schule nicht zu verkennen. Nur in einigen kleineren Erzählungen wie „Otto mit dem Barte“, „Herzmäre“, wobei er keine Gelegenheit zum Abschweifen auf ungehörige Bahnen hatte, wo er einen schlichten Stoff in lebhafter und gewandter Sprache und leichten Versen darstellen konnte, hat er mit Recht große Anerkennung gefunden, so daß sein Name mitunter zur Empfehlung fremder Arbeiten, wie „die Biene“, gebraucht ward. Neben diesen kürzeren Erzählungen, die in der Zeit der sinkenden epischen Dichtkunst zur Unterhaltung als „Wendunmut“ überhaupt mit Glück und Vorliebe bearbeitet wurden, haben sich Konrads Legenden, von denen sogleich die Rede sein wird, eines besondern Beifalls zu erfreuen.

Wolframs Schule. Denselben Gang und Verlauf nahm in ihrer Entwickelung auch die ernstere Gattung der Ritterpoesie, welche Wolfram von Eschenbach zum Vorbild nahm; und wenngleich diese Dichterschule der Zeit nach länger andauerte, so besaß sie dagegen nicht einmal die Kraft zu einer Nachblüte, wie wir sie bei Gottfrieds Schule gefunden haben. Der Parzival erschien der ganzen Folgezeit in dem Lichte heiliger Weihe, so daß die epische Dichtung sich aufs engste an Wolfram anlehnte und auch die Lyrik mehr und mehr seinem Beispiel folgte. So hoch stand der fränkische Dichter in der Verehrung, daß sein Name, wie der des Homer bei den Griechen, zum Gattungsbegriff wurde und daß man die gesamte Heldendichtung, welche sich mit der Gral- und Arthursage befaßte, ja sogar das deutsche Volksepos der späteren Zeit ihm zuschrieb. Wir haben

Titurel. oben das langweilige und geschmacklose Gedicht „Titurel“ kennen gelernt, das ein gewisser Albrecht aus Wolframschen Bruchstücken, aus zerstreuten Fetzen der Arthursage, aus Andeutungen und Reminiszenzen anderer Dichter zusammengestellt und mit priesterlicher Gesinnung und prunkender kirchlicher und weltlicher Gelehrsamkeit im Geiste der herrschenden Hierarchie und Scholastik durchflochten hat, und das unter dem Schilde des Dichters aus dem bayrischen Nordgau durch das ganze Mittelalter als Muster aller Ritterbücher gepriesen und bewundert ward, bis ein natürlicherer und kräftigerer Geschmack es der verdienten Vergessenheit übergab. Auf gleiche Weise wurde der

Lohengrin. „Lohengrin“*), ein Gedicht aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts,

*) Lohengrin, Parzivals Sohn, kommt in einem von einem Schwan gezogenen Fahrzeuge

worin die altlothringische Sage vom Schwanritter mit der Tafelrunde und dem Gral in Verbindung gesetzt und aus dem Wartburgkrieg und andern Dichtungen manches Fremdartige eingefügt ist, dem Wolfram zugeschrieben, um ihm größere Verbreitung zu verschaffen, so sehr auch der mutwillige, scherzhafte, hie und da satirische Ton, der auf Flandern und einen niederländischen Dichter bürgerlicher Herkunft schließen läßt, mit dem Parzival und noch mehr mit dem Titurel kontrastiert. Auch ein Alexanderlied von einem Dichter Ulrich von Eschenbach, worin mit unendlicher Breite alle Sagen und Erzählungen aus dem Heidenleben des makedonischen Königs in geschmacklos phantastischer Weise gehäuft sind, und mehrere andere Epopöen wurden mit Wolframs Namen gedeckt.

Je mehr die Ritterdichtung durch die Teilnamlosigkeit der höheren Stände siechte Der Stricker. und hinstarb, desto mehr sah sich die Poesie genötigt, einen Weg einzuschlagen, der zu den bürgerlichen Kreisen führte, einen Ton anzustimmen, der im Herzen des Volkes widerklang. Wir wissen, daß der lyrische Minnegesang, der am wenigsten einer breiteren Unterlage, eines allgemeinen Interesses entbehren kann, zuerst diesen Weg fand, zuerst in das Lehrhafte und Spruchartige überging. Aber auch den epischen Dichtern wurde es bald klar, daß die Begriffe und gesellschaftlichen Interessen sich geändert, daß, wenn sie für ihre Worte und Lieder Herzen und Ohren finden wollten, sie nicht mehr auf den alten verstimmten Saiten spielen durften. Daher sehen wir zunächst eine Zeitlang bei denselben Dichtern die didaktische Poesie neben der epischen hergehen. Der „Stricker", ein österreichischer Dichter, dessen Hauptwerke zwischen 1230 und 1240 gesetzt werden, hat weniger durch die äußerliche Überarbeitung des „Rolandsliedes" und durch den Roman „Daniel von Blumenthal" aus dem Sagenkreise der Arthurritterschaft dichterischen Ruhm erlangt, obgleich es ihm nicht an Gewandtheit der Sprache gebricht, als durch die komische Erzählung vom Pfaffen Amis im Geiste der späteren Schwänke und Volksbücher und durch seine „Beispiele", d. h. Fabeln, Gleichnisse, Anekdoten und kleine Erzählungen mit Nutzanwendungen, gleichsam „Sermonen in Versen". Die Ehe, das Haus, die kleineren niederen Verhältnisse bilden den Mittelpunkt der meisten dieser Beispiele. Die Moral oder Lebensregel ist ihm die Hauptsache und er zerarbeitet sich oft in wunderlicher Weise, sie der bereits fertig vorgefundenen Fabel abzugewinnen. Die kleineren Gedichte „Frauenehre" und „Klage" enthalten Sittenschilderungen der Zeit, worin die Entartung des Ritteriums und der höfischen Gebräuche, die Sittenlosigkeit der höheren Stände und die wachsende Verderbnis in scharfen Zügen gezeichnet sind, und Buße, Reue und Beichte als Mittel der Besserung und Erlösung empfohlen werden. Damit berührt der Stricker die Saite, die zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts am lautesten durchklang und die weltliche Kunst und ritterliche Lust, das Gefallen an den alten Heldensagen wie an den romantischen Phantasiegebilden übertönte.

nach Brabant, wo er die verwaiste und von Feinden bedrängte Herzogin Elsa befreit und zu seiner Gattin macht, aber mit dem Verbot, nach seinem Namen und Ursprung zu forschen. Hierauf zieht Lohengrin mit dem Kaiser gegen die Ungarn und die den Papst bedrohenden Sarazenen, thut Wunder der Tapferkeit und kehrt hochgeehrt nach Deutschland zurück. Als sich aber Elsa durch die Spottreden einer Herzogin, daß man nicht wisse, woher Lohengrin geflossen, bewegen läßt, ihn nach Geschlecht und Namen zu fragen, holt ihn wieder das Schiff zum Gral ab.

c. Heiligengeschichten und Reimchroniken.

Übergang zur geistl. Dichtung. Schon Konrad von Würzburg gibt den Rat, „die Welt fahren zu lassen, um die Seele zu bewahren", und kehrte der frivolen Ritterdichtung den Rücken, Rudolf von Ems blickte in seinen späteren Jahren reumütig auf seine weltlichen Dichtungen und die „lügenhaften Mären" zurück und suchte die Schuld zu sühnen, indem er Stoffe aus der Heiligengeschichte bearbeitete, und der Dichter eines Ave Maria beklagt es, daß er jemals von Natur und Liebe gesungen. Dies sind nur einzelne Beispiele des asketischen Zuges, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Welt durchdrang, welcher in Italien zu den Flagellantenzügen anregte (S. 295), welcher in Frankreich manchen Troubadour in die Klosterzelle führte, welcher die Menschen antrieb, durch Büßungen und Kasteiungen, durch Werkheiligkeit und kirchliche Handlungen die Angst der Seele zu tilgen. Der Untergang des staufischen Herrscherhauses und seiner Anhänger, der Triumph der Kirche und ihrer erwählten Rüstzeuge, die Niederwerfung der kirchlichen Opposition durch die Ketzergerichte bewirkten eine Sinnesänderung, die sich in der Poesie wie im Leben bemerklich machte. Es ist scharfsinnig angedeutet worden, daß mit dem Sinken der Kaisermacht, mit der Teilung der monarchischen Universalgewalt an kleinere Dynasten auch die göttliche Allmacht des himmlischen Regenten zurücktrat, die Heiligsprechungen sich mehrten, die Gebete der Gläubigen sich in nächster Linie an die mittleren Mächte wandten, welche den menschlichen Anliegen näher standen und zugleich am Himmelsthron eine vielvermögende Stellung einnahmen. Insbesondere trat die Gottesmutter Maria wieder in die heilige Ehrenstellung zurück, die durch die Minnepoesie abgeschwächt worden war. Hatte der Frauendienst in der bessern Zeit das Bild der Himmelskönigin verklärt, und hatte dadurch wieder die Minne eine ideale Richtung und höhere Weihe empfangen, so war auch die Entartung nicht ohne Rückwirkung geblieben. In französischen und deutschen Dichtungen wurde das himmlische Reich im Spiegel des höfischen Lebens angeschaut, und die Maria teils mit Naivität, teils mit mutwilliger Keckheit in das Verhältnis einer gebieterischen Geliebten gestellt, die über Gott Vater und Gott Sohn Gewalt übt und allen, die sich mit Gebeten und Lippendienst an sie wenden, durch ihre Fürsprache und Verwendung Hilfe und Erlösung gewährt. Hat doch Gottfried selbst den Heil. Christ „windschaffen wie ein Ärmel" genannt; wieviel Gunst und Gnade ließ sich erst in der Zeit des Minnekultus von der gutmütigen, weitherzigen und so einflußreichen Herrin des Himmels erwarten! Diese verschiedenen Elemente wirkten zusammen, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts der Poesie wieder die Richtung zu geben, die sie zu Anfang der Kreuzzüge gehabt, die ritterlichen Dichter wieder auf die Bahn zurückzuführen, wo sie die Dichtkunst der Geistlichkeit abgenommen hatten. Es war ein Akt der Bekehrung und Bußfertigkeit, wobei derselbe Hof von Thüringen, an welchem ein Menschenalter vorher der weltliche Minnegesang seine höchsten Triumphe feierte, mit ermunterndem Beispiel voranging. Wir wissen, wie ganz anders der Geist und gesellschaftliche Ton auf der Wartburg sich gestaltete, als die heil. Elisabeth, der Ketzermeister Konrad und der „Pfaffenkönig" Heinrich Raspe in den Räumen walteten, in denen der Landgraf Hermann und seine Gemahlin die Zierden der deutschen Minnesängerschaft zu Saitenspiel, Wein und Gesang um sich versammelt hatten.

Konrad von Würzburg. Rudolf von Ems. Wie einst Heinrich von Veldecke, der Begründer der Minnepoesie, von der Legende zur höfischen Dichtung überging, so vertauschten jetzt Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems die Ritterpoesie mit der Legendendichtung und mit der damit verwandten historischen Erzählung, der „Reimchronik", in welcher der Niederländer Maerlant,

nachdem er sich von den „lügenhaften Dingen“ abgewendet, vorangegangen war (S. 449). Von Konrad besitzen wir drei Legenden: „der heil. Silvester“, eine schon in der Kaiserchronik enthaltene Sage aus dem Leben dieses Papstes und des Kaisers Konstantin; „der heil. Pantaleon“, eine nach dem Lateinischen bearbeitete Heiligengeschichte von einem wunderthätigen christlichen Arzt und freiwilligen Märtyrer, und „Alexius“, die Geschichte eines Heiligen, „der mitten aus Jugend und Reichtum und von der Stufe des Ehebettes weg sich der Armut und keuschen Selbstpeinigung ergibt und sich pilgernd und dann als Bettler in dem reichen Hause seiner Eltern und seiner Braut durch das Leben hindurch darin erhält, der, wie Konrad sagt, von der wahren Gottesminne entzündet wird, in dem Augenblick, wo die weltliche Minne ihr Fest feiern sollte; eine Sage, recht gemacht zum Symbol des merkwürdigen Überganges dieser Zeit von weltlicher zu geistlicher Üppigkeit und Übertreibung“. Derselben Übertreibung begegnet man in dem lyrischen Hauptwerk dieses Dichters, der „goldenen Schmiede“, einer Anhäufung von Lobpreisungen, Bildern und Gleichnissen zu Ehren der göttlichen Jungfrau Maria. Man hat diese Sammlung von psalmenartigen Liedern, die wie Edelsteine zu einem goldenen Geschmeide aneinander gereiht sind, mit einem Rosenkranz zum Absingen und Abbeten verglichen. Aus diesen Gedichten wie aus der neuen Bearbeitung der erwähnten Legende von „Barlaam und Josaphat“ durch Rudolf von Ems leuchtet nicht das Feuer einer natürlichen religiösen Andacht hervor, sondern die Glut einer künstlich erzeugten Aufregung. Überdruß an der weltlichen Dichtung, die keine Anerkennung mehr fand und keine Befriedigung mehr gab, führte die Laiendichter auf die geistlichen Stoffe zurück. Und wie im allgemeinen als charakteristische Eigentümlichkeit der litterarischen Thätigkeit dieser Periode ein Bestreben hervortritt, die behandelten dichterischen Stoffe zusammenzufassen, zum Abschluß zu führen und durch neue Episoden und Einschaltungen zu erweitern, so gilt dies insbesondere auch von der Legendendichtung der Laien. Wie in dem Alexander- und Trojanerlied, wie in dem erwähnten „Titurel“ des Dichters Albrecht, wie in den immer häufiger bearbeiteten Reimchroniken eine redselige Ausführlichkeit zu Tage tritt, so auch in diesen Legendendichtungen. Schon „der heil. Georg“, den Reinbot von Durne auf Aufforderung Ottos des Erlauchten von Bayern vielleicht nach einer französischen Quelle im Wolframschen Geiste bearbeitete, erzählt mit großer Ausführlichkeit die ritterlichen Kriegsthaten des kappadokischen Helden und Drachentöters und mit gräßlicher Genauigkeit die Martern, die er und die von ihm bekehrte Kaiserin Alexandra durch Diokletian zu erdulden hatten. Doch wird man dafür auch wieder entschädigt durch idyllische Bilder, wenn der Heilige in einer armen Hütte erscheint und bewirkt, daß die dürren Balken grünen und blühen, der leere Tisch sich mit Speisen füllt und ein totes Kind wieder lebendig wird, und durch eine gewisse Begeisterung, womit er den christlichen Kämpfern, seinen Brüdern, die Seligkeiten des Himmels vorführen läßt, wo man am Sitze der hehren Frau der wahren Minne pflege im Gegensatz zu dem nichtigen Vergnügen, das Gesang, Tanz und Frauen auf dieser Welt gewähren. Reinbot.

Viel weiter aber in dieser sammelnden und umfassenden Richtung geht Hugo von Langenstein, der seine noch nicht vollständig gedruckte Legendengeschichte von der heil. Martina durch Lehren, Schilderungen und episodische Einflechtungen aller Art auf beinahe 33,000 Verse brachte, und der Verfasser des großen „Passional“, eines Sammelwerks von mehr als 100,000 Versen in drei Büchern, woran sich, nachdem er im ersten von Jesu und Maria, im zweiten von den Aposteln und Evangelisten, im dritten von 75 Heiligen nach der Ordnung des Kirchenjahrs gehandelt, noch ein viertes Buch vom „Leben der Väter“ in 30,000 Versen anschließt, ein kolossales Werk, in welchem der unbekannte Dichter mit großer Belesenheit und „Umsuche“ in den kirchlichen Hugo von Langenstein.

Schriften eine Menge von Heiligengeschichten, Legenden, Wundererzählungen u. dgl. in fließender gewandter Sprache und verständigem Urteil zusammenstellte, „um der Menschen Andacht zu reizen und ihre tugendliche Sitte zu stärken". Es sind gleichsam Predigten in Versen, bei denen man an die Predigten des Franziskanerbruders Berthold von Regensburg erinnert wird, welcher um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Bayern, Böhmen und Österreich umherziehend, oft Hunderttausende von Zuhörern um sich sammelte, die seinen mit gemütlicher Breite und herzlichem Tone vorgetragenen Predigten lauschten.

Reimchroniken. Schon im Lohengrin ist eine Reimchronik der sächsischen Kaiser eingeflochten. Diese Reimchroniken, worin Fabeln und Dichtungen mit geschichtlichen Erzählungen verbunden sind, nehmen mit dem Verfall der Ritterdichtung immer mehr zu und zwar so, daß das Historische zuletzt über das Dichterische die Oberhand behält und man sieht, daß nur der Mangel einer ausgebildeten deutschen Prosa die Verfasser bestimmte, ihren unpoetischen Stoff in Verse einzukleiden. Diese Dichtung wurde bald die Lieblingsbeschäftigung der Zeit. Nach dem Vorgange von Rudolf von Ems reimte auch Enenkel, ein Wiener Bürger, außer einem Fürstenbuch von Österreich eine Weltchronik. „Beide gehören noch dem dichterischen Gebiete mehr an als dem geschichtlichen; das Fürstenbuch ist für die östliche Sagengeschichte von Österreich so interessant, wie die Kaiserchronik für die des gesamten römischen Reichs; es ist voll von angenehmen Geschichten, Anekdoten und Späßen, trägt in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volkstümlichen, die Behandlung ist noch ganz frei von historischer Beschränkung." Dasselbe ist auch der Fall mit seiner Weltchronik, worin mit dem biblischen und geschichtlichen Stoffe auch noch manche poetische Sage verflochten ist. Zu Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts begegnen wir dieser Litteraturgattung in allen Gauen Deutschlands, von Flandern und Köln bis nach Steiermark und Livland. Der österreichischen Chronik des Ottokar von Steiermark, eines Mannes von niederer Geburt, der in Diensten Ottos von Lichtenstein stand, eines breiten Werks von beiläufig 100,000 Versen, sowie der Livländischen Chronik Ditliebs von Alepeke, wohl eines Ordensritters aus Reval, haben wir schon früher Erwähnung gethan. In ähnlichem Geiste ist die Chronik des deutschen Ordens verfaßt, welche Nikolaus von Jeroschin nach einem lateinischen Geschichtsbuch, doch mehr mit religiöser Salbung als Ottokar, bearbeitete.

3. Die historische Litteratur im Zeitalter der Hohenstaufen und der Kreuzzüge.

Charakter der Geschichtschreibung. Wenn die Geistlichkeit von dem Gebiete der Poesie verdrängt war, so beherrschte sie dagegen noch immer die Wissenschaft und alle Zweige der Litteratur, bei denen die lateinische Sprache in Anwendung kam. Dies gilt zunächst von der gelehrten Geschichtschreibung, die auch in der hohenstaufischen Zeit noch meistens den Klostergeistlichen überlassen blieb und daher im allgemeinen den Charakter bewahrte, den wir früher kennen gelernt haben. Die Chronikform, wonach die ältere Geschichte in kurzen Auszügen aus andern Werken nach der Zeitfolge wiederholt wird, um dann die Zeitgeschichte in mehr oder minder ausführlicher Erzählung anzureihen, war noch immer vorherrschend;

und wie sehr auch durch die verschiedenartigen Interessen und Anliegen, welche auf dem Gebiete der Kirche zur Erscheinung kamen, die Thätigkeit des Klerus geteilt wurde, wie viele Kräfte sich der immer mehr Boden gewinnenden Scholastik zuwandten oder in der Bekehrung der Häretiker und in der praktischen Werkthätigkeit für die Kreuzzüge oder für die streitende Kirche ihre Beschäftigung fanden, so fehlte es doch keineswegs an schriftgelehrten Mönchen, welche der Aufzeichnung der öffentlichen Begebenheiten oder der Vorgänge in ihrer Nähe ihre Muße widmeten. Dagegen blieb in Beziehung auf Wert und Bedeutung die mönchische Historiographie dieser Periode hinter den ältern Arbeiten zurück. Die Zerfahrenheit des Reiches und der immer mehr hervortretende Partikularismus stumpfte den Sinn für das Allgemeine, für Welt- und Reichsgeschichte mehr und mehr ab und hemmte jede höhere geschichtliche Auffassung: selten erhebt sich einer der geistlichen Chronikschreiber über die Geschichte des Volksstammes, dem er angehört, über Begebenheiten seiner Landschaft oder seines Klosters. Dieser partikularistische Geist tritt um so deutlicher hervor, je mehr das Reich durch innere Kämpfe sich spaltet. Wenn der „sächsische Annalist“ zur Zeit Lothars noch die Geschichte seines Landes an den seinem Stamme angehörenden Kaiser anknüpfen kann, so treten in Helmolds „Wendenchronik“ schon die Thaten Heinrichs des Löwen im nordöstlichen Deutschland in den Vorgrund, und in den zahlreichen Chroniken der salzburger, sächsischen und thüringischen Klöster stehen die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs hinter den lokalen Interessen zurück. Bei andern, wie in der Reichersberger Chronik des Propstes Gerhoh, wie in den Wundergesprächen des Cäsarius von Heisterbach und in dem „Bienenstaat“ des Dominikaners Chantimpré herrscht der geistliche Gesichtspunkt vor. Wie fleißig und sorgfältig auch einzelne wackere und verständige Männer zusammentrugen, was sie erforscht und erfahren hatten, die Klosterzelle war nicht der Ort das handelnde Leben zu begreifen, den pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten, die Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen zu ergründen, und der in Fanatismus und Aberglauben befangene Geist vieler Ordensleute war nicht geschaffen, die großartigen Kämpfe und Weltereignisse des dreizehnten Jahrhunderts unparteiisch und der Wahrheit gemäß zu beurteilen. Wie ein gewaltiger Baum in einer von Buschwerk und einzelnen Feldblumen überdeckten Heide ragt in Deutschland Otto von Freising hervor, weil er den Häuptern, von denen das geschichtliche Leben ausging, näher stand, weil er als Augenzeuge oder Mithandelnder die Weltereignisse in ihrem wahren Verlauf und innerem Werden erkannte und mit freierem Blick und tieferer Weltbildung die Menschen und ihre Bestrebungen und Handlungen erfaßte und beurteilte. Diesen Vorzug teilen daher auch die deutschen Chroniken, die wie die Straßburger oder Marbacher oder die Reichsgeschichte des schwäbischen Abtes Burchard von Ursperg sich an Otto anschließen oder die, wie die Pöhlder

und Magdeburger Annalen, die älteren Arbeiten Eckeharts zum Vorbild nehmen. Bei der Zerrüttung des Reichs in den letzten Regierungsjahren der Hohenstaufen und während des Zwischenreichs überwuchert der landschaftliche und lokale Gesichtspunkt immer mehr, und erst unter Rudolf von Habsburg tritt eine Nachblüte ein.

England. Auch in der englischen Geschichtschreibung begegnet man einer parteiischen Auffassung und tendenziösen Darstellung, aber aus verschiedenen Motiven, je nachdem die Verfasser sich auf den altbritischen, den angelsächsischen oder den normännischen Gesichtspunkt stellen oder in dem Kirchenstreit für das Königtum oder die Kurie Partei nehmen. Von der fabelhaften Chronik des Gottfried von Monmouth und der dem Mönch Rennius von Bangor zugeschriebenen „Geschichte der Briten" ist schon die Rede gewesen (S. 442); diese wie die ähnliche Arbeit von Robert Waee, Domherrn von Bayeux, über den Normannenherzog Rollo und die ältere Geschichte der Normannen bis zur Schlacht von Hastings, auf Grund der früheren Werke von Dudo von St. Quentin und Wilhelm von Jumièges verfaßt, sind ohne allen historischen Wert und haben ihre Bedeutung nur in den Fabeln, Erzählungen und historischen Liedern, die den ritterlichen Sagengeschichten zur Grundlage dienten. Von größerer geschichtlicher Bedeutung sind die angelsächsischen Zeitbücher, vor allen die durch verschiedene Jahrhunderte fortgeführte „angelsächsische Chronik" in der Landessprache, die wichtigste Quelle für die ältere englische Geschichte und die Grundlage aller späteren Chroniken, die Chroniken des Mönchs Florenz von Worcester, auch Bavonius genannt, und des Mönchs Eadmer von Canterbury und vor allen die „Kirchengeschichte" des Ordericus Vitalis, eines Mönchs in dem normännischen Kloster Evreuil. Der Märtyrertod des Thomas Becket, von dem später die Rede sein wird, hat auf die englische Geschichtschreibung einen ähnlichen Einfluß geübt, wie die Kämpfe zwischen Friedrich II. und dem Papste auf die deutsche. Er rief eine Reihe von Lebensbeschreibungen und Passionsgeschichten hervor, die sich in mehr oder minder heftiger Sprache gegen den König ergingen und sich auf seiten der Kirche stellten, wie Gervasius von Canterbury, der Verfasser einer Chronik in beschränktem Mönchsgeist u. a. Johannes von Salisbury, ein durch vielseitige wissenschaftliche Bildung hervorragender Prälat, sucht, obwohl ein Freund von Thomas Becket, dessen Leben er beschrieben und dem er eine seiner bedeutendsten Schriften, den „Polykratikus", gewidmet hat, einen höheren philosophischen Standpunkt über Staat und Kirche, über Papsttum und Königtum zu gewinnen und Licht und Schatten auf richtige und verständige Weise ohne Befangenheit und Vorurteile zu verteilen. Dagegen steht Matthäus Paris, dessen mehrfach erwähnte englische Geschichte zu den wichtigsten Werken der historischen Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts gehört, in scharfer Opposition gegen Papsttum und Kirche.

Wenn die deutschen Chronisten die Reichs- und Kaisergeschichte mehr und mehr aus dem Auge verlieren, so tritt in Frankreich das Bestreben hervor, die Landesgeschichte mehr um einen bestimmten Kern zu konzentrieren und von der römisch-deutschen Reichsgeschichte, mit der die französische Historiographie früher im innigsten Zusammenhang stand, zu trennen. Einen solchen Kern bilden teils die Kreuzzüge, die das ganze geschichtliche Leben der Nation zwei Jahrhunderte lang beherrschten und in Bewegung hielten, teils die Königsgeschichte, die, seitdem der Abt Suger von St.-Denis (VI, 602), der Richelieu des zwölften Jahrhunderts, so erfolgreich für die Kräftigung des monarchischen Prinzips gewirkt, in demselben Grade sich konsolidierte als das römische Reich sich zersplitterte und der Auflösung entgegenging. Bedeutende Persönlichkeiten und Ereignisse regen gewöhnlich auch die Geschichtschreiber an; und so sehen wir, daß Philipp August in Rigord, Ludwig IX. und sein Nachfolger Philipp III. in Wilh. von Nangis würdige Darsteller ihrer Thaten gefunden haben. Auch Vinzenz von Beauvais, ein vielseitiger Schriftsteller von umfassenden Kenntnissen, hat historische Werke verfaßt, die jedoch mehr durch Reichhaltigkeit und Umfang als durch Urteil und Kritik glänzen. Frankreich.

Von größerer Bedeutung als die Chroniken und Jahrbücher der Geistlichen ist die historische Litteratur über die Kreuzzüge, weil die Verfasser berichten, was sie persönlich erlebt oder aus dem Munde heimkehrender Pilger vernommen hatten. In anschaulicher lebendiger Darstellung werden von ihnen die Ereignisse im Heiligen Lande, kühne Waffenthaten, Siege und Niederlagen, heiliger Eifer und kleinlicher Hader, Glück und Übermut, Not und Zaghaftigkeit, gewaltige Rüstungen und am Ende meist geringe Erfolge, wie wir sie in den obigen Blättern kennen gelernt haben, vor unsern Augen entrollt, ein neuer Beweis von dem mächtigen Eindruck dieser großartigen Bewegung auf alle Gemüter. Unter den zahlreichen Schriften ragt die Geschichte des heil. Krieges von Wilhelm von Tyros besonders hervor. Die umfassenden Kenntnisse, die anschauliche, lebendige Darstellung, die Liebe und Begeisterung für seine Aufgabe, die Richtigkeit und Wahrheit der auf umfassender Orts- und Personenkunde beruhenden Angaben und Schilderungen, sowie die angenehme, fließende Schreibweise, die von seiner klassischen Belesenheit Zeugnis gibt, haben dem Bischof, der dem syrischen Lande durch Geburt angehört, den Ruhm des ersten Geschichtschreibers der Kreuzzüge verschafft. So vorteilhaft übrigens die historische Litteratur der Kreuzzüge durch Reichtum des Inhalts und Wärme der Darstellung vor den meisten übrigen Chroniken sich auszeichnet, so sehr teilt sie ein anderes Gebrechen der gesamten Historiographie jener Zeit — die Wundergläubigkeit und Kritiklosigkeit. Haben die geistlichen Schriftsteller überhaupt mit unbegreiflicher Leichtgläubigkeit die absurdesten Fabeln und Legenden aufgenommen und nacherzählt, so mußten vor allem jene heiligen Kämpfe in fernen unbekannten Ländern die Phantasie mächtig anregen Geschichtschreiber der Kreuzzüge.

und auch das Wunderbarste als glaubhaft erscheinen lassen. Heimkehrende Kreuzfahrer liebten es, die unerhörtesten Märchen zu erzählen, und sie fanden dafür überall gläubige Hörer. Dadurch wurde der Sinn für nüchterne und ernsthafte Aufzeichnung des wirklich Geschehenen verdrängt. Der Hang für romantische Sagengebilde, der durch die Kreuzzüge genährt die ganze gebildete Welt durchdrang, stumpfte überhaupt das Urteil für die Unterscheidung von Wahrheit und Dichtung ab. In einer Zeit, wo man in den Arthurromanen schwelgte, wo man den geschichtlichen Alexander zu einem Romanhelden verflüchtigte, wo man Karl den Großen zum Heil. Grab ziehen ließ, wo man an die Abstammung der Franken von den Trojanern glaubte, wurden die wunderbarsten Geschichten mit gläubigem Gemüte aufgenommen.

Geschichtsbücher in der Landessprache.

Wir haben oben gesehen, daß die Kreuzzüge, die im Anfange von der Kirche ausgingen, mehr und mehr einen weltlichen Charakter annahmen. Diesen Gang können wir auch in der Geschichtschreibung verfolgen. Die Ritterschaft, welche die Thaten verrichtete, wurde von dem Wunsche beseelt, sie auch in der Schrift darzustellen. Dies konnte aber nicht füglich in der lateinischen Sprache geschehen, deren außer der Geistlichkeit nur wenige Auserwählte mächtig waren. Auch wäre dann die Zahl der Leser in der Laienwelt, für die doch ihre Erzählungen besonders bestimmt sein sollten, gering gewesen. Es trat daher auch in der Geschichtschreibung das Bedürfnis hervor, die Landessprache zu Darstellungen in Prosa anzuwenden. In Deutschland, wo die Übung, in gebundener und gereimter Rede zu schreiben oder zu dichten, sehr weit unter den weltlichen Ständen verbreitet war, die prosaische Schriftsprache dagegen, wenn man die Predigten des Mönchs Berthold von Regensburg und wenige andere Proben abrechnet, selten in Anwendung kam, trat dieses Bedürfnis noch nicht zu Tage. Doch versuchte man, wie wir früher gesehen, die Geschichte in dichterischer Form zu behandeln und schuf in den Reimchroniken und in metrischen Welt- oder Kaiserchroniken eine Litteraturgattung, worin Geschichte und Dichtung verbunden erscheint. Anders war es bei den romanischen Völkern, wo die prosaische Volks- und Umgangssprache an der Hand der lateinischen Grammatik bereits eine größere Ausbildung erlangt hatte. Hier trat nun zuerst jene eigentümliche Art von Historiographie hervor, die sich unter dem Namen von „Denkwürdigkeiten" (Memoiren) eine nicht unwichtige Stelle in der Litteratur erworben hat. Die historischen Denkwürdigkeiten schildern die Erlebnisse irgend einer in die Zeitgeschichte verflochtenen Person und dienen demnach, da sie viele Einzelheiten, viele Aufklärungen, Geständnisse, Gespräche u. a. enthalten, die Triebfedern, Zwecke und Mittel der Handelnden angeben, und somit die Natur, den Charakter, die Eigentümlichkeiten geschichtlich merkwürdiger Menschen im Besondern nachweisen und anschaulich machen, der Geschichte zur Aushilfe, Quelle und Ergänzung. Dabei gewähren sie durch ihre leichte, mit Anekdoten, Witzen und ausführlichen Schilderungen be-

lebte Darstellung eine unterhaltendere Lektüre als die ernste belehrende Geschichte. Wir haben in den früheren Blättern der französischen Ritter Villehardouin und Joinville gedacht, welche in den Kreuzzügen nach Konstantinopel und Ägypten eine so hervorragende Rolle gespielt. Von diesen besitzen wir solche geschichtliche Denkwürdigkeiten über ihre Erlebnisse und Schicksale und über alle Vorgänge bei den Schlachten und Belagerungen, welche durch die Unmittelbarkeit und Frische der Erzählung ein großes Interesse gewähren und ein anschauliches Bild von den Personen und Begebenheiten entrollen. Im Geiste eines Joinville schrieb der edle Katalonier En Ramon Muntaner zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts seine „Chronik" von den Großthaten der Fürsten des aragonischen Hauses bis zur Krönung Alfons IV., welche zugleich die Geschichte seines eigenen wechselvollen Lebens enthält, da er meistens als Augenzeuge und Mithandelnder berichtet. Er selbst versichert, daß er zweiunddreißig Schlachten beigewohnt, oft in Gefangenschaft und Elend und in großen Fährlichkeiten gewesen. Ein wahrhaft epischer Geist durchweht die anspruchslose „Chronik", und die Naivität und Unmittelbarkeit, die uns aus den Erzählungen entgegentritt, verleihen ihr einen Reiz und eine Frische, die keine Kunst zu ersetzen vermag. Auch in Italien wurden am Ende des dreizehnten Jahrhunderts geschichtliche Werke in der Volkssprache verfaßt, von denen später die Rede sein wird.

Villehardouin diktierte seinem Kaplan die Geschichte des vierten Kreuzzugs in die Feder, weil er selbst des Schreibens unkundig war, wußte aber der Darstellung eine solche Wahrheit des Ausdrucks und der Empfindung zu verleihen, „daß man beim Lesen des Buchs einem Drama zuzusehen glaubt, in welchem der Marschall eine der Hauptrollen hat. Er spricht, ohne Arges zu ahnen, ebenso offen die Gesinnung der Ritterschaft in bezug auf Raub- und Habsucht und auf rohe Mordlust aus, als er wahre Frömmigkeit und Andacht und einen Glauben, der um so stärker ist, je weniger Anteil der Verstand daran hat, auf rührende Weise kund gibt". Wichtiger in bezug auf Darstellung, Stil und Sprache ist Joinvilles († 1318) Geschichte und Chronik des heiligen Ludwig. Zwar ist sein Werk in späterer Zeit vielfach entstellt worden, allein der Ton und die treuherzige Manier der ganzen Erzählung sprechen so deutlich den Geist der Zeit aus, in welcher Joinville schrieb, daß man an der Wahrheit und Treue des Bildes ebensowenig bei ihm zweifeln kann als bei Homer und Herodot. — „Bei aller Einfachheit und Religiosität zeigt er überall eine viel gesundere Einsicht in die Politik als der Heilige, dessen Leben er beschreibt, und der natürliche Gang der Erzählung führt ohne alles künstliche Anordnen und Abteilen alle Erscheinungen der Zeit mit ihren Wirkungen und Ursachen an uns vorüber." — Ramon Muntaner war geboren im Jahr 1265. Von der ersten Hälfte seines Lebens wissen wir nur weniges, da sein Buch die einzige Quelle ist, woraus wir Nachrichten über ihn selbst schöpfen können. In seinem sechzigsten Jahr (1325) begann er sein Werk zu schreiben, das sich hauptsächlich über die Zeit nach 1300 verbreitet. Die Chronik gibt uns ein treffliches Zeugnis seines Geistes und Gemütes, seiner Bildung und seines Charakters. „Eine lebendige und klare Anschauung," sagt der Übersetzer derselben, K. F. W. Lanz, „eine reiche und schöpferische Phantasie, ein für seinen Gegenstand

begeistertes Gemüt sind die Quelle einer wahrhaft plastischen Darstellung. Die Einfachheit und Naivität seiner Erzählung sind Beweise einer an und durch die Natur selbst entwickelten Eigentümlichkeit. Der romantische Geist, der das Werk durchweht, bezeichnet es als ein Naturerzeugnis, aus dem Leben des Volkes und der Zeit hervorgegangen. Seine ganze Weltanschauung durchdringt der Glaube an die waltende Macht der Gottheit, vor welcher menschlicher Stolz und Übermut zu nichte wird, der Glaube an eine richtende Vergeltung, die den Sünder zwar mit Langmut duldet, dann aber um so sicherer trifft."

---

1. Deutsche Geschichtschreibung. Die Erhebung Lothars auf den deutschen Herrscherthron erzeugte unter den Sachsen ein nationales Selbstgefühl und ein lebhaftes Interesse für Reichsangelegenheiten. Dies erkennt man aus dem „Sächsischen Annalisten", der eine Chronik vom Jahr 741 an verfaßte, die in den ältern Teilen ohne besondern Wert ist, aber wichtig wird, sobald er sich der Regierungszeit Lothars nähert, wo er manche verlorne Quellen benutzt und allerlei eigene Mitteilungen über sächsische Geschichten, Klöster und edle Geschlechter hinzufügt. — Unter den Geschichtschreibern der hohenstaufischen Periode ragt mächtig hervor **Otto von Freising**, ausgezeichnet durch gelehrte Bildung, Einsicht und Kenntnis der Begebenheiten und freimütiges Urteil. Ein Mann von vornehmer Herkunft, der Sohn des Markgrafen Leopold des Frommen von Österreich, der Halbbruder Konrads III., war er wie kein anderer befähigt, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Nachdem er in Paris den dialektisch-theologischen Studien obgelegen und in der Abtei Morimund nebst seinen Begleitern das Ordenskleid der Cistercienser angelegt und derselben dann einige Zeit als Abt vorgestanden hatte, folgte er im Jahr 1137 einem Ruf als Bischof der Freisinger Kirche, ein Amt, das er bis an seinen Tod verwaltete, unablässig bemüht, den verfallenen Zustand der Kirche zu bessern, die verwilderte Geistlichkeit zu reformieren, die verschleuderten Kirchengüter zurückzugewinnen. Die Freisinger Schule verdankte ihm ihre Blüte; insbesondere trug er Sorge, daß die aristotelische Philosophie gelehrt wurde. Im Jahr 1158 weilte er beim Kaiser in Augsburg, als dieser dort sein Heer zum Zug gegen Mailand sammelte, und half den mit der Kurie entbrannten Streit (VI, 679) beilegen; nach Italien mitzuziehen durch Krankheit behindert, wurde er von dem nach Süden aufbrechenden Kaiser entlassen und begab sich zu dem bevorstehenden Generalkapitel seines Ordens; auf dieser Reise besuchte er sein altes Kloster Morimund, wo ihn der Tod ereilte (21. Sept. 1158). Zwischen den Jahren 1143 und 1146 verfaßte er seine Chronik, „das Buch von den zwei Reichen", wie er es nannte. Vollständige Beherrschung des Stoffes und Darstellung nach philosophischen Gesichtspunkten zeichnen das Werk aus, das auf frühern chronologischen Arbeiten, namentlich Eckehart, aufgebaut ist. „Seine ganze Richtung ist weniger historisch als vielmehr philosophisch, was sich aus seinem Bildungsgange hinlänglich erklärt. Er schließt sich unmittelbar an Augustin und Orosius an, deren Idee er wieder aufnahm. Seine Absicht ist, das Elend dieser Welt, der Babel, und die Herrlichkeit des Reiches Gottes, des himmlischen Jerusalem, zu schildern. Er will sie darstellen in ihrer irdischen Vermischung: davon handeln die ersten sieben Bücher; das achte berichtet dann vom Weltuntergang, von der Scheidung beider Welten nach der Auferstehung und von dem entgegengesetzten Ausgang beider." Diese philosophische Auffassung zieht sich durch Ottos ganzes Werk und drängt die historische Forschung in den Hintergrund, wenn wir gleich an manchen Stellen einer trefflichen historischen Kritik begegnen. Auffallend bei einem solchen Manne ist die Unkenntnis in staatsrechtlichen Fragen; aber freilich trug niemand Sorge, das Reichsrecht vor Vergessenheit zu bewahren. Größern Wert als diese vielgelesene und ausgeschriebene

Chronik hat für uns ein anderes Werk Ottos. Als er seinem kaiserlichen Neffen im Jahr 1156 die Chronik übersandte, schrieb er dazu, er habe sie in der Bitterkeit seiner Seele verfaßt, verleitet durch die trübe Zeit vor Friedrich; nun, da der Friede hergestellt sei und eine bessere Zeit begonnen habe, wolle er auch diese beschreiben, wenn der Kaiser es wünsche. Und Friedrich sandte seinem Oheim einen kurzen Bericht über seine Erlebnisse, woraus dann das Buch von den Thaten des Kaisers Friedrich hervorging. Otto schickte diesen Bericht seinem Buch voraus und fügte dann aus eigner Kenntnis, erläuternd und ergänzend, vieles hinzu. Das Werk behandelt im Anschluß an die Chronik Ottos die ersten Jahre des Kaisers Friedrich, Begebenheiten, die der Verfasser selbst erlebt, woran er häufig thätigen Anteil genommen, gründlich und freimütig, nur die Verhältnisse zur Kurie mit absichtlicher Zurückhaltung. Daß ihn der Glanz und die Herrlichkeit des hohenstaufischen Hauses erfüllte, ist natürlich; doch ist das Werk keine einseitige Verherrlichung; parteiisch können wir Otto nirgends nennen. Auch in diesem Werk folgt er übrigens seiner Neigung, den Gang der geschichtlichen Darstellung mit philosophischen Betrachtungen zu unterbrechen. Er vollendete die ersten zwei Bücher bis zum Jahr 1156 und übertrug bei seinem Tod seinem Schüler und Notar Ragewin (auch Radevicus genannt) die Fortsetzung, der sie bis zum Jahr 1160 führte, nach hinterlassenen Aufzeichnungen Ottos und Mitteilungen aus der kaiserlichen Kanzlei, an Sprachgewandtheit und Darstellungsgabe seinem Meister gleich, an unbefangener Erforschung und Behandlung der gleichzeitigen Begebenheiten ihm überlegen. Die Chronik Ottos hat Otto von St. Blasien († 1223) bis zum Jahr 1209 fortgesetzt, in gewandter Darstellung, edler Sprache und unparteiischer Haltung. Das Kaisertum tritt überall in den Vordergrund. Obwohl durchaus staufisch gesinnt, spricht er auch von Otto IV. anerkennend.

Otto von Freising mit seinen beiden Fortsetzern bildet den Höhepunkt der mittelalterlichen Geschichtschreibung. Von da an beginnt in Deutschland ein merklicher Rückschritt. Historische Kritik und künstlerische Darstellung, wie Höhe der Auffassung beginnen nachzulassen. Auch bildet, bei der Zerrissenheit Deutschlands, das Reich nicht mehr wie früher den Mittelpunkt der Darstellung; die lokale und partikulare Bedeutung der Geschichtswerke nimmt überhand. An Otto von Freising reiht sich zunächst Gottfried von Viterbo an. In Sachsen scheint er geboren, aber schon frühe nach Viterbo gekommen zu sein, wo sein Vater vielleicht in Beziehungen zur Kaiserpfalz stand. Kaiser Lothar brachte ihn nach Bamberg auf die Schule. Früh kam er an den kaiserlichen Hof. Wir finden ihn als Kaplan und Notar Konrads, Friedrichs und Heinrichs VI., dessen Erzieher er wohl gewesen, in mancherlei politischen Geschäften und Sendungen verwendet. In seinem Alter hielt er sich dauernd zu Viterbo auf, wo er seine Schriften, zu denen er während seines vielgeschäftigen Lebens den Stoff gesammelt, abfaßte; bald nach 1190 scheint er gestorben zu sein. Er schrieb: ein Gedicht über die Thaten des Kaisers Friedrich in Italien, wovon er manches, wie den Feldzug von 1167, als Augenzeuge sah; ferner zwei große Werke: Memoria saeculorum und Pantheon genannt, ebenfalls in gebundener Rede, von geringem geschichtlichen Wert, voll von Fabeln und Märchen mitten zwischen echter historischer Überlieferung. „Rechnen wir dazu noch die fehlerhaften Verse, die in jeder Hinsicht geschmacklose Art der Erzählung, die überall herrschende Verwirrung und Unordnung, so können wir nicht anstehen, diese Werke, auf welche ihr Autor so stolz war, für ein trauriges Beispiel rascher Entartung der Historiographie zu erklären."

Die Geschichte Friedrichs I. wird bei der engen Verbindung Italiens mit dem Reich wesentlich durch italienische Quellen vervollständigt. Zu bemerken ist, daß in Italien die

Geschichtschreibung schon in dieser Periode in die Hände der Laien übergeht. Friedrichs Kämpfe mit den Mailändern schildern Otto Morena, der kaiserliche Pfalzrichter zu Lodi, dessen Werk sein Sohn Acerbus Morena fortsetzte, und ein ungenannter Mailänder (früher Radulf oder Sire Raoul genannt) in einem großen Annalenwerk. Das ganze zwölfte und dreizehnte Jahrhundert behandeln die Annalen von Genua, begonnen von dem genuesischen Staatsmann Caffaro; auch die derselben Zeit angehörigen pisanischen Annalen (—1175) und die Chronik des Bischofs Sicard von Cremona (—1213) bieten manches für die deutsche Geschichte; die für das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert wichtigen Plarentiner Annalen liegen in zwei, die Parteigegensätze der Zeit widerspiegelnden Fassungen vor, einer guelfischen und einer ghibellinischen. Das Heldengedicht, das unter dem Namen „Ligurinus" im Anschluß an bekannte Quellen die Kämpfe Friedrichs I. in Oberitalien, namentlich gegen Mailand schildert, galt lange Zeit mit Unrecht für ein Machwerk der humanistischen Zeit, ist aber neuerdings als das Werk eines Zeitgenossen Friedrichs I., des Magister Gunther, nachgewiesen, dem man mit viel Wahrscheinlichkeit noch ähnliche Werke zugeschrieben hat. Von großem Werte für die Geschichte Friedrichs I. ist die Chronik des böhmischen Domherrn Vinzenz von Prag, der seinen vom Kaiser vielfach zu diplomatischen Geschäften benutzten Bischof Daniel nach Italien begleitet hatte.

In dem Kloster Reichersberg verbrachte Gerhoh die letzten Jahre seines Lebens als Propst († 1169), ein Mann von der strengsten mönchischen Richtung, der die Gebrechen in Kirche und Staat mit schonungsloser Härte bekämpfte, der Verfasser vieler Briefe und polemischen Schriften. Merkwürdig ist seine Abhandlung über den Antichrist, worin die Versunkenheit der Welt, die Mißbräuche der Kurie, das klägliche Ende des Kreuzzugs von 1147 mit den grellsten Farben geschildert werden. Die Reichersberger Chronik in ihren verschiedenen Bearbeitungen und Fortsetzungen, die Melker Annalen und andere Werke aus österreichischen Klöstern erstrecken sich mit guten und reichhaltigen Nachrichten zum Teil bis ins fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, von großem Wert für die Landesgeschichte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Unter den zahlreichen Chroniken, welche sich an die welfischen Fürsten, besonders Heinrich den Löwen anlehnen, steht Helmolds Wendenchronik in erster Linie. Sie handelt vorzugsweise von den Kriegszügen und Kolonisationen im Heidenland und schildert namentlich die Thätigkeit des Missionars der transalbingischen Lande, Vicelin, des ersten Bischofs von Lübeck. Meist erzählt der Verfasser Selbsterlebtes in anschaulicher Darstellung und fließender Sprache. Er will darstellen, „wie das Christentum und die deutsche Herrschaft unter den Wenden, vornehmlich in Wagrien, festen Fuß gefaßt haben" ein Gegenstand, der ihm besonders nahe lag, da diese Vorgänge großenteils vor seinen Augen sich ereignet hatten und er mit dem eifrigsten Glaubensboten, mit Vicelin, persönlich befreundet war. Bis zum Jahr 1170 reichte das unvollendete zweite Buch Helmolds; sein Fortsetzer bis 1209 war Arnold, der erste Abt des Lübecker Johannisklosters († 1212), welcher in dem ersten Teil seines Werkes Heinrich den Löwen als den eigentlichen Helden in den Vordergrund stellt. Mit Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe berichtet er über die Ereignisse seiner Zeit in Nähe und Ferne; was er gibt, sind „mehr Denkwürdigkeiten seiner Zeit, als ein einheitliches Geschichtswerk", vorzüglich für die norddeutsche Geschichte von Bedeutung; aber auch für die Kriege in Italien und die Kreuzzüge gibt er viele schätzbare Nachrichten, meist nach mündlichen Überlieferungen.

Hier müssen wir noch ein Kompendium der Weltgeschichte ins Auge fassen, welches das ganze Mittelalter hindurch ein außerordentliches Ansehen genoß; die Methode der abgesonderten und parallelen Behandlung der Päpste und Kaiser fand seitdem viele Nachfolger. Die Chronik des Martin von Troppau, der lange Zeit päpstlicher

Kaplan war, dann zum Erzbischof von Gnesen ernannt wurde (daher gewöhnlich als Martin der Pole bezeichnet), jedoch noch vor Antritt seines neuen Amtes starb, hatte den Zweck, als bequemes Handbuch für den Gebrauch der Theologen zu dienen. Verbreitung hat das Werk mehr gefunden als verdient. Denn es ist eine oberflächliche Kompilation ohne Kritik und voll von Fabeln. Die Märchen von der Päpstin Johanna, von der Einsetzung der sieben Kurfürsten durch Papst Gregor V. u. a. haben durch dies Werk hauptsächlich Eingang in die Geschichte gefunden. „Überall diente nun die Martinsche Chronik als Vorbild und als Grundlage für weitere Fortsetzungen, sowie früher Sigebert, Eckehart, Otto von Freising, und an die Stelle dieser wahrhaftigen und nützlichen Werke trat somit nun ein jämmerliches Gemisch von Fabeln und Unwahrheiten."

Wenn auch nicht als eigentliche Geschichtsquelle zu betrachten, so bieten doch die Wundergespräche des Cäsarius von Heisterbach († 1240), dem wir auch eine Biographie des 1225 ermordeten Erzbischofs Engelbert von Köln verdanken, „eine geistliche Novellensammlung", reiche Belehrung für die Kultur- und Sittengeschichte der damaligen Zeit. Ein ähnliches Werk verfaßte wenig später der Dominikaner Thomas von Chantimpré (bei Cambrai), aus Brabant gebürtig. In seinem Werk über „den Bienenstaat", der mit dem Mönchsstaat verglichen wird, finden wir ebenfalls zahlreiche Beiträge zur Sittengeschichte. „Besonders erkennen wir darin die gewaltige Begeisterung, welche damals in der Zeit der ersten Ausbreitung den Orden der Predigermönche erfüllte, und die Verehrung des Volkes, welche ihm entgegenkam. Neben einer begeisterten Hingabe und der Verachtung aller irdischen Güter zeigt sich darin in unheimlicher Weise der fanatische Eifer gegen Ketzer und Juden, die unbeschränkte Leichtgläubigkeit und die große Neigung zu Träumen, Visionen und Teufelsspuk aller Art."

Wenn die Geschichtschreibung in Deutschland sich immer noch der lateinischen Sprache oder der gebundenen Rede bediente, so wurde dagegen die deutsche Prosa hier und da zur Abfassung schriftlicher Predigten gewählt. Wir wissen, wie thätig die Bettelorden, sowohl die Franziskaner als die Dominikaner, in das Volksleben eingriffen. Sie waren die Säulen des Papsttums, die Verkünder der Kirchengebote, die Eiferer gegen Häretiker und Gebannte, die feurigen Prediger für die Kreuzzüge. Dabei lag ihnen aber auch die Belehrung und Besserung des Volkes am Herzen. Gleich den Propheten des Alten Testaments drangen sie auf Reinigung des Herzens, auf sittliche Läuterung und Erhebung, auf werkthätigen Glauben; und wie eifrig sie den Ketzern entgegentraten, so stimmten sie doch darin mit denselben überein, daß sie der Hoffart und Sündhaftigkeit der Welt das arme, opferfreudige Leben des Heilands und der Apostel entgegenhielten. Den größten Ruf als Volksredner erlangten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zwei Franziskanermönche aus dem südlichen Deutschland, Bruder David, der im Jahr 1271 zu Augsburg im Kloster starb, und sein Schüler und Gefährte Bruder Berthold von Regensburg. Von dem letzteren sagt Wackernagel: „Ein Lehrer nicht sowohl des Glaubens, als der sittlichen Bethätigung desselben, wahrhaft ein Redner, doch ohne Bewußtsein von den Künsten der Rhetorik und recht ein Redner des Volkes, predigte er seit dem Jahr 1250 wandernd durch ganz Deutschland hin, weshalb

man ihn auch den „lautbrediger“ nannte, in einer Sprache, die mit Beflissenheit sich der angebornen mundartlichen Schranken entäußerte, meist, da gar um ihn sich Tausende sammelten, im Freien, von einem Baum wohl oder einem Turme, damit ihn alle die Tausende sehen und verstehen könnten, und so groß war die Liebe und die Verehrung, die ihm ward, daß man ihm selbst die Gabe der Weissagung und wunderthätige Kraft beilegte, daß seine Anwesenheit an dem und jenem Orte und dann sein Tod zu Regensburg im Jahr 1272 ein chronikwürdiges Ereignis schien, daß Frauenlob noch lange nach seinem Tode ihn im Gedicht feierte, daß noch die spätere Zeit ihn mit dem heil. Antonius von Padua verglich, daß seine Predigten endlich in Schrift gefaßt und gesammelt und immer wieder abgeschrieben und selbst in die lateinische Sprache übertragen wurden.“ Er war ein Redner voll Schwung und Phantasie. „Sprach er vom jüngsten Gericht, so zitterten alle Hörer wie das vom Wind bewegte Rohr.“ Bruder David faßte mehr das Gemütsleben des Volkes ins Auge und kann als Vorläufer der Mystiker angesehen werden.

2. Zur englischen Historiographie. Unter den englischen Geschichtschreibern verdienen nur Benedikt von Peterborough († 1193) und Matthäus Paris eine besondere Erwähnung. Von dem ersteren, der zu Heinrich II. und Richard I. in naher Beziehung stand und trotz seiner Biographie des heil. Thomas zur königlichen Partei gehörte, besitzen wir eine von 1170—1192 reichende Chronik, wichtig durch viele Urkunden, genaue Nachrichten über die Geschichte seines Landes, wie über ferne Ereignisse im Morgenland und im Süden. Sein Werk hat Roger von Hoveden fast ganz ausgeschrieben, und ein großer Teil der Verdienste, die man Roger zuschreibt, hat sich in Wahrheit sein Vorgänger erworben. Das bis 1201 reichende Annalenwerk Hovedens hat erst vom Jahr 1192 selbständigen Wert und ist hier durch Reichhaltigkeit der Nachrichten und Aufnahme wichtiger Aktenstücke, wenngleich in Einzelheiten nicht immer zuverlässig, doch als eine Hauptquelle zu betrachten. Walter von Coventry hat das Werk bis 1225 fortgesetzt; er schildert die Ereignisse „mit offenen Augen wie kein anderer, und mit echt englischem Herz und Sinn“. Den bedeutendsten Platz in der englischen Historiographie des dreizehnten Jahrhunderts nimmt Matthäus Paris ein, ein Benediktinermönch von St. Albans († um 1259), der durch seine nahe Beziehung zu König Heinrich III., zu Hakon von Norwegen und andern hochgestellten Personen treffliche Nachrichten über die Zeitereignisse hatte und mit wichtigen Aktenstücken versehen ward. Die unter seinem Namen gehende englische Geschichte beschränkt sich nicht auf sein Heimatland, sondern gibt uns auch, wie wir öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, über die letzten Kämpfe der Staufer reichhaltige und eigentümliche Nachrichten, mit schonungsloser Bitterkeit vor allem den päpstlichen Stuhl angreifend. Die neueste kritische Forschung hat das ganze Geschichtswerk in drei Teile zerlegt. Der erste Teil (von der Eroberung bis zum Jahr 1235) ist wörtlich aus den Flores Historiarum des Roger von Wendover entnommen und mit einzelnen Zusätzen bereichert. Von da bis 1259 reicht die eigene Arbeit des Matthäus; ein anderer Mönch von St. Albans, Wilhelm Rishanger, hat unter Eduard I. eine Fortsetzung bis 1273 geliefert. Die Glaubwürdigkeit dieses Geschichtswerks ist neuerdings viel in Zweifel gezogen worden. Pauli fällt in seiner Geschichte von England folgendes Urteil darüber: „Unsere Ansicht über diese drei Mönche, die in Stil und Auffassung einander sehr nahe stehen, ist,

daß sie nur als unlautere Zeugen der Wahrheit betrachtet werden dürfen, denen allerdings eine gewisse feine Bildung und Ausdrucksweise nicht abgeht, die aber mit den Augen ihres alten, in Genußsucht versunkenen Ordens, besonders im Vergleich zu den Cistercienſern, den Dominikanern und Franziskanern, die Ereignisse in trübem Licht erblickten und denen es wenig um strenge Wahrheit zu thun war. Ihre Bedeutung dagegen und die große Anziehungskraft liegt in dem vorherrschenden Sinn für die Anekdote, für antiquarische und seltsame Dinge aller Art, beim Matthäus namentlich oft in der unglaublich beschränkten Wut, mit der er sich über Sachen und Persönlichkeiten ausspricht." Ihnen schließt sich Matthäus von Westminster an, der seine Flores Historiarum (von Schöpfung der Welt bis 1307) großenteils den Mönchen von St. Albans nachschrieb; das Werk ist wahrscheinlich erst ums Jahr 1375 verfaßt. Zu den bedeutendsten Männern des zwölften Jahrhunderts gehört Johann von Salisbury (1110—1180). Er war ein einflußreicher Staatsmann unter Heinrich II., in dessen Interessen er eine Reise nach Rom machte, und zugleich ein kenntnisreicher, aufgeklärter Geistlicher, der durch seine in reinem Stil geschriebenen Briefe sich als denkenden Mann von Welt- und Menschenkenntnis bewährt, in einer „Metalogikus" benannten Schrift über wahre und falsche Wissenschaft den unfruchtbaren, todten Formalismus der Scholastik und Dialektik rügt und in einem dritten Werk, „Polykratikus", das Betrachtungen über verschiedene Gegenstände und Bemerkungen über Leben und Wissenschaft enthält, sich sehr freimütig über den Papst und Klerus ausspricht, obgleich er ein vertrauter Freund und Ratgeber des Thomas Becket war. Der Polykratikus, eine Art „kirchlich-politischer Ethik", verbreitet sich über alle Zustände und Gebrechen der Zeit und ist ein merkwürdiges Beispiel, „bis zu welcher Höhe um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die auf dem Studium des Altertums begründete neue Geistesbildung gelangt war, als sie durch den neu entbrannten Kampf der Kirche gegen den Staat und bald auch gegen die weltliche Gelehrsamkeit um Jahrhunderte zurückgeworfen ward".

3. Zur französischen Geschichtschreibung.

Die französische Historiographie zur Zeit der Karolinger ist von der deutschen kaum zu trennen; wir haben daher die wichtigsten Erzeugnisse aus dieser Periode mit der Darstellung der deutschen Historiographie verbunden und auch in der nächstfolgenden Zeit mehrfach (VI, 173. 435) darauf Bezug genommen. Mit Ludwig VI. tritt ein Wendepunkt in der Entwickelung des französischen Königtums ein, indem die trotzige Herrschaft der mächtigen Vasallen sich immer mehr unter das monarchische Prinzip beugen muß. Keiner hat den König in diesem Streben kräftiger unterstützt als der Abt von St.-Denis Suger (VI, 602), dessen staatsmännische und kirchliche Wirksamkeit unter zwei Königen von so außerordentlichem Einfluß war. Seine Briefe und die Biographie Ludwigs des Dicken, sowie sein eigenes Leben, das Wilhelm, ein gleichzeitiger Mönch von St.-Denis, verfaßte, sind bei der Stellung des gewaltigen Abtes von höchstem Wert für die Kunde der staatlichen und kirchlichen Vorgänge in Frankreich. — Die Regierung Philipp Augusts hat einen trefflichen Bearbeiter an Rigord (Rigotus) von St.-Denis, dem Geschichtschreiber des Königs, wie er sich selber nennt, gefunden (bis 1208). Der Verfasser ist großenteils Augenzeuge gewesen und berichtet in einfacher und klarer Sprache über die Thaten seines Herrn, von zuverlässiger Glaubwürdigkeit, wenn er gleich hier und da bei ferner liegenden Ereignissen den fabelsüchtigen und leichtgläubigen Geist seines Zeitalters nicht verleugnet. Sein Werk wurde überarbeitet und in gleichem Geiste fortgesetzt (bis 1223) von Wilhelm dem Briten (aus der Bretagne), dem Kaplan und steten Begleiter Philipp Augusts, welcher diese prosaische Darstellung dann zu einem großen historischen Gedicht in Hexametern, Philippis genannt, umarbeitete. Ein ähnliches Werk, aber von viel gerin-

gerem Wert, ist das heroische Gedicht des Nikolaus de Bray über die Thaten Ludwigs VIII. Ein anderes episches Gedicht, die gereimte Chronik des Philipp Mouskes, Bischofs von Tournay, nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßt, enthält die ganze französische Geschichte, von der fabelhaften trojanischen Abstammung bis zum Jahr 1242, voller Märchen, doch für die gleichzeitige Geschichte nicht ohne Wert.

Die Albigenserkriege, die seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts das südliche Frankreich verwirrten, fanden frühzeitig ihre Dichter (S. 434), wie ihre Geschichtschreiber; ein umfassendes Werk über die Albigenser (1099—1271) schrieb Wilhelm de Puy-Laurent (de Podio Laurentii), und eine Geschichte des „Heiligen Krieges" und der Triumphe des Grafen Simon von Montfort Peter de Vaux-Sernay (Petrus Sarnensis) nach eigener Anschauung (bis zum Jahr 1217). Unter dem heiligen Ludwig kam, angeregt durch dessen Thaten im Orient, ein neuer Aufschwung in die Geschichtschreibung. Eine große Chronik von Schöpfung der Welt bis Ende des dreizehnten Jahrhunderts hat Wilhelm von Nangis, ein Mönch von St.-Denis, geschrieben, und zwei unbekannte Fortsetzer haben das Werk noch über die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fortgeführt; es ist in seinem ersten Teil nach Sigebert gearbeitet; für die spätere Geschichte ist es von Wert, mehr aber noch die beiden anderen Werke Wilhelms: die Thaten Ludwigs IX. und die Thaten Philipps III. Die Geschichte Ludwigs IX. beruht ganz auf Gilo von Reims (dessen Werk verloren ist) und Gottfried von Beaulieu (Galfridus de Bello-loco), der als Beichtvater des Königs wertvolle Nachrichten zu sammeln im stande war und ein Leben des heil. Ludwig verfaßte. Die Geschichte Philipps III. ist nach eigener Anschauung verfaßt. Wilhelm von Nangis wird auch die erste Anlage des großen Sammelwerkes zugeschrieben, das unter dem Namen der Grandes chroniques de France oder Chroniques de St. Denys eine vollständige französische Geschichte bis ins fünfzehnte Jahrhundert gibt; das Werk besteht zum größten Teil aus bekannten Geschichtsquellen und ist, trotz mancher Fabeln und Mangels an Kritik, die Grundlage, auf der seit lange die französische Geschichte aufgebaut wurde.

Noch müssen wir zweier um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstandener großer Sammelwerke gedenken. Alberich, Mönch des Cistercienserklosters Trois-Fontaines im Sprengel von Chalons-sur-Marne, kompilierte eine große Chronik von Erschaffung der Welt bis zum Jahr 1241, die mosaikartig zusammengesetzt ist aus Stellen verschiedener Autoren, jede mit dem Namen des Verfassers bezeichnet. Seine Quellen sind die bekannten Werke, Sigebert, Otto von Freising u. a, aber auch die Visionen der Elisabeth von Schönau über die heil. Ursula und ihre elftausend Jungfrauen, der falsche Turpin und andere unlautere Quellen, die ohne Kritik gleich den besten benutzt werden. Aber durch die Kenntnis jetzt verlorener Schriften und in der spätern Zeit durch eigentümliche Nachrichten ist dieses Werk immerhin von Wert. Noch kolossaler ist die Kompilation des Vinzenz von Beauvais, der einen universalen Spiegel (Speculum naturale, doctrinale, historiale und, später hinzugefügt, morale) verfaßte, der den ganzen Umfang des menschlichen Wissens enthalten sollte. Auch hier ist von historischer Kritik wenig zu merken; die verschiedenartigsten Quellen (darunter viele für uns verlorene) werden ohne Unterschied benutzt und Märchen, Wunder, Fabeln und Fehler aller Art treffen wir neben den besten Nachrichten. Alles, was im dreizehnten Jahrhundert von historischen Kenntnissen vorhanden war, ist hier zusammengetragen und vereinigt. Vinzenz selbst hat unter dem Namen Memoriale temporum einen Auszug seines Geschichtsspiegels verfaßt; ein anderer Auszug mit Fortsetzung sind die Flores Historiarum des Adamus Claromontensis. Vinzenz'

als Teil des Universalspiegels verfaßter „Spiegel der Sittenlehre" stellt ein ethisches Lehrgebäude auf, das gegründet auf die aristotelischen Stammtugenden (Kardinaltugenden) Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigung, Mannhaftigkeit mit ihren Gliederungen und Affekten, welche die Vernunft und den von ihr beherrschten und geleiteten Willen als höchstes Prinzip, als Motor und Moderator anerkennen, in den drei christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung ihren harmonischen Ausbau und Abschluß erhält und durch die ihm innwohnende Gnade Gottes sich zum Gottesstaat entwickelt, die Grundlinien des scholastisch-kirchlichen Lehrsystems, das dann in Thomas von Aquino zur Vollendung geführt ward und durch die Spaltungen und Einteilungen der guten und bösen Eigenschaften und Triebe, der Tugenden, Fehler und Laster der Menschen schon die Keime der späteren Kasuistik in sich trägt.

Unter der großen Zahl von Geschichtswerken über die Kreuzzüge mögen folgende hervorgehoben werden: Raimund von Aguiles schloß sich als Begleiter Ademars von Puy dem Kreuzzug an; er ward Kaplan des Grafen von Toulouse und war vermöge der vertrauten Stellung zu diesem wohl im stande, zuverlässige Nachrichten einzuziehen. Er faßte auf Veranlassung seines Freundes Ponce de Balazur, eines tapfern Rittersmannes unter dem Grafen von St. Gilles, der bei der Belagerung des Schlosses Arcas durch einen Schleuderstein fiel, den Plan, eine Geschichte des Kreuzzugs zu schreiben, um die falschen und nachteiligen Erzählungen heimkehrender Pilger zu widerlegen. Der Bericht über den Tag von Askalon ist von fremder Hand beigefügt. Die Sprache ist rein und fließend, die Darstellung ungeordnet und nicht immer klar und bei den engen Beziehungen des Verfassers zu seinen hohen Gönnern nicht immer unparteiisch. Raimund ist ein echter Provençale, nicht sehr begabt, aber sehr begeistert, voll Wunderglauben und wütendem Haß gegen die Mohammedaner, den er oft roh zum Ausdruck bringt, namentlich in der Freude über die an den Gegnern verübten Grausamkeiten. — Im Gegensatz zu ihm finden wir die normännische Auffassung und Überlieferung vom Kreuzzuge vertreten durch den unbekannten Verfasser der „Thaten der Franken": derselbe, ein Ritter, zog 1096 mit Boemund aus Amalfi, war unter denen, die die Mauern von Antiochia erstiegen, und machte nachher den Zug Raimunds von Toulouse gegen Maarrah und Tripoli mit. Bei aller Begeisterung für den göttlichen Ruf zum Kreuzzuge überwiegt in ihm doch der weltliche Sinn; er freut sich des Kampfes, des glänzenden weltlichen Rittertums, der überstandenen Gefahren und Entbehrungen und ehrt die kriegerischen Tugenden auch an den Gegnern: so erzählt er auch als ein nüchterner, berufsmäßiger Soldat, geht auf das Wesentliche der Dinge und bietet namentlich bei militärischen Dingen ein ebenso reiches wie anschauliches und zuverlässiges Detail. Sein sprachlich ungelenkes Werk wurde von einem französischen Priester, Peter Tudebod zu Sivray in Poitou, glättend überarbeitet und in einzelnen Punkten nach andern Berichten ergänzt. Auch die Kreuzzugsgeschichten Roberts des Mönchs, Gutberts von Nogent und des gelehrten Balderich von Anjou, des Erzbischofs von Dole (in der Bretagne) gehen auf dieses Werk als die leitende Quelle zurück. Die lothringische Überlieferung vertritt zunächst Fulcher von Chartres: er zog mit Robert von der Normandie und Etienne de Blois ins Heilige Land, schloß sich dann an Balduin an, dessen Kaplan er war, und was er in dessen Gefolge sah oder durch Erkundigungen in Erfahrung brachte, faßte er in seinen „Thaten der gen Jerusalem ziehenden Franken" (1095—1122) zusammen, in einfachem und klarem Stil, der hier und da durch Hexameter unterbrochen ist, und in wahrheitstreuer, anschaulicher Schilderung. Namentlich von der Gründung des Fürstentums Edessa und der Regierung Balduins I. als König weiß er genaue Kunde zu geben. Auch Fulchers Werk ist vielfach exzerptert und überarbeitet worden. 4. Zur Kreuzzugslitteratur.

Eines der umfangreichsten und verbreitetsten Werke über den ersten Kreuzzug ist das des Albert von Aachen (oder von Aix) (1095—1221, in zwölf Büchern). Lange und bis heute, sagt Albert, habe ich bedauert, nicht an diesem Zuge teilgenommen zu haben, wegen der unerhörten und wunderbaren Dinge, die da geschahen. Ich habe versucht, die Mühen und Drangsale, den Mut und Glaubenseifer der Kreuzfahrer zu schildern, wie sie ihr Vaterland, ihre Eltern, ihre Städte und Schlösser und alle Süßigkeiten des Lebens verließen, um ins Heil. Land zu ziehen. Dies bezeichnet den Standpunkt des Verfassers. „Mit glühender Begeisterung für den Gegenstand, ganz erfüllt von der Herrlichkeit jener Thaten der Christen im fernen Osten, deren Ruhm die Welt erfüllte, greift Albert begierig alles auf, was ihm erzählt wird, und schreibt es nieder. Ob die einzelnen Berichte und Schilderungen sich widersprechen, das kümmert ihn nicht. Kritik liegt ihm völlig fern. Er ist nur aufs eifrigste bemüht, alles was er erfahren hat, in möglichst glänzender Darstellung wieder zu erzählen, und darin zeigt er sich nicht ungeschickt: der volle Glanz des idealischen Rittertums strahlt aus seinem Buche wider, und es ist nicht zu verwundern, daß solche Schriften einen bezaubernden Einfluß auf die Hörer übten, daß immer neue Scharen, von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben, nach dem Heil. Lande aufbrachen. Eigentliche Geschichte ist es aber nicht, was Albert schrieb.“ Seine Hauptquelle sind die zahlreichen Heldenlieder, die im Anschluß an einzelne kühne Thaten und gefeierte Persönlichkeiten gleich nach dem Kreuzzug entstanden und, mit Begierde vernommen und weiter verbreitet, die geschichtlichen Thatsachen bald unter einem dichten Gestrüpp von Sage und Dichtung verschwinden ließen und namentlich dadurch charakterisiert werden, daß sie im Widerspruch mit dem geschichtlichen Verlaufe Gottfried von Bouillon zum Helden des Kreuzzugs machten.

Raoul von Caen (Radulfus Cadomensis) begab sich im Jahr 1107 ins Morgenland und schloß sich dem Heere Boemunds und Tankreds an; hier faßte er, angeregt durch die Erzählungen von den Großthaten der vorhergehenden Jahre, den Plan, eine Geschichte derselben zu schreiben. Sein Werk: „Die Thaten Tankreds, Königs von Sizilien, auf dem Zug nach Jerusalem“ (1096—1108), wenn auch nicht von einem Augenzeugen, so doch nach den Berichten der Teilnehmer an Ort und Stelle und unter dem fortdauernden Eindruck der gewaltigen Ereignisse verfaßt, ist eine der wichtigsten Quellen für die ersten Jahre der Kreuzzüge. Es verrät in seinem eleganten, mit Versen untermischten Stil, seiner gesunden, wahrheitsgetreuen, von Wundersucht und Leichtgläubigkeit mehr als andere entfernten Auffassung einen gebildeten und aufgeklärten Verfasser.

Odo von Deuil (de Diogilo), Abt von St.-Denis, hat den zweiten Kreuzzug beschrieben, den er selbst als Begleiter des Königs mitmachte. Dieser unglückliche zweite Kreuzzug hat wenig eigene Bearbeiter gefunden. Über den Kreuzzug von Richard Löwenherz enthalten die Schriften des englischen Geschichtschreibers Radulf von Coggeshale, der im Gefolge seines Königs nach Palästina gezogen war, gute und zu verlässige Nachrichten, während die ihm zugeschriebene „Geschichte des Heil. Landes“, welche die unglücklichen Kämpfe gegen Saladin behandelt, wohl nicht von ihm herrührt. Von hohem Werte für die Geschichte des dritten Kreuzzugs ist dagegen das „Itinerarium König Richards“, welches ein klassisch gebildeter und schriftgewandter Geistlicher nach den Mitteilungen von Augenzeugen verfaßte. Von der schriftstellerischen und kriegerischen Thätigkeit des Kölner Scholastikus Oliver, welcher der Eroberung von Damiette beiwohnte, ist früher die Rede gewesen (S. 109). Die Nachrichten Olivers, der 1225 als Bischof von Paderborn starb, bilden eine wichtige Quelle der berühmten „Kölner Königschronik“ in ihren späteren Teilen (Chronik von S. Pantaleon).

Jakob von Vitry, Bischof von Acre, dann von Tuskulum, hat in drei Büchern eine Geschichte des Morgenlandes (622—1218) geschrieben, ein anziehendes Werk, voll Belehrung über die Sitten und Zustände im Orient, die Natur des Landes wie den Charakter des Volkes; das dritte Buch ist der Geschichte von Damiette des Oliver entnommen.

Alle bisher genannten Geschichtschreiber der Kreuzzüge sind durch den Namen eines Mannes verdunkelt, auf dessen umfassendes Werk von jeher recht eigentlich die Geschichte der Kreuzzüge gegründet wurde: wir meinen Wilhelm von Tyros, der in 23 Büchern eine Geschichte des heil. Krieges geschrieben hat. Von dem Leben Wilhelms wissen wir wenig: er war in Syrien, vielleicht in Jerusalem geboren, besuchte aber, um sich in den Wissenschaften zu bilden, die abendländischen Schulen; im Jahr 1162 war er, wie er uns mitteilt, noch Schüler im Abendland. Nach seiner Rückkunft verschaffte ihm die Gunst König Amalrichs, der ihn auch zur Abfassung seiner Werke aufforderte, das Archidiakonat der Kirche von Tyros; auch wurde ihm die Erziehung des jungen Prinzen Balduin und, als dieser zur Regierung gelangte, das Amt des Kanzlers übertragen; im Jahr 1174 wurde er zum Erzbischof von Tyros gewählt und nahm als solcher an der dritten Lateransynode in Rom teil (1178). Von seiner Rückkehr nach Tyros an haben wir keine zuverlässigen Nachrichten mehr über sein Leben, doch war er ein entschiedener Anhänger des tüchtigen Raimund von Tripoli und ein rückhaltloser Gegner des unfähigen Intriganten Guido von Lusignan: er hat das kommende Unheil vorhergesehen, aber die Katastrophe von 1187 wohl nicht mehr erlebt.

Seine Geschichte der morgenländischen Fürsten von Mohammed bis auf seine Zeiten, von der er mehrmals spricht, ist bis auf geringe Bruchstücke, die er seinem Hauptwerke einverleibt hat, und andere, die von Jakob von Vitry und Wilhelm von Tripolis in ihre Werke aufgenommen sind, verloren gegangen; den Ruhm als Geschichtschreiber verdankt er der Geschichte des heil. Kriegs. Wie richtig und tief er den Beruf eines Geschichtschreibers auffaßte, spricht er in der Einleitung aus. Von den Zeiten Mohammeds, „des Erstgebornen des Satans", werden in übersichtlicher Weise die Ereignisse im Heil. Lande erzählt. Für den ersten Teil seines Werkes bedient er sich der uns bekannten Schriften, eines Albert von Aachen, Raimund von Aguiles u. a.; der letzte Teil gründet sich auf eigene Anschauung und mündliche Berichte anderer. Das dreiundzwanzigste Buch leitet der Verfasser mit bittern Klagen ein. „Niemand ist, der nicht mit Schmerz die Schwäche seines Vaterlandes und die Not der Seinigen ans Licht zieht, und es ist doch ein natürliches Gefühl, daß sich ein jeder bemüht, sein Vaterland mit Lobsprüchen zu erheben und sich an dem Ruhm der Seinigen zu erfreuen. Aber zu Lobeserhebungen ist uns aller Stoff genommen, bloß die Not und den Jammer des trauernden Vaterlandes haben wir vor uns. Es fehlt uns der Mut weiterzuschreiben; man findet nichts, das dem Leser Freude oder dem Schreiber Ehre bringe. Es paßt auf uns, was bei Jesaias steht: das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt, von den Fußsohlen bis aufs Haupt ist nichts Gesundes an ihm." Das dreiundzwanzigste Buch (bis 1184) besteht denn auch bloß aus einem Kapitel; mitten im Werke scheint Wilhelm aus Verdruß und Jammer um die Not seines Vaterlandes die Feder niedergelegt zu haben. Das Werk wurde mehrmals fortgesetzt, aber von weit schwächeren Händen.

4. Die exakten Wissenschaften im zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Die tiefe Finsternis, welche in wissenschaftlichen Dingen im neunten und zehnten Jahrhundert auf dem Abendland ruhte, begann allmählich und langsam *Einfluß der arab. u. griech. Wissenschaft.*

dem Lichte zu weichen, welches sich erst von den Arabern in Spanien und dann infolge der Kreuzzüge auch von Syrien aus über Europa verbreitete. Die bedeutendsten Männer dieser Zeit, wie der berühmte Gerbert (VI, 169), richteten ihre Blicke nach Spanien und suchten und fanden ihr größtes Verdienst in der Erforschung der arabischen Wissenschaft und in der Übermittelung derselben an die abendländische Welt. Auf Jahrhunderte hinaus noch läßt sich die Spur dieses Einflusses der arabischen Gelehrten auf die christliche Wissenschaft verfolgen, und selbst die Leistungen des Altertums kamen nur durch Vermittelung der Araber, zum Teil getrübt und entstellt, dem Abendlande zu gute. So haben die Männer, die im zwölften Jahrhundert die Wissenschaften pflegten und fast ausnahmslos dem geistlichen und Mönchsstand angehörten, den Errungenschaften früherer Zeiten fast nichts Neues hinzugefügt. Es war zu viel noch zu lernen, was den Alten und den Arabern schon bekannt war, die Geister waren zu sehr befangen in religiösem und wissenschaftlichem Aberglauben, in schulmäßigen Vorurteilen, als daß in der Wissenschaft ein rascher und durchgreifender Fortschritt möglich gewesen wäre, wenn es auch nicht an Männern von Geist und edlem Streben fehlte, denen die Geschichte der Wissenschaft ihre Anerkennung nie versagen wird. Die Kreuzzüge schufen auch hier eine neue Periode durch Erweiterung des Gesichtskreises und durch Bereicherung der Kenntnisse und Erfahrungen. Der rege Verkehr mit dem Morgenlande brachte die abendländischen Gelehrten in Verbindung mit den Griechen und Arabern, die nicht bloß in grammatischen und philosophischen Studien, sondern auch in Mathematik und Naturwissenschaften und allen Künsten des Lebens weit voraus waren. Man lernte griechisch und wurde dadurch in den Stand gesetzt, die Schriften des Aristoteles, die man bisher nur durch arabische Vermittelung besessen, in der Ursprache zu lesen, zu übersetzen und zu verbreiten. Durch den Besuch der blühenden arabischen Lehranstalten wurde man mit den Erfahrungswissenschaften, denen die Araber ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise zuwendeten, vertraut. So wurden Griechen und Mohammedaner die Lehrmeister des Abendlandes und ihre Schriften eine ergiebige Quelle der Bildung und Erkenntnis. Die auf fernen Reisen gesammelte Weisheit des Morgenlandes, das emsige Studium fremder Schriften erhellte die klösterliche Finsternis und schuf einen klaren Blick in die Verhältnisse des Lebens. Bei dem durch die Kreuzzüge herbeigeführten großartigen Völkerverkehr und bei dem allgemeinen Gebrauch der lateinischen Sprache zu wissenschaftlichen Zwecken war die Schulbildung in allen Ländern des europäischen Abendlandes Gemeingut aller Gelehrten und somit die Kultur überall eine gleichartige. Vor allen ist hier zu nennen der englische Mönch Adhelard von Bath, der auf ausgedehnten Reisen durch Spanien und Ägypten sich mit der Wissenschaft der Araber vertraut machte, und nach seiner Rückkehr deren Schätze durch Übersetzungen seinen Landsleuten mitteilte. So scheinen durch ihn zuerst die Elemente des Euklid dem Abend-

land bekannt geworden zu sein, die er selbst nur aus den arabischen Übersetzungen kannte, und die in der Folgezeit auf die Entwickelung der Mathematik von unberechenbarem Einfluß waren. In gleichem Sinne war noch eine Reihe anderer Männer thätig, wie Robert, Bischof von Lincoln, und sein Bruder Adam Marsh am Ende des zwölften Jahrhunderts, welche unter ihren Zeitgenossen im Ruf großer Gelehrsamkeit in der Mathematik standen.

Diese ernsten Bestrebungen der Zeit, in die Wissenschaft der Alten einzudringen, begannen im dreizehnten Jahrhundert ihre Früchte zu tragen, wo eine neue Ära für die Naturwissenschaften anbrach, hauptsächlich durch die erfolgreiche Thätigkeit zweier großen Männer, des Albertus Magnus und des Roger Bacon. Noch war zwar nicht die Zeit gekommen für große, die Wissenschaft umgestaltende Entdeckungen, es mußte erst der Boden bereitet werden, auf den ein fruchtbares Samenkorn fallen konnte. Von einer strengen wissenschaftlichen Methode der Forschung, von einem objektiven, vorurteilsfreien Standpunkt, von einem von jeder Nebenrücksicht freien reinen Streben nach der Erkenntnis des Wahren oder, wo das Wahre nicht mit Sicherheit zu ermitteln ist, des Wahrscheinlichen, war lediglich ein weiterer Fortschritt in den exakten Wissenschaften abhängig; aber es bedurfte eines kühnen und freien Geistes, eines tiefen Einblicks in das Wesen der Wissenschaften, wie ihn die frühere Schulgelehrsamkeit nicht zu geben vermochte, um in diesen Fundamenten einen wesentlichen Fortschritt zu machen, in einer Zeit, wo nicht nur das allgemeine Vorurteil den Geist in tausend Fesseln gefangen hielt, sondern auch Gefahren und Verfolgungen dem drohten, der sich gegen die öffentliche Meinung aufzulehnen wagte. Albertus Magnus, den wir schon früher bei den Scholastikern kennen gelernt haben (S. 86 f.), war der gefeiertste Gelehrte seines Jahrhunderts; seine Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, die in der damaligen Zeit als Wunderwerke galten, zogen ihm den Ruf eines Magiers zu, und eine Menge wunderbarer Sagen und Erzählungen knüpfen sich an seinen Namen. Seine Ansichten über die Naturwissenschaften hat er in einem Werk über die Physik niedergelegt, welches er, wie er selbst sagt, auf dringendes Bitten seiner Ordensbrüder verfaßte, um denselben das Studium des Aristoteles zu erleichtern. Diesem Zweck entsprechend hält er sich in seinem Werk möglichst genau an die Physik des griechischen Weltweisen, die er überall durch seine eigenen Forschungen ergänzt, erläutert und berichtigt. Diese seine Forschungen zeugen von einer großartigen Freiheit des Geistes und von einer für jene Zeit bewunderungswürdigen Objektivität der Beobachtung. Und wenn er auch bisweilen noch von den Vorurteilen seiner Zeit befangen erscheint, wie er z. B. die Möglichkeit der Metallverwandlung und der Goldbereitung aufrecht erhält, so treten diese überall mehr in der Form wissenschaftlicher Irrtümer als in der des Aberglaubens auf.

Albertus Magnus, † 1280.

Den Standpunkt der Naturwissenschaft gegenüber dem Wunderglauben und dem

Glauben an das unmittelbare Eingreifen Gottes in den Lauf der Natur charakterisiert Albertus in einer merkwürdigen Stelle wie folgt: „Wir haben in der Natur nicht zu erforschen, wie Gott der Schöpfer nach seinem freien Willen die Geschöpfe gebraucht zu Wundern, wodurch er seine Allmacht zeigt, sondern vielmehr was in den Naturdingen nach den natürlichen Ursachen auf natürliche Weise geschehen kann."

Albertus unterscheidet also ausdrücklich zwischen natürlichen und übernatürlichen Ereignissen, von denen nur die ersteren in das Bereich der Naturwissenschaften fallen; aus denselben Gründen will er den Anfang und das Ende aller Dinge, die Schöpfung und den Untergang der Welt als nicht physisch aus den Naturwissenschaften verbannt wissen, wiewohl er ausdrücklich gegen Aristoteles die Ewigkeit der Welt bestreitet. Diese strenge Abgrenzung des Gebiets der Naturwissenschaften ist ein sehr bedeutsamer Schritt zur Förderung der Wissenschaft, weil darin das Bestreben liegt, überall die natürlichen Ursachen der Erscheinungen zu erkennen, wenn auch das Bestreben noch nicht immer mit Erfolg gekrönt ist. „Der erhabene Gott regiert die Naturdinge und leitet sie durch natürliche Ursachen, und diese suchen wir hier, da wir die göttlichen Ursachen, weil sie nicht so nahe liegen, nicht so leicht auffinden können." Vielfach finden wir Albertus noch befangen von dem Glauben an den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen, aber auch hier leuchtet überall der Gedanke an irgend einen natürlichen, wenn auch nicht näher erklärten Zusammenhang durch. So schreibt er z. B. über die Bedeutung der Kometen: „Was den Tod des Reichen und Armen betrifft, so ist zu sagen, der Komet deute beides an; aber in betreff des Todes eines Königs wird es mehr wegen des Rufes beobachtet. Der Komet hat allerdings eine natürliche Ursache, die nicht mit dem Tod der Könige zusammenhängt, aber seine erste Ursache ist eben der Mars, der die Elemente aufregt, Zorn, Hitze und Trockenheit bringt, und darum gewaltsamen Tod bedeutet, der übrigens nicht notwendig ist, sondern zu dem man sich nur hinneigt. Es ist der Komet nur ein Zeichen, wie ein Rat, dessen Aussprüchen man durch bessere Entschlüsse zuvorkommen kann."

In einem andern Werk, dem Speculum astronomicum, kennzeichnet Albertus noch bestimmter seine Stellung gegenüber der Astrologie. Er betrachtet die Konstellation der Gestirne nur als eine von den vielen Mächten, die auf die Entschlüsse und auf die Schicksale der Menschen von Einfluß sein können vermittelst eines dunkeln natürlichen Zusammenhangs, die aber keineswegs allein maßgebend sind, noch unabänderlich gewisse Folgen nach sich ziehen, denn die Freiheit des Willens gilt ihm immer als ein unantastbarer Grundsatz. Endlich ist noch hervorzuheben die für die damalige Zeit unglaubliche Fülle des Wissens, eine ungemein reiche und sorgfältige Beobachtung der Natur und selbst eine umsichtige Sammlung und Kritik fremder Beobachtungen und Erfahrungen, welche den Werken des Albertus durchweg eine solide reale Basis verleihen und eine bleibende Stelle in der Geschichte der Wissenschaften sichern.

Roger Bacon. 1214–1294. Der zweite große Mann dieses Zeitalters, der an Freiheit des Geistes, an Kühnheit, den herrschenden Vorurteilen seiner Zeit entgegen zu treten, an genialer Schöpfungskraft den Albertus Magnus noch überragt, ist Roger Bacon. Wie bei Albertus besteht auch Bacons Größe weniger in dem, was er der Wissenschaft Neues hinzugefügt hat, als in den neuen Bahnen, die er eröffnet, in der Schärfe und Kühnheit, mit der er die veralteten, unfruchtbaren Methoden bekämpft hat. Mit glühendem Wissensdrang hatte er die Schriften der Araber und Griechen studiert, er hatte seine Forschungen ausgedehnt auf alle Gebiete des damaligen Wissens, er hatte die Schwächen und Fehler des

Alten erkannt und empfunden, und strebte mit aller Kraft seines Geistes nach neuen Wegen zur Förderung der Wissenschaft.

Baco richtete seine Angriffe zunächst gegen die scholastisch-aristotelische Philosophie, welche noch mit den Spuren der unlauteren arabischen Quellen behaftet, die Wissenschaft jener Zeit despotisch beherrschte, gegen die spitzfindige Dialektik, der es mehr um schulmäßig korrekte Schlüsse, um gelehrt klingende Wortstellungen als um die Ermittelung der Wahrheit zu thun war. Er bekämpfte in einem eigenen Werk »de nullitate magiae« den Aberglauben und die Irrlehren. Und wenn er auch selbst noch zum Teil den astrologischen und alchemistischen Lehren anhing, so ist es doch mehr zu bewundern, in wie gemäßigter, freisinniger Form er sich über diese Dinge ausspricht, als daß man ihm einen Vorwurf daraus machen dürfte, daß er ein Sohn seiner Zeit war, daß ihm nicht die Erfahrungen und Kenntnisse zu Gebote standen, die erst die spätere Zeit hervorgebracht hat. Roger Bacon war in der That der aufgeklärteste Mann seiner Zeit. Bei keinem tritt in dem Maße das Bestreben nach einer natürlichen und realen Auffassung der Dinge dieser Welt hervor.

So versucht er denn auch an die Stelle der alten scholastischen Lehren, die er zu zerstören trachtete, neue fruchtbarere Methoden zu setzen, und diese findet er einerseits in dem Zurückgehen auf die Erfahrung, andererseits, und dies ist der große neue Gedanke, den Bacon zuerst gefaßt hat, in der Anwendung der Mathematik auf die Naturwissenschaften.

Mit der mathematischen Methode versuchte Bacon teils mit mehr, teils mit weniger Glück in verschiedenen Teilen der Naturwissenschaften Resultate zu erzielen. Diese Untersuchungen sind uns in einer Reihe von Werken »Perspectiva«, »Specula mathematica« und hauptsächlich in dem »Opus majus« erhalten. Namentlich richtete er seine Forschungen auf die Optik, auf die Gesetze der Spiegelung und der Strahlenbrechung. Mit großem Scharfsinn hat er die Wirkung der geschliffenen Gläser erkannt, so daß ihm von manchen die Entdeckung der Fernröhre und Brillengläser zugeschrieben wird. Es ist indessen unwahrscheinlich, daß er es versucht habe, seine theoretischen Resultate in die Wirklichkeit zu übertragen, und es scheint mehr das Spiel einer lebhaften Phantasie seines der Zeit prophetisch vorauseilenden Geistes als eine wirklich gemachte Erfahrung zu sein, wenn er von Gläsern spricht, die das Größte klein, das Kleinste groß, das Entfernte nahe und das Nahe entfernt erscheinen lassen, mittels deren wir die Sandkörner zählen und die Sonne und den Mond herabsteigen und über den Häuptern unserer Feinde erscheinen lassen könnten. Dagegen ist nicht zu bezweifeln, daß Bacon durch seine zahlreichen chemischen Forschungen bereits zur Kenntnis der Zusammensetzung und der Wirkung des Schießpulvers und zu einer großen Zahl anderer Entdeckungen gelangt ist. Auch hat er bereits die Einrichtung des Julianischen Kalenders geprüft und die Mängel desselben scharf und richtig erkannt. Welche Mittel er zur Abhilfe dieser Fehler vorgeschlagen hat, ist uns nicht bekannt.

Die Optik war in jener Zeit eine vielfach und mit Vorliebe behandelte Wissenschaft. Außer Roger Bacon sind noch zwei andere Männer zu nennen, welche gelehrte Werke darüber hinterlassen haben, der Pole Vitellio und Thomas Peccam oder Pecham, nachmaliger Erzbischof von Canterbury, dessen Werk, wiewohl mit zahlreichen Fehlern und Ungenauigkeiten behaftet, im Mittelalter ein großes Ansehen genoß. Durch diese wissenschaftlichen Forschungen angeregt, machte auch die praktische Optik einen bedeutenden Fortschritt, durch

die Erfindung der Linsengläser und die Anwendung derselben zur Schärfung des Gesichts, welche wahrscheinlich einem Florentiner Salvino degl' Armati zugeschrieben werden muß. Es waren namentlich zwei Wissenschaften, welche in damaliger Zeit, allerdings im Dienste des Wahns und des Aberglaubens, in Blüte und Ansehen standen und zum Teil des mächtigen Schutzes der Fürsten genossen, die Chemie und die Astronomie. Die Chemie, teils zu Zwecken der Heilkunde, teils zum Zweck des Goldmachens betrieben, war eine Beschäftigung fast aller Gelehrten und selbst mancher Fürsten jener Zeit. Niemand zweifelte an der Existenz des Steins der Weisen, der unedle Metalle in Gold verwandeln und zugleich als Universalmedizin und Lebenselixir alle Krankheiten heilen und das Leben erhalten könnte. Von vielen wurde behauptet, daß sie ihn gefunden haben sollten, so von dem glaubenseifrigen Heidenbekehrer Raymundus Lullus (S. 90), der durch seine zahlreichen Experimente nicht wenig zur Erweiterung der chemischen Kenntnisse beigetragen, aber zugleich durch seine Unklarheit und durch das Hereinziehen religiöser Phantastereien in die Wissenschaft die Begriffe verdunkelt und verwirrt hat.

Nicht minder als die Chemie wurde die Astronomie gefördert durch die astrologischen Träumereien des Zeitalters. Unter besonderem Schutz und Förderung des Kaisers Friedrich II., der den Wissenschaften, und namentlich der Astronomie sehr zugethan war, wurde die erste Übersetzung des Almagest des Ptolemäus (IV, 334), allerdings nicht aus dem Grundtext, sondern aus dem Arabischen, durch Gerhard von Cremona verfaßt, wodurch die Grundlagen der wissenschaftlichen Astronomie zuerst in Europa bekannt wurden.

Von noch größerem und dauernderem Nutzen für die Wissenschaft waren die Bestrebungen des Königs Alfons X. von Kastilien, den wir oben als Mitbewerber um die römisch-deutsche Kaiserkrone kennen gelernt haben und der auch durch besoldete Gelehrte Urkunden und Annalen zu großen Geschichtswerken anfertigen ließ. Selbst ein eifriger Anhänger und gründlicher Kenner der Astronomie, berief dieser Fürst mit großem Kostenaufwand die bedeutendsten jüdischen, arabischen und christlichen Gelehrten seiner Zeit an seinen Hof, um durch sie die Fehler der alten Astronomie verbessern zu lassen. Unter diesen Gelehrten werden genannt: der Jude Isaak Ben Said, die Araber Ben Ragel, Ben Musa, Alcabitius u. a. Nach vierjähriger Arbeit wurden von diesen
1252. die berühmten „Alfonsinischen Tafeln“ herausgegeben, welche trotz der sehr komplizierten und fast absurden Theorie der Bewegung der Himmelskörper, die denselben zu Grunde liegt, eine Fülle von für die Wissenschaft höchst fruchtbaren Beobachtungen enthalten. Man erzählt, daß Alfons selbst, durch die unnatürlichen und künstlichen Voraussetzungen seiner Gelehrten betroffen, geäußert habe, wenn Gott ihn bei der Weltschöpfung zu Rate gezogen hätte, so würden die Dinge wesentlich besser und einfacher eingerichtet worden sein. Auch im

übrigen Europa fanden die Ansichten der Alfonsinischen Gelehrten heftige Gegner, welche dieselben sogar zwangen, eine Revision und Verbesserung ihrer Tafeln vorzunehmen. So regte sich bereits in dieser Zeit das Bedürfnis und das Streben nach einer einfacheren und richtigeren Erklärung der scheinbar so komplizierten Vorgänge am Sternenhimmel, ein Bedürfnis, dessen Befriedigung allerdings noch fast drei Jahrhunderte auf sich warten ließ.

III. Verfall der Lehnsmonarchie und des Pontifikats und Herausbildung ständischer Verfassungen.

Die in den folgenden Blättern benutzte **historische Litteratur** wurde großenteils schon in den früheren Abschnitten aufgeführt, nämlich in Bd. IV, 728 und V, 664 für England; in Bd. V, 1 und VI, 439 für Spanien; in Bd. V, 276 nebst den Ergänzungen in VI, 439 für Frankreich. — Hier haben wir demnach nur einige Nachträge beizufügen:

1. Für die Geschichte Spaniens und Portugals im Mittelalter sind die älteren Chronisten gesammelt in: Andr. Schott, Hispania illustrata 4 voll. fol. Frankf. 1603—1608. Für die allgemeine Gesch. der pyrenäischen Halbinsel sind neben den größeren Geschichtswerken einer früheren Periode: Mariana, Historia de rebus Hispaniae. Mainz 1605 und in spanischer Übersetzung Antwerpen 1737—1739. 16 Bde. 8.; Zurita, Anales de la corona del regno de' Aragon. Zaragossa 1610. 6 voll. 4. nebst Index; Ferreras, Hist. de España. Deutsch mit Anmerk. von Baumgarten. Halle 1754 ff.; von besonderer Bedeutung: Lafuente, Historia general de España. Madrid 1850—1859. 22 voll. 8. und Ross. St. Hilaire, Histoire d'Espagne. Paris 1837—1865, bis jetzt 9 Bde. Über Aragonien ist noch nachträglich zu gedenken: Gervinus, Versuch einer inneren Geschichte Aragoniens (Histor. Schriften 1. Frankf. 1833), über Kastilien: F. W. Schirrmacher, Geschichte Kastiliens im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Gotha 1881. — Der Werke von Schmidt, Aschbach, Schäfer ist schon früher Erwähnung geschehen, und von der Chronik des edlen En Ramon Muntaner, von der man eine französische und deutsche Übersetzung besitzt (letztere von Lanz), ist im Text selbst gehandelt (S. 503).

2. Auch über die Geschichte von England sind die wichtigsten Quellen, soweit sie die hier behandelte Periode berühren, in dem Abschnitt über Kulturleben nnd Bildungsstand S. 500, 508 f. angeführt. Sie finden sich nebst andern Quellen (wie der Chronik von H. Knighton) in den größeren Sammelwerken von Gale (Oxf. 1684 fol. 3 Bde.); Camden, Frankf. 1603 und Hist. Angl. scriptores X. Lond. 1652, namentlich aber in der großen amtlichen, vom Master of the Rolls geleiteten Sammlung Rerum Britannicarum medii aevi scriptores bis jetzt c. 40 Bde. Lond. 1858 ff. Das französische Werk Hist. d'Angleterre par Rapin de Thoyras. La Haye (Paris) 1749. 16 voll. 4. ist auch in deutscher Übersetzung mit Anmerk. von Baumgarten vorhanden (Halle 1755 ff.). Wichtige Aktenstücke findet man gesammelt in dem großen Werke: Rymer, Foedera, conventiones, literae et cujusque generis Acta publica. Haag 1745, 10 voll. fol. Von neueren Darstellungen kommen in Betracht: Green, History of the English people (Bd. I. bis 1461). Lond. 1877; Stubbs, Constitutional history of England, 4 Bde. Lond. 1871—74 und R. Pauli, Simon v. Montfort, Graf v. Leicester, der Schöpfer des Hauses der Gemeinen. Tübing. 1867. Viele Belehrung über die gesamte innere Entwickelung des englischen Staatslebens schöpften wir aus den Werken von Rud. Gneist in den neuen Bearbei-

tungen: Geschichte und heutige Gestalt der englischen Kommunalverfassung oder des Selfgovernment. Berl. 1863 und: Das englische Verwaltungsrecht cet. ib. 1867, sowie desselben Englische Verfassungsgeschichte. Berl. 1882. — In der Geschichte von Schottland benutzten wir neben dem Werke des Georg Buchanan: Rerum Scoticarum historia. Abred. 1762, besonders: Fraser Tytler, History of Scotland. Edinb. 1826 ff. Und über Irland: Leland, History of Ireland. Lond. 1773 u. Dublin 1814, 3 voll. und Lappenberg in Ersch und Grubers „Encyklopädie“ Sekt. II., Bd. XXIV. — Die kirchlichen Streitigkeiten unter Heinrich II. und Johann sind in den schon erwähnten Werken von Reuter über Alexander III. und Hurter über Innocenz III. ausführlich behandelt. Auch in des Verf. eigenem Werk: G. Weber, Geschichte der akatholischen Kirchen und Sekten in Großbritannien (in zweiter Ausgabe: Geschichte der Kirchenreformation in Gr.) Leipz. 1845, 1853. 2 Bde., enthält die Einleitung einen Abriß dieser Streitigkeiten.

3. Der Quellen über die Geschichte Frankreichs während dieser Periode ist oben S. 509 f. Erwähnung gethan worden, sowie auch der ältesten Denkwürdigkeiten in der Landessprache von Villehardouin und Joinville. Auch diese Werke findet man in größeren Sammelwerken, namentlich bei du Chesne, Historiae Francorum scriptores coaetanei. Paris 1636—1649. 5 vol. fol.; in dem durch Dom Bouquet begründeten, von der gelehrten Kongregation der Benediktiner zu St. Maur weitergeführten und neuerdings von der französischen Akademie fortgesetzten großen Recueil des Historiens des Gaules et de la France (Scriptores rerum Gallicarum et Francicarum, bisher 26 Bde. Paris 1738 ff.; in der Collection des chroniques françaises par Buchon, welche mit den Chronikbüchern Villehardouins und Jean Froissarts beginnen; und in der Collection universelle des mémoires particuliers relatifs à l'histoire de France. Lond. & Paris 1785 ff., welche die Mémoires du Sire de Joinville in drei Bänden enthalten, die außerdem von de Wailly (Paris 1865) vortrefflich herausgegeben sind. Wichtige Aktenstücke über alle Teile der französischen Geschichte des Mittelalters findet man ferner in der bändereichen Collection de documents inédits sur l'histoire de France. Paris 1841 ff. und: Les Olim ou registres des arrêts rendus par la cour du roi sous les règnes de St. Louis, de Philippe le Hardi et le Bel cet. par Beugnot. Paris 1839 ff. t. 4 in 4. Über die kirchlichen Vorgänge stehen die wichtigsten Urkunden in Raynaldi Annales eccles. ed. Mansi. fol. Von neueren Geschichten über Frankreich haben wir noch beizufügen: Histoire de France par Henri Martin. 4. Aufl. Paris 1862 ff. und d'Areste, Hist. de France depuis ses origines (6 Bde.). Paris 1865 ff., von denen die einschlägigen Bände benutzt wurden, und namentlich die auf reichem vorfindlichem Material beruhende Arbeit von Boutaric, La France sur Philippe le Bel. Paris 1861. Das Verhältnis von Bonifacius VIII. zu Frankreich hat Flathe, Gesch. der Vorläufer der Reformation. Leipzig 1835. 2 Bde. und dann Drumann, Papst Bonifaz VIII. Königsberg 1852. 2 Bde., behandelt. Über den Prozeß der Templer und die gegen ihren Orden erhobenen Beschuldigungen findet man einen Aufsatz in Raumers Hist. Taschenbuch vom Jahr 1845 (von Dr. W. G. Soldan) und alles vereinigt im zweiten Band des schon erwähnten Buches von W. F. Wilcke in der zweiten Auflage, dann namentlich: Hans Prutz, Geheimlehre und Geheimstatuten des Tempelherrenordens. Berlin 1879 und der betreffende Abschnitt von desselben früher angeführten Kulturgeschichte der Kreuzzüge, wo auch die bisher im vatikanischen Archiv sekretierten Akten des vor dem Papst selbst geführten Prozesses verwertet sind.

A. Das christliche und mohammedanische Spanien.

1. Christentum und Islam im fortdauernden Kampf.

Die christlichen Reiche im zwölften Jahrhundert (vgl. VI, 535 ff.).

Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts war die pyrenäische Halbinsel noch immer zwischen den Mohammedanern und Christen geteilt. Jene standen unter der Herrschaft der Morabethen (Almoraviden), diese hatten sich in die Königreiche Kastilien und Aragonien geschieden. Die westlichen Landschaften, anfangs in Lehnsabhängigkeit von Kastilien, wurden zu einem eigenen Königreich Portugal vereinigt. Alfons Henriquez, der Gründer des Reichs, erlangte nach vielen Kämpfen von Papst Alexander III. die Anerkennung seiner Königswürde, nachdem er das neue Königreich unter den päpstlichen Schutz gestellt und sich zur Entrichtung eines jährlichen Tributs an die Kurie verstanden. Im Nordosten der Halbinsel führten die Markgrafen von Barcelona die Herrschaft über die katalonischen Landschaften am Fuße der Pyrenäen bis zum unteren Ebro, womit auch noch zeitweise ansehnliche Besitzungen im Norden jenes Grenzgebirges und in der Provence verbunden waren. Die alten Königreiche Leon und Navarra waren in die größeren Nachbarreiche aufgegangen, jenes in Kastilien, dieses in Aragonien, doch war die Verbindung weder fest noch durchgreifend; sie behielten ihre eigenen Gesetze und eine gewisse Selbständigkeit, welche von Zeit zu Zeit wieder in völlige Trennung unter eigenen Königen überging. Denn da kein Erbfolgegesetz die Einheit des Reiches sicherte, so geschah es häufig, daß bei der Erledigung des Thrones die einzelnen Landschaften durch Erbteilungen wieder auseinander gerissen wurden. Indessen konnten bei der Gleichartigkeit der öffentlichen Zustände aller christlichen Reiche in Spanien und bei den verwandtschaftlichen Verhältnissen der königlichen Häuser solche Verbindungen und Lösungen ohne große Schwierigkeiten vor sich gehen, nur daß sie häufig Veranlassungen zu inneren Kämpfen und Familienfehden gaben. In den meisten Fällen, wo Navarra, Leon, Galicien eigene Fürsten hatten, standen diese in einem untergeordneten Verhältnis oder Vasallenverband zu Kastilien und Aragonien, und die Kriege gegen die Mohammedaner galten als gemeinsame Angelegenheit des gesamten Christenvolks.

Kastilien und Aragonien getrennt. 1127.

Urraca, die Erbtochter Alfons VI. von Kastilien und Leon, welcher die den Arabern entrissene Stadt Toledo zur kastilischen Residenz erhoben, vermählte sich in zweiter Ehe mit Alfons I. von Aragonien, einem tapfern, kräftigen Fürsten (VI, 544 ff.). Dieser legte sich, wie schon sein Schwiegervater gethan, den Titel „Kaiser von Hispanien“ bei und führte die vereinigten Streitkräfte der christlichen Reiche gegen die Sarazenen ins Feld. Aber seine Unternehmungen wurden öfters gehemmt und unterbrochen durch innere Un-

ruhen und Kämpfe. Die Königin Urraca, ein ränkevolles Weib von unsittlichem Wandel, geriet bald mit ihrem Eheherrn in Hader und reizte den kastilischen Ritteradel, der die Herrschaft des Aragoniers ungern ertrug, zum Aufruhr. Die Kastilier riefen den Sohn der Königin erster Ehe, Alfons Raimundez von Galicien, zum König aus. Die Folge dieser Spaltung war ein vieljähriger Krieg um Thron und Herrschaft, begleitet von Verschwörungen und Parteikämpfen der Großen, von anstößigen Vorgängen im königlichen Palast, von Plünderung der Kirchenschätze, von Beraubung und Verarmung des Volks. Selbst der Tod der Königin setzte dem Krieg nicht sofort ein Ziel, indem nun 1126. die beiden Alfonse die Waffen gegeneinander kehrten. Endlich vermittelte die Geistlichkeit einen Frieden. Die beiden Königreiche wurden geschieden, über die streitigen Gebietsteile trat ein Vergleich ein. Kastilien mit Leon und Galicien 1127. bildeten das Gebiet Alfons VII. (oder VIII., da auch sein Stiefvater als kastilischer König gezählt ward); Aragonien mit Navarra verblieb dem König Alfons I.

Nun kehrte der Aragonier seine Waffen von neuem wider die Moslems; *Aragonien u. Katalonien. Alfons I. 1105—1134.* der stolze Beiname „Batallador", der Schlachtenlieferer, den ihm seine Landsleute beilegten, kann als Beweis gelten, mit welcher Kraft und Energie er diesen Kampf betrieb. Es wurde früher erwähnt (VI, 545 f.), daß sein Vorgänger Pedro durch die Eroberung von Huesca dem Königreich Aragonien Festigkeit und Bestand gegeben. Zehn Jahr nach seinem Tod wurde Tudela am Ebro 1114. gewonnen, ein wichtiger Stützpunkt für weitere Eroberungen; aber erst als Alfons, unterstützt von Rittern aus dem südlichen Frankreich, die Sarazenen in mehreren heißen Treffen überwand und endlich nach siebenmonatlicher Belagerung die Stadt Saragossa, das Bollwerk der Araberherrschaft in der nord- 18. Dez. 1118. östlichen Halbinsel, zur Ergebung zwang, ging das Königreich Aragonien seiner staatlichen Entwickelung entgegen. Saragossa, solange der Sitz mohammedanischer Emire, wurde die Hauptstadt Alfons'. Die Hauptmoschee diente fortan dem Kultus des Heilands. Die Ritter und Edlen, die dem König tapfer zur Seite gestanden, sowie die Kämpfer, die über die Pyrenäen zu seiner Fahne gezogen waren, wurden reichlich belohnt. Die Moslems trugen den Verlust von Saragossa, die Wirkung ihrer eigenen Uneinigkeit, sehr schwer; um nicht ganz aus dem Ebrogebiet verdrängt zu werden, ermannten sie sich zu gemeinsamem Widerstand. Nach einer Reihe blutiger Gefechte am Segre und Ebro gewannen sie unter dem tapfern Oberfeldherrn Jahja Ibn Gania durch eine Kriegslist die Schlacht bei Fraga, mit welcher Alfons sein Heldenleben schloß. 7. Sept. 1134. Die Anstrengungen hatten seine Körperkraft gebrochen, der Kummer über die schwere Niederlage that das Übrige. Er sank aufs Krankenlager, von dem er nicht mehr aufstand. Bei seinem Tode war die Existenz des Königreichs gefährdet. Da er kinderlos war, hatte er die christlichen Ritterorden vom Heil. Grabe, die an den Kämpfen wider die Sarazenen den regsten Anteil nahmen

und in allen Teilen der Halbinsel Burgen und Güter besaßen, zu Erben seiner Reiche eingesetzt. Diese Bestimmung wurde jedoch nicht eingehalten. Die Aragonier wählten in der „königlichen Stadt“ Jaca einen Bruder des Verstorbenen,
Ramiro II. 1134—1137. Ramiro, der seit seiner Jugend im Kloster gelebt hatte, zum König, einen „Mönch“ an die Stelle eines Kriegers, die Navarresen dagegen erhoben einen Abkömmling ihres alten Fürstenhauses Garcias VI. auf den Thron und sagten sich von Aragonien los. Freilich war der Priesterkönig ein schwacher Ersatz für den „Schlachtenlieferer“, dennoch hat er den Fortbestand Aragoniens gesichert. Gleich nach seiner Erhebung vermählte sich Ramiro mit Ines, der Schwester des Herzogs von Aquitanien und Poitou; sie gebar ihm eine Tochter
Petronella und Raimund Berengar IV. 1137—1162. Petronella; diese wurde als zweijähriges Kind auf den Rat der Großen mit Raimund Berengar IV. von Barcelona verlobt, und als bald darauf Ramiro wieder ins Kloster zurückkehrte, erhielt der Markgraf die vormundschaft-
1137. liche Regierung über Aragonien, bis das Alter der Braut die Verheiratung möglich machte. Diese Ehe hatte die bleibende Verbindung Aragoniens und Kataloniens unter Raimunds und Petronellas Sohn Alfons II. zur Folge. Der letztwilligen Verfügung Alfons I. suchte Raimund dadurch zu genügen, daß er nach dem Vorbilde des Tempelordens eine eigene Ordensritterschaft gründete „zur Verteidigung der abendländischen Kirche und zur Bekämpfung der Mauren in Spanien“ und denselben große Güter, Burgen und Einkünfte verlieh. Eine eigene aragonische Zunge des Tempelordens, stand sie unter dem Großmeister von Jerusalem. Der große Gewinn, der den Ordensbrüdern aus der arabischen Kriegsbeute im Falle eines Sieges in Aussicht gestellt ward, war ein mächtiger Sporn zu Unternehmungen und Eroberungszügen. Schon Berengar III., Raimunds Vater, ein tapferer Streiter im Dienste Christi, hatte dem Tempelorden, dem er selbst beigetreten war, große Güter und Rechte eingeräumt und mit ihrer Hilfe und unterstützt von der katalonischen Ritterschaft und den Pisanern gegen die Ungläubigen mit Tapferkeit und Glück gekämpft und ihnen manche Stadt und manche Burg im heißen Kampf entrissen. Auch hatte er sein Gebiet im Norden der Pyrenäen ausgedehnt und die Grafschaft Carcassonne, Besalu, Cerdagne u. a. O. erworben. Raimund Berengar IV. war nicht nur der Erbe dieser Besitzungen, die er nun mit Aragonien verband, er setzte auch die Eroberungskriege gegen die Sarazenen fort, bald auf eigene Hand, bald im Bund mit seinem Schwager, Alfons VII. (VIII.) von Kastilien, welcher sich, gleich seinen beiden Vorgängern, den Titel „Kaiser von Spanien“ beilegte und über die anderen christlichen Reiche eine oberherrliche Autorität in Anspruch nahm.

Nun erlangten die Christen bald wieder die Oberhand über die Moslems.
Die Almohaden. Nicht nur, daß die religiöse Begeisterung, die ritterliche Kampflust der Zeit und die Aussicht auf Rittergüter und Beute stets frische Streiter unter die Fahne des Heilands führte, die Spaltung unter den Bekennern Mohammeds erleich-

terte den Fortgang ihrer Waffen. Die Herrschaft der Almoraviden war ohne Festigkeit. Die spanischen Araber trugen das Joch der fremden Eroberer mit Widerwillen; die Statthalter mißbrauchten ihre Stellung zu Bedrückung und Gewalt; die Reichtümer und Genüsse Andalusiens übten eine verführerische Macht auf die Söhne der Wüste, sie ergaben sich dem Wohlleben und der Weichlichkeit. Am Hofe Alis Ibn Taschfin herrschte Üppigkeit und Genußsucht, welche von den Emiren in den Provinzen nachgeahmt ward. Da trat Abdallah Ibn Tomrut aus einem am Atlas seßhaften Araberstamm, welcher in Bagdad die Lehrvorträge Algazals (VI, 496) gehört hatte, als Reformator auf. Er gab sich für den Mahdi aus (V, 83), baute sich in der Nähe von Marokko in einer einsamen Gegend zwischen Gräbern eine Hütte und eiferte gegen Weltlust und Sittenlosigkeit. Seine feurige Beredsamkeit, seine strenge Lebensweise, sein heiliger Eifer erweckten ihm viele Anhänger. Er vereinigte alle, die an seine göttliche Sendung glaubten, zu der Sekte der Moahedim (Almohaden), d. h. Anbeter des einen wahren Gottes, band sie durch einen heiligen Eidschwur zum treuen Ausharren und ordnete sie in Klassen nach dem Grade der Heiligkeit. Bald zählte er zwanzigtausend Gläubige unter seiner weißen Fahne und begann den Kampf wider die Moraviden, die Männer der Üppigkeit und der Weltlust. Sieger in mehreren Schlachten rückte er in Verbindung mit seinem getreuesten Jünger Abdel Mumen vor die Hauptstadt Marokko; er wurde zurückgeschlagen; der Verdruß über die mißlungene Unternehmung verschlimmerte die Krankheit, an der er litt, und stürzte ihn ins Grab. Abdel Mumen wurde sein Nach- 1130.
folger. Alle Moahedim schwuren ihm als dem „Herrscher der Gläubigen" (Emir al Mumenin) Gehorsam. Das Glück seiner Waffen mehrte die Zahl der Gläubigen. Er eilte von Sieg zu Sieg. Ali starb in Kummer und schlimmen Ahnun- 1143.
gen im Aleazar zu Marokko. Sein tapferer Sohn Taschfin lieferte den Schwärmern am waldbedeckten Atlas eine unglückliche Schlacht und floh mit den Trümmern seines Heeres nach Tlemcen. Von Abdel Mumen verfolgt und zum zweitenmal besiegt, ritt er in dunkler Nacht an die Meeresküste und fand den Tod durch einen Sturz. Sein Sohn Ibrahim war der letzte Moraviden- 1145.
herrscher. Fes fiel durch Verrat in die Hände des Almohadenfürsten. Marokko, die volkreichste Stadt, fest durch Natur und Kunst, wurde durch Hunger zur Ergebung gezwungen. Ibrahim und alle Moravidenhäupter, die in die Gewalt des Schrecklichen gerieten, wurden ermordet. Ein solches Ende nahm das Herr- 1147.
scherhaus Taschfins in Afrika.

Diese Vorgänge erzeugten in dem arabischen Spanien, wo man den Übermut und den Druck der moravidischen Militärstatthalter schon längst mit tödlichem Haß getragen, eine allgemeine Empörung. Von Algarbien, wo Ahmed Ibn Kosai, ein als Dichter und Lehrer hochgeehrter Mann, das Volk unter die Waffen rief, verbreitete sich der Aufstand schnell über Andalusien bis nach Murcia und Valenzia. In Sevilla, Cordova, Granada u. a. O. kam die Aufruhr und Anarchie in Andalusien. 1145—1147.

Herrschaft in die Hände arabischer Häuptlinge. Der moravidische Oberbefehlshaber Jahjah Ibn Gânije, ein unternehmender, entschlossener Feldherr, suchte zwei Jahre lang die Bewegung niederzudrücken; seine Anstrengungen dienten nur dazu, die Verwirrung, Kriegsgreuel und Parteikämpfe zu mehren. Ahmed Ibn Kosai stellte sich unter den Schutz Abdel Mumens und schwur zu der weißen Fahne des Sektenfürsten, und dieser zögerte nicht, die Moraviden in ihren letzten Besitzungen zu bekämpfen. Algeziras, die wichtige Seestadt, wurde
Juni 1146. erobert, Gibraltar und Jeres öffneten ihre Thore, in Sevilla und Malaga wurde das öffentliche Gebet für Abdel Mumen gehalten.

Alfons VIII. von Kastilien. 1127–1157. In dieser Bedrängnis riefen die Almoraviden den König von Kastilien zu Hilfe. Alfons zögerte nicht, von den inneren Zerrüttungen der Mohamme-
1147. daner Vorteil zu ziehen. Um dieselbe Zeit, als Lissabon mit Hilfe der Kreuzfahrer von dem portugiesischen König erobert ward (VI, 547), rückte der kastilische „Kaiser“ in Verbindung mit Raimund von Barcelona, dem Grafen Wilhelm von Montpellier und der christlichen Ritterschaft aus allen spanischen Reichen vor die Küstenstadt Almeria, den Hauptsitz der mohammedanischen Seeräuber, schloß sie zu Land ein, während die Flotte der Genuesen und Pisaner den Hafen blockierte, und zwang sie nach langer Belagerung zur Übergabe. Die Besatzung wurde niedergemacht und unermeßliche Beute weggeführt. Mit gleichem Erfolg bekämpfte Raimund Berengar die Moslems am Ebro, wo er,
1148. ebenfalls unterstützt von den Genuesen und Pisanern, die wichtige Stadt Tortosa eroberte und dann das ganze Flußgebiet seinem Reiche einfügte. — Der Beistand der Christen vermochte jedoch den Sturz der Almoravidenherrschaft nicht aufzuhalten. Nachdem Cordova in die Gewalt des Almohadenhäuptlings gefallen war und der tapfere Jahjah Ibn Gânije im Kampfe vor Granada den Tod gefunden, geriet das ganze südliche Spanien unter die Herrschaft der afrikanischen Fanatiker, welche den eingeschlummerten Glaubenseifer der Moslems aufs neue weckten und dem Widerstand gegen die Christen frische Energie einflößten. Alfons VIII. erlebte noch den Kummer, daß das schwer errungene Almeria dem kastilischen Reiche wieder entrissen ward und die Almohaden sieg-
21. Aug. 1157. reich in Granada einzogen. Auf der Rückkehr von einem Feldzug starb er im Engpaß Muradal, ein Fürst von Kraft, Verstand und Gerechtigkeitsliebe, voll Eifer für den Christenglauben und freigebig gegen Kirchen und Klöster. Mit ihm schloß die Reihe der „Kaiser von Spanien“.

Die spanischen Ritterorden. Mit dem Tode Alfons VIII. von Kastilien und dem fünf Jahre später erfolgten Tode Raimund Berengars IV. von Aragonien und Katalonien traten für die christlichen Reiche der spanischen Halbinsel wieder schlimme Zeiten ein. Während die Mohammedaner unter der Herrschaft der Almohaden geeinigt im Süden und Südosten neue Kraft gewannen und von den alten Besitzungen manches zurückeroberten, wurde im Norden die Energie des Angriffs und Widerstandes durch Teilungen und bürgerliche Kämpfe gebrochen. Wenn auch

das aragonisch-katalonische Reich ungeteilt auf den jungen König Alfons II. überging und seine Oberhoheit sich über einen großen Teil von Languedoc und die von einem Verwandten des Königshauses verwaltete Grafschaft Provence ausdehnte, so wurde dagegen das kastilische Reich unter Alfons' VIII. Söhnen und Nachfolgern zerrissen, indem Leon mit Galicien und Asturien und Navarra mit den baskischen Landschaften ausschieden und ohne Kastiliens Lehnshoheit ferner zu beachten unter eigenen Fürsten ein unabhängiges Staatsleben begründeten. Die Folge dieser Teilungen waren innere Kämpfe und Familienfehden, welche den Moslems zu statten kamen. Die Trennung und Schwächung der spanischen Christenheit würde noch mehr überhand genommen haben, hätte nicht die Geistlichkeit der Ritterschaft den Kampf wider die Ungläubigen als eine religiöse Pflicht eingeschärft und den Glaubenseifer lebendig erhalten. Sie beförderte die Bildung der spanischen **Ritterorden**, denen die Erhaltung der christlichen Königreiche und die endliche Bewältigung der Mohammedaner vorzugsweise zu verdanken war.

Dem von Raimund, Abt des Marienklosters zu Fietro, im Jahr 1158 nach dem Vorbilde der Templer und mit der Regel der Cistercienser gegründeten Orden von **Calatrava** trat im Jahr 1176 eine zweite von Julian von Pereiro gegründete ritterliche Glaubensbrüderschaft zur Seite, welche in der Folge nach ihrer Hauptfeste der **Orden von Alcantara** genannt wurde. Um dieselbe Zeit entstand durch Johannes Cirita in Portugal ein ähnlicher Ritterbund (1162), welcher seinen Namen von seinen festen Burgen **Evora** (1166) und **Avis** (1181) führte, und in Galicien vereinigte die Priesterschaft eine Anzahl streitbarer Raubritter zu dem **Orden von Compostella** (1175), dem die Beschützung der Grabeskirche des heil. Jakobus (Jago) in jener Stadt und die Geleitung der Pilger dahin als wichtigste Pflicht oblag. Der Tapferkeit und religiösen Begeisterung dieser bewaffneten Brüderschaften war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, als Kastilien infolge der Feindschaft der beiden fürstlichen Geschlechter **Lara** und **Castro** von inneren Kämpfen zerrüttet ward, als die christlichen Könige der verschiedenen Reiche ihre Waffen gegeneinander kehrten, als in Katalonien die Verwilderung auf solche Höhe stieg, daß zwei Erzbischöfe von Taragona ermordet wurden und Portugal und Leon wegen einer Ehe zwischen Verwandten unter Bann und Interdikt lagen und Faustrecht und Anarchie schrankenlos walteten, die Moslems doch nicht wieder die Fahne des Islam über den Ebro und Duero trugen.

Seit den Tagen des großen Almansor hat kein Fürst mit solchen Erfolgen das christliche Spanien bekriegt als der Almohade **Abdel Mumen**, „der Beherrscher der Gläubigen". In zwei Jahrzehnten gründete er ein Reich, das vom Saum der Sahara bis an die Ufer der Guadiana, vom westlichen Weltmeer bis zum alten Kyrene reichte. Gleich groß als Feldherr und Staatsmann gab er dem Reiche eine feste Organisation und setzte Kriegswesen und Flotte in guten Stand. In Marokko erhob sich durch seine Fürsorge eine großartige Bildungsschule für Staatsmänner, Beamte und Heerführer; in Sevilla und Cordova blühten Wissenschaften und Dichtkunst wie in den Tagen der Omejjaden, aber Fortschritte der Almohaden.

ohne Luxus und Verweichlichung. Denn sein Sinn war aufs Praktische gerichtet,
seine Lebensweise war einfach, Krieg und Eroberung füllten seine ganze Seele.
Einem solchen Herrscher gegenüber hätten die zwieträchtigen Christenreiche nicht
lange zu widerstehen vermocht, wäre er nicht in seinem Siegeslauf häufig durch
innere Aufstände unter den Mohammedanern selbst gehemmt worden. Aber in
Valenzia und Andalusien lebten noch viele Stammhäupter, welche das strenge
Regiment des fremden Eroberers fürchteten und bekämpften und nicht selten
mit den Kastiliern und Aragoniern gemeinsame Sache machten. Als Abdel
15. Mai 1163. Mumen nach einer glorreichen Regierung von 33 Jahren starb, erbte sein kraft-
voller, kriegserfahrener Sohn Eid Jussuf Abn Jakub, „ein Fürst von alter
Araberwürde und Großsinnigkeit, ein Heiliger in den Augen seines Volks“, das
1171. väterliche Reich und setzte die Eroberungskriege fort. Er zwang den Emir von
Valenzia zur Flucht, brachte die widerstrebenden Häuptlinge der Andalusier
zur Anerkennung seiner Herrschaft und schickte sich dann an, die christlichen
Reiche zu Land und zur See zu bekriegen. Als er aber gegen den Rat seiner
Hauptleute bei Santarem sich in eine Schlacht einließ, erlitt er eine Nieder-
1184. lage, wobei er selbst das Leben verlor. Sein Sohn Jakub Almansor, ein
Fürst, der an Tugenden und großen Eigenschaften seinem Zeitgenossen Saladin
nicht nachstand, rächte jedoch bald den Tod des Vaters. Der dritte Kreuzzug
steigerte auch in der pyrenäischen Halbinsel, wo im Westen und Süden zucht-
lose Pilgerscharen landeten und ihren Weg mit Raub und Verwüstung be-
zeichneten, den Fanatismus und führte Christen und Sarazenen zu neuen
Waffengängen. Gereizt durch einen verheerenden Streifzug des Erzbischofs von
Toledo gegen Sevilla und durch ein herausforderndes Schreiben des kastilischen
Königs Alfons „des Edlen“, rückte Jakub Almansor mit seiner ganzen Streit-
macht ins Feld. Das Christenheer, vor allen die zahlreichen Ordensritter, so-
wohl einheimische als eingewanderte Templer und Johanniter, stellte sich ihm
19. Juli 1195. bei Alarcos entgegen, erlitt aber eine vollständige Niederlage. Die Blüte
der christlichen Ritterschaft deckte den Kampfplatz; nur mit Mühe wurde der
König von einigen Waffengefährten aus dem Schlachtgewühl gerettet, und wie
acht Jahre vorher bei Hittin wurde auch hier das Unglück durch christlichen
Verrat herbeigeführt. Der kastilische Graf Pedro Fernandez de Castro, der,
von den Gegnern seines Hauses, den Lara, besiegt, sich als Flüchtling bei den
Almohaden aufhielt, hatte an dem Verderben seines Vaterlandes thätig mit-
gewirkt. Seit den Tagen Tariks waren die Christen von keinem ähnlichen Unfall
betroffen worden. Fast ganz Neu-Kastilien bis auf das feste Toledo geriet in
die Hände der Ungläubigen; nur den Bergen und Burgen von Guadarama
und dem Mangel an Lebensbedürfnissen war es zuzuschreiben, daß nicht aber-
mals die Moslems bis in das asturische Gebirgsland vordrangen. Die Ka-
stilianer aber lagen mit den Leonesen im Kampf. Erst die Vermählung der ka-
stilischen Königstochter Berengaria, die einst dem Herzog Konrad von Schwaben,

dem Sohne Friedrich Barbarossas, verlobt gewesen, mit dem König von Leon 1197.
führte eine Versöhnung herbei. Dafür aber wurden König und Reich von Rom mit Bann und Interdikt belegt, weil die Ehe wegen Verwandtschaft gegen die Kirchengesetze war, bis Berengaria in die Scheidung willigte und nach Kastilien zurückkehrte. Ihre Kinder galten jedoch für legitim. Zugleich schloß Sancho von Navarra mit den Almohaden ein Bündnis, um mit ihrer Hilfe die Vorherrschaft in den christlichen Reichen an sich zu bringen.

Unter solchen Umständen schienen die spanischen Christen erliegen zu müssen. Die Schlacht bei Navas de
Zum Glück für sie starb Jakub Almansor vier Jahre nach der Schlacht bei Tolosa. 1212.
Alarcos im vierzigsten Lebensjahr in seinem Palast zu Marokko. Sein Tod gab den Almoraviden, die sich auf den Balearen noch unbezwungen behauptet hatten, das Signal zum neuen Aufruhr, der sich bald über Nordafrika und Andalusien verbreitete und die Herrschaft der Almohaden fünf Jahre lang tief erschütterte. Erst als es dem neuen Emir Mohammed al Nasr gelungen war, nach mehreren blutigen Feldschlachten der Feinde Meister zu werden und durch Eroberung der Inseln sie in ihrem letzten Bollwerk zu bewältigen, wurde der „heilige Krieg" gegen die Christen wieder aufgenommen. Mittlerweile hatten sich jedoch die nördlichen Reiche erholt und den eifrigen Bemühungen des Papstes und der Geistlichkeit war es gelungen, die inneren Fehden auf einige Zeit auszugleichen. Als daher nach einer vierzehnjährigen Unterbrechung Mohammed den Kampf von neuem begann und mit unermeßlichen Heerhaufen aus Afrika und Andalusien gegen Kastilien ins Feld zog, traf er auf einen star- Mai 1211.
ken Widerstand. Nicht nur, daß die gesamte spanische Ritterschaft, voran die Ordensbrüder aller Gattungen, unter die Fahnen der kastilischen und aragonischen Könige sich scharte, aus den Landschaften des südlichen Frankreich und aus andern Gegenden hatten sich, von umherziehenden Kreuzpredigern angefeuert, viele „Ultramontane" eingefunden, um als Gottesstreiter himmlischen Lohn und irdische Güter zu erwerben. Auf Anordnung des Papstes wurde in der ganzen Christenheit der Beistand des Himmels unter Fasten und Bittgängen angerufen. Die religiöse Erregung, die sich damals aller Gemüter bemächtigt hatte, förderte das Unternehmen. Noch nie waren in der Halbinsel so große Kriegsscharen einander entgegengetreten. An Zahl, Ordnung und Mannszucht waren die Moslems den Christen überlegen; wie die Kreuzfahrer nach dem Heil. Lande befleckten auch die christlichen Streiter in Spanien, insbesondere die aus der Fremde herbeigeströmten Freischaren, die Sache des Glaubens durch wilde Frevelthaten, durch Raub und Judenverfolgungen in und um Toledo; und als die Sarazenen, welche acht Monate lang ihre besten Kräfte vor der Bergfestung Salvatierra vergeudet hatten, sich genötigt sahen, die belagerte Stadt Calatrava mit den darin angehäuften Schätzen vertragsweise gegen freien Abzug dem König von Kastilien zu übergeben, zog die Mehrzahl der „Ultramontanen" im Grimme fort, weil die spanischen Fürsten nicht zugaben, daß die Abziehenden wortbrüchig

überfallen wurden. Der Fanatismus hatte die Herzen verwildert und den Sinn für Ehre und Menschlichkeit erstickt. Allein trotz des Abzuges der fremden Krie-
16. Juli 1212. ger erstritten die spanischen Christen in der Schlacht bei Navas de Tolosa in der Sierra Morena einen glorreichen Sieg, welcher der Herrschaft der Afrikaner in Spanien den Todesstoß versetzte. Über hunderttausend Leichen, darunter Mohammeds Erstgeborner, deckten das Schlachtfeld, und noch lange Zeit feierte man in Toledo den 16. Juli durch ein großes Dankfest, „Triumph des Kreuzes“ genannt. Die Beute war unermeßlich, aber der glänzende Sieg wurde befleckt durch Grausamkeit und Raubgier bei der Einnahme der umliegenden Städte.

Verfall des Almohadenreichs. Auf die Schlacht von Tolosa folgte in den christlichen wie in den sarazenischen Reichen eine Zeit wilder Anarchie und tiefer Zerrüttung. Voll Wut über die Andalusier, die während der Schlacht weggezogen, nahm Mohammed al Nasr an ihren Häuptlingen blutige Rache und überließ sich dann in seinen Palästen und Gärten zu Marokko den ausschweifendsten Sinnengenüssen, bis
25. Dez. 1213. ein von seinen Dienern bereitetes Gift ihm den Tod brachte. Sein Sohn Jussuf al Mostanser verbrachte den einen Teil seines jungen Lebens in üppiger Trägheit, den andern vertändelte er in Spiel und ländlicher Lust, bis er
6. Jan. 1224. kinderlos durch einen Unfall seinen Tod fand. Nun folgte eine Reihe blutiger Kämpfe unter den Fürsten des Hauses, die damit endigten, daß in Afrika der grausame Almanun die höchste Gewalt an sich riß und mit leidenschaftlicher Wut alles niederwarf, was ihm im Wege stand. Durch Furcht und Schrecken wollte er das wankende Reich der Almohaden stützen, die Köpfe ermordeter Feinde auf den Mauern der Hauptstadt schienen ihm die sicherste Schutzwehr. Das Blutregiment des Wüterichs hatte jedoch den entgegengesetzten Erfolg. Die Moslems in Spanien pflanzten die Fahne der Empörung auf. Motawakkel, ein Abkömmling der Beni Hud, die einst in Saragossa geherrscht, von den Christen gewöhnlich Aben-Hud genannt, rief die Mohammedaner in Murcia und Andalusien wider die Tyrannei der irrgläubigen Almohaden zu den Waffen und stellte sich unter die Oberhoheit des abbassidischen Kalifen von Bagdad. In kurzem erkannten ihn fast alle Städte des südlichen Spanien als Fürsten der Gläubigen an und sammelten sich unter der schwarzen Fahne zum Kampf gegen die Almohaden wie gegen die Christen. Auch in Valenzia erhob sich eine arabische Dynastie zu unabhängiger Herrschaft, und um die Verwirrung und Gesetzlosigkeit vollständig zu machen, haderten im eigenen Hause die Glieder wider das Haupt. Von Verrat und Aufruhr umgeben, floh Almanun von
16. Okt. 1232. Sevilla über das Meer, starb aber auf der Reise plötzlich am Schlag. Sein junger Sohn Abdel Wahid vermochte die wankende Herrschaft nicht zu behaupten. Als er nach zehnjährigem Kampfe wider die zahllosen Feinde seines
1242. Hauses durch den Sturz seines Pferdes in einem Sumpfe das Leben verlor, war Andalusien in fremden Händen und Afrika in vollem Aufruhr. Im Westen

erhob sich der Nomadenstamm der **Meriniden** zu Macht und Ansehen, im
Osten stritten die **Zianiden** und andere Dynastien um die Herrschaft. Im
Kampf gegen sie fiel Abdel Wahids Bruder und Nachfolger **Ali Said**. Sein 1248.
Nachfolger war Omar. Nachdem dieser durch den Verrat seines Verwandten
Edris Abu Dibus Marokko an die Meriniden verloren hatte und auf der
Flucht meuchlings von einem Sklaven ermordet worden und dann Edris selbst 1266.
in der Feldschlacht umgekommen, verschwanden die Almohaden aus der Ge- 1269.
schichte. Afrika wurde die Beute wilder Stämme, die das herrliche Küstenland
der Barbarei entgegenführten und ihr Dasein mit Seeraub und Scharenkriegen
verbrachten.

2. Ausbreitung der christlichen Herrschaft.

a. Kastilien.

Während dieser Vorgänge hatten die Kämpfe in Spanien zwischen den Die christl. Reiche im dreizehnten Jahrhundert.
Christen und Moslems ihren ununterbrochenen Fortgang, und nicht selten riefen
die letzteren in ihren inneren Parteikämpfen die Hilfe der ersteren an. Wenn
aber trotz der Zerklüftung der mohammedanischen Welt die Christen die Land-
schaften und Städte am Guadalquivir und am Golf von Valenzia nicht zu er-
obern vermochten, wenn trotz aller Siege und Schlachten, trotz aller Stürme
wider Burgen und feste Städte die sarazenische Herrschaft noch über ein Jahr-
hundert fortbestand, so lag die Ursache darin, daß auch in den christlichen Reichen
ähnliche Streitigkeiten und Thronkämpfe obwalteten, daß auch hier Glieder des-
selben Geschlechtes, Bluts- und Glaubensverwandte einander befehdeten, daß auch
hier die Großen stets zu Abfall und Verrat bereit waren, daß Könige und Edle
kein Bedenken trugen, den Erbfeind zum Verbündeten wider den gegnerischen
Glaubens- und Stammesgenossen herbeizurufen.

Zwei Jahre nach dem Siege bei Navas de Tolosa starb König Alfons der Alfons der Edle.
Edle von Kastilien, ein tapferer Streiter im Dienste der Kirche, ein freigebiger † 6. Okt. 1214.
Gönner der Geistlichkeit, ein Freund der Wissenschaften, für die er in Valencia
eine Lehranstalt errichtet hatte, aus welcher in der Folge die Universität von Valla- 1209.
dolid hervorging. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes Heinrich I. Heinrich I. 1214—1217.
war das Reich von Parteikämpfen erfüllt, indem sich seine Schwester Beren-
garia, die geschiedene Gemahlin Alfons IX. von Leon, mit dem mächtigen
Grafen Alvaro von Lara um die vormundschaftliche Regierung stritt. Der
Streit wuchs noch, als Heinrich nach drei Jahren beim Spiel durch einen herab-
stürzenden Dachziegel getötet ward, indem nun auch noch der König von Leon 6. Juni 1217.
mit seinen Ansprüchen hinzutrat. Erst als dieser tapfere Bekämpfer der Sara-
zenen, der den Emir Aben-Hud in der großen **Schlacht bei Merida** aufs 1230.
Haupt schlug und diese Stadt nebst der Grenzfestung Badajoz in seine Gewalt

23. Sept. 1230. brachte, auf einer Pilgerfahrt nach St. Jago gestorben, kam ein Vertrag zu Ferdinand der Heilige. stande, kraft dessen sein und der Berengaria Sohn Ferdinand III., nachmals † 31. Mai 1252. „der Heilige" genannt, als König von Kastilien und Leon anerkannt und dabei festgesetzt ward, daß beide Staaten in Zukunft ein einziges unteilbares Reich bilden und die Erbfolge auf den ältesten der Söhne und erst in Ermangelung männlicher Erben auf die weibliche Linie übergehen sollte. Dieser Staatsvertrag legte den Grund zu der Größe des Königreichs Kastilien, mit dem fortan Leon, Asturien, Galicien und das neueroberte Estremadura vereinigt waren, und vollendete den Verfall der mohammedanischen Herrschaft in Spanien. Nach dem glänzenden Sieg, den der ritterliche Held Alvaro Perez de Castro in der 1233. vielgefeierten Schlacht bei Jeres de la Guadiana über ein mächtiges Kriegsheer des Aben-Hud davontrug, ein Sieg von so wunderbarer Art, daß ihn der fromme Glaube dem himmlischen Beistand des heil. Jakobus zuschrieb und die nachgebornen Geschlechter noch lange in Lied und Sage ihn feierten und romantisch ausschmückten, eroberte Ferdinand selbst nach langer Belagerung 1236. die reiche, prachtvolle Kalifenstadt Cordova, nötigte die mohammedanischen Einwohner zur Auswanderung in andere Städte und verwandelte die große 1237. Moschee in eine christliche Kathedrale. Im nächsten Jahr fiel Aben-Hud durch Meuchelmord. Sein Tod gab den Statthaltern und Häuptlingen Gelegenheit, sich unabhängige Herrschaften zu gründen und zum Teil in Lehnsabhängigkeit zu Kastilien zu treten. Selbst der Emir von Granada, Mohammed Ibn Alhamar, der mächtigste der sarazenischen Herrscher, wählte diesen Ausweg. Gedrängt 1246. von einem Christenheer erkannte er Ferdinand als Oberherrn an, trat ihm die 1248. feste Stadt Jaen ab und verpflichtete sich zu einem jährlichen Tribut. Zwei Jahr später erlag auch die herrliche Maurenstadt Sevilla den vereinten Anstrengungen der spanischen Fürsten unter Ferdinands Oberbefehl, und um die Mitte des Jahrhunderts reichte die kastilische Herrschaft, nachdem auch noch Jeres de la 1250. Frontera, Medina Sidonia, S. Lucar und Cadiz zur Übergabe gezwungen worden, bis an die südliche Meeresküste. Von der Zeit an hatten die Christen die Oberhand in der Halbinsel. Die Moslems wanderten zu Tausenden aus, teils nach Granada und den noch maurischen Landschaften Murcias, teils über das Meer nach Afrika; die Zurückbleibenden wurden zu Zins- und Lehnspflicht gezwungen.

Das Königreich Granada stieg indessen, trotz seiner Lehnsabhängigkeit von Kastilien, durch den Reichtum und die Fruchtbarkeit des Landes, durch seine Handels- und Gewerbthätigkeit bald zu neuer Blüte empor. Während in Murzia, Valenzia und Andalusien die Mohammedaner mehr und mehr die Religion und Lebensformen der Sieger annahmen und viele vornehme Moslems nach empfangener Taufe in den spanischen Adel eintraten, bewahrte Granada infolge der Einwanderung vieler angesehener, ritterlicher und gebildeter Araber aus andern Landschaften das eigenartige Gepräge, die maurischen Lebensformen, das orientalisch-romantische Wesen, die Liebe zu Wissenschaft und Bildung, zu Poesie und Gesang, zu Musik und Baukunst. Hier und

da gelang es auch während der bürgerlichen Unruhen in Kastilien dem kleinen Sarazenenreiche, sich von der christlichen Lehnshoheit wieder frei zu machen und einzelne Siege zu erfechten, bis innere Parteiung und Stammfeindschaften, genährt durch meeinidische Invasionen aus Afrika, aufs neue zur Abhängigkeit führten. Als jedoch gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die drei christlichen Reiche sich zu einem Hauptschlag vereinigten und nach der blutigen Niederlage der Mauren in der glorreichen, vielbesungenen Schlacht am Flusse Salado die Hafenstadt Algeziras, der Ausgangspunkt 1340. der afrikanischen Invasionen, nach hartnäckiger Verteidigung in die Hände des kastilischen Königs Alfons XI. fiel, war die Herrschaft der Sarazenen in der spanischen Halbinsel 1344. auf immer gebrochen und ihre völlige Unterwerfung nur noch eine Frage der Zeit.

Als Ferdinand der Heilige nach einer langen ruhmvollen Regierung zu Grabe ging, folgte ihm sein ältester Sohn Alfons X., „der Weise" zubenannt, ein Fürst, der weniger auf Mehrung des Reiches als auf die Pflege der Alfons X. 1252–1284. Wissenschaften bedacht war, der dem alten Kalifenhofe von Cordova nachstrebend größeren Wert auf Bildung und Gelehrsamkeit als auf Waffenruhm legte. Wenn auch die Kämpfe gegen die Mauren nicht ganz ruhten und Kastilien nicht nur die Lehnsherrlichkeit über Granada behauptete, sondern auch eine Flotte ausgerüstet ward, um die bereits von Ferdinand beabsichtigte Überfahrt nach Afrika ins Werk zu setzen, so weilte doch Alfons Sinn am liebsten bei den Beschäftigungen des Geistes, bei den Beobachtungen der Himmelsräume und bei den Erforschungen der geschichtlichen Vergangenheit seines Vaterlandes. Ein Fürst von vielseitigen Kenntnissen und erfüllt von Liebe zu den Studien, beförderte er mit großer Freigebigkeit Künste und Wissenschaften, beteiligte sich an den Arbeiten der Gelehrten und suchte Werke ins Leben zu rufen, die seinem Namen bei der Nachwelt größeren Glanz verschaffen sollten als Kriegs- und Waffenthaten (S. 518).

Alfons X. erweiterte die Universität Salamanca durch Errichtung neuer Lehrstühle und durch Mehrung ihrer Vorrechte, so daß sie mit den Lehranstalten von Paris und Bologna wetteifern konnte; er errichtete Sternwarten und ließ eine Gesellschaft von fünfzig Astronomen, die er zum Teil aus weiter Ferne berief, die „Alfonsinischen Tafeln" anfertigen (S. 518), ein solider Unterbau für die Sternkunde künftiger Tage, wenngleich er selbst die astronomischen Beobachtungen zu astrologischem Aberglauben mißbrauchte; gelehrte Historiographen stellten unter seiner Aufsicht aus alten Urkunden die „Allgemeine Chronik Spaniens" von den ältesten Zeiten bis zu seinem Regierungsantritt zusammen. Dabei förderte er die Ausbildung der Landessprache, indem er statt des bisher üblichen Lateins die kastilische Sprache bei Gericht und in Staatsgeschäften und Gesetzen einführte und die Bibel in die Volkssprache übersetzen ließ; und um die große Menge partikularer Fueros, Rechte und Gerichtsgebräuche zu beseitigen, veranstaltete er ein auf römischen Rechtsgrundsätzen aufgebautes wissenschaftliches Gesetzbuch (Partidas), das für das ganze Reich Geltung haben sollte und nicht nur die Sonderrechte, sondern auch das freie altgotische Recht verdrängte. Nur drei kastilische Städte behielten ihre alten Fueros.

Aber wie sehr auch König Alfons als Weiser und Dichter, als historischer und astronomischer Schriftsteller gepriesen ward, so war doch seine Regierung

voll Unheil und Verwirrung. Für den großen Aufwand, den die freigebige Unterstützung der Gelehrten und der wissenschaftlichen Anstalten, sowie die glänzende Hofhaltung erforderten, reichten die Einnahmen des Reiches nicht aus. Und als er sich durch seinen Stolz und seine Eitelkeit verleiten ließ, als Sohn der Hohenstaufischen Königstochter Beatrix die deutsch-römische Kaiserkrone anzunehmen und die Stimmen der habgierigen Fürsten mit großen Summen zu erkaufen, so geriet er in Geldnot. Er machte Schulden gegen hohen Zins, er legte dem Volke neue Steuern auf, und als dies alles nicht genügte, verringerte er die Münze und bewirkte dadurch, daß Handel und Wandel gestört ward und das Volk Wucherern und Juden in die Hände fiel. Daß er dann die letztern, nachdem er sie als Werkzeuge gebraucht, verfolgte und martern ließ, bis sie durch neue Opfer sich loskauften, brachte keine Besserung. Das größte Unglück aber kam über das Reich durch einen Streit über das Recht der Thronfolge. Als Alfons' Erstgeborner, Ferdinand de la Cerda, auf einem Feldzug gegen die Mauren, welche den Statthalter von Algeziras in seinem verschanzten Lager überfallen und erschlagen und den wider sie vorrückenden Erzbischof Sancho von Toledo, Bruder Pedros III. von Aragonien, besiegt und
1275. getötet hatten, vor dem Vater starb, wurde durch einen vom König feierlich verkündigten Reichstagsbeschluß nach altspanischem Rechte der zweite Sohn Sancho zum Erben der Krone erklärt, ungeachtet der Verstorbene zwei Söhne, Fernando und Alfons, hinterlassen hatte. Nun trat aber dessen Witwe Blanka, Tochter Ludwigs des Heiligen von Frankreich, für die Rechte ihrer Söhne auf und wurde sowohl von ihrem Bruder, Philipp III., als von ihrer Schwiegermutter Jolanthe, einer Schwester Peters III. von Aragonien, dabei kräftig unterstützt. Daraus ging ein Krieg hervor, der Alfons' Regierung überdauerte und Kastilien in große Verwirrung stürzte. Der König von Frankreich, bei dem Blanka Zuflucht und Hilfe suchte, nahm sich seiner beiden in Aragonien weilenden Neffen an und führte an der Grenze von Navarra und Kastilien mehrere Jahre lang einen verheerenden Krieg wider Alfons. Die Vermittelungsversuche des Papstes hatten keinen Erfolg. Die Lage verschlimmerte sich noch, als der König, mit seinem Sohne Sancho zerfallen, eine Teilung vornehmen wollte. Diesem Plan widerstrebten die Glieder des königlichen Hauses und ein großer Teil des Adels.
1282. Auf einer Versammlung zu Valladolid wurde Sancho zum Erbinfanten und Regenten erklärt und an der Stelle seines Vaters mit der Verwaltung des Reiches beauftragt. Verlassen von seiner Familie und seinen Ständen rief Alfons die Hilfe des Merinidenherrschers Abu Jussuf von Marokko an, wogegen Sancho, von dem Vater enterbt und verflucht, mit dem Emir von Granada in Verbindung trat. So wurde durch die Zwietracht im Königshause die Macht der Mauren im südlichen Spanien aufs neue befestigt. Zugleich hatte der unselige Parteikrieg in Kastilien selbst die Verwilderung der Volkssitten und die Erhöhung der Adelsmacht zur Folge.

Dies trat besonders zu Tage, als nach Alfons' Tod Sancho IV. die Sancho IV 1284—1295.
Königswürde empfing. Die Familien Lara und Haro hatten durch die Zahl ihrer Güter und Vasallen eine solche Übermacht erlangt, daß der König ganz von ihnen abhängig war. Nur ihre gegenseitige Eifersucht und Herrschgier machte es möglich, daß er neben ihnen noch einige Macht und Autorität bewahrte; aber wenn er die einen begünstigte, hatte er die andern zu erbitterten
Feinden. Auf einem Reichstag geriet Lopez de Haro, das Haupt der Familie, 1288.
dessen Tochter Sanchos feindlich gesinnter Bruder Don Juan in die Ehe genommen, in solche Aufregung, daß er nicht nur Schmähworte gegen den König ausstieß, sondern ihn sogar mit dem Schwert bedrohte. Empört über den Übermut töteten die Anhänger Sanchos den Verwegenen vor des Königs Augen. Dies hatte die Erneuerung des Bürgerkrieges zur Folge, indem der Sohn und der Bruder des Ermordeten nach Aragonien flohen und sich zum Sturze Sanchos mit der Partei de la Cerda verbanden. Don Juan aber vergaß sich aus Haß gegen den Bruder so weit, daß er sich mit dem Merinidenherrscher Abu Jakub verband und an der Spitze eines Maurenheers vor die von dem tapfern Alfons Perez de Guzmann verteidigte Festung Tarifa rückte. Vergebens suchte er jedoch den Befehlshaber durch die Drohung, seinen gefangenen Sohn zu ermorden, zur Übergabe zu zwingen; mit dem Heldengeist eines Brutus warf Guzmann selbst das Schwert von der Mauer herab, und Don Juan, gereizt durch den Hohn, hatte die Unmenschlichkeit, wie erzählt wird, den Sohn vor den Augen
des Vaters zu durchbohren. Sancho eilte zum Entsatz herbei und befreite die 1294.
bedrängte Stadt. Nicht lange nachher starb der König, und nun erhoben sich von 25. April 1295.
allen Seiten solche Stürme gegen das kastilische Reich, daß eine Auflösung oder Zerstückelung desselben kaum zu vermeiden schien. Da der von ihm zum Nach-
folger bestimmte Sohn Ferdinand IV. noch minderjährig war und die Ehe Ferdinand IV. 1295—1312.
seiner Mutter Maria de Molina mit König Sancho als ungesetzlich galt, so machten nicht nur die beiden Infanten Don Juan und der bisher zu Neapel in Gefangenschaft gehaltene Heinrich, Alfons' Bruder, Ansprüche, jener auf die Krone, dieser auf die Regentschaft, sondern auch der am französischen Hofe weilende Alfons de la Cerda kehrte über die Pyrenäen zurück und trat, unterstützt von dem König von Aragonien und den mächtigen Adelsfamilien Lara und Haro, als Prätendent auf. Zugleich suchten die Könige von Portugal und Granada aus der verwirrten Lage des Nachbarstaates Vorteil zu ziehen und der Papst weigerte sich die legitime Geburt Ferdinand IV. anzuerkennen. Aber allen diesen Schwierigkeiten begegnete die verständige, mit großen Herrschertugenden begabte Maria de Molina, welcher der König die vormundschaftliche Regierung übertragen, mit Geschick und Erfolg. Sie wußte die Infanten zu trennen, indem sie dem älteren derselben, dem schwachen Heinrich, einen Anteil an der Verwaltung einräumte; den kräftigen König Diniz von Portugal knüpfte sie durch eine Doppelheirat an das kastilische Königshaus, dem Aragonier, dem Beschützer des

Prinzen de la Cerda, leistete sie so erfolgreichen Widerstand, daß die Adelsunion und die Stände seines Reiches ihn zu einem Friedensvertrag mit Kastilien nötigten, den Papst brachte sie dahin, daß er ihre Ehe und die Geburt des Königs nachträglich für legitim erklärte, und die Stände gewann sie durch Erleichterung der Steuern. Zwar brachen in der Folge, als Ferdinand IV. im eigenen Namen zu regieren begann, neue Unruhen aus, doch wurde endlich durch den Vertrag
1305. von Campillo der lange Thronstreit dahin ausgeglichen, daß Ferdinand im Besitz des Thrones blieb und die Prinzen Ferdinand und Alfons de la Cerda mit Einkünften und Lehnsherrschaften abgefunden wurden. Der letztere zog es zwar vor, als Flüchtling in Frankreich zu leben als dem Königstitel zu entsagen, aber sein Sohn, der Stifter des herzoglichen Hauses Medina Sidonia, unterwarf sich den Bestimmungen von Campillo. Kastilien war jedoch schon zu lange durch die inneren Kämpfe zerrüttet, die Gemüter schon zu sehr verwildert, als daß sofort Ruhe und Frieden hätten zurückkehren können. Auch war Ferdinand IV. nicht die geeignete Persönlichkeit, die Parteien um seinen Thron zu scharen. Seine Grausamkeit und sein gewaltthätiger Sinn erzeugten Haß und Feindschaft und mehrten die Unzufriedenheit und Mißstimmung. Eifersucht und Zwietracht unter den Großen waren die Hauptursache, daß ein gemeinschaftlich mit dem Aragonierkönig unternommener Feldzug wider den als Astronom bekannten Emir Muley Nazar von Granada keinen Erfolg hatte. Er klagte darum seinen Oheim Don Juan, die Seele aller feindlichen Umtriebe, bei dem Papste eines Einverständnisses mit den Ungläubigen an und bewirkte eine gerichtliche Untersuchung, deren Ausgang er jedoch nicht erlebte. Man fand ihn eines Morgens tot in seinem Bette, sei es, daß er der Rache eines Feindes zum Opfer gefallen oder eines schnellen und unerwarteten Todes verblichen. Der Volksglaube erblickte in dem plötzlichen Hinscheiden ein Gottesgericht, indem zwei Brüder Carvajal, die er kurz zuvor beim Ausgange aus dem königlichen Palaste in Valencia ohne Urteil und Recht hatte ermorden lassen, ihn vor den Richterstuhl Gottes geladen. Über seinem Grab erhob die Parteiwut von neuem ihr blutiges
Alfons XI. 1312–1350. Banner. Da der Thronerbe Alfons XI. bei dem Tode des Vaters erst zwei Jahre zählte, so erhob Don Juan Ansprüche auf die Reichsverwaltung, geriet aber darüber mit Ferdinands Bruder Don Pedro und mit den königlichen Frauen in Streit. Bald war das Reich wieder in zwei feindliche Heerlager geteilt, welche einander in wilder Fehde bekämpften. Ordnung und Zucht lösten sich auf; das königliche Ansehen verschwand, die Krongüter wurden entfremdet; Gemeinden, Korporationen und mächtige Edelleute griffen zur Selbsthilfe und befreiten sich von jeder Obrigkeit; die Person des jungen Königs konnte nur dadurch vor Entführung geschützt werden, daß der Erzbischof von Avila, in dessen Hände die Mutter Konstanze kurz vor ihrem Tod und die Großmutter Maria die Erziehung desselben gelegt hatten, ihn in seiner Kathedrale verbarg. Um die Ordnung einigermaßen herzustellen, schritt man endlich zu einer Teilung der

Reichsverwaltung. Jeder sollte da regieren, wo er den größten Anhang hatte, Juan im Norden und Westen, Pedro im Süden und Osten. Zugleich vermittelte 1315. der Papst eine Versöhnung. Jetzt unternahmen die Reichsverweser einen Feldzug gegen Ismael, welcher seinen Oheim Muley Nazar, den Verbündeten Kastiliens, der Herrschaft über Granada beraubt hatte, erlitten aber durch den maurischen Herrscher, welcher seine Glaubensgenossen aus Fes zu Hilfe gerufen, am Flusse Jenil eine Niederlage, wobei sie selbst das Leben verloren. 1319.

Nun erhoben, während die Sarazenen den gewonnenen Sieg zu Raubzügen in das kastilische Reich benutzten, vier Infanten Ansprüche auf die Regentschaft und erfüllten aufs neue das Reich mit wütenden Bürgerkriegen. Vergebens suchten die Stände eine Entscheidung zu treffen; vergebens bemühten sich die Königin-Mutter Maria und der Papst, eine Versöhnung zu stiften; der Kampf dauerte fast ohne Unterbrechung Jahre lang fort; auch als der König mit dem fünfzehnten Lebensjahr für mündig erklärt ward und die Zügel der Regierung 1324. in die eigene Hand nahm, hörte die Verwirrung nicht auf. Alfons XI., unter Gewaltthätigkeiten und Parteiintrigen herangewachsen, bekundete eine rohe, verwilderte Gemütsart. Er lockte seinen Vetter, Don Juan den Jüngeren, der in des Vaters Wege getreten, an den Königshof in Toledo, ließ ihn bei einem Gastmahl ermorden und entriß der Familie desselben das Erbland Biscaya; er verstieß seine Braut Konstanze, die Tochter des Infanten Johann Emanuel (eines Brudersohnes von Alfons X.), um sich mit einer portugiesischen Königstochter zu vermählen, und reizte dadurch den beleidigten Vater zum Zorn, so daß er abermals die Fahne der Empörung aufpflanzte und unterstützt von kastilischen 1328. Großen und von dem König von Aragonien einen langen Krieg wider Alfons führte. Zucht und Sitte verfielen, Laster und Verbrechen nahmen so sehr zu, daß das kastilische Volk bei aller Welt in Verachtung sank. Am Hofe selbst war Ehrgefühl und Rechtlichkeit verschwunden. Der König setzte seine portugiesische Gemahlin in kränkender Weise zurück und behandelte seine Geliebte Eleonore de Guzmann als Königin; Garcilasso de la Vega, Alfons' Vertrauter, befleckte sich durch Treulosigkeit, Tücke und Blutschuld, bis er nebst seinem Sohne von der empörten Ritterschaft getötet ward; Osorio und der Jude Joseph, die als des Königs allmächtige Räte und Großbeamten sich große Reichtümer erworben, aber auch durch ihre Habgier und Erpressung den Haß des Volkes auf sich geladen, wurden zuletzt von Alfons selbst ihren Feinden preisgegeben, worauf der erstere hinterlistig ermordet und der letztere mit Schmach und Schande aus dem Lande gejagt ward; ihre Reichtümer flossen in die königliche Kasse. Unter solchen Umständen hätten die Sarazenen leicht wieder neue Eroberungen machen können, wäre nicht auch Granada um dieselbe Zeit von inneren Kämpfen zerrüttet gewesen. Ismael wurde von einem Verwandten aus Eifersucht erschlagen, als er eine gefangene Christin von großer Schönheit in seinen Harem bringen ließ. Sein junger Sohn Mohammed wurde, als er seine Gunst dem Wesir Redwan

zuwandte, von den Söhnen des mächtigen, ehrsüchtigen Feldherrn Othman erschlagen unter dem Vorwand, er sei an seinem Glauben und seinen Glaubensgenossen zum Verräter geworden, worauf mit Redwans Hilfe dessen Bruder Abul Hagiag auf den Thron erhoben ward. Dieser schloß mit Kastilien einen Waffenstillstand, wodurch Alfons Zeit gewann, die inneren Feinde vollends
1335–1337. niederzuwerfen. Nachdem er in einer Versammlung der Basken unter der berühmten Eiche von Guernica dieses kühne Bergvolk durch Bestätigung seiner Rechte und Freiheiten gewonnen, eroberte er eine feindliche Burg nach der andern, trennte seine Gegner durch Sonderverträge und brachte sie, unterstützt durch die vermittelnde Thätigkeit des Papstes Benedikt XII., einzeln zur Huldigung und Unterwerfung. Alfons de Haro und andere ungetreue Barone büßten mit dem Leben. Selbst der König von Portugal überwand endlich seinen Verdruß über die Kränkungen seiner Tochter und die Ränke der königlichen Nebenfrau Eleonore de Guzmann und machte mit Alfons Frieden, als derselbe sein Unrecht gut zu machen und seine Gemahlin ihrem Stande gemäß zu behandeln versprach. Ge-
1339. rade jetzt landete ein neues Sarazenenheer unter Abul Hassan aus Afrika an der spanischen Küste und begann in Verbindung mit dem Emir von Granada den
1340. heiligen Krieg mit der Belagerung von Tarifa. Aber die erwähnte Schlacht am Salado gab der mohammedanischen Herrschaft in Spanien den Todesstoß und bereicherte die christlichen Sieger mit unendlicher Beute. Auch der Papst, der durch Briefe und Kreuzpredigten die Unternehmung gefördert hatte, erhielt glänzende Siegeszeichen zum Lohn. Zur Bestreitung der Kosten zu dem großen
1344. Feldzug, der endlich mit der Eroberung von Algeziras schloß und Alfons' Namen bei Mit- und Nachwelt mit Ruhm und Ehre bedeckte, wurde von den Ständen zu Burgos nach dem Beispiele der Mauren die Steuer Alcavala bewilligt, ein Zwanzigstel von allem beweglichen und unbeweglichen Gut, so oft es verkauft oder vertauscht ward, eine für Handel und Verkehr höchst nachteilige Auflage, die anfangs nur für die Dauer des Krieges bestimmt, nachher doch dauernd beibehalten wurde. Sechs Jahr später wurde König Alfons bei der Belagerung
1350. von Gibraltar von der Pest dahingerafft, welche damals von Asien aus wie ein Würgengel sich über ganz Europa ergoß.

b. Aragonien und Katalonien.

Alfons II. 1162–1196. In Aragonien folgte auf Alfons II., den tapfern, mit glänzenden Herrschergaben ausgerüsteten Fürsten, den freigebigen, kunstliebenden Gönner der Troubadoure, der durch Erbschaft und Waffenglück seine Herrschaft über einen großen Teil des südlichen Frankreich bis zur Rhone ausgedehnt und
Pedro II. 1196–1213. die Macht der Sarazenen beschränkt hatte, sein Erstgeborner Pedro II. in Aragonien, Katalonien und Roussillon, während die Grafschaft Provence mit den übrigen Besitzungen in Frankreich dem jüngeren Bruder Alfons zufiel. Wie

erwähnt, ließ sich Pedro von Papst Innocenz III. krönen, vielleicht in der Ab- 1204.
sicht, der Königsmacht dadurch in den Augen des Adels größeres Ansehen zu
verleihen. Bei der Krönung schwur er dem Papste Treue und verpflichtete sich
zur Zahlung eines jährlichen Zinses an den apostolischen Stuhl. Um die Kosten
zu bestreiten, führte er eine neue Vermögenssteuer, die Monedaje, ein, die auch
von den bisher steuerfreien Infanzonen erhoben werden sollte. Erzürnt über
die Erniedrigung der Krone und die neue Abgabe schlossen Adel und Städte
eine „Union“, in deren Folge der König sich wenigstens zu einer Ermäßigung
der Steuer genötigt sah. Als Verbündeter seines Schwagers Raimund von
Toulouse mischte sich Pedro in die Albigenserkriege und fand den Tod in der
Schlacht vor der Feste Muret (S. 70), wo er sich der heroischen Kraft würdig 13. Sept. 1213.
bewies, die er zwei Jahre zuvor in dem bewunderten Sieg bei **Ubeda** in der
Ebene von Tolosa gezeigt hatte. Pedro war der echte Sohn seiner Zeit: ein
tapferer Kriegsmann von starkem Arm und riesenhafter Gestalt, glänzte er durch
ritterlichen Mut wie durch Freigebigkeit und Prachtliebe; ein galanter Ritter,
welcher den Frauen in Gesang und Gedichten huldigte und unter den Trouba-
douren seiner Zeit gefeiert ward, war er doch lieblos und hart gegen seine tugend-
hafte Gemahlin Maria von Montpellier, Enkelin des byzantinischen Kaisers
Manuel. Seine ritterlichen und königlichen Eigenschaften wurden oft verdunkelt
durch Wollust, Aberglauben und religiösen Fanatismus. Pedros und Marias
Sohn **Jakob** (Jayme) mußte zuerst den ihm von seinen Oheimen streitig ge- Jayme (Jakob).
machten Thron mit den Waffen erkämpfen, ehe er an der Spitze der aragoni- 1213—1276.
schen und katalonischen Ritterschaft die Eroberungskriege gegen die Sarazenen
aufnehmen konnte, die er dann aber mit solchem Erfolg durchführte, daß er sich
den Namen des „Eroberers“ erwarb. Zuerst unterwarf er in einem vierjährigen 1229—1233.
Feldzug die Insel **Majorca** und die übrigen Balearen, solange der Hauptsitz
des verderblichsten Piratenwesens und der Schrecken aller christlichen Seestaaten
im Mittelmeer. Die Katalonen, deren beträchtlicher Handel durch die feind-
lichen Seeräuber großen Schaden litt, zeigten sich bei der Eroberung besonders
thätig, daher auch viele katalonische Ritter und Edle mit Lehnsgütern auf den
Inseln ausgestattet wurden. Noch wichtiger für die Zukunft des aragonischen
Reiches waren Jakobs Unternehmungen gegen **Valenzia**, das die Spanier
als ein heiliges Erbe ihres großen Cid Campeador, des ersten Eroberers, be-
trachteten. Mit einem großen Heer katalonischer und aragonischer Ritter, dem
sich viele Freiwillige aus Südfrankreich und selbst aus England anschlossen,
rückte Jakob in das Gebiet von Valenzia ein. Der Emir Dschomail Ibn Zeyan
wurde zur Kapitulation genötigt und die Hauptstadt durch harte Belagerung
zur Ergebung gebracht. Die sarazenische Bevölkerung wanderte freiwillig oder 28. Sept. 1238.
gezwungen aus; ihre Güter wurden christlichen Ansiedlern überwiesen; in die
Städte zogen Katalonen ein, das Land wurde in Lehen unter die siegreichen
Barone und Ritter ausgethan. In den nächsten Tagen fielen auch noch die

übrigen Städte, vor allen das inmitten einer fruchtbaren reizenden Landschaft auf einem Hügel gelegene feste Xativa und die Stadt Denia, in die Gewalt des aragonischen Eroberers, so daß, da um dieselbe Zeit auch die Könige von Kastilien und Portugal an der Guadiana und am Guadalquivir glückliche Fortschritte machten, die Herrschaft der Moslems bald nur noch auf das Königreich Granada mit seiner festen Felsenstadt beschränkt war. Jakob war einer der größten Fürsten des Jahrhunderts. Nicht nur, daß er während einer Regierung von dreiundsechzig Jahren sein ererbtes Königreich nach allen Seiten mehrte, daß er Majorca und Valenzia eroberte, daß er in Murcia noch in den letzten Lebensjahren mit jugendlicher Kraft gegen die Ungläubigen kämpfte, die von den Meriniden aus Afrika unterstützt sich von neuem wider ihre christlichen Überwinder erhoben, daß er, wie es heißt, dreißig Schlachten gegen die Mauren geliefert: er verband mit der Kraft der Eroberers auch die Eigenschaften eines humanen und weisen Regenten. Gegen die Moslems, die seine Gnade anriefen, war er milde und schonend; und so sehr ihm die Verbreitung des Christentums am Herzen lag — soll er ja in den eroberten Ländern gegen 200 Kirchen gegründet haben — so übte er doch Duldung und Nachsicht gegen ihren Glauben und ihre religiösen und bürgerlichen Gesetze und wahrte die Unabhängigkeit seiner Krone gegen die Ansprüche des päpstlichen Stuhles. Vor allem aber glänzte er als Gesetzgeber: er veranstaltete die erste Sammlung der aragonischen Gesetze; in Katalonien begründete er das Seerecht, hob Schiffahrt und Handel und legte den Grund zu der freien Verfassung Barcelonas, in Valenzia war er der Schöpfer einer neuen staatlichen Ordnung. Auch die katalonische Sprache, auch Geistesbildung und Dichtkunst erfreuten sich seiner Pflege; Jordi von Valenzia, dem Petrarka manche schöne Stelle seiner Gedichte dankt, und andere Sänger lebten an seinem Hofe, dem es nicht an Glanz und Pracht fehlte. Aber der unglückliche Gedanke, die ererbten und eroberten Länder unter seine Söhne zu teilen, verursachte ihm viel Herzeleid und brachte große Verwirrung über das aragonische Reich. Es wurden während seiner Regierung mehrere Teilungsverträge vereinbart, welche stets Aufruhr und Bürgerkrieg zur Folge hatten. Nur dadurch, daß der älteste Infant Alfons, aus seiner ersten, geschiedenen Ehe mit Eleonore von Kastilien, vor dem Vater starb, und auch der dritte von den Söhnen, welche ihm Violante von Ungarn gebar, frühe ins Grab sank, wurde die beabsichtigte größere Zerstückelung verhindert, so daß wenigstens die Hauptländer Aragonien, Katalonien und Valenzia in der Hand

Pedro III. 1276—1285. Pedros III. vereinigt blieben, und nur die Balearen nebst Montpellier, Roussillon und andere Besitzungen als ein gesondertes Königreich an den jüngern Bruder Jakob kamen. Ein natürlicher Sohn des Königs, Fernan Sanchez, wurde nach einem vereitelten Aufstand auf Befehl seines Bruders, des Infanten Pedro, im Flusse Cinca ertränkt und sein Gebiet eingezogen. Jakob billigte nicht nur die That, sondern bezeugte seine Freude darüber; so sehr hatte der

unnatürliche Krieg sein sonst edles Herz verhärtet. Unter Pedro III., jenem ritterlichen König, der, wie Dante sagt, „von jeder Tugend Seil umgürtet war", und der sich nach der Blutvesper der Insel Sizilien bemächtigte und mit Frankreich einen wechselvollen Krieg in Navarra zu führen hatte, erzwangen sich die Aragonier, erbittert über die drückende Besteuerung, zu der sich der König durch diese kostspieligen Unternehmungen genötigt sah, in dem „General-Privilegium von Saragossa" solche Rechte und Freiheiten, daß, als der Nach- 1283.
folger Alfons III., ein Mann von sanfterer Gemütsart, das „Privilegium" Alfons III. 1285—1291.
noch durch neue Zugeständnisse an die Adelsunion vermehrte, das aragonische 1287.
Reich mehr einem republikanischen Gemeinwesen mit einem verantwortlichen Oberhaupte glich als einer Erbmonarchie. Der König sollte gehalten sein nicht nur in allen wichtigen Reichsangelegenheiten, insbesondere bei Kriegs- und Friedensschlüssen, bei Erlaß von Gesetzen und Ausschreibung von Steuern die Zustimmung der Reichsstände (Cortes) einzuholen und bei der Wahl und Einsetzung der königlichen Räte (Minister) denselben eine Mitwirkung zugestehen; es wurde auch festgesetzt: „der König dürfe ohne vorausgegangene Sentenz des Oberrichters (Justicia) und der Cortes in Saragossa gegen kein Mitglied der Union mit Tod oder Gefängnis oder sonstigen Beeinträchtigungen verfahren, und geschähe es doch, so könne die Union ihn und seine Nachkommen von dem Throne ausschließen, ohne sich dadurch irgend eines Unrechts oder einer Untreue schuldig zu machen". Bei Alfons' kinderlosem Absterben folgte sein Bruder Jakob (Jayme) II., Jakob II. 1291—1327.
bisher König von Sizilien, ein wohlwollender, gutmütiger und, wie sein geschichtlicher Beiname zeugt, „gerechter" Fürst, der größeren Wert auf den Ausbau der Verfassung und Gesetzgebung und auf Erhaltung des Friedens und der Wohlfahrt unter seinem Volke legte als auf Vergrößerung seines Reiches. Sizilien überließ er seinem Bruder Friedrich als eigenes Königreich, dagegen erwarb er nach langen Kriegen wider die Genuesen die ihm von dem Papste zu Lehen gegebene Insel Sardinien. Ein in Gemeinschaft mit dem kastilischen König Ferdinand unternommener Krieg mit den Mauren blieb ohne bedeutende Folgen. Um die Übermacht des Adels, von dem manche Familien nach Sizilien und Sardinien übersiedelten, zu brechen, stärkte Jakob unter dem Beistande des großen Rechtsgelehrten Martinez de Salanova das richterliche Ansehen des Justicia, der dann seine Autorität gegen die ungerechtfertigten Anmaßungen der Großen richtete, und suchte in der Geistlichkeit und im Bürgerstand eine Stütze für den Thron. Die größte Wohlthat aber erwies er dem aragonischen Volke durch ein auf dem Reichstag zu Tarragona erlassenes Gesetz, kraft dessen die 1319.
Königreiche Aragonien und Valenzia, die Grafschaft Barcelona und die Lehnshoheit über Mallorca für ewige Zeiten vereinigt und weder durch Testament noch durch Schenkung teilbar sein, jedes der Reiche aber seine besondere Verfassung und Stände behalten sollte. Doch blieb dem König das Recht, seinen Söhnen und andern Gliedern der Familie einzelne Städte und Burgen als

Besitztum zu überweisen, ein Recht, das unter seinen Nachfolgern manchmal über Gebühr in Anspruch genommen, öfters innere Streitigkeiten und Fehden
Alfons IV. 1327—1336. hervorrief. So gleich unter Alfons IV., der seiner zweiten Gemahlin Eleonore von Kastilien und ihren Söhnen wichtige Städte und Ortschaften im aragonischen Reiche zuwies. Aber seinem großen Sohne Pedro IV. gelang es, während seiner langen thatenreichen Regierung die Einheit des Reiches wiederherzustellen und die Macht der großen Barone zu schwächen.

c. Portugal.

Alfons I. † 6. Dez. 1185. Alfons Henriquez verdankte die Krone von **Portugal** neben seinem guten Schwerte vorzugsweise der Gnade des Papstes. Dafür zeigte er sich dankbar, indem er der Geistlichkeit große Rechte, Güter und Einkünfte zuwendete und dem apostolischen Stuhl kindliche Ehrfurcht bewies. Als der königliche Held ein Jahr nach dem glänzenden Sieg bei Santarem in dem von ihm gestifteten Kloster zum heil. Kreuz in Coimbra beigesetzt ward, folgte ihm sein Sohn
Sancho I. 1185—1211. **Sancho**, Alfons' Mitstreiter bei Santarem. Dieser trug andern Sinn. Ihm dünkte ein freier Bürgerstand und eine kräftige Bauernschaft eine festere Stütze des Königtums als der Segen und Beifall der Kirche. Daher wendete er, ohne den Kampf wider die Sarazenen im Süden (Algarbien) aufzugeben, seine Hauptsorge auf den Aufbau der heruntergekommenen oder verfallenen Städte, die er mit christlichen Ansiedlern bevölkerte und mit Rechten und Freiheiten beschenkte, und widmete dem Ackerbau und der Anpflanzung verödeter Landstriche durch fleißige Arbeiter solche Pflege, daß er sich den schönen Beinamen „der Bauernfreund" erwarb. Den Ansprüchen des Papstes dagegen und den Anmaßungen der Bischöfe von Porto und Coimbra widerstand er mit Kraft und Entschlossenheit. Er setzte den mächtigen Prälaten, der den Bann über ihn aussprach, in Gefangenschaft. Erst als der nahende Tod ihn mit Gedanken an das Jenseit ängstigte, suchte er reuig und bußfertig Versöhnung mit der Kirche. Auch sein
Alfons II. 1211—1223. Sohn Alfons II., „der Dicke", wahrte kräftig sein Ansehen wider den Papst, als dieser in einem Streit des Königs mit seinen im väterlichen Testamente allzu reichlich bedachten Schwestern einen schiedsrichterlichen Spruch zu gunsten der letzteren fällte. Seine entschiedene Haltung hatte die Wirkung, daß Innocenz den Bann, den seine Legaten ausgesprochen, wieder aufhob und einen billigen
1216. Vergleich vermittelte. Mit Hilfe niederländischer Kreuzfahrer, die auf ihrer Fahrt
Okt. 1217. nach Palästina im Hafen von Lissabon anlegten, eroberte dann Alfons II. nach einer blutigen Schlacht die feste Stadt Alcacer do Sal, und obwohl die Einwohner sich freiwillig ergeben hatten, wurde doch die waffenfähige Mannschaft niedergemacht, die übrige Bevölkerung vertrieben. Den Ort selbst erhielten die Ritter von St. Jago zum Lohn ihrer bei dieser Gelegenheit bewiesenen Tapferkeit. In einem Streit mit dem Erzbischof von Braga zeigte Alfons dieselbe Festigkeit wie früher gegen Innocenz. Als der erzürnte Prälat Bann und

Interdikt aussprach, wurde er vertrieben. Auch darin glich Alfons seinem Vater,
daß er die bürgerliche Freiheit durch gute Gesetze „voll Weisheit und Humanität“
zu heben suchte und die Rechtspflege und öffentliche Sicherheit der Person und
des Eigentums sich eifrig angelegen sein ließ. König und Reich standen noch
unter Bann und Interdikt, als Alfons starb und sein Sohn Sancho II. den Sancho II. 1223—1245.
Thron bestieg. Begierig, den Fluch der Kirche von dem Lande abzuwälzen, schloß
er auf dem Reichstage zu Coimbra ein Konkordat, kraft dessen der portugiesische 1223.
Klerus große Rechte und Immunitäten erhielt, und kehrte dann seine Waffen
gegen die Sarazenen, denen er in einigen Jahren die wichtigsten Städte und
Burgen, wie Elvas, Mertola, Tavira, entriß. Solange Sancho mit dem heil.
Kriege beschäftigt war, erfreute er sich der Gunst des römischen Stuhles. Eine
päpstliche Bulle erklärte den Kampf wider die Sarazenen an der Seite des portugiesischen Königs für gleich verdienstlich und des gleichen himmlischen Lohnes
würdig wie einen Kreuzzug nach dem Heil. Lande; als er sich aber beikommen
ließ, die immer weiter gehenden Ansprüche der Landesbischöfe auf Privilegien
aller Art zurückzuweisen und seine königlichen Rechte gegen die Übergriffe der
Hierarchie zu wahren, als er verlangte, daß der geistliche Stand in bürgerlichen
Rechtshändeln den königlichen Gerichten sich unterwerfe, und daß die Vasallen
eines Bistums dem König im Krieg Heeresfolge leisten sollten, trat der Papst
auf die Seite der Gegner. Auf der Kirchenversammlung zu Lyon, welche die 1245.
Absetzung Kaiser Friedrichs II. aussprach, erschien der Erzbischof von Braga
mit den Bischöfen von Porto und Coimbra und einigen unzufriedenen Edelleuten, um wider Sancho Klage zu erheben. Sie beschuldigten ihn, daß er Güter
der Kirche gewaltsam an sich gerissen und das Reich in Anarchie und Gesetzlosigkeit gestürzt, und trugen darauf an, daß ihm die Herrschaft entzogen und seinem
Bruder Alfons, dem Haupt der Unzufriedenen, verliehen werde. Der Papst
ging auf den verräterischen Plan des Klerus und Adels ein. Sancho war nicht
im stande, der vereinten Macht seiner Gegner zu widerstehen. Er floh nach Toledo zu König Ferdinand, während sein Bruder die Zügel der Herrschaft in
Lissabon ergriff und dem Klerus neue Vorrechte zugestand. Sancho lebte noch über
zwei Jahre in Kastilien, mit Andachtsübungen und frommen Werken beschäftigt.
Nach seinem kinderlosen Absterben legte sich Alfons, der mittlerweile als Reichs- Jan. 1248.
verweser die Regierung geführt, mit Zustimmung der Stände den Königstitel Alfons III. 1248—1279.
bei. Während dieser Zeit hatten die Sarazenenkriege geruht. Sobald aber
Alfons im sicheren Besitz des Thrones war, nahm er den Kampf wieder
auf. Die Verhältnisse waren günstig. Die Mohammedaner, zu gleicher Zeit
von Kastilien, Aragonien und Portugal bekriegt und durch innere Spaltungen
zerrüttet, vermochten keinen dauernden Widerstand zu leisten. Um die Mitte des
dreizehnten Jahrhunderts war ganz Algarbien in den Händen Alfons III., so
daß dieser sich „König von Portugal und Algarve“ nannte. Die Moslems wurden zinsbare Unterthanen des portugiesischen Königs, blieben aber im Besitze

ihres Eigentums, ihrer Religion und ihrer Gesetze, und die große Sorgfalt, die der siegreiche König auf den Anbau des Landes, auf die Mehrung der Bevölkerung durch Gründung von Ortschaften und durch Ansiedelung neuer Bewohner in verfallenen und verödeten Städten und auf gute Gesetzgebung und Verfassung wendete, waren zweckmäßige und wirksame Mittel, das neue Gebiet mit den älteren Teilen dauernd zu verknüpfen. Die Lehnsansprüche Kastiliens auf das eroberte Gebiet wußte Alfons mit Klugheit zu beseitigen. Diese Erfolge im Felde und in der Politik erfüllten den König mit Selbstvertrauen. Es war ihm lästig, daß er bei seiner Thronbesteigung die Hilfe des Klerus durch so große Zusagen erkauft, und er suchte sich den eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen. Die Bischöfe beschwerten sich, daß er kirchliche Güter und Einkünfte zu Staatszwecken verwende und Geistliche nötige, sich dem Spruch der königlichen Gerichtshöfe zu fügen. Als ihre Beschwerden kein Gehör fanden, brachten sie ihre Klagen vor den päpstlichen Stuhl. Gregor IX. schickte Bullen und Legaten nach Lissabon, die den König auf den rechten Weg führen sollten, und drohte mit Exkommunikation. Der staatskluge Alfons wurde nicht müde, durch Ehrfurchtsbezeigungen und Besserungsversicherungen den Zorn des heil. Vaters zu entwaffnen, ohne jedoch thatsächlich die Beschwerden abzustellen. Darüber starb der Papst, ein rascher Wechsel im Pontifikat ließ mehrere Jahre lang die
1277. portugiesische Sache unerledigt, und als endlich doch der Bann über den König ausgesprochen ward, scheint er sich wenig darum bekümmert zu haben, ein Beweis, „daß auch im Mittelalter die Blitze des Vatikans nur da zündeten, wo Brennstoff vorhanden war“. Erst auf seinem Sterbelager söhnte sich Alfons mit der Kirche aus und erlangte gegen das Versprechen, die einst in Lyon eingegangenen Verpflichtungen erfüllen zu wollen, die Absolution. Wenige Wochen
† 16. Febr. 1279. nachher war er eine Leiche. Sein Sohn Diniz (Dionysios) aber, nicht minder
Diniz (Dionysios). staatsklug und energisch als der Vater, beeilte sich keineswegs, die Streitpunkte
1279—1325. zum Ausgleich zu bringen. Aufs neue wandte sich der portugiesische Klerus nach Rom und beschuldigte den König, daß er die Freiheiten der Kirche zu vernichten gedächte: er verweigere den Zehnten von seinen eigenen Gütern und lege den Kirchen und Klöstern drückende Lasten auf; er beeinträchtige die bischöfliche Gerichtsbarkeit, übe einen unerlaubten Einfluß bei der Besetzung der geistlichen Stellen und suche die Schenkungen und Vermächtnisse an die Kirche zu beschränken. Zehn Jahre lang setzte er den Kampf wider die Landesbischöfe und wider die Kurie fort, unerschüttert durch Kirchenstrafen und Interdikt; und als er end-
1289. lich in ein Konkordat willigte, durch welches der Kirchenfriede für alle Zukunft gesichert werden sollte, umging er gerade den Punkt, der den Klerus am empfindlichsten berührte, indem er durch ein mit den Reichsständen zu Coimbra verein-
1291. bartes „Amortisationsgesetz“ den Portugiesen verbot, Grundstücke durch Verkauf, Schenkung oder Vermächtnis an die tote Hand zu geben. Auch bei der Aufhebung des Templerordens wußte Diniz die habgierigen Absichten des Papstes

zu vereiteln, indem er die großen Besitzungen der Ritter in die eigene Hand nahm und sie einige Jahre nachher mit königlicher Freigebigkeit dem aus der aufgelösten Tempel-Brüderschaft neugebildeten Christusorden verlieh. Durch 1319. die Gründung dieses Ritterordens, der in Castro-Marim in Algarve seinen Sitz hatte, eröffnete Diniz seinem Volke eine Zukunft, die damals niemand ahnen konnte. Auch durch Beförderung des Bergbaus, des Handels, des Seewesens, durch Hebung des Bürgerstandes mittels freier Städteordnungen und andere segensreiche Einrichtungen legte dieser König den Grund zu Portugals künftiger Größe.

3. Die Zustände im Innern.

Nirgends trat die Beweglichkeit, das ruhelose Umhertreiben, die vielgestal- 1. Klerus und Kirchentum. tige Völkermischung der Kreuzzugszeiten mehr zu Tage als in der pyrenäischen Halbinsel. Sowohl die Moslems im Süden als die christliche Welt im Norden wurden durch unaufhörliche Zuzüge verstärkt, jene aus Afrika, diese aus der gesamten abendländischen Christenheit; und wie tief auch der Gegensatz der Rasse und Religion sein mochte, welcher die Bevölkerung Spaniens in zwei große Heerlager schied, dennoch fanden viele Wechselbeziehungen zwischen Mohammedanern und Christen statt, welche zeitweise in Bundesgenossenschaften, in Eheverbindungen, in vertragsmäßiges Zusammenleben übergingen. Es wurde schon früher bemerkt, daß während der Religionskämpfe eine eigentümliche Romantik dem spanischen Land und Volk aufgeprägt war. Dieser Charakter behauptete sich auch in der gegenwärtigen Periode, wenngleich sowohl bei den Arabern unter dem strengen Regimente der Almohaden als bei den Christen durch die Einwanderung fremder Kreuzfahrer und die Entstehung militärisch-priesterlicher Ritterorden eine strengere Anschauung Wurzel schlug. Die Kämpfe in der pyrenäischen Halbinsel waren nur Teile des allgemeinen heiligen Weltkrieges, den im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Christenheit wider den Islam führte. Sie standen auf gleicher Linie mit den Kreuzzügen nach dem Heil. Lande und wurden daher von den Päpsten mit demselben Eifer betrieben, mit denselben Gnadenbezeigungen vergolten, in dieselbe liebevolle Obhut und Leitung genommen. Je mehr aber die Kirche durch ihre priesterlichen und ritterlichen Organe den Maurenkriegen Impuls und Richtung gab, den Fanatismus entzündete und die Waffengänge mit geistlichen und materiellen Mitteln förderte und unterstützte, desto höher stieg ihre Macht und ihr Einfluß auf die Gemüter, desto mehr gewannen Priesterschaft und Papsttum die Oberhand. Portugal und Aragonien zahlten einen Lehnszins nach Rom, und wenn auch kräftigere, waffenfrohe Könige sich der Verpflichtung entzogen und die Unabhängigkeit ihrer Kronen behaupteten, so gab der apostolische Stuhl doch darum seine Ansprüche nicht auf. Die Wechselheiraten in den spanischen Königsfamilien boten häufig Gelegenheit

zur Einmischung in das Ehe- und Familienleben, zu Bann und Interdikt, wodurch die Reiche verwirrt, die unruhigen Großen zu Krieg und Empörung aufgestachelt wurden. Mit dem Einfluß der Kirche und ihres Oberhaupts auf das öffentliche Leben in Spanien wuchs auch die Macht und Bedeutung des einheimischen Klerus. Jeder Sieg über die Sarazenen, jede Erweiterung der christlichen Herrschaft über maurisches Gebiet war ein Gewinn für die Geistlichkeit. Die Eroberer glaubten dem Himmel ihren Dank nicht besser abstatten zu können als durch Verwandlung der Moscheen in christliche Gotteshäuser, durch Errichtung neuer Kirchen und Klöster, durch Verleihung von Gütern und Gaben an die Spender der heiligen Sakramente. Der Apostelsitz von St. Jago, die Johannesabtei von Peña in Aragonien und viele andere hochgefeierte Gotteshäuser hatten fürstliche Besitzungen und Reichtümer und übten auf die öffentlichen Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluß. „Wie vom Orakel aus wurden von da die heil. Kriegszüge unternommen, von den Königen Gelübde abgelegt, der Segen der Geistlichen erfleht, und die gutmütigen Helden schrieben dem Gebete der Priester den Erfolg ihrer Waffen mehr als ihrem rüstigen Arme zu.“ So kam es, daß die Geistlichkeit in der Halbinsel zu Reichtümern gelangte, welche die des Königs und des Adels weit überstiegen und noch dadurch an Wert gewannen, daß sie in der Regel frei von jeder Belastung waren, daß die Bischöfe dem König das Recht bestritten, die Lehnspflichten und die Heeresfolge auf kirchliches Gebiet auszudehnen, den geistlichen Stand selbst in zeitlichen Dingen vor die königlichen Gerichte zu ziehen u. a., daß Abteien und Kirchen hier und da erblich wurden und die Prälaten testamentarisch über ihre Sprengel verfügten. Bei solcher Machtstellung war es natürlich, daß der Klerus auf die Geistes- und Seelenrichtung der Nation und auf das gesamte Volksleben den entschiedensten Einfluß übte. Er fesselte die Phantasie südländischer Naturen durch prunkvollen Kultus und durch die Zauberkraft der religiösen Mysterien; im Gegensatz zu dem einfachen Gebetsdienst und zu der nüchternen Andachtsübung der Mohammedaner wurde das christliche Volk mit Wundererscheinungen und heiligem Aberglauben, mit Prozessionen und Reliquienschätzen, mit dem ganzen Pomp und Schaugepränge des priesterlichen Opferdienstes beschäftigt. Und je mehr diese Äußerlichkeiten, diese prunkenden Formen und mystischen Handlungen, diese Zeremonien und Opfergebräuche als das Wesen der Religion, als das geheimnisvolle Band zwischen Erde und Himmel hingestellt wurden, desto schonungsloser wurde jede Abweichung davon als Wirkung des bösen Feindes gehaßt und verfolgt. In jenen Tagen des Religions- und Rassenkampfes gegen die Moslems wurde der Keim jenes finstern Fanatismus in das Gemüt des spanischen Volkes gesenkt, welcher in der Folge stets ein charakteristischer Nationalzug geblieben ist. Nicht nur, daß man Mohammedaner und Juden als Feinde Christi bekämpfte, bedrückte, verfolgte; auch alle von der Kirchenlehre und dem Priesterkult abweichenden Lehrmeinungen fanden in den

Spaniern die leidenschaftlichsten Gegner. König Ferdinand III. von Kastilien zündete mit eigener Hand in Palenzia den Scheiterhaufen an, auf welchem ein Häretiker verbrannt ward; bei Strafe der Exkommunikation war es verboten, über den katholischen Glauben zu disputieren oder die heil. Schriften in der Landessprache zu lesen; die Albigenser hatten keine blutgierigeren Feinde als die Spanier, und der Stifter des Dominikanerordens, der sich die Vertilgung aller Ketzerei zum Ziel und Lebensberuf gesetzt, stammte aus der pyrenäischen Halbinsel.

Nicht bloß in Religion und Kirche bildete der arabische Süden einen durchgreifenden Gegensatz zu dem christlichen Norden; auch in den Staatsverhältnissen und in dem gesamten öffentlichen Leben trat dieser Gegensatz zu Tage. Während in den volkreichen Hauptstädten Andalusiens sich ein gewerbsames Leben entfaltete und Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft in schönster Blüte standen, während in den Thalebenen des Guadalquivir, an den Meeresküsten und Gebirgsabhängen der Ackerbau emsig betrieben ward und zahllose Dörfer und Landhäuser, Lustgärten und Fruchtfelder von dem Fleiß und Wohlstand einer freien Bevölkerung Zeugnis gaben, waren die Berglandschaften Kastiliens und Aragoniens mit Ritterburgen und Festungen bedeckt, an deren Fuß eine ländliche Bevölkerung im Dienste der Herren, sei es als gutshörige Zinsbauern oder als Leibeigene das Feld bestellte und die Herden weidete und ein armseliges Dasein in Unfreiheit und Dürftigkeit verbrachte. Nur in den Seestädten Kataloniens herrschte ein regsames Verkehrs- und Handelsleben mit Wohlstand und bürgerlicher Freiheit. 2. Adel und Herrenstand.

Den Kern des Adels bildeten die alten Geschlechter, die seit den Tagen der arabischen Invasion in dem Gebirgslande des Nordens seßhaft waren, deren Tapferkeit und Kriegsmut die Erhaltung und Mehrung der christlichen Herrschaft vorzugsweise bewirkt hatten. Klein an Zahl — in Aragonien waren sie der Sage nach auf die heilige Zwölfzahl beschränkt — aber stolz auf ihren Waffenruhm und mächtig durch freie Erbgüter, durch eigenen Gerichtsstand und durch hohe Ehrenrechte (Honores), umgaben sie den König als Gleiche und Ebenbürtige, stritten mit ihren Vasallen und Kriegsmannen unter seiner Fahne gegen die Ungläubigen und ehrten ihn als den ersten unter ihnen, als den geborenen Heerführer und höchsten Richter, trugen aber auch kein Bedenken sich gegen ihn zu empören. In **Kastilien**, wo besonders die **Lara** und **Castro** durch fürstliche Macht hervorragten, erwarb sich der Adel das bedenkliche Recht, dem König die Treue aufzusagen und sich zu einem andern Herrn zu wenden. In **Aragonien** hießen die Häupter der Adelsgemeinde **Ricoshombres**, mächtige und „reiche Herren". In der Folge, als sie von dem König zu ihren Erbgütern noch eine Baronie als Lehen (Honor) empfingen, führten sie auch den Namen „Barone" oder „Edle" (Nobles). Da diese waffenfrohen Geschlechtshäupter mit ihren Rittern und Dienstmannen nicht selten das Schicksal der

Staaten und Throne entschieden, so suchten die Könige, als im Laufe der Zeiten ihr Ländergebiet wuchs, die Machtstellung derselben zu mindern, bald dadurch, daß sie die Standesgeschlossenheit der reichen Geschlechter durchbrachen und die Zahl durch neue Glieder mehrten, bald dadurch, daß sie die eigenen Kron- und Hausvasallen ihnen ebenbürtig an die Seite stellten und mit Einkünften versahen, ein Gebrauch, der in Aragonien die Scheidung in Rieoshombres de Naturalezza und de Mesnada herbeiführte, bald dadurch, daß sie die christlichen Streiter, die getrieben von Abenteuerlust und Religionseifer oder angelockt durch die Aussicht auf Beute und Gewinn aus fremden Ländern zum heil. Kriege in der Halbinsel zusammenströmten, in den eroberten und von den Arabern verlassenen Territorien mit Lehnsgütern ausstatteten und ihnen eine gleiche Rang- und Rechtsstellung wie den Eingebornen verliehen. So wurden die Gegenden von Valenzia, Murcia und Neukastilien, wo früher die fleißigen Araber blühende Ortschaften und Meierhöfe errichtet und Felder und Hügel emsig bestellt hatten, in eine Anzahl größerer und kleinerer Rittergüter verwandelt, deren Besitzer ihren Sinn gänzlich auf Krieg und Waffenthaten richteten und den Werken des Friedens wenig Beachtung zollten. Die ganze Staatseinrichtung war ritterlich-militärisch. Die Adelsgemeinde stand als geschlossene Körperschaft dem König ebenbürtig gegenüber und maß ihre Treue und Dienstleistungen nach den Benefizien und „Ehren" ab, die ihr von dem König verliehen wurden. In Aragonien umgaben den königlichen Kriegsherrn die Rieoshombres in ihrer zwiefachen Abstufung, oft geeinigt und verstärkt durch „Unionen" oder gewaffnete Konföderationen; auf diese folgte dann der niedere Adel der Hidalgos: die steuerfreien Infanzonen, die Caballeros oder Lehnsritter der Ricos und alle freigebornen Männer in Stadt und Land. In den Seestädten hatte sich früh ein wohlhabender Stand von Kaufherren, Seefahrern und Gewerkmeistern gebildet, der in Rechten und Freiheiten wie an Reichtum und Gütern dem Adel und Klerus nahe kam.

3. Staats- und Rechtsleben. So sehr indes in den spanischen Reichen Klerus und Ritterschaft durch ihren Einfluß überwogen und die Religions- und Eroberungskriege gegen die Mauren den Mittelpunkt alles geschichtlichen Lebens bildeten, so entwickelte sich doch ein Staats- und Rechtsleben, das an Freiheit und gesetzlich geordneten Institutionen keinem andern nachstand. Die Kraft und das männliche Selbstgefühl, durch ein ununterbrochenes Kriegsleben geweckt und genährt, machten sich nicht bloß im Kampfe geltend, sondern sie erzielten auch Gesetze und Einrichtungen, auf denen sich ein würdiges, freiheitliches Staatswesen aufbaute. Es wurde früher erwähnt, wie die einzelnen Landschaften, Städte und Korporationen, aus denen sich allmählich die christlichen Königreiche Spaniens herausbildeten, mit besonderen Rechten und Gesetzen, Fueros, beschenkt wurden, auf deren Grundlage sich das Rechts- und Verfassungsleben, das Gerichtswesen, die gegenseitigen Pflichten und Leistungen aller Stände, aller Gemeinden und Genossenschaften

entwickelten und ausbildeten. Dieses Verfahren dauerte auch in dem Zeitraume fort, den die obigen Blätter vorgeführt haben, und gestaltete sich um so reicher und mannigfaltiger, als die Eroberungen neuer Ländergebiete und Städte, die Errichtung neuer Lehnsgüter, die Gründung neuer kirchlicher Institute, die Ansiedelung fremder Ritter und Ordensleute auf spanischer Erde die gesetzgeberische Thätigkeit fortwährend in Anspruch nahmen. Bistümer und Klöster, adlige Erbgüter und Lehen, Städte und freie Ortsgemeinden wurden mit Rechtsurkunden oder Handfesten ausgestattet, welche ihre Stellung im Staat, ihr gesellschaftliches Zusammenleben, ihre Rechte und Pflichten ordneten und feststellten. Mit der Zeit wurden von den Fueros und Gewohnheitsrechten (Observancias) Sammlungen veranstaltet, die dem Rechtsleben und Rechtsbewußtsein der Nation eine feste Grundlage gaben und das Fundament für das freie und solide Staats- und Rechtsgebäude des mittelalterlichen Spaniens bildeten.

Am vollkommensten entwickelte sich dieses Staats- und Rechtsleben in 4. Der Justicia. Aragonien. Die Eigentümlichkeiten der drei zu einem Ganzen vereinigten Völkerschaften, der Stolz und rauhe Kriegsmut der Aragonier, die Kühnheit und bewegliche Rührigkeit der Katalonier, die nicht nur in der eigenen Heimat ein regsames Handels- und Verkehrsleben schufen, sondern auch häufig als Seeleute und Söldner in fremde Dienste traten, und das orientalische Ungestüm der Bewohner Valenzias wirkten zusammen, um mit der Zeit einen scharf ausgeprägten Nationalcharakter und ein eigenartig geordnetes Volks- und Staatswesen zu begründen. In Aragonien, in dessen Bewohnern neben dem Stolz auf die Reinheit des Bluts die Anhänglichkeit an das herkömmliche Recht und die ererbte Freiheit den hervorragendsten Charakterzug bildete, entstand auch frühzeitig das merkwürdige Institut des Justicia, das Palladium der aragonischen Verfassung und Rechtsordnung gegen alle Eingriffe und Verletzungen. Wie in allen christlichen Staaten war auch in Spanien der König der oberste Richter, der Thron der höchste Richterstuhl, doch war von Anfang an diese königliche Jurisdiktion beschränkt durch die Fueros, Freiheiten und Gewohnheiten des Landes und insbesondere durch die ererbten Rechte der Ricoshombres von Geburt. So kam es, daß der Oberrichter von Aragon, auf den die richterliche Gewalt des Königs übertragen ward, wie unter den fränkischen und deutschen Königen oder Kaisern auf den Pfalzgrafen, eine Stellung erlangte, in der er nicht bloß als Delegierter des Königs handelte, sondern auch die verschiedenen Rechte und Ansprüche zu prüfen und streitige Fragen auszugleichen hatte. Darin lag der Keim der Entwickelung des Justicia aus einem königlichen Richter zu einem höchsten Staatsgerichtshof, der als Schutzwehr gegen alle Gewalt und Unterdrückung, als Hüter und Schirmherr der Gesetze und Verfassung galt. Vor seinem Forum wurden alle Streitsachen zwischen dem König und den Ständen oder zwischen den Ständen untereinander vollgültig entschieden, und er durfte jeden königlichen Beamten wegen Verletzung der Verfassung, wegen Übertretung stän-

discher Rechte und Gesetze zur Rechenschaft ziehen. Die Magistratur des Justicia ward bald mit den spartanischen Ephoren, bald mit dem römischen Volkstribunat verglichen, sie vereinigte einzelne Befugnisse beider antiken Staatsinstitute, unterschied sich aber darin von denselben, daß sie nie eine politische Gewalt besaß, sondern ihre Macht innerhalb ihrer richterlichen Sphäre ausbildete. Um Mißbräuche und ungerechte Richtersprüche zu verhüten, unterlag der Justicia der Kontrolle eines vom König und Reichstag gemeinschaftlich ernannten Aufsichtsrats. Auch wurde von der Cortesversammlung zu Exea im Jahr 1265 festgesetzt, daß er nicht dem hohen Adel der Ricoshombres oder Barone, sondern dem Ritterstande angehören sollte, weil jene nicht an Leib und Leben gestraft werden durften, ein Vorrecht, das dem Justicia zu große Sicherheit gewährt haben würde. In Kastilien fehlte dieser zum Schutze der Verfassung gegen jede revolutionäre Gewalt aufgestellte Gerichtshof, daher auch jenes Reich viel mehr von Aufständen und Familienfehden zerrüttet ward als Aragonien, Adel und Geistlichkeit eine höhere Machtstellung erlangten und die Fueros und Landrechte nicht so ungestört zur allgemeinen Gültigkeit, zur Heiligkeit und Unverletzlichkeit gelangten.

Den Höhepunkt des politischen Lebens erhielten die spanischen Königreiche in den Reichs- und Landtagen, Cortes genannt. Die alten Konzilien, auf welchen ursprünglich die geistlichen und weltlichen Angelegenheiten geordnet und entschieden wurden (IV, 741), hatten durch die arabische Invasion ihr Ende gefunden. Bei der Wiederaufrichtung der christlichen Reiche hatte die Kirche bereits einen weiten Vorsprung in ihrer Organisation genommen, so daß sie ihre Angelegenheiten nicht mehr mit den primitiven Zuständen des Staats vereinigt behandeln konnte. Es trat daher eine Scheidung in geistliche und weltliche Versammlungen, in Synoden und Cortes, ein. Daß auf den letzteren, zu welchen der König die freien Stände nach Saragossa oder nach andern Städten seines Reiches zu verschiedenen Zeiten einberief, auch die Bischöfe, Klostervorsteher und Ordensmeister anwesend waren, hatte seine Ursache in der Doppelstellung derselben als Geistliche und Territorialherren. Dem feudalen Charakter der spanischen Königreiche entsprechend bestanden die Cortes, sowohl die Gesamtvertretung der vereinigten Landschaften oder Reichstage, als die Versammlungen der einzelnen Provinzen oder Landtage, anfangs nur aus der Geistlichkeit und der Adelsgemeinde in ihrer doppelten Abstufung; aber mit der Ausdehnung der Herrschaft über die maurischen Gebiete, wodurch viele volkreiche Städte mit wohlhabenden Einwohnern in den Reichsverband gezogen und den Infanzonen gleichgestellt wurden, wuchs das Ansehen und die Bedeutung des freien, durch Fueros mit Gerechtsamen ausgestatteten Bürgerstandes, so daß schon im dreizehnten Jahrhundert städtische Abgeordnete den Cortessitzungen anwohnten und mit den älteren Ständen über alles berieten, was die Wohlfahrt und Sicherheit des Reiches, das Glück und die Größe des Volkes, Gesetzgebung und Besteuerung betraf.

5. Die Cortes.

Unter Pedro III. erwarben die Cortes auf Betreiben der Adelsunion durch das Generalprivilegium von Saragossa nicht nur Sicherheit der Person und Bestätigung aller früheren Gerechtsame und Freiheiten, sondern einen wesentlichen Anteil an der Regierung. Traten die Stände ohne königliche Berufung in Beratung, so wurde die Versammlung Parlamento genannt.

Der katalonischen Cortesversammlung in Barcelona verdankte das Handelsrecht, das in dem regen Verkehrs- und Gewerbeleben dieses Landes einen günstigen Boden fand, seinen Aufschwung und seine Blüte. 6. Handel u. Geistesleben.

Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts wurden in Barcelona Handelsgerichte und in den wichtigsten Handelsstädten des Auslandes Konsulate errichtet zum Schutze der aragonischen Kaufleute und Seefahrer, Institute, die bald auch in Valenzia und andern Städten Nachahmung fanden, und eine Sammlung von Handelsgesetzen legte den Grund zu einem Handels- und Seerecht, das bald weit und breit Geltung erlangte. Wie sehr auch päpstliche Verbote den Verkehr mit Ungläubigen zu hindern suchten, wie viele Schwierigkeiten die Engherzigkeit oder der Fanatismus mohammedanischer Herrscher, wie viele Störungen die Seeräuberei des Mittelmeeres dem Handel bereiten mochten, dennoch bestand ein lebhafter Warenaustausch zwischen Katalonien und den Städten des Südens und Ostens, besonders Tunis, Alexandrien, Konstantinopel und Cypern. Gegen Gewürz, Seide, Zucker, und andere Güter des Orients, führten die Katalonier Eisen, Bauholz, Korn, Waffen und andere Erzeugnisse ihres Landes und ihres Fleißes dorthin. Auch mit Italien und Sizilien und mit den bedeutenden Städten des südlichen Galliens, mit Narbonne, Montpellier, Nimes, Marseille unterhielten die Katalonier lebhafte Handelsverbindungen, und im nächsten Jahrhundert finden wir sie im thätigsten Verkehr mit den niederländischen Sädten Ypern, Gent, Brügge und mit England. Sie waren die Übermittler der kostbaren Erzeugnisse des Morgenlandes nach dem Abendlande, und ihre Industrie in Wolle, Leinwand, Metallarbeiten, Leder, Mühlsteinen, Schiffsgerätschaften und andern Gegenständen war sehr beträchtlich.

Daß unter dem Getöse der Waffen die Bildung und die Liebe zur Kunst und Wissenschaft nicht zu solcher Höhe stiegen wie bei den Arabern, war natürlich. Doch nahmen die Katalonier und Aragonier regen Anteil an der provençalischen Dichtung. Nicht nur an den Höfen der Könige waren die Troubadoure willkommene Gäste, auch manche Große des Reichs öffneten den wandernden Sängern gastfrei ihre Burgen und versuchten sich gleich den Fürsten in ihrer heitern Kunst, die neben Waffen und Rittertum und neben den Thaten kräftiger Männer auch die zarteren Regungen der Liebe und die Freuden edler Geselligkeit feierte. Für das gelehrte Forschen der Wissenschaft dagegen blieb den Spaniern der Sinn lange verschlossen. Wie die Römer und Spartaner pflegten auch die Aragonier weniger das Geistesleben als die Waffenübung und die Rechtspflege, und hielten mehr auf Einfachheit, Abhärtung und kriegerische Tugend als auf Kunst, Wissenschaft und äußere Zierde. „Vergebens fragt man nach höheren Gütern des Geistes oder nach Veredlung des alltäglichen physischen Bedürfnisses; Genuß der Gegenwart, Schöpfungen des Geschmacks und der Phantasie sind fast ganz fremd; aber auf die Vergangenheit und seine Ahnen

stolz, bewahrte der Aragonier Bürgeradel und Bürgertugend, hing mit großer Liebe an dem ererbten Rechte und Ruhme der Väter; beide überlieferte er mit abergläubischer Gewissenhaftigkeit seinen Enkeln, nicht in Lied und Gesang, sondern vermittelst Erforschung, Auslegung und Verteidigung seiner uralten Gewohnheitsrechte und seiner Volksgeschichte. Von einer eigentümlichen Poesie ist daher hier nicht die Rede, aber Jurisprudenz und Historie hat Aragonien gepflegt wie Rom; zu allen Zeiten hat es Staatsmänner und Rechtsgelehrte von großer Bedeutung gehabt. Dagegen fanden die näherliegenden Rücksichten auf Staatsglück und öffentliche Wohlfahrt, Industrie, Ackerbau und alle Zweige der Staatshaushaltung in Aragonien wenig Beachtung. Alle Energie war auf den Krieg und den Ausbau der Verfassung und der staatsbürgerlichen Rechte konzentriert.

B. Geschichte von England.

1. Die Epigonen der Eroberung.

a. England unter den Söhnen Wilhelms des Eroberers.

Die Reichsteilung. Die despotische Lehnsmonarchie, welche Wilhelm mit eiserner Hand in England aufgerichtet und deren Grundzüge wir früher kennen gelernt (V, 730—734), war bei seinem Tode schon so fest begründet, daß seine letztwillige Verfügung, kraft deren sein ältester Sohn Robert die Normandie, sein zweiter, Wilhelm Rufus, England, der dritte, Heinrich, einige Burgen und Lehnsgüter erhalten sollte, in England ohne Widerstand zur Ausführung kam. Nur die normännischen Barone, die, in beiden Ländern begütert, von einer Teilung des Reiches Nachteile fürchteten, versuchten durch Aufstände und Verschwörungen die Trennung des Insellandes von dem festländischen Herzogtum zu hindern und dem Erstgebornen, dessen ritterlicher Charakter und leichter Sinn ihnen mehr zusagte als die harte, willenskräftige und staatskluge Natur des andern, die Alleinherrschaft zuzuwenden. Aber ihr Unterfangen hatte keinen Erfolg. Auf Veranstalten des Erzbischofs Lanfranc (V, 724) von Canterbury, der die Erziehung des Prinzen geleitet hatte, empfing Wilhelm schon achtzehn Tage nach dem Tode des Eroberers in der Abtei zu Westminster die Königsweihe, und der reiche Kronschatz, der nun in seine Hände fiel, setzte ihn in den Stand, sich bei hoch und niedrig Freunde zu erwerben. Die alte Bevölkerung hatte überhaupt kein Interesse daran, daß die beiden Reiche vereinigt blieben; als daher Wilhelm die Versicherung gab, daß er die ungerechten Abgaben abstellen und die unter seinem Vater so sehr beeinträchtigten Forst- und Jagdgerechtsame der Eingesessenen zurückgeben wollte, hielten die Angelsachsen treu zu ihm. So kam es,

Wilh. Rufus 1087—1100.

daß das Vorhaben der normännischen Großen scheiterte. Wilhelms jüngster Bruder, Heinrich, der sich den Unzufriedenen angeschlossen hatte, versöhnte sich mit dem König, und selbst der wankelmütige Robert fügte sich.

Einige Zeit darauf starb Erzbischof Lanfranc, der diesen Ausgang haupt- 21. Mai 1089.
sächlich herbeigeführt hatte. Mit ihm schied ein besonnener Ratgeber, welcher Wilhelms Königtum
allein die leidenschaftliche Natur seines früheren Zöglings zu bändigen verstan- befestigt. 1089—1091.
den, aus dem Leben. Die Folgen machten sich bald bemerkbar. Seine Stelle in Wilhelms Vertrauen erschlich sich ein Geistlicher, Ranulf Flambard, der beschuldigt wird, dem König verderbliche Ratschläge zur Befriedigung seiner Habgier erteilt zu haben. Wenigstens sehen wir bald nachher die beiden Brü- 1090.
der mit vielen normännischen Edlen aufs neue zum Kampf gegen Wilhelm geeinigt. Ein reicher Bürger von Rouen, Conan, der seine Vaterstadt demselben in die Hände spielen wollte, wurde gefangen und von Heinrich zum Schloßfenster hinab in die Seine gestürzt, seine Leiche an den Schweif eines Pferdes gebunden durch Stadt und Land geschleift. Als jedoch der englische König im nächsten Jahr selbst in der Normandie erschien und den Künsten der Verführung 1091.
mit Gold und Gütern Nachdruck verlieh, gelang es ihm nicht nur, die mächtigsten seiner Gegner zu entwaffnen, sondern auch den Herzog zu einem neuen Friedensvertrag zu bewegen. Heinrich aber geriet in solche Dürftigkeit, daß er verraten und verlassen nach der Landschaft Vexin zog, wo er mehrere Jahre in Not und Entbehrung lebte, nur von einem Ritter, einem Priester und drei Knappen begleitet. Aber dieser Aufenthalt wurde für ihn eine Lebensschule der Erkenntnis und Selbstbeherrschung, während Robert durch seinen Leichtsinn und seine Charakterschwäche alles Vertrauen verlor.

Diese Kämpfe innerhalb des normännischen Herrscherhauses benutzte König Kämpfe mit den Schotten.
Malcolm Canmore von Schottland zu einem Raubzug in die Grenzlandschaf- Kolonisationen.
ten. Wilhelm Rufus rückte ihm entgegen; doch zog er ein friedliches Abkom- 1091—1093
men einem Kampfe mit den abgehärteten Söhnen des Nordens vor. Er belehnte Malcolm mit zwölf Landgütern in England, trug aber zugleich Sorge, daß die verödeten und menschenleeren Nordlandsgegenden durch neue Ansiedler bevölkert wurden. Zu dem Zwecke stellte er die einst von den Dänen zerstörte Stadt Carlisle wieder her, befestigte sie mit einer Burg und Mauer und setzte einen zuverlässigen Lehnsmann (Ranulf de Meschines) als Grenzwächter ein; dann rief er Landleute aus andern Distrikten Englands dahin und wies ihnen Ländereien zum Anbau an. Dadurch machte er Cumberland zu einer englischen Provinz. Umsonst erhob der schottische König, der die Grafschaft für sich in Anspruch nahm, Einsprache gegen das eigenmächtige Vorgehen Wilhelms; als er der Einladung zu einem friedlichen Ausgleiche auf einem Hoftage in Gloecester nicht Folge leistete, sondern mit einer Kriegsmannschaft über die Grenze nach Alnwik vordrang, fand er nebst seinem Sohne Eduard in einem von dem Grafen von Northumberland gelegten Hinterhalt seinen Untergang. Malcolms Ge- Nov. 1093.

mahlin, die angelsächsische Margarete, starb bald darauf vor Schmerz über das tragische Geschick. In Schottland folgte eine Zeit schwerer Zerrüttung, bis Malcolms dritter Sohn Edgar die Krone empfing und sich mit dem normännischen Königsgeschlecht in England aussöhnte.

Ansiedelungen in Wales. In ähnlicher Weise sicherte Wilhelm Rufus die westlichen Grenzlande 1095. gegen die Raubfahrten der Waliser. Ein Kriegszug in die Gebirgsthäler überzeugte ihn, daß das unzugängliche Hügelland durch eine Feldschlacht nicht zu erobern sei. Er beschloß daher eine Schutzwehr gegen die räuberischen Einfälle der Waliser Häuptlinge aufzurichten, indem er die Grenzgebiete an normännische Ritter ausgab, die von dem südlichen Monmouth an bis in die Gegend von Chester, in den Grafschaften Hereford, Montgomery, Shrop und auf der Insel Anglesea eine Reihe fester Burgen erbauten und auf eigene Hand den Guerillakrieg gegen die welschen Nachbarn unterhielten. Allmählich traten Verträge und Verschwägerungen ein, wodurch die Vereinigung beider Reiche angebahnt wurde. Den Walisern waren die Normannen weniger widerwärtig als die Angelsachsen. Es wurde früher erwähnt, mit welchen Hoffnungen die keltischen Gebirgsvölker die Invasion Wilhelms des Eroberers begrüßt hatten (S. 410).

Wilhelms Stellung zu der Kirche. Um diese Zeit wurde das europäische Festland von der großen religiösen Bewegung ergriffen, welche den ersten Kreuzzug zur Folge hatte. Wir wissen, daß des Königs Bruder Robert mit vielen normännischen Edlen in das Heil. Land zog und zu dem Behuf sein väterliches Erbe dem königlichen Bruder auf drei Jahre um 10,000 Mark Silbers verpfändete (VI, 556). Rufus ließ sich von der schwärmerischen Begeisterung nicht fortreißen, vielmehr benutzte er die Gelegenheit, da die Aufmerksamkeit der Kurie dem Morgenlande zugewendet war und noch überdies der Streit zwischen dem kaiserlichen Papst Wibert (Clemens III.) und Urban II. die Christenheit in Spaltung und Spannung hielt (VI, 358 f.), um seine Einkünfte auf Kosten der Kirche zu mehren. Indem er sich für keinen der streitenden Päpste entschied, also daß zehn Jahre lang in England kein kirchliches Oberhaupt anerkannt ward, nahm er den Zwiespalt zum Vorwand, um die erledigten Bistümer und Abteien unbesetzt zu lassen und den Ertrag für die königliche Schatzkammer einzuziehen. Selbst der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury war nach Lanfrancs Tod unbesetzt geblieben und die Schätze des reichbegabten Erzstiftes im wüsten Hofleben vergeudet worden. Zwar hatten die Geistlichen 1093. bei Gelegenheit einer Krankheit des Königs bewirkt, daß er bessere Vorsätze faßte und Lanfrancs Jünger, den hochgefeierten und gelehrten Abt Anselm von Ber, zu dessen Nachfolger ernannte (VI, 606), aber die Reue war nicht von Dauer. Mit der Genesung kehrten auch die alte Härte, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit zurück. Nur mit Widerstreben ließ sich Anselm zur Annahme der Würde bewegen, weil er voraussah, daß er mit dem gewaltthätigen, ruchlosen Monarchen in Streit geraten würde. Seine Befürchtung wurde zur Wahrheit. Als der starke Vorkämpfer für das römische Primat und die Rechte der Kirche auf die Anerkennung Urbans II. und auf die Herstellung eines geordneten Zustandes unter dem Klerus drang, zog er sich Ungnade und Verfolgung zu. Seine Flucht nach Frankreich und Italien gab dem habgierigen König, dessen Schatz durch die an Robert abgegebene Pfandsumme erschöpft war, die willkommene Gelegenheit, die Einkünfte des Erzstiftes von neuem an sich zu ziehen und die Ver-

leihung der Kirchenämter zu seinem Vorteil auszunutzen. Die zahlreichen Fehden, die er bald zur Beschützung oder Erweiterung seiner Besitzungen an der Seine mit den Franzosen und den unruhigen Baronen der Normandie, bald in England gegen eine von dem Grafen Robert von Northumbrien und mehreren mächtigen Edelleuten angelegte weit verzweigte Verschwörung zu führen hatte, steigerten seine Raubgier und leidenschaftliche Gemütsart. Die überwundenen Gegner wurden teils enthauptet, teils auf Lebenszeit in Gefangenschaft gehalten und ihre Güter eingezogen.

Ein allgemeiner Schrecken lag auf den Gemütern, als die Kunde erscholl, Rufus sei beim Jagen in dem verhängnisvollen Newforest, den der Eroberer mit so großer Ungerechtigkeit und Härte gegen die Anwohner vergrößert hatte, durch einen Pfeil getötet worden, ob zufällig oder durch Nachstellung, blieb zweifelhaft. Wenig Thränen wurden dem Tyrannen in die Gruft nachgeweint. Denn keine Tugenden hatten ihn geziert, wenn man nicht kriegerische Tapferkeit, die gemeinsame Eigenschaft jener Zeit, und eine verschwenderische Freigebigkeit gegen seine Günstlinge als solche gelten lassen will. Um so reicher war sein Leben an Lastern und Ausschweifungen gewesen. Von seiner Habsucht hatten alle Stände, vorzüglich die Geistlichkeit zu leiden; seiner Gunst erfreuten sich nur verschmitzte und dienstfertige Werkzeuge der Macht; sein Hofleben war durch Wollust und Trunksucht entehrt; keine angetraute Ehefrau teilte sein Lager; Kebsweiber und Diener niedriger Sinnenlust bildeten seine Umgebung.

Wilhelms II. Ausgang und Charakter. — *2. Aug. 1100.*

Auf die Nachricht, „daß der rote König neben anderem Hochwild gefallen“ eilte Heinrich, einer der Jagdgefährten, sogleich nach Winchester und bewirkte, daß die Reichsbarone ihn als König anerkannten, so eifrig auch Wilhelm von Breteuil die näheren Rechte des abwesenden Herzogs Robert geltend machte. Hatte doch Wilhelm der Eroberer selbst das Prinzip der Legitimität und der Reichseinheit verworfen, als er den zweiten Sohn zum Thron von England berufen. Kaum war daher Wilhelm „von einigen Mönchen, Bürgervolk und Bettlern“ ohne Trauergeläute in seiner reichen Hauptstadt beigesetzt, so wurde Heinrich I. von dem Bischof von London in Westminster zum König gekrönt. Die Gaben, womit er die raschen Dienste seiner Gönner und Anhänger vergalt, und die Verheißung, die alte angelsächsische Verfassung, „die Gesetze des Königs Eduard“ zu beobachten und die Mißbräuche zu beseitigen, führten ihm viele Freunde zu, und wenn sie an das unstäte, fahrige Wesen des Kreuzfahrers Robert gedachten, der um diese Zeit in Apulien bei seiner neuen Gemahlin und ihrem Vater, einem reichen Grafen aus dem stammverwandten Hause Robert Guiscards, seine Tage unter Festlichkeiten und ritterlicher Lustbarkeit verbrachte, so konnten sie nicht lange im Zweifel sein, wer die besten Eigenschaften zum Regieren besitze. Und wenn auch Heinrich I. in der Folge die bei der Königswahl gemachten Zugeständnisse nicht hielt, wenn er häufig in die Wege seiner Vorgänger einschlug und insbesondere die Forst- und Jagdrechte im vollen Umfang in Anspruch nahm oder die ihm als Oberlehnsherrn zustehenden Rechte der vor-

Heinrich I. 1100—1135. — *5. Aug. 1100.* — *Anfang der neuen Regierung.*

mundschaftlichen Gutsverwaltung über Minderjährige und der Verheiratung von Erbtöchtern zu seinem Vorteil mißbrauchte, so war doch der Anfang seiner Regierung reich an gerechten und verständigen Handlungen. Der flüchtige Anselm kehrte auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury zurück; die erledigten Bistümer und Pfründen wurden besetzt; Ranulf Flambard vertauschte den Bischofsitz von Durham mit dem Kerker, aus dem er jedoch bald durch die List eines Freundes nach der Normandie entkam. Vor allem setzte sich Heinrich bei den Angelsachsen in Gunst, als er sich mit Mathilde, der Nichte Edgar Athelings, vermählte und dadurch nicht nur die tiefe Spaltung zwischen dem Geschlechte des Eroberers und dem alten Königshause ausglich, sondern auch eine Versöhnung mit Schottland herbeiführte. Denn die Braut war die Tochter Malcolms Conmore und der Frau Margarete, Edgars Schwester. Die angelsächsischen Barden feierten den Bund des Königs mit der erlauchten Fürstentochter, für die er lange eine heiße Liebe im Herzen getragen; aber der normännische Volkswitz spottete des zärtlichen Paares.

Robert erhebt Ansprüche. 1101. Bald nach der Krönung wurde Heinrich durch die Nachricht erschreckt, sein Bruder Robert sei mit seiner apulischen Gattin und reichen Schätzen in der Normandie angelangt. Er war während des Kreuzzuges in allen Kämpfen vor Antiochia, vor Jerusalem, bei Askalon in erster Linie genannt worden und kehrte siegգekrönt und vom Glanze des heiligen Kriegers umstrahlt vom Jordan in die Heimat zurück. Sein Ruhm, sein ritterliches Wesen, seine Freigebigkeit verschafften ihm zahlreiche Anhänger. Die Häupter der normännischen Ritterschaft drängten sich an ihn und belebten seine Hoffnung, sich des englischen Thrones zu bemächtigen. Er landete an der britischen Küste und erhob die Waffen gegen Heinrich. Aber Festigkeit und Ausdauer waren seiner Natur fremd. Seine Schätze waren bald zerronnen, und nun stellte sich die gewöhnliche Geldverlegenheit ein. Er entsagte daher nach einigen geringfügigen Fehden seinen Ansprüchen gegen ein Jahrgeld von 3000 Mark Silbers und kehrte nach der Normandie zurück, indem er seine Genossen der Rache des grollenden Bruders preisgab. Mancher mächtige Graf verlor Gut und Freiheit. Vergebens begab sich Robert abermals nach England, um für seine Freunde Fürsprache zu erheben; Heinrich machte ihm Vorwürfe, daß er sich der Landesverräter annehme, und gab ihm zu verstehen, daß er ihn gefangen halten könne. Um sich sicheres Geleit zur Heimreise zu erkaufen, entsagte daher Robert der bedungenen Leibrente, den Betrag mit verschwenderischer Galanterie der jungen Königin zuwendend. Neuer Streit. Robert von Belesme, der trotzigste und mächtigste von Heinrichs Gegnern, ein Ungeheuer in Menschengestalt, von dessen unerhörten Grausamkeiten und Greuelthaten das Volk sich noch lange mit Grauen die schrecklichsten Züge erzählte, wurde zur Flucht gezwungen und aller seiner Burgen beraubt. Er begab sich zu dem Normannenherzog und reizte ihn gegen den Bruder auf. Bald standen beide von neuem in Waffen widereinander. Um diese Zeit schied

Roberts Gemahlin Sibylle aus dem Leben, wie man sagte, vergiftet von einer normännischen Edelfrau, welche ihre Stelle im herzoglichen Ehebett einzunehmen hoffte. Damit versiegten die Einkünfte aus Unteritalien; wie ein Bettler mußte Robert die Städte seines Landes um Hilfe angehen. Nun schwand die Zahl seiner Anhänger rasch zusammen, während Heinrich auch in der Normandie an Ansehen gewann. Städte und Burgen kamen freiwillig oder gezwungen unter seine Lehnshoheit. Robert mußte fürchten, in kurzem alles zu verlieren. Umsonst Roberts Ausgang.
erbot sich Heinrich, dem Bruder die Einkünfte des halben Herzogtums abzutreten, wenn er der Regierung entsagen wolle; der verblendete, mißleitete und verratene Fürst wählte die Entscheidung der Waffen. An dem Tage, da vor 28. Sept. 1106.
vierzig Jahren die Schlacht bei Hastings von ihrem Vater gefochten worden war, kam es bei Tencherbrai (Tinchebray) zum Kampf zwischen den Brüdern. Der Sieg entschied sich für den König; viele sanken unter den Schwertern; gegen vierhundert Ritter wurden gefangen; von den Häuptern entkam nur Robert von Belesme. Unter den Gefangenen waren Edgar Atheling und der Normannenherzog. Der letzte Sprößling des angelsächsischen Königshauses erhielt die Freiheit und zog sich in einen Winkel Englands zurück, wo er in stiller Verborgenheit sein Leben beschloß. Herzog Robert dagegen wurde zuerst in Falaise, dann in England in Gefangenschaft gehalten, aber mit allen Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens reichlich versehen. Er verlebte sorglos noch achtundzwanzig Jahre, bis er zu Cardiff (Glanmorgan) starb. Ein solches Ende nahm † 1134.
der tapfere Kreuzritter Robeet von der Normandie. Vergebens suchte sein Sohn Wilhelm Clito, den Frau Sibylle noch kurz vor ihrem Ende geboren, mit Hilfe des Königs von Frankreich das väterliche Erbe zu erkämpfen; Heinrich blieb im Besitz der Länder auf beiden Seiten des Kanals, und welchen Ausgang Wilhelm später in Flandern nahm, haben wir früher erfahren (VI, 601 f.). Einige Jahre nachher geriet auch Robert de Belesme in Heinrichs Gewalt und verlebte in einem finstern Turm zu Warham noch viele Jahre „in Grabesstille und verzweifelnder Wut“.

Nun stand Heinrich auf dem Gipfel der Macht. Nicht nur, daß er die Gegner Heinrich und Anselm.
im eigenen Lande und in der eigenen Familie niedergeworfen, er hatte auch den Grafen von Maine, der ihm lange feindlich gesinnt gewesen, wieder unter seine Lehnshoheit gebracht, mit Herzog Robert von Flandern ein Schutz- und Trutzbündnis aufgerichtet und mit dem König von Frankreich um die Burg Gisors an der Epte erfolgreich gekämpft; und nun machte er auch mit der Kirche seinen Frieden. Anselm von Canterbury hatte dem König nicht nur das Recht der Investitur bestritten, sondern auch die Befugnis, von der Geistlichkeit den Lehnseid zu fordern, und war, als der Papst seinen Eifer nicht mit dem vollen Nachdruck unterstützte, aus dem Reiche weggezogen. Nachdem er einige Jahre zu Lyon in einem halb freiwilligen, halb gezwungenen Exil verlebt, schloß er unter Vermittelung der Gräfin Adele von Blois, der frommen Schwester des Königs, die Übereinkunft von Bec, kraft deren Heinrich der In- 1106.
vestitur der Bischöfe mittels Ring und Stab entsagte, dagegen wie seine Vorgänger das Recht behielt, von den Geistlichen Treueid und Huldigung zu heischen. Diese

Übereinkunft, die dem Investiturstreit in England auf ähnliche Weise ein Ende machte, wie sechzehn Jahre später das Wormser Konkordat in Deutschland, sicherte dem König alle aus dem Lehnsverhältnis hervorgehenden Rechte über den Klerus. Damit blieb auch das vielfach bestrittene, aber in Frankreich und England immer wieder geübte Regalien- und Spolienrecht bestehen, infolge dessen die weltliche Macht bei erledigten Pfründen Jurisdiktion und Genuß der Einkünfte bis zur Wiederbesetzung ansprach. Nach dem Vertrag von Bec kehrte Anselm zu seinem Erzbistum zurück, wo er drei
21. April 1109. Jahre später im 76. Jahre seines Alters aus dem Leben schied. Mit ihm sank eine der kräftigsten Säulen der päpstlichen Weltherrschaft und der scholastischen Gottesgelahrtheit in die Gruft.

Heinrichs kräftiges Regiment in England. Von der Zeit an war Heinrich aufs eifrigste bemüht, die Königsmacht zu befestigen und zu erhöhen und den Trotz und Übermut der Feudalherren zu brechen. In dem Inselreiche, wo die Gesetze und Einrichtungen des Vaters ihm bereits den Boden geebnet hatten, wo infolge der normännischen Eroberung der einheimische Herrenstand gebrochen und zersprengt war, wo die Reste des angelsächsischen Adels auf kleinen Gütern über das ganze Land zerstreut wohnten und die angesiedelten Normannen nur im Schatten einer kräftigen Lehnsmonarchie in Sicherheit lebten, erreichte er sein mit eiserner Konsequenz und Willenskraft verfolgtes Ziel ohne große Kämpfe. Durch strenges Gericht schreckte er die Übelthäter und schuf Sicherheit des Eigentums und des Verkehrs; „selbst die Angelsachsen mußten es preisen, daß ein Reisender mit Gold und Silber beladen ungekränkt durch das Land ziehen könne"; er schützte das gedrückte Landvolk gegen die Habsucht und den Übermut des Hofgesindes; er steuerte der Münzfälschung und dem betrügerischen Maß und Gewicht im Handel; und wie er die Rechte der anglikanischen Kirche gegen die päpstlichen Übergriffe sicher stellte und fremde Legaten fern hielt, dabei aber doch durch Gründungen von Kirchen, Klöstern und Hospitälern und durch fromme Stiftungen seine religiöse Gesinnung bewährte, so wußte er auch die Macht der Aristokratie niederzuhalten und die Entstehung kleiner Landeshoheiten mit erblichen Vorrechten zu verhindern. Allenthalben erhoben sich königliche Burgen mit festen Mauern und Türmen und kriegsgeübten Wehrmannschaften, indes er die Schlösser der Feudalherren, die in seine Gewalt kamen, verfallen ließ. Die Waliser bekämpfte er durch die normännischen Ritter, die von ihren Grenzburgen aus ihre Besitzungen immer tiefer in das Land hineinschoben und durch vlämische Kolonisten, die er in Pembrokeshire und andern Gegenden ansiedelte. Wie in den Wendenländern an der Elbe und Oder bildeten diese fremden Niederlassungen feste Anhaltspunkte für neue Ankömmlinge.

Die Lage der Dinge in der Normandie. Desto größere Schwierigkeiten standen den monarchischen Plänen Heinrichs in der Normandie entgegen. Der trotzige Mut des hohen normännischen Adels, die großen Besitzungen auf beiden Seiten des Kanals, das durch die glücklichen Unternehmungen der wanderlustigen, abenteuersüchtigen Nordlandssöhne in Unteritalien, in England, im syrischen Lande genährte Selbstgefühl, verbunden

mit einem Hang zu Spott und Satire, die heimliche oder offene Unterstützung der unruhigen fehdelustigen Barone von seiten Frankreichs waren die Klippen, die der Aufrichtung einer starken Königsgewalt im Wege standen. Wie viele ritterliche Fehden auch an der untern Seine ausgefochten wurden, wie viele feste Burgen und Städte durch englisches Gold bezwungen dem König zufielen, wie wirksam sich in den meisten Fällen die Intrigen des staatsklugen Fürsten und die Künste der List und Verführung erwiesen: stets lesen wir wieder von Empörungen und Aufständen, von Verschwörungen und Umtrieben, von Waffenthaten und kleinen Kriegen, die durch die Teilnahme französischer, flandrischer und niederländischer Grafen und Edlen mitunter einen größeren Umfang gewinnen und wobei neben Heldenmut und ritterlicher Tapferkeit oft auch eine große sittliche Verwilderung, roher Frevelmut und leidenschaftliche Grausamkeit zu Tage treten.

Ließ doch einst Eustache von Breteuil, welcher Heinrichs natürliche Tochter Juliane zur Frau hatte, den ihm als Geisel für die verheißene Abtretung einer Burg übergebenen Sohn des Grafen Radulf Harenc der Augen berauben, als das Versprechen nicht erfüllt wurde. Dafür überlieferte dann der König die beiden Töchter der Juliane, seine eigenen Enkelinnen, dem ergrimmten Vater, der den erlittenen Schmerz durch gleiche Rachethat vergalt.

Neben seiner Klugheit verdankte Heinrich einen großen Teil seiner Erfolge den weisen Ratschlägen seines staatsklugen Ministers Robert von Meulan und dem freundlichen Sinne der Königin Mathilde, die das ihr gespendete Lob der geistlichen und weltlichen Sänger mit Milde und Freigebigkeit entgalt und dem Gemahl manches Herz versöhnte. Beide starben im Jahr 1118, für den König ein schwerer Verlust. Mathilde hatte ihm einen Sohn geboren, der des Großvaters Namen Wilhelm führte, und eine Tochter, nach der Mutter Mathilde genannt, welche als Kind mit dem Kaiser Heinrich V. verlobt worden war und in Deutschland weilte. So viele Söhne und Töchter der englische König noch mit Nebenfrauen erzeugt hatte, kein Kind stand seinem Herzen so nahe als Wilhelm. Er hatte ihn mit Zustimmung der englischen und normännischen Großen zu seinem Nachfolger bestimmt. Da ereignete sich ein schreckliches Unglück und zertrümmerte alle Hoffnungen. Bei einer Überfahrt des Hofes von der Normandie nach England drängte sich eine große Menge hochgestellter Ritter und Edelfrauen in das „weiße Schiff“, das den Thronerben zu führen bestimmt war. Es war eine mondhelle Winternacht und alles in heiterer Laune und froher Lust. Plötzlich stieß das überfüllte Fahrzeug im raschen Rudern so stark auf eine Felsenklippe, daß es scheiterte und die gesamte Reisegesellschaft in den Wellen umkam. Der Thronfolger hatte einen Kahn bestiegen, als aber das Klagegeschrei seiner geliebten Schwester, der Gräfin von Perche, zu ihm drang, hielt er an, um sie aufzunehmen. Da stürzte sich die mit dem Tode ringende Menge auf das schwache Fahrzeug, daß es von der Last erdrückt alsbald in die

Häusliche Unfälle.

25. Nov. 1120.

Meerestiefe sank. Einige Zeit hielt man die Trauerkunde vor Heinrich verborgen; als sie ihm von einem Edelknaben mitgeteilt wurde, fiel er sprachlos zur Erde und es dauerte lange, bis er wieder Trost und Lebensmut faßte. Da eine zweite Ehe, die der König darauf einging, keine Kinder brachte, so ließ er die Großen eidlich geloben, daß sie seine Tochter Mathilde als Königin von England und Herzogin der Normandie anerkennen wollten, und vermählte darauf die kinderlose Witwe, nachdem sie ihr Trauerjahr in Deutschland verbracht, mit Gottfried von Anjou, dem jugendlich schönen Sohn des mächtigen und ehrgeizigen Grafen Fulco, des Jerusalemfahrers. Die normännischen Großen waren mit der Heirat nicht zufrieden und konnten daher nur mit Mühe zur Wiederholung des Eides gebracht werden, wodurch der Tochter des Königs die Erbfolge gesichert ward. Nicht lange darauf gebar Mathilde ihrem jungen Eheherrn, der von dem Ginsterzweig, den er gewöhnlich auf seinem Helme trug, den Namen Plantagenet führte, einen Sohn, welcher nach dem Großvater Heinrich genannt ward. Bald geriet jedoch der König mit seiner herrschsüchtigen Tochter und ihrem habgierigen Gemahl in heftigen Zwist, der noch nicht ausgeglichen war, als ihn der Tod in der Normandie überraschte. Sein Leichnam wurde seinem Willen gemäß nach England geführt und in der von ihm gegründeten Abtei Reading an der Themse ehrenvoll beigesetzt.

Mathilde zur Thronfolgerin erklärt. 1126. 1132. 1. Dez. 1135.

Heinrichs Charakter und Regierung.

Heinrich I. war ein kraftvoller, staatskluger Fürst, der die Lust an Waffen und am Jagen als väterliches Erbteil empfangen hatte. Daher weilte er auch am liebsten in den Waldschlössern zu Windsor und Woodstock. Wenn er den Minnegesang weniger begünstigte und die Dichter und Minstrels minder reichlich beschenkte als die Königin Mathilde, so huldigte er doch der Frauenliebe und der höfischen Sitte der Zeit, aber mit ritterlichem Anstand. Unter den vielen natürlichen Kindern, die er hinterließ, stand Robert von Gloester, der bei seinem Tode zugegen war, seinem Herzen am nächsten. Er ehrte Wissenschaft und gelehrte Studien, so daß zu seiner Zeit mehrere Klosterschulen in der Normandie und in England, wie Bec, Canterbury, Oxford, Winchester, mit den französischen und deutschen Lehranstalten einen Vergleich aushalten konnten. Unter seiner Regierung lebten die meisten der früher erwähnten Geschichtschreiber: Eadmer, Inguif, Wilhelm von Malmesbury, Wilhelm von Jumièges u. a. Auch Heinrichs von Huntingdon Bildungsjahre fallen in diese Zeiten. Die gewöhnliche Schriftsprache war Latein; bei Hof und in den Gerichten kam die französisch-normännische Sprache mehr und mehr in Gebrauch, während die angelsächsische aus den vornehmen Kreisen verschwand und zur Bauernsprache herabsank. Nur die Dichter bedienten sich bald der einen, bald der andern.

b. Thronkämpfe unter König Stephan.

Stephan gewinnt den Thron. 1135.

Wenn auch die eidliche Aussage des Seneschalls Hugo von Bigod, König Heinrich habe in seinen letzten Stunden den Großen des Reichs den zu gunsten der Mathilde geleisteten Huldigungseid erlassen, nicht allgemeinen Glauben fand, so hatte man doch deutlich bemerkt, daß er während des Streits mit Tochter und Eidam die über die Nachfolge getroffene Bestimmung bereute. Bei der

Abneigung der Barone gegen die Verheiratung Mathildens mit einem streitsüchtigen französischen Grafen und bei der tiefwurzelnden Anschauung, daß das Königtum wesentlich ein Heerführeramt sei, das einer Frau nicht zustehe, bedurfte es daher nur einer entschlossenen That, um die geistlichen und weltlichen Herren für eine neue Thronfolgeordnung zu gewinnen. Als daher Graf Stephan von Blois, der Sohn der hochverehrten Schwester des Königs, Adele, welcher von seinem Oheim stets mit großer Auszeichnung behandelt worden und durch die Vermählung mit der Erbtochter des Grafen Eustache von Boulogne in den Besitz großer Güter und Reichtümer gekommen war, durch die Beihilfe der ihm geneigten Oberkämmerer sich des reichgefüllten Königsschatzes bemächtigte und mit vollen Händen Gaben verteilte, brachte er bald die Häupter der Nation auf seine Seite. Der Einfluß seines Bruders Heinrich, welcher Bischof von Winchester und päpstlicher Legat war, die Gunst, die Klerus und Volk dem Sohn der frommen und wohlgesinnten Adele entgegen brachten, verbunden mit jener Versicherung des Seneschalls Bigod bewirkten, daß die Reichsversammlung in London den Grafen Stephan als König anerkannte, ehe noch Heinrichs Leiche in die Gruft gesenkt war. Die normännische Lehnsritterschaft gab nach kurzem Bedenken ihre Zustimmung. War doch Stephan ihres Stammes und Blutes und ein durch Tapferkeit, feine Hofsitte und leutseliges Wesen allgemein geachteter und geliebter Ritter. Kurz vor Weihnachten empfing er 22. Dez. 1135. aus den Händen des Erzbischofs von Canterbury die Königsweihe, und bald strömten angesehene Geistliche und Laien nach London, um am Hofe des Neugekrönten das frohe Fest zu feiern. Darauf erließ Stephan ein Sendschreiben, worin er seinen englischen Unterthanen alle guten Gesetze und Gewohnheiten, welche sie zu König Eduards Zeiten gehabt, bestätigte und jede Beeinträchtigung derselben untersagte, und als endlich zu Anfang des nächsten Jahres der könig- 1136. liche Leichnam anlangte, half er die Bahre nach Reading tragen.

Um Ostern hielt Stephan einen von vielen angesehenen Prälaten und Baronen Freibrief von Oxford. besuchten Hoftag in Oxford, wo er zum Dank für die Anerkennung seiner Königswürde, für die sich auch der Papst und der König von Frankreich günstig ausgesprochen, einen wichtigen Freibrief gewährte, durch welchen er die alten Rechte der Geistlichen, des Adels und des Volkes bestätigte und mehrere drückende Neuerungen seines Vorgängers, insbesondere die Einhegungen der Wälder und die strengen Gesetze gegen Wildfrevel abschaffte. Die von Heinrich angelegten oder der Krone zugewendeten Forste gab er der Kirche oder dem Adel zurück, nur die der beiden ersten Könige behielt er für sich. Auch versprach er die Einkünfte erledigter Bistümer und Abteien nicht in Anspruch zu nehmen, sondern sofort für die Wiederbesetzung derselben nach den kanonischen Vorschriften Sorge zu tragen.

Die Nachwirkungen des strengen Regiments, das König Heinrich aufge- Aufstände und Bürgerkrieg. richtet, der Widerwille des englisch-normännischen Adels gegen das französische Grafenhaus von Anjou und gegen weibliche Herrschaft, verbunden mit den löblichen Eigenschaften Stephans und seinem gemäßigten und klugen Auftreten

hatten unerwartet rasch zur Entscheidung der Erbfolge geführt. Aber der Fortgang der neuen Regierung entsprach keineswegs dem Anfang; und wenn England bisher nur von Grenzfehden mit den Schotten und Walisern zu leiden gehabt hatte, so sollten jetzt zu den alten Leiden auch die ritterliche Anarchie und das wilde Fehdeleben des Festlandes in dem Inselreiche ihren Sitz aufschlagen. Mathilde gab ihre Ansprüche nicht auf, und wenn sie auch selbst nicht im Lande weilte, so hatte sie einen mächtigen Parteiführer an ihrem Halbbruder Robert von Gloester, welcher zwar, um seine großen Güter zu retten, dem König den Huldigungseid leistete, aber mit einem Vorbehalt, der ihm leicht einen Vorwand zum Abfall bot, und dessen feste Stadt Bristol allen Unzufriedenen einen sichern Rückhalt gewährte.

Stephan selbst arbeitete den fehdelustigen Baronen in die Hände. Wenn Heinrich die Anlegung von Ritterburgen, die Entstehung großer Grafschaften, die Vereinigung ausgedehnter Besitzungen in einer Hand zu verhindern gesucht, so wich Stephan von dieser staatsklugen Politik ab, indem er dem hohen Adel die Erbauung von Burgen gestattete und durch Nachgiebigkeit oder Verschwendung die Entstehung mächtiger Grafschaften mit erblichen Vorrechten begünstigte. Nun erhoben sich allenthalben feste Raubschlösser und ein Zustand wilder Gesetzlosigkeit lagerte sich über das britische Reich. „Edelleute und Bischöfe," heißt es in der sächsischen Chronik, „füllten ihre Burgen mit verwegenen gottlosen Kriegsleuten, welche das Landvolk bedrückten und ausplünderten, die Städte mit Raub und Gewaltthat heimsuchten und sie dann in Brand steckten. Man konnte eine ganze Tagereise zurücklegen, ohne eine bewohnte Ortschaft oder ein bebautes Feld zu treffen. Nie erduldete das Land größere Drangsale. Laut klagte das Volk, daß Christus und seine Heiligen schliefen." Teuerung und Hungersnot rissen ein; die Burgverliese füllten sich mit Gefangenen; man erfand neue Marterwerkzeuge zur Mehrung der Leiden und Schmerzen; keine Kirche bot mehr ein Asyl. In Wales fielen die alten Einwohner über die normännischen und flamländischen Ansiedler her, brachen die Burgen, erschlugen die Fremdlinge und richteten eine blutige Guerilla in ihrem waldbedeckten Gebirgslande auf. Von Norden brachen die Schotten unter König David, einem Abkömmling des angelsächsischen Herrscherhauses und Oheim der Kaiserin Mathilde, in die Grenzmarken ein, verwüsteten alles Land um Carlisle und Alnwik und streiften bis nach Newcastle. Nicht nur die Lehnsgrafschaft Cumbrien wollte der schottische König seinem Reiche bleibend einverleiben, ganz Northumberland gedachte er zu gewinnen, ja die Krone von England an sein Geschlecht zu bringen.

Die Brabanzonen. In seiner Bedrängnis griff Stephan zu einem Mittel, das ihm selbst und dem Lande zu großem Verderben gereichte. Um den sich täglich mehrenden Gegnern widerstehen zu können, ohne die Dienste seiner getreuen Barone allzusehr in Anspruch nehmen zu müssen, verschaffte er sich mit den von König Heinrich aufgehäuften Schätzen ein stehendes Heer von fremden Söldnern. Die größte Zahl bildeten unruhige und verarmte Ritter aus Flandern und Brabant, Brabanzonen genannt, welche aus ihrem alten Besitz vertrieben „im Kriegsspiel das Glück zu begründen suchten, das ihre bescheideneren Bauern und Bürger, nach dem östlichen Europa auswandernd, durch die Kunst der Bedeichung, des Landbaues und des Handels fanden". Der einflußreichste Führer war der

Fläminger Wilhelm von Ypern, welcher einst auf die flandrische Grafenkrone Ansprüche erhoben hatte und viele Krieger niedern Standes, Bürger und Handwerker, in seinem Solde hielt. Neben diesen waren die Bretagner unter dem Grafen von Penthièvre und Richmond am zahlreichsten. Der Trotz und Übermut dieser Bandenführer entfremdeten dem König den normännischen Adel und mehrten die Zahl seiner Gegner.

Und so sehen wir denn schon im dritten Jahr der Regierung Stephans alle Gaue des englischen Reiches von Fehden und Aufständen, von Burgenkriegen und Belagerungskämpfen erfüllt, welche die normännische Königsmacht knickten und schwächten und den stolzen monarchischen Bau des Eroberers lockerten. Die angelsächsischen Bewohner erhoben wieder ihr Haupt; wenn es ihnen gelang, dem schottischen König, der mit einem Kriegsheer in die nördlichen Landschaften eingebrochen war, die Krone von England zuzuwenden, so konnte die Zwingherrschaft der Normannen gebrochen werden. Die unruhigen Barone, an ihrer Spitze der kühne Robert von Glocester, suchten die verwirrte Lage zu ihrem Vorteil auszubeuten; unter dem Scheine ritterlichen Eintretens für die abwesende Königstochter verfolgten sie selbstsüchtige und eigennützige Zwecke. In dieser schwierigen Lage zeigte der englische König Umsicht und Thatkraft. Unterstützt von dem mächtigen Klerus, den er durch Zugeständnisse und entgegenkommendes Benehmen für seine Sache zu gewinnen wußte, trieb er die aufständischen Barone zu Paaren und rückte dann gegen die Schotten ins Feld. Die gemeinsame Gefahr, die dem gesamten normännischen Lehnsadel von der schottisch-angelsächsischen Koalition drohte, führte viele erlauchte Häupter unter des Königs Banner. Der hochbejahrte Erzbischof Thurstin von York ließ sich auf einer Bahre durchs Lager tragen und entflammte die Herzen zum Mut, zur Eintracht, zur Rache, und der alte Kriegsheld Walter Espee, ein riesengroßer Ritter mit langwallendem Haupthaar und Bart, ließ von einem Gerüste herab seine mächtige, wohllautende Feldherrnstimme ertönen. Auf einem Moorgrund bei North Allerton hatten die englisch-normännischen Ritter, gleich den Lombarden, einen großen Mast auf einem beweglichen, mit vier Rädern versehenen Gestelle aufgerichtet und an dem Gipfel Kirchenfahnen und eine geweihte Hostie in einer silbernen Schale befestigt. Von diesem Bannerwagen, um den die tapfersten Ritter zur Verteidigung der Heiligtümer aufgestellt waren, erhielt die gewaltige Schlacht, worin die stahlbewehrte Kriegsmannschaft der Engländer über das große Heer der Schotten einen glänzenden Sieg davontrug, den Namen der „Standartenschlacht". Die Pikten des Hochlandes, die halbnackt in ihrer Nationaltracht mit Pfeil und Bogen ins Feld gezogen waren, vermochten trotz aller persönlichen Tapferkeit den schwergerüsteten normännischen Armbrustschützen nicht zu widerstehen. Elftausend Schotten blieben auf der Walstatt und eine große Zahl fand noch auf der Flucht in Feld und Wald den Tod. Dennoch sah sich Stephan bald nachher wieder von so großen Schwierigkeiten im eigenen

Die Standartenschlacht und ihre Folgen. 1137. 1138.

Aug. 1137.

9. April 1138. Reich umgeben, daß er in dem Frieden von Durham dem schottischen Königssohn Heinrich die Grafschaft Northumberland zu Lehen gab und dafür fünf schottische Grafen als Geiseln der Treue und Friedfertigkeit empfing.

Streit mit den Bischöfen. 1139. Kaum war die Ruhe im Norden hergestellt, so wurde Stephan an andern Orten von neuen Fehden bedroht, die sich für ihn um so gefährlicher gestalteten, als nun auch der Klerus, bisher sein treuester Verbündeter, sich von ihm abwandte. Im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit hatte die hohe Geistlichkeit die Verwirrung des Reichs und die Verlegenheiten der Krone zu ihrem Vorteil ausgebeutet. Die Bischöfe hatten nach dem Beispiele der Barone feste Burgen angelegt, auf denen sie ein ihrem Stande wenig angemessenes Leben in Weltlust und kriegerischer Thätigkeit verbrachten, um Kirche und Reich sich wenig bekümmernd. Als nun Stephan, besorgt über die Mehrung dieser Burgen, die leicht seinen Feinden geöffnet werden konnten, einer solchen mißbräuchlichen Verwendung des Kirchenguts zu wehren und die Geistlichkeit mit gleichem Maße wie den fehdelustigen Laienstand zu behandeln versuchte, verstärkte er die Zahl seiner Gegner
1139. und die widerstrebenden Kräfte. Ein Streit zwischen dem Gefolge des reichen und mächtigen Bischofs Roger von Salisbury und dem zweier angesehenen Grafen am königlichen Hoflager zu Oxford gab Veranlassung zur Verhaftung des Prälaten, der einst König Heinrichs Kanzler gewesen, und seines Neffen Alexander, Bischofs von Lincoln; auch sein natürlicher Sohn, Roger „der Zinsarme", der bei Stephan das Kanzleramt verwaltete, wurde unter Aufsicht gestellt. Die Gefangenen erhielten ihre Freiheit erst, als des letzteren Mutter und der Bischof von Ely, ein zweiter Neffe des Kirchenfürsten von Salisbury, sich zur Auslieferung der Burg Devizes mit allen Schätzen verstanden. Dieses Verfahren gegen die Prälaten erzeugte einen allgemeinen Sturm unter dem Klerus; und wenn sich auch wohl einige Stimmen zu gunsten des Königs vernehmen ließen, die da meinten, „die Erbauung von Burgen zieme sich nicht für Bischöfe, welche die frohe Botschaft des Friedens verkünden, nicht aber Baumeister und Waffenschmiede sein sollten, für ihre Sicherheit sei hinreichend gesorgt durch die Verlegung ihrer Sitze in größere, wohlbefestigte Städte", so war doch die Mehrheit der hohen Geistlichkeit der Ansicht, „nicht dem König stehe das Richteramt über etwaige Vergehungen der Bischöfe zu, sondern nur ein Konzil habe auf Grund der kanonischen Gesetze zu entscheiden und den Bischöfen die auf kirchlichem Gut erbauten Burgen zu entziehen". An der Spitze der geistlichen Opposition stand des Königs eigener Bruder, dem die Machtstellung seiner Körperschaft mehr galt als die Bande des Blutes. Er berief als päpstlicher Legat eine Kirchenversammlung nach Winchester, die jedoch, nachdem der gewandte Kämmerer und Justitiar Alberich de Vere die Sache des Königs mit beredtem Munde geführt, zu keinem entscheidenden Spruche gelangte.

Mathilde in England. Die Kaiserin Mathilde und ihre Partei säumten aber nicht, von dem Hader
Gefangenschaft des Königs. 1140. 1141. des Königs mit der Geistlichkeit Nutzen zu ziehen. Sie landete mit einem ritterlichen Gefolge unter der Leitung ihres Halbbruders Gloecester zu Arundel,
Sept. 1139. von wo aus sie dann unter zahlreichem Geleite nach Bristol, dem Sammelplatz der Gegner des Königs, eilte. Der Bischof von Winchester leistete ihr Beistand
1140. und gab ihr Beweise von Ergebenheit. Nun entbrannte der Bürgerkrieg mit neuer Heftigkeit und führte Elend und Not auf den höchsten Gipfel. Die Städte hielten größtenteils zu dem König und steigerten dadurch die Erbitterung und den Haß, von denen Adel und Geistlichkeit schon ohnehin gegen die aufstrebende Bürgerschaft erfüllt waren. Hinter den festen Burgen mit Türmen und Mauern, mit

Graben und Fallbrücken trotzten die verwegenen Ritter und ihre Mannen den feindlichen Angriffen und benutzten jede Gelegenheit zu räuberischen Ausfällen, zu Raub, Brand und Verwüstung. Stephan ließ sich durch die schwierigen Verhältnisse nicht niederbeugen: er entriß dem Bischof von Ely, dem zweiten Neffen des kurz vorher gestorbenen Roger von Salisbury, seine befestigte Burg und Stadt und zwang ihn zur Flucht. Aber was halfen einzelne Heldenthaten und glücklich durchgeführte Kriegslisten gegenüber der Anarchie, die im ganzen Reich ihr schreckliches Haupt erhob und alle Friedenskünste und allen Wohlstand zu verschlingen drohte? Die gewerbreiche Handelsstadt Nottingham ging in Flammen auf, und als Stephan mit seinen Brabanzonen auszog um die Stadt Lincoln, welche Graf Ranulf von Chester, der Eidam Roberts von Glocester, und sein Bruder Wilhelm von Roumara durch Überraschung in ihre Gewalt gebracht, vor einem ähnlichen Verderben zu bewahren, erlitt er von der durch viele Flüchtige und Geächtete verstärkten Gegenpartei eine vollständige Niederlage. Umsonst focht er mit Löwenmut und erlegte mit einer normännischen Streitaxt jeden Gegner, der ihm nahe kam; von einem Steinwurf am Kopfe betäubt wurde er gefangen weggeführt und in Bristol in Fesseln geschlagen. Die Rache und Beutegier der Sieger fürchtend stürzten die Bewohner von Lincoln in die kleinen Schiffe des nahen Flusses; aber von der Last niedergedrückt versanken die Kähne und fast 500 edle Bürger fanden den Tod in den Fluten; ihre zurückgebliebenen Mitbürger fielen als Opfer der Grausamkeit des Grafen Ranulf und seiner in den Bristoler Henkerkünsten wohl geübten Scharen. Febr. 1141.

Wie triumphierte die Kaiserin Mathilde, als sie ihren verhaßten Vetter und Rivalen in Banden vor sich sah! Sie eilte alsbald nach Winchester, der alten Königsstadt, um aus den Händen des treulosen Legaten die Krone zu empfangen. Mit heuchlerischer salbungsvoller Rede entwickelte der Bischof die Gründe, wie Heinrichs Tochter die rechtmäßige Erbin des Reiches sei und sein Bruder ein Usurpator wider Gesetz und Recht. Seinem Beispiele folgten viele weltliche Großen. Hervé, des Königs eigener Schwiegersohn, übergab die Burg Devizes, die er einst mit List und Kühnheit in seine Gewalt gebracht, und verließ England; Oxford öffnete der Königin die Thore; allenthalben sann man auf Abfall von dem gefangenen Monarchen; auch in der Normandie traten die Barone mit Gottfried von Anjou in Unterhandlung. Aber diese günstige Stimmung schlug bald in das Gegenteil um. Mathilde entfremdete sich die Gemüter durch ihre Härte und Rachsucht; wie sehr die Londoner Bürgerschaft, die in ihrer Treue gegen Stephan nicht wankte, sich für die Freilassung des Königs verwandte, Mathilde blieb taub gegen alle Vorstellungen; wie sehr das gedrückte und mißhandelte Volk um Frieden und um die Herstellung der Gesetze des Königs Eduard schrie, die Kaiserin wollte nichts von Verträgen und Zugeständnissen hören, die sie in der Freiheit ihres Handelns beschränkt hätten. Dadurch kam die Gegenpartei wieder in die Höhe. Die Häupter erholten sich von ihrer Krönung und Wechselfälle. 1142.

Bestürzung und scharten sich um die Gemahlin Stephans in London; in kurzem trat auch der verräterische Bischof von Winchester heimlich auf ihre Seite, und als Mathilde sich seiner Person versichern wollte, entfloh er und gab dadurch die Königsstadt der Rache der Gegner und einem verheerenden Brande preis. Immer drohender wurden die Wolken, die sich über dem Haupte der stolzen Gebieterin zusammenzogen; die Londoner Bürgerschaft erhob endlich die Waffen
Sept. 1142. im offenen Aufruhr; da entfloh Mathilde mit ihren Getreuen aus der gährenden Stadt und kam bleich vor Schrecken in Gloester an. Auch ihr Bruder ergriff die Flucht; aber von Wilhelm von Ypern und den Flämingern verfolgt, geriet er in Hast und wurde als Gefangener nach Rochester geführt. Damit waren die Früchte des Sieges von Lincoln vernichtet. Mathilde mußte in eine Übereinkunft willigen, infolge deren der König und ihr Bruder durch Auswechse-
Nov. lung in Freiheit gesetzt wurden. Der Legat trat wieder offen auf des Bruders Seite und hatte die Stirne in einer Synode dessen Rechte zu verteidigen. Nun
Fortgang des Kriegs. war die Lage der Dinge wieder wie zu Anfang und der Bürgerkrieg hatte seinen
1143—1149. wechselvollen Fortgang. Wenn die Kaiserin, von den königlichen Kriegsmannschaften unerwartet in Oxford überfallen, nur durch eine abenteuerliche nächtliche Flucht über die schneebedeckten Felder der Gefangenschaft entging, so wurde
1143. bald darauf der König selbst durch Gloester überwunden und hätte beinahe ein ähnliches Schicksal wie bei Lincoln erlitten. So reich diese Jahre an kühnen Unternehmungen, an Abenteuern und ritterlichen Kriegsthaten waren, für die Weltgeschichte blieben sie ohne dauernde Ergebnisse. Wie in den Ritterbüchern der Zeit werden auch in den Chroniken nur Begebenheiten an Begebenheiten gereiht, ohne daß eine entscheidende Wendung das Einerlei der ritterlichen Anarchie und des Fehdelebens durchbrochen hätte. Die einzelnen Züge, die der Nachwelt überliefert wurden, mögen immerhin ein menschliches und psychologisches Interesse gewähren; doch sind sie reicher an Beispielen von zunehmender Verwilderung und Roheit als von edler Sitte und ritterlicher Treue. Die Selbstsucht erstickte die bessere Natur. Untreue und Abfall waren tägliche Erscheinungen; bei jeder Übereinkunft suchte man sich durch Geiseln sicher zu stellen; die angesehensten und mächtigsten Edelleute, wie Galfrid von Manneville und Ranulf von Chester, trugen kein Bedenken heute mit dem König Friedensverträge einzugehen und morgen schändlichen Verrat gegen ihn zu spinnen. Mit der Zeit erschlaffte jedoch die Energie des Kampfes; mehrere Parteihäupter sanken ins Grab; Graf Gloester trauerte um seinen hoffnungsvollen Sohn Robert, der ihm in der Blüte der Jahre durch den Tod entrissen ward. Die neuerweckte Begeisterung für den Kreuzzug lenkte die Blicke von den heimischen Fehden weg auf höhere Ziele und führte manchen normännischen und englischen Kriegsmann nach dem Heil. Lande oder in den Kampf gegen die Mohammedaner vor Lissabon (VI, 547). Stephans Stern begann von neuem zu
1147. leuchten, besonders als die Kaiserin Mathilde nach dem Festlande zurückkehrte

und bald darauf ihr Bruder, die Seele ihrer Partei, tief gebeugt aus dem
Leben schied.

Um die Mitte des Jahrhunderts war es zweifelhaft, wessen Nachkommen Heinrich in England.
die Herrschaft über England und die Normandie führen würden. Denn wenn Ausgleich und Friedensschluß.
auch Mathildens Sohn Heinrich, den die Mutter nach England sandte, damit 1149—1154.
er die Partei der Anjou stärke und seine Ansprüche selbst durchfechte, viele Gönner
und Freunde erwarb und bei dem glänzenden Feste zu Carlisle, wo ihm 1149.
König David von Schottland den Ritterschlag erteilte, viele hochgestellte Barone
um sich versammelt sah, so zählte auch Stephans Sohn Eustache, ein
Ritter von trefflichen Eigenschaften und leutseligem Wesen, viele Anhänger und
treue Gefährten, seine Mutter, die Königin Mathilde, galt für eine Zierde ihres
Geschlechts und sein Oheim, Graf Thibaut von Blois, war einer der geehrtesten
Herren seiner Zeit. Aber innerhalb weniger Jahre traten verschiedene Ereignisse
ein, welche dem jugendlichen Fürstensohne Heinrich eine glänzende Zukunft
eröffneten. Nicht nur, daß er von dem französischen König und von dem größten
Teil der Ritterschaft als Herzog von der Normandie anerkannt wurde; der un- 1151.
erwartete Tod seines Vaters, des alten Streiters, machte ihn auch zum Besitzer
der Grafschaft Anjou; und als im nächsten Jahr die Königin Eleonore, sechs 1152.
Wochen nach ihrer Scheidung von ihrem bisherigen Gemahl Ludwig VII., mit
dem sie fünfzehn Jahr in ehelicher Gemeinschaft gelebt (VI, 602 f.), dem jugendlichen
Fürsten ihre Hand zum neuen Ehebund reichte und seine Besitzungen durch
ihre Erbländer Guienne und Poitou vermehrte, konnte Heinrich, nunmehr Gebieter
über die westliche Hälfte Frankreichs, eine Kriegsmacht ins Feld stellen,
gegen welche Stephan nicht aufzukommen vermochte. Umsonst versuchte der
König die Geistlichkeit auf seine Seite zu ziehen und durch ihren Beistand die
Herrschaft bei seinem Hause zu erhalten; die Kirchenversammlung zu London
weigerte sich, gestützt auf einen Ausspruch des Papstes, seinem Sohne Eustache
die Königsweihe zu erteilen, und als Stephan sie durch Einschließung in einem
Hause zur Nachgiebigkeit zu zwingen suchte, entfloh der Erzbischof Theobald von
Canterbury über den Kanal nach der Normandie und schloß sich Heinrich an.
Stephans Macht war im Schwinden. Als Heinrich mit sechsunddreißig Schiffen
und zahlreichem Kriegsvolk an Englands Küste landete, erklärten sich viele 1153.
englische Großen für ihn. Der König selbst verlor das Vertrauen. Er knüpfte
mit Heinrich Unterhandlungen an. Im August besprachen sich beide Fürsten an
den Ufern der Themse ohne Gefolge. Eustache geriet über das Scheitern seiner
Hoffnungen in solche leidenschaftliche Aufregung, daß ihn ein plötzlicher Tod
hinraffte. Dieses unerwartete Ereignis und der fast gleichzeitige rasche Hingang
des übermächtigen, gefährlichen Parteigängers Ranulf von Chester erleichterten
eine friedliche Übereinkunft, nach der die Nation so sehnsüchtig verlangte. Im
November vereinigte man sich dahin, daß Stephan für seine Lebenszeit von
Heinrich und seinen Baronen als König geehrt, der Sohn der Kaiserin Mathilde

dagegen als Erbe des Reichs anerkannt ward. Stephans jüngerer Sohn Wilhelm leistete den Lehnseid und behielt dafür seine großen Besitzungen auf beiden Seiten des Kanals.

Nachdem Adel und Klerus den Vergleich gutgeheißen und beschworen, wurde das frohe Ereignis durch glänzende Friedensfeste in Winchester und London gefeiert, wobei Stephan den Herzog vor allem Volk an Sohnes Statt annahm und zum Thronerben erklärte. Kaum ein Jahr nach dem Friedens-
25. Okt. 1154. schluß starb König Stephan und wurde in der von ihm gestifteten Abtei zu Faversham neben seiner Gemahlin und seinem Sohne Eustache beigesetzt. Sechs Jahr später folgte ihm sein zweiter Sohn, Wilhelm von Boulogne, in die Gruft.

2. Das Haus Plantagenet.

a. König Heinrich II.

1. Heinrich II. und Thomas Becket als Kanzler.

Heinrichs Charakter und Politik.

Heinrich II., mit dem das glorreiche Haus der Plantagenet den englischen Thron bestieg, hatte das zweiundzwanzigste Jahr noch nicht vollendet, als er
19. Dez. 1154. um Weihnachten durch Erzbischof Theobald von Canterbury in Westminster gesalbt und gekrönt ward. Aber er zeigte bald, daß er an Kraft, Einsicht und Herrschergaben ein würdiger Zeitgenosse des Hohenstaufen Friedrich Barbarossa sei. „In den Waffen geübt und erschlossen für jede scharfsinnige Kombination im Kriege und im Frieden, voll umfassender Entwürfe und zähe genug, deren Ausführung zu erzwingen, beweglich und doch unbiegsam, voll feinen Sinnes für Kunst und Wissenschaft und doch von ungewöhnlich staatsmännischem Talente, besaß er die Elemente alle, die eine bedeutende Persönlichkeit sittlich zu verwerten hat.“ Diese Eigenschaften aber wurden häufig von seiner südländischen reizbaren Natur verdunkelt oder durchbrochen. Er war von heftigem Temperament und von rücksichtsloser Selbstsucht. Die natürlichen Triebe sah er als die Grundkräfte des Charakters und Wesens an, die man durch keine Selbstbeherrschung und Gewalt zurückdrängen dürfe. Verschwenderisch in seinen Gnadenbeweisen gegen die, welche seine Liebe und Gunst besaßen, war er unversöhnlich gegen Feinde und Widersacher. Eine Beleidigung konnte er nie vergessen, weder mit dem Gedächtnisse noch mit dem Gemüte. — Nachdem Heinrich auf einem glänzenden Hoftage die Huldigung der Großen entgegengenommen und dabei feierlich gelobt hatte, die alten Rechte und Gewohnheiten des Reichs und die Freiheit der Kirche heilig zu halten, traf er geeignete Maßregeln zur Beruhigung des tieferschütterten Landes und zur Herstellung der Ordnung und Sicherheit im Reich. Die fremden Söldlinge, die unter Wilhelm von Ypern und andern Bandenführern der Schrecken des Volkes gewesen, mußten die Insel räumen;

die mächtigen Feudalherren, die während der Parteikriege viele Krongüter sich angeeignet hatten, wurden gezwungen, den Raub herauszugeben und die festen Burgen abzutreten oder zu schleifen; der wankelmütige und zweideutige Bischof Heinrich von Winchester fühlte sich so wenig sicher, daß er mit reichen Schätzen das Land verließ und sieben Jahre lang in der Abtei Clugny ein gemächliches 1155. Klosterleben führte; Graf Heinrich von Essex, der auf einem unglücklichen Feldzug des königlichen Heeres in dem waldigen und schluchtenreichen Wales die Standarte weggeworfen und ausgerufen hatte, der König sei gefallen, wurde vor einem ritterlichen Ehrengericht der Feigheit und Verräterei angeklagt und mußte, als er in dem ihm auferlegten gerichtlichen Zweikampfe unterlag, mit Schande bedeckt sein Leben im Kloster beschließen.

Die englischen Magnaten fühlten bald, daß eine kräftigere Hand den Schwierige Verhältnisse. Herrscherstab führte, und sie beugten sich in Gehorsam. Dadurch war der König in den Stand gesetzt, seine Blicke nach außen zu richten, wo es manche schwierige Verhältnisse zu ordnen gab. Wir wissen, wie ausgedehnt die Besitzungen waren, welche Heinrich II. seit seiner Vermählung mit Eleonore von Poitou in seiner Hand vereinigte; zwölf Jahre später (1166) gewann er auch noch die Bretagne durch die Vermählung seines Sohnes Gottfried mit Konstanze, der Erbin jener Grafschaft. Aber es fehlte viel, daß diese Territorien ein Gesamtreich mit einer konzentrierten Staatsgewalt und einheitlichen Gesetzgebung gebildet hätten; bei der großen Menge von Sonderrechten und Freiheiten des Lehnsstaats, bei der zerstückelten Jurisdiktion und partikularistischen Zerbröckelung des Feudalwesens stand die monarchische Gewalt keineswegs mit dem Umfange des Ländergebiets in Übereinstimmung. So viele Grafen und Ritter den König von England und Westfrankreich als Oberherrn ehrten und seine Hoffeste verherrlichten: wenn er einer namhaften Waffenhilfe bedurfte, traten ihm manche Schwierigkeiten entgegen. Schon der Umstand, daß der französische König als Lehnsherr des Herzogs von der Normandie und des Grafen von Anjou und Guienne Rechte an den englischen Monarchen geltend machen konnte, die diesem vielfach die Hände banden, mußte seiner Gewalt Schranken setzen und ihn in manche Kollision mit seinem eigenen Feudaladel bringen. Ähnliche Verhältnisse bestanden in den nördlichen Grenzgebieten Englands, wo der schottische König mehrere Grafschaften von der englischen Krone zu Lehen trug und mithin zu Heinrich Plantagenet in einem ähnlichen Verhältnis stand, wie dieser zu Ludwig VII. Und wie wurden erst alle größeren Unternehmungen in der Ferne gelähmt durch die Grenzkriege und Raubfahrten der halbwilden Waliser und Irländer! Heinrich faßte die Schwierigkeiten klar ins Auge und suchte ihnen nach besten Kräften zu begegnen. In den Waffen wohl erfahren, nahm er doch lieber seine Zuflucht zu Kriegslisten, zu Unterhandlungen, zu diplomatischen Künsten. Wo es Befriedigung seiner Herrschgier galt, waren ihm alle Mittel recht. König Malcolm von Schottland wurde auf einer Zusammenkunft in Chester bewogen, die festen

Plätze Newcastle, Bamborough, Carlisle, die er sich unter Stephans Regierung angeeignet und vermittelst deren er die nördlichen Grafschaften Northumberland, Cumberland und Westmoreland beherrschte, herauszugeben und für die Grafschaft Huntingdon, womit ihn Heinrich belehnte, den Huldigungseid zu leisten. Gegen die wilden Bergbewohner von Wales verfolgte der König die Politik Heinrichs I.: er errichtete feste Grenzburgen und übertrug sie zuverlässigen und tapfern Rittern mit der Aufgabe, den kriegerischen Einfällen der Häuptlinge zu wehren. Öfters versuchte er auch mit Heeresmacht in das schwer zugängliche Land einzudringen und rächte sich dann mit furchtbarer Grausamkeit an den gefangenen Söhnen und Töchtern der Clanfürsten, denen er die Augen ausreißen, die Nasen verstümmeln ließ. Und wie weit sein Blick bereits in die Zukunft drang, erkennt man daraus, daß er von Papst Hadrian IV., dem einzigen Engländer, der jemals den päpstlichen Stuhl innehatte (VI, 667 f.), eine Bulle auswirkte, worin ihm „zu Nutz und Frommen der römischen Kirche" die Eroberung Irlands bewilligt und empfohlen ward. Aber es dauerte noch lange, ehe „Grün Eiland" die Oberhoheit des Nachbars anerkannte und in das geschichtliche Leben eintrat. Die meisten Schwierigkeiten bot die Stellung zu Frankreich. So leicht Ludwig VII. die Trennung von der ungetreuen bescholtenen Königin Eleonore trug, so sehr schmerzte ihn der Verlust ihrer schönen und reichen Erbländer. Er war daher stets bereit, den Gegnern Heinrichs Hilfe zu leisten und dessen Macht und Herrschaft im Westen und Süden zu schwächen.

Stellung zu Frankreich.

So stellte er sich auf die Seite Raimunds V. von St. Gilles, als der englische König die einst von dem Großvater seiner Gemahlin, dem verschwenderischen Herzog Wilhelm IX. von Poitou und Aquitanien, dem Ahnherrn des erwähnten Grafen verpfändete Landschaft und Stadt Toulouse zurückforderte. Da beschloß Heinrich seine Ansprüche mit den Waffen geltend zu machen. Um freiere Hand zu haben gestattete er den englischen Vasallen, sich durch Entrichtung eines Schildgeldes (scutagium) von dem persönlichen Ritterdienst loszukaufen und warb dann mit den dadurch erlangten Summen ein beträchtliches Söldnerheer. Mit diesem und mit den Hilfstruppen, die ihm der schottische König Malcolm, der Graf Raimund Berengar von Barcelona und Provence und mehrere andere hohe Herren zuführten, rückte er
1159. vor Toulouse, das von dem Grafen von St. Gilles und dem französischen König, seinem Schwager, verteidigt ward. Die Fehde endete jedoch wie die meisten Fehden jener Zeit: nachdem Heinrich die feste Stadt längere Zeit vergebens belagert und mehrere Burgen zerstört hatte, kam ein Vertrag zu stande, infolgedessen jeder behielt, was er gerade im Besitz hatte. Doch war der Friede ohne Dauer, besonders als sich Ludwig in dritter Ehe mit Adele, der Schwester des den Plantagenets feindlich gesinnten Grafen Theobald von Blois, vermählte.

Thomas Becket als Staatsmann und Höfling.

Auf diesem französischen Feldzug hatte sich der Kanzler Thomas Becket, der Sohn eines angesehenen Bürgers von London, besonders hervorgethan und sich die Gunst und das Vertrauen seines Gebieters erworben. Er soll es gewesen sein, der dem König den Rat zur Erhebung des „Schildgeldes" gab, und als das Heer von Toulouse abzog, deckte er zu Roß in Helm und Harnisch den Rückzug über die Garonne und trug Sorge für die Befestigung und Verteidigung der eroberten Stadt Cahors. Heinrich hatte großes Wohlgefallen an dem

Manne, der die Eigenschaften eines Ritters und Staatsmannes mit der Bildung und den gelehrten Kenntnissen eines Klerikers verband. Er überhäufte ihn mit Ehrenstellen und Einkünften und sah es gern, wenn der kluge Prälat an Aufwand und Prunk es allen zuvorthat, wenn er mit Falken und Hunden und großem Gefolge zum fröhlichen Jagen hinauszog, wenn bei seinen Gastmählern die ausgesuchtesten Speisen und Getränke in goldenen und silbernen Gefäßen auf der Tafel prangten und täglich Ritter und Herren mit glänzender Dienerschaft in sein Haus strömten, wenn er auf Reisen und Gesandtschaften durch die Menge und den Glanz seiner Begleitung und verschwenderische Pracht und Freigebigkeit alles in Erstaunen setzte.

Es war schon früher die Rede (S. 420) von jener glänzenden Gesandtschaftsreise behufs Vermählung des sechsjährigen Königssohnes Heinrich mit der einjährigen Tochter Ludwig VII., Margarete, wobei Thomas einen königlichen Aufwand machte. Bei seinem Einzug in Paris schritten 250 Knaben in geordneten Reihen voraus, lustige Volksweisen singend; acht schwerbeladene Wagen und zwölf Saumrosse trugen sein Geräte für Haus, Küche und Keller, seine Kapelle und die kostbaren Geschenke; den Schluß bildeten seine Begleiter vom Klerus und Ritterstand, mit einer Schar von Edelknaben, Falknern und Dienern aller Art. — Aber bei dieser weltlichen Richtung wollte man doch schon damals bei Thomas einen asketischen Zug bemerken: in dem Kreise der fröhlichen Gäste war er mäßig und enthaltsam, und von der reichlich besetzten Tafel stand er oft auf, ohne den Becher berührt zu haben.

Es war nicht zu verwundern, daß der junge König zu dem begabten Thomas zum Erzbischof
Manne, der ihm mit so großer Treue und Hingebung diente, eine warme Zu- von Canterbury gewählt.
neigung faßte, daß er bei ernsten Staatsgeschäften seinen Rat, bei Scherz, 1162.
Kurzweil und Festlichkeiten seine Gesellschaft suchte. Oft erschien er als unangemeldeter Gast im Hause des Günstlings und nahm teil an dessen Mahle; oft wählte er ihn zu seinem Begleiter auf der Jagd; er machte ihn zu seinem ausführenden Rat und legte das Reichssiegel in seine Hand; er ernannte ihn zum Erzieher seines Sohnes, und als durch den Tod des Erzbischofs Theobald
die erste kirchliche Stelle in England erledigt wurde, faßte er den Plan, den 18. April 1161.
Kanzler zum Metropoliten von Canterbury zu erheben. Was konnte Heinrichs Herrscherplänen förderſamer sein, als wenn der vertraute Genosse seiner Politik der erste Kirchenfürst seines Reiches wurde! Das Vorhaben konnte nicht sogleich ausgeführt werden: der König war mit kriegerischen Angelegenheiten beschäftigt, und bei der Geistlichkeit stieß die Wahl auf vielfachen Widerspruch. So kam es, daß der Sitz ein ganzes Jahr verwaist blieb. Endlich war der Widerstand überwunden: um Pfingsten wurde Thomas Becket, damals im 44. Le- 1162.
bensjahr, zum Erzbischof gewählt und nach erhaltenen Weihen feierlich inthronisiert. Es war dies zur Zeit der Kirchenspaltung zwischen Alexander III. und Viktor IV. (VI, 690 ff.). Die Könige von Frankreich und England hielten zu dem ersteren; als Alexander auf einem genuesischen Schiff an der französischen Küste gelandet war und die Kirchenversammlung zu Toulouse ihn als das rechtmäßige Haupt der Kirche anerkannt hatte, beeiferten sich die beiden

Monarchen, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Zu Chateaurouꝝ in Berry sah man sie neben dem Pferde des Papstes einherschreiten und die Zügel halten. Alexander zauderte daher auch nicht, durch rasche Beseitigung aller der Wahl entgegenstehenden Bedenken dem König seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Als Thomas dem Oberhirten durch Johann von Salisbury seine Erhebung anzeigen ließ, empfing er alsbald das Pallium mit allen Metropolitanrechten.

2. Die Konstitutionen von Clarendon.

Thomas' veränderte Haltung. Von diesem Augenblick an trat in der Haltung und im Benehmen des Prälaten eine Änderung ein, er ward ein „völlig neuer Mensch". Die asketische und strengkirchliche Seite, die bisher nur ein scharfes Auge unter der äußeren Hülle des Weltmannes zu beobachten vermocht hatte, gewann die Oberhand. An der erzbischöflichen Tafel genoß er nur die notdürftigsten Speisen, berührte er kaum den Becher; ernste Gespräche über wissenschaftliche Dinge, über Religion und Kirche bildeten die Unterhaltung; statt der ritterlichen Gesellschaft lud er Arme und Bettler zu Gaste; an die Stelle der ehemaligen Verschwendung und Pracht traten Almosenspenden und Wohlthun. Es verlautete, daß er unter dem Pallium das Mönchsgewand des heil. Benedikt trage, daß er sich strengen Büßungen und Geißelungen unterziehe, daß er eifrig faste und bete. Die Weltlust und die Scherze und heiteren Spiele von ehedem waren verbannt; der religiöse Indifferentismus früherer Jahre und die Nachsicht gegen häretische Lehrmeinungen wichen einer strengen Rechtgläubigkeit. Bald war Thomas der Gegenstand der Verehrung und Bewunderung des Volkes; sowohl durch äußere Ostentation als durch geheimnisvolles Verbergen übte er eine Macht auf Gemüt und Phantasie. „Als ein scheinbar leichtsinniges Weltkind, nur durch sinnliche und politische Interessen bewegt, war er auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben; als ein einsiedlerischer Heiliger, als Kirchenfürst im glanzlosen Mönchsgewand saß er da nach seiner Erhebung."

Kirche und Lehnsstaat in England. Es heißt, Thomas habe anfangs gezögert, die erzbischöfliche Würde anzunehmen: er kannte seinen Herrn zu genau, um nicht vorauszusehen, daß die hierarchischen Grundsätze, die damals Alexander III. gegen den mächtigsten Gebieter der Christenheit verfocht und die dem gesamten Klerus eingeflößt werden sollten, mit dem Herrschergeist des Königs und mit der absoluten Lehnsmonarchie, wie sie der Eroberer und seine Söhne begründet hatten, hart zusammenstoßen würden. Wir wissen, wie scharf einst Wilhelm die Ansprüche Gregors VII. zurückgewiesen; seine Politik, „keinerlei selbständige Rechte neben den königlichen bestehen zu lassen, mit keinerlei Auktorität die Macht und Pflichtverhältnisse zu teilen", diente dem ganzen Hause als Gesetz und Richtschnur: Rufus und Heinrich I. übten das Investiturrecht ohne alle Beschränkung; die Kirchengüter, die nach der Eroberung bis auf geringe Teile mit den andern Gütern zusammengethan und als königliche Lehen vergeben worden,

wurden den geistlichen Baronen unter denselben Bedingungen und Formen übertragen wie die weltlichen Lehnsgüter den Edlen vom Laienstand. Und nicht nur, daß der Bischof für die zeitlichen Besitzungen fortwährend „ein Mann des Königs" blieb und gleich den Baronen den Lehns- und Huldigungseid schwören mußte; die Wahl der Geistlichen war zur bedeutungslosen Form herabgesunken, sehr oft wurden die hohen Kirchenstellen unmittelbar von der Krone besetzt, und wir haben gesehen, wie häufig die Kirche Veranlassung hatte, über verzögerte Wiederbesetzung erledigter Pfründen zu klagen. Denn während der Zwischenzeit flossen die Einkünfte in die königliche Kasse. Der englische Episkopat war in den allgemeinen Lehnsnexus also eingegliedert, daß er bei Ausübung des Kirchenregiments stets in erster Linie die Abhängigkeit von der Krone fühlte. Unter solchen Verhältnissen war es von geringen Nachteilen begleitet, wenn die Befreiung der Geistlichen von der weltlichen Gerichtsbarkeit aus der angelsächsischen Zeit noch in die Normannenherrschaft fortdauerte; von beiden Jurisdiktionen wurde der König als oberstes Haupt angesehen, vor beiden Gerichtshöfen galten die alten Rechtsgewohnheiten, und da der Bischof häufig den Grafengerichten, der Archidiakonus den Gerichten der Hundreds beiwohnte, so kam im Laufe der Zeit eine Praxis in Übung, wodurch Konflikte leicht vermieden oder gehoben werden konnten. Diese stramme Lehnsmonarchie hatte während der bürgerlichen Unruhen unter Stephan manche empfindliche Stöße erlitten: die geistlichen und weltlichen Barone waren dem Königtum über den Kopf gewachsen; eine anarchische Vielherrschaft hatte die alten festen Lehnsbande gelockert; bei den geistlichen Gerichtshöfen kam mehr und mehr das kanonische Recht in Anwendung und verdrängte das alte Herkommen. Nun wußte aber Thomas, wie eifrig Heinrich Plantagenet darauf bedacht war, die geschwächte Autorität des Königtums herzustellen, die unfügsamen Gewalten zum Gehorsam zu zwingen, die gelockerten Rechtsinstitute zu kräftigen, die unter seinem Zepter vereinigten Territorien im Innern und nach außen in eine feste Ordnung zu bringen. Er selbst hatte es ja erfahren, mit welch wunderbarer Thätigkeit und Geschäftigkeit sich derselbe um alle Angelegenheiten bekümmerte. Fortwährend durchzog er seine Staaten; oft sah man ihn in einem und demselben Jahr an der Garonne und Seine, an der Themse und in den nördlichen und westlichen Grenzmarken Englands. Und wer hätte seine hochfliegenden Herrschergedanken, seine strengmonarchischen Grundsätze besser kennen sollen als der begünstigte Freund und Ratgeber, der Vertraute seiner Pläne, der Gefährte in ernsten Geschäften wie in den Stunden der Erholung und heiterer Lebenslust? Es konnte dem klugen Prälaten kein Geheimnis sein, daß neben der Freundschaft und persönlichen Gunst auch die Politik zu seiner Erhebung mitgewirkt habe; daß der König erwarte, in dem Erzbischof denselben dienstwilligen Gehilfen zu finden wie in dem Kanzler. Es ist daher sehr natürlich, daß ernste Bedenken in seiner Seele aufstiegen; er konnte sich nicht verbergen, daß er bald

in die Lage kommen würde, ein System zu bekämpfen, dessen vorzüglichster Förderer er gewesen war, daß er einem Prinzipienkampf entgegenginge, der leicht seine Kräfte übersteigen konnte. Denn es trat während des Streites klar zu Tage, daß Thomas nicht die starre Willenskraft und den hartnäckigen Sinn besaß, der den meisten Vorfechtern der Hierarchie innewohnte.

Hierarchische Ziele. Die rasche Entscheidung machte dem inneren Kampfe, wenn er wirklich bestanden, ein Ende. Zu Anfang des Jahres 1163 hatte Thomas in Southampton mit dem König noch eine persönliche Zusammenkunft. Heinrich näherte sich ihm mit der alten Liebe und Freundschaft; nach mannigfachen Gesprächen schieden sie mit dem Friedenskuß. Darauf legte der neue Erzbischof sein Kanzleramt und das Reichssiegel nieder, räumte seine sämtlichen Schlösser, die er vom König zu Lehen trug, und ließ sich von jeder Verantwortung für die Vergangenheit entbinden. Damit entsagte er den zwiespältigen Interessen, die bisher sein Herz geteilt hielten; fortan war der Triumph der Kirche und der Sieg der Mai 1163. Orthodoxie sein Lebensziel. — Bald darauf entbot Papst Alexander III. die Getreuen seiner Herde zu einer Kirchenversammlung nach Tours. Auch der Primas von Canterbury folgte dem Rufe und wurde mit großer Auszeichnung empfangen. Diese Aufmerksamkeit schmeichelte dem stolzen Herzen des Metropoliten. Wenn er vielleicht noch unschlüssig gewesen war, so fühlte er sich jetzt durch Dankbarkeit und Hingebung an die Sache Alexanders und an die hierarchischen Anschauungen dieses energischen Kirchenfürsten gebunden. Der leitende Gedanke der Versammlung war Beseitigung des Schisma und Herstellung der Einheit und Freiheit der Kirche. Dieses Ziel mit allen Kräften zu erstreben wurde den Bischöfen zur heiligen Pflicht gemacht. Es waren die alten Ideen der kirchlichen Weltherrschaft, die Gregor VII. aufgestellt, die Alexander III. als Flüchtling und Verbannter in der Seele trug, die Innocenz III. ein Menschenalter später zu verwirklichen wußte. Auch in England sollten diese Ideen ins Leben treten. Hatte auch die normännische Eroberung die alte Selbständigkeit der anglikanischen Kirche gebrochen, so bestand doch in dem Inselreiche noch ein Rest von kirchlichem Partikularismus, der jetzt verschwinden sollte. Die Kirche sollte zunächst frei und unabhängig neben den Staat gestellt werden, um dann mit der Zeit die Herrschaft über denselben zu gewinnen. Wenn man den König und den Erzbischof von Canterbury als die beiden starken Stiere bezeichnete, welche den Pflug von England zögen, so sollte dieser Vergleich jetzt zur Wahrheit werden.

Die geistliche Justiz. Es war ganz im Sinne der Synodalbeschlüsse von Tours, wenn der Erzbischof nach seiner Rückkehr alsbald mehrere Burgen als entfremdetes Eigentum des Erzstifts in Anspruch nahm, wenn er verjährte Lehnsrechte zurückforderte und die von den königlichen Sheriffs verlangte Abgabe von zwei Schilling für jede Hufe Land verweigerte. Wurde der König schon darüber ungehalten, so nahm er noch größeren Anstoß, daß sich der englische Klerus den Staatsgesetzen mehr und mehr zu entziehen suchte, daß infon-

derheit die geistlichen Gerichte gegen ihre Standesgenossen mit einer Nachsicht verfuhren, die an Straflosigkeit grenzte und die weltliche Macht lähmte. Denn da nach dem kanonischen Rechte, das nach den hierarchischen Grundsätzen des Erzbischofs auch in der anglikanischen Kirche zur unbedingten Geltung kommen sollte, die von der Kirche Geweihten weder mit dem Tode bestraft noch mit körperlichen Züchtigungen belegt werden durften, so hatte die Priesterschaft eine Ausnahmsstellung, welche Recht und Sittlichkeit gefährdete und jede Strafgerechtigkeit illusorisch machte. Selbst todeswürdige Verbrechen wurden nur mit Geld- und Kirchenbußen, mit Degradation und Pilgerfahrten geahndet. Es wird berichtet, daß allein seit dem Regierungsantritt Heinrichs II. über hundert Mordthaten von Gliedern des geistlichen Standes begangen worden. Ein Domherr, der einen Ritter erschlagen hatte, wurde von dem geistlichen Gerichtshof freigesprochen. Als nun die königliche Richter eine neue Untersuchung vornehmen wollte, widersetzte sich der Erzbischof; er stellte den Schuldigen vor sein eigenes Gericht in Canterbury, welches ihn dann zu einer zweijährigen Suspension von seiner Pfründe verurteilte.

Alle Bestrebungen Heinrichs, Recht und Gesetz in seinen Staaten zur Geltung zu bringen, mußten fruchtlos zerrinnen, wenn nicht die Grenzen der Jurisdiktion zwischen Staat und Kirche festgestellt wurden, wenn nicht der Zwiespalt der Prinzipien, der seit dem Konzil von Tours immer schroffer hervortrat, eine Ausgleichung fand. Denn während er darauf ausging, durch Herstellung und strenge Einhaltung der alten Satzungen das Königsrecht zu erhöhen und die Kirche „in das Gemäuer des anglo-normännischen Staates einzufügen“, trat Thomas mehr und mehr in den Gregorianischen Gedankenkreis ein, daß das Reich Gottes in der sichtbaren Kirche bestehe, diese aber nur durch ihre Unabhängigkeit von jeder weltlichen Gewalt, durch die Geschlossenheit und feste Gliederung der von Gott gestifteten Hierarchie und durch ihr eigenes Recht ihre Aufgabe lösen könne, daß der Klerus durch die Priesterweihe der zeitlichen Ordnung entzogen sei; und wenn jener sich auf die nationalen Volks- und Königsrechte berief und das päpstliche Schisma für seine politischen Zwecke zu benutzen gedachte, berief sich dieser auf die alten Traditionen des erzbischöflichen Stuhles und auf die Anschauungen und Urteile der Gesamtkirche und suchte die Sonderstellung und Exemtion des Klerus im Sinne der römischen Hierarchie und des kanonischen Rechts durchzuführen. Die offenkundige sittliche Entartung des englischen Klerus infolge der schlaffen Gerechtigkeitspflege gab dem König eine Waffe in die Hand. Schien doch die Ausnahmsstellung nur darum so eifrig erstrebt zu werden, „damit die Geistlichkeit um so schamloser der Sünde fröhnen könne“. Man stellte demselben vor, „jene römischen Ordnungen würden noch die Privilegien seiner heimischen Krone verschlingen, das nationale Recht auflösen, die englische Monarchie umsetzen in einen Priesterstaat“. Er schwur „bei den Augen Gottes“ diese Mißstände nicht länger zu dulden. Die Prinzipien und Konflikte.

Doch ging Heinrich behutsam zu Werke. Auf einer Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen in Westminster, der auch der Erzbischof anwohnte, suchte er eine Beschränkung der geistlichen Sondergerichte zu bewirken: wenn ein Kleriker vor einem Anfang der Kirchenfehde. 1. Okt. 1163.

geistlichen Gerichtshofe eines schweren Verbrechens überführt worden, sollte er aus dem Priesterstand ausgestoßen und der weltlichen Obrigkeit zur gerichtlichen Bestrafung überantwortet werden. Gilbert Follot, Bischof von London, ein Mann von frommer, kontemplativer Natur und den hierokratischen Grundsätzen abgeneigt, suchte darzuthun, daß im Staat wie in der Kirche geistliche und weltliche Elemente gemischt seien, die man auseinander halten müsse, daß auch das Königtum durch die Salbung an der kirchlichen Weihe Teil habe: „Ist aber die geistliche Gewalt nicht ohne ein Weltliches, die weltlich-fürstliche nicht ohne ein Geistliches, so kann auch der Stand der Geistlichen nicht geschändet werden, wenn Glieder desselben angeklagt vor dem Tribunal des ‚Gesalbten Gottes' erscheinen." Aber der Erzbischof bestritt diese Auffassung als gegen die heil. Kanones und gegen die göttliche Ordnung verstoßend, warf dem Bischof Feigheit und Servilismus vor und brachte die Mehrheit der anwesenden Kleriker zu dem Ausspruch, „sie müßten auf der Wahrung der Rechte ihres Standes und der Kirche bestehen". Nun forderte der König die Versammlung auf, sich zu verpflichten, die nationalen Rechte und Gewohnheiten, wie sie unter Heinrich I. in Geltung gewesen, zu befolgen. Die Bischöfe gerieten in Verlegenheit: sollten sie das Gewohnheitsrecht der normännischen Krone bestreiten? Auch Thomas Becket wagte nicht unbedingt zu widerstreben. Nach kurzer Beratung gab die versammelte Geistlichkeit die Erklärung ab: sie wolle die althergebrachten Gewohnheiten beachten, „unbeschadet der Weihe und der Rechte der heil. Kirche". Diese Klausel mißfiel dem König; wütend verließ er Westminster; die Prälaten kehrten erschrocken nach Hause. Heinrich war nicht der Mann, einen Vorsatz beim ersten Scheitern aufzugeben. Nicht alle hatten dem Erzbischof beigestimmt, und viele hatten es nur aus kirchlicher Obedienz gethan. Nun galt es, die royalistisch gesinnten Prälaten und die persönlichen Gegner des Primas von Canterbury, vor allen den Erzbischof Roger von York, den Londoner Bischof Gilbert und den Abt des Augustinerklosters, Clarembald, ehedem Mönch in Clugny, aber wegen unsittlichen Lebenswandels berüchtigt, zu einer Oppositionspartei zu vereinigen. Dabei leistete dem König Arnulf von Lisieux, früher ein einflußreicher Mann am königlichen Hoflager, welcher die verlorne Gnade wieder zu gewinnen strebte, nützliche Dienste. Bald sah sich Thomas von einer großen Zahl seiner Anhänger verlassen. Er verlor den Mut, zumal da ein französischer Abt, Philipp von Aumone, ihn versicherte, dem päpstlichen Hof in Sens sei der englische Streit unliebsam und er rate zur Versöhnung. In einer persönlichen Zusammenkunft mit dem König in Woodstock versprach er, die hergebrachten Gewohnheiten „in guter Treue" befolgen zu wollen. Aber bald bereute er seine Schwäche; wie sehr er auch durch sophistische Deutung sein Gewissen zu beschwichtigen suchte, am Hofe faßte man die Versicherung als einen Widerruf auf und traf Anordnungen, diese althergebrachten Gewohnheiten in Gesetzesform zu bringen. Auf einer glänzenden Reichsversammlung zu Clarendon, einem königlichen Landsitz in Wiltshire unweit Salisbury, sollte die feierliche „Rekognition" derselben vor sich gehen. Mittlerweile suchte Thomas Trost und Rat bei dem Papste und empfing ein Breve, das ihm gebot, keine Verpflichtungen einzugehen, welche die Prärogativen der römischen Kirche gefährdeten, und die verbindliche Kraft eines derartigen Gelöbnisses aufhob. Als nun die Reichsversammlung in Clarendon eröffnet und der Erzbischof zuerst aufgefordert wurde, seine Gutheißung der althergebrachten Gewohnheiten zu wiederholen, weigerte er sich. Über diesen Wortbruch geriet der König ganz außer Fassung. Er tobte und drohte, daß er allen Priestern ein zweiter Saul werden wolle, wenn sie sich nicht seinem Willen beugten. Angst und Entsetzen erfaßte die Versammlung; manche entflohen; die königlichen Botschafter erklärten, „diese Rechte nicht anerkennen sei nichts anderes als Sr. Majestät die Krone rauben". Da näherten sich mehrere Bischöfe,

Die alten Gewohnheiten kodifiziert.

Jan. 1164.

Grafen und Tempelritter dem geistlichen Oberhirten, der ruhig und gefaßt blieb, und beschworen ihn mit flehenden Worten, er möge sich der Geistlichkeit erbarmen und nachgeben. Nun wurde Thomas abermals wankend; nach einigem Bedenken ging er auf den König zu und gelobte bei seinem priesterlichen Worte „in guter Treue“ die überkommenen Rechtsordnungen beobachten zu wollen. Auch diesmal hoffte er durch eine Mentalreservation sein Gewissen zu retten. Das gleiche Versprechen legten dann auch die übrigen Bischöfe ab. Bald trat aber eine neue Versuchung an die Prälaten heran. Das unter dem Namen der alten Rechtsgewohnheiten ihnen auferlegte traditionelle Recht der Krone war von unbestimmter Natur und ließ mancherlei Ausdeutungen zu. Nun wurde dasselbe durch ein sogenanntes Rekognitionsverfahren, indem man nach den Aussagen älterer rechtserfahrener Männer die einzelnen Punkte festsetzte, in ein verbrieftes Statutenrecht verwandelt. Ende Jan. 1164.

So entstanden die sechzehn Konstitutionen von Clarendon, die nunmehr als die schriftliche Aufzeichnung der „hergebrachten Gewohnheiten“, wie sie durch die gesetzmäßige Rekognition ermittelt worden, dem Erzbischof und der gesamten Geistlichkeit zur unbedingten Annahme und Befolgung dargeboten wurden. Auf Grund dieser Konstitutionen, deren Hauptzweck dahin ging, die Selbständigkeit des Klerus zu brechen, denselben gleich den andern Ständen in die Ordnungen des Staates einzufügen und ihm den Gehorsam gegen den Landesherrn als erste Pflicht einzuschärfen, sollte in Zukunft der Rechtsgang fest geordnet, sollten die Gerichtskreise der geistlichen und weltlichen Jurisdiktion schärfer gezogen, sollte jede Kollision der Pflichten gehoben werden. Die Konstitutionen von Clarendon.

Darin war festgestellt, daß Geistliche für schwere Verbrechen von den weltlichen Gerichten verurteilt und von der Kirche ferner nicht mehr geschützt werden dürften, mithin Berufungen nur an den König zu richten seien; die Wahlen der hohen Geistlichkeit sollten nur mit Zustimmung des Königs vor sich gehen und diesem die Investitur sowie alle lehnsherrlichen Rechte über die zeitlichen Besitzungen des Klerus und die Einkünfte erledigter Pfründen bis zu deren Wiederbesetzung zustehen; Exkommunikationen gegen königliche Lehnsmannen sollten nur unter Aufsicht und Genehmigung der Staatsgewalt ausgesprochen, Reisen der Bischöfe in das Ausland nur mit Erlaubnis des Königs und gegen die Zusicherung, nichts zum Nachteil der Krone und des Reiches ausführen zu wollen, unternommen, Söhne von Hörigen nur mit Einwilligung ihres Herrn zu Geistlichen geweiht werden, u. a.

Thomas konnte nicht in Abrede stellen, daß die von rechtskundigen Männern nach dem herkömmlichen Verfahren aufgestellten Artikel die alten Rechtsgewohnheiten enthielten, wie sie unter den angelsächsischen und normännischen Königen in Kraft bestanden und die er zu beobachten gelobt hatte. Er nahm daher auch die Urkunde nach einigem Bedenken an und drückte sein erzbischöfliches Siegel darunter. Wie sehr in der Folge die klerikale Partei durch widersprechende Angaben die Vorgänge in Clarendon zu verwirren und den wahren Verlauf zu verhüllen bemüht war, von dem Vorwurfe der Schwäche oder einer sophistischen Selbsttäuschung vermochte sie ihn nicht zu reinigen. Und sein eigenes Benehmen verriet das Schuldbewußtsein. Als er auf dem Heimweg still und in sich gekehrt dahin ritt und einer seiner Begleiter das unheimliche Schweigen durch freundliche Zusprache zu unterbrechen suchte, gestand er, „daß er als entarteter Höfling unwürdig den geweihten Erzstuhl bestiegen“, daß er Thomas nimmt die Verordnungen an.

an der Kirche zum Verräter geworden. Nach seiner Ankunft in Canterbury fühlte er die tiefste Reue und Zerknirschung. Er suchte Trost und Rat bei dem Papste und enthielt sich bis zur Rückkunft des Boten von Sens, vierzig Tage lang, aller kirchlichen Handlungen; er mied das Angesicht der Menschen und lebte als Büßender in strenger Abgeschlossenheit. Erst als das Sendschreiben Alexanders ihn von aller Schuld freisprach, da der Herr nicht auf die That, sondern auf den Willen und die Absicht des Thäters schaue, und ihm gebot, auch fernerhin die heil. Messe zu lesen, nahm er seine geistlichen Funktionen wieder auf.

Zweifel und vereitelter Fluchtversuch. Aber bald wurde es wieder dunkel vor seinen Augen, und neue Zweifel erhoben sich in seiner Seele. Der Papst versagte den Clarendoner Verordnungen, die zwei königliche Botschafter nach Sens brachten, die Bestätigung, und doch hatte sie Heinrich bereits in allen seinen Landen diesseit und jenseit des Kanals als Reichsgesetz verkünden lassen! Wem sollte nun Thomas gehorchen? Er wollte sich durch die Flucht aus der schwierigen Lage befreien. Johann von Salisbury, den des Königs Ungnade in die Verbannung nach Frankreich getrieben hatte, sollte ihm eine Freistätte bereiten. Aber widrige Winde verhinderten die Abfahrt. Er bat den König um eine Zusammenkunft in Woodstock; sie wurde ihm gewährt; allein Heinrich, der von dem Fluchtversuch Kunde empfangen, behandelte ihn mit Kälte und Spott. Es mußte ein neuer Zwischenfall eintreten, ehe die schwankende Haltung überwunden, ehe der Riß, den die Clarendoner Beschlüsse seinem Gewissen geschlagen, ausgeheilt werden konnte.

Thomas vor dem Reichsgericht in Northampton. 1164. Ein Beamter der königlichen Schatzkammer machte Ansprüche auf ein Stück Land, welches nach seiner Meinung widerrechtlich zu dem Grundbesitz des Erzstifts gefügt worden, und wandte sich, als er in Canterbury nicht zu seinem Recht gelangte, an den königlichen Gerichtshof. Thomas wurde vorgeladen; er bestritt nicht die Befugnis des
14. Sept. weltlichen Gerichts, weigerte sich aber in Person zu erscheinen und rechtfertigte sein Verfahren gegen den Kläger durch Bevollmächtigte auf Grund eines Formfehlers. Der König erblickte darin eine Verletzung seiner Lehnsrechte und legte die Entscheidung einer in das Schloß von **Northampton** berufenen **Reichsversammlung** von Bischöfen, Grafen und Baronen vor. Thomas folgte der Ladung, um das Urteil des zur
8. Okt. Notabelnversammlung erweiterten königlichen Hofes persönlich entgegenzunehmen. Der Ausspruch lautete, der Erzbischof habe „als Lehnsmann der Krone" durch sein Ausbleiben sich eines Bruches seiner Lehnspflichten schuldig gemacht; er sei deshalb als ein der „Gnade des Königs" Verfallener zum Verlust seiner beweglichen Habe oder statt dessen zu einer Buße von 500 Pfund zu verdammen. Die Bischöfe suchten sich der Verkündigung des harten Strafurteils zu entziehen; als aber die weltlichen Barone sich weigerten, die Verantwortlichkeit der Sentenz allein zu tragen, fügten sich jene, eingeschüchtert durch die Zornworte des Königs, der Notwendigkeit und schlossen sich den übrigen an. Heinrich von Winchester mußte das Urteil gegen den Oberhirten verkündigen. Damit noch nicht zufrieden, verlangte nunmehr Heinrich die Rückzahlung von 300 Pfund, die er einst dem Kanzler auf zwei Burgen geliehen; der Metropolit behauptete, daß er jene Summe zum Ausbau der Befestigungen in des Königs Dienst verausgabt, stellte aber für die Wiedererstattung Bürgen. Er hoffte, durch Nachgiebigkeit
9. Okt. den Zorn des Gebieters zu entwaffnen. Auch als am folgenden Tag Heinrich mit neuen Rückforderungen einstiger Darlehen hervortrat und, falls er nicht sichere Bürgschaft für die Zahlung leiste, mit Verhaftung drohte, unterwarf sich der gebeugte Prälat dem Ausspruch, obwohl er behauptete, jene Summe nicht als Darlehn, sondern als Schen-

kung empfangen zu haben und stellte auch dafür genügende Bürgschaft. Aber Heinrich wollte den ehemaligen Günstling gründlich niederwerfen und in dem Oberhirten den ganzen Klerus demütigen. Es sollte der thatsächliche Beweis geliefert werden, daß die Konstitutionen von Clarendon in voller Rechtskraft beständen und von einem eximierten Gerichtsstand der Geistlichkeit keine Rede mehr sein könnte. Am nächsten Tag, Sonnabend den 10. Oktober, wurde dem Erzbischof auferlegt, er solle Rechenschaft geben über die Verwaltung der Einkünfte der während seines Kanzleramtes zur Erledigung gekommenen Bistümer, Abteien, Baronien und anderer Benefizien. Auf 30,000 Mark belief sich die Summe, über deren Verwendung man Auskunft verlangte. Die Versammlung erschrak; umsonst erinnerte Thomas, daß er bei Niederlegung seiner Kanzlerwürde aller Verantwortlichkeit enthoben worden sei; umsonst versuchte Bischof Heinrich von Winchester den König zu bewegen, gegen eine namhafte Geldsumme von der Verfolgung des Rechtsganges abzustehen; alles, was erlangt werden konnte, war ein Aufschub, damit der Primas mit den anwesenden Bischöfen und Äbten in eine gesonderte Beratung treten könne. Bei dem Widerstreit der Ansichten und Gesinnungen kam man zu keinem Entschluß; wegen des Sonntags und wegen eines Unwohlseins Beckets mußte eine Vertagung bis zum Dienstag den 13. Oktober eintreten. Die Gemüter waren in einer furchtbaren Aufregung; die schrecklichsten Gerüchte durchliefen die Stadt; es hieß, der König beabsichtige den Metropoliten seines Kirchenamtes, seiner Freiheit, seines Lebens zu berauben; die Furchtsamen und Servilen bestürmten ihn, sich unbedingt dem Monarchen zu unterwerfen und durch eine solche Selbsterniedrigung dessen Zorn zu entwaffnen.

Wegen Verwaltung seines Kanzleramtes zur Rechenschaft gezogen.

10. Okt.

13. Okt.

Aber Thomas hatte bereits seinen Entschluß gefaßt: nicht die Clarendoner Gesetze, sondern das römische Kirchenrecht sollte die Handlungen des englischen Klerus bestimmen, die Kirche vom Staat unabhängig, die geistliche und weltliche Gewalt geschieden sein. In diesem Sinne strafte er mit harten Worten das Verhalten der Prälaten, untersagte ihnen jede fernere Teilnahme an den Gerichtsverhandlungen gegen ihn und gebot ihnen, falls die weltlichen Barone sich an ihm vergreifen würden, mit kirchlichen Zensuren einzuschreiten. Erschrocken zogen die geistlichen Herren ab, angsterfüllt den weiteren Gang der Dinge erwartend. Thomas aber feierte die Messe vom ersten Märtyrer Stephanus, die mit den Worten des Psalmisten anhub: „Die Könige im Lande lehnen sich auf und ratschlagen miteinander wider den Herrn und seinen Gesalbten." Dann trat er im Priestergewand mit dem silbernen Kreuz in der Hand in den Gerichtssaal. Er wurde mit Vorwürfen empfangen; man nannte ihn einen Meineidigen, einen Verräter an seinem Herrn. Thomas bewahrte seine Ruhe. Auf die Frage, ob er die verlangte Rechenschaft über die Verwaltung seines Kanzleramtes ablegen und Bürgschaft leisten wolle, antwortete er in längerer Rede, er sei allerdings durch seinen Huldigungseid verbunden, dem König, seinem irdischen Herrn, treu und gehorsam zu sein, aber nur soweit dies ohne Verletzung des Gehorsams gegen Gott, der kirchlichen Würde, der bischöflichen Ehre geschehen könne; er sei bei seiner Konsekration von allen Verpflichtungen in betreff seines früheren Amtes entbunden worden und könne keine Bürgen aufstellen für eine Sache, die der ursprünglichen Gerichtsklage, um derentwillen er vorgeladen worden, ganz fremd sei, und schloß dann, wie er schon am Morgen den Bischöfen verkündigt hatte, mit der Erklärung, daß er an den Papst appelliere und seine Person wie die Kirche von Canterbury unter den apostolischen, unter Gottes Schutz stelle.

Thomas appelliert an den Papst.

So war denn das entscheidende Wort gesprochen: die Berufung an den Papst war ein offenbarer Bruch der Clarendoner Konstitution. Die Versammlung war in der größten Aufregung; ein wilder Tumult herrschte im Saal, man sprach von Tod

Seine Verurteilung.

und Gefängnis; Verwünschungen und Drohungen erfüllten die Luft. Thomas blieb ruhig sitzen, den Blick auf das Kreuz geheftet. Heinrich in einem Seitengemach von dem Vorgange unterrichtet, gebot, daß der Mann, der das von ihm beschworne Staats- und Kirchenrecht in so schreiender Weise verletzt habe, des Hochverrats schuldig erkannt werde und die Bischöfe das Urteil verkündigen sollten. Aber keiner wollte das Gebot vollziehen. Sie führten dem König zu Gemüte, daß der geistliche Oberhirt ihnen bei den schärfsten Kirchenstrafen untersagt habe, an dem Gerichtsverfahren ferner teil zu nehmen, daß mithin, wenn sie ihrer Pflicht als Reichsvasallen nachkämen, sie sich gegen die kirchliche Obedienz vergehen und die von Thomas angerufene päpstliche Suprematie verletzen würden. Man fand einen Ausweg. Die Bischöfe erklärten durch den Mund des Hilarius von Chichester, daß sie den Thomas Becket, der ihnen verboten habe, ihren beschwornen Lehnspflichten gegen den König nachzuleben und sie somit zum Treubruch gezwungen, nicht länger als ihren geistlichen Oberherrn anerkennen und um Entbindung von dem Gehorsam gegen einen Meineidigen bei dem päpstlichen Stuhle einkommen würden. Hierauf nahmen sie ihre Sitze abgesondert von den übrigen und enthielten sich jeder ferneren Teilnahme. Dadurch nahm die Reichsversammlung den Charakter eines Laiengerichts an, das den Metropoliten als königlichen Lehnsträger wegen Hochverrats verurteilte. Kaum aber begann Graf Robert von Leicester, dem die Verkündigung des Richterspruches übertragen war, seinen Vortrag, als der Erzbischof sich erhob und kraft seiner geistlichen Jurisdiktion der Versammlung streng untersagte, ein richterliches Urteil über ihn zu fällen; er habe an eine höhere Instanz appelliert und werde kein Laiengericht über sich erkennen lassen. Damit schritt er würdevoll, die Rechte auf das Kreuz stützend, durch den Saal der Thüre zu. Als man ihm nachrief: „Da geht der Verräter, der Meineidige," blieb er einen Augenblick stehen und sprach, wie Zeitgenossen berichten: „Dürfte ich Kriegswaffen führen, so würde ich mich gegen den Vorwurf des Verrats zu reinigen wissen." Als er auf der Straße erschien, fiel das Volk andächtig auf die Knie und flehte um seinen Segen. Darauf bestieg er das bereitstehende Pferd und ritt mit seinem Gefolge nach dem Andreaskloster. Dort legte er am Marienaltar seine heil. Kreuzeswaffe als Weihgeschenk nieder, nahm mit seinen Begleitern die letzte Mahlzeit ein, wobei aus Cassiodor die Geschichte der Verfolgung des Liberius vorgelesen wurde, und begab sich dann in die Klosterkirche, um, wie er sagte, dort die Nacht allein zuzubringen.

Flucht nach Frankreich. Thomas hatte bereits seinen Entschluß gefaßt. Die Weigerung des Königs, ihm das erbetene sichere Geleit zur Reise außer Landes zu erteilen, erweckte in ihm den Argwohn, es möchte auf seine Verhaftung abgesehen sein. Er benutzte daher die dunkle stürmische Nacht, um mit drei Begleitern aus Northampton zu
14. Okt. entfliehen, die Zeichen seiner Würde, das Pallium und das Siegel, unter seinem Mönchsgewand verbergend. Während Herbert von Bosham, einer der getreuesten Anhänger des Metropoliten, nach Canterbury eilte, um einiges Geld zu sammeln, ritt Thomas nach Lincoln, um von dort die Südküste zu erreichen und über den Kanal zu entfliehen. Stand er nicht in Gefahr, bei längerem Verweilen in England als Verräter in Haft gebracht und seiner Würde entsetzt zu werden? Es war ihm aber alles daran gelegen, als rechtmäßiger Oberpriester von England vor dem Papste zu erscheinen. Die Biographen des heil. Mannes haben diese Flucht verherrlicht und mit den Zeugnissen und Beispielen der Vorzeit gerechtfertigt und zusammengestellt. In eine Mönchskutte gehüllt,

reiste er als fahrender Klosterbruder Christian nach dem Nonnenkloster Sempringham und von da, nach einem kurzen Aufenthalt in einer Einsiedelei, die Küste entlang nach Kent. Am Tage nahm er seinen Aufenthalt in Zellen und Klöstern und wählte die Nacht zur Reise. In der Nähe seiner Hauptstadt kam er in Gefahr erkannt zu werden. Nachdem er zu Eastrey, einem Landgute von Canterbury, acht Tage sich verborgen gehalten, gelangte er nach Sandwich. Von hier setzte er in der Nacht von Allerheiligen auf Allerseelen auf einem gebrechlichen Fahrzeuge nach Flandern über und erreichte endlich, durch eine Fußwanderung an dem sandigen Strande erschöpft, auf einem elenden Saumtier Gravelingen. 2. Nov. 1164.

Der Erzbischof und die engl. Gesandten in Frankreich.

Es scheint nicht, daß der König die Flucht zu verhindern gesucht. Es genügte ihm, von der Gegenwart des verhaßten Mannes befreit zu sein, an der geheiligten Person des Oberhirten wollte er sich nicht vergreifen. Doch suchte er demselben auf alle Weise entgegenzuwirken. In derselben Novembernacht setzten auch die Gesandten, welche die Streitsache im Auftrage des Königs und im Sinne der Oppositionspartei vor dem apostolischen Stuhl in Sens darstellen und führen sollten, über den Kanal. Es waren angesehene Barone und Prälaten, unter ihnen der Erzbischof Roger von York und die Bischöfe von London und Chichester. Sie trugen königliche Sendschreiben an den Grafen von Flandern und den französischen König bei sich, worin diese ersucht wurden, dem „ehemaligen" Erzbischof von Canterbury kein Asyl in ihrem Lande zu gewähren. Aber Ludwig, den sie in Compiègne aufsuchten, fragte mit Bedeutung, wer denn das Recht habe, den Erzbischof abzusetzen? und bemerkte, es vertrage sich nicht mit der Ehre Frankreichs, einem Schutzflehenden die Freistätte zu versagen. Mit um so größerer Freundschaft empfing er die Abgeordneten des flüchtigen Primas, an ihrer Spitze Herbert, welcher in der Abtei St. Bertin wieder mit Thomas zusammengetroffen war. Sie folgten der königlichen Gesandtschaft auf dem Fuße, während der Erzbischof unter dem Schutze des französischen Königs in Soissons zurückblieb.

3. Thomas Becket im Exil.

Thomas und der päpstliche Hof in Sens.

Dem päpstlichen Hofe in Sens kam der Streit ungelegen. Wenn auch Alexander III. mit ganzer Seele auf seiten des Erzbischofs stand, so trug er doch Bedenken, den König, der ihm bisher mit der größten Ehrfurcht begegnet war, auf dessen Seite der angesehenste Teil des englischen Klerus stand, durch einen raschen Ausspruch von sich zu stoßen. War nicht Gefahr vorhanden, daß der heftige Fürst den Peterspfennig sperrte, der dem päpstlichen Hof so nötig war, oder gar in das Heerlager der Schismatiker überging? Auch unter den Kardinälen zählte die königliche Partei namhafte Gönner, die das schroffe Auftreten des Erzbischofs gegen einen sonst wohlgesinnten Fürsten scharf rügten und meinten, er hätte die apostolische Lehre: „Schicket euch in die Zeit!" mehr beachten sollen. Dennoch drangen die Gesandten mit ihrer Forderung, der flüchtige Prälat möge zur Rückkehr bewogen und Legaten mit unbedingter Vollmacht zur Prüfung und Entscheidung des Thatbestandes nach England entsandt werden, bei Alexander nicht durch. Er wollte zuerst Rücksprache mit dem Erzbischof

selbst nehmen. Die königlichen Gesandten, die eine solche Begegnung zu vermeiden suchten, kehrten daher unverrichteter Dinge nach Hause zurück. Vier Tage nach ihrer Abreise traf der Erzbischof mit mehr als 300 Reisigen, die sich ihm angeschlossen, in Sens ein und wurde ehrenvoll empfangen. Nachdem er in geheimer Unterredung die Clarendoner Beschlüsse dem Papste vorgetragen und erläutert und ihm die Entscheidung anheimgegeben, geriet dieser über den Inhalt in Unwillen und tadelte den Prälaten, daß er jemals ein solches, dem Kirchenrecht so sehr widerstrebendes Königsrecht anerkannt habe. Darauf trat er mit den Kardinälen in Beratung, und wie scharf auch die königliche Partei das rücksichtslose Verfahren verdammte, dennoch erteilte er dem Metropoliten volle Absolution, gab ihm die erzbischöfliche Würde, die derselbe in die Hände des heil. Vaters niedergelegt, zurück und versicherte ihn der Unterstützung der römischen Kirche. Mit dem apostolischen Segen entlassen, begab sich Thomas nach dem Cistercienserkloster Pontigny im nordwestlichen Burgund, das ihm Alexander zum Aufenthalt angewiesen. Dort verbrachte er ein Büßerleben, worin religiöse Andachtsübungen und strenge Askese mit wissenschaftlichen Arbeiten und mit dem eifrigen Studium des römischen Rechts abwechselten.

Verfolgung seiner Freunde und Anhänger.

Wie weit auch Thomas in seiner Klosterzelle von der Heimat entfernt war, dennoch erreichte ihn der Schmerzensschrei der Bedrängten, die um seinetwillen zu leiden hatten. Als um Weihnachten die von Sens zurückgekehrten Gesandten dem König in Marlborough Bericht über ihren Empfang abstatteten, geriet derselbe in solchen Zorn, daß er alsbald zu den härtesten Maßregeln griff. Nicht genug, daß er die Einkünfte des Erzstifts dem königlichen Fiskus zuwies und einen Laien, Randulf de Broc, zum Verweser einsetzte, daß er bei Kerkerstrafe jeden Verkehr mit dem Entflohenen und jede Berufung an den päpstlichen Stuhl ohne zuvor eingeholte Erlaubnis untersagte; alle Diener, Freunde und Verwandte Beckets wurden unbarmherzig aus dem Lande getrieben, Männer und Frauen, Mütter mit ihren Kindern, alte und junge; und während sie in der Fremde elend und hilflos umherwanderten, wurde zu Haus ihr Vermögen mit Beschlag belegt. Wer im Verdacht stand, dem Erzbischof anzuhangen oder dessen Grundsätze zu teilen, verlor seine Stelle und seine Einkünfte. Doch waren alle Maßregeln des Schreckens nicht im stande, die Ehrfurcht und Anhänglichkeit aus dem Herzen der Getreuen zu vertilgen. In ihren Augen war der flüchtige Prälat das rechtmäßige Haupt der englischen Kirche, und viele Gebete stiegen im stillen für seine Rückkehr zum Himmel empor.

Thomas in Pontigny. 1165—1166.

Lange mußte Thomas Becket sein Büßerleben in der burgundischen Cistercienserabtei fortsetzen. Die Angelegenheiten des christlichen Abendlandes gestalteten sich sehr ungünstig für seine Sache. Wir kennen bereits die Thätigkeit des Erzbischofs Rainald von Köln gegen Alexander III. und den Verlauf der Würzburger Reichsversammlung (VI, 704 ff.), auf welcher zwei englische Gesandten mitwirkten. Gelang es der Gegenpartei, die Anerkennung Paschalis III. in dem Inselreiche durchzusetzen, so verlor

Alexander seine mächtigste Stütze. Dazu kam noch, daß der gewaltige Kampf, der sich bald darauf in Italien zwischen Kaisertum und Papsttum entspann, die Rückkehr des Oberhirten in den Lateran und seine abermalige Flucht nach Benevent die Blicke von dem englischen Kirchenstreit ablenkten. Wie sehr auch Thomas in seiner Klosterzelle grollen mochte, daß der Papst, für dessen Macht und Ehre er kämpfte und litt, ihn aus politischen Rücksichten nicht mit dem ganzen Nachdruck der kirchlichen Autorität unterstützte, er konnte nichts weiter erreichen als diplomatische Verwendungen, die keine Wirkung hatten. Vergebens suchte der Verbannte, bekümmert über das harte Schicksal seiner Freunde und Anhänger, auf den König selbst einzuwirken, indem er in drei Briefen bald flehende, bald drohende Worte an ihn richtete; dieser würdigte ihn keiner Antwort, vielmehr ließ er durch seinen Großhofrichter Richard de Lucy die Verfolgungen noch verschärfen. Vergebens bat Thomas die Kaiserin Mathilde um Fürsprache und Vermittelung; diese stand fest zu ihrem Sohne, und bald ging sie in der Gruft des Klosters Bec zur ewigen Ruhe ein. Vergebens suchte Johann von Salisbury den französischen König zu bestimmen, sich des Bedrängten mehr anzunehmen; auch hier waren politische Rücksichten vorwiegend: die Gunst, welche Ludwig VII. in Zeiten kriegerischer Verwickelungen mit dem mächtigen Nachbarn dem Erzbischof erwies, wich einer kalten Zurückhaltung, sobald Friede oder Waffenstillstand ein freundlicheres Verhältnis begründeten. So von allen verlassen und gemieden fand Thomas Halt allein in sich selbst und in den Sympathien der strengkirchlichen Partei. Der unversöhnliche Sinn des Königs füllte auch seinen Geist mit feindseligen Gefühlen der Rache und steigerte seinen Groll und seine Verbitterung. Je mehr alle „vor dem Baal der königlichen Gewalt“ die Knie beugten, desto schroffer beharrte er in seinem Widerstand. Thomas teilte nicht die Furcht des Kirchenhauptes vor einem Eintritt Englands in das Heerlager der Schismatiker; selbst wenn der König um den Preis der Bestätigung der Clarendoner Konstitutionen auf die Seite des Gegenpapstes Paschalis III. hätte treten wollen, schwerlich hätte er den Widerstand des Adels und Volks gegen einen solchen Abfall zu überwinden vermocht. Auch hat Heinrich selbst wohl nie ernstlich einen solchen Gedanken gehegt, doch hielt er die Möglichkeit aufrecht, um ein Schreckmittel gegen seine Widersacher in Händen zu haben und die Kurie von jedem feindlichen Vorgehen abzuhalten.

Papst Alexander suchte mit großer Klugheit das Schiff der Kirche an der drohenden Klippe vorbeizuführen. Während er den Bitten des Metropoliten insoweit nachgab, daß er ihm gestattete, die „Kirchenräuber“ mit der Exkommunikation zu bedrohen, wenn sie nicht die in ihrem Besitze befindlichen kirchlichen Einkünfte und Güter zurückerstatten und ihm die Würde eines „Legaten des apostolischen Stuhles“ verlieh, hütete er sich doch weislich, den König selbst zu verletzen. Aber Thomas nötigte ihn bald durch sein Vorgehen, aus der schwankenden Haltung herauszutreten. Um Pfingsten verließ er das Kloster zu Pontigny und begab sich nach Vezelay. Nachdem er drei Tage und drei Nächte vor den Altären der Maria und der Heiligen gebetet, hielt er in der Kirche jenes Ortes vor einer unzählbaren Volksmenge eine feierliche Rede, worin er zunächst die Konstitutionen von Clarendon verdammte und außer Kraft setzte, dann die Urheber derselben, den Großhofrichter Richard de Lucy und seine Genossen, sowie die beiden Gesandten, die der Würzburger Versammlung beigewohnt, und alle, die sich an den Gütern des Erzstifts, „dem Eigentum des Gekreuzigten“, vergriffen hatten oder vergreifen würden, aus der Kirchengemeinschaft ausschloß, zwei Prälaten, den Bischof Josselin von Salisbury und den Ordinator Johannes von Oxford, ihres geistlichen Amtes entsetzte und endlich den König selbst in scharfen Worten zur Buße und Bekehrung aufforderte und im Falle der Weigerung mit Bann und Interdikt bedrohte. Thomas verhängt den Kirchenbann. 1166.

Schriftenkrieg und diplomatische Künste. Heinrich hatte gerade die geistlichen und weltlichen Großen seiner französischen Besitzungen nach Chinon entboten, als der Vorgang von Vezelay ihm gemeldet wurde. Er geriet in furchtbaren Zorn und schalt die Anwesenden, daß sie sich nicht eifriger in der Treue gegen ihren Lehnsherrn zeigten. Nun sollte vor allem das Pflichtverhältnis des Klerus gegen den übermütigen Oberpriester gelöst werden. Arnulf von Lisieux und Bischof Gilbert Foliot von London bewirkten, daß der normännische und der englische Klerus an den Ausspruch des Papstes appellierte. Gerade damals rüstete sich Friedrich Barbarossa zu seinem vierten Kriegszug nach Italien, um die Würzburger Beschlüsse zu vollziehen. Sollte in diesem Augenblick Alexander III. es wagen, den Erzbischof, der wider seine Mahnung mit so großer Rücksichtslosigkeit vorgegangen, gegen den König und den gesamten anglo-normännischen Klerus in Schutz zu nehmen? Das Schriftstück des Londoner Bischofs war ein scharfer Ausdruck der Antipathie, welche dieser Prälat von jeher gegen die frühere Weltlust wie gegen den späteren hierarchischen Hochmut Beckets gehegt, und während darin das unberechtigte Verfahren zu Vezelay mit juristischer Schärfe nachgewiesen war, wurde zugleich das Verhältnis des alten anglo-normännischen Staats- und Kirchenrechts gegenüber den übertriebenen Ansprüchen des Romanismus klar dargelegt. Thomas Becket versäumte nicht, die Appellationsschrift Gilberts durch eine rechtfertigende Gegenschrift zu widerlegen. Ausgehend von den Gregorianischen Anschauungen über das Verhältnis von Kirche und Staat suchte er darzuthun, daß die Appellation einer Auflehnung gegen die von Christus gestiftete hierarchische Ordnung, mithin gegen Christus selbst gleich komme, die den ganzen kirchlichen Organismus auflöse. Zugleich dehnte er, gereizt über die geschärften königlichen Verfügungen gegen die ihm ergebenen Kleriker, die Exkommunikationen
24. Juni 1166. weiter aus. Nun strengten die Gegner alle Kräfte an, um die römische Kurie zu bewegen, den anmaßenden Metropoliten aufzugeben und mit dem König eine direkte Übereinkunft zu treffen. Zu dem Zweck wurde eine Gesandtschaft, an ihrer Spitze der von Thomas gebannte Johann von Oxford, mit Geldsummen und Schriftstücken nach Rom entsendet. Ein Schreiben des Königs an Rainald von Köln, das geflissentlich verbreitet wurde, sprach von einem letzten Versuch: würde dieser scheitern, so sollte der Abfall Englands und die Anerkennung des kaiserlichen Papstes erfolgen. Im Gegensatz zu diesem „Ultimatum", das zunächst nur eine Einschüchterung bezweckte, setzten die Gesandten in Rom selbst ganz andere Hebel ein. Durch Geschenke, süße Worte, lockende Versprechungen sollte Alexander dahin gebracht werden, dem Exulanten die Legatenwürde zu entziehen und zur Ausgleichung des Streites neue Botschafter mit unbeschränkter Vollmacht nach England zu schicken. Zugleich wußten sie durch reiche Gaben im Kardinalkollegium die Zahl der königlich Gesinnten zu mehren. Der Zweck wurde erreicht. Johann von Oxford wurde vom Banne gelöst und zwei päpstliche Legaten, darunter der dem König ganz ergebene Wilhelm von Pavia, erhielten den Auftrag, mit Heinrich einen Vergleich zu schließen. Freudig eilte Johann von Oxford mit dem Schriftstück über die Alpen, um den Lohn seiner erfolgreichen Thätigkeit zu ernten. Frohlockend verkündigte man in den königlichen Kreisen: „Von nun an wird Thomas nicht mehr Erzbischof sein!" Mittlerweile waren auch die Bevollmächtigten Beckets in Rom eingetroffen; ihre Vorstellungen, welche nachteilige Folgen ein solch widerspruchsvolles Verfahren für die Autorität der Kirche nach sich ziehen würde, machten Eindruck. Um den gekränkten Metropoliten zu beschwichtigen, ward nun die Sache so dargestellt, als ob die beiden Boten nur den Auftrag hätten, eine Versöhnung zwischen ihm und dem König zu bewirken, von einer Entziehung oder Schwächung seiner Amtsgewalt sei keine Rede, nur eine zeitweilige freiwillige Resignation von seiner Seite scheine ratsam. Und doch wurde zugleich die Absolution der

von Thomas Gebannten gewährleistet, ja zum Teil ausgesprochen, und in einem Schreiben an König Ludwig VII. war in geheimnisvollen Worten die Absicht angedeutet, durch Erhebung des verbannten Erzbischofs zum Primas von Frankreich die Schwierigkeiten zu beseitigen.

Bei ihrer Ankunft in Frankreich fanden die Abgesandten des Metropoliten ihren Herrn nicht mehr in Pontigny. Als König Heinrich dessen Ausweisung verlangte und im Falle einer Weigerung mit der Vertreibung aller Cistercienfermönche aus seinen Staaten drohte, legten es die Oberen des Ordens dem Erzbischof nahe, durch freiwillige Entfernung das drohende Unheil von der Genossenschaft abzuwenden. Er willfahrte ihrem Wunsche. „Der Herr, welcher die Vögel des Himmels nährt und die Lilien des Feldes kleidet, wird mich und die Meinigen nicht verlassen." Mit diesen Worten verabschiedete er sich von der Brüderschaft, die ihm trauernd das Geleite gab, und nahm mit seiner Pilgergemeinde, die infolge der strengen Maßregeln Heinrichs auf mehrere hundert Glieder angewachsen war, seinen Aufenthalt in dem Kloster der heil. Kolumba bei Sens, wo er und seine Leidensgenossen sich der gastfreundlichsten Aufmerksamkeit des französischen Königs zu erfreuen hatten. Thomas bezieht das Kolumbakloster in Sens. Nov. 1166.

Die hohen Erwartungen des englischen Königs und Klerus wurden bei der Ankunft der päpstlichen Legaten bedeutend herabgestimmt. Weit entfernt, die Entsetzung des flüchtigen Prälaten zu überbringen, hatten sie nur den Auftrag als Friedensvermittler zu handeln. Ihre ursprüngliche unbedingte Vollmacht war infolge der späteren Bedenken oder der erzbischöflichen Vorstellungen beschränkt worden. Wie nachdrücklich auch die Kardinäle in einer persönlichen Zusammenkunft mit den Exulanten bei Gisors hervorhoben, daß man in der schweren Zeit des Schisma einen so wohlgesinnten Fürsten mit Schonung behandeln müsse, und den Erzbischof an die Wohlthaten erinnerten, die er selbst früher in so reichem Maße von demselben empfangen, sie vermochten ihn weder zur freiwilligen Resignation zu bewegen, noch zu dem allgemeinen Versprechen, die „althergebrachten Rechtsgewohnheiten" beobachten zu wollen. Als sie von dem fruchtlosen Verlauf des Kolloquiums dem König in einem Schlosse bei Caen Bericht abstatteten und ihm zugleich gestanden, keine unbedingten Vollmachten zu besitzen, geriet er in die furchtbarste Aufregung, die sich in Schmähungen und Zornausbrüchen Luft machte. Erst nach drei Tagen hatte er sich insoweit gesammelt, daß er die Legaten huldvoll und mit Versicherung seiner Ergebenheit an den apostolischen Stuhl verabschiedete. Da man befürchten mußte, der Erzbischof werde nunmehr mit weiteren kirchlichen Censuren vorgehen, so stellte der englisch-normännische Klerus in einem neuen Rekurs die Entscheidung dem päpstlichen Obergerichte anheim. So sah denn Papst Alexander, welcher noch immer seinen Sitz in Benevent hatte, die englische Kirchenfehde, deren Lösung er so gern von sich abgewandt hätte, aufs neue vor sein Forum gebracht. Er mochte wohl den eigensinnigen Prälaten, der ihn fortwährend mit Briefen und Boten bestürmte, und seine geschäftige Pilgerschar, die sogar am Sitze des Oberhirten eine ständige Gesandtschaft und Herberge unterhielt, manchmal im Herzen verwünschen, daß sie ihm sein Apostelamt so sehr erschwerten und seine Kämpfe gegen den Kaiser und die Schismatiker mit ihren Anliegen durchkreuzten; dennoch sah er ein, daß die Grundsätze der geistlichen Weltherrschaft, die er so eifrig verfocht, mit dem englischen Kirchenstreit aufs innigste verflochten seien, daß, wenn er den Erzbischof preisgebe, das hierarchische System einen empfindlichen Stoß erleiden würde. Dieser Einsicht war es auch allein zuzuschreiben, daß die königliche Gesandtschaft ihren letzten Zweck, die Versetzung des Thomas Becket in ein französisches Erzbistum und die Erhebung des Kardinal-Legaten Wilhelm von Pavia an seine Stelle in Canterbury nicht erreichte, wie viele Hebel sie auch in Bewegung setzte und wie viele Hilfsquellen ihr zu

Vereitelte Vermittelung. 1167.

7. Mai 1167.

18. Nov. 1167.

27. Nov. 1167.

Die Stellung der Parteien in Benevent. 1168.

Gebote standen. Denn während die erzbischöflichen Unterhändler, arm und verlassen, nichts hatten als rührende Worte der Klage und Briefe „von der Hand der Verzweiflung geschrieben", standen der königlichen Partei reiche Mittel der Verführung, Gold und Gunst, Intrigen und Einschüchterung zu Gebote, und nicht nur die beiden Legaten, sondern auch eine große Zahl der übrigen Kardinäle unterstützten sie mit ihrer einflußreichen Stimme. Ja sogar den stammverwandten Hof in Palermo suchte Heinrich II. zu gewinnen und den Kampf gegen Thomas als eine gemeinsame Angelegenheit der

Das Interim. Mai 1168. normännischen Fürstenhöfe erscheinen zu lassen. Aber der hierarchische Geist und die durch die Verfolgung verhärtete und zur Thätigkeit angespornte „Freischar" der englischen Exulanten bildeten eine unüberwindliche Macht, deren Einfluß sich Alexander nicht zu entziehen im stande war. Alles, was die königliche Partei zu erwirken vermochte, war eine neue Fristverlängerung, ein „Interim", das von zwei Kartäusermönchen dem König und dem Erzbischof verkündigt werden sollte.

Aus den Sendschreiben ging hervor, daß die Kurie auf ihrem ursprünglichen Gedanken einer „Rekonziliation" der streitenden Häupter beharrte, daß sie aber mit diplomatischer Klugheit diesen Ausweg beiden im günstigsten Lichte erscheinen lassen wollte. Denn während in dem Schreiben an den König versichert wird: Solange bis Heinrich seinen Feind wieder zu Gnaden angenommen haben werde, solle dieser weder gegen die Krone noch gegen das Königreich England, noch gegen Personen desselben Interdikt oder Exkommunikation verhängen, wird in dem Breve an Thomas diese Aussöhnung und die Wiedereinsetzung in das Erzstift als eine demnächst zu erwartende Thatsache vorausgesetzt; sollte diese unterbleiben, so trete auch jene „Exemtion" außer Kraft.

Wirkungen. Aber so fein diese Politik berechnet war, sie verfehlte ihr Ziel. Gerade damals sollten die Fehden, welche durch die Begünstigung eines Aufstandes der südfranzösischen Vasallen von seiten Ludwigs herbeigeführt worden waren, auf einer Zusammenkunft

Juli 1168. der beiden Könige in La Ferté Bernard ausgeglichen und auch Thomas Becket beigezogen werden. Als nun Heinrich das päpstliche Schreiben empfing, legte er den Wortlaut ganz zu seinem Vorteile aus, rühmte sich und ließ triumphierend verkünden, „der Exulant im Kolumbakloster sei seiner Amtsgewalt auf solange enthoben, als es dem König gefallen werde", und fügte hämische Bemerkungen über die Käuflichkeit der Kardinäle und über die Macht des Goldes am päpstlichen Hofe hinzu. Nun hielt er eine Konferenz, wobei die englischen Emigranten durch ihr Haupt vertreten sein sollten, nicht mehr für nötig; als Ludwig an dem bestimmten Termin in La Ferté Bernard eintraf, war der englische König nicht zugegen. In den Kreisen der Thomisten und der französischen Geistlichkeit erhob sich ein Schrei der Entrüstung; der tief gekränkte Erzbischof führte dem Papste in scharfen Worten zu Gemüte, daß er nur um der Freiheit der Kirche, um der Macht und Ehre des apostolischen Stuhles willen den Genüssen des Lebens entsagt und die schwersten Leiden auf sich genommen; daß er nur darum alles Irdische geopfert und das Elend eingetauscht, „um desto unabhängiger das Eigentum des Gekreuzigten zu schützen". Auch König Ludwig und seine Gemahlin gaben ihrem Unmut über die dem Gegner zu teil gewordene Vergünstigung in gereizten Worten Ausdruck. Alexander suchte die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen und stellte durch Abberufung der außerordentlichen Gesandten Beckets Legatenwürde wieder her.

Kongreß von Montmirail. 1169. Die politischen Verhältnisse kamen der beruhigenden Thätigkeit Alexanders zu statten. Nachdem noch mehrere Monate der verheerende Krieg zwischen dem englischen und französischen König und ihren Vasallen fortgedauert, erbarmte man sich endlich der jammernden Völker und verabredete einen Frieden.

Auf dem Schlosse Montmirail kam man überein, daß Heinrich die alten Lehns- 6. Jan. 1169.
verhältnisse zu achten versprach und seine Söhne Heinrich für Anjou und Maine, Richard für Poitou dem französischen König Huldigung und Lehnseid leisteten. Bei dieser Gelegenheit sollte auch die Kirchenfehde beigelegt werden. Heinrich hatte erklärt, sobald der Erzbischof durch ein demütiges Bezeigen vor den Augen der Welt einen unzweifelhaften Beweis seines Unterthanengehorsams gegeben, wolle er ihn wieder in alle seine Ehren und Rechte einsetzen. Zu dem Behuf wurde Thomas nach Montmirail eingeladen. Von seinen Getreuen begleitet erschien er in der Versammlung, beugte vor dem König die Knie und bekannte, daß er durch seine Fehler zu den kirchlichen Wirren im Erzstift Veranlassung gegeben. Jedermann erwartete eine Aussöhnung. Heinrich reichte dem scheinbar Gebeugten die Hand und hob ihn auf. Als er aber die Frage, ob er die althergebrachten Gewohnheiten des Reiches wie alle seine Vorgänger auf dem erzbischöflichen Stuhle heilig halten wolle, wieder nur mit der Klausel bejahte, „unbeschadet der Ehre Gottes“, somit geflissentlich den Schein verbreitete, als wolle nur er, nicht auch der König „die Ehre Gottes“ wahren, so geriet Heinrich in die heftigste Aufregung über den „hochmütigen, undankbaren“ Prälaten. Die Versammlung löste sich auf; am Abend kehrte Thomas in das Kolumbakloster zurück; aber selbst seine Leidensgefährten waren unwillig, daß durch die Hartnäckigkeit ihres Oberhauptes ihre Hoffnungen vereitelt worden, daß sie noch ferner ihr Leben von Almosen kümmerlich fristen sollten. Alle weiteren Vermittelungsversuche scheiterten; mochte immerhin der König sich bereit erklären die Clarendoner Konstitutionen einer Revision zu unterwerfen, Thomas mißtraute der despotischen Natur desselben und wollte von dem Zusatze „unbeschadet der Ehre Gottes und seiner priesterlichen Weihe“ nicht lassen.

Die Blicke von ganz Europa waren auf einen Streit gerichtet, der schon ins fünfte Jahr die abendländische Christenheit in Aufregung hielt und mit dessen Ausgang die Entscheidung über so wichtige kirchliche Prinzipien verknüpft waren; in Benevent entfalteten die königlichen Gesandten die unermüdlichste Thätigkeit, um die Entsetzung oder Versetzung des Exulanten von Sens zu erwirken, selbst die lombardischen Städte und die römischen Adelsfamilien wurden durch Gold und Versprechungen zur Unterstützung gewonnen. Alexander ließ sich jedoch nicht von dem betretenen Weg einer dilatorischen Politik abbringen: ohne sich entschieden auf die eine oder die andere Seite zu stellen, wurde er nicht müde, neue Botschafter zur Friedensstiftung auszusenden und den Erzbischof vom Gebrauch seiner geistlichen Waffen abzumahnen. Dilatorische Politik des Papstes.

Aber ehe die dritte Gesandtschaft Alexanders ihre vermittelnde Thätigkeit beginnen konnte, that Thomas den entscheidenden Schritt. Am Palmsonntag bannte er in Clairvaux aufs neue alle „Kirchenräuber“, und fügte auch die Bischöfe von London und Salisbury hinzu, obwohl jener sich unter den Schutz des Papstes gestellt hatte. Ein kühner Mann aus der Pilgergemeinde, Namens Berengar, schlich sich verkleidet durch die Wachtposten, verkündigte am Himmelfahrtstag in der überfüllten Paulskirche den erzbischöflichen Bannfluch und Verkündigung des Bannes. 1169. 13. April.

verschwand unter der Menge. Dieses Vorgehen gegen einen durch Heiligkeit des Wandels und christliche Frömmigkeit wie durch Rangstellung und wissenschaftliche Bildung hervorragenden Prälaten erzeugte die größte Erbitterung, so daß die feierliche Protestation gegen das ungesetzliche Verfahren allgemeine Zustimmung fand. Selbst die Klostergemeinde der erzbischöflichen Hauptstadt ging in schroffe Parteiung auseinander. Der König aber richtete von Südfrankreich aus ein scharfes Schreiben an den Papst über die neue „Verletzung der Rechte seiner Krone“ in einem Augenblick, wo sein Land noch unter dem Rechtsschutz der Appellation und des Interim stehe.

Die rekonziliatorische Thätigkeit der Kurie. 1169. 1170.

Auch in Benevent erregte die rasche That Unzufriedenheit. Waren doch bereits die neuen Gesandten, Gratian und Vivian, zwei Kleriker von unbestechlichem Charakter, mit ausgedehnten Instruktionen auf dem Wege nach Frankreich. Unter diesem Eindruck führte diesmal das allgemeine Verlangen nach einer Beilegung des langen Streites die Parteien näher als je zuvor. Als sich die Legaten nach einigem Bedenken bereit finden ließen, den von dem erzbischöflichen Bannfluch Betroffenen die Absolution teils sogleich zu erteilen, teils in nahe Aussicht zu stellen, ging auch der König allmählich auf den Gedanken einer Versöhnung ein, ehe sein Reich unter das Interdikt gelegt würde. Aber es war ein schweres Werk, sowohl den leidenschaftlichen Monarchen als den herrschsüchtigen Prälaten zu einiger Nachgiebigkeit zu bewegen. Mehrere Besprechungen und Ausgleichsversuche waren bereits fruchtlos zerronnen, der eine der Sendlinge, Gratian, bereits entrüstet nach Italien abgereist, eine Konferenz auf dem (18. Nov. 1169.) Montmartre zwischen dem Erzbischof und dem auf einer Wallfahrt nach St. Denis begriffenen Heinrich in Gegenwart des französischen Königs bereits ohne Resultat abgebrochen worden; neue Ordonnanzen gegen jeden Verkehr mit den Exulanten hatten bereits die Gemüter durch verschärften Terrorismus geängstigt; da kamen mehrere Umstände zusammen, welche ein äußerliches Kompromiß, jedoch ohne innere Versöhnung herbeiführten. Die Thomisten überzeugten sich, daß sie an dem Hofe von Benevent kein Urteil auszuwirken vermöchten, welches sie als einen offenbaren Sieg ihrer Sache darstellen könnten. Hatte doch im (1170.) April der Papst den gebannten Bischöfen von London und Salisbury die Absolution erteilen lassen ohne Rücksicht darauf, daß der hierarchische Fanatismus in Sens darin eine „zweite Kreuzigung Christi“ und eine zweite „Lossprechung des Barrabas“ erblickte und laut erklärte, der Statthalter Christi handle nicht im Sinne seines Meisters. Zwei Monate nachher mußte die Pilgergemeinde im Kolumbakloster erleben, daß der König seinen Erstgebornen Heinrich (14. Juni 1170.) auf einer Reichsversammlung in London durch den Erzbischof von York zum König krönen ließ, ohne auf die Protestation des Exulantenhauptes, der diese Ehre als ein Privilegium des Erzstifts von Canterbury für sich in Anspruch nahm, Rücksicht zu nehmen.

Veränderte Stimmung.

Diese Königsweihe durch einen Prälaten, der die Clarendoner Konstitutionen be-

schworen, war ein thatsächliches Manifest, daß das Gregorianische Kirchenrecht auch in Zukunft in England nie zur Geltung kommen sollte. Auch der Umstand, daß die angetraute Gemahlin des jungen Königs, Ludwigs VII. Tochter, zu der Zeremonie nicht zugezogen, sondern in Caen bei der Königin Eleonore zurückgelassen worden war, wurde als eine absichtliche Kränkung des französischen Königs wegen des dem „Verbannten“ gewährten Schutzes und Beistandes gedeutet. Dieses übermütige und eigenmächtige Vorgehen der königlichen Partei führte indessen eine Wendung herbei. Konnte man in Benevent alle diese Rücksichtslosigkeiten ungerügt hinnehmen? Konnte man die Verfechter der hierarchischen Grundsätze noch länger im Elend lassen, den anarchischen Zustand in der englischen Kirche noch länger ertragen? Die Kurie schien entschlossen, die hinhaltende und schwankende Politik, die sie sechs Jahre lang befolgt, aufzugeben, dem Erzbischof und seinen Leidensgefährten die Rückkehr in ihr Vaterland und die Wiedereinsetzung in ihre Hirtenämter zu erzwingen. Bei der gereizten Stimmung des französischen Königs konnte man im äußersten Falle leicht auf die Hilfe der Waffen rechnen.

4. Rückkehr und Martyrium.

Heinrich war ein zu staatskluger Fürst, als daß ihm dieser Umschlag hätte Der Versöhnungsakt.
entgehen sollen. Es war die Äußerung gefallen, man müsse gegen ihn verfahren 1170.
wie gegen Friedrich Barbarossa; die Nunzien waren im Besitze eines „Drohbriefes“ an den König, den „zum Schrecken des Feindes“ zu veröffentlichen ihrem Ermessen anheimgegeben war. Aus diesen Gründen mochte es nunmehr dem König klug und zeitgemäß erscheinen, den Bogen abzuspannen. Hatte er doch die Zukunft seines Hauses festgestellt und durch die Krönung des Sohnes aufs neue das Königsrecht auf die Clarendoner Konstitutionen gegründet. Und es fiel dem gewandten Manne nicht schwer, die Wolken, die sich zu einem Gewittersturm zusammenzuziehen drohten, zu zerstreuen. König Ludwig wurde durch freundliches Entgegenkommen beruhigt und gewonnen; seiner Tochter begegnete man mit besonderer Auszeichnung und stellte eine nachträgliche feierliche Krönung in Aussicht; auf einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Monarchen wurden alle Klagepunkte gehoben, alle Streitigkeiten beigelegt, und als am Ende der Besprechung Heinrich die Absicht kund gab, nun auch mit Thomas Becket seinen Frieden zu machen, erhob sich allgemeine Freude. Und in der That kam nach einer persönlichen Begegnung der streitenden Häupter auf einer Wiese in der Nähe von Tours am Maria-Magdalenentag eine Ausgleichung zu stande. Mit 22. Juli 1170.
freudiger Bewegung sahen die Begleiter, wie der König und der Erzbischof mit Zeichen gegenseitiger Ehrerbietung einander nahe traten und Worte des Friedens wechselten. Als Heinrich den Steigbügel des Prälaten haltend zu dem bisherigen Gegner sprach: „Lasset uns künftig, wie ehedem, einander nur Liebes erweisen und was Gehässiges vorgekommen, vergessen machen“ und ihn aufforderte, ihm vor den Augen der Umstehenden die übliche Ehre zu erzeigen, richtete Thomas das „Gesuch“ an den König, ihm und den Seinigen wieder seine Gnade zuzuwenden, Friede und Sicherheit zu gewähren, die Besitzungen zurückzuerstatten und das der Kirche von Canterbury durch die Krönung des jungen Heinrich

widerfahrene Unrecht wieder gut zu machen, und versprach ihm dafür Ehrfurcht und Gehorsam.

Fortdauerndes Mißtrauen. Aber trotz dieser mit Ostentation zur Schau gestellten Friedensfeier wollte das Mißtrauen nicht schwinden. Der König weigerte sich, die Versöhnung durch den „Friedenskuß" zu besiegeln, er meinte, nach der Rückkehr des Metropoliten könne sein Sohn in England die symbolische Handlung verrichten; auch konnte man sich nicht über das dem Erzstift zurückzugebende Eigentum in Gütern und beweglicher Habe einigen. Thomas beschleunigte daher auch keineswegs seine Abreise; unter dem Vorwand, daß er Vorbereitungen zu treffen und viele Danksagungen für genossene Wohlthaten abzutragen habe, verlängerte er seinen Aufenthalt in Sens von Woche zu Woche. Er wartete noch auf das päpstliche Schreiben, das ihn bevollmächtigen sollte gegen alle, welche das heilige Recht der Kirche von Canterbury verletzt hatten, ein Strafgericht zu verhängen. Im September wurde Heinrich in der Normandie von einer schweren Krankheit ergriffen, die einen schlimmen Ausgang befürchten ließ. Auch dieser Zwischenfall verzögerte die Abreise. Nach der Genesung schien Heinrichs Herz friedfertiger gestimmt. Nachdem er durch eine Pilgerfahrt dem Himmel seinen Dank dargebracht, meldete er seinem Sohn, daß er „nach seinem Willen" Frieden mit Thomas geschlossen, empfahl demselben die Rückerstattung aller Besitzungen, welche der Erzbischof und die Seinigen vor ihrer Auswanderung innegehabt, und hielt im
9., 13. Okt. Laufe des Oktober noch zwei Unterredungen mit dem ehemaligen Günstling, doch auch diesmal ohne den Friedenskuß. Endlich wurde die Rückkehr festgesetzt. Johannes von Salisbury reiste voraus, um die Gemüter für einen würdigen Empfang vorzubereiten. Er fand die Stimmung sehr geteilt: während die einen ihn als „Engel Gottes" empfingen, „der dem kommenden Messias voranziehe", äußerte Randulf de Broc, der Verwalter der erzbischöflichen Einkünfte, „er wolle schon dafür sorgen, daß Thomas nicht lange sein Brot in England esse", und die Führer der Opposition, der Erzbischof von York und die Bischöfe von London und Salisbury, rüsteten sich zu neuem Kampfe.

Thomas kehrt nach England zurück. 1170. Auf Allerheiligen brach endlich Thomas von Sens auf. Er hatte die Aktenstücke empfangen, die ihn mit der Vollmacht eines apostolischen Legaten bekleideten und das Schicksal seiner Gegner in seine Hand legten. Mit Ausnahme des Königs und der königlichen Familie sollte er über alle schuldigen Personen und Orte kirchliche Zensuren verhängen dürfen. Man ahnte nichts Gutes, als er in den letzten Tagen des November von Flandern aus die Überfahrt nach der englischen Küste bewerkstelligte. Es war freilich ein schlimmes Beginnen, daß er als Herold seiner Ankunft drei vom päpstlichen Hofe ausgewirkte Schriftstücke voraussandte, welche über Roger von York die Suspension, über Gilbert von London und Josselin von Salisbury den Kirchenbann verhängten. Die dadurch hervorgerufene Aufregung war so groß, daß er es für geraten hielt, nicht in Dover, wo er leicht angefallen werden konnte, sondern

in Sandwich, dem Hafen der Mönche von Canterbury, zu landen. Von da 1. Dez. 1170.
begab er sich in seine festlich geschmückte Hauptstadt, wo Volk und Klerus ihn mit Gesang und Musik empfingen. Aber die Gegner waren auf der Lauer und erschwerten ihm jeden Schritt. „Nicht in Frieden sei er heimgekehrt," verkündigten sie laut, „sondern mit Feuer und Schwert, in seinem Hochmut, in seinem Trotze gedenke er die Mitbischöfe zum Schemel seiner Füße zu machen." Während Randulf de Broc und seine Genossen durch Beleidigungen und Kränkungen aller Art ihn absichtlich zum Zorn reizten, eilten die drei Bischöfe über das Meer zu dem König, der sich auf Schloß Bures bei Bayeux befand, und schilderten ihm in grellen Farben den Übermut und die Anmaßung des Heimgekehrten. Solange dieser Mann lebe, meinten sie, werde Heinrich kein friedliches Reich, keine guten Tage sehen. Da durchzuckte ein Anfall von leidenschaftlicher Wut alle Glieder des Monarchen. Er erging sich in heftigen Schmähreden über den „Buben, der sein Brot gegessen, und ihn jetzt mit Füßen trete, den er mit Wohlthaten überhäuft, und der dafür ihn und sein Haus verhöhne" und schloß mit der vorwurfsvollen Drohrede: „Welch' elende Feiglinge habe ich ernährt! Ist denn keiner unter ihnen, der meine Schmach an diesem gemeinen Priester rächen möchte!"

Diese Worte, in den Kreis der versammelten Ritter hineingerufen, waren Abreise der vier Ritter.
nach den Begriffen von Lehnstreue und Ehre, wie sie in jenen Tagen Geltung hatten, eine Aufforderung zu blutiger Rachethat. Und wirklich bemerkte man bald, daß vier Barone, zum Teil durch wildes Wesen und rohe Sitten bekannt, heimlich aufbrachen, um sich auf verschiedenen Wegen nach England zu begeben. Es waren Reginald, „Sohn des Bären" (Fitzurse), Hugh de Moreville, ein reichbegüterter Ritter aus Northumberland, wo er das Amt eines Reiserichters verwaltete, William de Tracy und Richard Brito. Der König erschrak, als er von ihrer Abreise hörte, und von schlimmen Ahnungen ergriffen, schickte er Boten aus um sie zurückzurufen. Es war zu spät. Sie erreichten die englische Küste, die einen in Dover, die andern in Winchelsea, und versammelten sich in dem erzbischöflichen Schlosse Saltwood. Hier wurden sie von Randulf de Broc empfangen, und wenn noch Zweifel oder Bedenken in ihrer Seele verborgen lagen, so wurden diese durch dessen Mitteilungen vollständig zerstreut.

Einige Tage nach seiner Rückkunft war Thomas von Canterbury aufgebrochen, um dem jüngeren Heinrich, der damals in Woodstock weilte, seine Ehrerbietung zu bezeigen. Die Exkommunikation am Weihnachtstage.
Er führte drei Pferde von großer Schönheit mit sich, die er dem jungen Monarchen zum Geschenk machen wollte. In der Nähe von London holte ihn ein großer Zug ein und geleitete ihn nach der Hauptstadt. Aber schon in Southwark, wo er bei dem alten Bischof Heinrich von Winchester Herberge nahm, erfuhr er, daß der junge Fürst ihn nicht sehen wolle. Er kehrte erbittert nach Canterbury zurück: der Hohn, mit dem ihm hier die Häupter der königlichen Partei begegneten, steigerte seinen Groll. Am Weihnachtsfest hielt

er eine Predigt über die Worte: „Friede den Menschen, die eines guten Willens sind.“ Sie war der Ausdruck seiner inneren Aufregung und schloß mit der Wiederholung der Exkommunikation, die noch über Randulf und einige andere Parteihäupter ausgedehnt ward, und mit der Verdammung aller derer, welche Haß und Zwietracht zwischen ihm und dem Könige säeten. Als Zeichen des Fluches schleuderte er dabei die brennende Kerze zu Boden.

Vorbereitung zur Rache. Es läßt sich denken, mit welchem Ingrimm der heftige Randulf den Rittern diese Szene schilderte. Sie hielten die ganze Nacht über bei ausgelöschten

29. Dez. 1170. Kerzen Beratung, und kaum graute der Morgen, so brachen sie nach Canterbury auf, wo sie bei Clorembald, dem übel beleumundeten Abt des Augustinerklosters, abstiegen und die nötigen Anordnungen trafen. Nachdem sie den Bürgermeister der Stadt ermächtigt, „im Namen des Königs“ bekannt zu machen, daß niemand dem Erzbischof Schutz gewähren solle, ritten sie des Nachmittags gegen fünf Uhr in den erzbischöflichen Palast. Sie ließen sich bei Thomas, der nach beendigter Mahlzeit mit einigen seiner Vertrauten aus der Halle sich in sein Wohnzimmer zurückgezogen hatte, melden, um eine Botschaft des Königs zu überbringen. Sie wurden eingeführt und näherten sich ohne Gruß. Nach kurzer Rede forderte Reginald Fitzurse den Erzbischof im Namen des abwesenden Monarchen auf, dem jungen König, dem er die Krone rauben wolle, durch Eidesleistung die Treue zu besiegeln und die Prälaten, welche bei der Krönungsfeierlichkeit beteiligt gewesen, von der verhängten Kirchenstrafe zu befreien. Thomas erwiderte, er werde dem König die ihm gebührende Ehre erweisen, nie aber als Primas der Kirche die ihr von dem göttlichen Stifter vererbten Rechte gefährden; die Kirchenstrafen seien im Namen des Papstes gegen Übelthäter und Rechtsverletzer verhängt worden und dürften nicht ohne vorausgegangene Buße zurückgenommen werden. Bald nahm das Gespräch einen gereizten heftigen Charakter an. Reginald und seine Gefährten stürzten durch die Halle in den Hof und riefen: „Königsleute, zu den Waffen!“ Darauf drangen sie, während ihr Gefolge die Pforte und Zugänge besetzte und die geistliche Dienerschaft fern hielt, in voller Rüstung und bewaffnet unter Randulfs Führung auf einer geheimen Treppe wieder auf das Gemach zu. Als die Thür unter

Der Mord in der Kathedrale. 29. Dez. 1170. ihren gewaltigen Schlägen zu wanken anfing, zerrten und stießen die Mönche den widerstrebenden Prälaten durch eine Seitenpforte nach dem Kreuzgange in die Kirche, wo gerade der Vespergottesdienst beginnen sollte. Alles löste sich in wilder Verwirrung auf; die Begleiter des Erzbischofs wollten die Thüre schließen; Thomas aber verbot, das Haus des Herrn zur Festung zu machen. Nun stürzten die furchtbaren Männer, an ihrer Spitze Reginald mit einer Zimmermannsaxt und einem Schwert in den Händen, in die Kirche und riefen: „Wo ist der Erzbischof, der Verräter?“ „Hier bin ich, Reginald,“ rief Thomas, „kein Verräter, sondern ein Priester Gottes“ und trat, einige Chorstufen herabsteigend, der Rotte entgegen. Diese bebte unwillkürlich zurück und gab ihm

Zeit, einen festen Standort zwischen einem Pfeiler und der Kapelle des heil. Benedikt zu nehmen. Auf den Zuruf, den Gebannten die Absolution zu erteilen, erwiderte er: „Ich werde keinen absolvieren, der nicht zuvor Buße gethan!" „Dann soll dich der Tod treffen," rief Reginald und stürzte mit seinen Gefährten auf ihn zu. Sie versuchten ihn aus dem Heiligtum zu schleppen; aber er wehrte sich mit seiner ganzen Kraft, im Gotteshaus wollte er sterben. Nun entstand ein heftiger Ringkampf. Tracy, welcher zuerst das Schwert zückte, wurde von dem Erzbischof, der wieder der kriegerische Kanzler geworden zu sein schien, zu Boden geschmettert. Darauf drang Reginald wütend auf ihn ein, aber sein Schlag warf nur die Kopfbedeckung ab und streifte leicht das Haupt; erst als Tracy wieder aufsprang und nun beide ihre Mordwaffen auf ihn richteten, beugte er seinen Nacken und weihte sich dem Tod. Seine Begleiter waren alle entflohen oder hatten sich versteckt, unter ihnen auch Johann von Salisbury, der ihn oft zu milderem Verfahren zu bewegen gesucht. Nur ein Mönch, Eduard Grim mit Namen, der jüngst von Cambridge zum Besuche der Brüder angekommen war, stand ihm schützend zur Seite und empfing den ersten Streich auf den Arm. Aber neue Streiche verwundeten den Erzbischof selbst an Haupt und Nacken. Blutend sank er in die Kniee, kreuzte die Arme und sprach mit gebrochener Stimme: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Dann fiel er mit dem Angesicht auf die Erde. In dieser Lage versetzte ihm Richard Brito einen so furchtbaren Schlag, daß die Hirnschale gespalten ward und das Schwert sich an dem marmornen Fußboden brach. Da setzte Hugh von Horsea, Mauclerc genannt, den Fuß auf den Nacken des Sterbenden, bohrte sein Schwert in die breite Wunde und spritzte das Gehirn über das Pflaster. „Der Verräter ist tot, laßt uns fliehen!" schrien die Mörder und stürzten unter den Donnerschlägen eines furchtbaren Gewitters, das mittlerweile aufgestiegen war, zur Kirche hinaus. Ihr Weg führte sie zunächst durch den Kreuzgang nach dem Palaste zurück. Hier suchten sie vor allem nach den päpstlichen Breven und Briefen, um sie dem König auszuliefern, raubten dann aus den erbrochenen Schränken und Kisten Schätze an Gold und Silber, an Kleinodien und kostbaren Gewändern und entführten die prächtigen Pferde.

Die ganze Stadt lag in den Banden des Schreckens und der Angst. Erst gegen Morgen faßten einige Mönche den Mut, den Ort der grausigen That aufzusuchen und dem ermordeten Herrn den letzten Liebesdienst zu erweisen. Sein Angesicht, das mit Ausnahme einer leichten Wunde ohne Spur der Entstellung war, strahlte Ruhe und Frieden. Es glich mehr dem Antlitz eines Schlafenden als dem eines Gemordeten. Unter dem Hochaltar entkleideten sie die Leiche, um sie der Erde zu übergeben. Aber wie erstaunten sie, als sie nach Abstreifung der oberen Gewänder unmittelbar auf dem Leibe ein härenes Hemd und frische Spuren von Büßungen entdeckten! Von Schmerz und Bewunderung hingerissen, schluchzend und doch zugleich jauchzend sanken die Mönche auf die Bestattung der Leiche.

Kniee, den „heiligen“ Thomas anzurufen. Darauf legten sie ihm die Gewänder an, in denen er geweiht worden, fügten die erzbischöflichen Insignien bei und begruben ihn in der alten Krypta. Denn de Broc duldete nicht, daß der Leichnam eines Verräters unter den Gräbern der alten Erzbischöfe beigesetzt werde, „eher sollte er am Galgen verfaulen oder den Raubvögeln zum Fraß hingeworfen werden!“ Aber das Volk teilte nicht diese Gesinnung. Wie auf einer Pilgerfahrt strömte alles nach dem Orte der Schreckensthat; jeder Blutstropfen galt als heilige Reliquie und in kurzem liefen Erzählungen von Zeichen und Wundern um, welche den künftigen Heiligen verkündigten.

5. Beendigung des Kirchenstreits.

Die nächsten Folgen der Bluttat. Die Kunde von der Schreckensszene in der Kathedrale zu Canterbury brachte in der gesamten Christenheit einen furchtbaren Eindruck hervor. Mochte auch die königliche Partei einige Zeit den blutigen Dezemberabend als einen Sieg feiern, er verwandelte sich bald zu einem nationalen Trauertag. An der Stätte, wo das Blut des Märtyrers den Boden gerötet, ruhte ein ganzes Jahr lang aller Gottesdienst. Die Glocken verstummten, die Kruzifixe wurden verhüllt, die Altäre ihres Deckenschmucks beraubt, die Mönche des Trinitatisklosters beteten still im Kapitelhause. Erst als die Kathedrale durch einen feierlichen
21. Dez. 1171. Sühnakt von der Befleckung gereinigt und aufs neue geweiht worden, nahm der Gottesdienst wieder seinen Anfang. — Vor allen wurde König Heinrich durch die Trauerkunde erschüttert. Galt er doch in den Augen der Welt als der eigentliche Urheber des Mordes. Drei Tage und Nächte verbrachte er im Schlosse zu Argenton unter den strengsten Büßungen und Kasteiungen, und noch mehrere Wochen nachher herrschte am Hof und in seiner Umgebung die tiefste Trauer. Alles ruhte, Jagd, Waffen und Staatsgeschäfte. Wohl hatte er alle Ursache, über den Vorfall bekümmert zu sein. Nicht bloß seine Person, sondern das Königtum und die gesamte weltliche Macht erlitten durch die blutige Katastrophe einen schweren Stoß. Je mehr die Thomisten den Märtyrer wie einen neuen Heiland hinstellten, der, weil er die sündige Welt auf den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit habe führen wollen, von den Schergen der Gewalt an heiliger Stätte hingeschlachtet worden, und der Wunderglaube ihn mit der Glorie des Heiligen umgab, ihn in der Schar der Verklärten im Himmel erblickte, desto feindseliger wurde die Sprache gegen eine Tyrannei, welche die göttliche Weltordnung zu zerrütten drohe, gegen eine Herrschaft, welche durch abscheuliche Verbrechen ihren Ursprung von dem Satan bekunde. Seine Krone werde zerbrochen werden, rief eine Zornesstimme, der Sohn werde gegen den Vater sich erheben, aus der eigenen Dynastie werde dem Gemordeten ein Rächer erstehen. Zugleich erging der feurige Ruf an den Statthalter Christi, „das Schwert des heil. Petrus nunmehr zu entblößen und das unschuldige Blut des Heiligen zu rächen“. Bann und Interdikt müsse über den schuldigen Fürsten und das schuldige Land

ausgesprochen werden. Selbst der französische König stimmte in diesen Verdammungsruf ein, der am lautesten von dem Klerus seines eigenen Reiches erhoben ward.

In dieser Bedrängnis mußte König Heinrich seinen stolzen, hochfahrenden Sinn demütigen. Er schickte sofort eine ansehnliche Gesandtschaft normännischer und englischer Bischöfe über die Alpen, welche seine Unschuld an der schrecklichen Frevelthat darthun und den drohenden Fluch von seinem Haupt und Land abwenden sollten. Sie hatten eine schwere Aufgabe zu lösen. Hatten sie schon Mühe, durch die von den deutschen Kriegsscharen erfüllten Landschaften Mittelitaliens an den päpstlichen Hof in Tuskulum zu gelangen, so fanden sie dort alle Thüren verschlossen. Alexander war bei der Kunde von dem tragischen Ende des Erzbischofs von tiefstem Schmerz ergriffen worden; er machte sich Vorwürfe, daß er durch seine zaudernde Politik den Frevel begünstigt, einen Teil der Schuld auf sich geladen habe. Dieser Schmerz wurde noch erhöht durch die anwesenden Thomisten, deren tiefe Trauer ihren Worten einen leidenschaftlichen Ausdruck lieh. Alles erwartete, daß an dem bevorstehenden Gründonnerstag der fürchterlichste Bann verkündet werden würde. Die dringendsten Fürbitten der englisch gesinnten Kardinäle vermochten nicht, den Gesandten Zutritt zu dem heil. Vater zu erwirken. Allmählich jedoch trat eine mildere Stimmung ein; der Papst überlegte, wie man das Ereignis am vorteilhaftesten für die Kirche ausbeuten könne. Noch immer bestand das Schisma, noch immer hielt die kaiserliche Partei zu dem von ihr aufgestellten neuen Gegenpapst Calixtus III., und gerade damals rüstete Friedrich zu dem Kriegszug, auf dem er die Lombarden und ihren Verbündeten auf dem apostolischen Stuhl niederwerfen wollte. Der Märtyrertod des Erzbischofs hatte Alexanders Ansehen in den Augen der Welt wunderbar gehoben. „Jeder Zweifel daran, daß er allein St. Peters rechter Nachfolger sei, schien vor dem Wunderglanze zu zerrinnen, in welchem derjenige sein himmlisches Leben offenbarte, welcher während seiner irdischen Wallfahrt sein vornehmster Bekenner gewesen." Wenn es nun gelang, der Sache der Hierarchie, für die jener mit seinem Tode Zeugnis abgelegt, den Sieg in England zu verschaffen, die verhaßten Konstitutionen von Clarendon zu Falle zu bringen, war das nicht eine würdigere Vergeltung als wenn man durch einen kirchlichen Machtspruch den jetzt demütig bittenden König zum verzweifelten Widerstand trieb, die englische Nation in einen Bürgerkrieg stürzte, die Zahl der Feinde vermehrte? Die königlich gesinnte Partei, deren Eifer durch reiche Gaben gesteigert worden, wußte diese Stimmung zu ihren Zwecken zu benutzen. Die englischen Gesandten erhielten Zutritt, um ihren König zu rechtfertigen. Aber Alexander wollte das Eisen schmieden, so lange es glühend war. Erst als sie mit Überschreitung ihrer Vollmachten vor dem heil. Vater schwuren, „ihr Herr sei bereit, der päpstlichen Gewalt sich unbedingt zu unterwerfen und dazu durch einen persönlichen Eid sich zu verpflichten", wurde der gezückte Bannstrahl zurückgehalten. Zwei Nunzien

Haltung der Kurie. 1171.

25. März 1171.

sollten der Gesandtschaft auf dem Fuße folgen und die kirchlichen Wirren im Inselreiche beilegen. Nur über die Mörder und ihre Helfer und Förderer wurde das volle Maß des Zornes und der Strafe ausgegossen. Fluchbeladen und von der menschlichen Gesellschaft geschieden sollten sie ein unstätes Leben führen, bis sie durch eine der Größe des Verbrechens entsprechende Buße sich der kirchlichen Gnade würdig gemacht. Der König überließ sie ihrem Schicksal und entzog sie dadurch den weltlichen Gerichten.

Ausgang der Mörder. Die Geschichte meldet nichts Zuverlässiges von ihrem ferneren Leben. Von der Welt gemieden hielten sie sich einige Zeit in Northumberland auf; doch scheint der König noch hier und da mit ihnen verkehrt zu haben. Später sollen sie nach Rom, dann nach Jerusalem gepilgert sein und dort ihren Tod gefunden haben. Aber von Hugo von Marville ist es gewiß, daß er noch zu Anfang des folgenden Jahrhunderts ruhig in England lebte. Was von ihrem grausigen Ende erzählt wird, ist Legende und Fabel.

Beendigung des Kirchenstreits. Mit lebhafter Erwartung sahen die Thomisten der Ankunft der päpstlichen Legaten entgegen. Von deren Thätigkeit versprachen sie sich eine glänzende Satisfaktion. Aber wie groß war ihre Enttäuschung, als der König, um den angedrohten Zensuren zu entgehen, vor ihrer Ankunft einen Kriegszug nach Irland unternahm und um die Botschafter von England fern zu halten, die Küstenwache verschärfte und Befehle gegen das Einbringen von Schriftstücken
6. Dez. 1171. erließ, und als die gebannten Bischöfe durch dieselben Legaten von dem Fluche
1. Mai 1172. losgesprochen und in ihre Amtsgewalt wieder eingesetzt wurden, nachdem sie durch Eidschwur und Zeugen ihre Unschuld an dem Märtyrertod ihres Widersachers dargethan und sich wegen Anerkennung der Clarendoner Gesetze und wegen ihrer Beteiligung an der Krönungszeremonie gerechtfertigt! Eine Ge-
21. Mai 1172. nugthuung sollte ihnen jedoch zu teil werden. Am Sonntag vor Himmelfahrt unterwarf sich Heinrich nach seiner Rückkehr aus Irland in der schönen, hochgelegenen Kathedrale zu Avranches einem Bußakte, infolgedessen er mit der Kirche ausgesöhnt ward. Nachdem er auf das Evangelienbuch geschworen, daß er die Ermordung des Erzbischofs von Canterbury weder befohlen noch gewollt habe, und sich bereit erklärt, die von den Sendboten des heil. Vaters gestellten Forderungen zu erfüllen, richtete der Legat den Knieenden auf und erteilte ihm den Friedenskuß. Und worin bestanden diese Forderungen, die nach einer
30. Mai. Wiederholung der Zeremonie in der Kirche von Caen urkundlich ausgefertigt und auch von dem jüngeren Heinrich bestätigt wurden? Der König sollte nie von der Obedienz Alexanders weichen, sollte die Unterhaltungskosten für 200 Ritter im Heil. Lande entrichten und selbst auf drei Jahre das Kreuz nehmen, sollte die unter seiner Regierung eingeführten Konstitutionen aufheben, die Appellation an die Kurie frei geben und der Kirche von Canterbury alle Besitzungen zurückerstatten.

Es waren wichtige Zugeständnisse, aber die folgende Zeit lehrte, daß Heinrich sich in seiner Selbstherrlichkeit dadurch nicht gehemmt fühlte. Die eidliche Zusage, die unter

seiner Regierung zum Nachteile der Kirche eingeführten Verordnungen zu beseitigen, konnte leicht durch die Deutung gehoben werden, daß darunter nicht die herkömmlichen Gewohnheiten des Reiches zu verstehen seien. So kam es denn, daß Heinrich nach wie vor die Bistümer besetzte, die Vakanzen ausnutzte, den Huldigungseid bei der Investitur forderte; und die Thomisten klagten fortwährend über Entfremdung des Kirchenvermögens. Zwar hatte es den Schein, als ob eine neue Ära des Kirchenrechts und der Kirchenfreiheit in England angebrochen sei. Eine zweite Krönungsfeier des jüngeren Heinrich, an welcher auch seine Gemahlin Margarete teilnahm, sollte die frühere Unregelmäßigkeit in Vergessenheit bringen; und als der König bei der Wiederbesetzung des Erzstifts und der erledigten Bistümer sich aller Beeinflussung der Wahlen zu enthalten versprach, war großer Jubel im hierarchischen Lager. Aber die Freude wurde bald herabgestimmt, als man die Namen der Gewählten vernahm: auf die einträglichsten Pfründen wurden lauter Männer gewählt, welche während des Kirchenstreits dem König beigestanden, ja zum Teil einer Mitschuld an dem Morde verdächtig waren. Es bedurfte keiner direkten Wahlbeeinflussung von seiten Heinrichs; sein Wunsch, durch geheime Zwischenträger umhergetragen, galt dem englischen Klerus als Gesetz. — Nach wiederholten Wahlhandlungen kam auch das Erzbistum von Canterbury an einen von dem König begünstigten Geistlichen — an Richard, Prior von Dover. Die Konsekration 3. Juni 1173.
konnte jedoch nicht sogleich vorgenommen werden, weil der jüngere Heinrich wider seinen Vater im Aufstand war und gegen die Wahl Einsprache erhob. Erst als Richard von dem Papste selbst die Weihe in Anagni empfangen, kam er in den Besitz des Primats. 7. April 1174.

Der neue Erzbischof Richard, ein Mann ohne hervorragende Gaben, war Thomas zum Heiligen erhoben. 1173.
der Nachfolger eines Heiligen. Denn schon im März des vorhergehenden Jahres war Thomas Becket auf Grund eingegangener Berichte, daß der Märtyrer 12. März.
Wunder gethan, Genesung von unheilbaren Krankheiten bewirkt u. dgl., in Gegenwart vieler Bischöfe und Äbte von dem Papste feierlich kanonisiert worden. Der Volksglaube war der Heiligsprechung vorangeeilt. Die Zeremonie in der Hauptkirche zu Segni war nur die kirchliche Sanktion. Der unvergeßliche 29. Dez. sollte alljährlich als Fest des heil. Thomas begangen und dieser als kräftiger Fürsprecher im Gebet angerufen werden. Schon in den ersten Jahren stieg die Verehrung so hoch, daß man sein Leben mit dem des Heilandes verglich, daß sein Martyrium zu einer zweiten Passionsgeschichte ward. Wie zu dem Heil. Grabe in Jerusalem, so pilgerten Tausende zu der Gruft in Canterbury, um sich heil. Reliquien zu erwerben, ein neues Wunder zu erleben, die Sünden abzubüßen. Die Gaben und Spenden der Wallbrüder häuften sich zu unermeßlichen Schätzen, und als der König selbst durch einen unerhörten Bußakt des Märtyrers Gnade und Fürbitte anflehte, da steigerte sich die Andacht und gläubige Verehrung des Volks zur Begeisterung. Thomas von Canterbury wurde der Schutzheilige der englischen Nation, der Heros und Überwinder, welcher die Kirche zum Sieg über das Königtum, das Pontifikat Alexanders III. zum Aug. 1179.
Triumph über das Schisma geführt. Selbst Ludwig VII. unternahm noch ein Jahr vor seinem Tode eine Wallfahrt nach Canterbury, um durch Gebet und reiche Spenden von dem Heiligen die Genesung seines schwer erkrankten Sohnes zu erflehen.

6. Heinrich II. in Irland.

Veranlassung und Zweck der Invasion.

Es waren verschiedene Beweggründe, welche Heinrich II. bestimmten, gerade jetzt zur Eroberung Irlands auszuziehen. Fünfzehn Jahre waren verflossen, seid Hadrian IV., einst ein englischer Bettelknabe, durch den gelehrten und liebenswürdigen Freund und Gesandten Johann von Salisbury auf Grund des Satzes, „daß alle Inseln der christlichen Welt Eigentum des apostolischen Stuhles seien", dem unternehmenden Plantagenet die Erlaubnis erteilt hatte, Irland zum Zweck sittlicher und kirchlicher Reformen in Besitz zu nehmen mit der Bedingung, daß er von jedem Hause den Peterspfennig entrichte und die Rechte der Kirche ehre, und ihm als Sinnbild der Investitur einen prächtigen, mit einem Smaragd gezierten Ring übersandt hatte. Heinrich hatte seitdem seinen Sinn und sein Vorhaben nicht geändert, aber über den näheren Sorgen waren die ferneren in den Hintergrund getreten. Jetzt aber ergriff er begierig eine äußere Veranlassung, um sich den nächsten Wirkungen des kirchenschänderischen Frevels zu entziehen und, indem er die Herrschsucht seiner stolzen Seele befriedigte, zugleich durch eine wichtige Dienstleistung im Sinne der römischen Kirche den Zorn des heil. Vaters zu besänftigen. Wurde doch in den Tagen, da die Hohenstaufen nach dem Heil. Grabe wallten, Heinrich der Löwe den Wenden an der Elbe und Ostsee das Joch christlicher Herrschaft auflegte, die Könige des nördlichen Spaniens wider die Mauren des Südens ins Feld zogen, kein Verdienst höher geschätzt als die Mehrung und Erhöhung der katholischen Kirche. Heiden gab es zwar keine mehr auf der Insel zu bekämpfen, wo schon im fünften Jahrhundert der heil. Patrik den Glauben an den Gekreuzigten verkündigt hatte (IV, 754); aber die Formen und Gebräuche, in welchen das irische Volk seinen religiösen Empfindungen und Andachtsübungen Ausdruck gab, wichen in manchen Stücken von den Ordnungen und Institutionen ab, welche seitdem in der römisch-katholischen Kirche herrschend geworden waren. Noch fand man verheiratete Geistliche aller Grade, in der Liturgie, im Episkopat, im Klosterwesen bestanden noch nationale Eigentümlichkeiten; und wenn auch einige Jahre vor Heinrichs II. Regierungsantritt durch die Thätigkeit des Bischofs Malachias von Armagh, der selbst nach Rom gereist war, eine größere Übereinstimmung der irischen Kirche mit dem übrigen Abendland herbeigeführt und die Sitte begründet worden, daß die Erzbischöfe vom Apostelsitz ihre Pallien empfingen, so fehlte doch viel, daß der partikularistische Charakter ganz verschwunden, daß sowohl in Dogma und Kultus, als in Verfassung und Recht eine solche Uniformität begründet worden wäre, wie sie die Kurie seit Gregor VII. anstrebte. Hadrian IV. und Alexander III. handelten daher ganz im Geiste ihres großen Vorgängers, als sie dem Urenkel des Eroberers dieselbe Mission in Irland übertrugen, die einst der Ahnherr im Lande der Angelsachsen überkommen, als sie sein Unternehmen gegen das benachbarte Eiland, wo ein politisch und kirchlich unab-

hängiges, trotziges Volk lebte, mit dem Segen der Kirche weihten und unterstützten. Der englische König sollte das Land unterwerfen und die echte kirchliche Organisation herstellen.

Irland, von den Eingebornen Erin genannt, ist vor dieser Zeit von den Strahlen der Geschichte nur wenig beleuchtet worden. Die Bewohner der buchtenreichen Insel, die an den Küsten von mäßig hohen Gebirgen eingefaßt, im Innern von Seen und Mooren durchzogen ist, neben welchen sich fruchtbares Ackerland und grasreiche Triften ausdehnen, zählten zu der großen keltischen Völkerfamilie, deren nationale Eigentümlichkeiten sich in dem abgeschlossenen Eiland am längsten erhalten haben. Alle jene Züge, welche Cäsar bei den Galliern schildert, ritterliche Tapferkeit, Wander- und Abenteuerlust, Leichtsinn, Unfähigkeit zur Staatenbildung, Parteikämpfe und Stammfehden mit Blutrache, Scheu vor anstrengender Arbeit, dabei Liebe zu Gesang und Dichtkunst, zu heiteren Festen und geselligen Zusammenkünften, teilten die Iren mit ihren Stammesgenossen. Die nationale Zerfahrenheit, die Spaltung in Stämme und Geschlechter, die einander blutig befehdeten, führten auch diesen Zweig der keltischen Rasse, trotz der günstigen Lage ihres Landes, unter die Herrschaft fremder stärkerer Männer. Jene Nordlandssöhne, die auf ihren Wikingerfahrten alle Küsten und Inseln der nördlichen und westlichen Meere bedrängten, landeten auch an den Gestaden von Grün-Erin, und ihre Niederlassungen waren bald so zahlreich und mächtig, daß die ganze Insel, soweit sie bekannt und zugänglich war, den seemächtigen „Ostmannen“ gehorchte (V, 678). Aber auch diese rauhen Naturkinder waren nicht berufen, dauernde Herrschaften zu begründen: sie stürmten durch die Welt, und von ihrem Walten und Wirken, ihren Thaten und Geschicken wußten Sage und Dichtung mehr zu melden als die Geschichte. Auch sie vermochten dem keltischen Irland keine staatliche Organisation zu verleihen. Zu der Zeit, da ihre Stammesgenossen über den Kanal setzten, um das dänisch-angelsächsische England zu erobern, war Irland in die vier Königreiche von Ulster, Leinster, Connaught und Munster geteilt, die in beständigen Fehden um die Ehre des Oberkönigtums von Tara miteinander rangen. Die Ostmannen waren großenteils in die Nationalität der keltischen Eingebornen aufgegangen; wo sie in den Küstenorten noch ein selbständiges Dasein mit Handel und Schifffahrt führten, waren sie den Königen zinspflichtig geworden oder den Angriffen und Raubzügen der Häuptlinge ausgesetzt, welche über die untergebenen Stammgebiete eine patriarchalisch-despotische Herrschaft übten. Ein ununterbrochener Kriegszustand dieser Oberhäupter untereinander hatte das Volk verwildert, rohe Leidenschaftlichkeit und Zerstörungswut in den Gemütern erzeugt und die Keime der Bildung und edler Menschlichkeit erstickt. Papst Hadrian IV. mochte von dieser Verwilderung sichere Kunde erhalten haben, als er dem König den Auftrag erteilte, das entsittlichte Volk der Iren den Kirchengesetzen Roms zu unterwerfen und jene Pflanzstätte von Lastern und Mißbräuchen auszureuten.

Bewohner und Zustände der Insel.

Englische Niederlassungen. 1169–1171. Um die Zeit, als Heinrich II. den englischen Thron bestieg, herrschte in Leinster König Diarmait, ein ruchloser, gewaltthätiger Fürst. Er lebte mit den übrigen Stammhäuptern in beständiger Fehde und hatte dem O'Ruark von Breffny die Gemahlin Devorgilla entführt. Endlich erreichte ihn die Vergeltung. Als Roderik O'Connor die Krone von Tara erlangte, vereinigten sich die zahlreichen Feinde Diarmaits wider den gemeinsamen Gegner, verbrannten seine
1166. Hauptstadt Feres und zwangen ihn zur Flucht nach England. Er begab sich nach Guienne zu Heinrich und erwirkte von diesem um den Preis der Lehnshuldigung die Erlaubnis, in England Kriegsmannschaft zu werben, mit deren Hilfe er seine verlornen Besitzungen wiedererobern möchte. Zu dem Zweck wandte er sich an die kriegerische und beutelustige Ritterschaft der Grenzmarken von Wales, aus deren Reihen ihm bald eine Anzahl kühner Abenteurer, meist aus der flamändischen Niederlassung zu Pembroke, folgte, an ihrer Spitze die Halbbrüder Robert Fitz-Stephen und Moritz Fitz-Gerald mit Geharnischten und Armbrust-
1169. schützen. Sie setzten sich in Wexford fest und lockten die Mannschaft Donalds von Ossory durch List ins Verderben. Der Hauptverbündete Diarmaits aber war der eben so schlaue als verwegene Graf Richard von Clare, genannt Strongbow, ein in Kämpfen und Fehden ergrauter Edelmann, der den Verlust seiner von dem König eingezogenen Güter durch Eroberungen in der Fremde ausgleichen wollte. Die von ihm vorausgesandte Kriegerschar begann ihr Werk damit, daß sie nach ihrer Landung bei Waterford siebzig angesehene Gefangene von einer Felsenhöhe ins Meer stürzte. Der Erstürmung von Waterford folgte
Aug. 1170. die Einnahme Dublins, nachdem der letzte Dänenfürst Haseulf zu Schiff entflohen war. Richard vermählte sich mit Eva, der Tochter Diarmaits, und als
1171. dieser im nächsten Jahre starb, trat der unternehmende Graf in dessen Erbe ein. Haseulf wollte mit Hilfe des norwegischen Seekönigs der Orkaden die verlorne Stadt wieder gewinnen, wurde aber gefangen und enthauptet. Auch die Irländer unter O'Connor und O'Ruark erlitten große Verluste.

Heinrichs Erfolge. 1171. Diese Erfolge des kühnen Strongbow reizten die Eifersucht des englischen Königs. Er untersagte seinen Unterthanen jede weitere Verbindung mit ihm und seinen Begleitern. Als jedoch der streitbare Mann zu dem König nach Newnham in Gloecestershire eilte, alle eroberten Burgen und Städte ihm zu Füßen legte und ihn als Lehnsherrn anerkannte, wurde er zu Gnaden angenommen und mit den abgetretenen Gütern belehnt. Bald darauf setzte Heinrich selbst von Milford-Haven bei Pembroke über den St. Georgs-Kanal und landete in der Nähe von Waterford. Es war ein Unternehmen im Geiste der Kreuzzüge, das den König in den Augen der Kirche verherrlichen und die Schatten, welche die Frevelthat in Canterbury auf ihn geworfen, verscheuchen sollte. In Waterford
Okt. 1171. nahm er von Richard Strongbow die Huldigung für Leinster entgegen; dem Beispiele desselben folgten die Fürsten von Cork, Limerick, Ossory und andere Stammhäupter von Munster, und selbst Roderik O'Connor von Connaught

empfing, obwohl er die persönliche Huldigung verweigerte, doch die englischen Gesandten am Shannon und gönnte dem König den Schein der Oberlehnsherrlichkeit. Nur Ulster blieb von allem fremden Einfluß frei. Mit dieser politischen Unterwerfung gingen die kirchlichen Reformen Hand in Hand. Auf einer von vielen Metropoliten und Bischöfen besuchten Synode zu Cashel, auf welcher 6. Nov. der Bischof von Lismore als päpstlicher Legat den Vorsitz führte, wurden die bei der Taufe und Ehe herrschenden Mißbräuche abgeschafft, der anglikanische Ritus eingeführt und der Geistlichkeit der Zehnte und die hierarchischen Rechte gewährt. Dafür erkannte sie den englischen Monarchen als weltlichen Oberherrn an. Ein königlicher Bannerträger überbrachte dem Papst die Nachricht von diesen Erfolgen, und Alexander zögerte nicht, die Anordnungen Heinrichs, durch die ihm zugleich der Peterspfennig von jedem Hause in Irland zugesichert ward, zu bestätigen.

Damit begannen die Eroberungskriege der Engländer zur Besitznahme Charakter der Eroberung. der Nachbarinsel. Wie später in der neuen Welt bildete ein fingirter Anspruch des kirchlichen Oberhaupts die schwache Rechtsbasis für einen Akt der Gewalt, der mit Hilfe von Landesverrat und grausamem Frevelmut vollzogen wurde. Aber das ungerechte Beginnen sollte den Siegern noch schlimme Früchte tragen. Es legte den ersten Samen zu dem Stammeshaß, der fortwuchernd die beiden Nationen unversöhnlich verfeindete. Als Heinrich II. in dem hölzernen Palaste, den man ihm vor der Andreaskirche in Dublin aufgerichtet, um Weihnachten von seinen neuen Vasallen die Huldigung entgegennahm, die Führer des Eroberungszuges mit Städten und Grafschaften belehnte, die Gesetze und Institute des Mutterlandes, insbesondere das Schatzkammergericht und das Kanzleramt auch auf Irland ausdehnte und aus Bristol und andern Orten Ansiedler herbeirief, mochte er nicht denken, daß noch Jahrhunderte lang englisches Recht und englische Sprache nur in der nächsten Umgebung der Hauptstadt sich Geltung verschaffen, in allen übrigen Teilen der Insel dagegen das einheimische Recht, Brehon Law, herrschend bleiben würde. Kaum war er nach England zurück- 1172. gekehrt, als allenthalben wilde Aufstände gegen die Fremdherrschaft ausbrachen, welche die Verwilderung der Sitten, der man hatte steuern wollen, noch steigerten und die ganze Eroberung in Frage stellten. Wie tapfer auch die englischen Heerführer das Recht des Schwertes geltend zu machen wußten, die Oberlehnsherrlichkeit Heinrichs blieb auf die östliche Landstrecke von Leinster, später „der Pale" genannt, auf die Grafschaften Meath, Kildare, Louth und auf Dublin beschränkt. In dem Frieden von Windsor wurde Roderik O'Connor als Herr von Okt. 1175. Irland mit Ausnahme der dem englischen König und seinen Rittern gehörigen Gebiete anerkannt, nachdem er sich zur Entrichtung eines Tributs verpflichtet, der aber nur selten geleistet ward. Eine ritterliche Anarchie lagerte sich über die Insel und führte einen fortwährenden Kriegszustand herbei. Noch zu Lebzeiten Heinrichs wurde Hugo de Lacy, ein tapferer und unternehmender Mann, der 1185.

die Würde eines Statthalters erlangt hatte, meuchlings ermordet, und gar mancher Ritter teilte in der Folge sein Los. Die Übertragung der irischen Krone an den jüngsten Königssohn Johann änderte wenig. Mit andern Anliegen beschäftigt vernachlässigte dieser die Insel, und als er später dort landete, konnte es schon als ein Erfolg angesehen werden, daß es ihm gelang, die gesunkene Oberhoheit Englands wieder zur Scheingeltung zu bringen und die Rechtsformen und Gesetze von neuem aufzurichten. Selbst die Übersiedelung englischer Barone, die seit Heinrich II. ihren ununterbrochenen Fortgang hatte, diente nicht zur Erweiterung und Befestigung der normännischen Königsherrschaft in Irland; denn die fremden Einwanderer nahmen bald den trotzigen und ungebundenen Geist der keltischen Stammhäupter an, zogen die wilde Freiheit den Pflichten des Feudalrechts vor und sanken mit der Zeit zu der Barbarei der Eingebornen herab, deren Sprache, Sitte, Lebensweise, ja Tracht und Namen sie allmählich annahmen. Diese zu Irländern gewordenen „Engländer von Geblüt" widersetzten sich hartnäckig der Eroberung der Insel und verhinderten die Kultivierung und Germanisierung, so daß das Mutterland, „die Engländer von Geburt", mit der Zeit ihre Waffen gegen die entarteten Volksgenossen richten mußten. Die Gründung der englischen Herrschaft in Irland war eine schwere Arbeit, und oft mußten die jüngeren Geschlechter das Werk wieder von neuem in Angriff nehmen. Doch bildeten die Städte Dublin, Cork, Waterford, Limerick u. a., welche sich freie Kommunalverfassungen nach englischem und flandrischem Vorbilde errangen, mit der Zeit wichtige Stützpunkte für weitere Unternehmungen.

7. Aufstände im Reich. Buße des Königs. Gesetzgeberische Thätigkeit.

Familienstreit. Die drohende Weissagung der Thomisten, daß dem Märtyrer ein Rächer aus dem eigenen Stamme des Königs entstehen würde, ging in Erfüllung. Wir wissen, daß Heinrich II. bald nach seiner Rückkehr aus Irland zu Avranches mit der Kirche sich versöhnte; auch Raimund von St. Gilles wurde vermocht, die lange bestrittene Oberhoheit des englischen Königs über Toulouse anzuerkennen; eine Zeit des Friedens und Glücks schien für Heinrich Plantagenet anzubrechen. Da zog sich ein neuer heftiger Sturm über seinem Haupte zusammen; sein Erstgeborner, den er nach der Sitte jener Zeit bei seinen Lebzeiten zum König hatte krönen lassen, empörte sich gegen den Vater und floh an den Hof seines Schwiegervaters nach Paris. Der königliche Jüngling war ergrimmt, daß er die Krone tragen sollte, ohne ein Land zu beherrschen. Seine Mißstimmung wurde genährt durch die Einflüsterungen seiner Mutter Eleonore, welche ihrem Gemahl zürnte, daß er der Minne allzusehr huldigte, daß er die eheliche Treue, die sie selbst in ihren Jugendjahren nicht sehr heilig gehalten, in den Armen anderer Frauen verletzte und sie oft hart und rücksichtslos behandelte; auch der König von Frankreich schürte die Flamme: er war von jeher neidisch auf den mächtigeren Nachbar, der die schönen Landschaften an der Loire und Garonne gewon-

neu; wenn Heinrich genötigt wurde, sein Reich mit dem Sohn zu teilen, erreichte Ludwig einen doppelten Zweck, der Rivale ward geschwächt und sein Schwiegersohn erhöht. Auch den andern Söhnen Richard und Gottfried sollten aus den französischen Besitzungen Erbfürstentümer geschaffen werden. Ein Besuch 1173.
des jüngeren Heinrich und seiner Gemahlin am Pariser Hof war die Einleitung zu dem unnatürlichen Krieg. Noch einmal traf er mit dem Vater zusammen, als dieser ihn zur Feier der Verlobung seines sechsjährigen Sohnes Johann mit der Erbtochter des reichen Grafen Humbert von Maurienne in Savoyen nach Montferrat in der Auvergne entbot. Aber schon im März entfloh er heimlich nach St.-Denis zu Ludwig, der den Eidam auf einer Reichsversammlung feierlich als König anerkannte und viele Großen des nordwestlichen Frankreich zur Huldigung brachte. Der Hof von Paris wurde nun der Herd der Kriegsflamme, die bald alle Teile der englischen Monarchie ergriff. Dahin rief der jüngere Heinrich seine Brüder Richard und Gottfried; dahin wollte auch Eleonore in männlicher Kleidung sich flüchten, wurde aber erkannt und in Haft gebracht. Nicht nur in den festländischen Besitzungen Heinrichs II. traten viele Großen auf die Seite des Sohnes, selbst in England erklärten sich die Grafen von Leicester, Derby, Chester, Hugo Bigod u. a. für denselben, und den König Wilhelm von Schottland nebst dessen Bruder David gewann er durch große Versprechungen, indem er jenem Northumberland bis zum Tyne, diesem Cambridgeshire zusicherte.

Bald wütete ein verheerender Krieg auf beiden Seiten des Kanals. Krieg der Söhne gegen den Vater. 1173. 1174.
Heinrich II. nahm, nach dem Beispiel seines Vorgängers, Söldner aus den Niederlanden, die gefürchteten Brabanzonen, in seine Dienste, die unter der Führung kriegstüchtiger Feldherren, wie Hugo de Lacy, Wilhelm von Arundel u. a. den französisch-normännischen Ritterscharen, welche Philipp von Flandern, Hugo von Chester und Ludwig selbst ins Feld führten, mit Erfolg widerstanden. Die hart bedrängte Festung Verneuil wurde behauptet; in der Bretagne gerieten nach dem unglücklichen Treffen vor Dol gegen hundert bretonische und 26. Aug. 1173.
normännische Ritter, darunter Graf Chester, in Gefangenschaft. Ihre Zahl wurde bald vermehrt durch den Grafen von Leicester, welcher, als er mit einer Sept.
Schar von flamänder Mietlingen sengend und brennend durch das Land zog und das reiche Kloster Bury St. Edmunds überfallen wollte, von den Königlichen geschlagen ward und mit seiner juwelenreichen Gemahlin in Gefangenschaft geriet. Auch das schottische Heer trug keine Lorbeeren davon. Nach einem von Plünderung und Verwüstung begleiteten Feldzug in den nördlichen Grafschaften wurden Wilhelm und David durch die königlichen Heerführer Richard de Lucy und Reginald von Cornwall zum eiligen Abzug genötigt, worauf die Sieger an Lothian Vergeltung übten. — Nach einer kurzen Waffenruhe während des Winters brach der Krieg im nächsten Jahr mit verstärkter Heftigkeit aus. Der König hatte sich auf einer Zusammenkunft mit Ludwig VII. zu Gisors verge- 25. Sept. 1173.
bens zu großen Abtretungen an seine aufrührerischen Söhne erboten und sogar

die Vermittelung des Papstes angerufen; der Friede kam nicht zu stande. Vielmehr setzte der jüngere Heinrich, begleitet von Philipp und seinen flandrischen Söldlingen und von vielen französischen Baronen, die nach englischen
Juni 1174. Grafschaften lüstern waren, über den Kanal, indes der schottische König aufs neue Northumberland mit Raub und Mord heimsuchte.

Heinrichs Bußfahrt. 1174. Da faßte Heinrich II. einen überraschenden Entschluß. Die Thomisten hatten den schrecklichen Krieg als Strafe des Himmels für den Kirchenfrevel in Canterbury dargestellt, und je höher der Heilige in den Augen des Volkes stieg, desto mehr fand diese Darstellung Glauben. Um nun zu zeigen, daß auch er die himmlische Glorie des Märtyrers ehre und sich vor ihr beuge, setzte Heinrich nach England über und wanderte zu Fuß nach Canterbury. Nachdem er in der
12. Juli. Kathedrale eine Bußpredigt des Bischofs Gilbert von London angehört, stieg er im Büßerkleid und barfuß in die Krypte hinab, ließ sich auf dem Grabe des Heiligen von Priestern und Mönchen den entblößten Rücken mit Ruten streichen und brachte die Nacht auf dem steinernen Boden der unterirdischen Kirche
13. Juli. liegend und knieend unter Gebet und Thränen zu. Am folgenden Tag wohnte er der Messe bei, wandelte unter den Gräbern der Heiligen und begab sich, nachdem er die Kirche reich beschenkt und als Gegengabe ein Reliquienfläschchen mit dem Blute des Märtyrers empfangen, von aller Sünde losgesprochen, nach seiner getreuen Stadt London, wo ihn das Volk mit Jubel und begeisterter Festfreude empfing.

Triumph des Königs. 1174. 1175. Und als ob der Heilige, versöhnt durch die Bußhandlung des reumütigen Königs, die Waffen desselben gesegnet, erhielt Heinrich bald darauf die Freudenbotschaft, daß an demselben Tage, an dem er aus der Totenkapelle wieder emporstieg, die Schotten nach ritterlichem Kampfe durch Ranulf de Glanville vor Alnwick aufs Haupt geschlagen und ihr König gefangen sei. Kurz nachher unterwarf sich auch Hugo Bigod mit seinen flandrischen Söldnern, Stadt und Burg von Leicester öffneten die Thore, worauf alle Anhänger des Grafen die Waffen niederlegten. Heinrichs Sieg war vollständig, so daß er schon im August mit seinem erlauchten Gefangenen nach der Normandie zurückkehren konnte, um auch jenseits des Kanals den Feinden entgegenzutreten. Als er mit seinen Brabanzonen und mit tausend Waliser Bogenschützen sich der Stadt Rouen näherte, die schon längere Zeit von den Franzosen und Aufständischen vergebens belagert worden war, entsank dem König Ludwig und seinen Bundesgenossen der Mut.
14. Aug. Sie zerstörten ihr Belagerungsgerät und zogen in der Nacht ab. Nun forderten die Völker, erbittert über den unnatürlichen und verheerenden Krieg, mit Unge-
8. Sept. stüm den Frieden, der denn auch nach einer zweiten persönlichen Zusammenkunft der beiden Könige in Gisors zustandekam. Die Söhne mußten sich unterwerfen, mußten knieend des Vaters Verzeihung erflehen, ihre Anhänger des geleisteten Eides entbinden und sich mit den Burgen und Einkünften begnügen, die ihnen Heinrichs Gnade zuwies. Nicht minder glänzend waren des Königs Erfolge in

Schottland. Der gefangene König Wilhelm erhielt die Freiheit erst wieder, als er und sein Bruder sich bereit erklärten, den König von England und seinen Sohn als Lehnsherrn anzuerkennen und ihnen für Schottland, Galloway und alle Besitzungen in England zu huldigen; die geistlichen und weltlichen Barone mußten sich für die Treue ihrer Könige verbürgen, der schottische Klerus die kirchliche Oberhoheit des Erzbischofs von York anerkennen, die Schlösser von Roxburgh, Jedburgh, Berwick, Stirling und Edinburg sollten englische Besatzung aufnehmen. „Niemals zuvor hatte sich das Königreich Schottland vor seinem mächtigen Nachbar so tief gedemütigt."

Nachdem Heinrich II. den Frieden in Kirche und Staat hergestellt und in Begleitung des königlichen Sohnes dem Grabe des heil. Thomas abermals seine Verehrung bezeigt, wendete er seine Aufmerksamkeit den inneren Angelegenheiten zu und verherrlichte seine Regierung durch Gesetze und Institute, die als die Grundlage des geordneten Gerichtsganges gelten können, welcher seitdem in England bestanden hat. Denn wenn auch Heinrich selbst nicht durch Weisheit und Gerechtigkeit hervorleuchtete, wenn er sich in der Leidenschaft mitunter zu grausamen Strafen hinreißen ließ, so hatte er doch Einsicht genug, stets rechtskundige und intelligente Männer in seine Nähe zu rufen und sich ihres Rates bei seinen gesetzgeberischen Arbeiten zu bedienen. Gesetze und Rechtspflege.

Unter die zur Wohlfahrt des Volkes geschaffenen Institute gehören allerdings nicht Jagdgesetze.
die strengen Verordnungen gegen Jagdfrevel und Jagdschaden in den königlichen Forsten, durch die eigene Gerichte mit grausamen Strafbestimmungen gegen jede Übertretung eingeführt wurden, wohl aber die mit den Reichsständen in Northampton ver- 1176.
einbarten Statuten zur Wahrung des Friedens, zur Verteidigung des Landes und zur Besserung der Rechtspflege. Auf Grund einer älteren Bestimmung, der sogenannten „Assise von Clarendon", wurde die Einrichtung getroffen, daß in jedem der sechs Be- Reiserichter und Geschworne.
zirke, in welche England geteilt ward, drei „fahrende Richter" im Namen und Auftrag des Königs das Verwaltungs- und Strafrecht zu üben hätten. Demgemäß sollten dieselben alle Bewohner, hoch und niedrig, zur Treue und zum Gehorsam gegen das Staatsoberhaupt anhalten und von jedermann den Huldigungseid heischen, sie sollten über den Wehrdienst und die Bewaffnung der zur Heeresfolge verpflichteten Einwohner und über den Bau und Unterhalt der Schiffe die Aufsicht führen; sie sollten über die Interessen des Staatsschatzes, über den Heimfall von Lehen, über die der Krone gebührenden Rechte, Gefälle und Einkünfte wachen; sie sollten bei Kriminalverbrechen ihr Urteil auf den Schwur von zwölf Rittern oder freien Männern der Nachbarschaft gründen und Gottesurteile und gerichtlichen Zweikampf beschränken, sie sollten endlich bei Zivilklagen, insbesondere bei Erbschaftssachen mit Hilfe der Geschwornen erkennen. Durch diese Bestimmungen, die teilweise noch heutzutage in Kraft bestehen, andererseits wieder in noch ältere Zeiten hinaufreichten, hat sich Heinrich II. um die Ausbildung des englischen Rechtsstaates hohe Verdienste erworben. Sein Streben war hier, wie bei den Konstitutionen von Clarendon, dahin gerichtet, die alten Rechtsordnungen und Gewohnheiten in Gesetzesform zu kleiden und zur Grundlage für alle Amtshandlungen der königlichen Beamten zu machen, also daß die Krone als Ausfluß und Quelle alles öffentlichen Rechts erschien, das sie auf jene delegierte. Spätere Änderungen, wonach bald die Zahl der Richter und ihre Rund- 1178. 1179.

reisen beschränkt, bald die Zahl der Bezirke vermindert ward, hatten nur formale Verbesserungen zum Zweck, ohne das Wesen der Einrichtung zu berühren. Das Gerichtsverfahren mit Geschwornen trat von der Zeit an als Fundament der Rechtspflege in den normännischen Lehnstaat ein. Ranulf de Glanville, einer der bedeutendsten Staatsmänner der Zeit, unter dessen Namen sich ein wichtiges Rechtsbuch über die Gesetze und Gewohnheiten Englands erhalten hat, scheint dem König bei seinen legislatorischen Arbeiten wesentliche Dienste geleistet zu haben. Durch die Thätigkeit Glanvilles und anderer rechtserfahrener Räte, wie des Großrichters Richard de Lucy, der geistlichen Beamten Richard von Ilchester, Gottfried Ridel, Johann von Oxford, des Schatzmeisters Fitz-Nigel u. a., wurde unter Heinrichs II. fünfunddreißigjähriger Regierung der englische Staat ein ganz anderes, viel mehr gegliedertes Institut als das auf reiner Kriegsverfassung beruhende Reich des Eroberers gewesen. Aus der Curia Regis, der von dem König willkürlich einberufenen Versammlung der Reichsbarone, schieden sich bereits einzelne Teile als Keime neuer Gerichts- und Verwaltungskollegien aus. Denn während der König den durch besondere Ausschreiben (Writs) einberufenen „Hoftagen" mehr und mehr die legislatorische Gewalt seiner Krone vorbehielt und diese dadurch Vorläufer des „Parlaments" wurden, wählte er zur Mitwirkung bei den Geschäften der Rechtspflege und Verwaltung einen engeren ständigen Rat aus erfahrenen Männern geistlichen und weltlichen Standes, welche im „Schatzkammergericht" (von dem mit einem schachbrettartigen Tuch bedeckten Rechentisch (scaccarius) Exchequer genannt) und in dem „Gerichtshof der Königsbank" (Court of King's Bench) unter der Leitung des Kanzlers, des Schatzmeisters und des Großrichters gipfelnd alle auf Rechtfindung und Finanzwesen bezüglichen Angelegenheiten in seinem Namen und Auftrag besorgten. Ihre Gehilfen und Untergebenen waren die Sheriffs, die Wanderrichter und alle königliche Beamten, denen die Wahrung der Rechte und Einkünfte der Krone und die Rechtspflege im Reiche oblag. Damit waren bereits die Fundamente eines Rechtsstaates in seinen drei Hauptfaktoren, Gesetzgebung, Justiz, exekutive Gewalt, festgestellt.

Reichsrat und Kronbeamte.

Kirchenrecht und Konkordat.

Auch die streitigen Punkte des Kirchenrechts wurden durch Verträge mit den päpstlichen Legaten auf friedliche Weise ausgeglichen. Alexander III. suchte die Herrschaft des Pontifikats weniger durch unwandelbares Beharren auf seinen Ansichten als durch politische und diplomatische Klugheit zu fördern. Seitdem Heinrich durch den Bußakt in Canterbury seine Unterwerfung unter die zwingende Macht der Kirche so ergreifend dargethan, ließ sich die Kurie gern zu Zugeständnissen herbei. Erlangte sie doch dadurch den Vorteil, daß sie eigene Legaten nach England abschicken und durch sie direkt auf dessen kirchliche Angelegenheiten einwirken konnte. Um den Preis eines solchen Einflusses, der allmählich alle Sonderrechte und nationalen Eigentümlichkeiten der anglikanischen Kirche verwischen mußte, duldete es die Kurie gern, daß der eximierte Gerichtsstand des Klerus nicht in der schroffen Weise aufrecht erhalten ward, die Thomas Becket erstrebt hatte, sondern ließ gewisse Ausnahmefälle zu, in welchen Geistliche vor weltliche Gerichte gestellt werden durften, wogegen festgestellt ward, daß über Mörder von Klerikern nicht mehr wie bisher von dem geistlichen Gericht, sondern von dem königlichen Justitiar in Gegenwart des Bischofs erkannt und die Schuldigen der vollen Strafe des weltlichen Gerichts überantwortet werden sollten. Bei diesem Konkordat war der Gewinn für die Kirche weit größer als der Verlust. Nun konnte ein Fall, daß die Mörder eines Prälaten nur von geistlichen Strafen getroffen wurden, nicht wiederkehren; Kirche und Staat vereinigten sich zur Bestrafung von Übelthätern. Und wenn der König zugab, daß der Abt Clarembald vom Dreieinigkeitskloster zu Canterbury wegen seiner Laster und Verbrechen seiner Stelle entsetzt ward, so erlangte er dafür von dem dienstbereiten Legaten, daß er den Primat des

alten Erzbischofs Roger von York über die schottische Kirche bestätigte und geschehen ließ, daß derselbe seine Ansprüche gegen den Widerspruch des Königs Wilhelm mit 1181.
Bann und Interdikt verfocht. Durch diese erfolgreichen Bemühungen um die Gesetzgebung seines Reiches erwarb sich Heinrich II. ein solches Ansehen unter den Fürsten Europas, daß die Könige von Kastilien und Navarra, die viele Jahre lang eine heftige Fehde um den Besitz einiger Burgen und Ländereien auf der Grenze geführt hatten, den schiedsrichterlichen Spruch des königlichen Gerichtshofes in England einholten und sich demselben unterwarfen.

8. Heinrichs II. Ausgang.

Heinrich II. konnte mit Zufriedenheit auf seine bisherige Regierung zurückschauen: er war aus dem großen Kirchenstreit ohne bedeutende Machtverminderung hervorgegangen, er hatte den unruhigen Adel niedergeworfen und zur Abtretung der festen Burgen gezwungen, er hatte sich als Gesetzgeber einen ruhmvollen Namen erworben. Und wenn er der blühenden Söhne und Töchter gedachte, die seinen Hof schmückten und bald Kronen und Fürstentümer besitzen sollten, so hatte er alle Ursache, mit Stolz in die Vergangenheit und mit Zuversicht in die Zukunft zu blicken. Sein Erstgeborner, Heinrich, faßte zu dem Vater zwar nie ein rechtes Herz und war stets an dem französischen Hofe seines königlichen Schwiegervaters mehr heimisch als im englisch-normännischen Reiche, aber er war ein ritterlicher Mann von liebenswürdigen Sitten und anmutigem Wesen; seine Tochter Mathilde haben wir früher als die hochgebildete, edle Gemahlin Heinrichs des Löwen von Sachsen kennen gelernt; sie teilte mit ihrem jüngeren Bruder Richard, unter dem Namen Löwenherz uns wohl bekannt, die Liebe zu Gesang und Dichtung, denn damals gingen im schönen französischen Lande Waffenruhm und Ritterschaft mit Sängerlust und dem Saitenspiel der Troubadoure Hand in Hand. Gottfried, der dritte Sohn, der sich durch seine Vermählung mit Konstanze, der Erbtochter des Herzogs Conan von Bretagne, ein bedeutendes Fürstentum erworben, wetteiferte mit seinen Brüdern um ritterlichen Ruhm; eine andere Tochter, Eleonore, teilte mit Alfons IX. den Thron von Kastilien, und ihre jüngere Schwester, Johanna, wurde zu Ostern 1176 dem König Wilhem II. von Sizilien als Braut zugeführt, wodurch alte stammverwandtschaftliche Bande neu geknüpft wurden. Der jüngste Sohn Johann, des Vaters Liebling, sollte gleichfalls eine glänzende Heirat schließen. Der frühere Plan einer Verbindung mit der Tochter des Grafen von Maurienne war aufgegeben; dafür sollte er seine Verwandte, die Tochter des reichen Grafen von Gloecster, heimführen. Ein natürlicher Sohn Heinrichs, Gottfried, den ihm Rosamunde Clifford außer der Ehe geboren, war Bischof von Lincoln und Reichskanzler. Auch mit Frankreich gestalteten sich die Verhältnisse günstiger, als König Ludwig VII. ins Grab stieg und sein junger Sohn Philipp sich zum 1180.
großen Verdruß seiner Verwandten, insbesondere des herrschsüchtigen unruhigen

Heinrich II. und seine Familie.

Grafen von Flandern, dem englischen König eng anschloß und sich dessen Regierung zum Muster nahm.

Heinrich im Streit mit den Söhnen. 1182. 1183. Doch bald sammelten sich neue Wolken über dem Haupte des Königs. Es wurde früher erzählt (VI, 742), daß sein Schwiegersohn Heinrich der Löwe,
1182. von Friedrich I. aus dem Reiche verbannt, mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen in die Normandie kam. Heinrich wies ihnen das Schloß Argenton zum Aufenthalt an und verwendete sich bei dem Kaiser um Milderung der Strafe. Noch tiefer schmerzte ihn ein neuer Familienkrieg, in den er durch die Verfeindung seiner Söhne untereinander verflochten ward. Wir kennen den ritterlichen Richard Löwenherz (VI, 789), der seine Jugend im südlichen Frankreich verlebte unter wilden Kämpfen mit den fehdelustigen Baronen, unter Waffenspiel, Gesang und galanten Abenteuern. Im Gefühle seiner Kraft hatte er frühzeitig trotzige Selbständigkeit gezeigt und durch Überhebung den ältern Bruder Heinrich zu Neid und Eifersucht gereizt. Als gekrönter König glaubte dieser ein Vorrecht vor den Brüdern ansprechen zu dürfen. Auf seine Beschwerde gebot der Vater den jüngeren Söhnen dem Erstgebornen zu huldigen; aber Richard weigerte sich dessen, indem er mit Stolz entgegnete, er sei von ebenso edler Herkunft als jener und ihm gebühre die Nachfolge in den mütterlichen Reichen. Streitige Ansprüche auf einige Burgen steigerten den Groll; bald füllten sich die Landschaften an der Loire und Garonne mit wildem Waffenlärm; der Adel von Poitou, erzürnt auf den übermütigen Richard, der sich durch Bedrückung und durch die Zügellosigkeit seiner Sitten allgemein verhaßt gemacht hatte, hielt größtenteils zu Heinrich; auch Gottfried, den der Vater im Jahr 1178 zu Woodstock mit dem Ritterschwert umgürtet hatte, schlug sich zu dem älteren Bruder. In Limoges
1183. hielten die Feinde des Grafen mit den Königssöhnen eine Zusammenkunft und schwuren sich gegenseitig Treue. Bertrand de Born, dessen Sirventes wir früher kennen gelernt (S. 437 f.), war mit der Glut des Provençalen geschäftig die Flamme zu schüren. Richard wehrte sich mit Löwenmut gegen die Feinde, schien aber doch der Übermacht erliegen zu müssen. Dem Vater ging seine Not zu Herzen; er nahm sich des Bedrängten an und forderte die Brüder zum Frieden auf; sie heuchelten Gehorsam und Unterwürfigkeit, reizten aber heimlich die Aufständischen zur Fortsetzung des Kampfes; der König selbst wurde bei seiner Ankunft vor den Stadtmauern von Limoges mit einem Pfeilregen empfangen. Da erkrankte plötzlich der jüngere Heinrich. Als er in dem Flecken Mareel in Querei sein Ende nahe fühlte, flehte er reumütig des Vaters Verzeihung an. Dieser übersandte ihm den Ring von seinem Finger als Zeichen seiner Liebe. Hein-
11. Juni 1183. rich küßte ihn und verschied, ein Fürst von ritterlichen Tugenden, geliebt und geehrt von Freund und Feind und gepriesen von den Sängern des Südens und des Nordens. Mit seinem Leben ging der Aufstand zu Ende. Limoges mußte sich nach hartnäckiger Gegenwehr ergeben, die feindlichen Burgen wurden erstürmt, Gottfried und seine Gefährten zum Frieden gezwungen. Auch Ber-

trands Schloß Autafort fiel in Richards Hand; aber der König verzieh dem Sänger, als er um Gnade flehte, und gab ihm sein Eigentum zurück.

Heinrich II. war über die Herstellung des Friedens so erfreut, daß er die Königin Eleonore, die er zehn Jahre lang in strengem Gewahrsam gehalten, in Freiheit setzte und nach der Normandie kommen ließ. Und als auch, wie wir früher gesehen (VI, 747 f.), der Kaiser dem welfischen Gegner die Verbannungszeit kürzte und ihm die Rückkehr in die ihm verbliebenen Besitzungen gestattete, hatte es den Anschein, als ob Heinrich sein Alter in ungetrübter Ruhe verleben sollte. Aber durch seine Vorliebe für Johann, dem er den Besitz von Aquitanien und die Krone von Irland zuwenden wollte, und durch den störrischen Sinn Richards wurde der Friede in der königlichen Familie immer wieder gestört. Auch Gottfried blieb dem Herzen des Vaters entfremdet. Erzürnt, daß ihm dieser die Grafschaft Anjou nicht überweisen wollte, begab er sich zu König Philipp, der in die Politik seines Vaters eingelenkt hatte, und traf bereits Vorkehrungen zu einem Einfall in die Normandie, als er in Paris von einer Krankheit dahingerafft ward. Kurz nach seinem Tode gebar seine Gemahlin Konstanze einen Sohn, der den Namen Arthur erhielt. Nun erhoben Heinrich und Philipp Ansprüche auf die Vormundschaft über den Neugebornen, wodurch neue Zündstoffe der Flamme des Haders zugefügt wurden. Die großen Ereignisse, die sich im folgenden Jahr im Heil. Lande zutrugen und die Gemüter der abendländischen Christenheit mit Kummer erfüllten, schienen auch den ritterlichen Fehden an der Loire und Seine ein Ende zu machen und die Gedanken der Könige auf höhere Ziele zu lenken. Es wurde früher erwähnt (VI, 77?), welche Wirkung die Kunde von dem Falle Jerusalems in England und Frankreich hervorbrachte und welche Vorbereitungen für die beabsichtigte Kreuzfahrt in beiden Ländern getroffen wurden. Steuern und Zehnten wurden erhoben, Edle und Gemeine ließen sich scharenweise unter die Streiter Gottes aufnehmen; es galt als eine Sache der Ehre und des Glaubens, die Heil. Stätte vor Entweihung zu schützen. Auch die Könige von England und Frankreich gelobten die Pilgerfahrt; aber der Friede, der in den Tagen der Begeisterung verabredet worden, war nicht von Dauer. Eine wilde Fehde zwischen Richard und dem Grafen Raimund von Toulouse gewann eine solche Ausdehnung, daß der ganze Süden und Westen von Krieg und Waffengetöse ertönte, daß auch die beiden Könige wieder zu den Waffen griffen. Auf die Kunde, daß Philipp II. den heil. Frieden gebrochen und in Berry an der Loire und in der vielumstrittenen Landschaft Vexin in der Normandie die Grenzen überschritten habe, setzte Heinrich mit Waliser Armbrustschützen und anderem Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß über den Kanal und übte Vergeltung auf französischem Gebiet. Eine Zusammenkunft der Könige unter der alten Ulme bei Gisors führte nicht zur Versöhnung. Ergrimmt über den Spott der Engländer, weil sie im Schatten gelagert waren, die Franzosen dagegen in der heißen Sonne, ließ Philipp nach dem

Heinrichs letzte Lebensjahre. 1186—1189.

19. Aug. 1186.

Aug. 1188.

Abzug der Feinde den prachtvollen Baum fällen. Das Kriegsglück war dem bejahrten König nicht günstig: der wankelmütige Richard verließ den Vater und trat auf des Gegners Seite; er war erzürnt, daß Heinrich ihm die französische Braut Aliee vorenthielt, wie das Gerücht ging, weil der König sie selbst liebte, auch fürchtete er, der Lieblingssohn Johann möchte zum Thronfolger erklärt werden. Als bei einer neuen Zusammenkunft Heinrich sich weigerte, den Grafen Richard feierlich als Erben seiner Reiche anzuerkennen, ließ sich dieser vor Philipp auf ein Knie nieder und leistete den Eid der Treue und Lehnspflicht. Viele Barone traten auf seine Seite. Von Schmerz niedergebeugt verbrachte nun der englische König mit der kleinen Schar seiner Getreuen den Winter in
1189. Saumur und rückte dann im Frühjahr von neuem ins Feld. Aber das Kriegs-
Juni. glück war auch diesmal mit dem Feinde. Le Mans, Tours, Saumur fielen in die Hände der Franzosen, die Bretagne war in Aufstand, die Scharen Heinrichs zerstreuten sich in wilder Flucht. Nicht einmal Johann bewahrte die Treue. Da beugte sich der alte Fürst unter das harte Geschick. Auf dem Schlosse Chinon, wo er an Geist und Körper gebrochen eine Zuflucht gesucht, willigte er in einen Frieden, der die Früchte seines mühevollen Lebens zerstörte. Er erkannte den König von Frankreich als Lehnsherrn an, gebot dem Adel aller seiner Lande, seinem Sohne Richard zu schwören und verpflichtete sich für die Herausgabe der eroberten Länder 20,000 Mark Silber zu zahlen. Alice wurde ausgeliefert und der Hut von fünf Rittern übergeben, die abtrünnigen Barone erhielten Verzeihung. Als Heinrich die Namensliste der letzteren empfing und an der Spitze seinen Sohn Johann erblickte, sprach er über ihn und Richard den Fluch aus. Diese Schmach überlebte der König nicht lange; Schmerz und Aufregung steigerten ein Wundfieber rasch zu solcher Heftigkeit, daß er nach wenigen Tagen
6. Juli 1189. zu Chinon verschied. An seinem Sterbelager stand nur sein natürlicher Sohn Gottfried. Im Nonnenkloster Fontevrault wurde die Leiche beigesetzt. Richard war auf die Trauerkunde herbeigeeilt und geleitete mit wenigen Begleitern weinend den toten Vater in die Gruft.

Sein Charakter. Heinrich II. war ein Mann von mittlerer Größe, so schildern ihn die Zeitgenossen, sein Haupt war schön gerundet, in seinem Gesichte standen Nase und Augen in gutem Ebenmaß; der Ausdruck verriet den Herrscher. Sein Haar war blond und färbte sich bei zunehmendem Alter ins Graue; als es dünn zu werden begann, ward das fehlende künstlich ersetzt. Die runden Augen waren bei ruhiger Stimmung sanft und freundlich; in der Gemütserregung, die leicht in Zorn und Leidenschaft überschlug, funkelten sie von unheimlicher Glut und sein löwenähnliches Angesicht war dann von furchtbarer Majestät. Einer natürlichen Anlage zur Beleibtheit suchte er durch regelmäßiges Fasten und starke Bewegung vorzubeugen. Schon am frühen Morgen sah man ihn durch Feld und Wald eilen; Schwert und Speer, Pfeil und Jagdgeschoß wechselten in seiner Hand, die meist unbekleidet die Spuren der täglichen Arbeit

zeigte. Nur auf der Falkenjagd, die er leidenschaftlich liebte, trug er Handschuhe. Beim Gottesdienst, dem er täglich anwohnte, wie bei Staatsgeschäften pflegte er zu stehen; sitzend sah man ihn nur zu Pferde und bei der kurzen Mahlzeit. Er achtete nicht der Schmerzen, die ihm der in das Fleisch gewachsene Nagel einer Zehe bereitete. Sein Geist war von derselben seltenen Beweglichkeit wie sein Körper; stets hielt er ihn angespannt: „den Sorgen für die Verwaltung seiner weiten Länder gehörte der größte Teil seiner Zeit, und die Stunden der Erholung brachte er im Kreise seiner belesenen Geistlichen zu, denen er kluge Fragen stellte. Auch der Litteratur stand er nicht fern; er verstand mehrere Sprachen und redete neben seiner Muttersprache, der französischen, auch Latein. Er war in hohem Grade beredt und wußte sich gefällig auszudrücken; wem er nur einmal ins Gesicht gesehen, was er nur einmal gehört, vergaß er so leicht nicht wieder“. In seinem ehelichen und häuslichen Leben hatte er manchen Verdruß, an dem er jedoch selbst die größte Schuld trug. Eleonore, die er nur aus Eigennutz und politischen Rücksichten zu seiner Lebensgefährtin gewählt, rächte sich für die Untreue, welche er in den Armen anderer Frauen gegen sie beging, indem sie die Söhne wider den Vater aufreizte und von ihrer Gabe für Intrige zu seinem Schaden Gebrauch machte. Unter den Nebenfrauen, denen Heinrich seine Liebe zuwandte, ist besonders die vielbesungene Rosamunde Clifford berühmt geworden. Sie gab dem König zwei Söhne, Wilhelm Langschwert und Gottfried, den Kanzler, die mit den rechtmäßigen Söhnen erzogen wurden. Sage und Dichtung haben sich viel mit Rosamunde beschäftigt, in ihr Gebiet gehören auch die Verfolgungen, die sie von der eifersüchtigen Königin Eleonore erfahren haben soll.

Handel und Litteratur.

An der Ausführung des gelobten Kreuzzuges war Heinrich durch den Tod verhindert worden; dagegen hatte er den reichen Schatz, den er hinterließ, für die Verteidigung Jerusalems, für die Templer und Johanniter und für andere religiöse Stiftungen bestimmt. Handel und Schiffahrt nahmen durch die ausgedehnten Besitzungen und Verbindungen des Königs auf dem Festlande großen Aufschwung und er war bemüht, durch Privilegien und Handelsrechte den Verkehr zu heben und dadurch zugleich seinen Staatsschatz zu füllen. Aus demselben Grunde begünstigte er auch die Juden, die den königlichen Schutz mit hohen Geldsummen erkauften und gelegentlich zu besondern Steuern und Abgaben herangezogen wurden. In den Seestädten entwickelte sich ein reges Verkehrsleben, in London herrschte bereits ein buntes Menschengewühl auf Straßen und Plätzen und mancherlei Sprachen wurden gehört. Wie im Staatsleben so war auch in der geistigen Bewegung König Heinrich II. der Mittelpunkt und die anregende Persönlichkeit. Die ersten Geister seiner Zeit, Gelehrte und Dichter, sind ihm nahe getreten. Von dem als Philosoph und Theolog, als Jurist und Historiker gefeierten Johann von Salisbury, der im Jahr 1180 als Bischof von Chartres starb, ist vielfach die Rede gewesen. Seine Briefe sind die wichtigste Quelle über den Kirchenstreit. Sein Schüler, Peter von Blois, ein mit dem Auslande vertrauter Gelehrter, war des Königs Geheimschreiber und vertrat seine Sache mit Klarheit und Geschick. Auch den Rechtsgelehrten Ranulf de Glanville und die Geschichtschreiber Benedikt von Peterborough und Wilhelm von Newbury,

welche dem Zeitalter Heinrichs II. angehörten, haben wir früher kennen gelernt, und Walter Mapes wird unter der Zahl der reisenden Richter in Glocestershire genannt. Mapes und Girald de Barri waren Waliser. „In ihren Schriften herrscht dieselbe Mischung von Wahrheit und Dichtung, von Geschichte und Fabel, dieselbe Liebe und derselbe Haß, eine Unbeständigkeit und Gedankensprünge, Gegensätze, die wohl nur den Kelten eigentümlich sind." Daß Heinrich und sein Haus zu den eifrigsten Gönnern und Pflegern der heiteren Kunst der französischen Troubadoure gehörten, ist wiederholt erwähnt worden. Am Hof der normännischen Könige herrschte französische Sprache und Ritterdichtung. Sie und die stammverwandten Ritter und Edlen, welche durch die Eroberung an die Spitze des öffentlichen Lebens gestellt worden und die vornehme Gesellschaft bildeten und leiteten, sahen mit Verachtung auf die Sprache der besiegten Angelsachsen herab, die daher auch mehr und mehr aus den gebildeten Kreisen verschwand.

b. König Richard I.

Charakter seiner Regierung. So wichtig die Regierung Heinrichs II. für die Geschichte Englands gewesen war, so arm an edlen Früchten und würdigen Errungenschaften erscheint die zehnjährige Regierung seines Sohnes Richard. Von der Staatsweisheit des ersten Plantagenet hatte der Nachfolger, der verzogene Liebling seiner Mutter Eleonore, keine Spur. Herangewachsen unter dem wilden Kriegsleben des südwestlichen Frankreich, war er ein Fremdling in der englischen Heimat geblieben, und auch als König hat er kaum sechs Monate in dem Insellande zugebracht; im warmen Süden, wo alles focht und sang, fühlte er sich zeitlebens heimisch: nicht die fruchtbringende Thätigkeit in der Sorge für Gesetzgebung, Volkswohlfahrt und die Künste des Friedens fesselte sein Interesse, sondern die Thaten der Waffen, die Kämpfe und Festlichkeiten des Ritterlebens, die Gesänge und das Saitenspiel der Troubadoure. Die Räte und Staatsmänner seines Vaters wurden entfernt und zum Teil, wie Ranulf de Glanville, mit Geldbußen belegt.

3. Sept. 1189. Der feierlichen Krönung und Salbung in der Westminsterkirche zu London folgte die Judenverfolgung, von der wir früher berichtet haben (VI, 781), welche von Stadt zu Stadt getragen und monatelang fortgesetzt, die rohesten Greuel zu Tage förderte. Mord, Raub und Brandlegung machten ihren Weg durch das Inselreich. Um den Martern zu entgehen, legten viele der Unglücklichen Hand an sich selbst, andere töteten ihre Kinder und Frauen oder stürzten sich mit ihren Schätzen in die Flammen. Die Schuldigen gingen straflos aus; der König bereicherte sich an dem ungerechten Gut, denn er brauchte Geld für die Kreuzfahrt, auf die sein ganzes Sinnen und Denken gerichtet war. Zu demselben Zweck wurde der schmählichste Stellenhandel getrieben; geistliche und weltliche Ämter, Würden und Gnaden wurden um Gold verliehen. Auch der Halbbruder des Königs, Gottfried, erwarb sich den erzbischöflichen Stab von York um eine Geldsumme und der Bischof Hugo von Durham zahlte für die Grafschaft Northumberland 10,000 Pfund. Alles war käuflich, Rechte und Freiheiten, Länder und Ehren. „Hätte sich ein Käufer gefunden, so hätte ich London verkauft," sprach

einst der gewissenlose Fürst nach dem Zeugnis eines Zeitgenossen. Die größte Errungenschaft seines Vaters, die Lehnsherrlichkeit über Schottland, gab er um 10,000 Mark hin und fügte noch die festen Orte Roxborough und Berwick hinzu. Auf diese Weise wurde ein unermeßlicher Schatz gesammelt, der dann mit leichtsinnigem Übermut auf dem tollen Zug verschwendet ward. Richard folgte in allen Dingen nur seinen Launen und Leidenschaften. Wie er einerseits habgierig zusammenscharrte, so konnte er auch wieder die größten Gaben auf ein bevorzugtes Haupt häufen. So erhielt sein Bruder Johann sechs Grafschaften zu Lehen und seine Mutter Eleonore wurde mit Gnaden überschüttet.

Nachdem Richard seinen Kanzler und Großrichter Wilhelm von Ely zum Statthalter in England ernannt und ihm den Turm von London übergeben hatte, setzte er über den Kanal und trat dann im nächsten Sommer, sobald er mit König Philipp Frieden und Waffenbund geschlossen, die Kreuzfahrt an, deren Verlauf wir früher kennen gelernt (VI, 780 ff.). Während seines Aufenthaltes im Heil. Lande regierte Wilhelm von Ely, dem der Papst zu seinen weltlichen Ämtern auch noch die Würde eines Legaten übertragen hatte, übermütig und gewaltthätig. Ein Mann von niederer Herkunft, dessen Vorfahren in der Normandie den Pflug geführt, trieb er jetzt einen königlichen Aufwand, verheiratete seine Verwandten in die ersten Häuser des englischen Adels und verband Hoffart mit Tyrannei. Nur ein Mann war im Reich, der sich seiner Macht nicht beugte — Graf Johann Plantagenet. Beide gerieten miteinander in Hader, da Johann für den Fall, daß sein Bruder aus Palästina nicht wieder zurückkäme, nach der Thronfolge strebte, Wilhelm dagegen den Prinzen Arthur von der Bretagne, Sohn des verstorbenen Gottfried, als den rechtmäßigen Erben begünstigte. Wie wenig auch Johanns Charakter und Bestrebung die Billigung der englischen Nation hatte, so führte der Haß gegen den anmaßenden Statthalter doch viele angesehene Häupter des Adels auf seine Seite. Schon war es zwischen beiden zu Kämpfen gekommen, als es dem Grafen gelang, mit Hilfe des Erzbischofs von York, des Bischofs Hugo von Durham und der Bürgerschaft Londons den Statthalter zu stürzen und zur Herausgabe des Tower und aller seiner Burgen zu zwingen. Unter Hohn, Schmach und Mißhandlung entwich Wilhelm über den Kanal und rief den Beistand des Papstes an. Nun wurde der Erzbischof von Rouen zum Kanzler ernannt, die Richterstellen und Ämter kamen in andere Hände; und wenn auch Richard immer noch als König galt, so wurde doch Johann als sein Stellvertreter und als Thronerbe anerkannt. Dafür erhielt der Adel Milderung der strengen Gesetze, mit denen das Königtum ursprünglich alles Leben fesselte, und die Stadt London, der schon Heinrich II. das Recht, ihre Obrigkeiten zu wählen, bestätigt hatte, vermehrte ihre Freiheiten.

England während Richards Abwesenheit. Juni 1190. 1192.

Bald nachher gelangte die Kunde nach England, daß Richard Löwenherz in Deutschland gefangen gehalten werde. Dies wurde von Johann zu neuen Umtrieben benutzt. Er schloß mit Philipp von Frankreich ein Bündnis, um mit dessen Hilfe in 1193.

den Besitz des väterlichen Reiches zu kommen. Auf beiden Seiten des Kanals brachen Aufstände und kriegerische Bewegungen aus. England wurde durch die Thätigkeit Eleonorens in der Treue gegen Richard erhalten; dagegen machte sich Philipp die Haft seines Rivalen, die er durch Intrigen und Gesandtschaften bei dem Kaiser zu verlängern bemüht war, zu nutze, um sich der Burg Gisors durch Verrat zu bemächtigen und Aumale, das Vexin und alles Land bis nach Dieppe in seine Hände zu bringen. Selbst Rouen wurde angegriffen, aber die Treue und Tapferkeit der Bürgerschaft erhielten dem gefangenen König die Hauptstadt der Normandie. Wir haben früher die deutschen Verhältnisse kennen gelernt, welche die Freilassung Richards verzögerten, und die harten Bedingungen, unter denen ihm zuletzt trotz der Ränke Philipps und Johanns die
1194. Rückkehr in sein Reich gestattet ward. Eleonore hatte alles in Bewegung gesetzt, um ihrem Lieblingssohn die Freiheit zu verschaffen; und als es galt, die hohe Loskaufsumme durch Umlagen auf Adel und Geistlichkeit, durch Beschatzung der Klöster, Kirchen und Gemeinden, durch Beiträge und Gaben zusammenzubringen, zeigte sie den größten Eifer. Auch Hubert, der neue Erzbischof von Canterbury, ein rechtskundiger Mann aus der Schule Glanvilles, wirkte im Interesse Richards, der als Kreuzfahrer unter dem Schutze der Kirche stand, daher sich auch der Papst stets für ihn verwendet hatte.

Richards Ausgang. Im März 1194 betrat König Richard wieder sein Reich, freudig empfangen von dem Volke. Der treulose Bruder, der dem Kaiser hohe Geldsummen angeboten hatte, wenn er den erlauchten Gefangenen noch länger zurückhalten würde, hatte sich nach der Normandie eingeschifft, um im Bunde mit König Philipp die französischen Besitzungen zu behaupten. Seine englischen Burgen
2. April. mußten sich ergeben, und eine Notabelnversammlung in Nottingham erklärte den abwesenden Grafen Johann der Herrschaft und aller seiner Güter für verlustig. Zugleich wurde zum Krieg gegen Frankreich gerüstet. Um die Mittel herbeizuschaffen, griff man aufs neue zu Ämterverkauf und Besteuerung. Nach-
17. April. dem Richard zu Winchester durch den Erzbischof von Canterbury abermals die Königsweihe erhalten und dem Wilhelm von Ely, der während seiner Gefangenschaft sich eifrig in seinem Dienst gezeigt, die Kanzlerwürde zurückgegeben hatte, setzte er mit seiner Lehnsritterschaft und mit Waliser und Brabanter Söldlingen über den Kanal. Die Erscheinung des ruhmgekrönten Fürsten erzeugte Mutlosigkeit unter den Grafen und Herren, welche seine Abwesenheit zu Aufständen und Fehden benutzt hatten. Johann warf sich dem königlichen Bruder zu Füßen und wurde auf Fürbitte Eleonorens großmütig zu Gnaden angenommen. Aufs neue entfaltete jetzt Richard das Kriegstalent, das er im Heil. Lande so oft bewährt hatte. „Nun ist die schöne Zeit zurückgekehrt," sang Bertrand de Born, „wo wieder Mauern erstürmt und Feinde gefesselt werden, wo das Feld von bunten Zelten erglänzt, wo die Fahnen flattern, die Lanzen splittern und Helm und Schild erklingen." Von der Seine bis zur Garonne hörte man Kriegslärm und Waffengetöse, bald wurde im Feld gestritten, bald wurden Burgen gebrochen, bald wurden Städte belagert. Hier und da unterbrach ein kurzer Friedensvertrag oder Waffenstillstand das kriegerische Trei-

ben. In den meisten Gefechten trug Richard den Sieg davon; Philipp selbst fiel einmal in die Hände der Feinde, ein andermal brach die Brücke über 1197. die Epte unter der Wucht der Geharnischten und er war in Gefahr zu ertrinken. Der Tod des Kaisers Heinrich VI. lenkte die Blicke Richards nach Deutschland, wodurch der Krieg in Frankreich an Interesse verlor. Wir wissen, wie eifrig der englische König bemüht war, seinem Neffen Otto dem Welfen die Kaiserkrone zu verschaffen (S. 4). Endlich kam unter Vermittelung des päpstlichen Legaten zwischen Philipp und Richard ein Friede zu stande. Bei der Gelegenheit sahen sich beide zum letztenmal am Ufer der Seine. Bald Jan. 1199. darauf geriet der englische König in eine Fehde mit Guidomar von Limoges. Da wurde er bei der Belagerung der Burg Chaluz mit einem Pfeil so schwer in die linke Schulter verwundet, daß er einige Tage nachher unter entsetzlichen Schmerzen in seinem Zelte verschied. Seine Mutter Eleonore war aus dem 6. April 1199. Kloster Fontevrault an sein Sterbelager geeilt. Ihr nannte er, da ihm seine Gemahlin Berengaria keine Kinder geboren, den Grafen Johann als seinen Nachfolger. Richard Löwenherz starb im 42. Lebensjahr und wurde in Fontevrault zu Füßen seines Vaters beigesetzt. Gaucelm Faidit, einer der gefeiertsten Troubadoure jener Zeit (S. 436), widmete dem Toten ein schönes Trauerlied.

Richards Leben ist der Spiegel seines Charakters: ein Kriegsmann von Sein Charakter. hoher schlanker Gestalt, hellblondem Haare und wunderbarer Körperstärke, ein freigebiger Gönner der Sänger und Dichter und Freund und Genosse ihrer heiteren Kunst, ein prachtliebender Fürst von großmütigen Regungen, galt Richard Löwenherz als Muster der Ritterschaft jener Tage, deren Tugenden und Fehler er in sich vereinigte. Wir haben seine Eigenschaften bei einer andern Gelegenheit kennen gelernt (VI, 781); es lag ein romantischer Zauber auf seinem Wesen, und dieser hat sein Andenken der englischen Nation teuer gemacht, sowenig auch die Wohlfahrt des Landes, das er nur selten besuchte, ihm am Herzen lag. Es fehlte ihm nicht an Verstand und Einsicht und die Geschichte hat manches treffende Wort von ihm bewahrt. Als ihn einst ein Bußprediger ermahnte, seine drei Töchter, Hoffart, Habgier und Verschwendung, von sich zu thun, sprach er: „So gebe ich denn die erste den Templern, die zweite den Cisterciensern, die dritte den Prälaten.“

Richards Regierung ist dem Volke teuer zu stehen gekommen; alle Mittel, die Aufschwung der Stadt London. königliche Kasse zu füllen, waren ihm recht. Doch ließ er manche gute Einrichtung, wie die Wandergerichte, aus des Vaters Zeit bestehen. Auch beförderte er Handel, Verkehr und städtisches Kommunalwesen. Mehrere Städte, wie Winchester, Bristol, Portsmouth, Norwich, Colchester u. a. erfreuten sich einer Erweiterung ihrer Freiheiten und Gerechtsame; das Strandrecht wurde beschränkt, der Handel mit Köln, Flandern und Niederdeutschland in Aufschwung gebracht. Besonders wuchs unter seiner Regierung die Macht und Bedeutung Londons; die Bürgerschaft hatte nach dem Vorbild flandrischer und nordfranzösischer Städte eine „Kommune“ errichtet; Bischöfe, Grafen, Barone schwuren, sie dabei zu schützen. Nun nahm die Bevölkerung so rasch zu, daß die

unteren Stände es bereits wagen konnten, gegen die patrizischen Altbürger in die Schranken zu treten und in turbulenter Weise Mehrung ihrer Rechte und Minderung ihrer Lasten zu fordern. Die demagogischen Umtriebe eines Fitz-Osbert, genannt Langbart, der dem König in das syrische Land gefolgt war und nach seiner Rückkehr die Bürger gegen den Großrichter Hubert und die Edelleute aufreizte, gemahnen schon an die populären Bewegungen späterer Zeiten. Fitz-Osberts Ausgang war tragisch. Von
April 1196. dem Gerichte zum Tode verurteilt wurde er am Schweife eines Pferdes nach Tyburn geschleppt und dort mit neun Genossen gehangen. Bei dem Volke aber blieb sein Andenken lange in hoher Verehrung.

c. England unter König Johann.

1. Verlust der Besitzungen in Frankreich.

Johann als König anerkannt. 1199. Nach dem Geburtsrecht hätte die Herrschaft über England und die französischen Territorien an Arthur von Bretagne, Gottfrieds Sohn, fallen sollen; auch hatte Richard auf Sizilien ausdrücklich denselben als Erben der Krone anerkannt, aber in keinem der Reiche hatte sich noch eine feste Erbfolgeordnung ausgebildet; noch waren die verschiedenen Besitzungen durch kein gemeinsames Verfassungsrecht zu einem Ganzen vereinigt; noch verfügte der Wille des königlichen Oberlehnsherrn über die Nachfolge; noch lebten die von den Plantagenets beherrschten Völkerschaften nach ihren eigenen Rechten. So kam es, daß Graf Johann von Mortagne, den sein Vater einst trotz der ihm übertragenen großen Güter „Ohne-Land" genannt hatte, durch die letztwillige Verfügung Richards und den Einfluß Eleonorens zum Thron berufen ward. Er ließ sich alsbald von den hohen Staats- und Kriegsbeamten den Eid der Treue schwören, bemächtigte sich des königlichen Schatzes in Chinon und nahm in Rouen als Herzog von der
25. April 1199. Normandie die Huldigung der Stände entgegen. Auch in England fand seine Thronbesteigung keine erheblichen Schwierigkeiten. Nachdem er den Edlen des Reichs zugeschworen, daß er ihre Rechte und Besitzungen heilig halten wolle, bestätigten sie sein Erbrecht durch ihre Wahl und Zustimmung und leisteten dem Sohne Heinrichs II. den Eid der Treue, so daß schon am Himmelfahrtstag in
27. Mai. der Westminsterabtei die feierliche Krönung vollzogen werden konnte. Nicht so
Verhältnis zu Frankreich. 1200. leicht fiel ihm die Besitzergreifung der Bretagne und der südfranzösischen Landschaften. Dort erklärten die Barone, daß nach den alten Gewohnheiten die Herrschaft dem Sohne des älteren Bruders zustehe; Philipp II. August von Frankreich stimmte ihnen bei; er rief den jungen Fürsten nach Paris, erteilte ihm den Ritterschlag und ließ sich von ihm nicht nur für die Bretagne, sondern auch für die Erbländer der Plantagenets, Anjou, Maine, Touraine und Poitou, huldigen. Auf diese Besitzungen sollte mithin Johann verzichten. Ein heftiger Krieg stand in Aussicht, und in Le Mans und Angers hatten die Feindseligkeiten bereits begonnen. Bei dem gleichzeitigen Thronstreit in Deutschland, wo Johann für seinen Verwandten Otto IV., der französische König für den Hohenstaufen Philipp Partei ergriff, konnte dieser Krieg eine unberechenbare Ausdehnung erhalten. Zu

einem solchen Wagnis konnte sich Philipp II. nicht entschließen in einem Augenblick, wo sein Volk unter dem Kirchenfluch seufzte und eine dumpfe Gährung durch das Land ging. Er zog daher ein Abkommen vor, wodurch zunächst die Entscheidung der Waffen vermieden ward, ohne daß er sich für die Zukunft die Hände band. Auf einer persönlichen Zusammenkunft kamen beide überein, daß 22. Mai 1200.
Johann seine Nichte Blanka von Kastilien mit Philipps Sohn Ludwig vermählen, eine hohe Summe Geldes entrichten und sich jeder Einmischung in den deutschen Thronstreit enthalten sollte; dafür wurde Arthur angehalten, seinem Oheim für die Bretagne zu huldigen und ihn als Lehnsherrn anzuerkennen.

Johann ging um so bereitwilliger den unvortheilhaften Frieden ein, als er fürchtete, dasselbe Schicksal wie der französische König und um ähnlicher Ursache willen zu erfahren. Neue Ehe des Königs. Nach einer zwölfjährigen Ehe ließ er sich nämlich von Hadwisa, Erbin des Grafen von Gloecester, scheiden, um die reizende Isabella, die junge Tochter des Grafen Aimar von Angouleme, die bereits mit Hugo von La Marche verlobt war, heimzuführen. Zu nahe Verwandtschaft diente ihm als Vorwand. Der Erzbischof von Bordeaux gewährte zur Scheidung und Trauung den kirchlichen Beistand und Hubert von Canterbury mußte die Ehe durch eine neue Krönungsfeier in Westminster einweihen. 8. Oct. 1200.
Bei der Strenge, womit der damalige Papst Innocenz III. über die Heiligkeit der Ehe wachte, konnte leicht im Lateran Einspruch erhoben werden.

Der äußerliche Friede begründete jedoch zwischen den rivalisierenden Arthurs Ende. 1202. 1203.
Monarchen keine Versöhnung. Während Philipp das Königspaar bei einem Besuche in Paris aufs glänzendste empfing, schürte er die Flamme des Aufruhrs, den der ergrimmte Graf Hugo von La Marche in Verbindung mit andern unzufriedenen oder fehdelustigen Edlen in Poitou erregt hatte, und erklärte Arthurs Lehnseid für ungültig, damit der nach Ritterthaten begierige Jüngling sich den Aufständischen anschließen möchte. Das Unternehmen hatte jedoch einen unglücklichen Ausgang. Als Arthur und seine Waffengefährten das Schloß Mirebeau belagerten, wo die alte Königin Eleonore krank daniederlag, wurden 1202.
sie von den flandrischen und brabantischen Söldnern unter ihrem Rottenführer Martin Algais überfallen und gefangen genommen. Mehr als zweihundert 1. Aug.
vornehme Barone und Ritter, darunter Arthur, Hugo, Gottfried von Lusignan, wurden gefesselt nach verschiedenen normännischen und englischen Schlössern abgeführt, wo ein trauriges Los ihrer harrte. Manche wurden in der Folge ausgewechselt oder gegen Lösegeld in Freiheit gesetzt; viele aber sahen das Tageslicht nie mehr. In der Burg Corfe-Castle in Dorsetshire sollen allein zweiundzwanzig den Hungertod erlitten haben. Auch Arthurs Schicksal sollte sich bald erfüllen. Die tiefe Bewegung, welche die Nachricht von der Wegführung des jungen Fürsten unter dem Adel der Bretagne hervorrief, drängte zur Eile. Schon hatte Philipp, der in dem Streite der französischen Edlen gegen Johann eine schiedsrichterliche Autorität beanspruchte, zur Behauptung seiner Lehnsherrlichkeit die Waffen ergriffen und war mit Kriegsmannschaft in die Normandie eingedrungen; schon war eine Reihe von Burgen und Städten in seine Hände

gefallen, da Johann, nur auf Hoffeste und Lustbarkeiten für seine junge Gemahlin bedacht, jede Verteidigung unterließ: es stand zu fürchten, daß der Aufruhr sich über den ganzen Westen verbreiten und der Ländergier des französischen Königs in die Hände arbeiten würde. Viele Lehnsritter, englische wie normännische, hatten aus Verdruß über das weichliche Freudenleben, den Hof und die Fahne des Plantagenet verlassen. Da tauchte in der schwarzen Seele des Königs der Plan auf, sich des gefangenen Neffen durch Meuchelmord zu entledigen, damit nicht die Gegner sich seiner Person oder seines Namens gegen ihn bedienen möchten. Arthur wurde vom Schloß zu Falaise, wo ihn der Kastellan Hubert de Burgh in dreifachem Eisen geschlossen hielt, nach Rouen gebracht und dort
1203. ermordet. Die Art seines Todes ist dunkel; frühe wurde das grausige Verbrechen von der geschäftigen Phantasie des Volkes durch sagenhafte Erzählungen schauerlich ausgeschmückt.

Nach einem alten Berichte entging der junge Fürst durch das Mitleid der Wächter und des Schloßverwalters in Falaise den Mörderhänden der wider ihn ausgesandten Schergen und wurde längere Zeit verborgen gehalten, während ein absichtlich verbreitetes Gerücht verkündete, er sei am gebrochenen Herzen und an seinen Wunden gestorben. Erst später habe der König von seiner Rettung Kunde erhalten und ihn nach Rouen bringen und dort töten lassen. Nach einer dichterischen Sage fuhr Johann selbst auf einem Kahne in dunkler Mitternacht an den Turm von Rouen, ließ den Neffen über die Treppe einsteigen und stieß dem Wehklagenden erbarmungslos das Schwert durch den Leib und die Schläfe. Drei Meilen unterhalb der Stadt warf er dann den Körper in den Fluß.

Philipp bemächtigt sich der Normandie. 1204.

Der Tod Arthurs gab dem französischen König die willkommene Veranlassung, den Eroberungskrieg mit größter Energie fortzusetzen. Konnte er jetzt doch als Verfechter der Legitimität und als Rächer der ermordeten Unschuld auftreten. Johann wurde zur Verantwortung vor den hohen Lehnshof der „Pairs" nach Paris geladen und als er der Ladung nicht Folge leistete, von dem Gerichte schuldig erkannt und aller seiner festländischen Lehen für verlustig erklärt. Nun wankte die Herrschaft der Plantagenets in den französischen Territorien. Nach dem Falle der tapfer verteidigten Burg Gaillard, die einst der Stolz Richards gewesen, wurden die Städte Caen, Coutances, Bayeux, Lisieux, Avranches zur Ergebung gezwungen. Die normännischen Großen, von dem leichtsinnigen, in schwelgerischer Sorglosigkeit dahinlebenden König verlassen, unterwarfen sich nach tapferer, aber fruchtloser Gegenwehr und erkannten den französischen König als Oberherrn an. Vergebens flehte die Bürgerschaft von Rouen, die den normännischen Herzögen so oft in schwierigen Zeiten ihre Treue bewiesen, den nach England zurückgekehrten König um Beistand an: der englische Adel trug wenig Lust für einen unritterlichen Fürsten, auf dem der Verdacht eines so großen Verbrechens lastete, in den Kampf zu ziehen. So blieb Rouen ohne Hilfe und mußte sich an Philipp ergeben. Mit dem Fall der Hauptstadt war das Schicksal des ganzen Herzogtums entschieden. Fast drei Jahrhunderte

waren verflossen, seitdem Rollo Besitz von der Normandie genommen: jetzt fiel das Stammland der englischen Könige an die Krone Frankreichs zurück.

Die Länder an der Loire verloren. 1205.

Bald kam die Reihe an die übrigen Besitzungen der Plantagenets, die, durch Aufruhr und Abfall zerrüttet, dem französischen König nicht lange Widerstand entgegensetzten. Umsonst klagte Bertrand de Born der Jüngere in Poitou, daß das schöne Erbland des Heldenkönigs Richard durch die Feigheit seines Nachfolgers dem alten Geschlechte verloren gehen sollte; schon im Sommer 1205 lieferte Hubert de Burgh das feste Chinon den Franzosen aus, und in kurzem waren alle Länder zwischen Loire und Garonne, Anjou, Maine, Touraine, in der Gewalt des thatkräftigen, staatsklugen Königs Philipp August. Johann aber, um die eigene Schmach auf andere zu wälzen, beschuldigte die normännischen Ritter des Verrats und der Untreue und zog ihre englischen Güter ein, um seine Getreuen damit zu belohnen.

Stimmung der englischen Großen.

Aber die Zahl dieser Getreuen hatte sich bereits sehr gemindert. Wie sollte der englische Lehnsadel, bei dem sich allmählich die ursprüngliche Stammverschiedenheit ausgeglichen und die Gemeinsamkeit der Interessen ein gemeinsames Nationalgefühl erzeugt hatte, Anhänglichkeit und Loyalität für einen König empfinden, den ein zweifelhaftes Recht auf den Thron geführt, der die Erblande seines Hauses preisgegeben, dessen viele Fehler und Laster durch keine Tugenden ausgeglichen wurden, der die Habgier und Härte, die Willkür und Grausamkeit des Bruders ohne dessen männliche und ritterliche Natur besaß; der treulos und wankelmütig im Glück vergaß, was er in den Tagen der Not versprochen, dem der wahre Sinn für Ehre und Manneswort abging! Schon während des französischen Krieges waren Spuren von Widersetzlichkeit und Trotz zu Tage getreten, aus denen man deutlich erkennen konnte, daß die Bande der alten strammen Lehnsmonarchie gelockert seien, daß der Herrenstand sich des Gegensatzes seiner Interessen zu denen der Krone bewußt geworden. Und wenn es auch nicht zu einer völligen Auflehnung gekommen war, so hatte sich doch die unzufriedene Stimmung seitdem nicht gemindert. Der heftige Hader, der bald darauf zwischen dem charakterlosen König und dem energievollen, staatsklugen Papst Innocenz III. ausbrach, mußte daher zu Ergebnissen führen, welche das Inselland der römischen Hierarchie in ganz anderer Weise unterwarf als der Konflikt zwischen Heinrich II. und Alexander III.

2. König Johann und Papst Innocenz III.

Wahlstreit in Canterbury. 1205.

Der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury war mit dem Dreieinigkeitskloster des Domes in der Art verbunden, daß die Mönche, welche das Kapitel bildeten, das Recht ansprachen, ihr Oberhaupt zu wählen, ein Recht, das ihnen von den Suffraganbischöfen der Kirchenprovinz wie von dem König bestritten wurde. Als nun Erzbischof Hubert auf einer Reise plötzlich starb, suchten die jüngeren Genossen des Domklosters das streitige Wahlrecht durch rasches Vor- 12. Juli 1205.

gehen zu ihren gunsten zu entscheiden. Noch ehe der Verstorbene beigesetzt war, versammelten sie sich im Dunkel der Nacht und erhoben ihren Subprior Reginald auf den erzbischöflichen Stuhl, ohne, wie es herkömmlich war, des Königs Erlaubnis zur Vornahme der Wahl einzuholen oder dessen empfehlende Vorschläge abzuwarten. Die Sache sollte ein Geheimnis bleiben, bis in Rom, wohin sich der Erkorene sogleich begab, die Bestätigung erfolgt sein würde. Aber kaum war Reginald an der flandrischen Küste gelandet, als er gegen sein eidliches Versprechen ruhmredig seine Erhebung verkündigte und sich als Primas von England gebärdete. Mit derselben Sicherheit und Anmaßung trat er in Rom selbst auf. Dadurch wurde der Vorgang im ganzen Lande bekannt und erregte allgemeinen Unwillen. Die Mönche erschraken, und um den voreiligen Schritt wieder gut zu machen, ordnete die Klostergemeinde eine Gesandtschaft an den König ab, um dessen Meinung zu erforschen. Selbst viele der jüngeren Genossen, welche Reginalds Wahl vorgenommen hatten, stimmten bei. Sie mochten glauben, Johann würde nachträglich seine Zustimmung geben. Doch dieser empfahl den Bischof von Norwich, Johann de Grey, und seine Fürsprache war mächtig genug, die Wahl durchzusetzen. Er belehnte sofort den Erkornen mit der Baronie des Erzbistums und meldete das Ergebnis nach Rom, indem er zugleich gegen jede andere Entscheidung Verwahrung einlegte. Doch auch diese hastige Wahl stand mit dem Herkommen in Widerspruch. Bei den drei letzten Erledigungen hatten die Bischöfe der Provinz in Gemeinschaft mit dem Prior und Konvent und im Einvernehmen mit der Krone die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles vorgenommen. Daraus leiteten die Suffragane ein Recht der Mitwirkung her und beschwerten sich bei der Kurie, daß man dieses unbeachtet gelassen.

Die Entscheidung des Papstes. So waren denn drei Parteien in Rom vertreten, von denen jede den heil. Vater für ihre Rechtsauschauung zu gewinnen suchte. Papst Innocenz III., dessen kirchenpolitische Pläne wir früher kennen gelernt, überlegte, wie er den streitigen Fall am vorteilhaftesten für seine hierarchischen Zwecke verwerten könne. Weder das Investiturrecht der Krone noch die Selbständigkeit des Episkopats war nach seinem Sinne; der Partikularismus der anglikanischen Kirche sollte in seinen letzten Resten verschwinden, das Supremat Roms auch dort zur Geltung kommen, die kanonischen Gesetze als höchste und heilige Rechtsordnung anerkannt werden. Um sein Ziel sicher zu erreichen, verfuhr er wie in dem gleichzeitigen Thronstreit zwischen Otto und Philipp: er hielt mit seinem Ausspruch zurück, bis der geeignete Moment eingetreten sein würde, wo er das gebietende Wort sprechen und dem apostolischen Stuhl die entscheidende Obergewalt beilegen könnte. Er empfing die Wortführer der verschiedenen Parteien, hörte ihre Darlegung ruhig an, verlangte dann aber, daß neue Bevollmächtigte mit ausreichenden Urkunden und Beweisstücken versehen nach Rom gesandt würden, damit die Kurie eine gerechte Entscheidung treffen könne. Es geschah nach seinem Willen.

Nicht nur die Klostergemeinde beeilte sich, durch Abordnung von fünfzehn Mitgliedern ihrer Genossenschaft ihren gehorsamen Sinn zu bethätigen, auch der König schickte eine ansehnliche Gesandtschaft ab, die außer den Dokumenten auch mit Geldsummen und Wechseln versehen war, um die alten Bestechungskünste zu üben. Neben ihnen arbeiteten die Vertreter des Episkopats für die Feststellung ihrer Rechte. Nach reiflicher Überlegung glaubte Innocenz einen Ausweg gefunden zu haben, welcher dem apostolischen Stuhle die oberrichterliche Gewalt für alle Zeiten zu sichern verhieß: er sprach den Bischöfen jedes Anrecht auf Mitwirkung bei der Wahl des Metropoliten ab und bestätigte das ausschließliche Wahlrecht des Domklosters; um aber zugleich den gebieterischen Einfluß der Krone, der oft einer direkten Einsetzung gleich kam, zu beseitigen und die Konventualen unmittelbar an die Kurie zu fesseln, verwarf er sowohl den Subprior Reginald wegen unregelmäßiger Wahl als den vom König aufgezwungenen Johann de Grey, und veranlaßte die in Rom anwesenden Vertreter der Klostergemeinde gegen ihr gegebenes Versprechen, eine neue Wahl vorzunehmen. Vergebens machten sie geltend, daß nach den alten Gewohnheiten die Zustimmung des Königs erforderlich sei; Innocenz schlug ihre Bedenken nieder: wenn die Wahl unmittelbar am apostolischen Stuhl stattfände, meinte er, falle diese königliche Prärogative weg. Darauf empfahl er ihnen seinen Studiengenossen Stephan Langton, einen Engländer von guter Herkunft, sittlichem Wandel und wissenschaftlicher Bildung, der kurz zuvor unter die Kardinäle aufgenommen worden war. Die abgeordneten Mönche thaten, wie ihnen befohlen, nur einer unter ihnen, Elias von Brantefeld, protestierte gegen die aufgedrungene Wahl, und die königlichen Gesandten versagten ihre Zustimmung, um die man sie angegangen. Innocenz aber meldete das Geschehene dem König in einem Schreiben, worin er in der ihm eigenen salbungsvollen Redeweise denselben beschwor, „bei der Ehre Gottes und bei der Fürbitte des heil. Thomas", dem Erkorenen, der aus seinen Landen stamme und ihm stets in Treue ergeben sein werde, seine Gunst zuzuwenden. Dem Prior und Konvent führte er zu Gemüte, welches hohe Gut ihnen durch seinen Ausspruch zu teil geworden, darum sollten sie in Zukunft einträchtig im Geiste ihres Heiligen leben.

Der König geriet in heftigen Zorn; er schalt die Mönche wortbrüchige Verräter und schrieb dem Papste in drohendem Tone, er werde einen Mann, der ihm fremd sei und lange unter seinen Feinden in Paris gelebt habe, nie als Primas von England anerkennen, er werde sein Recht zu wahren wissen, und wenn Innocenz auf seinem Vorhaben beharre, den Verkehr mit Rom abbrechen. Der Papst antwortete schonend und versöhnlich, erteilte aber zugleich, um jeden Gedanken einer Sinnesänderung fern zu halten, dem Erwählten in Viterbo die erzbischöfliche Weihe und hing ihm selbst das Pallium um. Es traf dies gerade mit der Wendung seiner Politik in Deutschland zusammen (S. 27 ff.); hatte ihm bisher seine Stellung zu König Otto IV. gewisse Rück-

Stephan Langton zum Erzbischof geweiht. 1207.

17. Juni 1207.

sichten gegen dessen Oheim Johann auferlegt, hatte er, um die Unterstützung der welfischen Sache und der Kölner durch englische Hilfsgelder nicht zu gefährden, die Scheidung und Eheschließung des Königs ruhig ertragen, die Bitten der Berengaria, ihr die Auslieferung des ihr von Richard übermachten, von dem Schwager zurückgehaltenen Wittums zu erwirken, nicht mit dem vollen Nachdruck unterstützt und manche Eingriffe in die geistlichen Angelegenheiten ungerügt gelassen, so fielen jetzt, da er im Begriff stand, Philipp als König anzuerkennen, alle diese Rücksichten weg. Er war fest entschlossen die Suprematie des apostolischen Stuhles in dem Inselreiche zu begründen und dem König, der sich so mancher sträflichen Handlung gegen Kirche und Staat schuldig gemacht, zu beweisen, daß die Macht des kirchlichen Oberhauptes weiter reiche als jede weltliche Gewaltherrschaft.

Der König wütet. 1208. Die Nachricht von der in Viterbo vollzogenen Weihe Langtons versetzte den König in Wut; er beschloß sich zu rächen und zugleich den Feind zu schrecken. Nicht nur, daß er den vierzehn Mönchen, welche die Wahl vorgenommen, verbot je wieder einen Fuß in seine Staaten zu setzen, er vertrieb auch die übrigen Klosterbrüder als Mitschuldige durch Bewaffnete aus ihren Zellen und ließ die Güter des Stifts durch Brabanter Kaufleute unter dem Schutz von Söldlingen zum Vorteil der Staatskasse verwalten. Die Verjagten, siebzig Mönche und hundert Laienbrüder, wanderten über das Meer und suchten in der Abtei St. Bertin und andern flandrischen Klöstern Obdach und Herberge. Innocenz geriet in große Aufregung. Ernste Sendschreiben an die Geistlichkeit und den Adel Englands mahnten zum festen Ausharren im Dienste des Herrn; die Bischöfe von London, Ely und Worcester erhielten den Auftrag, dem König das Gewissen zu schärfen, und wenn ihre Ermahnungen nichts fruchteten, das Land mit dem Interdikt zu belegen. Sollte auch dieses Mittel erfolglos bleiben, „so wolle er den König selbst wie ein Arzt den Kranken behandeln". Aber umsonst
Jan. 1208. flehten die Bischöfe demütig und mit Thränen den Monarchen an, von der Verfolgung abzustehen und den Erzbischof Langton zuzulassen; er fiel ihnen voll Zorn in die Rede, stieß Lästerworte gegen den Papst und die Kardinäle aus und schwur „bei den Zähnen Gottes", wenn sie es wagen würden, das Interdikt auszusprechen, werde er alle Bischöfe und die gesamte Klerisei zu dem Papste jagen und ihre Güter an sich ziehen, und sollten sich Boten aus Rom in England blicken lassen, die möchten sich wohl vorsehen, daß sie nicht ohne Augen und Nasen abzögen. Sie selbst aber sollten sich augenblicklich fortmachen, sofern ihnen ihr Leben lieb sei.

Das Interdikt und seine Wirkungen. Nach einer solchen Szene blieb den Bischöfen nichts übrig, als dem päpstlichen Befehl zu gehorchen. Noch während der Fasten sprachen sie im Auftrag
24. März 1208. des heil. Vaters über England den Kirchenfluch aus und flohen dann aus dem Reiche. Von dem Tag an wurden im ganzen Lande die Kirchen geschlossen, die Glocken verstummten, die Sakramente unterblieben, nur an den Neugebornen

durfte die Taufe vollzogen und den Sterbenden die letzte Ölung gereicht werden, die Toten wurden mit größter Stille in ungeweihter Erde beigesetzt. Der König aber beharrte auf seinem Sinn. Als den drei Bischöfen, welche das Interdikt ausgesprochen, bald noch andere in das Ausland folgten, wurden ihre Güter mit Beschlag belegt, ihre Verwandten und Angehörigen in den Kerker geworfen, Bistümer, Abteien und Pfründen unter weltliche Verwaltung gestellt, Priester und Ordensgeistliche verfolgt und mißhandelt. Überall herrschte Gewaltthat und Flucht. Nur die Bischöfe von Norwich, Durham und Winchester hielten zu dem König. Dafür wurden sie in Satiren und Spottliedern gegeißelt. — Und nicht bloß Kleriker hatten unter der Tyrannei zu leiden; der finstere Argwohn des Königs bedrohte auch die weltlichen Großen. Viele wurden gezwungen, Söhne oder Verwandte als Bürgen ihrer Treue zu stellen. Aber bei aller Strenge gegen Widerspenstige und Verdächtige verriet Johann durch sein schwankendes Verhalten doch die innere Furcht und Unruhe. Hatte er in der ersten Aufwallung den Mörder eines Priesters begnadigt, „weil er ihn von einem Feind befreit", so bedrohte ein anderes Gebot jede Friedensstörung durch Mißhandlung eines Geistlichen, sei es in Wort oder That, mit dem Galgen; es wurden Ausgleichungsversuche eingeleitet, sowohl mit dem Papste als mit dem „Kardinal" Stephan, welcher in demselben Kloster Pontigny weilte, wo einst Thomas Becket eine Zuflucht gefunden. Von einer Übereinkunft ohne vollstän- Der König
dige Unterwerfung des Königs konnte jedoch bei einem Papste wie Innocenz III. im Bann.
keine Rede sein. 1209. Als er hörte, daß die Cistercienfermönche, auf ein altes Privilegium gestützt, gottesdienstliche Handlungen verrichteten, gebot er seinen Bevollmächtigten, alle Übertreter des Interdikts zur Verantwortung nach Rom zu senden; über die Verwalter des Erzstifts, Fulco de Cantilupe und Reginald von Cornhill, wurde der Bann ausgesprochen; dem König selbst wurde eine dreimonatliche Frist zur Buße und Besserung gesetzt, und ein feierliches Mahnschreiben schloß mit dem Zuruf: „Siehe! der Bogen ist gespannt; fliehe vor dem Pfeil, damit er dir nicht eine schwere Wunde schlage, die nie vernarben wird." Und als der König, statt in sich zu gehen, in der „Verstocktheit" beharrte, seiner Schwägerin Berengaria, trotz der wiederholten Ermahnungen des Papstes, die Witwengüter vorenthielt, den neugewählten Bischof von Lincoln, weil er den päpstlichen Metropoliten anerkannte, seiner Einkünfte beraubte, da erfolgte der angedrohte Schlag. Dieselben Prälaten, welche das Interdikt verhängt, sollten auch dem englischen Volke verkündigen, daß der König aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen sei. Der Auftrag war nicht leicht zu vollstrecken, da Johann alle Zugänge zu der Insel absperren und sorgfältig überwachen ließ, und die im Lande zurückgebliebenen Geistlichen sich still verhielten „gleich stummen Hunden, die vor Furcht nicht zu bellen wagten". Dennoch drang die Kunde ins Land: auf den Gassen und Heerstraßen flüsterte man sich geheimnisvoll ins Ohr, der König sei im Bann und niemand dürfe mit ihm Umgang pflegen.

Johanns kriegerische Thätigkeit. 1210. 1211. Johann verkannte nicht, daß er von großen Gefahren umgeben sei; die Einflüsterungen seiner Schmeichler vermochten das Gefühl der Unruhe in seinem Innern nicht zu ersticken. Wie sein Vater suchte auch er durch vielseitige Geschäftigkeit und kriegerische Unternehmungen sich selbst zu zerstreuen und die Gedanken seiner Unterthanen von den inneren Wirren abzulenken. An die Wiedereroberung der verlornen Besitzungen in Frankreich konnte er nicht wohl denken; dagegen suchte er in dem Inselreiche die englisch-normännische Lehnsmonarchie um so fester zu begründen. In Schottland. Als er mit einem stattlichen Heer an der schottischen Grenze erschien, wagte König Wilhelm nicht, die Anerkennung der oberlehnsherrlichen Rechte der englischen Krone zu verweigern. Er verpflichtete sich zur Zahlung einer beträchtlichen Geldsumme, sandte seine beiden Töchter an den Hof der Königin und lieferte die Söhne aus den vornehmsten Familien seines Landes als Geiseln aus. Alexander, Wilhelms Erbe, begab sich später nach London, wo ihm Johann den Ritterschlag erteilte. Durch den glücklichen In Irland. Sommer 1210. Erfolg ermutigt unternahm darauf der König einen Zug nach Irland, um den eingebornen Geschlechtshäuptern wie den eingewanderten Edlen ihre Lehnspflichten gegen England in Erinnerung zu bringen. Bei seiner Ankunft in Dublin erschienen über zwanzig irische Könige und Fürsten, um dem englischen Monarchen als ihrem Oberherrn zu huldigen. Hier hatte der päpstliche Bann keine Wirkung. Das mächtige Geschlecht de Lacy mußte sich unterwerfen und Limerick in die Hände des Königs liefern; die Frau und die Kinder des Wilhelm von Broase, eines Edelmanns von der Waliser Grenze, der sich einst geweigert, seine Knaben als Geiseln auszuliefern und deshalb mit seiner Familie nach Irland geflohen war, wurden gefangen nach Windsor geführt und zum Hungertod verdammt. Im August fuhr der König wieder ab, den Bischof von Norwich, dem er den Metropolitansitz von Canterbury zugedacht, als seinen Insel Man und Wales. Stellvertreter zurücklassend. Auch die kleine Insel Man, die bisher keltischen und skandinavischen Seeräubern zum Schlupfwinkel gedient, wurde durch Johann besetzt, und die fehdelustigen Häuptlinge von Wales, an ihrer Spitze Llewellyn ap Jorwerth, der eine natürliche Tochter Johanns in die Ehe genommen, beschworen am Fuße des Snowdon ihre Unterwerfung und stellten Geiseln. Des Vaters Beweglichkeit und erfolgreiche Thätigkeit schien in dem Sohne wieder aufzuleben, aber auch dessen Zorn und Rachsucht, wo er Trotz oder Widerstand fand. Als die Waliser kurz nachher vertragswidrig in die Grenzmarken einfielen, ließ er die vornehmen Geiseln, achtundzwanzig an Zahl, vor seinen Augen aufknüpfen.

Johann und Kaiser Otto IV. 1211. Vergleicht man dieses energische Auftreten mit der früheren Schlaffheit und Sorglosigkeit, so kann man nicht verkennen, daß der Streit mit dem Papste einen neuen Geist in dem König geweckt, ihn zum thatkräftigen Handeln angespornt hatte. Zugleich gewann es den Anschein, als ob, wie zur Zeit seines Vaters, der englische Kirchenstreit durch ein größeres Ereignis gedeckt und

zurückgedrängt werden sollte. Wir wissen, welche innige Verbindung zwischen dem englischen König und seinem Neffen Otto IV. bestand. Johann hatte in den Tagen der Not den Welfen mit beträchtlichen Geldsummen unterstützt, und als dieser endlich in Rom die Kaiserkrone empfing, konnte der englische Monarch sich rühmen, daß er wesentlich zu diesem Erfolg beigetragen. Bald sollten die verwandten Könige noch von einer andern Seite Schicksalsgenossen werden, noch einen neuen gemeinschaftlichen Feind erlangen — Kaiser Otto IV. wurde von seinem bisherigen Gönner Innocenz III. ebenfalls mit dem Kirchenbann belegt und aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. Konnte nicht dieses Zusammentreffen für Johann von ähnlichen Folgen sein wie die Exkommunikation Friedrichs I. für seinen Vater Heinrich II.? Aber weder die Personen noch die Zeitverhältnisse waren gleich. Innocenz III. war stark genug, den Kampf mit beiden aufzunehmen und über beide zu triumphieren.

Seit dem Verluste der französischen Provinzen beruhte Johanns Herrschaft ausschließlich auf dem Inselreiche. Hier aber war der Boden, auf dem der Lehnsstaat aufgebaut war, durch des Königs Härte, Grausamkeit und Willkür untergraben. Der fortwährende Kriegsdienst und die drückenden Auflagen hatten unter dem Adel eine allgemeine Erbitterung erzeugt. Schon während des walisischen Krieges waren Anzeichen einer weitverzweigten Verschwörung bemerkt worden, die im Norden ihren Herd hatte und sich an die Schotten anlehnte. Trotz der Grenzsperre war die Kunde von der Exkommunikation in das Land gedrungen, und wenn auch die Rücksicht auf die Unterpfänder der Treue, die sich in Johanns Händen befanden, viele Barone von offener Empörung abhielt, so wurzelte dafür in allen Gemütern ein tiefer Groll, der nur eines äußeren Anlasses zu gewaltsamem Ausbruch bedurfte. Nicht minder groß war der Ingrimm unter den übrigen Ständen. Die Klöster wurden fort und fort zu Zahlungen gezwungen, die Einkünfte der Kirchengüter und der erledigten Pfründen flossen in die königliche Kasse, alle Klassen des Volks seufzten unter der Raubsucht und Habgier der Schatzkammerboten; die Juden waren ungeachtet des erkauften königlichen Schutzrechtes den ärgsten Erpressungen und Mißhandlungen preisgegeben. Noch lange erzählte man sich, wie einst ein reicher Jude in Bristol, dem auf Geheiß des Königs, um ihn zur Herausgabe seiner verborgenen Schätze zu zwingen, täglich ein Zahn ausgezogen ward, nach sieben Tagen sich von weiterer Pein um 10,000 Mark losgekauft habe. Man rechnete, daß 60,000 Mark jüdischen Goldes in die königliche Kasse geflossen. Eine gewaltige Gährung herrschte im Lande. Ein Einsiedler in Yorkshire, der von Wasser und Brot lebte und von dem Volke als Prophet verehrt ward, hatte geweissagt, daß Johann am nächsten Himmelfahrtstag nicht mehr König sein werde, und das Volk glaubte den Worten, auch nachdem ein königlicher Befehl den Wahrsager unter Schloß und Riegel gebannt.

Bedrückung und Unzufriedenheit.

Im Jahr 1212 begaben sich Stephan Langton und die Bischöfe von

Philipp II. gegen England. 1212. 1213. London und Ely nach Rom und schilderten dem Papste die Tyrannei in den grellsten Farben. Die ersten Familien des englischen Adels irrten arm und landesflüchtig in der Fremde umher, die als Geiseln ausgelieferten Söhne stürben von Henkershand durch den Strang oder durch Hunger; die Frauen und Töchter seien der Wollust und der Schande preisgegeben. Jetzt glaubte Innocenz, daß der günstige Zeitpunkt zu einem entscheidenden Schlag eingetreten sei. Schon war sein Schützling Friedrich II. über die Alpen gezogen, um dem gebannten Welfen die Herrscherkrone vom Haupt zu reißen; in der Provence war ein anderer Verwandter Johanns, sein Schwager Raimund von Toulouse, von dem Fluch der Kirche getroffen worden und seinem Fall nahe. Das Papsttum stand auf dem Höhepunkt seiner Macht: aus den Reihen der weltlichen Fürsten gingen die Verfechter der Lehre von der Weltherrschaft des kirchlichen Oberhauptes, die Streiter gegen alle Leugner und Widerspenstigen hervor. Wer war geeigneter, die Rolle, welche der junge Hohenstaufe in Deutschland gegen Otto so erfolgreich durchführte, gegen dessen Oheim zu übernehmen, als der mit dem päpstlichen Stuhl wieder ausgesöhnte Philipp II. von Frankreich? War es doch eine lockende Aufgabe für einen ehrgeizigen Fürsten, einem verhaßten Gegner, den er schon der Hälfte seiner Besitzungen beraubt, auch die andere Hälfte zu entreißen! Die Gefahr war nicht sehr groß. Bereits waren die Bande der Treue und Loyalität gelockert. Der Waliser Fürst Llewellyn hatte im Einverständnis mit der Kurie die Fahne der Empörung aufgepflanzt und stand mit Philipp wegen eines Schutzbündnisses in Unterhandlung; die zahlreichen Flüchtlinge und Verbannten, die in Frankreich eine Zufluchtsstätte gefunden, brannten vor Begierde, unter der Oriflamme von St.-Denis zum Rachekrieg wider den Tyrannen auszuziehen; in England selbst war alles zum Abfall bereit. Unter solchen Umständen mußte es von der größten Wirkung sein, als Innocenz III. nach Anhörung der Kardinäle den König Johann des Thrones für verlustig erklärte, alle Unterthanen des Eides der Treue entband und dem französischen König die Krone von England und Irland als Lohn für seine Hilfe in Aussicht stellte. Philipp August nahm die Aufforderung zu einem Kriegszug, der zugleich den Segen der Kirche und irdische Macht verhieß, mit Freuden an. Er versammelte die geistlichen und weltlichen Großen auf einem
8. April 1213. Reichstage zu Soissons und hatte die Genugthuung, daß alle sein Vorhaben billigten und ihre Mitwirkung zusagten. Nur Graf Ferdinand von Portugal, dem durch die Vermählung mit der Erbtochter des griechischen Kaisers Balduin Flandern und Hennegau zugefallen waren, stimmte nicht bei. Er verlangte, daß Philipp ihm vor allem die Städte Aire und St. Omer zurückgebe, die dessen Sohn Ludwig ihm entrissen, und verließ, als dieser sich weigerte, in Zorn die Versammlung. Durch den Anschluß an Johann und Otto gedachte er sich Rache zu verschaffen. Der wilde fehdelustige Rainald von Dammartin, Graf von Boulogne, vermittelte das Bündnis.

Um die Osterzeit des Jahres 1213 sah es kriegerisch im Nordwesten von Europa aus. Von Köln bis an die Grenze von Wales und Schottland war alles in Bewegung. Johann und Otto hatten sich die Hände zum Verteidigungsbund gereicht, der Herzog von Brabant war dem Welfen treu geblieben und lag deshalb gleichfalls unter dem Fluch der Kirche. Mit den Hilfsgeldern, die Ottos Bruder, Pfalzgraf Heinrich, bei dem reichen Oheim in Empfang nahm, wurden Bundesgenossen und Söldner geworben. In Dover und andern Seehäfen der Südküste lagen Fahrzeuge bereit, um die Kriegsmannschaft, welche die Sheriffs aus allen Grafschaften mit Strenge und Gewalt zusammengetrieben, auf die andere Seite des Kanals überzusetzen, wo König Philipp mit seinen Reisigen kampfbereit aufgestellt war. Noch nie hatten so viele bewaffnete Krieger auf die strömenden Wogen zwischen dem Festlande und der britischen Insel niedergeschaut. Aber der Geist in den Heeren war sehr verschieden. Während auf französischer Seite die Losung zu dem neuen Eroberungszuge mit Ungeduld erwartet wurde und viele Flüchtlinge und Exulanten aus dem Adel und der Geistlichkeit nach der Heimkehr zu den Ihrigen sich sehnten, herrschte im Schifflager zu Dover eine mißmutige Stimmung und viele harrten der Stunde der Landung, um auf die Seite der Gegner zu treten.

Kriegsrüstungen. 1213.

Aber während das Abendland mit großer Spannung nach den nordwestlichen Ländern blickte, wo der folgenschwere Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Macht um die Oberherrschaft zur Entscheidung kommen sollte, waren bereits Friedensunterhandlungen zwischen Rom und England im Gang. So sehr sich Johann das Ansehen gab, als wolle er den Kampf mit Festigkeit durchfechten, so war doch inmitten der großen Zurüstungen seine Seele nie frei von Furcht und Zagen. Diese Gemütsverfassung war kein Geheimnis geblieben; aus den Reden der königlichen Gesandten hatte der kluge Innocenz bald erkannt, daß ihr Gebieter nicht mit der Zuversicht eines Siegers der Entscheidung entgegengehe; er beschloß daher, ihm einen Ausweg offen zu lassen, der dem König den Fortbesitz seiner Krone, dem Pontifikat aber alle Früchte einer siegreichen Politik sichern sollte. Zu dem Ende hatte er den Bischöfen, welche die Absetzungsbulle in den nordwestlichen Ländern und Städten zu verkündigen hatten, einen Priester geringeren Ranges, der dem König persönlich bekannt war, den Subdiakonus Pandulf, beigesellt und ihm insgeheim die Bedingungen mitgeteilt, unter denen Johann vom Banne gelöst werden könne. Der Plan gelang vollkommen. Als Pandulf in Begleitung eines Templers den König in Dover aufsuchte und ihm die Gefahren vorstellte, die bei der herrschenden Verbitterung unter Adel und Klerus ein unglücklicher Ausgang des Kampfes für ihn haben müßte, da entsank demselben der Mut, und er griff begierig zu dem Mittel der Rettung, das ihm der Bevollmächtigte des heil. Vaters darbot. Er schwur zu Dover auf das Evangelium, daß er sich dem Urteile der römischen Kirche unterwerfe, und stellte sechzehn Grafen und Barone als Bürgen für seine

Johann unterwirft sich dem Papst. 1213.

13. Mai 1213.

Treue. Es wurde schon früher erwähnt (S. 54 ff.), wie erniedrigend dieses Urteil für den König und das Reich ausfiel. Nicht nur, daß er Stephan Langton als Erzbischof von Canterbury anerkannte, den vertriebenen und entflohenen Bischöfen und Geistlichen ihre Stellen und Pfründen mit vollem Schadenersatz zurückgab und alle aus Veranlassung des Kirchenstreites verfügten Ächtungen widerrief: um sich des mächtigen Beistandes der Kurie gegen
15. Mai. den drohenden Feind zu versichern, legte er in öffentlicher Versammlung die Krone von England und Irland in Pandulfs Hände nieder, um sie als päpstliches Lehen zurückzuempfangen, ließ eine von ihm selbst und dem gesamten Reichsrat unterzeichnete Urkunde aufstellen, daß als Zeichen dieses Unterthänigkeitsverhältnisses dem apostolischen Stuhl neben dem Peterspfennig eine jährliche Abgabe von 1000 Mark Sterling auf ewige Zeiten entrichtet werden sollte, und leistete einen Huldigungseid mit den demütigendsten Verpflichtungen. Dafür ließ dann der Legat eine Verkündigung ausgehen des Inhalts: „Da der König, seitdem er sich und sein Reich dem Papst unterworfen, ein anderer Mensch geworden, so wird bei Strafe des Bannes allen Grafen und Baronen befohlen, ihm gegen Frankreich und alle auswärtigen Feinde beizustehen und mit ihm als gute Christen zu leben und zu sterben.“ Voll Freude kehrte darauf Pandulf über den Kanal zurück, um dem König Philipp August anzukündigen, daß er den Kriegszug gegen England aufschieben möge, bis weitere Aufträge von Rom erfolgt sein würden, und dann dem Papst Bericht abzustatten über den glänzenden Triumph, der ihm zu teil geworden. Johann feierte seine
Der König vom Banne losgesprochen. 1213. Rettung durch die schimpfliche Hinrichtung des „falschen“ Propheten, der einst geweissagt, daß er vor Himmelfahrt seine Krone verlieren würde; dann ließ er seine Flotte und Mannschaft nach der Scheldemündung segeln, um seinem Verbündeten, dem Grafen von Flandern, Hilfe zu leisten gegen den französischen König, der mit Heeresmacht in das Nachbarland eingefallen und bereits bis Gent vorgedrungen war. Es gelang dem englischen Geschwader, den größten Teil der im Hafen von Damme befindlichen französischen Schiffe mit der Zufuhr für das Landheer zu erbeuten; dagegen konnte es nicht verhindern, daß ganz Flandern mit den reichen Städten Ypern, Brügge, Gent, Lille u. a. in die Gewalt der Feinde fiel und mit Raub und Verwüstung heimgesucht ward. Philipp August war nicht geneigt, sich als blindes Werkzeug der päpstlichen Politik gebrauchen zu lassen und die auf die Ausrüstung verwendeten Kosten einzubüßen. Der Krieg nahm also seinen Fortgang. Aber der große antipäpstliche Waffenbund war durch den Unterwerfungsakt in Dover gelockert worden; wenn sich Johann auch nicht sofort von seinem Neffen und den niederländischen Fürsten und Grafen lossagte, so setzte er doch jetzt mehr Vertrauen auf den Beistand der Kirche als auf seine Bundesgenossen. Darum eilte er auch durch genaue Erfüllung aller Verpflichtungen jeden Zweifel in seine Rechtgläubigkeit zu verscheuchen. Als der Erzbischof, die Bischöfe und sämtliche

Priester und Mönche mit sicherem Geleite in Dover landeten, eilte der König dem Zug entgegen, warf sich auf der Straße vor dem Metropoliten auf die Kniee und flehte um seinen Segen. Darauf wurde er in der Kathedrale von Winchester unter großem Zudrange des Adels und Volkes von dem Banne los- 20. Juli. gesprochen, nachdem er gelobt, die Kirche mit Treue zu schirmen, nach den guten Gesetzen der Vorfahren, insonderheit des Königs Eduard, zu regieren und vor seinem Gerichtshof jedem sein gutes Recht angedeihen zu lassen. Die eingezogenen Güter wurden zurückgegeben, der erlittene Schaden sollte ausgemittelt und ersetzt werden.

3. Die Magna Charta.

Wenn der König glaubte, mit seiner Unterwerfung alle Schwierigkeiten Patriotische Regungen in England. beseitigt zu haben, irrte er sich. Hatte er an Philipp sein Land, an Innocenz die Ehre und Unabhängigkeit seiner Krone verloren, so sollte er jetzt an die englische Nation seine königliche Machtfülle einbüßen. Im Vertrauen auf die Hilfe des Papstes, der durch einen eigenen Legaten dem französischen König die Weisung zugehen ließ, gegen England keine weiteren Feindseligkeiten zu unternehmen und die Barone des Reichs an ihre Lehnstreue ermahnte, gedachte Johann die in Dover und Portsmouth versammelten Kriegsmannschaften gegen Frankreich zu führen, um die verlornen Erbländer wieder zu gewinnen. Da stieß er auf entschiedenen Widerspruch. Die Reichsbarone aus dem Norden weigerten sich, ihm ins Ausland zu folgen. Schon wollte er mit seinen Söldlingen zur Gewalt schreiten, als der Erzbischof Stephan, ein vaterländischer Mann, in dessen Adern angelsächsisches Blut rann, ihm ernstlich vorstellte, daß er durch einen Krieg gegen Lehnsleute, ohne vorher den Spruch der Standesgenossen eingeholt zu haben, die soeben beschworne Rechtsordnung verletze. Einige Wochen nachher fand eine zahlreiche Versammlung geistlicher und welt- 25. Aug. licher Barone in der Paulskirche zu London statt. Da soll derselbe Prälat die Urkunde verlesen haben, welche bis auf Heinrich II. den Königen beim Antritt ihrer Regierung zur Beschwörung vorgelegt worden, die seitdem aber in Vergessenheit geraten sei. In dieser waren die Freiheiten und Gerechtsame des Adels und der Kirche, wie sie vor und nach der Eroberung in Geltung gewesen, deutlich aufgeführt. Freudig verpflichteten sich die Versammelten dem Erzbischof durch Handschlag und Eid, diese Rechte ihrer Vorfahren selbst mit dem Leben zu behaupten und zu verteidigen. So wurde der Erzbischof Stephan der Urheber eines Bundes zur Beschränkung der Krone und zur Begründung einer nationalen Rechtsordnung, die man aus der angelsächsischen Zeit herleitete.

Aber Innocenz war mit der patriotischen Thätigkeit seines ehemaligen Innocenz voll Huld und Gnade für den König. Freundes und Studiengenossen nicht einverstanden. Jetzt stand der König, der den Legaten so ehrfurchtsvoll empfing, ihm den Tribut pünktlich auszahlte und 1214. die Unterwerfungsurkunde feierlich ausstellte, dem Herzen des Papstes näher

als die auf ihrem Rechte fußenden Volks- und Kirchenhäupter. War doch der päpstliche Botschafter ein so hochangesehener Mann, daß er mit einem Gefolge von fünfzig Berittenen einherzog und auf die Besetzung der geistlichen Stellen entscheidenden Einfluß übte. Derselbe handelte daher ganz im Sinne seines Gebieters, wenn er allenthalben als Friedensstifter auftrat, vor Zwietracht, Verschwörung und Parteiung warnte und zum Gehorsam gegen den König aufforderte. Die an den englischen Klerus zu entrichtenden Entschädigungssummen wurden nach langen Verhandlungen durch den Papst nach den Vorschlägen des
2. Juli 1214. Königs festgestellt und dann wurde das Interdikt feierlich aufgehoben.

Unfälle im Krieg. 1214. Während Johann in England sich der Hilfe des Papstes erfreute, reichte er zugleich den beiden mit dem Fluche der Kirche beladenen Fürsten die Hand zum Waffenbunde, dem Grafen Raimund von Toulouse und dem Kaiser Otto IV. Er trug sich mit der stolzen Hoffnung, durch diese zweideutige Politik zugleich die Feinde im Innern niederwerfen und die verlornen Landschaften zurückerobern zu können. Nachdem er den Bischof von Winchester, Peter des Roches, den Nachfolger des im Oktober verstorbenen Gottfried Fitz-Peter, Grafen von Essex,
Febr. 1214. im Amte des Großrichters, zu seinem Statthalter und Stellvertreter ernannt, segelte er mit einem Teil seiner Flotte und seines meistens aus Söldnern bestehenden Heeres nach Larochelle, um die abgefallenen Vasallen von Poitou wieder zu unterwerfen, während sein Halbbruder Wilhelm Langschwert, Graf von Salisbury, mit der übrigen Mannschaft nach den Niederlanden übersetzen und sich mit Otto, Ferrand und den übrigen Verbündeten vereinigen sollte. Das Unternehmen versprach anfangs einen guten Fortgang. Die alten Gegner des Königs, die Grafen von Marche und Eu und Gottfried von Lusignan, wurden
Mai. aufs neue zur Huldigung gezwungen, und selbst in Anjou und Bretagne waren die englischen Waffen vom Glück begünstigt: Angers wurde zur Ergebung ge-
Juni. bracht, und in der Nähe von Nantes fiel der junge Graf Robert von Dreux, ein Verwandter des französischen Königs, mit fünfundzwanzig Edeln in Kriegsgefangenschaft. Aber bald wandte sich das Glück. Als Philipps Sohn Ludwig mit seinen in Chinon gesammelten Streitkräften heranrückte, sah sich Johann,
9. Juli. durch die Barone von Poitou verraten, zum schleunigen, verlustvollen Rückzug nach Larochelle genötigt. Bald nachher vernahm er den Ausgang der Schlacht von Bouvines, der alle seine Hoffnungen zerschlug. Um dieselbe Zeit, da der Königssohn die Städte und Landschaften an der Loire der französischen Herrschaft erhielt, zog sein Vater an der Spitze eines glänzenden Ritterheeres nach Flandern, wo sich die gegen Frankreich und die Hohenstaufen verbündete Kriegsmacht gesammelt hatte. Philipp August konnte sich freuen, daß nicht auch sein alter Widersacher sich mit seinen Heerhaufen der großen Zahl der Feinde angeschlossen hatte, welche die aufstrebende Macht Frankreichs zu vernichten und die Weltherrschaft des Papsttums in ihrem siegreichen Gange zu hemmen gedachten.

Wir haben die Folgen jener gewaltigen Schlacht an der Brücke von Bou-

vines, wo an einem heißen Julitage die französische Ritterschaft unter des Schlacht bei Bouvines.
Königs eigener Führung über die drei verbündeten Nationen einen glänzenden 27. Juli 1214.
Sieg errang, für das Deutsche Reich schon früher kennen gelernt (S. 49). Aber auch für England, das seine Reichtümer hingegeben und kühne Männer ins Feld gestellt hatte, um den alten Rivalen zu erdrücken, bildete der Ausgang des Tages bei Bouvines einen Wendepunkt in seinem geschichtlichen Leben. Als die Häupter des Kriegsbundes, unter ihnen die Grafen von Salisbury, von Flandern und der riesenstarke Rainald von Boulogne gefesselt hinter Schloß und Riegel lagen oder als versprengte Flüchtlinge das Weite suchten, da gab König Johann seine Eroberungsgedanken auf und schloß eilig Frieden mit dem glücklichen Nebenbuhler. Der Vertrag von Chinon machte den König von Frankreich 18. Sept.
zum Gebieter der westlichen Landschaften von der Seine bis zur Garonne. Dem englischen Monarchen blieben von den Stammlanden der Plantagenets nur noch einige Burgen nebst der Seestadt Larochelle.

Grollend und mißmutig über die Unfälle kehrte Johann im Oktober nach Rechtsforderungen der Barone.
England zurück. Viele Barone, besonders aus dem Norden, hatten die Heeresfolge nach Frankreich verweigert. Von diesen forderte er jetzt das Schildgeld. Statt aber diesem Gebote nachzukommen, traten die Häupter des Adels in Bury St. Edmunds zusammen, um sich zu beraten, wie sie die Mißbräuche in Staat und Kirche beseitigen und die alten Rechte und Gewohnheiten herstellen möchten, und verbanden sich durch Handschlag und Eidschwüre. Während darauf Eustache de Vescy, die Seele der ganzen Bewegung, nach Rom reiste, um dem heil. Vater, dem Oberlehnsherrn des Landes, die Gerechtigkeit ihrer Sache darzulegen und seine Billigung nachzusuchen, traten um Weihnachten die Häupter des Adels im Waffenschmuck vor den im Tempelhause zu London weilenden König und verlangten auf Grund der von Erzbischof Stephan entdeckten Urkunde Abstellung der herrschenden Mißstände, insbesondere des Kriegsdienstes außer Landes, der drückenden Abgaben, der fremden Söldlinge und der Vergebung von Lehen an Ausländer und die Bestätigung der Gesetze des guten Königs Eduard, wie er selbst in Winchester geschworen. Johann erschrak. Er wagte nicht unbedingt zu versagen, noch weniger wollte er nachgeben. Als sie sich auf keine Unterhandlungen einließen, sondern fest zu ihren Forderungen standen, suchte er Zeit zu gewinnen. „Er müsse zuvor ihre Vorschläge prüfen, zu Ostern wolle er ihnen Bescheid geben.“ Die Barone willigten ein, nachdem der König Bürgschaft gestellt, daß er an dem festgesetzten Termin allen Genugthuung leisten wolle.

Johann benutzte die gewonnene Frist, um den Anschlägen der Barone zu König und Papst wider-
begegnen. Er versicherte sich der festen Orte durch geworbene Kriegsmannschaft streben. 1215.
und suchte den englischen Klerus und den Papst auf seine Seite zu ziehen. Im Januar verbriefte er der Kirche durch eine Urkunde die freie Wahl der Geistlichen 15. Jan. 1215.
und nahm an Lichtmeß aus den Händen des Bischofs von London das Kreuz, 2. Febr.

um als Pilger des besonderen Schutzes der Kirche teilhaftig zu werden. Dadurch hoffte er die geistlichen Barone von den weltlichen zu trennen und die Gunst des Papstes zu gewinnen. Das letztere erreichte er. Um der glänzenden Vorteile willen, welche der römische Stuhl und die Hierarchie von der Hingebung des Königs erlangt hatten und noch ferner erwarten durften, verzieh Innocenz dessen frühere Bundesgenossenschaft mit den gebannten Fürsten, die ja seit der Schlacht von Bouvines ohnedies hinfällig geworden war, und sprach seine Mißbilligung über das Verhalten der Edelleute aus. Diese sollten das Schildgeld entrichten und ihre bewaffnete Verbindung auflösen, sonst würde sie der Kirchenbann treffen. Um so fester hielt der Erzbischof Stephan zu seinen Landsleuten. Die Vorwürfe des Papstes über seine Haltung machten ihn nicht wankend, und als Johann ihn aufforderte, gegen die Widerspenstigen mit Kirchenstrafen einzuschreiten, gab er zur Antwort, er wisse besser, wohin die Meinung des heil. Vaters gehe. Der patriotische Kirchenmann fühlte sich zunächst als Engländer und stand zu seiner Nation.

Aufstand der Barone. 1215. In der Osterwoche versammelte sich der englische Adel, insbesondere die Grafen und Herren aus dem Norden, zu Brackley zwischen Oxford und Northampton, um den König zur Bestätigung ihrer Rechte zu zwingen. Gegen zweitausend Ritter fanden sich ein, denen ein großer Troß von Reisigen und Kriegsknechten folgte. Umsonst suchte Johann sie zu bestimmen, die Entscheidung dem römischen Stuhle zu überlassen oder einem Schiedsgericht anheimzustellen, dessen Obmann der Papst sein sollte; sie wollten ihre Sache weder von dem Ausspruch des der populären Strömung abgeneigten Kirchenfürsten abhängig machen, noch sich durch die unbestimmten Verheißungen eines charakterlosen, tückischen Monarchen hinhalten lassen, sondern beharrten standhaft bei ihren Forderungen. Mit fliegenden Fahnen zogen die Scharen, durch neue Zuzüge fort und fort verstärkt, gegen die von fremden Besatzungen geschützten Burgen, um diese Schutzwehren der Tyrannei in ihre Gewalt zu bringen. Sie sagten dem König feierlich den Gehorsam auf und erklärten sich für Streiter Gottes und Mai. der heil. Kirche. Als sie vor dem festen Northampton lagerten, erschienen Abgeordnete von London im Lager mit der Meldung, die Bürgerschaft sei bereit, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Alsbald schickten die Aufständischen Bewaffnete ab, welche von der Hauptstadt Besitz nahmen. Die königlich Gesinnten flohen oder wurden verjagt. Auch Lincoln und andere Städte traten in die Bewegung ein; alle Ordnung löste sich auf, Gesetz und Gericht schwiegen, die Einkünfte des Landes stockten.

Die Vereinbarung auf der Wiese Runnimede. 15. Juni 1215. Unterdessen saß der König mit seinen Anhängern auf Windsor-Schloß. Da wurde beschlossen, mit den Baronen eine Zusammenkunft zu halten und durch Verträge dem anarchischen Zustande ein Ende zu machen. Freudig vernahmen die Magnaten aus dem Munde des Grafen von Pembroke, des Reichsmarschalls, die königliche Botschaft. Sie lagerten sich auf der Wiese Runnimede

am Ufer der Themse und erwarteten den König, der mit seinen Getreuen aus dem Herrenstand und mit den Häuptern des Klerus von Windsor herunterstieg. So kam denn Mitte Juni die Reichsversammlung zu stande, auf welcher die Urkunde vereinbart ward, die unter dem Namen der „Magna Charta“ das ganze Mittelalter hindurch als der Inbegriff der vornehmsten Rechte und Gesetze des englischen Staats galt. Diese merkwürdige Urkunde, mit Recht der „große Freibrief“ genannt, sicherte der Kirche die Wahlfreiheit der Geistlichen, ordnete die Lehnsverhältnisse des Adels, stellte Handel und Städteleben unter den Schutz der Gesetze, verbesserte die Rechtspflege und legte den Grund zu einer ständischen Reichsversammlung. Indem die „große Charte“ die uralten Grundsätze der germanischen persönlichen Freiheit der angelsächsischen Zeit mit den ständischen Rechten des normännischen Lehnsstaats verband, versöhnte sie die in England vorhandenen, in der Geschichte des Landes begründeten Gegensätze und legte zugleich den Grundstein zu dem stolzen Gebäude der englischen Verfassung für alle Zukunft. Eine allgemeine Amnestie und die Einsetzung von 25 Reichsbaronen, von der Versammlung aus ihrer Mitte gewählt, welche über die große Freiheitsurkunde wachen und jeder Verletzung derselben entgegentreten sollten, bildeten den Schluß der großen Charte, die von dem König und den Edlen ihrem ganzen Inhalte nach beschworen und unterschrieben wurde.

Die Magna Charta ist nicht, wie andere derartige Urkunden, ein Freibrief für einen einzelnen Stand, sondern sie erstreckt sich gleichmäßig über alle Stände und verbindet somit die ganze Nation durch ein gemeinschaftliches Interesse; sie ist ein Staatsvertrag für die Gesamtheit des englischen Volks. Indem sie auf Grund alter Gewohnheiten den durch die Krone verübten Rechtsverletzungen und Mißbräuchen entgegentritt, stellt sie zugleich durch eine Reihe neuer Institutionen Garantien auf, wodurch die Wiederkehr solcher Gesetzwidrigkeiten verhindert werden sollte, und umgibt das ganze nationale Einigungswerk mit der Schutzwehr heiliger Eidschwüre. Gern hätten die Führer der Bewegung auch noch die Verpflichtung für den König aufgenommen, sich niemals von dem Papst zum Widerruf ermächtigen zu lassen und dafür geistliche Bürgschaften zu stellen, aber es konnte nicht mehr erreicht werden, als daß der König im allgemeinen versprach, bei niemand einen Widerruf auszuwirken. — 1. Die Kirche war bei der neuen Stellung des Reichs zum Papsttum am wenigsten in Gefahr von ferneren Übergriffen der Krone leiden zu müssen; sie begnügte sich daher mit der Bestätigung der schon früher zugestandenen freien Wahl der hohen Geistlichkeit. 2. Um so eifriger war der Adel beflissen, seine Güter gegen ungerechte Auflagen, seine Lehnspflichten gegen Mißbrauch, seine Gerechtsame gegen Verkümmerung zu sichern und seine Freiheit und sein persönliches Recht unter ständische und richterliche Obhut zu stellen. So wurde für die Übertragung von Lehen nach der Erbfolge eine bestimmte Erbschaftssteuer festgesetzt, Unmündige wurden gegen vormundschaftliche Übervorteilungen, Töchter und Witwen gegen gezwungene Heiraten, Schuldner gegen habgierige Gläubiger und jüdische Wucherer in Schutz genommen. Die Hilfesteuer wurde auf die drei von alters her gebräuchlichen Fälle: Lösung des Königs aus der Gefangenschaft, Schwertleite seines ältesten Sohnes, Verheiratung seiner ältesten Tochter, beschränkt; wenn der König statt des Lehnskriegsdienstes Schildgeld oder weitere Leistungen in Anspruch nehme, so solle die Forderung einem Reichstage (commune consilium) zur Geneh-

Bedeutung der Magna Charta.

Die Kirche.

Der Adel und die Rechtspflege.

migung vorgelegt werden, zu welchem die hohen Magnaten geistlichen und weltlichen Standes einzeln durch königliche Einberufungsschreiben (Writs), die geringeren Kronvasallen durch die Sheriffs und Gauvorstände eingeladen werden sollten. Dem Mißbrauch des Ämterverkaufs wurde gewehrt und willkürlichen Verhaftungen und ungerechter oder säumiger Rechtspflege durch Verbesserung des Gerichtswesens vorgebeugt, indem die Beiziehung von Geschworenen als unumgängliche Regel aufgestellt und die Verwendung rechtskundiger und wohlgesinnter Leute zu richterlichen Ämtern empfohlen ward. „Recht und Gericht sollten fernerhin nicht verkäuflich sein noch verweigert werden. Ohne Zeugen sollte kein Spruch gefällt, ein freier Mann nur auf den Spruch seiner Standesgenossen und nach den Gesetzen des Landes zu Gefängnis, Verlust seines Besitzes und Acht verurteilt werden dürfen." Zur Ausgleichung der gewöhnlichen Rechtsfälle sollten viermal im Jahr reisende Richter die Grafschaften durchziehen und unter Beisitz von vier Rittern festgesetzte Assisen halten. Zugleich sollte ein ständiger Gerichtshof in Winchester seinen Sitz haben. Die oft so drückende Gerichtsbarkeit der Forstaufseher wurde eingeschränkt und in jeder Grafschaft ein Gericht von zwölf Geschwornen aus dem Ritterstande zur Untersuchung der Mißbräuche und Vergehen der königlichen Forstbeamten aufgestellt. 3. Den städtischen Kommunen, vor allen der Hauptstadt London, deren Vorstände der Bewegung eine so entscheidende Richtung gegeben, wurde freier Handel, festes, gesichertes Maß und Gewicht, Schutz gegen willkürliche Zölle und Abgaben und Abstellung der den Handel hemmenden Wasserwehren zugestanden. Der König hatte oft hohe und unrechtmäßige Abgaben von den Kaufleuten gefordert und dagegen einzelnen Bevorzugten Sicherheitsbriefe erteilt. Von jetzt ab sollen Kaufleute frei und sicher zu Land und zu Wasser nach England kommen, dort reisen, leben, handeln und frei zurückkehren dürfen. — Zum Schluß wird dem König noch die Verpflichtung auferlegt, alle Geiseln auszuliefern und den Edlen die vorenthaltenen Güter und die aufgelegten Strafgelder zurückzuerstatten; die Ausländer ihrer Ämter zu entheben, die fremden Söldner und Bogenschützen mit ihren Hauptleuten aus dem Lande zu entfernen, dem König Alexander von Schottland und dem Waliser Fürsten Llewellyn, welcher mit den Aufständischen in Verbindung gestanden, dieselben Vorteile wie den Baronen des Landes einzuräumen. Die wirksamste Schutzwehr aber zur Sicherung der neu erworbenen Rechte bildete das durch die Magna Charta eingesetzte „Widerstandskomitee." Es sollten nämlich 25 Barone, darunter der Mayor von London, als Konservatoren der Charte gewählt werden; verletzt der König einen der vereinbarten Artikel, so sollen sie durch vier aus ihrer Mitte beim König oder beim Großrichter Abhilfe verlangen; wird diese verweigert, so dürfen sie sich von der Gesamtheit der Vasallen Gehorsam schwören lassen, „und diese Barone mit der Gesamtheit des Landes mögen uns auspfänden durch alle in ihrer Macht stehenden Mittel, nämlich durch Wegnahme unserer Burgen, Ländereien, Besitzungen, und auf andere Weise, wie sie können, bis dem nach ihrem Ermessen abgeholfen ist, mit Vorbehalt unserer Person, unserer Königin und unserer Kinder, und wenn dem abgeholfen ist, so sollen sie uns wieder gehorchen wie zuvor".

Die Städte.

„Die Magna Charta," bemerkt R. Gneist, „enthielt an formellem Verfassungsrecht viel weniger, als man darin gesucht hat. Sie enthält aber bereits die größten Züge des englischen Charakters und Verfassungswesens. Die normännischen Großen waren jetzt genötigt worden, ihre Wahl zu treffen zwischen der Insel und dem Festlande. Sie konnten in England sich nicht hinter den Wällen von Burgen gegen das Königtum schützen, sondern mußten bei der Unmöglichkeit des Einzelwiderstandes, in ihrer Gesamtheit, gemeinschaftlich mit der Geistlichkeit, mit den Sympatien des Volkes hinter sich, die Willkürherrschaft brechen, „sich und dem Volke gemein-

schaftlich Garantien dafür erkämpfen, und so die Verfassung zuerst auf die persönliche Freiheit, auf den gleichmäßigen Rechtsschutz für Person und Vermögen begründen. Dieser Adel, welcher die Willkür des absoluten Königs und die Lasten des Staats seit Menschenaltern an erster Stelle getragen, hatte die Leiden des Volks mitfühlen gelernt, und begann daher seinen Beruf zu erkennen sich in der entstehenden Verfechtung an die Spitze der Nation zu stellen. In diesem Sinne war die Magna Charta zugleich ein Pfand der Versöhnung der Stände. Ihre Entstehung und ihre Bestätigungen hielten Jahrhunderte lang lebendig das Gefühl der Gemeinsamkeit gewisser Grundrechte für alle Klassen, das Bewußtsein, daß ein Adel keine Rechte und Freiheiten haben und behaupten kann, ohne die Garantie der persönlichen Freiheit für die schwächeren Klassen".

„Die Magna Charta beansprucht daher noch keine unmittelbare Teilnahme der Stände an der Regierung, sondern nur rechtliche Schranken für die Ausübung der königlichen Hoheitsrechte, und für den äußersten Fall eine Suspension der persönlichen Regierung bis zur Hebung der Beschwerden."

4. König Johanns Ausgang.

Grollenden Herzens kehrte König Johann nach Windsor zurück: so leicht er sich in die Erniedrigung seiner Krone unter den Papst gefügt, so schwer ertrug er die Machtbeschränkung durch die Magnaten. Einsam und in sich versunken saß er auf seinem Schlosse, seine Gedanken auf Rache gerichtet. Unterdessen wurden aus den angesehensten Geschlechtern die 25 Reichsbarone gewählt, die über den Vollzug der vereinbarten Beschlüsse zu wachen hatten. Sie bildeten einen vom König unabhängigen Regierungsrat, dem das ganze Land Treue und Gehorsam schwur. Johann verriet jedoch bald seine geheimen Absichten. Statt die fremden Söldner zu entfernen, mehrte er ihre Zahl durch neue Werbungen in Flandern und Brabant, und statt die Ausländer, denen er die wichtigsten Ämter übergeben, von sich zu thun, rief er aus seinen ehemaligen Besitzungen in Frankreich Anhänger seines Hauses zu sich. Seine größte Hoffnung aber beruhte auf dem Papste. Wir wissen, daß Innocenz III. gleich anfangs Partei für den König genommen; auf der Reichsversammlung in Runnimede konnten die Magnaten nicht durchsetzen, daß sich Johann verpflichtete und Meister Pandulf und die Bischöfe dafür als Bürgen aufstellte, nie bei dem Papst den Widerruf seiner Zusagen erwirken zu wollen. Nun säumte der König auch nicht, seinen Oberlehnsherrn in Rom von den jüngsten Vorgängen in Kenntnis zu setzen und Protest einzulegen gegen die ihm abgedrungenen Zugeständnisse. Als Innocenz von den königlichen Gesandten über den Inhalt der Magna Charta belehrt wurde, rief er erzürnt aus: „Meinen die englischen Barone ihren König, der das Kreuz genommen und sich unter den Schutz des apostolischen Stuhls gestellt, vom Thron zu stoßen? Beim heil. Petrus, solche Beleidigung soll nicht ungestraft hingehen." Er erließ sofort kraft seiner oberlehnsherrlichen Rechte, welche der König feierlich anerkannt und die er in den Worten der Schrift: „ich habe dich über die Völker und Reiche gesetzt", für hinlänglich begründet ansah, ein

Der König ruft die Hilfe des Papstes an.

scharfes Sendschreiben, worin er den Inhalt der Vertragsurkunde verdammte und unter Androhung des Bannes die Ausführung untersagte.

Die Magnaten im Aufstand und im Bund mit Frankreich. 1215. 1216. Damit war die Losung zum offenen Kampf gegeben. Die Edelleute sammelten sich bei Oxford und Northampton, und um dem König und seinen fremden Söldnern widerstehen zu können, wandten sie sich um Hilfe an Frankreich. Sie erklärten sich bereit, den französischen Thronerben Ludwig, den Gemahl der königlichen Nichte Blanka von Kastilien, als König von England anzuerkennen und ihm Huldigung zu leisten. Die Gelegenheit war zu lockend, als daß nicht Philipp August trotz des mit Johann abgeschlossenen fünfjährigen Friedens auf die Vorschläge hätte eingehen sollen. Welche Zukunft öffnete sich für das französische Königshaus, wenn es gelang der Normannenherrschaft auf beiden Seiten des Kanals ein Ende zu machen! Nachdem die Verbündeten Eidschwur und Bürgschaft für ihre Treue geleistet, traf Ludwig Vorbereitungen zur Überfahrt nach dem Inselreich, wo bereits der Krieg begonnen hatte. Die Barone hatten sich der Burg von Rochester bemächtigt und eine Besatzung unter dem tapfern Wilhelm von Aubigny hineingelegt. Diese mußte sich nach einem verzweifelten Kampfe gegen Hunger und feindliche Übermacht an das Söldnerheer des Königs ergeben. Hundertundvierzig Ritter mit ihren Knappen wanderten in Burgverliese; Rochester war ein Trümmerhaufen. Die Freude Johanns über diesen Sieg wurde noch erhöht durch die energischen Schritte des Papstes zu seinen gunsten. Innocenz hatte den Befehl erteilt, daß in den Kirchen Englands die feierliche Exkommunikation gegen alle Widersacher des Königs verkündigt werde, er hatte den Erzbischof Stephan wegen seiner Verbindung mit den aufständischen Baronen von seinem Amte suspendiert, er hatte dem König von Frankreich und seinem Sohne jede Unternehmung gegen England untersagt, er hatte gegen den Willen des Kapitels um Gold und Gunst das Erzstift York mit einem Prälaten besetzt, der längere Zeit königlicher Kanzler gewesen. Sieges-
Jan. 1216. freudig zog im Anfang des neuen Jahres Johann gen Norden, um den Aufstand in seinem eigentlichen Herde zu ersticken. Brennende Dörfer und Höfe, verwüstete Felder und ausgeplünderte Burgen bezeichneten die Straße der verwilderten Mietlinge. Berwick, Roxburgh, Dunbar gingen in Flammen auf, die Güter der Gegner teilte er seinen Günstlingen zu. In ähnlicher Weise wüteten die Heerhaufen, mit denen Wilhelm Langschwert den Süden und Savary de Mauleon die östlichen Grafschaften durchzog. Allenthalben traf der Blick auf Zerstörung, Flucht und Elend; von den Kirchen und Altären wurden die Schutzflehenden weggerissen. Im März fiel auch das feste Colchester, und nun war ganz England mit Ausnahme Londons wieder in der Gewalt des Königs; ein neuer Bannfluch war über die Glieder des Verwaltungsrats und ihre Angehörigen, sowie über die Häupter der Londoner Bürgerschaft geschleudert worden.

Ludwig in England. 1216. Im Frühjahr trat jedoch eine Wendung ein. Der französische Königssohn hatte sich durch die Drohungen des päpstlichen Legaten von seinen Eroberungs-

gedanken nicht abhalten lassen. Ohne von Johann gehindert zu werden war er mit Schiffen und Mannschaft bei Sandwich auf der Insel Thanet gelandet. 21. Mai.
Canterbury und Rochester fielen in seine Hände, am 2. Juni zog er unter dem 2. Juni.
Jubel der Bürgerschaft und des Adels in London ein und nahm die Huldigung und den Treueid entgegen, nachdem er ihnen ihre guten Gesetze und Wiedererstattung ihres verlornen Eigentums zugesichert. Nun schöpften auch die Barone im Norden neuen Mut; in kurzem sah man wieder in allen Grafschaften die Edlen zu ihren Fahnen eilen und dem französischen Königssohne, der bereits in Winchester eingezogen war, die Hände reichen. Selbst Wilhelm Langschwert 14. Juni.
schloß sich ihnen an und lieferte seine Burg Salisbury aus. In dieser kritischen Lage entfaltete Johann große Energie und Thätigkeit. Er sorgte für gute Verteidigung der zahlreichen Burgen, die von seinen Söldnern gehütet wurden; er suchte durch günstige Verheißungen die Wankenden in der Treue zu erhalten, er weckte das Nationalgefühl der Engländer gegen den fremden Thronbewerber. Dabei leistete ihm der Papst wirksamen Beistand. Nachdem er sich vergebens bemüht, den französischen Königssohn von der Ungerechtigkeit seines Unternehmens zu überzeugen und zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, sprach er über ihn und seine Anhänger den Bannfluch aus und ließ denselben durch seinen neuen Legaten Guala in allen Kirchen Englands bekannt machen. Ludwig rechtfertigte sein Vorgehen: Johann habe sich des Thrones, zu dem ihn die Wahl der Magnaten berufen, unwürdig gemacht; daher sei von denselben Magnaten die Krone einem andern Gliede des Hauses Plantagenet zugewendet worden. Da die meisten Prälaten zu den Baronen hielten, so hatte der Bann keine große Wirkung. Ludwig setzte seine kriegerischen Unternehmungen fort, und wie sehr auch Johann dessen Verbindung mit den Edelleuten des Nordens und der Mitte zu verhindern bemüht war, so war doch die französische Partei stets im Wachsen. Besonders mehrten sich die Zuzüge, als die Nachricht Unerwartete Todesfälle.
von dem Ableben des Papstes Innocenz III. nach der Insel gelangte. Ludwig 16. Juli.
empfing die Botschaft im Lager vor Dover, wo er vergebens den tapfern Hubert de Burgh zur Übergabe zu zwingen suchte. Nun zweifelte er kaum mehr an dem Erfolg seiner Unternehmung; denn wenn auch der neue Kirchenfürst Honorius III. in die Fußstapfen seines Vorgängers trat, so fehlte ihm doch dessen Energie und politischer Scharfblick. Und bald sollte noch ein zweites unerwartetes Ereignis eintreten, der Tod des Königs Johann. Aufgeregt über einen Unfall, der ihn beim Übersetzen über den Meerbusen des Fasdike-Wash durch plötzliches Eintreten der Flut betroffen und mehrere Packwagen mit Schätzen und Kostbarkeiten fortgerissen, war er fieberkrank nach der Abtei Swineshead gekommen. Durch den Genuß von Pfirsichen und jungem Obst- 12. Okt.
wein steigerte er die Krankheit. Er ließ sich in einer Sänfte nach Newark am Trent schaffen, wo er kurz nachher in einem Alter von 49 Jahren starb. 19. Okt. 1216.

Charakter u. Regierung. Die Zeitgenossen haben wenig Gutes von König Johann zu berichten. Von kleiner, unschöner Gestalt und ohne ritterlichen Mut bildete er den Gegensatz von seinem Bruder Richard. Unmäßigkeit im Essen und Trinken führte frühe eine große Beleibtheit herbei. Vielfach hat man ihm geschlechtliche Ausschweifungen zum Vorwurf gemacht, und mehrere Söhne und Töchter, die außer den sechs Kindern seiner Gemahlin Isabella von Angouleme erwähnt werden, geben Zeugnis von der Richtigkeit der Beschuldigung. Unter den Beschwerden der Barone war wiederholt der Gelüste des Königs gegen die Ehre der ihm als Geiseln ausgelieferten Frauen und Töchter der Adelsfamilien gedacht worden. Auch von der Königin Isabella erzählte man sich allerlei Liebesabenteuer. Sie kehrte einige Jahre nach dem Tode Johanns nach ihrem Heimatland Poitou zurück und reichte ihre Hand dem jungen Grafen von Marche und Lusignan, dem Sohne ihres früheren Bräutigams. Es ist begreiflich, daß man an einem König, welcher seinen Neffen morden ließ, die Erbländer in Frankreich einbüßte, die Unabhängigkeit der englischen Krone preisgab, die erpreßten Reichtümer an fremde Söldner und Günstlinge verschwendete, die dunkeln Seiten besonders hervorhob und seine Regierung als eine Kette von Verbrechen und Unglück, von Schuld und Strafe darstellte. Der Beiname „Ohne-Land", der ihm einst im Scherz zugelegt worden, hatte am Ende seines Lebens eine tragisch-ernste Bedeutung erhalten. Nur nach einer Seite wird Johanns Regierung gepriesen — durch die Verbindung mit den Niederlanden und mit den deutschen Reichsstädten, insbesondere Köln und Bremen, war Handel und Verkehr in Aufschwung gekommen, der sich auch in dem Wachsen und Aufblühen der englischen Städte, insbesondere Londons, kund gab.

d. Heinrich III. und die Verfassungskämpfe.

1. Die Jahre der Unmündigkeit.

Veränderte Stimmung. Wenige Tage nachdem König Johann in der Kathedrale von Worcester in die Gruft gesenkt war, wurde sein neunjähriger Sohn Heinrich von den Anhängern des Hauses Plantagenet in der Abteikirche zu Gloucester zum König ausgerufen und von dem päpstlichen Botschafter, Kardinal Guala, mit einem 28. Okt. goldenen Reif gekrönt, nachdem er den herkömmlichen Krönungseid geleistet und dem Papste als Lehnsherrn von England Treue geschworen. Es war ein Glück für den königlichen Knaben, daß zwei verständige und wohlgesinnte Männer die Regentschaft führten — der Legat Guala und Graf Wilhelm von Pembroke, der Reichsmarschall, der nie in seiner Treue gewankt und sich alle Zeit um einen ehrlichen Ausgleich zwischen dem König und den Baronen bemüht hatte. Auf ihren Rat wurde die Magna Charta, nachdem man sie einer Revision unterworfen und mehrere Bestimmungen, namentlich die Bestimmung betreffend die Einsetzung eines „Widerstandskomitees" und dann auch die Klausel betreffend die Bewilligung der Schildgelder, daraus entfernt hatte, von dem König als zu Recht bestehend anerkannt und als Preis des Friedens und der Versöhnung dargeboten. Nun änderte sich die Stimmung, und man sah bald einige der angesehensten Barone in das Heerlager des Plantagenet übergehen. Man hatte schon längst eine Rivalität zwischen Engländern und Franzosen wahrgenommen. Der englische Adel bemerkte mit Verdruß, wie der fremde Fürst Güter und Schlösser

an seine Ritter zu vergeben begann; der sterbende Adam von Melun verriet es, daß im französischen Lager die von ihrem König abgefallenen Barone als Verräter und Rebellen bezeichnet würden, die man nach dem Siege mit ewiger Verbannung zu bestrafen gedenke.

Der gegen Johann geübte Zwang hatte von Anfang an manche Bedenken erregt: Pauli führt aus einer alten Chronik lateinische Spottverse folgenden Inhalts an: „England hat den Lauf der Welt gänzlich umgekehret; seltsam findet's jedermann, wenn er davon höret. Denn den Körper soll das Haupt fernerhin nicht zieren; seinen König will das Volk selber nun regieren.“

Es war daher nicht zu verwundern, daß in kurzem die königliche Partei Ausgang des Kampfes.
bedeutend wuchs. Umsonst holte Ludwig in den ersten Monaten des neuen 1216. 1217.
Jahres frische Hilfsmannschaft und Kriegsgerät aus Frankreich herbei; während 1217.
er abermals seine Kräfte gegen Dover richtete, erlitten seine englischen Bundesgenossen durch die mit dem Segen des Legaten ins Feld entsandte königliche Partei in und bei Lincoln eine schwere Niederlage, welche gegen dreihundert 20. Mai.
Barone und Ritter, darunter mehrere hervorragende Geschlechtshäupter, in Gefangenschaft lieferte. Die Stadt selbst wurde der Plünderung preisgegeben, Frauen und Kinder, welche sich mit ihrer Habe über den Fluß retten wollten, versanken mit den überlasteten Kähnen. Dieser Erfolg im Osten feuerte die Parteigenossen im Süden zu ähnlichen Kraftanstrengungen an. Als eine französische Flotte, sechzig Segel stark, von Calais aus nach der Themse fuhr, wurde sie von vierzig englischen Schiffen überwunden und als Beute weggeführt. 24. August.
Der Anführer, Eustache der Mönch, der so manches Jahr das Meer und die Küsten durch Seeräuberei unsicher gemacht hatte, wurde enthauptet und sein Kopf von Ort zu Ort als Siegeszeichen umhergetragen. Nun mußte Ludwig den Kampf aufgeben. Nachdem er mit Pembroke und dem Legaten einen Vertrag 11. Sept.
geschlossen, worin seinen englischen Anhängern ihre Güter, Rechte und Freiheiten zugesichert waren, entband er alle ihres Huldigungseides und traf dann Anstalten zur Abfahrt. Durch den Kardinal vom Banne befreit und von der 20. Sept.
Regierung zur Bestreitung der Kosten mit 10,000 Mark unterstützt, verließen die fremden Gäste das englische Land. Die Gefangenen wurden mit und ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt und bald war durch die versöhnenden Maßregeln der Regenten das ganze Reich geeinigt und beruhigt.

Die gebannten Geistlichen thaten Buße und wurden zu Gnaden angenommen; Friede und neue Krönung.
auch der König von Schottland und die Fürsten von Wales und Man traten dem Frieden 1218—1220.
bei. Zugleich war die Regierung beflissen den großen Freibrief durch zweckmäßige Abänderungen und Zusätze, besonders in betreff der Rechtspflege, der Forstgesetze und des Landfriedens, so zu gestalten, daß die Interessen aller Parteien befriedigt wurden und die Urkunde somit mehr und mehr als Ausdruck und Inbegriff des öffentlichen Rechts, als die Grundlage der Verfassung und des Staatslebens gelten konnte. Das edle Bestreben der Regenten, das Land zu beruhigen und die Leidenschaften zum Schweigen zu bringen, wurde nicht wenig gefördert durch den milden und gemäßigten Charakter des Papstes Honorius III., der als Oberlehnsherr mit väterlicher Fürsorge

1219. über das Reich und den König wachte. Er sandte den Kardinal Stephan Langton, den Innocenz während der bürgerlichen Unruhen in Rom festgehalten hatte, in sein Erzstift Canterbury zurück; als der Legat Guala, der an der Erziehung des jungen Königs den größten Anteil hatte und dessen sanfte, hingebende Natur mit Ehrfurcht vor der Kirche erfüllte, nach Italien zurückkehrte, um in Vercelli seine Tage zu beschließen, übertrug er dessen Stelle dem Pandulf, der zwar der Habgier und Herrschsucht beschuldigt ward, aber, mit den englischen Verhältnissen vertraut, die versöhnende und beruhigende Politik fortsetzte, wobei ihm Hubert de Burgh, der Nachfolger des 1219 verstorbenen edlen Pembroke im Amte des Großrichters, hilfreich zur Seite stand. Sodann vermittelte der heil. Vater zwischen Frankreich und England den Frieden von London. Auch der Kreuzzug, der viele fehdelustige Ritter nach Damiette führte,
17. Mai 1220. war der Beruhigung des Landes förderlich. So konnte das Pfingstfest des Jahres 1220, an welchem der Erzbischof unter großen Feierlichkeiten in Westminster den jungen König zum zweitenmal krönte und weihte und dieser seinen frommen Sinn durch die Grundsteinlegung zum Neubau der stolzen Westminsterabtei bethätigte, als der Anfang einer besseren Zeit von der ganzen Nation mit freudigem Herzen und frohen Hoff-
7. Juli. nungen begangen werden. Das große Kirchenfest, das einige Wochen nachher in Canterbury gefeiert wurde, als der Erzbischof unter dem Zuströmen einer zahllosen Volksmenge aus nah und fern die Gebeine des heil. Märtyrers Thomas aus der unterirdischen Gruft erheben und in einem von Gold und Edelsteinen funkelnden Schrein hinter dem Hochaltare beisetzen ließ, konnte als der Schluß der Friedens- und Versöhnungstage angesehen werden.

Neue Unzufriedenheit. Doch war dieser Friedenszustand nicht von Dauer. Auch wenn der Sturm sich gelegt hat, sind die Wogen der See noch lange in wilder Bewegung. Nicht alle Parteihäupter waren mit dem Ausgang des Kampfes zufrieden. Wie viele hatten sich der nationalen Partei aus unlauteren Motiven, aus Privatinteressen, aus Fehdelust, aus Rachsucht angeschlossen, die sich nun nicht sofort wieder unter die Macht des Gesetzes und der Ordnung beugen wollten. Wie viele Abenteurer hatte König Johann aus der Fremde in das Inselreich gezogen und mit Gütern und Burgen belehnt, die sie nun den früheren Eigentümern zurückgeben sollten! Wie viele sahen mit Neid und Mißgunst auf die hohe Stellung des Legaten Pandulf, der, erfüllt von Nepotismus, eine große Anzahl seiner Freunde und Verwandten nach England berief und mit den Reichtümern des Landes ausstattete, und auf Hubert de Burgh, der das Amt eines Großrichters mit so rücksichtsloser Strenge verwaltete und gar manchen Unruhstifter mit dem Strange bestrafte! Aus diesen verschiedenen Elementen bildeten sich Scharen von Mißvergnügten, welche von Zeit zu Zeit den gebotenen Landfrieden brechend und Gesetz und Obrigkeit verachtend durch Aufstände und Überfälle die bürgerlichen Kämpfe vergangener Tage erneuerten. Das kriegerische Waliser Bergvolk, das jedem Landesflüchtigen ein Asyl gewährte, leistete dem anarchischen Treiben im Nachbarlande Vorschub.

Faukes de Breaute. Unter diesen unruhigen Häuptlingen ragte Faukes de Breaute, ein normännischer Abenteurer, durch Trotz und Verwegenheit hervor. Wegen seines Mutes und seiner Hingebung von König Johann besonders begünstigt und mit einer Reihe von Burgen

belehnt, die er noch durch das Heiratsgut seiner Gemahlin Margarete, Witwe des Grafen Balduin von Devonshire und Wight, vermehrte, weigerte er sich, diese Besitzungen herauszugeben. Im Bunde mit dem Grafen von Albemarle, einem zweideutigen, ränkevollen Manne, mit dem intriganten Peter des Roches aus Poitou, den einst König Johann unter seine Vertrauten gewählt und zum Bischof von Winchester erhoben, mit dem gewaltthätigen Grafen von Chester und unterstützt von seinen Brüdern, Verwandten und Landsleuten, die er über den Kanal zu sich berufen, trotzte er lange Zeit den Geboten der Regierung und störte den friedlichen Verkehr durch Fehden und kriegerische Gewaltthat. Erst als seine feste Burg Bedford nach verzweifelter Gegenwehr von dem König selbst durch einen merkwürdigen Belagerungskrieg zur Übergabe gezwungen und sein Bruder nebst dreiundachtzig seiner verwegenen Gesellen durch ein Blutgericht zum Tode verurteilt und aufgeknüpft worden, 1224.
mußte er sich unterwerfen. Sein Leben wurde geschont, aber so arm, wie er einst das Land betreten, mußte er es als Geächteter und Gebannter wieder verlassen. Er suchte Schutz in Rom, wo er die königlichen Ratgeber, vor allen de Burgh und den Erzbischof Stephan, verdächtigte und sich die Erlaubnis zur Rückkehr erwirkte. Aber auf der Reise ereilte ihn der Tod. 1226.

Die Fehdelust und das unruhige Treiben der Großen erhielten einen neuen Krieg mit Frankreich.
Impuls, als nach dem Tode Philipp Augusts sein Sohn Ludwig VIII., der un- 1224–1226.
versöhnliche Gegner der Plantagenets, den französischen Thron bestieg und alsbald Anstalten traf, dem englischen Herrscherhause auch noch die letzten Besitzungen zwischen Loire und Garonne zu entreißen. Niort, St. Jean d'Angely, Sommer 1224.
Larochelle fielen in seine Hände und in kurzem war Ludwig Herr von ganz Poitou. Der englische Hof knüpfte durch den Erzbischof Engelbrecht von Köln Unterhandlungen mit den Hohenstaufen an; man hoffte durch eine Familienverbindung aus Deutschland Hilfe zu erlangen; es wurde früher erwähnt, daß dieser Plan, für welchen König Heinrich große Geldopfer brachte, durch die Ermordung des Erzbischofs und die kaiserliche Politik Friedrichs II. vereitelt ward (S. 141). Um so erfolgreicher waren die Bemühungen der englischen Regierung, im eigenen Lande eine patriotische Erhebung hervorzurufen. Um den Preis einer neuen Bestätigung der großen Freiheitsurkunden durch den König und den gesamten Reichs- 11. Febr. 1225.
rat gaben alle Stände ihre Einwilligung, daß eine Geldumlage (die Quintadecima) durch alle Grafschaften erhoben würde. Die auf diese Weise erlangte hohe Summe, zu welcher die Juden noch 5000 Mark beisteuerten, gewährte die Mittel zu großen Kriegsrüstungen, so daß des Königs sechzehnjähriger Bruder Richard, Graf von Cornwallis, dem sein Oheim Hugo von Salisbury und andere erfahrene Feldherren zur Seite standen, eine gutbemannte Flotte von 300 Segeln an die Mündung der Garonne führen konnte. Dieser Anstrengung hatte es Heinrich III. zu danken, daß Bordeaux und die Gascogne der englischen Herrschaft erhalten blieben.

Graf Hugo kehrte gegen Ende des Jahres krank nach England zurück, wo er bald ins Grab sank. Als Sohn der Rosamunde Clifford, treuer Anhänger des Königs und Stifter des herrlichen Domes von Salisbury lebt sein Andenken fort. Obschon der

länderſüchtige Graf Peter von der Bretagne und der gebannte Graf Raimund von Toulouse mit Richard und ſeinen Ratgebern in Verbindung getreten waren, ſo hätte doch ſchwerlich die engliſche Herrſchaft in Südfrankreich gegen den energiſchen König Ludwig VIII., der gerade damals mit den Albigenſern im Kampfe lag, auf die Dauer behauptet werden können, wäre dieſer nicht plötzlich im achtunddreißigſten Lebensjahr
8. Nov. 1226. in Montpenſier einem Fieber erlegen. Die drohende Haltung der mächtigen Feudalherren, welche die Jugend des Nachfolgers benutzen wollten, um die frühere Unabhängigkeit wieder zu erlangen und die von Philipp Auguſt mühſam begründete Reichseinheit aufzulöſen, legte der klugen Königin-Witwe die Notwendigkeit auf, mit England ein Abkommen zu treffen, damit nicht die franzöſiſchen Dynaſten dort eine Stütze fänden und nicht ähnliche Zuſtände einträten, wie in England beim Tode Johanns. Denn bereits hatte Savary de Mauleon, der einſt Ludwig als ſeinen Lehnsherrn anerkannt und die Stadt Larochelle ihm zugeführt, wieder die engliſche Fahne aufgepflanzt und dieſe wichtige Seeſtadt, den Schlüſſel von ganz Poitou, aufs neue der Herrſchaft Eng-
1226. lands unterworfen. Der Vergleich mit Frankreich ſicherte dem König Heinrich III. den Beſitz von Poitou und der Gascogne, gerade als er in die Jahre der Mündigkeit trat und mit Zuſtimmung der Reichsverſammlung die Regierung in eigenem Namen zu führen begann. Wie häufig auch noch in der Folge von Heinrich III. die Wiedereroberung der Beſitzungen ſeiner Vorfahren verſucht wurde, ſeine Unternehmungen waren erfolglos. Nach einigen Feldzügen und ritterlichen Fehden kamen gewöhnlich Friedensſchlüſſe zu ſtande, welche die beſtehenden Zuſtände auf einige weitere Jahre garantierten. Die Opfer, welche England unter dem unfähigen und unkriegeriſchen König an Gut und Blut darbrachte, um das Erbe der Normannen und Plantagenets wieder mit dem Inſelreiche zu vereinigen, waren vergeblich. Ludwig IX. und ſeine Mutter Blanka behaupteten die Eroberungen Philipps II. im weſtlichen Frankreich. In dem Frieden
1243. von Bordeaux ging auch Poitou und die Inſel Ré den Engländern verloren.

2. Heinrich III. und ſeine Ratgeber.

Die Ritterfehden u. ihre geſchichtliche Bedeutung.

Heinrich III. war ein wenig begabter Fürſt, der auch nach ſeiner Mündigkeitserklärung nie zum ſelbſtändigen Handeln kam. Die Reichsgewalt lag noch wie vor in den Händen Huberts de Burgh, des Großrichters, den der König zum Grafen von Kent erhob. Ein energiſcher, durchgreifender Edelmann von ſtrengem Charakter beherrſchte er den ſchwachen Monarchen, der ihn mehr fürchtete als liebte und ſich nur mit innerem Widerſtreben unter ſeinen ſtarken Willen beugte.

Dieſer Einfluß Huberts auf die Regierungsgeſchäfte, der ſeit der Abberu-
1226. fung (1221) und dann ſeit dem Tode Pandulfs noch höher ſtieg, erzeugte wachſende Unzufriedenheit unter den geiſtlichen und weltlichen Großen und fortwährende innere Bewegungen. Es iſt dasſelbe Ankämpfen des Feudalismus gegen die königliche Einherrſchaft, welches wir um dieſelbe Zeit in Frankreich und anderen Ländern wahrnehmen; aber während in Deutſchland der dynaſtiſche Partikularismus die kaiſerliche Zentralgewalt lähmte und auflöſte, in Frankreich das Königtum die widerſtrebenden Elemente überwand und die monarchiſche Gewalt konſolidiert ward, erſtarkte in England unter den inneren Kämpfen des Lehnadels gegen den Thron die Herrſchaft des Geſetzes, gewannen die in der Magna

Charta niedergelegten Grundrechte der Nation festeren Boden und ausgedehntere Geltung. Wie wenig auch die Fehden der Großen untereinander, die Burgkriege und Belagerungen in England selbst, die romantischen Ritterkämpfe in den Schluchten und Bergen von Wales, wo der unermüdliche Fürst Llewellyn und seine Söhne troß Bann und Acht bald gegen den Grafen von Pembroke, den tapfern Sohn des Reichsmarschalls, bald gegen die königlichen Truppen und andere Grenzbarone die wilde Freiheit ihres Landes mit Blut und Eisen verfochten, oder die Waffenthaten in den schottischen Grenzmarken und in den Thälern und Sümpfen Irlands in einer allgemeinen Weltgeschichte ihre Darstellung finden können: für den Entwickelungsgang des englischen Staatslebens waren sie nicht ohne Bedeutung. Sie schwächten und brachen die Sonderbestrebungen der Lehnsbarone und förderten, indem sie die Verschiedenheit der Abstammung verwischten und alle Volkselemente in Fluß setzten, den Aufbau des Verfassungsstaats auf der Grundlage des großen Freibriefs, der sich unter dem Widerstreit der Parteien immer mehr als das feste Bollwerk der öffentlichen Wohlfahrt und Rechtssicherheit darstellte.

An der Begründung dieser Herrschaft des Gesetzes hatte niemand eifriger mitgewirkt als der Großrichter Hubert de Burgh, aber auch niemand sich so viele mächtige Feinde zugezogen, die an seinem Sturze arbeiteten. Lange hielt Heinrich an dem treuen Diener fest und wies alle Verdächtigungen desselben zurück. Endlich gelang es dem ränkesüchtigen Peter des Roches aus Poitou, als er vom Kreuzzug Friedrichs II. zurückgekehrt den König einst in seinem bischöflichen Palaste zu Winchester bewirtete und mit Erzählungen unterhielt, die Seele des schwachen Fürsten mit Argwohn zu füllen, als ob Hubert die Königsmacht zu erniedrigen trachte. Heinrich geriet in Zorn; er entsetzte den Großrichter seines Amtes und wendete seine Gnade von ihm ab. Ein Landsmann des Bischofs, Peter von Rivaux, der allgemein als dessen Sohn galt, erhielt Huberts Stelle, und beide wandten nun alle Ränke und Kunstgriffe an, um ihre Anhänger in die Ämter und in die Umgebung des Königs zu bringen. Jetzt erhoben sich alle Widersacher des gestürzten Großrichters, die bisher ihren Haß in der Brust verschlossen gehalten hatten, zu Anklagen und Beschuldigungen. Eine Reihe von Ungerechtigkeiten und Willkürhandlungen wurde beigebracht, um eine Klage wegen Hochverrats darauf zu gründen. Der schwache Monarch ließ sich als Werkzeug kleinlicher und gehässiger Gesinnung gebrauchen. Hubert mochte sich immerhin auf eine Urkunde Johanns berufen, die ihn jeder Rechenschaft enthob; man erklärte sie für ungültig und setzte einen Gerichtstag fest. Vergebens suchte der von allen Seiten Bedrängte sich seinen Verfolgern durch die Flucht in eine Kapelle zu entziehen; man nötigte ihn durch Hunger zur Übergabe und führte ihn in Ketten nach dem Tower. Nun wurde er vor ein aus seinen Gegnern gebildetes Gericht gestellt und auf den Tod verklagt. Er wies jede Verteidigung zurück und appellierte an die Gnade des Königs.

Hubert gestürzt. 1232.

Dieser schenkte ihm das Leben, entzog ihm aber alle Lehen und stellte ihn im Schloß Devizes unter die Hut der Grafen von Cornwall, Pembroke und Lincoln.

Fremde Günstlinge. Nunmehr rief der neue Günstling Peter des Roches aus Poitou und der Bretagne Scharen von Glücksrittern herbei, es heißt gegen zweitausend, die mit Roß und Waffen in seine Dienste traten und aus deren Mitte die Sheriffs, Burgvögte und Lehnsverweser gewählt wurden. So war denn der König durch einen Schwarm von fremden Günstlingen von seinem Volke geschieden und die nationale Entwickelung noch einmal in ihrem innersten Kern bedroht. Von schlimmen Ratgebern geleitet betrat Heinrich III. die Bahn des Vaters. Der monarchische Lehnsstaat, wie er von den normännischen Herrschern begründet, von den ersten Plantagenets ausgebildet worden, sollte auf den Trümmern der Volksrechte wieder in der ganzen Machtfülle aufgerichtet werden. Patriotische Männer, wie Gilbert Basset, Richard Siward u. a., wurden geächtet, ihre Güter an die Kreaturen Peters des Roches verliehen.

Graf Pembroke und die Verfassungspartei. Aber die Verfassung hatte bereits zu feste Wurzeln geschlagen, als daß der neue Sturm sie hätte umwerfen können. Graf Richard von **Pembroke**,
1233. 1234. der würdige Sohn des verstorbenen Reichsmarschalls, ein vaterländisch gesinnter, tapferer Edelmann, reich begütert in den beiden Inseln, sammelte die Unzufriedenen und Verfolgten unter seine Fahne, befreite den von Mördern bedrohten Hubert de Burgh, der durch eine wunderbare Flucht aus Schloß Devizes in den heil. Raum einer Kirche sich gerettet hatte, und rief zum Kampf auf wider die meineidigen Verräter, die den König umgarnt hielten und zu tyrannischen Handlungen verleiteten. Umsonst warb Heinrich III. Söldner aus Flandern und Poitou und zog, begleitet von dem Bischof, von dessen Neffen oder Sohn Peter von Rivaux, von den Grafen von Norfolk und Salisbury und andern Anhängern, gegen Pembroke ins Feld; der ritterliche Mann stritt mit solcher Tapferkeit und Gewandtheit, daß das englische Volk mit Bewunderung auf ihn blickte und ihn als Nationalhelden feierte. Wie in den traurigen Zeiten Johanns gaben zerstörte Burgen, niedergebrannte Ortschaften, zertretene Fruchtfelder und erschlagene Menschen Zeugnis von der Wut, mit der sich das englische Volk im neuen Bürgerkriege selbst zerfleischte. Ausgleichsversuche blieben vergeblich: denn auf einem
1233. Tage zu Oxford weigerten sich die Barone persönlich zu erscheinen und erklärten, „daß sie des Königs Ladung niemals Folge leisten und einen neuen König wählen würden, sofern Heinrich nicht den Bischof und die Herren aus Poitou entlassen würde". Nach einiger Zeit gelang es jedoch dem Erzbischof Edmund, der wie die Mehrzahl des Klerus fest zu der Verfassung hielt, dem König die Augen zu öffnen. Auf einem Verhandlungstage zu Westminster machte er demselben ernste Vorhaltungen, ja er bedrohte ihn mit der Exkommunikation, wenn er nicht seine Regierungsweise änderte. Heinrich ging in sich und beschloß, die falschen Ratgeber zu entfernen. Aber der ritterliche Marschall erlebte den Umschwung nicht mehr. Es war dem feindseligen Bischof von Winchester ge-

lungen, die Irländer unter die Waffen zu rufen und zum Angriff auf die Besitzungen des Grafen zu reizen. Als nun der mutige Edelmann mit einem Fähnlein Getreuer gegen die Verwüster seiner Burgen auszog, empfing er im ungleichen Kampfe nach der tapfersten Gegenwehr eine Wunde, die unter den ungeschickten Händen eines verräterischen Arztes seinem Heldenleben ein Ende machte. Bei der Trauerbotschaft wehklagte Heinrich „wie einst David über den Tod Sauls und Jonathans". Nun wurden die Häupter der nationalen Partei, Gilbert, der Bruder und Erbe des getöteten Marschalls, Hubert de Burgh, Siward, Basset und alle von dem Bischof Geächteten, zu Gnaden angenommen und in ihre Güter und Ehren wieder eingesetzt; Peter des Roches aber und seine Genossen mußten ihre einflußreichen Ämter aufgeben und für ihre Mißverwaltung Geldbußen erlegen. 16. April 1234. Mai 1234.

Der Bischof und Peter von Rivaux begaben sich darauf nach Italien, wo sie dem Papste in seinen Kämpfen beistanden. Der erstere kehrte jedoch nach einem Jahr wieder nach Winchester zurück, wo er am 9. Juli 1239 mit Hinterlassung großer Reichtümer gestorben ist. Wie zur Feier der neuen Versöhnung zwischen König und Volk wurden damals Einleitungen zu einem doppelten Vermählungsfest getroffen. In den schönen Sommertagen feierte Kaiser Friedrich II. zu Worms sein Beilager mit Heinrichs jüngster Schwester Isabella (S. 165), und zu Anfang des folgenden Jahres wurde Eleonore, die zweite Tochter des Grafen Raimund Berengar von der Provence, deren ältere Schwester der König von Frankreich zur Gemahlin erkoren, dem englischen König in Canterbury angetraut und in Westminster mit großer Pracht gekrönt. An das Hochzeit- und Krönungsfest schloß sich ein Reichstag in der Priorei Merton, auf welchem die große Landesurkunde noch durch einige Bestimmungen über Lehnrecht ergänzt wurde. 23. Jan. 1236.

3. Römische Erpressungen und nationale Opposition.

Neben dem Einfluß fremder Günstlinge und Abenteurer war vor allem die innige Verbindung des Inselreiches mit Rom für die englische Nation unheilvoll. Seitdem Johann die Oberlehnsherrlichkeit des apostolischen Stuhles anerkannt, betrachteten die Päpste das Eiland als ihr Fruchtfeld, dessen Ertrag sie für ihre wachsenden Bedürfnisse zu verwerten berechtigt seien. Außer dem jährlichen Lehnzins und dem Peterspfennig gab die Kreuzzugssteuer, gaben die Missionen der Legaten, die von Wechslern und Wucherern begleitet das Land durchzogen und aussaugten, gaben die Besetzungen der geistlichen Stellen dem römischen Hof Gelegenheit, große Summen aus dem Reiche zu ziehen. Die kirchliche Wahlfreiheit, die in der Magna Charta so nachdrücklich gewährleistet war, wurde gerade von dem Oberhaupte der Kirche am wenigsten geachtet. England eine päpstliche Domäne.

Nach dem Tode des Erzbischofs Stephan wurde der Metropolitansitz eigenmächtig von Rom aus besetzt, und als zwei Jahre nachher der neue Erzbischof Richard starb, verwarf Papst Gregor IX. dreimal den von der Klostergemeinde gewählten Prälaten und verlieh das Pallium an Edmund von Salisbury. Konvent und Episkopat fügten sich in stummem Gehorsam. Und was an der ersten Stelle hingenommen wurde, konnte bei untergeordneten Pfründen noch leichter gewagt werden. Ausländische Geistliche, 9. Juli 1228. 1230.

besonders Italiener, die sich einflußreicher Protektion zu erfreuen hatten, kamen scharenweise nach England, um mit Kirchenämtern versorgt zu werden. Sie benutzten die Gelegenheit zum Ansammeln von Schätzen, mit denen sie dann nach einigen Jahren in die Heimat zurückkehrten, um den Rest ihrer Tage in Überfluß zu verleben. Schon Honorius hatte von jedem Sprengel den Ertrag zweier der ersten Pfründen, von jeder Abtei das Einkommen zweier Mönche verlangt; unter Gregor IX. mehrten sich die
1231. Mißbräuche derart, daß sich eine Verbrüderung von einheimischen Priestern und Rittern bildete, welche den römischen Erpressungen, dem Eindringen fremder Prälaten, den Pfründenhäufungen in einer Hand, den zahllosen päpstlichen Kunstgriffen zum Geldsammeln entgegenzutreten sich verpflichteten. Es kam vor, daß päpstliche Sendlinge überfallen, mißhandelt, getötet, die Bullen mit Füßen getreten wurden; daß man sich an den Kassen und Kornspeichern der geistlichen Wucherer vergriff. Vorab war Rom selbst eine Wechslerbude, ein Geldmarkt. Wer dort etwas erlangen wollte, mußte vor allem bedacht sein, die Hände der Kardinäle und ihrer Nepoten mit Gold zu füllen.

Steigende Macht der Fremdlinge. Als infolge des großen Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum, wobei der vom Kreuzzug heimkehrende Richard von Cornwallis vergebens zu vermitteln suchte (S. 190), die Bedürfnisse des apostolischen Stuhles wuchsen, mehrten sich auch die Geldforderungen an England. Dies geschah zu einer Zeit, da die zahlreichen Brüder der Königin Eleonore am englischen Hof großen Einfluß erlangten und die Schwäche und Freigebigkeit des königlichen Schwagers zur Erwerbung von unermeßlichen Reichtümern mißbrauchten. Mit ihnen zog ein Schwarm provençalischer Glücksritter über den Kanal, die sich in die Nähe des Königs drängten, ihn mit Mißtrauen gegen die Barone füllten und die einträglichsten Hof- und Staatsämter nebst Lehnsgütern und Einkünften in ihre Hände zu bringen wußten. Während der einheimische Adel zurückgesetzt ward, Hubert de Burgh in Ungnaden sein Leben beschloß, sah man in der Umgebung des Monarchen ausländische Verwandte und Ritter, welche in der Brust des eiteln Fürsten das Gelüste nach Selbstherrlichkeit weckten und nährten, seinen Hang zu Prunk, Verschwendung und Hoffesten förderten und eine Kluft zwischen König und Volk schufen. Auch Richard von Cornwallis, welcher sich mit Sancha, einer jüngeren Schwester der Königin, vermählte, und Simon von Montfort, der dritte Sohn des bekannten Kreuzfahrers, welcher durch seine Heirat mit Heinrichs und Richards Schwester, Eleonore, die Grafschaft Leicester erworben hatte, bewegten sich damals mit Vorliebe in den Kreisen dieser fremden Höflinge. Bald mehrte sich die Zahl derselben noch, als auch die vier Söhne der Königin Isabella aus ihrer zweiten Ehe mit dem Grafen von La Marche nebst einem großen französischen Gefolge nach England zogen, um an dem Hofe ihres Stiefbruders Ehrenstellen und Reichtümer zu suchen. Alle diese fremden Edelleute machten mit den päpstlichen Legaten und Unterhändlern gemeinsame Sache. Die einen wie die andern suchten sich auf Kosten des ihnen fremden und gleichgültigen Volkes zu bereichern; die Hierarchie, die königliche Sippschaft, die ausländische Aristokratie wetteiferten miteinander in der Aussaugung des Landes, und da sie ihre Zwecke nur durch die Gunst und Gnade des Königs erreichen konnten, so

suchten sie dessen Macht auf Kosten der Rechte des englischen Adels und der Kirche zu erhöhen und ihn von der Gemeinsamkeit ihrer Interessen und Vorteile zu überzeugen. So reichten Hierarchie und Feudalität dem königlichen Despotismus die Hände zum verhängnisvollen Bunde.

Der Legat Otho und Meister Peter Rubeo, ein anderer päpstlicher Abgeordneter, boten alle Mittel auf, um den wachsenden Bedürfnissen des Kirchenfürsten durch englische Hilfsgelder entgegenzukommen, wobei sie durch die Bettelorden, welche auch in dem Insellande für das Papsttum und die orthodoxe Kirche zu wirken begonnen, thätig unterstützt wurden. Unter den verschiedensten Namen und Vorwänden wurde die hohe und niedere Geistlichkeit, wurden Kirchen und Klöster zu neuen Abgaben herangezogen, wurden Rechtsentscheidungen, Absolutionen von Gelübden und Kirchenstrafen verkauft, wurde die Besetzung geistlicher Ämter zu einer Einnahmequelle gemacht, wurde jede Art von Simonie geübt. Die reichsten Pfründen kamen durch sogenannte Provisionen in die Hände von Ausländern, welche sich zur Abgabe eines Teiles der Einkünfte verpflichteten oder vor Erlangung der Stelle eine Geldsumme entrichteten. Die Rechte der Patronatsherren wurden umgangen. Man sagte von dem Legaten Otho, er habe mehr Geld aus England weggeführt als zurückgelassen, und von Johann Mansel, einem Günstling des Königs, hieß es, er habe Pfründen bis auf 18,000 Mark Wert im Jahr besessen. Als Erzbischof Edmund, ein wegen seines heiligen Wandels hochgefeierter Kirchenmann, auf einer Reise nach Rom in Frankreich starb, bewirkte Heinrich, daß Bonifaz von Savoyen, einer der Oheime der Königin, auf den Metropolitansitz erhoben ward, dessen Einkünfte derselbe dann für die Fehden seines Hauses in Savoyen verwendete. Selbst von dem Glaubenseifer des gelehrten Bischofs Grosseteste von Lincoln wußte die päpstliche Hierarchie Vorteil zu ziehen, sowenig sonst dessen nationale Gesinnung und sein Widerstand gegen Pfründenhäufung und Provisionen dem herrschenden System günstig waren. Als der Legat Otho nach Rom eilen wollte, um dem Konzil beizuwohnen und seine erpreßten Schätze dem heil. Vater zu Füßen zu legen, fiel er in die Gefangenschaft des Kaisers (S. 189). Am höchsten stieg der Druck unter Innocenz IV. Dieser herrschsüchtige Kirchenfürst, der seinen Sitz in Lyon aufschlug, sah sich zur Bestreitung seiner hohen Ausgaben ganz auf fremde Hilfe angewiesen (S. 208); und der in Geldsachen und Intrigen sehr erfahrene Genuese verstand es, die Verhältnisse in England zu seinem Vorteil auszubeuten. Unter den verschiedensten Rechtstiteln mehrte er seine Bezüge: bald sprach er den Ertrag erledigter Pfründen an, bald eine außerordentliche Umlage, bald die Hälfte der in commendam erteilten Benefizien, bald das Vermögen der ohne Testament verstorbenen Geistlichen. Diese Bedrückungen wurden noch unerträglicher dadurch, daß die Eintreibung der Summen italienischen Kaufleuten und Wucherern übertragen wurde, die bei dem Geschäft nicht leer ausgehen wollten. Auf dem Konzil von Lyon mußte Innocenz von den englischen Prälaten die bittere Klage hören, daß so viele Pfründen in den Händen von Italienern seien, welche meistens außer Landes lebten und alljährlich an 60,000 Mark wegtrügen. Aber alle Klagen und Beschwerden des Klerus und Adels verhallten in den Wind: der päpstliche Hof brauchte Geld, über die Mittel war Innocenz nicht bedenklich. Den schwachen und eiteln König wußte er durch glatte Worte und Versprechungen zum Schweigen zu bringen, oder er übersah es, wenn auch die Krone in bedrängten Lagen bei der Kirche Hilfe suchte, und ließ es geschehen, daß Heinrich III. unter dem Vorgeben eines Kreuzzugs von der englischen Geistlichkeit einen Zehnten erhob, bei dem er freilich gleichfalls seinen Vorteil hatte.

Wachsende Bedeutung der Reichsstände. Aber die Dinge nahmen einen andern Gang, als die fremden Höflinge wünschten. Der König war oft in bedrängter Lage. Die Verschwendung des prachtliebenden Hofes verschlang hohe Summen; aus den erledigten Kronlehen konnte kein Gewinn gezogen werden, da sie sofort an die französischen Günstlinge ausgegeben wurden; die Feldzüge gegen die unruhigen Fürsten von Wales und nach der Gascogne, der letzten Besitzung Englands im südlichen Frankreich, auf welche Alfons von Kastilien seine Augen geworfen hatte, verursachten große Ausgaben. Der König mußte daher häufig die Reichsstände, die jetzt bereits gewöhnlich mit dem Namen „Parlament" belegt wurden, zusammenrufen, um von ihnen Hilfe und Beistand in seiner Not zu erlangen. Auch an die Bürgerschaften der größeren Städte und an die Korporationen der Kaufleute wandte er sich mit seinen Forderungen. Wie drückend auch diese oft waren, sie wurden meistens bewilligt, aber nur um den Preis vermehrter Rechte. Die Stadtgemeinden und Handelsgesellschaften erwirkten sich Freibriefe und Privilegien; die geistlichen und weltlichen Herren erweiterten und ergänzten die Magna Charta. Auf diese Weise befestigte sich das Verfassungsleben in England; das Steuerbewilligungsrecht, in dem ersten Entwurf nur für einen bestimmten Fall gewahrt, galt bald allgemein als unbestreitbares Recht der Stände, und diese nahmen zugleich die Gelegenheit wahr, um die Schäden des Staats, die Gebrechen der Regierung, die Mißbräuche im öffentlichen Leben zur Sprache zu bringen und zu rügen. So erhielt der englische Verfassungsbau den Charakter eines Vertrags zwischen König und Volk; man schloß ein Kompromiß auf Grund gegenseitiger Pflichten und Rechte, wobei das Herkömmliche, Überlieferte stets die Grundlage blieb, aber im Geiste der fortschreitenden Zeit und der veränderten Bedürfnisse und Zustände manche Umbildung erfuhr.

1254. Der erwähnte Feldzug gegen die Basken endigte mit einer Übereinkunft, kraft deren Heinrichs Erstgeborner Eduard mit der Gascogne belehnt und mit Eleonore von Kastilien, Alfons' Schwester, vermählt ward.

Der Papst und der englische Hof. Um diese Zeit tauchte am päpstlichen Hof der Plan auf, das englische Königshaus durch den Stachel des dynastischen Ehrgeizes und durch die lockende Aussicht auf glänzende Machtstellung noch inniger an die Kurie zu fesseln, ein Plan, welcher für die englische Nation eine Quelle neuer Leiden und Bedrückungen ward. Es wurde früher der Verhandlungen gedacht, welche die Erhebung des jüngeren Königssohnes Edmund auf den Thron von Sizilien zum Zweck hatten und die Wahl des Grafen Richard, des reichen Besitzers der Landschaft Cornwallis mit den ergiebigen Zinngruben, zum römisch-deutschen Kaiser beförderten, sowie der unerschwinglichen Geldleistungen, zu denen alle Stände herangezogen wurden (S. 291 f., 310 f.). „Es gewann das Ansehen, als ob England nicht mehr ein freies, auf die Benutzung seiner Kräfte zu eigenen Zwecken angewiesenes Königreich wäre: mit allen seinen Reichtümern war es

dem Papst zu Rom dienstbar; die Krone war gleichsam ein Organ der Hierarchie."

Heinrich III. glaubte die Ehre, die durch die Übertragung des sizilianisch-apulischen Reichs an Edmund dem Hause Plantagenet zu teil ward, nicht hoch genug erkaufen zu können. Er verpflichtete sich zur Zahlung der von dem römischen Stuhl in dem apulischen Krieg aufgewandten Summe von 135,541 Mark Sterling, und Alexander IV. beauftragte italienische Kaufleute und Wechsler mit deren Eintreibung. Aber wie sollte in jener geldarmen Zeit ein solches Kapital aufgebracht werden? Was man von den Kommunen und von der Kirche erbettelte, was man den Juden und Wucherern abpreßte, was man durch Anlehen zusammenbrachte, wurde von den habgierigen Gelderhebern, die das Land durchzogen, nur als Abschlagszahlung betrachtet, der bald neue Forderungen folgten. Dazu kamen noch Kriege in Wales und Schottland; 1257. 1258. und um die Zeit, da Richard von Cornwallis die Reichtümer, womit er oft den Bedürfnissen seiner Verwandten abgeholfen, nach Deutschland trug, um die ausgestreckten Hände seiner Wähler zu füllen, herrschte in dem Inselland Mißwachs und Hungersnot, welche das Landvolk zur Verzweiflung brachten.

In diesen Tagen des Elends und der Bedrängnis geschah ein großer Schritt zur Ausbildung der englischen Staatsverfassung. (Die Provisionen von Oxford. 1258.) Von neuen Geldeinsammlern bedrängt und im Falle der Weigerung mit dem Bann bedroht, berief Heinrich eine Reichsversammlung nach Westminster. Hier stellte er den Baronen seinen Sohn Edmund in der Landestracht von Neapel vor, pries es als ein Glück und eine Ehre, daß derselbe durch die Gnade des heil. Vaters zur Königswürde erhoben sei, und verlangte ihre Unterstützung zur Entrichtung der Geldsummen, zu denen er sich verpflichtet. Da sprachen die Anwesenden, die es schon lange bitter empfunden, daß England durch die innige Verbindung zwischen Königtum und Papsttum „wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben werde", laut ihr Mißfallen aus über die Erwerbung einer so unsichern Krone und meinten, man hätte zuvor zu dem Übereinkommen ihre Zustimmung einholen sollen. Zugleich erhoben sie Klagen gegen die herrschenden Übelstände und forderten Abstellung. So wenig die scharfen Reden dem König gefallen mochten, er konnte der Hilfe des Adels nicht entbehren. Daher wurde einige Zeit nachher eine zweite Reichsversammlung in Oxford abgehalten. (Juni 1258.) Allein hier erfuhr er noch heftigeren Widerspruch. Das „Parlament" verlangte vor allem die Niedersetzung eines Ausschusses von vierundzwanzig Mitgliedern, welcher zur Hälfte von dem König, zur Hälfte von den Baronen gewählt, als verfassungsmäßige Vertreter der Krone und der beiden bevorrechteten Stände die Reform des Reiches ins Werk setzen sollte. Die Gewählten ernannten hierauf einen Regierungsrat von fünfzehn Edelleuten und Bischöfen, unter denen die Gegner des Königs das gebietende Wort führten. Dieser Rat vermehrte die alten Grundrechte mit neuen Statuten, den sogenannten Provisionen von Oxford, und schritt dann zur Abstellung der Mißbräuche. Der König, aller Macht entkleidet, mußte einwilligen, daß die höchsten Kronämter in die Hände vaterländisch

gesinnter Männer gelegt wurden, und mußte die Beschlüsse gutheißen, daß dreimal im Jahr die von den Baronen aufgestellten Vertreter zur Beratung der Reichsangelegenheiten zusammentreten, die königlichen Burgen den fremden Besitzern entrissen und jede Übertretung der Provisionen mit Tod und Güterverlust bestraft werden sollte.

Die fremden Günstlinge vertrieben. 1258. Nachdem der König samt den Räten und den neuernannten Kronbeamten die Statuten feierlich beschworen, trafen die Barone, den Grafen von Montfort und Leicester, Heinrichs Schwager, an der Spitze, Anstalten, die Burgen in Juni. ihre Hände zu bringen. Da die mächtigen Günstlinge die Herausgabe verweigerten, so mußte Gewalt angewendet werden. In bewaffneten Haufen, den willenlosen König mit sich führend, rückten sie vor das Schloß von Winchester, wo sich die Häupter der Gegner gesammelt hatten. Jeder Widerstand war vergeblich. In Heinrichs Namen wurden seine Verwandten und Günstlinge mit Acht und Bann belegt und genötigt, das Land, wo sie bisher die höchsten Würden und Ehren genossen, unverzüglich zu räumen. Groll und Unmut im Mitte Juli. Herzen gingen sie nebst ihrem zahlreichen Anhange unter Segel, mit dem finstern Verdacht beladen, daß sie vor ihrer Abreise die Gäste zu vergiften gesucht. Bis nach Poitou verfolgte sie der Haß der neuen Regenten, die den Namen des Königs und seines Erstgebornen, Eduard, zum Schild ihrer Thaten machten. Die Schlösser der Verjagten wurden besetzt, ihre Stellen an Eingeborne vergeben.

Der König und die Magnaten. Das englische Volk begrüßte seine Erlösung von dem Druck der Fremdlinge mit Freuden; vor allen beeiferte sich die Bürgerschaft von London, dem Bund der Barone und der neuen Rechtsordnung beizutreten; dadurch erlangte sie große Vergünstigungen für ihren Handel und Befreiung von lästigen Abgaben. Auch die Grafschaften, wo sich die Sheriffs und niederen Beamten vieler Ungerechtigkeiten und Willkürhandlungen schuldig gemacht, wurden erleichtert und durch zweckmäßige Anordnungen vor der Wiederkehr ähnlicher Mißstände geschützt. Und als ob die bisherige Kluft zwischen Normannen und Angelsachsen, zwischen König und Volk für alle Zukunft ausgeglichen sei, erging eine von dem König und dem gesamten Regierungsrat unterzeichnete Bekanntmachung in französischer und angelsächsischer Sprache, worin jedermann aufgefordert ward, den Provisionen von Oxford Gehorsam zu schwören und nach besten Kräften für die Durchführung derselben zu wirken, alle Zuwiderhandelnden dagegen als Reichsfeinde zu betrachten. Heinrich erklärte alles für Recht, was der königliche Rat samt den von der Kommunität des Landes gewählten Vertretern beschlossen habe und beschließen werde.

Die nationale Partei. Diese Bekanntmachung, welche beurkundete, daß die öffentliche Gewalt nicht mehr bei dem König, sondern bei dem Rat und den aus Adel und Klerus erwählten Beisitzern wohne, bezeichnet den Anfang einer nationalen Selbstregierung. Das Inselreich, das so oft fremder Gewaltthat als Beute zugefallen, begann sich zu konzentrieren und abzuschließen. Seit dem Verlust der französischen Territorien wurde es dem englischen Volke klar, daß der Kanal seine natürliche Grenze sei, kam ihm der Gegensatz zu der romanischen Welt zum Bewußt-

sein. Sollte es nun ertragen, daß das Land aufs neue für eine fremde Besitzung ausgebeutet werde? Daher fand das Vorgehen der Barone seine kräftigsten Stützen bei der altsächsischen Bevölkerung und bei der niederen Geistlichkeit, welche unter dem Druck der Ausländer am meisten zu leiden gehabt hatten. Der alte Zwiespalt zwischen Normannen und Angelsachsen war ausgeglichen oder doch vermindert: jetzt hatten beide gemeinsame Interessen gegen einen gemeinsamen Feind zu verfechten. In gleicher Weise mußte die einheimische Geistlichkeit sich nach Beschützern umsehen, damit sie nicht wie eine verlassene Herde von Räubern verschlungen werde. Der niedere Klerus und die ländliche Bevölkerung reichten sich die Hände zum Bund und stellten sich auf die Seite der Barone. Simon von Montfort wurde der Volksheld, der Vorkämpfer der hinter den Reichsbaronen emporsteigenden Stände; der fromme Robert Grosseteste war bis zu seinem Tod sein Freund und Fürsprecher.

Aus der Mitte der Geistlichkeit ging damals ein lateinisches politisches Gedicht hervor, worin mit scharfer dialektischer Beweisführung dargethan war, daß Verfassung, Recht und Gesetz über dem König ständen. „Es sei Gottes Wille, daß ein König nur das Gute wolle, das Böse meide; dazu sollten ihm seine Diener zur Hand sein. Er befrage seine Reichsgemeinde, welcher die eigenen Gesetze wohl bekannt seien: Eingeborne müßten sich auf die Rechte und Gebräuche ihres Landes, die von Vater auf Sohn übergegangen, besser verstehen als Fremde.“ Die Magnaten kamen diesem Geist der Popularen entgegen, als auf dem nächsten Parlament, zu welchem den Provisionen gemäß März 1259.
die fünfzehn königlichen Räte mit den zwölf Vertretern des Reichsadels zusammentraten, der Beschluß gefaßt wurde, daß die erlangten Rechte und Zugeständnisse auch allen ihren Lehnsleuten zu gute kommen sollten. Richard von Cornwallis, der kurz zuvor aus Deutschland zurückgekehrt war, um seine erschöpfte Kasse wieder zu füllen, hatte vor seiner Landung auf das Evangelium schwören müssen, daß er die getroffenen Einrichtungen gutheiße und anerkenne und die Barone in der Fernhaltung aller Friedensstörer unterstützen wolle.

Dem König war die Mitwirkung der Barone bei der Regierung unerträglich. Nicht nur, daß er bei allen Staatshandlungen an ihre Zustimmung gebunden war, selbst seiner Prachtliebe und seinen verschwenderischen Hoffesten sollte er Schranken setzen. Sein sehnlichster Wunsch war daher, von dieser lästigen Bevormundung befreit zu werden. Der König von Frankreich und der Papst sollten ihm dazu behilflich sein. Deshalb schloß er mit Ludwig IX. eine Übereinkunft, worin er gegen die Zusicherung von Hilfsgeldern seinen Ansprüchen auf die Normandie und auf die Grafschaften Anjou, Maine, Touraine und Poitou entsagte und die Oberlehnsherrlichkeit Frankreichs über die ihm zurückgegebenen aquitanischen Städte anerkannte. Eine Reise nach Paris, wozu er sich von den Regenten die Erlaubnis erteilen ließ, und ein sechsmonatlicher Aufenthalt im Louvre und in St.-Denis wurde benutzt, um den französischen Hof für sein Vorhaben zu gewinnen. Zugleich wurde die Kurie um ihren Beistand angegangen. Schon längst hatte Papst Alexander IV. mit Verdruß wahr-

Heinrich sucht Hilfe in Frankreich und Rom. 1259–1261.

Mai 1259.

genommen, daß die Geldbezüge stockten, daß man die Bevollmächtigten, welche die Erpressungen leiteten, aus dem Reich verjagte, daß die oberlehnsherrlichen Rechte des apostolischen Stuhles bei den Magnaten wenig Beachtung fanden.
April 1261. Er trug daher kein Bedenken, auf Anrufen Heinrichs eine Bulle zu erlassen, worin die dem König aufgezwungenen Satzungen verdammt wurden und dieser seines Eides entbunden ward.

Das Königtum und die Verfassungspartei im Kampf. 1262. 1263. Nun traf Heinrich Anstalten, die verlorne Macht wieder an sich zu nehmen. Er ernannte einen neuen Großrichter und legte das Reichssiegel in andere Hände; er suchte durch Proklamationen das Volk zu gewinnen, er nahm fremde Truppen in Dienst und versetzte, um den Unterhalt derselben zu bestreiten, die Reichskleinodien in Frankreich; er forderte, ermutigt durch das freundliche Entgegenkommen des neuen Papstes Urban IV., welcher die Bulle des Vorgängers bestätigte, die Barone zu einer neuen Übereinkunft auf, wofür er ihnen in gnädigen Worten Amnestie verhieß. Diese wollten jedoch ihre erworbenen Rechte nicht aufs Spiel setzen, und als nun Heinrich sich in Begleitung der Königin abermals nach Frankreich begab, um Ludwigs Beistand anzurufen, benutzte Montfort diese Abwesenheit, um mit dem jüngeren Adel, der dem begabten Manne mit Begeisterung anhing, den Sieg der nationalen Partei zu vollenden. Während ein neuer Grenzkrieg gegen die Waliser die königlichen Streitkräfte beschäftigte, verjagte der Graf die noch im Lande anwesenden Fremdlinge, besetzte ihre Schlösser und vergab ihre Ämter an Leute seiner Partei. Alle, die nicht englisch sprechen konnten, waren der Rache und Verfolgung preisgegeben. Montfort wurde in Volksliedern als der Held des Tages gefeiert. Des Königs Rückkehr vermochte den Sturm nicht zu beschwören. Während er, bestürzt über die wilden Wutausbrüche der Londoner Volksmenge, welche sogar die Königin Eleonore mit Steinwürfen und Schmähungen verfolgte, sich hinter den Mauern des Schlosses Windsor barg, bezog der Graf den Tower und beherrschte im Bunde mit der Bürgerschaft Hauptstadt und Reich.

Die Schlacht bei Lewes. 1264. Die Lage des Königs wurde nicht gebessert, als Ludwig IX., dessen schiedsrichterlichen Spruch man anrief, die Oxforder Provisionen für unannehm-
Jan. 1264. bar erklärte und Papst Urban IV. sie in einer neuen Bulle verdammte; Simon und seine Freunde beschuldigten beide der Parteilichkeit und griffen aufs neue zu den Waffen, um Gesetz und Verfassung gegen Heinrich und seinen tapfern Sohn Eduard zu verfechten. Von den schottischen Grenzmarken und den Waliser Bergen bis nach London und zu den Hafenstädten der Südküste, deren Bürgerschaften Simon in seine Reihen aufgenommen, loderte jetzt der Bürgerkrieg mit verstärkter Heftigkeit auf. Bei Northampton trug die königliche Partei einen Sieg davon; fünfzehn fahnenführende Barone, darunter der tapfere Sohn des Grafen Simon, und vierzig Ritter mit ihrem Gefolge gerieten in Gefangenschaft; in und um London, wo die Popularen die Oberhand gewonnen und sich in Genossenschaften vereinigt hatten, wurden die Güter der königlichen

Parteiführer verwüstet, die Juden beraubt und mißhandelt und zügellose Unthaten begangen; in Rochester wurde ein kleines Belagerungskorps der Aufständischen von der Burgmannschaft überfallen und grausam verstümmelt. Endlich trafen sich die Heere bei dem Kloster Lewes in Sussex. Nachdem das Anerbieten der Führer, gegen Anerkennung der Provisionen von Oxford die Waffen niederzulegen und für die Verwüstungen Schadenersatz zu leisten, auf Betreiben Richards und Eduards von dem König zurückgewiesen worden, kam es zu der blutigen Schlacht bei Lewes, wo die Blüte des englischen Adels, wo Verwandte, 14. Mai 1264. Freunde und Mitbürger gegeneinander das mörderische Eisen führten. Ein weißes Kreuz auf Rücken und Brust unterschied die Kriegsmannen Simons von den Gegnern. Prinz Eduard warf sich mit Ungestüm auf das Fußvolk der Städter und richtete ein furchtbares Gemetzel an; aber während er mit seinen Rittern den flüchtigen Scharen nachsetzte, erfocht der kriegsgeübte Montfort über das königliche Hauptheer einen glänzenden Sieg. Der König selbst, sein Bruder Richard und dessen Sohn, viele englische und schottische Edlen gerieten in Gefangenschaft; andere lagen auf der Walstatt oder suchten Rettung in wilder Flucht. Bei seiner Rückkehr fand Eduard das Waffenfeld im Besitz der Feinde. Er warf sich in die nahe Burg. Als aber der König, um für sich und seine Mitgefangenen die Freiheit zu erlangen, in einen Vertrag willigte, kraft dessen die Provisionen von Oxford in Kraft bleiben, nur Einheimische zu königlichen Räten und Amtleuten eingesetzt und die Ausgaben für die Hofhaltung beschränkt werden sollten, wurde er nebst seinem Vetter Heinrich zur Sicherheit unter Aufsicht gestellt.

4. Heinrichs III. Ausgang.

Nun war Graf Simon von Montfort und Leicester Regent und Protektor Machtstellung des Grafen. von England. Die Gefangenen wurden ausgewechselt oder entlassen, die Waffen niedergelegt, der Friede des Königs öffentlich verkündigt, neue Anordnungen zur Sicherung der Rechte und Freiheiten des Reiches getroffen. Aber die flüchtigen und vertriebenen Häupter der königlichen Partei, voran die Königin Eleonore, setzten in Frankreich und Rom alle Hebel in Bewegung, um die Schmach, die in ihren Augen die Krone von England erlitten, mit dem Blute ihrer Gegner auszulöschen. In Flandern wurden Söldner gesammelt. Die Führer der Nationalpartei ließen sich indessen nicht einschüchtern. Dem Kardinal Guido von Sabina, der mit Aufträgen des Papstes in den Niederlanden angelangt war, wurde der Eintritt in England versagt, und die Bullen, worin der Bannfluch über Simon und alle, die den König in seiner Gewalt beschränkten, ausgesprochen war, wurden den mit der Vollziehung beauftragten Geistlichen von den Küstenbeamten abgenommen. Guido kehrte nach Rom zurück, wo er bald nachher als Clemens IV. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Mit richtigem Scharfblick erkannte übrigens der Graf, daß die Einigung

Begründung der parlamentarischen Verfassung. 1265. der Nation auf dem Grunde gemeinsamer Interessen den stärksten Damm gegen die Pläne und Intrigen des Auslandes bilden würde, daß daher die nationale Partei sich auf eine möglichst breite Basis stützen müsse. Dieser Einsicht verdankt England die eigentliche Begründung seiner parlamentarischen Verfassung.

28. Jan. 1265. Zu dem Reichstag, der im Anfang des Jahres 1265 in London zusammentrat, hatte Montfort außer der hohen Geistlichkeit, den Bischöfen und Klostervorstehern, und außer dem hohen Adel, den Grafen und Reichsbaronen, auch Vertreter der Ritterschaft, der freien Grundbesitzer, zwei aus jeder Grafschaft, und ebenso zwei Abgeordnete der Bürgerschaften von London, von den fünf Hafenorten, von Lincoln, York und andern der nationalen Sache ergebenen Städten durch Ausschreiben eingeladen. Vielleicht hat dabei dem Grafen, der mit den Verhältnissen der pyrenäischen Halbinsel vertraut war, das Beispiel Aragoniens vorgeschwebt. Auf dieser Versammlung wurde nun zwischen dem König und dem Thronfolger einerseits und den Prälaten, Baronen und Kommunen des März. Landes anderseits eine Vereinbarung getroffen und mit den feierlichsten Eidschwüren bekräftigt, kraft deren die große Freiheitsurkunde für alle Zukunft als rechtsgültig anerkannt und Garantien gegen jede fremde Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten des Reichs gegeben wurden. Diese Vereinbarungsurkunde wurde in der großen Halle zu Westminster vor allem Volke verlesen, worauf neun Bischöfe mit brennenden Kerzen allen, welche dawider handeln würden, den Bannfluch androhten. Jedem Sheriff wurde ein Exemplar zugestellt mit der Weisung, den Inhalt zweimal im Jahr öffentlich zu verkündigen.

Die Schlacht von Evesham. 1265. Ein Mann von so durchgreifendem Wesen wie Graf Simon wird immer Neider und Widersacher im eigenen Heerlager finden. Gilbert von Clare, der jüngere Graf von Glocester, hatte von seinem Vater die Abneigung gegen den der Fremde entstammten einflußreichen Edelmann geerbt. Er wurde bald die Seele einer Gegenpartei, welche den König und den Thronfolger Eduard aus den Händen Montforts und seiner Genossen zu befreien trachtete. Die Gewaltmaßregeln, durch welche sich der Graf nach außen gegen feindliche Landungen, nach innen gegen Reaktionsversuche sicherzustellen suchte, verstärkten die Reihen der Gegner. Mancher tapfere Ritter, wie Johann Giffard, Roger Mortimer von der Waliser Mark u. a., sagten sich von ihm los. Auf ihre Veranlassung ent-
28. Mai. floh Prinz Eduard bei Gelegenheit eines Waffenspieles den Wächtern und vereinigte die Gegner Montforts und die königlich Gesinnten zu einer großen Partei, welche an der Saverne, in der Grafschaft Gloecster und in den Städten Shrewsbury, Worcester und Chester ihren Mittelpunkt hatte. In dieser drohenden Gefahr entfaltete Graf Leicester aufs neue seinen thatkräftigen, fruchtbaren Geist. Während sein Sohn mit dem Londoner Aufgebot herbeizog, wobei die gegnerisch gesinnte Stadt Winchester hart mitgenommen wurde, rief er die alten Kampfgenossen unter seine Fahne und schloß mit den Walisern ein Bündnis. Aber der Königssohn hatte dem Gegner die Kriegführung abgelernt. Nachdem

der jüngere Montfort bei dem Schlosse Kenilworth durch einen Überfall in die 1. Aug. Flucht geschlagen und viele seiner Waffengefährten gefangen weggeführt worden, erlitt der alte Graf selbst in der Nähe der Abtei Evesham eine blutige Niederlage. Nach dem heldenmütigsten Kampfe, worin er wie ein Löwe für die Freiheit Englands stritt, erlag er der feindlichen Übermacht. Neben ihm 4. Aug. fielen die Häupter der vaterländischen Partei, bei hundertundsechzig tapfere Ritter, unter ihnen auch des Grafen jüngerer Sohn Heinrich, nach mutvollem Ringen. Was nicht umkam, wurde in Gefangenschaft geführt. Selbst die Natur war in Aufruhr: Gewitterstürme und ein Komet schienen die Gemüter der Menschen auf den entsetzlichen Schlag vorzubereiten. Im Getümmel der Schlacht wurde König Heinrich, den der Graf mit sich geführt, von den Kriegsmannen seines Sohnes entdeckt und unter dem Klange kriegerischer Instrumente weggeführt. Simons Leiche wurde verstümmelt und das Haupt und einzelne Gliedmaßen zum Hohn fortgetragen; den Leib bestatteten die Mönche von Evesham in aller Stille vor dem Altare ihrer Kirche. Das Volk aber und der niedere Klerus hielten sein Andenken in Ehren, und noch lange ertönten Lieder zu seinem Ruhme.

Wenn auch Graf Simon von Montfort und Leicester nicht frei war von Ehrgeiz Montforts Charakter. und selbstsüchtigen Bestrebungen, so bestimmte ihn bei seinen Handlungen doch in erster Linie die Liebe zu seinem Vaterlande und zur Freiheit. „Klug und weitblickend hatte er sich mit allen Elementen, die im Lande nach Freiheit strebten, verbündet und Keime der großartigsten Staatsbildungen geweckt und gefördert, deren weitreichendes Wachstum er selber nicht geahnt haben kann." Vom Vater hatte er eine Richtung zu kirchlicher Frömmigkeit geerbt; diese trieb ihn zur Pilgerfahrt ins gelobte Land und hat ihn selbst unter dem Fluch des Papstes nicht verlassen. „Indem er mit dem Bann der Kirche belegt ward, haben sich seine Anhänger mit dem Kreuz bezeichnet, denn seine Sache galt ihnen für gerecht und heilig."

Die Schlacht von Evesham stellte das erschütterte Königtum wieder her. Reaktionäre Strömung. Zuerst regte sich das Gefühl der Rache und führte eine reaktionäre Strömung herbei. Alle, welche an der Seite Simons gefochten, wurden mit der Acht belegt und ihre Güter den Häuptern der Gegenpartei oder den Freunden des Hofes verliehen; in allen Grafschaften wurden königlich gesinnte Männer als Sheriffs eingesetzt; alle seit dem Treffen bei Lewes vollzogenen Regierungshandlungen wurden für ungültig erklärt; alle von dem König während seiner Unfreiheit ausgestellten Urkunden widerrufen. Die Stadt London mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben und Schadenersatz entrichten, die Führer der Volkspartei verloren Hab und Gut, die Kommune ihre alten Gerechtsame. Und während die Gräfin Leicester mit ihren Söhnen nach Frankreich flüchtete, um bei Ludwig IX. Beistand zu suchen gegen die Rache des Bruders und die Härte des Papstes, kehrte die Königin Eleonore, begleitet von dem päpstlichen Legaten Ottoboni, im Triumph nach Windsor zurück. Die Bullen, die der Kardinal mit sich führte, sollten die reaktionären Handlungen und Vorsätze des Königs

heiligen, sollten ihm die Hilfe des geistlichen Schwertes zum vollständigen Sieg über die Reste des Aufstandes darbieten, sollten die Beschlüsse und Konventionen der nationalen Partei aufs neue mit dem Banne belegen, sollten die Bischöfe, die es mit den Baronen gehalten, den Zorn des apostolischen Stuhles empfinden lassen. Bald sah sich auch der jüngere Graf Simon zur Flucht nach Frankreich genötigt; die Fürsprache seines Oheims Richard für den ritterlichen Mann wurde durch Gloecesters Einfluß vereitelt. Simon begab sich mit seinem Bruder Guido nach Italien, wo sie, wie früher erwähnt (S. 354), an ihrem unschuldigen Vetter Heinrich eine Rachethat verübten, die von der großen Verwilderung

Anarchie und Ausgleichung. 1265—1267. der Gemüter Zeugnis gibt. Aber Schloß Kenilworth, das die geächteten Anhänger des Grafen zum sichern Standort für ihre Überfälle und Raubzüge gewählt, trotzte noch monatelang den Angriffen der königlichen und der geistlichen Waffen des Legaten. Meister Philipp, einer der Eingeschlossenen, erschien in Kardinalstracht auf der Mauer und verhöhnte die Exkommunikation, indem er den Bannfluch gegen den König und den Legaten nachäffte. Bürgerkrieg und Parteiwut herrschten im ganzen Lande. Nicht nur Edelleute standen an der Spitze von Räuberbanden, selbst Ordensgeistliche streiften im Reiche umher und vergriffen sich an fremdem Eigentum; Recht und Gerechtigkeit fanden nirgends Geltung. Diese Zustände wilder Gesetzlosigkeit machten endlich Eindruck auf das Gemüt des Königs. Er ging in sich und gab dem Gedanken an Frieden und Versöhnung Raum. Nachdem er durch ein Parlament von geistlichen und weltlichen Magnaten zu einer Milderung seiner reaktionären Politik bewogen, die Gültigkeit der Magna Charta anerkannt und den Geächteten Rückerstattung ihrer Güter gegen eine entsprechende Geldbuße zugesichert, übergaben die Aufständischen die Burg Kenilworth und legten die Waffen nieder. Dieses Einlenken auf die Bahn der Versöhnung war hauptsächlich der Haltung des Grafen von Gloecester zuzuschreiben, welcher, seitdem er nicht mehr die Rivalität der Montforts zu fürchten hatte, auch als Verteidiger der nationalen Rechte und Freiheit aufgetreten war. In andern Gegenden dauerte jedoch der Aufruhr noch fort. Wie im Westen Kenilworth, so war im Osten Ely der Sammelplatz und die Raubhöhle der Geächteten, und in London war die Bürgerschaft in steter Aufregung und verlangte drohend die Herstellung ihrer städtischen Rechte. Endlich gelang es der vermittelnden Thätigkeit des Legaten und des Grafen, einen

Juni 1267. Vergleich zustandezubringen, wodurch allmählich die angeschwollenen Wogen des Bürgerkriegs sich verliefen und das öffentliche Leben wieder einen ruhigeren Gang nahm. Die beschwornen Rechte wurden hergestellt, die Geächteten erhielten ihre Ehre und ihre Güter zurück, für die Beschädigungen ward ein billiger Ausgleich getroffen. Auch der Waliser Fürst trat in den Frieden ein. Das Land atmete wieder auf, und der junge Adel feierte die Rückkehr der Eintracht und Versöhnung durch Turniere, Ritterspiele und Kurzweil.

Nun war der König vor allem bedacht, seinen zerrütteten Haushalt in Ordnung

zu bringen. Selbst der Papst sah die Notwendigkeit ein, der mißlichen Finanzlage Heinrichs eine Erleichterung zu gewähren. Er stellte seine Forderungen niedriger und gewährte ihm auf drei Jahre den Zehnten von allem Kirchengut. Die Geistlichkeit sträubte sich anfangs, fügte sich aber, als der Legat auf einer Synode ihren übrigen Beschwerden Abhilfe versprach. Bald nachher verließ der Kardinal das Land, nachdem er noch die Freude erlebt, daß Prinz Eduard und sein Bruder und Vetter, der Graf von Glocester, und an hundertundzwanzig Ritter das Kreuz aus seinen Händen genommen. Aber erst nach drei Jahren kam die Pilgerfahrt zu stande, deren geringe Ergebnisse wir früher kennen gelernt (S. 396). In seiner letzten Regierungszeit war der bejahrte König eifrig bemüht, die dem Lande und dem Königtum so notwendige Ruhe zu erhalten und durch gute Staatsverwaltung und strenge Rechtspflege das Volk zu befriedigen und der durch das Kriegsleben hervorgerufenen Verwilderung zu wehren. Die in der Magna Charta aufgestellten Grundrechte blieben in Geltung und wurden zeitgemäß ergänzt und erläutert; die hohen Kronämter waren würdig durch rechtskundige Eingeborne besetzt, die Parlamente wurden regelmäßig abgehalten, und wenn man auch zu denselben in der Regel zunächst nur wieder wie ehedem Prälaten und Barone einberufen haben wird, so war doch die Notwendigkeit einer allgemeinen Nationalvertretung so allgemein erkannt, daß die dauernde Zuziehung der Ritterschaft und der Kommunen nicht lange mehr ausbleiben konnte. Die Reiserichter und die beeidigten Rechtsbeisitzer dauerten fort, das Selfgovernment im Staats- und Gerichtsleben wurde weiter entwickelt und das Rechtsbewußtsein der Nation geschärft. Bractons großes juristisches Werk über die Gesetze und Gewohnheiten Englands kann als Beweis gelten, welche Fortschritte die Rechtskunde seit den Tagen Glanvilles gemacht hat. Der alte Gebrauch, durch Gottesurteile und gerichtlichen Zweikampf das Recht zu finden, erlag allmählich dem Einfluß einer vernünftigen Justiz.

Zustände während der letzten Regierungsjahre.

Juni 1268.

Einige Monate nach dem Tode des deutschen Königs Richard von Cornwallis hielt sein königlicher Bruder Heinrich III. eine Gerichtssitzung in Norwich, wo in einem Streit zwischen den Mönchen und den Stadtbürgern die Kathedrale abgebrannt war. Dies sollte seine letzte Regierungshandlung sein. Matt und krank kehrte er nach Westminster zurück, wo er am 20. Nov. starb. Dort wurde er in der Abtei, dem stolzen Denkmal seines Lebens, in einem schönen steinernen Sarg beigesetzt. Die Geschichte seiner langen Regierung, deren wechselvollen Verlauf wir in den obigen Blättern dargelegt, ist der treue Spiegel seines Charakters und Lebens. Er war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der die Geistlichkeit ehrte, auf Sittenreinheit hielt und die Blutsverwandtschaft in großer Achtung hatte; aber schwachen Geistes war er keines selbständigen Handelns fähig; abhängig von jedem, der sich in seine Nähe zu drängen, sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln wußte, folgte er stets fremden Ratschlägen, war rasch und wandelbar in Entschlüssen und Thaten und verschwenderisch in seiner Gunst wie mit seinen Schätzen. Während Land und Volk unter schwerem Steuerdruck litten, vergeudete er die Reichtümer in ungemessener Pracht und zwecklosem Ehrgeiz; während er selbst oft in solcher Geldnot sich befand, daß er seine Kronjuwelen und seine Reliquien verpfänden und zu Wucherern seine Zuflucht nehmen mußte, opferte er die größten Summen, um seine Dynastie mit Schattenkronen und eiteln Ehren zu schmücken.

Heinrichs III. Tod und Charakter. Aug. 1272.

20. Nov. 1272.

Resultate seiner Regierung. So reich übrigens die Regierung des dritten Heinrich an Leiden und Trübsalen für die englische Nation war, so hatte sie doch auch manche Lichtseiten, die freilich mehr durch die Verhältnisse als durch die Thätigkeit des Königs geschaffen wurden. Nicht nur, daß unter den bürgerlichen Kämpfen der Grund zu der freien Staatsverfassung gelegt ward, durch die Verbindung mit Deutschland, mit Italien, mit den Niederlanden stieg der Handel Englands zu großer Blüte. (Handel und Verkehrsleben.) Schon damals war London der Markt der Welt, wo die Völker vom Nordkap bis an die Südspitze Siziliens ihre Güter austauschten. Wir wissen, welche Bedeutung der Stahlhof an der Themse für die aufstrebende Hansa erlangte (S. 256). Eine ähnliche Gildehalle besaßen die flandrischen Städte, die Kaufmannschaft von Brügge und Ypern; mit Südfrankreich, mit Spanien, mit den Handelsrepubliken Italiens bestand ein reger Verkehr, zum Teil gefördert durch verwandtschaftliche Beziehungen des Königshauses; von den Ländern, welche die Ostsee bespült, landete manches Handelsschiff in den englischen Seehäfen.

Städtewesen. Die bürgerlichen Unruhen waren der Entwickelung des Städtewesens geradezu förderlich. Wir haben gesehen, wie sehr Graf Montfort beflissen war, die größeren Kommunen zur Teilnahme am Staatsleben heranzuziehen; sie erwarben sich Freibriefe und korporative Rechte; die Einwohnerschaft gliederte sich in Innungen und Zünfte; der Kaufmannsstand sammelte sich Reichtümer durch die Ausfuhr von Wolle und Leder, von Zinn und edlen Metallen. Auch von der Steinkohle ist bereits die Rede. Dieser Verkehr mit der Fremde weckte und belebte den Kunstsinn, dem auch die Einwanderung italienischer Geistlichen zugute kam. (Kunst und Gewerbthätigkeit.) Wie oft auch des Königs Prachtliebe und Verschwendung Anlaß zu Klagen gab, für die Gewerbthätigkeit, für die Kunst der Goldarbeiter und der Schmuckverfertiger war seine Vorliebe für Glanz und Zierlichkeit in Kleidung und Hausgerät sehr förderlich, und das Prachtgebäude der Westminsterabtei, an dem er fünfzig Jahre lang arbeiten ließ, belebte die kirchliche Architektur und Bildnerei und wirkte anregend auf die Kunstbildung der Zeitgenossen und der Nachwelt. — (Sprache und Litteratur.) Auch für die Ausbildung der Sprache und Litteratur war die lange, ereignisvolle Regierung Heinrichs III. von Wichtigkeit. Während bisher die höhere Gesellschaft sich ausschließlich der französisch-normännischen Sprache bediente und auf die angelsächsische Volkssprache mit Geringschätzung herabsah, so begann jetzt infolge der innigeren Verbindung der Stände und des neuerweckten Sinnes für die gemeinsamen nationalen Interessen eine Verschmelzung der beiden Idiome, aus der sich mit der Zeit die englische Sprache herausbildete. Wenn auch der Hof und der hohe Adel noch fortfuhren, sich an den französisch-bretagnischen Arthurromanen und Rittergesängen zu ergötzen und wandernde Minstrels auf ihren Burgen zu bewirten, so brach sich dagegen in den mittleren und bürgerlichen Kreisen das altsächsische Element immer breitere Bahn. Das alte Heldengedicht vom „Brut" (S. 444) wurde von Layamon, einem Priester zu Ernley am Severn, stabreimend ins Angelsächsische frei übertragen; während der politischen Bewegung trat die Volkssprache in einzelnen Liedern und Aufrufen kräftig hervor, und wenn wir hören, daß Bischof Grosseteste, eine echt volkstümliche Gestalt, stets einen Harfenschläger im Nebenzimmer unterhielt, weil er glaubte, Musik könne des bösen Feindes Macht bändigen, so dürfen wir auch hier einen Gegensatz gegen den höfischen Minnegesang annehmen. In dem großen historischen Gedicht des Robert von Gloecester in langen gereimten Verszeilen, welches der am Ende des dreizehnten Jahrhunderts herrschenden Gattung der „Reimchroniken" angehört, erscheinen bereits die alten Idiome in einer Mischsprache vereinigt, die als die rauhe und unbehilfliche Muttersprache des Englischen gelten kann. Die Chronik des „englischen Ennius" behandelt die Geschichte Englands bis zum Tode Heinrichs III. nach Gottfried von Monmouth und Wilhelm von Malmesbury. Auch in der Geschichtschreibung

fand (wie S. 500 und 508 bemerkt) bereits die Volkssprache neben der lateinischen Eingang.

e. England unter den drei Eduarden.

1. Eduard I. und die Unterwerfung von Wales.

Eduard empfing die Trauerkunde vom Hingang seines Vaters in Sizilien, Eduards Rückkehr und
wo er auf seiner Rückfahrt aus dem Heil. Lande bei Karl von Anjou verweilte. Krönung. 1273. 1274.
Zugleich vernahm er, daß die Magnaten des Reichs, Geistliche und Laien, um die Wiederkehr bürgerlicher Unruhen zu verhüten, sofort zusammengetreten seien und feierlich gelobt hätten, dem abwesenden König Eduard von Gottes Gnaden, dem nach dem Erbrechte wie nach dem Willen und der Eidesleistung der Großen die Herrschaft gebühre, treu und gehorsam zu sein und den Landfrieden aufrecht zu halten. Er beschleunigte daher auch keineswegs die Heimreise. Den Landweg durch Italien und Frankreich wählend, besuchte er zuerst Papst Gregor X., den er von Ptolemais her kannte (S. 354), begrüßte die Gelehrten von Padua und das reiche Mailand und überwand in Burgund den starken Grafen von
Chalons in einem glänzenden Turnier. Der Ruhm des ritterlichen Fürsten Juni 1273.
erfüllte die englischen Großen mit Stolz, und viele setzten über den Kanal, um ihm als Ehrengefolge zu dienen. Aber erst als er sich mit König Philipp III. in Paris verständigt, seine südlichen Besitzungen gegen den trotzigen Grafen
Gaston von Bearn gesichert und dann in Flandern Frieden gestiftet und den Mai 1274.
unterbrochenen Handelsverkehr hergestellt, kehrte er nach England zurück, wo 19. Aug.
noch in demselben Monat zu Westminster ein Krönungsfest gefeiert ward, von dessen Pracht und Herrlichkeit sich das Volk noch lange erzählte.

Die englische Nation erkannte bald, daß eine kräftige Hand das Staats- Er sammelt das Krongut.
ruder führe. Während Eduard feierlich gelobte, alle Stände in ihren erworbenen Rechten zu wahren, war er zugleich bedacht, das zerstreute Krongut zu sammeln, die Lehnsherren zur Darlegung ihrer Ansprüche anzuhalten und Pflichten und Rechte in das richtige Verhältnis zu setzen. Mit unerbittlicher Strenge ließ er durch Reiserichter und Geschworne den Besitzstand der Lehnsgüter untersuchen und nahm manches entfremdete Eigentum, manche angemaßte Gerechtsame wieder an sich. Zum großen Verdruß des Klerus wurde ein Gesetz erlassen, daß fernerhin kein Grundbesitz an die tote Hand, d. h. an geistliche Korporationen fallen sollte. In Rom sah man die Eingriffe in die Rechte und Besitzungen der Kirche nicht gern; aber dem letzten Kreuzfahrer unter den Monarchen des Abendlandes, der stets die Hoffnung aufrecht erhielt und vielleicht auch selbst hegte, er werde noch einmal zur Rettung des syrischen Landes über das Meer ziehen, glaubte man besondere Rücksicht und Schonung schuldig zu sein. Man duldete es, daß der Lehnzins häufig zurückgehalten und selbst der Peterspfennig unregelmäßig entrichtet wurde. Alle Auflagen, Zehnten und freiwilligen Gaben, welche früher in Übung gewesen, aber unter den Wirren

der jüngstvergangenen Zeit ins Stocken gekommen, wurden aufs neue in Anspruch genommen, für unterlassene Kriegsfolge ein Schildgeld erhoben und die in heillose Unordnung geratene Münze verbessert; und als sich herausstellte, daß an der Münzverfälschung der Wucher der Juden die größte Schuld trug, wurden schwere Verfolgungen über diese verhängt und zuletzt die ganze israeli-
1290. tische Bevölkerung, 16,500 Seelen, des Landes verwiesen. Die Königin-Mutter, Eleonore, ward beschuldigt, aus Habgier diese harte Maßregel herbeigeführt zu haben. Als sie ein Jahr nachher im Kloster zu Amesbury starb, fielen ihre Reichtümer größtenteils an die königliche Kasse.

Eroberungspolitik. Die strenge Untersuchung der Besitz- und Eigentumsverhältnisse des geistlichen und weltlichen Herrenstandes erzeugte unruhige Bewegungen und drohte neue Aufstände hervorzurufen. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Königs, diesen unruhigen Geist durch kriegerische Unternehmungen auf ein nationales Ziel zu richten. Indem er den Weg der Eroberung betrat und in die Bahn Heinrichs II. einlenkte, erstrebte er die Vereinigung der gesamten britischen Inselwelt unter seinem Zepter. Er wurde dadurch der Träger einer nationalen Politik und setzte dem patriotischen Ehrgeiz das richtige Ziel. Während der
Llewellyns Unterwerfung. 1276—1278. bürgerlichen Kämpfe unter Heinrich III. hatte der Waliser Fürst Llewellyn II. eine hervorragende Rolle gespielt. Im Bunde mit den Montforts und im heimlichen Einverständnis mit Frankreich hatte er sich die Zerrüttung des Nachbarreichs und die Machtlosigkeit der englischen Krone zu nutze gemacht, um die burgenreichen Grenzmarken in seine Gewalt zu bringen und die alte Lehnsabhängigkeit von England abzuschütteln. Die jüngere Eleonore, die Tochter des Grafen Simon von Montfort, war die Verlobte des ritterlichen Keltenfürsten, welcher Körperschönheit und Verschlagenheit mit Mut und Tapferkeit verbindend „die altbritische Nationalität noch einmal auf das glänzendste vertrat, dem die Barden, die alten Weissagungen erneuernd, die Krone des fabelhaften Brutus versprachen“ (S. 442). Er erkannte nicht, daß mit Eduard eine neue Zeit über England hereingebrochen, daß die Zwietracht der Großen, auf die er seine stolzen Hoffnungen gebaut, unter dem neuerwachten Nationalgefühl verschwunden: Llewellyn verweigerte dem König die Huldigung und leistete der Ladung zu den Hoftagen keine Folge, und ergrimmt, daß man ihm die Braut vorenthielt, erneuerte er die Einfälle in das benachbarte Grenzgebiet und verwüstete die Güter des Grafen Roger Mortimer. Da wurde er vom König und Parlament wegen
12. Nov. 1276. Bruch der Lehnstreue mit der Acht belegt, und die Geistlichkeit wiederholte den Bann, der schon früher über ihn ausgesprochen worden. Schnell nahte nun die Entscheidung. Von einem königlichen Heere, das von Chester aus sich einen Weg durch die dichten Wälder brach, auf der Landseite bedroht und durch die Schiffe der fünf Hafenorte von der See abgeschnitten, mußte Llewellyn seine Berge verlassen und am Fuße des Snowdon sich unter harten Bedingungen dem König unterwerfen. Die Insel Anglesea und einige Baronien waren die

einzigen Besitzungen, die ihm von seinem Fürstentum verblieben. Ein Teil des Landes kam unter englische Hoheit; Schloß und Ländereien von Denbigh fielen an Llewellyns Bruder David, der unter Eduards Banner diente. Dagegen erließ der König dem gedemütigten Fürsten die Strafgelder und lieferte ihm die Braut aus.

Der keltische Häuptling konnte jedoch die Ruhe nicht lange ertragen. Im Bunde mit seinem Bruder David griff er von neuem zu den Waffen und erfocht bei Conway einen Sieg, wobei mancher tapfere Ritter in der steigenden Flut den Tod fand. Als er aber einige Wochen nachher gen Süden eilte, um bei Cardigan den Kriegsmannen Edmund Mortimers entgegenzutreten, wurde er nach tapferem Kampfe im Handgemenge erschlagen. Sein Haupt wurde dem König überbracht, der es, die Weissagungen Merlins verhöhnend, mit einem silbernen Reif geschmückt auf einem Spieße durch die volkbelebte Hauptstadt nach dem Tower tragen ließ, wo es mit Epheu bekränzt auf den Zinnen als Siegeszeichen prangte. David, der eigentliche Anstifter des Aufstandes, hielt sich noch einige Zeit in Bergen und Schluchten verborgen, bis er, von den Walisern selbst ausgeliefert, zu Shrewsbury ein Ende mit Schrecken nahm. Von der Reichsversammlung zum Tode verurteilt, wurde er am Schweif eines Pferdes durch die Straßen geschleift, sein Haupt neben dem des Bruders im Tower aufgepflanzt, die verstümmelten Glieder an vier Städte gesandt. Llewellyns kleine Tochter, bei deren Geburt Eleonore gestorben war, mußte ihr Leben als Nonne im Kloster Sempringham zubringen. Ein solches Ende nahm das altbritische Fürstengeschlecht. Unter den Schätzen Llewellyns, welche Eduard zu sich nahm, befand sich eine angebliche Krone des Sagenkönigs Arthur und ein Splitter vom wahren Kreuze. Der letztere wurde als heil. Reliquie der Westminsterabtei überwiesen. Von der Zeit an war Wales ein englisches Land. Die Geschlechtshäupter huldigten dem neuen Gebieter, die Einteilung in Grafschaften und Hunderte kam auch in Wales in Anwendung, und das peinliche Recht Englands zügelte den trotzigen Sinn des Volks. In der bürgerlichen Gesetzgebung dagegen ehrte man die heimischen Gebräuche, und als bald nachher die Königin im Schloß Caernarvon eines Sohnes genas, der des Vaters Namen empfing, legte ihm Eduard den Titel eines Prinzen von Wales bei, welcher fortan dem Thronfolger geblieben ist.

Marginalien: Ausgang des Waliser Fürstenhauses. 1282. 1283. — Nov. 1282. — 11. Dez. — 1283. — Wales mit England vereinigt. 1284. — 25. April 1285.

Noch einmal regte sich der altbritische Geist in den Walliser Landen, als während einer längeren Abwesenheit des Königs im südlichen Frankreich sein Vetter Edmund von Cornwallis die Regentschaft mit schwacher Hand leitete und bei Einführung des englischen Rechts das Stammgefühl verletzt ward. Rhys ap Meredith, ein Häuptling in den südlichen Strichen des Landes, der früher auf englischer Seite gestritten, erhob das alte Banner der keltischen Nation und verteidigte sich einige Zeit in den unwegsamen Schluchten seiner Heimat, bis er von einem königlichen Aufgebot unter dem Grafen Gilbert von Gloecester zur Flucht nach Irland gezwungen wurde. Als er einige Jahre nachher sich wieder in seinen heimatlichen Bergen sehen ließ, geriet er in Gefangenschaft

Marginalie: Die Aufstände unterdrückt. 1287. 1295.

und starb zu York den Tod eines Verräters. Auch das Unternehmen zweier anderer Häuptlinge, die sich rühmten vom Geschlechte Liewellyns zu sein und die Fahne der keltischen Unabhängigkeit entfalteten, nahm ein unglückliches Ende. Von Eduard bei 1295. Conway geschlagen und gefangen, büßten sie mit dem Leben. Von der Zeit an faßte das englische Wesen immer mehr Wurzel; die alte Volkssprache kam allmählich außer Gebrauch und rettete sich nur noch in dürftigen Resten auf die späteren Geschlechter; die Barden verstummten. Ihr Zeitalter ging mit dem der Kreuzzüge vorüber. Als Eduard bei seiner Rückkehr vom Festlande, wo er in die mannigfachen Streithändel, die damals von Sizilien und Spanien bis nach Flandern und Holland die Welt verwirrten, schiedsrichterlich einzugreifen gesucht, Kunde erhielt von dem gesetzlosen Treiben mancher Richter und Barone, übte er strenge Gerechtigkeit und stellte die Ordnung und das Vertrauen wieder her.

2. Schottland unter Englands Lehnsherrschaft gebracht.

Schottlands Vorgeschichte.

Um die Zeit, da die letzten Reste des christlichen Reiches in Palästina verloren gingen und somit jeder Gedanke an einen neuen Kreuzzug zerrann, schritt Eduard zur Ausführung eines Planes, den er lange in seiner Seele getragen und der die Aufgabe und das Ziel seines Lebens, die Vereinigung der britischen Inselwelt zu einem einzigen Reiche, der Verwirklichung entgegenführen sollte,— zu der Eroberung Schottlands. Nur selten sind bis jetzt die Bewohner der rauhen Gebirgslandschaften im nordwestlichen Europa mit ihren wildreichen dichten Eichenwäldern, ihren Thälern und Seen von dem Strom des geschichtlichen Lebens berührt worden. Von jenen wilden Kaledoniern, deren Kämpfe mit den Römern wir im vierten Bande dieses Werks erwähnt (S. 254, 283, 466), sind nur räuberische Grenzfehden bekannt, die sie unter der Anführung halbmythischer Könige und kriegerischer Geschlechtshäupter mit den südlicheren Nachbarn geführt. Buchanan, der schottische Geschichtschreiber, zählt im vierten Buch über vierzig Könige auf, welche von Fergus I. bis auf die Ankunft der Angelsachsen mit den Briten und Römern am Grenzwall gestritten, eine Familiengeschichte im großen, reich an poetischen Zügen und wechselvollen Geschicken, aber ohne historische Begründung. Die Bewohner, in zwei Hauptstämme, Pikten und Skoten geteilt, bald verbunden, bald feindlich geschieden, gehörten, gleich den Irländern und den halbwilden Bewohnern von Galloway, dem keltischen Volksstamme an, der sich in dem nördlichen Hochlande bis auf unsere Zeit erhalten hat und in seinem gaelischen Volksdialekt noch Überreste aus jener keltischen Vorzeit besitzt. Nach der Überlieferung waren ihre räuberischen Einfälle die Ursache, daß die Briten nach dem Abzug der Römer die Angeln und Sachsen zur Abwehr ins Land riefen. König Eugenius soll im Kampf wider sie das Leben verloren haben. Und wie früher gegen die Römer, so stritten nunmehr die Pikten und Skoten abermals vier Jahrhunderte gegen die germanischen Stämme, welche das britische Inselland eroberten und umgestalteten. Aber die Angelsachsen waren ein kühn vordringendes Volk. Wie oft auch keltisches und germanisches Blut die Wellen des Tweed gerötet haben mag, als

um die Mitte des neunten Jahrhunderts König Kenneth II. die Pikten überwand und sich in Skone als König von Schottland krönen ließ, war das schottische Niederland zwischen dem Cheviot- und Grampiangebirge großenteils im Besitze angelsächsischer Ansiedler. In dem niederschottischen Sprachidiom haben sich noch manche angelsächsische Wörter und Ausdrücke erhalten, die in England selbst verdrängt wurden. Die weiche Keltennatur vermochte dem germanischen Wesen sowenig Widerstand zu leisten, als die alte Volksreligion dem Christentum. Jener Skotenfürst Aidan, welchem der heil. Kolumba im siebenten Jahrhundert die Königsweihe erteilte, war unstreitig keltischer Abstammung; aber bald scheint selbst in das Königsgeschlecht germanisches Blut gedrungen zu sein. Wir wissen, in welch naher Beziehung König Malcolm III. zur Zeit der normännischen Invasion mit dem angelsächsischen Königshaus gestanden (V, 722, 726 f.). Auch jene Nordlandssöhne, die Ostmannen und Dänen, welche im neunten und zehnten Jahrhundert sich auf allen Küsten und Inseln Englands, Schottlands und Irlands ansiedelten und Herrschaften gründeten, waren germanischer Herkunft. Die Insel Man, die Hebriden und Orkaden und die Gruppe der Shetlands-Inseln waren die Sitze normännischer Häuptlinge, die sich durch Seeraub Reichtümer erwarben und ein von Dichtkunst und Gesang erheitertes Leben unter Waffenthaten und Freibeuterzügen führten.

Lehnsystem und Clanverfassung.

So fand denn Wilhelm der Eroberer allenthalben verwandte Elemente, auf die er seinen Lehnsstaat gründen konnte. Das Land südwärts der Grampianhügel trat bald in die feudale Ordnung ein, die der Eroberer und seine Söhne in England begründet. Die kriegerischen Edelleute im Norden des Tweed, die wir im zwölften und dreizehnten Jahrhundert so häufig auf den alten Schlachtfeldern ihren südlichen Nachbarn im ritterlichen Kampfe entgegentreten sahen, lebten unter ähnlichen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen wie die sächsisch-normännischen Barone. Nur in dem schottischen Hochlande mit seiner wildromantischen Gebirgsnatur und seinen zahllosen Seen erhielt sich die altkeltische Clanverfassung, wonach erbliche Stammhäupter über alle Familienglieder und Geschlechter, über alle Angehörige des Stammes eine patriarchalische Gewalt übten, in Kriegszeiten alle Klienten unter dem Geschlechtsbanner versammelt ins Feld führten und über die ganze Clangenossenschaft als Richter und Feldherren mit fürstlicher Macht walteten. Der Abhängigkeit des Lehnsstaats widerstanden diese Clanhäupter mit Festigkeit; ihre Autorität über die Geschlechtsgenossenschaft und ihre Hörigen war auf Blutsverwandtschaft, auf Pietät, auf uraltes Herkommen gegründet. Der königliche Heerbann hatte für sie die Bedeutung eines persönlichen freiwilligen Waffendienstes.

Verhältnis der schottischen Könige zu England.

Die Stellung der schottischen Könige zu England war unbestimmt und schwankend. Als Inhaber englischer Kronlehen in den nördlichen Grafschaften waren sie zur Huldigung und Heeresfolge und zu allen jenen Leistungen und Hofdiensten verpflichtet, welche den übrigen Feudalherren oblagen; und wir

haben gesehen, daß die schottischen Fähnlein häufig mit den englischen Kriegsmannschaften vereinigt ins Feld zogen. Aber die Könige aus dem Hause Plantagenet erhoben mitunter weitergehende Ansprüche: sie versuchten ihre lehnsherrlichen Rechte auch über Schottland selbst auszudehnen, und wir wissen, daß Heinrich II. die Macht besaß, das Nachbarreich in allen weltlichen Beziehungen der Oberhoheit seiner Krone, in geistlichen Dingen der Metropolitangewalt des Erzbistums York zu unterwerfen. Aber nur ein starker Fürst wäre im stande gewesen, eine solche dem nationalen Geiste widerstrebende Unterordnung festzuhalten. Als Richard I. mit ritterlichem Leichtsinn das Hoheitsrecht seiner Krone dem schottischen König Wilhelm dem Löwen um Geld hingegeben (S. 613), lebte das alte Verhältnis wieder auf, ja es kam mitunter vor, daß die Könige Schottlands auch ihrer übrigen Lehnspflichten vergaßen, daß sie während der bürgerlichen Unruhen unter Johann und Heinrich III. in den Reihen der Aufständischen für ihre nationale Unabhängigkeit fochten. Die angelsächsische Opposition gegen die Übermacht der normännisch-französischen Dynastie und die Einwirkung des Auslandes hatte daher in dem schottischen Adel jederzeit eine Stütze. Doch kam es nie zu einem völligen Bruch, weil zwischen den Fürstenhäusern und den Adelsfamilien beider Reiche zu viele verwandtschaftliche Beziehungen bestanden, welche stets wieder Wege der Verständigung und Versöhnung bahnten. Es wurde erwähnt, daß der Sohn des Eroberers, Heinrich I., eine schottische Königstochter als Gemahlin heimgeführt und dadurch einen wesentlichen Schritt zur Ausgleichung zwischen beiden Nationalitäten gethan hat; und die beiden Nachfolger Wilhelms des Löwen, Alexander II. und III., waren durch die Bande der Ehe an das Plantagenetsche Königshaus geknüpft: der erstere hatte die Schwester, der andere die Tochter Heinrichs III. zur Gemahlin gewählt.

Alexander III. und die Norweger. 1263—1266. Der dritte Alexander hatte noch zu Lebzeiten seines Schwiegervaters seine Herrschaft erweitert. Die Piratenhäupter auf Man und auf den Hebriden, die von den fehdelustigen schottischen Baronen viele Grausamkeiten und verheerende Angriffe erdulden mußten, hatten den König Hako von Norwegen, unter dessen
1263. Oberhoheit sie standen, zum Beistand herbeigerufen. Mit Schiffen und Mannschaft folgte der bejahrte König dem Rufe seiner bedrängten Vasallen. Siegreich in allen Kämpfen zur See und auf den Inseln wagte er eine Landung an der schottischen Küste, erlitt aber hier eine schwere Niederlage, die ihn zum Rückzug nach den Hebriden nötigte. Krank kam er hier an und starb noch während
15. Dez. 1264. des Winters. Sein Sohn Magnus traf mit Alexander eine Übereinkunft, kraft deren er gegen eine Entschädigungssumme von 4000 Mark und einen Jahreszins von 100 Mark seine Hoheitsrechte auf Man und die Hebriden an die
1266. schottische Krone abtrat. Um den Freundschaftsbund zwischen beiden Ländern dauerhafter zu machen, wurde zugleich die junge Tochter Alexanders, Margarete, mit dem norwegischen Königssohn Erich verlobt, ein Verlöbnis, das in der Folge,

als beide in das heiratsfähige Alter getreten, zu einer ehelichen Verbindung führte.

Alexanders III. Ausgang.

Noch zwanzig Jahre regierte nun Alexander III. in Frieden über Schottland, ein ritterlicher, stattlicher Mann von wohlwollender Gesinnung, aber ohne hervorragende Geistesgaben. Mit seinem königlichen Schwager Eduard suchte er in gutem Einvernehmen zu bleiben; er huldigte ihm für die Gebietsteile, die seine Vorfahren in England besessen, und schwur auf einem Parlamente in Westminster dem König Eduard, seinem Lehnsherrn, „ein getreuer Mann zu sein gegen jedermann". (Sept. 1278.) Diese Huldigung, zunächst nur für die englischen Lehen verstanden, suchte Eduard nun aber in eine Lehnsabhängigkeit der schottischen Krone zu verwandeln. Das Verhältnis, wie es eine Zeit lang unter Heinrich II. bestanden, sollte wieder hergestellt werden. Bei diesem ehrgeizigen Streben wurde er vom Glück wunderbar begünstigt. Von den drei Kindern, welche die englische Königstochter Margarete ihrem Gemahl geboren, überlebte keins den Vater. Ein Sohn war als Kind gestorben, die Tochter Margarete, welche im Jahr 1281 nach Norwegen geführt und mit Erich vermählt worden, hatte in ihrem ersten Wochenbette ihr junges Leben lassen müssen, und bald darauf war auch ihr schwächlicher Bruder Alexander kinderlos aus der Welt gegangen. (9. April 1283.) Umsonst hoffte Alexander, da seine englische Gemahlin ihm schon im Jahr 1275 durch den Tod entrissen worden, durch eine zweite Vermählung mit Joleta, der Tochter des französischen Grafen von Dreux, neue Nachkommenschaft zu erzielen; als er sechs Monate nach der Hochzeit in einer dunkeln Nacht zu seiner Gattin nach Inverkeithing reiten wollte, stürzte er mit dem Pferde an einem Felsen hart am Meer und verschied auf der Stelle. Dieser plötzliche Hingang des Königs war ein großes Nationalunglück für Schottland. (19. März 1286.) Eine Regentschaft aus geistlichen und weltlichen Großen wahrte die Rechte der Krone und suchte die Thronfolge zu ordnen. Aller Blicke waren zunächst auf die kleine Margarete, die norwegische Maid, gerichtet. Sie sollte nach Schottland gebracht werden, und König Eduard that bereits einleitende Schritte, um sie dereinst mit seinem Sohne zu vermählen. Aber so schnell und glatt sollte die Vereinigung der beiden Reiche nicht vor sich gehen. Auf der Seereise nach dem mütterlichen Heimatland starb Margarete, die siebenjährige Königstochter von Norwegen, auf den Hebriden. (Sept. 1290.)

Eduard I. und die schottischen Kronprätendenten.

Der englische König empfing die Kunde von dem neuen unerwarteten Ereignis, als er in den nördlichen Grafschaften dem Weidwerk nachging. Er war alsbald entschlossen, den Erbfolgekrieg, der nunmehr unter den zahlreichen Thronbewerbern sich erhob, zu benutzen, um die vielbestrittene Lehnsherrlichkeit der englischen Könige über Schottland fest zu begründen und dadurch ein dauerndes Band um beide Reiche zu schlingen. Nur die angstvolle Sorge um seine geliebte Gemahlin Eleonore von Kastilien, die ihn begleitet hatte und in Lincoln schwer krank daniederlag, bewirkte noch eine kurze Verzögerung. Sie starb und wurde

14. Dez. 1290. mit großen Ehren in der Westminster-Abtei zu Füßen Heinrichs III. beigesetzt. Aber schon nach Ostern, als die erste Trauer vorüber war, berief Eduard eine Mai 1291. Reichsversammlung nach Norham, zu welcher auch die Kronprätendenten, neun an Zahl, und die angesehensten Barone aus Schottland eingeladen waren. Hier legte er eine Staatsschrift vor, in welcher aus Urkunden und Chroniken nachgewiesen war, daß den Königen von England seit Jahrhunderten die Oberhoheit über Schottland zugestanden, und forderte vor allem, daß sämtliche Thronbewerber, ehe ein richterlicher Ausspruch gefällt werde, diesem vollgültigen Anrecht zustimmen und ihn als Oberherrn des Königreichs Schottland anerkennen sollten. Nach einigem Bedenken gaben alle, an ihrer Spitze **Robert Bruce** von Carrick in Annandale und **John Baliol** von Galloway, die namhaftesten unter den Prätendenten, die verlangte Zustimmung, worauf eine große Jury von einhundertundvier geistlichen und weltlichen Magnaten beider Reiche niedergesetzt ward, um zu untersuchen, wer das beste Recht auf die schottische Krone habe. Mittlerweile sollte der von Eduard ernannte Regentschaftsrat die Verwaltung führen und die königlichen Burgen in Eduards Hand gegeben werden.

John Baliol Unterkönig von Schottland. 1292. Zu Anfang August war Eduards Oberkönigtum bereits so vollgültig anerkannt, daß er auf einer Reise nach Edinburg die Huldigung der geistlichen und weltlichen Großen und der städtischen Bürgerschaften entgegennehmen konnte, während die Thronbewerber, deren Zahl unterdessen auf zwölf angewachsen war, Urkunden und Belegschriften für ihre Ansprüche sammelten und den Geschwornen im Schlosse von Berwick vorlegten. Die meisten gründeten ihr Recht auf ihre Abstammung von Frauen aus dem Königshause: Baliol war der Enkel der ältesten Tochter des Königs David, Bruce der Sohn der zweiten, John Hastings der Abkömmling der dritten. Nur **John Comyn**, Herr von Bardenach, Baliols Schwager, leitete seine Ansprüche von einem alten Keltenkönig, Donald Mac Duncan, ab. Auch Graf Florenz von Holland, der Nachkomme einer Schwester Wilhelms des Löwen, war unter den Bewerbern. Doch schwankte die Wahl bald nur noch zwischen Bruce und Baliol; der Vorschlag einer Teilung wurde Nov. 1292. abgewiesen; nach langer Beratung entschied das Geschwornengericht nach anglo-normännischem Rechte zu gunsten des letzteren, der den hohen Anforderungen Eduards sich am willigsten zu fügen schien. Wenige Tage später wurde John Baliol, nachdem er in Norham vor König Eduard den Eid der Treue geschworen für das Reich, das er von ihm zu Lehen halte, auf dem alten Königstein zu Skone gekrönt und leistete zu Newcastle die feierliche Huldigung. Man behandelte das schottische Königreich wie eine heimgefallene Grafschaft, die von der Krone aufs neue vergeben ward. Bei der Huldigungsfeier wurde dem König Eduard das Recht zugestanden, daß wenn Schotten ihre Klagen vor seine Richter brächten, er als oberster Herr die Entscheidung treffen könne. Kraft dieses Rechts wurde Baliol selbst in der nächsten Zeit mehrmals wegen Schuldforderungen und Lehnsachen vor das englische Obergericht geladen.

Es war kein Zweifel mehr, daß die schottische Krone als englisches Lehen, König John Baliol als englischer Vasall angesehen ward. Eine solche Erniedrigung ertrug jedoch das Nationalgefühl der Schotten nicht lange. Als einige Zeit nachher Eduard wegen seiner Besitzungen in Südfrankreich mit Philipp IV. in einen gefährlichen Krieg zur See und zu Land verwickelt war, und die hohen Geldforderungen, die er sowohl zu den Rüstungen als zur Werbung deutscher und niederländischer Bundesgenossen und Hilfsmannschaften an die Stände machen mußte, allgemeine Unzufriedenheit erregt hatten und die Stockung des Verkehrs mit dem Festlande große Verluste in der Handelswelt erzeugte, trat Baliol, von Comyn und der nationalen Partei angetrieben, mit Frankreich in Verbindung, um mit Hilfe Philipps IV. die Fesseln der englischen Lehnshoheit von seinem Königreiche abzustreifen. Ein verräterischer Edelmann von der Waliser Mark, Thomas de Turberville, diente als Vermittler; gegen hohen Lohn versprach er, die Landung französischer Schiffe an den Küsten von England, Wales und Schottland zu ermöglichen. Die Tage des Königs Johann Plantagenet schienen wiederzukehren. Die Hoffnungen Eduards auf auswärtige Hilfe, für die er große Geldopfer gebracht, gingen nicht in Erfüllung: Adolf von Nassau, König von Deutschland, verwendete die ihm gezahlten Summen zu eigennützigen Zwecken; der reiche Graf Veit von Flandern, der aus Verdruß über die Einmischung Philipps in seine Streitigkeiten mit der Stadt Gent auf Eduards Seite getreten und eine Heirat seiner Tochter mit dem englischen Königssohne verabredet hatte, wurde nach Paris gelockt und dort mit seiner Tochter längere Zeit festgehalten; Graf Florenz von Holland starb um dieselbe Zeit auf Burg Muiden unter den Mörderhänden verschworner Edelleute, und die anarchischen Zustände während der Minderjährigkeit seines Sohnes gestatteten keine Teilnahme an ausländischen Verwickelungen. Auch der Erzbischof von Köln und andere rheinische Fürsten wurden durch die Schwierigkeiten im Deutschen Reich und durch ihre eigenen Angelegenheiten gefesselt, und die Ausgleichsversuche, welche der neue Papst Bonifacius VIII. durch Absendung zweier Legaten an Philipp und Eduard unternahm, scheiterten an dem königlichen Machtgefühl des französischen Herrschers.

(Aufstand und Bürgerkrieg. 1293. 1294.) (27. Juni 1296.)

Eduard bot jedoch den Schwierigkeiten mutig die Stirn. Turberville, dessen Verrat ihm ein aufgefangenes Schreiben kund machte, wurde am Schweif eines wilden Pferdes an den Galgen geschleift, und als der schottische König ihm die Heeresfolge gegen Frankreich und die Auslieferung der Grenzfestungen verweigerte, als im Hafen von Berwick englische Kaufleute mißhandelt und gegen Eduards Gebot französische und flandrische Schiffe zugelassen wurden, da beschloß der englische König, die Hoheitsrechte mit Waffengewalt zur Geltung zu bringen. Um Ostern sammelte er in Newcastle ein Heer von 4000 Rittern und 30,000 Mann Fußvolk, während eine beträchtliche Flotte unter dem Oberbefehl Edmunds von Lancaster und Hugos von Lincoln nach der Gironde fuhr,

(Krieg in Schottland und Südfrankreich. 1296. 1297.) (1296.)

um die Gascogne vor den französischen Angriffen zu schützen. Die Grenzstadt Berwick wurde erstürmt und stark befestigt, während ein schottisches Heer verwüstend in Cumberland einfiel und Carlisle bedrängte. Aber auf die Kunde, daß die Engländer bereits unter die Mauern von Dunbar vorgerückt seien, ließen die Schotten von der tapfer verteidigten Stadt ab und zogen dem Feind ent-
27. April. gegen. Bald ereignete sich die Schlacht von Dunbar, worin die Schotten eine blutige Niederlage erlitten. An 10,000 Krieger deckten die Walstatt, die Grafen von Menteith, Athol, Roß und der jüngere Comyn, die Führer des Heeres, und über achtzig Barone, Herren und Ritter wurden als Kriegsgefangene in englische Schlösser abgeführt. Eduard benutzte den Sieg aufs beste. Durch Hilfstruppen aus Wales und Irland verstärkt rückte er über Edinburg
Juli. nach Stirling und Perth. Hier brachte er John Baliol zu einer schimpflichen Unterwerfung. „Auf bösen Rat und aus eigener Einfalt“ habe er sich gegen seinen Herrn, den König von England, vergangen, so sprach der gedemütigte Fürst, darum gebe er Krone und Reich in dessen Hand zurück. Darauf durchzog der englische Herrscher, um die Reste der „Rebellen“ zu vernichten, das Hochland im Norden, von Aberdeen und Banff bis nach Elgin. Adel und Klerus leisteten einen neuen Huldigungseid, König John wurde im Tower zu London unter Aufsicht gestellt; alle Häupter des hohen Adels, deren Treue verdächtig war, mußten ihren Aufenthalt in englischen Schlössern nehmen; der Granitstein zu Scone, auf dem so viele schottische Könige gekrönt worden und an den der Volksglaube die Herrschaft über Schottland knüpfte, wurde als Siegestrophäe nach der Westminsterabtei entführt, wo er noch jetzt zu sehen ist. Ein englischer Edelmann, Warenne Graf von Surrey, herrschte nun als Statthalter in dem Lande jenseit des Tweed, ein Schatzkammergericht nach dem Muster des englischen verwaltete die Einkünfte, eine Ständeversammlung gleich dem englischen Parlament beriet und beschloß über Gesetze und wichtige Angelegenheiten. Mit diesen Siegen bildeten freilich die Verluste in der Gascogne einen merklichen
Febr. 1297. Kontrast. Bei einem Zuge nach dem belagerten Schlosse Bellegarde wurden die englischen Streitkräfte, die sich in zwei Hälften geteilt, geschlagen und zersprengt. Viele Edlen gerieten in französische Gefangenschaft; alle Besitzungen bis auf Bayonne und einige Schlösser fielen in Philipps Hände.

3. Wallace in Schottland. Ausbildung der englischen Verfassung.

Wallace siegt bei Stirling. 1297. Die Unfälle in der Gascogne und die infolge der hohen Besteuerung und des auswärtigen Kriegsdienstes unter dem englischen Adel und Klerus herrschende Aufregung erfüllten die Schotten mit der Hoffnung, ihre Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen. Die Strenge, womit die englischen Richter und Beamten den trotzigen Sinn des Volkes zu brechen suchten, hatte im ganzen Lande große Erbitterung erzeugt. Scharen von Geächteten und Verbannten streiften umher und warteten nur eines Führers, um an den

übermütigen Fremdlingen Rache zu üben. Diesen fanden sie in Wilhelm Wallace, dem Sohne eines geringen Ritters, der mit riesigem Wuchs und eiserner Kraft Verschlagenheit und Unternehmungsgeist verband und einen tiefwurzelnden Groll gegen die Engländer in seiner ungestümen leidenschaftlichen Seele trug. Keiner führte besser Pfeil und Bogen, keiner verstand es so gut, eine Schar an sich zu fesseln, als der breitschulterige Mann vom Clyde mit dem offenen, heiteren Gesichte. Wallace stieg von den Bergen herab, sammelte Landesflüchtige und verwegene Gesellen aus den niederen und mittleren Ständen um sich und begann einen Bandenkrieg wider alle in Schottland anwesenden Engländer. Bald schloß sich der ritterliche William Douglas und mit ihm ein Teil des Adels an Wallace an, und als Robert Bruce, der jüngere Enkel des erwähnten Prätendenten, nach dem weggeführten Baliol der nächste Verwandte des königlichen Hauses, mit seinen Leuten von Carrick und Annandale beitrat, gewann der Aufstand ein höheres nationales Ziel. Als aber Warenne, der Statthalter, und Percy von Northumberland mit einem Heer von 1000 Reitern und 50,000 Fußknechten in die Nähe von Stirling vorrückten, wo die schottischen Streitkräfte auf dem nördlichen Ufer des Forth aufgestellt waren, verloren die schottischen Edelleute den Mut und knüpften Unterhandlungen an. Allein Wallace verwarf jeden Ausgleich und bestand auf dem Kampf, und als die Engländer zur Hälfte über die nach Stirling führende Brücke gesetzt waren, stürzte er plötzlich mit Ungestüm von den waldigen Höhen herab und brachte dem bestürzten Feind eine blutige Niederlage bei. Hundert Reiter und 5000 Fußknechte lagen auf dem Waffenfelde, darunter Hugo von Cressingham, der verhaßte Schatzkämmerer. Rasch kehrten nun die Engländer über den Tweed zurück, verfolgt von Wallace und seinen wilden Kriegsbanden. Schon im Oktober rückten sie in Northumberland ein und verwüsteten das offene Land mit Feuer und Schwert. Sept. 1297.

Die Kunde von diesen Vorgängen traf den König in Flandern, wo, wie einst unter König Johann, der Kampf zwischen den französischen und englischen Kriegsmannschaften und ihren Bundesgenossen entschieden werden sollte. Es war ein harter Schlag für das stolze Herz Eduards, der noch empfindlicher wurde durch die heftige Opposition, welche zu gleicher Zeit in Westminster gegen seine Regierung sich erhob. Den doppelten Krieg fortzusetzen ging über seine Kräfte, und da der Waffengang gegen den nordischen Feind von viel größerer Wichtigkeit für ihn war als der ungerechte Kampf gegen die Franzosen in Flandern, wo die Mehrzahl des niederländischen Volkes auf seiten des Gegners stand, von seinen deutschen Bundesgenossen aber keine Hilfe zu erwarten war, so beschloß er, mit Philipp IV. sich zu verständigen und seine Streitkräfte wider die Schotten zu kehren. Der französische König kam seinen Wünschen entgegen; die gebieterische Sprache der päpstlichen Gesandten, welche die Entscheidung der obwaltenden Streitigkeiten vor den päpstlichen Stuhl ziehen wollten, beleidigte sein

Eduard gibt den französischen Krieg auf.

fürstliches Selbstgefühl. Einen Kampf mit dem Papst voraussehend, zog Philipp einen Vergleich mit Eduard selbst vor. Und wenn auch der Friedensschluß sich noch über ein Jahr verzögerte, so gab doch eine von Zeit zu Zeit verlängerte Waffenruhe dem englischen König Gelegenheit, seinen nördlichen Feind im eigenen Lande aufzusuchen und sich mit seinen Ständen zu vertragen.

Steuerdruck und Opposition. Die zu diesen Kriegen nötigen Mittel überstiegen weit die Einkünfte der Krone, und Eduard sah sich häufig genötigt, die Beihilfe seiner Unterthanen in Anspruch zu nehmen. Dabei verfuhr er oft mit Gewaltthat und Härte. Alle Stände wurden geschatzt und besteuert. Der Adel mußte Heeresfolge leisten oder Schildgeld entrichten, die Bistümer und Abteien wurden fort und fort zu Abgaben gezwungen, die Ausfuhr der Wolle und der gesamte Handel wurde mit hohen Zöllen belastet. Er forderte von allem Einkommen oft den zehnten, den achten, ja den fünften Teil und ließ die Einkünfte genau prüfen, damit er nicht verkürzt werde. Im Anfang kam man den Bedürfnissen des Königs bereitwillig zu Hilfe: die Kriege gegen Wales und Schottland entsprachen den Wünschen des Adels und Volks; man billigte die Politik, die zur nationalen Einigung zu führen versprach. Als der König im Waliser Krieg neue Opfer zum Küstenschutz verlangte und dabei den Grundsatz aufstellte, „daß man gemeinschaftlichen Gefahren mit vereinten Kräften entgegentreten, daß, was alle angehe, auch von allen getragen werden müsse", ging der Reichstag mit patriotischem Eifer auf seine Forderungen ein. Die großen Anstrengungen zur Eroberung Schottlands wurden willig geleistet. Dafür zog Eduard die Stände auch mehr zu Rate als früher: um größere Teilnahme zu erwecken, berief er nach dem Vorgange Montforts Abgeordnete der freien Gutsbesitzer aus den Grafschaften und Vertreter der städtischen Kommunen zu den Reichstagen. Und nicht bloß über Lehndienste und Beisteuern verhandelte er mit ihnen, auch über Staatseinrichtungen und Gesetze holte er ihren Rat ein. Dagegen war der Krieg wider Frankreich und Flandern, der so viele Opfer heischte und dem Handel und Verkehr so schwere Wunden schlug, bei der ganzen Nation unbeliebt. Wie sehr auch Eduard, der schon zu seines Vaters Zeiten die Gascogne als eigenes Fürstentum besessen und so manchen frohen Tag mit ritterlichen Kämpfen und Spielen daselbst verlebt hatte, den englischen Adel für die Verteidigung des Landes zwischen Garonne und Pyrenäen zu gewinnen suchte und dessen Mitwirkung anrief gegen den König Philipp IV., der darauf sinne, „die englische Zunge von der Erde zu vertilgen", die Stimmung wurde immer schwieriger und ungünstiger. Die Barone leugneten, daß sie zur Heeresfolge in das Ausland verpflichtet seien, und verweigerten das Schildgeld. Der hohe Klerus, dessen Beihilfe am stärksten in Anspruch genommen ward, widersetzte sich den steigenden Anforderungen durch Berufung auf das Verbot des Papstes Bonifacius VIII., ohne Genehmigung der Kurie kirchliche Auflagen und Steuern zu erheben oder zu gewähren. Immer weiter verbreitete sich der Geist des Widerstandes. Vergebens suchte der energische König durch Strenge und Gewaltthat zu erreichen, was das Parlament ihm versagte, indem er bei dem flandrischen Krieg die unmittelbaren und mittelbaren Lehnsleute zur Heeresfolge aufbot, die Geistlichkeit durch die Drohung, sie des Schutzes der königlichen Gerichtsbarkeit und der weltlichen Lehen zu berauben, zur Zahlung der verlangten Abgaben nötigte und gemäß dem Grundsatze, „daß die Sache des Landes mit den Kräften des Landes verteidigt werden müsse", alles für Kriegszwecke Notwendige eigenmächtig in Beschlag nahm: seine Willkürhandlungen dienten nur dazu, das Bewußtsein der nationalen Rechte zu schärfen; „der Strom der ständischen Entwickelung konnte durch die herrischen Gelüste selbst dieses fähigen Fürsten nicht gehemmt werden".

Als der König für den flandrischen Feldzug neue Opfer heischte, stieß er auf heftigen Widerstand sowohl bei der hohen Geistlichkeit, den Erzbischof von Canterbury, Robert von Winchelsea, an der Spitze, als bei dem hohen Adel. Die ersten Würdenträger der Krone, der Marschall Roger Bigod, Graf von Norfolk, und der Connetable, Graf von Hereford, waren die Führer und Sprecher der Adelsopposition. Die Abgeordneten der Grafschaften und der Kommunen hielten zu ihnen. Die willkürlichen Eintreibungen zum Kriegsbedarf wurden mit Gewalt verhindert. Wie ehedem sah man gewaffnete Ritter sich unter den Fahnen mächtiger Häupter sammeln. Man stellte die Beschwerden des Landes zusammen und drang auf ihre ungesäumte und endgültige Erledigung. Die alten Freibriefe sollten eingehalten und alle verfassungswidrigen Belastungen abgestellt werden. Eduard war über das Vorgehen der Barone sehr ungehalten. Er wich ihrem Andringen aus, indem er sich rasch nach Flandern einschiffte und jede Widersetzlichkeit gegen die Steuererhebung mit Acht und Bann bedrohte. Kaum hatte er aber mit seinem Heere das Land verlassen, so erschienen die Häupter der Opposition mit ihren Forderungen vor den Räten, welche der König seinem zum Reichsverweser ernannten Sohn Eduard zur Seite gesetzt hatte. Dies traf mit der Trauerpost von den Unfällen in Schottland zusammen. Wallace stand bereits mit seinen Scharen in Northumberland. Die königlichen Räte und der Reichsverweser mußten daher vor allem bedacht sein, den inneren Zwiespalt auszugleichen, um die nationale Kraft gegen den Feind im Norden zu wenden. Sie bewilligten die gestellten Forderungen und ließen Wahlausschreiben zu einem Parlamente ergehen, wobei die Regierung zugleich die Versicherung gab, daß die Erhebung der Steuer, zu der man sich in der gegenwärtigen Kriegsnot gezwungen sehe, nicht als bindend für die Zukunft betrachtet werden solle. Auf diesem denkwürdigen Parlamente, das im Oktober 1297 in Westminster abgehalten ward, während die Grafen von Norfolk und Hereford die Thore mit ihren Bewaffneten besetzt hielten, wurde der Magna Charta die Bestimmung beigefügt, daß außer den altherkömmlichen feudalen Abgaben in Zukunft weder von der Geistlichkeit noch vom Laienstand irgend eine Steuer oder Umlage, auch kein Ausgangszoll für Wolle oder andere Handelsartikel erhoben werden solle ohne die gemeinschaftliche Einwilligung der Stände und zum gemeinen Besten. Mit diesem Statut war somit das bisher von der Krone ausschließlich geübte Recht, die öffentlichen Bedürfnisse zu ermessen und nach ihrem Befinden die Leistungen zu bestimmen, dahin beschränkt, daß Prälaten, Grafen, Barone, Ritter und Bürger dazu ihre Einwilligung zu geben hatten, und der Grundsatz ausgesprochen, daß den Ständen des Reiches ein Steuerbewilligungsrecht zustehe. Wie sehr auch dem König eine solche Beschränkung widerstrebte, die Zeitumstände waren so ernst, daß er einen Konflikt mit dem Adel auf alle Weise vermeiden mußte. Denn Wallace schaltete als unumschränkter Gebieter in Schottland; er führte den Titel eines Statthalters, hielt Parlamente ab und traf Anordnungen über Kriegswesen und Verwaltung. Der König erteilte daher in Gent seine Einwilligung. Die Kunde von diesem frohen Ereignis erzeugte in England eine patriotische Erhebung. Alles beeilte sich, den Bedürfnissen der Krone hilfreich entgegenzukommen, und der Adel leistete bereitwillig Heeresfolge.

Ausbildung der parlamentarischen Verfassung. 1297.

Okt.

Unter diesen Umständen konnte Eduard bald nach seiner Rückkehr aus Flandern ein beträchtliches Heer, zum großen Teil aus geharnischten Reitern bestehend, gen Norden führen. Als er in York einen Kriegsrat abhielt, um die schottische Heerfahrt zu besprechen, drangen die Barone, Norfolk und Hereford an der Spitze, in ihn, daß er die Bestätigung der Freiheitsurkunde, die er in Flandern erteilt, nun auf heimischer Erde wiederhole. Die Zumutung, vor

Eduard siegt in Schottland. 1298.

Frühjahr 1298.

dem Feldzuge dem bewaffneten Adel persönlich einen Eid abzulegen, schien seiner Würde nicht geziemend zu sein. Doch wollte er nicht durch Versagung reizen. Er ließ daher vier seiner Getreuen an seiner Statt schwören, daß er nach beendigtem Feldzug alles Bewilligte feierlich bestätigen wolle. Man traute seinen Worten, und mit vereinten Kräften rückten die englischen Krieger über die Grenze. Schon im Juli trafen beide Heere bei Falkirk unweit Stirling aufeinander. Wallace hatte sein kräftiges Fußvolk vortrefflich aufgestellt; aber von dem hohen Adel mit Neid und Mißtrauen betrachtet, konnte er nur eine geringe Zahl Reiter in die Schlacht führen, und selbst diese wandten beim Anfang des Kampfes sich so schnell zur Flucht, daß man bösen Verrat argwohnte. Wie tapfer auch die festgeschlossenen Reihen des Fußvolks sich wehrten und den Engländern einen dichten Wald von Lanzen entgegenhielten: als die Glieder durch die Armbrustschützen durchbrochen wurden und die feindliche Reiterei in die Lücken einsprengte, erlitten die Schotten eine vollständige Niederlage. Die Zahl der Toten soll sich auf zwanzigtausend belaufen haben, während das königliche Heer kaum nennenswerte Verluste erlitt. Wallace vermochte sich jetzt in seiner Stellung nicht mehr zu behaupten; er wendete seinem Vaterland den Rücken und begab sich nach Frankreich. Aber auch Eduard konnte seinen Sieg nicht voll ausnutzen. Mangel an Lebensmitteln und die fortdauernde Spannung mit seinem Adel bewogen ihn zum Abzug, ehe er die nötigen Einrichtungen zur Sicherung seiner Oberherrschaft getroffen. Nun hatten die Comyns, die entschiedensten Gegner von Wallace, den größten Einfluß. In Verbindung mit Robert Bruce von Carrick, der sich wieder der englischen Seite zugewandt, und dem Erzbischof von St. Andrews richteten sie eine Art Regentschaft auf, die jedoch von Eduard nie anerkannt ward.

Bestätigung der Freiheitsurkunde. 1299. Die englische Aristokratie hatte zu dem glücklichen Ausgang des schottischen Feldzugs am meisten beigetragen; sie durfte daher auch erwarten, daß der König durch Erfüllung seiner Verheißungen die patriotische Hingebung anerkennen werde. Aber es fiel ihm schwer, sich des Rechts eigenmächtiger Besteuerung zu
1299. begeben. Als in den nächsten Fasten der Reichstag in London auf die volle Gewährung der feierlich gegebenen Zusage drang, zögerte er mit der Antwort und wollte das Steuerbewilligungsrecht nur mit der beschränkenden Klausel zugestehen: „unter Vorbehalt unseres Krönungseides und des Rechts unserer Krone“. Die allgemeine Aufregung, die sich darüber in der Hauptstadt und im ganzen Lande kund gab, machte ihn jedoch betroffen. Noch war der Friede mit Frankreich nicht abgeschlossen; noch bedurfte es neuer Feldzüge, um Englands Hoheit in Schottland zur Geltung zu bringen. Wie konnte er aber hoffen, daß der getäuschte Adel abermals mit patriotischer Begeisterung zu der königlichen Fahne eilen würde! So fügte sich denn Eduard in das Unvermeidliche. Er bezwang seinen Herrscherstolz und erteilte den Freiheitsurkunden die unbedingte Bestätigung. Es war ein wichtiges Zugeständnis, das die Einheit der Interessen der

Krone und der Nation zur Anschauung brachte. Wenn auch die schwierige Lage und die Notwendigkeit größerer Hilfsquellen auf diese Entschließung mit Nachdruck eingewirkt hat, so war doch die Zusage des Königs eine freiwillige, nicht durch Gewalt abgetrotzte; die unterzeichnete Freiheitsurkunde war somit ein Staatsvertrag.

4. Die schottischen Unabhängigkeitskriege und Eduards I. Ausgang.

Eduard sollte bald die Früchte des einträchtigen Zusammengehens der Nation und des Königtums ernten. Als wiederholt englische Heere über den Tweed geführt wurden, um die Schotten zur Unterwerfung zu zwingen, wollte Papst Bonifacius VIII., der im Geiste eines Gregor und Innocenz sich zum höchsten Gebieter in den Streitigkeiten christlicher Fürsten aufwarf und schon vorher sich als Schiedsrichter den hadernden Königen von England und Frankreich aufgedrängt hatte, auch die schottischen Händel vor sein Forum ziehen, indem er behauptete, nur dem römischen Stuhle stehe die Oberhoheit über Schottland zu. Er bestritt die Rechte, welche Eduard aus alten Urkunden und Lehnsverträgen zur Begründung seiner Ansprüche hergeleitet, drang auf die Freilassung Baliols und erklärte die Fortsetzung des Krieges für eine Verletzung seiner Autorität. Er glaubte um so kühner vorgehen zu dürfen, als Eduard in seinem Streit mit Philipp IV. über das Herzogtum Gascogne sich die Vermittelung des Kirchenfürsten hatte gefallen lassen. Diese Einmischung in die politischen Angelegenheiten der beiden Staaten war um so bedenklicher, als trotz des Friedens von Chartres, wodurch der lange Hader zwischen Eduard und Philipp IV. ausgeglichen und als Unterpfand der Versöhnung eine Doppelheirat verabredet ward, der französische König sich der Schotten warm annahm und kein Bedenken trug, die päpstliche Intervention, die er in der eigenen Sache entschieden zurückgewiesen, für das befreundete und verbündete Schottland gelten zu lassen. Als Eduard während eines neuen Feldzuges im Lager vor Carlaverock von dem Verlangen des heil. Vaters unterrichtet ward, gab er zur Antwort, über eine so wichtige Angelegenheit könne er erst nach Beratung mit seinen Ständen eine Entschließung fassen. Zu dem Ende berief er ein Parlament nach Lincoln. Nachdem er zuerst die Beschwerden über allerlei Mißbräuche, besonders in bezug auf die Forsten entgegengenommen und Abhilfe versprochen, legte er die von rechtskundigen Männern nochmals zusammengestellten und begründeten Ansprüche der englischen Krone auf die Oberhoheit in Schottland der Versammlung zur Prüfung vor und forderte ihr Urteil. Er erreichte seinen Zweck. Das Parlament erteilte seine volle Zustimmung zu der von dem König befolgten Politik und erließ ein von einhundertundvier Grafen und Baronen unterzeichnetes Schreiben an den Papst, worin diese nicht allein die Oberhoheit Englands aufrecht erhielten, sondern auch den Anspruch des kirchlichen Oberhauptes, darüber ein richterliches Urteil zu fällen, als der königlichen Würde widerstrebend zurück-

Die Einmischung des Papstes abgewiesen.

Aug. 1299.

1300.

Jan. 1301.

21. Febr. 1301.

wiesen und zum Schlusse fest versicherten, daß sie einen solchen Eingriff in ihre vaterländischen Rechte und Gewohnheiten niemals dulden würden. Hatte früher die Krone den Beistand der Kirche gegen die Forderungen der Magnaten angerufen, so stützte sie sich jetzt auf die Willensmeinung der Stände gegen die Übergriffe des römischen Stuhls.

Ausgang des Wallace. 1304. 1305. Gestärkt durch das einträchtige Zusammenwirken mit der Nation setzte darauf der König den Krieg gegen Schottland fort, ohne sich um den Papst zu kümmern. Über den großen Kämpfen, welche Bonifacius VIII. bald nachher mit Philipp IV. zu bestehen hatte, geriet der englische Streit in Vergessenheit. Die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Rom aber hatten für Eduard den Vorteil, daß Philipp IV., um Englands Freundschaft zu gewinnen, die Schotten, obschon sie bei der Abtei Roslin einen neuen Sieg über die englischen (21. Febr. 1303.) Heerhaufen erfochten, ihrem Schicksale überließ und das Herzogtum Guienne nebst Gascogne dem englischen König, der durch seine eigene Verheiratung mit Margarete, Philipps Schwester, und durch die Verlobung des Thronfolgers mit dessen Tochter Isabella zu dem königlichen Hause in nahe Beziehung getreten, als französisches Lehen zurückgab. Nun konnte Eduard seine ganze Kraft gegen Schottland kehren. Ohne auf namhaften Widerstand zu stoßen, durchzog er siegreich das Königreich bis in das nördliche Hochland. (Sommer 1303.) Die Häupter der nationalen Kriegspartei, die Comyn, Graham, Stewart u. a., baten um Frieden. Gegen Zusicherung von Gut und Leben erkannten sie die Herrschaft des Königs (Febr. 1304.) an und zahlten Buße. Nur Wallace, der Held des Volkes, der aus Frankreich zurückgekehrt war, verblieb in der Acht. Er zog sich mit verwegenen Gesellen in die Berge zurück und setzte den kleinen Krieg fort. Seine Persönlichkeit übte eine zauberhafte Anziehungskraft auf die niedern Volksschichten, aus denen ihm fortwährend neue Streiter zuströmten. Gegen ihn wendete sich daher der ganze Zorn des Königs, namentlich als auch noch das letzte Bollwerk des Aufstandes, Stirling, nach verzweifelter Gegenwehr sich auf Gnade und Ungnade hatte ergeben müssen. Ein hoher Preis war auf Wallaces Kopf gesetzt, und schottische Edelleute dachten niedrig genug, sich durch Geld zur Verfolgung des geächteten Volksmannes bestimmen zu lassen. Als er einst in der Nähe von Glasgow bei seiner Geliebten im Versteck lag, wurde er verraten und gefangen nach England (Aug. 1305.) geführt. Es war ein Fest für die Londoner Bevölkerung, als der gewaltige Kriegsmann gefesselt durch die Straßen der Hauptstadt zog, zum Hohn einen Lorbeerkranz auf dem Haupte. Der ritterliche König, der sonst oft gedemütigten Feinden Gnade erwiesen, zeigte gegen Wallace die ganze Strenge eines Tyrannen. Von einem außerordentlichen Gerichtshof wegen Hochverrat, Mord und Brandstiftung zum Tode verurteilt, wurde Wallace am Schweife eines Pferdes nach Smithfield geschleppt und dort an den Galgen geknüpft. Sein Kopf wurde abgeschlagen und auf einer Stange über der Londoner Brücke aufgepflanzt; und noch lange erblickte man über den Stadtthoren von Newcastle

und Berwick, von Perth und Aberdeen die aufgehefteten Glieder des romantischen Volkshelden von Schottland.

Hätte sich Schottland ruhig unter das Zepter des Königs gebeugt, so hätte die englische Freiheit leicht abermals einen Stoß erfahren können. Der neue Papst Clemens V., als Aquitanier und bisheriger Erzbischof von Bordeaux dem Hause der Plantagenets und der Capetinger gleich nahe stehend, schien nicht abgeneigt, Eduard gegenüber das Beispiel nachzuahmen, das Innocenz III. einst bei König Johann gegeben. Es fiel dem englischen Monarchen schwer, sich von der früheren Machtübung zu entwöhnen; er suchte daher mit Hilfe des apostolischen Stuhles von Avignon sich den neuen Beschränkungen so oft als möglich zu entziehen. So wurden auch noch ferner unbewilligte Steuern, besonders von der Kirche, erhoben; die Ordnung der Parlamente wurde noch hier und da von Willkürhandlungen durchbrochen. Aber die fortdauernde Bewegung in Schottland hat England vor neuen Verfassungskämpfen bewahrt. Der erwähnte Robert Bruce von Carrick, der im Jahr 1304 das väterliche Erbe Annandale angetreten, ein kluger und kühner Mann von zweiunddreißig Jahren, gab die Hoffnung auf Erlangung der schottischen Krone nicht auf. Unvorsichtig ließ er einst in einem Gespräch mit John Comyn seine geheimen Gedanken durchblicken. Dieser setzte den König davon in Kenntnis. Wütend über den Verrat ermordete Robert den Comyn bei einer Zusammenkunft in der Franziskanerkirche zu Dumfries an geweihter Stätte durch einen Dolchstoß, während einer seiner Vertrauten dessen Oheim Robert Comyn, der dem Neffen zu Hilfe kommen wollte, niederhieb. Darauf bemächtigte sich Robert der Burg von Dumfries und pflanzte die Fahne der nationalen Unabhängigkeit auf. Eine mächtige Bewegung durchzuckte das Land. Die englischen Beamten und Richter wurden vertrieben; Adel, Klerus und Volk scharten sich um den kühnen Sprößling des erlauchten Fürstenhauses. Schon im März wurde er in Gegenwart vieler Grafen und Ritter von den Bischöfen von Glasgow und St. Andrews zu Skone als König von Schottland gekrönt. Eduard geriet über den neuen Aufstand in große Erregung. Bei einem glänzenden Feste in Westminster, wo er seinem Sohne und vielen jungen Edelleuten den Ritterschlag erteilte, schwur er feierlichst, daß er den Tod Comyns an den Mördern rächen wolle. Auf sein Ansuchen sprach der Papst über Bruce den Bann und über die beiden Prälaten, welche die Krönung vollzogen, die Suspension aus. So schwer dem bejahrten, von Krankheit und kriegerischen Anstrengungen erschöpften König ein neuer Feldzug fiel, er bestieg noch einmal sein Streitroß. Aber ehe er Schottland erreichte, war das neue Königtum bereits niedergeworfen. Der englische Statthalter, Aimar von Valence, Graf von Pembroke, hatte am Walde von Methven das schottische Heer geschlagen, Robert Bruce zur Flucht getrieben, seine Anhänger gefangen. Dem englischen König blieb nur das Werk der Rache vorbehalten, und dieses hat er mit solcher Strenge ausgeführt, daß er dadurch auf den Abend

Robert Bruce der jüngere in Schottland. 1306.

29. Jan. 1306.

26. Juni 1306.

Bestrafung der Aufständischen.

seines Lebens noch einen dunkeln Schatten warf. Bruce selbst entkam durch eine wunderbare Flucht, die den schottischen Barden reichen Stoff zu Liedern bot. Mit wenigen Getreuen rettete er sich unter tausend Gefahren, unter Not und Entbehrungen über den Loch Lomond und die Berge von Argyle nach der Landzunge Kentire und von da nach der Nordküste Irlands. Aber sein Bruder Nigel Bruce wurde enthauptet und gevierteilt; sein Schwager Christoph Seton starb in Dumfries auf dem Schafott; Simon Fraser, der treue Waffengefährte Roberts und gleich diesem hochgefeiert vom Volke wegen seiner ritterlichen Tapferkeit, und ein anderer Genosse erlitten in London dasselbe schreckliche Schicksal, das einst dem Wallace zu teil geworden. Der Graf von Athol, das Haupt einer der vornehmsten Adelsfamilien, endete an einem fünfzig Fuß hohen Galgen. In zahllosen englischen Burgverliesen schmachteten schottische Herren und Frauen aus den edelsten Häusern, unter ihnen die Gemahlin und die Schwestern des geächteten Bruce. Die Gräfin von Buchau, die sich bei der Krönung durch patriotischen Eifer hervorgethan, wurde in einen Käfig von Brettern und Eisen eng eingeschlossen. Die eingezogenen Güter der Gefangenen und Flüchtigen kamen an englische Magnaten. Heinrich Percy erhielt die Grafschaft Carrick, das Stammgut Roberts.

Eduards I. Ende. 1307. Ein schweres Geschick lastete auf dem schottischen Volk. Aber das nationale Gefühl konnte nicht erdrückt werden. Im Frühjahr kehrte der flüchtige Schottenkönig nach der Heimat zurück, um sich die Krone, die man ihm nach so kurzem Besitz vom Haupte gerissen, wieder zu erringen. Während Eduard krank im Lager von Lanercost weilte, sein nahes Ende ahnend, sammelte der kühne Bruce die Flüchtigen und Geächteten, welche die Härte der englischen Richter von Haus und Herd getrieben, um sich und erneuerte den Bandenkrieg. Da raffte Eduard noch einmal seine letzten Kräfte zu einem Feldzug zusammen. Allein seine Stunde war gekommen. Als er von einem beschwerdevollen Ritt in einem
7. Juli 1307. Flecken an der schottischen Grenze unweit Carlisle ausruhte, ereilte ihn der Tod.

Charakter und Regierung. Wie kaum ein anderer König ist Eduard I. von der englischen Geschichtschreibung gefeiert worden. Man bewunderte die hohe fürstliche Gestalt, die bis ins Alter „gerade wie eine Palme“ zu Pferde saß, den stattlichen Krieger, der im Kampfe, im Turnier, auf der Jagd keinem an Tapferkeit und Gewandtheit nachstand und jeder Gefahr mutig entgegenging; den klaren verständigen Staatsmann, der in fließender Rede seine Gedanken vorzutragen verstand; den heitern Gesellschafter, der mit Würde und Anmut sich in den glänzenden Hofkreisen bewegte; man pries die Liebe und Treue, die er stets im ehelichen und häuslichen Leben bewiesen. Was ihn aber vor allem in den Augen der Nation so hoch stellte, war die Ausbildung des Gerichts- und Verfassungswesens während seiner Regierung. Die Gesetzgebung erstreckte sich über alle Seiten des öffentlichen Lebens; und wenn es ihm auch schwer ankam, von den Prärogativen seiner Krone manches wertvolle Stück hinzugeben, so hat er doch stets den Zeitgeist richtig erkannt und ihm Rechnung getragen. Mit innerem Widerstreben, aber doch ohne äußeren Zwang hat er den monarchischen Lehnsstaat seiner Vorgänger in einen ständischen Rechtsstaat übergehen lassen und dadurch dem Königtum eine nationale Grundlage

gegeben, die Interessen der Krone mit denen der Staatsgesellschaft, der Gesamtheit vereinigt. Und wie sehr er immer Religion und Kirche ehrte und dem Heil. Lande, das er in der Jugend besucht, fortwährend die wärmste Teilnahme bewahrte, gegen den Papst hat er das Recht und die Ehre des Landes zu schützen gewußt. Kräftig suchte er dem Seeraub zu wehren und Handel und Verkehr zu fördern und zu beleben. Mehr und mehr wurde London der Markt der Welt, der Mittelpunkt eines großartigen Handelsverkehrs. Wolle, Häute und Metall bildeten die wichtigsten Ausfuhrartikel. Und wenn auch seine Regierung nicht durch große Bauwerke glänzte wie die seines Vaters, so hat er doch den Künsten und Wissenschaften stets ein lebhaftes Interesse gezeigt. Die beiden Universitäten Oxford und Cambridge hatten sich seiner Gunst und Munifizenz zu erfreuen. Der große Roger Bacon, dessen naturwissenschaftliche Kenntnisse von seinen Zeitgenossen als Zauberei verdammt und mit Klosterhaft bestraft wurden, starb unter der Regierung Eduards I. (S. 516 f.) 11. Juni 1294. Allenthalben bemerkte man die Schwingen eines kräftigen Zeitgeistes, welcher die Fesseln der mittelalterlichen Feudalität zu durchbrechen bemüht ist. Wie im Staatsleben das bürgerliche Element sich Geltung erzwingt, so gibt sich auch in der Dichtkunst, die neben den historischen Volksgesängen vorzugsweise der satirischen und allegorischen Gattung zugewendet ist, eine Opposition gegen die höfische Ritterdichtung kund. In einem satirischen Gedicht aus dieser Zeit werden die Gebrechen der Regierung und der höheren Stände in einer Weise vorgeführt, die an Reineke Fuchs erinnert.

5. Die Regierungszeit Eduards II.

Eduard I. hatte die Unterwerfung Schottlands zu seiner wichtigsten Lebensaufgabe gemacht. Wie der Eid soll er kurz vor seinem Hinscheiden seinen Rittrrn geboten haben, mit seiner Leiche gegen den Feind zu ziehen. Von diesem kühnen Geist war keine Spur auf den dreiundzwanzigjährigen Sohn übergegangen, drr jetzt als Eduard II. den englischen Thron bestieg. Zwar war auch er ein stattlicher Mann und schön von Antlitz, aber unkriegerisch und schwachen Geistes liebte er mehr die Freuden und Genüsse eines verschwenderischen Hoflebens als Waffen und Kampf. Statt den toten Vater gegen die Schotten zu führen, war er zunächst darauf bedacht, sich im Glanze des Königtums zu sonnen und seine Günstlinge zu erhöhen. Unter diesen stand keinrr höher als Peter von Gaveston, ein Ritter aus drr Gascogne, der durch sein gewinnendes und einschmeichelndes Wesen das Herz des Fürstensohnes, dessen unzertrennlicher Jugendgenosse er gewesen, wie mit Zauberbanden an sich zu fesseln wußte. Noch ehe der mächtige Sarkophag aus Granit, welcher die väterliche Leiche barg, in der Westminsterkirche beigesetzt ward, übertrug er dem übermütigen Fremdling die erledigtr Grafschaft Cornwallis mit ihren reichen Einkünften, gab ihm die Tochter seiner Schwester, der Gräfin von Glocester, zur Ehe und überhäufte ihn mit den kostbarsten Geschenken; und als er im Anfang des neuen Jahres über den Kanal fuhr, um seine junge Braut Isabella von Frankreich zu dem Hochzeit- und Krönungsfest in London abzuholen, setzte er den Günstling zum Reichsverweser ein. Kein Wunder, daß solche Auszeichnungen auf einen fremden Ritter grhäuft die englischen Großen mit Neid und Erbitterung, den anmaßenden Gascogner mit

König und Günstling.

24. Jan. 1308.

Hochmut und Selbstüberhebung erfüllten. Mit der seinem Volke eigenen Großthuerei und Eitelkeit suchte er an Aufwand und Pracht alle Magnaten zu überbieten, trug in prahlerischer Ostentation seinen Einfluß bei dem König zur Schau und verletzte die ersten Reichsbarone durch Spott und entehrende Nachreden.

Opposition der Großen. Unfälle in Schottland. 1309—1311. Der englische Adel ertrug solche Schmach nicht lange. Mehrere angesehene Geschlechtshäupter verbanden sich durch Eidschwüre, den Monarchen zur Entfernung des anmaßenden Schützlings zu nötigen. „Handelt der König selber gegen den Vorteil der Krone," argumentierten sie, „so sind seine getreuen Unterthanen durch ihren Eid verpflichtet, ihn zur Vernunft zu führen." Eduard wagte nicht, den dringenden Forderungen zu widerstehen: die beunruhigenden Nachrichten aus Schottland, wo Robert Bruce immer mehr Boden gewann und den Bund mit Frankreich erneuernd das nationale Königtum wieder aufzurichten strebte, verliehen den Drohreden der Magnaten Nachdruck. Anstatt aber, wie diese verlangten, den Grafen in Ungnade nach seinem überseeischen Vaterland zu verweisen, ernannte er ihn zum Statthalter von Irland und geleitete ihn selbst mit
Sommer 1309 großem Gefolge nach Bristol. Und schon im nächsten Jahr kehrte der Verbannte nach England zurück und wurde von dem schwachen König mit offenen Armen empfangen und mit neuen Beweisen von Gunst und Gnade überschüttet. Größer als je war der Einfluß des fremden Abenteurers auf Staat und Regierung. Da entstand unter dem hohen Adel und Klerus eine Bewegung wie in den Tagen
März 1310. des dritten Heinrich. Eduard II. mußte zugeben, daß die geistlichen und weltlichen Magnaten aus ihrer Mitte eine Kommission von einundzwanzig Mitgliedern aufstellten, welche mit der Krone gemeinschaftlich die Regierungsgeschäfte besorgen und vor allem auf Beseitigung der Mißbräuche im Staatshaushalte bedacht sein sollte. Vergebens suchte Eduard durch einen Feldzug nach Schott-
Febr. 1311. land sich aus dieser Erniedrigung zu befreien; die englischen Großen zeigten wenig Eifer für ein Unternehmen, bei welchem Gaveston, der den König wie sein Schatten begleitete, das gebieterische Wort führte. Ohne mit Bruce, der vorsichtig jedem Treffen auswich, handgemein geworden zu sein, mußte Eduard den Rückzug antreten, während sein Gegner sich anschickte, die Früchte des mißlungenen Unternehmens einzuthun. In Verbindung mit dem Hause Douglas, dessen Ruhm in diesen Kämpfen für die nationale Unabhängigkeit vor allen hervorstrahlte, brachte er in kurzem das ganze Land in seine Gewalt und bedrängte die festen Burgen von Perth, Edinburg, Stirling u. a., welche von englischen Besatzungstruppen tapfer verteidigt wurden, mit scharfer Belagerung.

Beschränkung der Königsgewalt. 1311. Diesem patriotischen Aufschwung stand Eduard II. machtlos gegenüber. Bei seiner Rückkehr fand er eine leere Staatskasse und wenig Neigung, seiner Verlegenheit durch größere Bewilligungen abzuhelfen; zur Anwerbung fremder Kriegsknechte fehlten ihm die Mittel, und im Lande selbst stieß er allenthalben auf Widerstand. Anstatt ihn aus der selbstverschuldeten schwierigen Lage zu erretten, beschlossen vielmehr die Stände, dieselbe zur Mehrung der Volksrechte

zu benutzen. Die Königsgewalt sollte in enge Grenzen eingeschränkt, das Reich vor jeder Willkür, vor jedem Mißbrauch der Regierungsmacht, vor jedem despotischen Eingriff in die nationalen und individuellen Rechte geschützt werden.

Die Ordonnanzen der „Ordainers“.

Eine in den letzten Monaten des verhängnisvollen Jahres 1311 in London tagende Magnatenversammlung faßte auf den Antrag der Regierungskommission eine Reihe von Beschlüssen, durch welche die Königsgewalt die größten Einbußen erlitt: nicht nur, daß die alten Verbote gegen willkürliche Steuererhebung und Beschlagnahme wiederholt, die dem einheimischen Handel so verderblichen Zölle auf Wolle und Häute abgeschafft, alle zum Nachteil der Krone verfügten Landverleihungen widerrufen und weitere Vergebungen der Bestätigung des Parlaments vorbehalten wurden, man beschloß auch, daß der König ohne Genehmigung der Stände weder Krieg führen noch außer Landes gehen dürfe, daß alle hohen Kron- und Staatsämter nur unter Beirat und Zustimmung der Reichsstände besetzt, daß sämtliche königliche Beamten beim Antritt ihres Dienstes eingeschworen und Klagen gegen dieselben von einer eigenen Parlamentskommission untersucht werden sollten; man drang auf Milderung der Forstgesetze, auf bessere Rechtspflege, auf Beschränkung des Begnadigungsrechts der Krone; man verlangte, daß wenigstens einmal im Jahr das Parlament zusammentrete. An diese Beschlüsse reihte sich eine lange Anklage gegen Gaveston mit Aufzählung aller von ihm begangenen Rechtsverletzungen und Frevelthaten und mit der Forderung, daß er auf ewig aus allen Reichen der englischen Krone verbannt werde. Zwei seiner Vertrauten, Heinrich von Beaumont, ein Ritter französischer Herkunft, und seine Schwester, Lady Vescy, sollten vom Hofe entfernt und zur Herausgabe der geschenkten Krongüter angehalten werden.

Thomas von Lancaster und Gavestons Ende. 1312.

So tief auch diese Artikel der „Ordainers“ in die Prärogativen der Krone einschnitten, der schwache, unselbständige König gab endlich den Widerstand auf und ließ die Satzungen durch die Sheriffs im ganzen Lande bekannt machen. Auch Gaveston hielt es für geraten, sich auf einige Zeit aus dem Reiche zu entfernen. Mit königlichen Empfehlungsbriefen versehen, begab er sich nach Flandern. Aber er wußte, wie schwer dem König die Trennung fiel und wie widerwillig derselbe den neuen Hofstaat ertrug, den ihm die Großen aufnötigten. Er hatte daher die Kühnheit, nach zwei Monaten heimlich nach England zurückzukehren. Und alsbald machte sich sein Einfluß wieder bemerklich. Auf seinen Rat begab sich Eduard nach York, um aus dem Bereich der verbündeten Ordainers zu kommen, und traf Anstalten, sich den ihm so widerwärtigen Ordonnanzen zu entziehen. Empört über diese Wortbrüchigkeit des schwachen Königs, hielten die Magnaten, an ihrer Spitze Graf **Thomas von Lancaster**, und der Erzbischof von Canterbury, Robert von Winchelsea, abermals eine Versammlung in London. Nach einer Besprechung in St. Pauls, wo man feierlich erklärte, daß, solange Peter Gaveston im Lande und am Leben sei, das Reich nicht Ruhe und Frieden haben könne, kam man überein, daß die Grafen in ihren Besitzungen sich bewaffnen sollten, um die Ausführung der Beschlüsse zu erzwingen. Die Seele der Unternehmung war Thomas von Lancaster, der reichste Grundbesitzer in England und mit dem englischen und französischen Königshause nahe verwandt. Er war der Sohn von Eduards I. Bruder Edmund, der einst

König von Sizilien hatte werden sollen, und Blankas von Artois, einer Enkelin Ludwigs VIII. Von seinem Vater hatte er außer der Grafschaft Lancaster noch die Lehnsgüter der Montforts, Leicester und Derby erhalten und durch seine Gemahlin, die Erbtochter Heinrichs de Lacy, stand ihm noch der Anfall der Grafschaften Lincoln und Salisbury bevor. Der alte Graf, sein Schwiegervater, früher ein ergebener Diener des Königs, hatte ihm die Verteidigung der nationalen Rechte und die Fernhaltung fremder Einflüsse zur Pflicht gemacht: die Sache der Barone sei die Sache des Landes. — Vor allem trachteten nun die verbündeten Edelleute, die Macht Gavestons zu brechen. Trotz des königlichen Verbots belagerte Graf Pembroke denselben in dem festen Schloß Scarborough am Meere in Northumberland und zwang ihn zur Kapitulation. Auf seiner eigenen Burg Wallingford sollte er in Gewahrsam gehalten werden, bis das Parlament über sein Schicksal bestimmt haben würde. Allein Graf Guido von Warwick, der erbittertste Gegner des Gascogners, überfiel die Burg nächtlicherweile und führte den stolzen Günstling in elendem Aufzuge nach seinem
19. Juni 1312. Schlosse. Hier hielten vier Grafen Gericht über den Gefangenen und verurteilten ihn zum Tod, worauf ihn Lancaster auf eine seiner Besitzungen bringen und enthaupten ließ.

Ohnmacht des Königs. König Eduard geriet bei der Nachricht, daß sich vier Edelleute eigenmächtig zu Blutrichtern aufgeworfen und seinen Busenfreund getötet, in die furchtbarste Aufregung. Schmerz und Rachegefühl wechselten in seiner Seele; und wenn er auch für den Augenblick gegen die mächtigen kriegsgerüsteten Magnaten nichts Feindseliges zu unternehmen wagte, so wurde doch an seinem Hofe, wo Gavestons Freunde, Hugo Spenser, Beaumont u. a., das Andenken an den Toten wach erhielten, der Groll und der Gedanke an Vergeltung nicht unterdrückt. Aber auch die Macht der Ordainers wurde durch die blutige Gewaltthat nicht verstärkt. Manche zogen sich, wie der Graf von Glocester, von der Koalition zurück und suchten sich den Rückweg zum König offen zu halten. Allein Eduard war zu schwach und zu wankelmütig, um diese Stimmung zur Kräftigung der Königsgewalt zu verwerten. So blieben denn die Ordonnanzen in Geltung, doch bestand man nicht streng auf ihrer Ausführung.

Die Schlacht am Bannockburn. 1314. Mittlerweile hatte Robert Bruce, unterstützt von dem schottischen Adel, den Grafen von Douglas, Murray u. a., die festen Orte seines Heimatlandes in seine Gewalt gebracht und sein Recht auf die Krone durch seine Heldenthaten verstärkt. Da gedachte Eduard II. der Mahnungen des Vaters und beschloß einen Kriegszug. Vielleicht daß eine neue patriotische Erhebung und die Begierde nach Ruhm und Waffenehre die bürgerliche Zwietracht beilegen und die hadernden Glieder der Aristokratie unter des Königs Banner vereinigen mochte. Zwar hielten sich die Häupter der Koalition, die Grafen von Lancaster, Surrey, Arundel und Warwick fern, weil man nicht zuvor die Zustimmung des Parlaments eingeholt; dennoch konnte Eduard eine Armee von mehr als 100,000 Kriegern aus allen seinen Reichen über die nördliche Grenze führen. Noch nie war ein so stattliches Heer von allen Waffengattungen zwischen Edinburg und

Stirling gesehen worden. Und dennoch erfochten die Schotten am sumpfigen Bache **Bannockburn**, in derselben Gegend, wo schon so viele blutige Treffen 21. Juni 1314. geliefert worden, einen vollständigen Sieg über den weit zahlreicheren Feind. Mehr als zweihundert englische Barone und Ritter, unter ihnen Gloeester, Clifford u. a., deckten die Walstatt. Nur mit Mühe entrann der König selbst. Dieser glorreiche Junitag am Bannockburn befestigte die Krone auf dem Haupte Roberts, dessen Feldherrntalent und Tapferkeit vorzugsweise den glücklichen Ausgang herbeigeführt hatte. Der englische Dichter, den Eduard mit sich geführt, damit er seine Heldenthaten feiere, der Karmeliter Baston, fiel in die Hände der Schotten und wurde von Bruee genötigt, die Schlacht am Bannockburn in einem Siegeslied zu preisen. Nun mußte Stirling, das letzte Bollwerk der Engländer, die Thore öffnen, und bald standen die Schotten wieder vor den Grenzstädten Northumberlands.

Auch in Irland machte sich der Eindruck der Schlacht am Bannockburn sehr bald Rückwirkung auf Irland. bemerkbar. Man erinnerte sich der alten Stammverwandtschaft und knüpfte mit den 1315—1318. Schotten Verbindungen an. Robert schickte seinen ehrgeizigen und kühnen Bruder Eduard Bruce nach Ulster hinüber. Bald war Erin der Schauplatz wilder Kämpfe, in denen drei Nationen ihre Kräfte maßen, und nur der Fehdelust und leidenschaftlichen Eifersucht der Stammhäupter untereinander, sowie der Tapferkeit und Kriegskunst des Roger Mortimer von Wigmore, eines mächtigen Edelmannes aus der Waliser Mark, hatten es die Engländer zu verdanken, daß ihre Herrschaft nicht bis auf die letzten Spuren zertrümmert ward. Eduard Bruce fiel in der Feldschlacht, sein Haupt 14. Okt. 1318. wurde dem englischen König überbracht, sein zerstückelter Leib in den irischen Städten aufgepflanzt. Aber Anarchie und Kriegsgreuel hatten ihren ununterbrochenen Fortgang und ließen keine gesellschaftliche und staatliche Ordnung aufkommen. Faustrecht und Fehdewesen walteten unumschränkt auf der grünen Insel.

Auch in England folgten der Schlacht am Bannockburn schlimme Jahre. Königtum und Aristokratie im Kampf. Während die Schotten, vor allen der „schwarze Douglas“, ihre verheerenden Streifzüge gen Süden ausdehnten, herrschte im ganzen Reiche Hungersnot und 1318. 1320. unsägliches Elend, herbeigeführt durch mehrjährigen Mißwachs und Viehseuchen. Scharen von halbverhungerten Bettlern durchzogen das Land; Räuberbanden gefährdeten Leben und Eigentum; Gesetze und Verordnungen wurden mißachtet; die menschliche Gesellschaft schien ihrer Auflösung entgegenzugehen. Dabei dauerte der Zwiespalt zwischen der Krone und den hohen Lehnsträgern fort und hemmte Regierung und Gesetzgebung. Wie ein selbständiger Fürst stand der Graf von Laneaster seinem königlichen Vetter gegenüber. Während jener die Ordonnanzen durchzuführen und ein parlamentarisches Regiment zu begründen suchte, war der letztere bemüht, mit Hilfe des Papstes seine Königsmacht wieder herzustellen. Um die Parlamente seltener einberufen zu müssen, ertrug er die drückendste Geldnot, ging er die Geistlichkeit und die Städte um Darlehen oder freiwillige Gaben an. Beiden sagte man nach, daß sie heimlich mit Robert Bruee in Verbindung gestanden und dadurch die kriegerischen Erfolge der Schotten

gefördert hätten. Vergebens versuchten zwei päpstliche Legaten, den nordischen Krieg und den inneren Streit zu vermitteln; Robert Bruce, beleidigt, daß man ihm den Königstitel verweigerte, verwarf jeden Ausgleich, brachte die feste Stadt Berwick und mehrere Burgen in Yorkshire in seine Gewalt und achtete selbst nicht des päpstlichen Bannes. Nicht viel erfolgreicher waren die Versöhnungsversuche bei Lancaster. Die Übereinkunft, zu der sich Eduard im Oktober bereden ließ, war so demütigend, daß sie unmöglich ein aufrichtiges Verhältnis begründen konnte. Nicht nur daß er sich verpflichtete, die Satzungen der Ordainers in allen Stücken zu befolgen und seine neuen Ratgeber zu entfernen, er mußte auch einen Ausschuß von zwei Bischöfen und drei weltlichen Herren um seine Person dulden, welche alle Verordnungen prüfen und überwachen sollten. Durch diese Nachgiebigkeit hoffte der König, den Adel für einen neuen Krieg gegen die Schotten
1319. zu gewinnen. Aber der Erfolg blieb unter seinen Erwartungen. Berwick wurde durch Roberts Eidam, Walter Stewart, so tapfer verteidigt, daß das englische Belagerungsheer unverrichteter Dinge abziehen mußte, und durch einen raschen Einfall der Schotten unter Bruce selbst und seinen kühnen Waffengefährten Douglas und Murray wurde der Norden Englands von neuen Drangsalen heimgesucht. Das Land war zur Wüste geworden. Vierundachtzig Städte und Ortschaften lagen in Trümmer. Verzweiflungsvoll verlangte das Volk Frieden. Aber es konnte nur ein zweijähriger Waffenstillstand erzielt werden.

Die Spenser. Hatte sich schon auf diesem Feldzug Graf Thomas so zweideutig benommen, daß man ihn eines geheimen Einverständnisses mit Robert Bruce beschul-
1320. digte, so nahm das Mißtrauen und die feindselige Stimmung noch zu, als der König von neuem seine Gunst den englischen Rittern Spenser, Vater und Sohn, zuwandte und insbesondere den jüngeren, Hugo, welcher durch seine Vermählung mit der Erbtochter des Grafen von Gloecester zu dem Besitz großer Güter in der Waliser Mark gelangt war, in sein Vertrauen und seine innigste Freundschaft einschloß. Bald war Hugo, von Eduard zum Kämmerer erhoben, so mächtig und einflußreich am Hofe wie früher Gaveston. Es bedurfte nur eines Anstoßes, um den erbitterten Adel von neuem unter die Waffen zu rufen. Diesen gab Spenser selbst, als er einige erledigte Lehnsgüter, die an seine Besitzungen grenzten, an sich zu bringen suchte. Um diese Machtvergrößerung zu verhindern, schlossen mehrere benachbarte Edelleute, der Graf von Hereford, die
Juni 1321. beiden Mortimer, Johann Mowbray u. a., mit Thomas von Lancaster eine neue Koalition gegen die Spenser: sie wollten nicht eher ruhen, bis sie dieselben in ihre Gewalt gebracht oder aus dem Reich vertrieben hätten. In bewaffneten Haufen zogen sie nach London, verlasen in Gegenwart des Königs vor dem versammelten Parlament eine Anklageschrift und ertrotzten die Absetzung der Günstlinge und ihre ewige Verbannung aus dem Reiche. Eduard, schwach und hilflos, bewilligte alles.

Dieses gewaltthätige und gesetzwidrige Verfahren bewirkte jedoch einen

Umschlag in der Volksstimmung. Die Geistlichkeit mißbilligte laut den Übermut der Verbündeten; die Grafen von Kent, Pembroke, Richmond und Arundel erklärten, daß sie nur durch Einschüchterung in das Verbannungsurteil eingestimmt; die Kommunen gerieten in Sorge vor der Übermacht der Aristokratie. Die Frechheit eines Ritters, der im Vertrauen auf seine Verbindungen der Königin auf einer Reise nach Canterbury die Aufnahme in seiner Burg versagte, steigerte die Erbitterung des Volks gegen die übermütige Adelsbande. Nun wagte Eduard den Kampf von neuem aufzunehmen. Nachdem er die Burg erobert und die trotzige Burgmannschaft gezüchtigt, rief er die Spenser wieder an seine Seite und zog dann mit den Heerhaufen, die auf seinen Ruf sich unter seiner Fahne sammelten, an den Severnfluß, um die Aufständischen in ihrem eigenen Gebiet anzugreifen. Nach heftigem Widerstand unterwarfen sich in Shrewsbury die beiden Mortimer und mehrere ihrer Genossen; die übrigen vereinigten sich mit Lancaster und traten mit den Häuptern des schottischen Adels, Jakob Douglas und Randolf von Murray, in Verbindung. Man schloß einen Vertrag auf Leben und Tod. Von englischer Seite wurde dem Robert Bruce die Krone gewährleistet, wogegen die andern auf alle Eroberungen in England verzichteten. Aber die Entscheidung trat schneller ein, als sie erwarten mochten. Eduard hatte rasch beträchtliche Streitkräfte zusammengezogen und war in Yorkshire eingerückt, wo die Verbündeten mit der Belagerung einer Burg beschäftigt waren. Hier gelang es dem tapfern Harklay, Befehlshaber von Carlisle, die Gegner zu einem nachteiligen Treffen bei Boroughbridge an der Ouse zu nötigen, ehe die schottischen Bundesgenossen zu ihnen gestoßen, und sie in so schlimme Lage zu versetzen, daß sich Lancaster nebst Clifford, Mowbray und etwa hundert Baronen und Rittern ergeben mußten. Mit welchem Triumphgefühl vernahm der König die Botschaft von der Verhaftung der trotzigen Gegner! Endlich war der Augenblick der Rache erschienen und Eduard war entschlossen, sie in vollen Zügen zu genießen. Auf Grund einer Anklageschrift, worin alle Verbrechen von Gavestons Ermordung bis zu dem gegenwärtigen Aufstande und dem hochverräterischen Bund mit den Schotten aufgeführt waren, wurden Lancaster und seine hervorragendsten Mitschuldigen von einem aus ihren Standesgenossen zusammengesetzten Gerichte wegen Gewaltthat, Empörung und Verrat zum Tode verurteilt. Nach Herkommen und Gesetz sollten alle an Pferdeschweife gebunden zum Galgen geschleppt und aufgeknüpft werden, und an Clifford, Mowbray und mehreren andern Baronen und Rittern wurde auch diese schmachvolle Strafe in Pontefract und York vollzogen. Bei dem Grafen selbst aber berücksichtigte man seine hohe Geburt. Er starb auf dem Hochgerichte von der Hand eines Scharfrichters. Ihre Güter wurden eingezogen und sogleich an andere vergeben. So starb Thomas von Lancaster, der Inhaber von fünf Grafschaften. Ohne große Begabung als Feldherr und Staatsmann und ohne Heldensinn und Schwung

Sturz der Adelskoalition und Lancasters Ausgang. 1321. 1322.

1322.

16. März 1322.

des Charakters war er dennoch als Vorkämpfer der ständischen Verfassung eine volkstümliche Persönlichkeit. Sein Andenken blieb bei der Nation in Ehren; die Menge betrachtete ihn im Glorienschein eines Märtyrers. Nun traten die Spenser wieder in ihre frühere Stellung zurück; der Vater wurde zum Grafen van Winchester erhoben und mit neuen Lehen belohnt.

Entwickelung der Verfassung. Mai 1322. Die Krane ließ ihren Sieg nicht unbenutzt. Auf einem Parlament zu York wurden die Satzungen der Ordainers abgeschafft, und damit nie mehr eine Anzahl tumultuarischer Großen die legislative Gewalt an sich reißen möchte, wurde festgesetzt, daß in Zukunft über alle Kron- und Staatsangelegenheiten nur im Parlamente verhandelt werde und nur **das** als Gesetz gelten solle, was hier durch den König selbst mit Zustimmung der Prälaten, Grafen, Barone und der Gemeinheit des Reiches verhandelt, verabredet und festgesetzt werde. War diese Bestimmung zunächst nur ein Akt der Reaktion gegen die Übergriffe der Aristokratie in die königlichen Gerechtsame, so muß sie doch als ein wichtiger Schritt zur Begründung einer parlamentarischen Monarchie angesehen werden. Nur durch die Übertragung der legislativen Gewalt an die Gemeinschaft van Känig, Magnaten und Gemeinen schien die Wiederkehr einer Willkürherrschaft van seiten trotziger Graßen für die Zukunft verhindert werden zu känuen.

Neue Unfälle des Königs. 1323. Die Idee eines monarchischen Rechtsstaats auf ständischer Grundlage war jedach mehr einer künftigen Durchführung anheimgegeben, als daß er die damalige englische Welt beherrscht und beruhigt hätte. Dem König Ednard sollte die blutige Rache an Lancaster und seinen Genossen keine guten Früchte Mai 1323. tragen. Nach einem neuen unglücklichen Feldzug gegen die Schotten mußte er nicht nur zugeben, daß Robert Bruce im Besitze der Kraue von Schottland blieb, er mußte auch erleben, daß derselbe Harklay, der im varhergehenden Jahre um seiner Verdienste willen zum Grafen von Carlisle erhoben warden, mit dem schattischen Fürsten verräterische Verbindungen anknüpfte und deshalb mit dem Strange hingerichtet ward; und die glücklich vollführte Flucht des kühnen Mortimer aus dem festvergitterten Verliese des Tower, wo er für seinen glühenden Haß gegen die Spenser in ewiger Gefangenschaft schmachten sollte, konnte ihm als Beweis gelten, wie viele Genossen nach immer die Laneasterſche Partei zähle. Desto mehr schwanden die Anhänger der königlichen Sache zusammen. Die Härte und Willkür des erbitterten Monarchen, die Gewaltherrschaft der beiden Spenser, die wie Känige im Lande schalteten, die Verfolgung mehrerer Prälaten und Edelleute, welche, wie Bischof Orleton von Hereford, im Verdacht eines Einverständnisses mit den Mortimers und ihren Gesinnungsgenossen standen, mehrten die Unzufriedenheit mit einer Regierung, die nur Gewaltthat und Anarchie im Innern, nach außen nur Unfälle und Verluste aufzuweisen hatte. Denn nicht genug, daß die väterlichen Errungenschaften in Schottland zerronnen waren, auch mit Frankreich wurde ein unglücklicher Krieg geführt.

König Karl IV. hatte bei seiner Thronbesteigung die Farderung gestellt,

daß der englische König für seine Besitzungen Guienne und Gascogne persönlich Kriegerische Verwickelungen mit Frankreich. 1325.
Huldigung leisten sollte. Erbittert, daß diesem Verlangen nicht willfahrt worden, hatte er einigen Unzufriedenen, welche die englische Herrschaft gegen die französische vertauschen wollten, Vorschub geleistet und sich dabei des Landes an der Garonne bemächtigt. Eduard und die Spenser waren über dieses Vorgehen sehr ungehalten und ließen es die Königin Isabella, Karls Schwester, und ihre französische Umgebung entgelten. Sie wurde in ihrem Einkommen verkürzt und ihre Dienerschaft aus dem Lande gewiesen. So tief sie diese Kränkung fühlte, so verbarg sie doch ihren Groll und suchte durch freundliches, einschmeichelndes Benehmen ihren Gemahl zu bestimmen, daß er sie zu ihrem Bruder nach Paris reisen ließ, um als Friedensstifterin zu wirken. Sie brachte auch mit Hilfe des päpstlichen Legaten einen Ausgleich zu stande, nach welchem Juni 1325.
das Herzogtum Guienne mit Ausnahme des Gebiets von Agen zurückgegeben werden, Eduard dagegen die schuldige Huldigung in Beauvais leisten sollte. Allein die Spenser, fürchtend, der König könnte ihrem Einfluß entzogen werden, hintertrieben die Reise. Eduard wurde beredet, seinem Erstgebornen, damals dreizehn Jahre alt, die Besitzungen an der Garonne zu übertragen und ihn zur Huldigung nach Paris zu schicken. So geschah es. Nun aber behielt die Königin Isabella in Frankreich. 1326.
Mutter ihren Sohn bei sich und verlängerte ihren Aufenthalt in ihrer Heimat von Monat zu Monat. Zugleich traten sie mit dem flüchtigen Mortimer in Verbindung, der bald das ganze Vertrauen Isabellas besaß. Vergebens suchte Eduard II. durch Briefe und Boten die Gattin und den Sohn zur Rückkehr zu bewegen; die Königin erklärte, solange Hugo Spenser zwischen ihr und dem Gemahl stehe, könne sie nicht in Frieden leben und müsse gleich einer Witwe Trauerkleider tragen. Alle Bitten und Vorstellungen, selbst die Ermahnungen des Papstes, blieben erfolglos. In England verbreiteten sich nachteilige Gerüchte über Isabellas Verhältnis zu Mortimer; dennoch gewann sie und der Sohn immer mehr Anhänger bei Adel und Klerus, weil die Übermacht Spensers, der alle Regierungsgeschäfte leitete, und sein unbedingter Einfluß auf den schwachen Monarchen unerträglich schienen. Selbst solche, welche bisher als die Getreuen des Königs gegolten, wie die Bischöfe von Winchester und Norwich, der Graf von Richmond, Heinrich von Beaumont, traten insgeheim auf die Seite der Königin und des Prinzen. Die Nachrichten von geschärften Maßregeln gegen ihre Anhänger und von kriegerischen Rüstungen gegen Frankreich bestimmten endlich die Königin zur Abreise. Sie wußte, daß in England alles zum Aufstand bereit sei. Nachdem sie den Grafen von Holland durch die Aussicht auf eine Vermählung seiner Tochter mit ihrem Sohn Eduard für sich gewonnen Sie kehrt nach England zurück. 1326
und dessen Bruder Johann von Hennegau, einen bewährten Feldherrn, mit gemietetem Kriegsvolk in ihre Dienste genommen, wurde die Überfahrt nach Sept. 1326
England bewerkstelligt. Umsonst bot der König seine ganze Macht auf, um die Landung zu verhindern; der Haß gegen die Spenser und ihre Kreaturen hielt

die Seeleute in Unthätigkeit, und als Isabella, begleitet von ihrem Sohne, von Mortimer, von Richmond und andern Anhängern, bei Harwich an der Küste von Suffolk landete, eilten die angesehensten Grafen und Bischöfe herbei, um sich ihnen anzuschließen. Selbst zwei Brüder des Königs sah man in ihrem Gefolge.
Sturz der Spenser. 1326. Die Städte und die Kaufmannsgilden unterstützten sie mit Geld. Eduard erkannte bald, daß seine Lage eine verzweifelte sei; von der Londoner Bürgerschaft mit seiner Bitte um Hilfe zurückgewiesen, eilte er mit Spenser und seinem Kanzler Baldock nach Westen, während seine Gemahlin und sein Sohn unter dem Jubel des Volkes in die Hauptstadt einzogen. Der Bischof von Exeter, ein verhaßter Höfling, wurde von der tobenden Menge unter Mißhandlungen getötet, sein Haupt auf einem Pfahl durch die Straßen getragen. Schrecken und Aufruhr herrschten in der Stadt, als Isabella mit ihrem Sohne und ihrem Schwager, Edmund von Kent, ausrückte, um, wie eine Proklamation verkündete, den König aus der Gewalt verbrecherischer Ratgeber zu retten und Staat und Kirche zu befreien. Ihr Anhang mehrte sich mit jedem Tag. In Bristol fiel Spenser, der Vater, der neunzigjährige Graf von Winchester, in die Hände der Wüten-
26. Okt. den und wurde nach entsetzlichen Martern gehängt und gevierteilt. König Eduard war mit Hugo und Baldock nach Wales geflohen, um sich nach Irland überzuschiffen; aber durch Stürme verhindert, verbargen sie sich in Glamorgan, wurden jedoch entdeckt und in verschiedenen Schlössern in Gewahrsam gebracht.
16. Nov. Nun begannen die Blutrichter ihr Werk. Graf Edmund von Arundel, der an eine Schwester Spensers verheiratet gewesen, starb mit zwei Rittern am Galgen. Baldock wurde bei seinem Einzug in London von einem Volkshaufen so jämmerlich zugerichtet, daß er einige Wochen nachher im Gefängnis verschied; Hugo Spenser endete als Verräter mit seinem Genossen Simon von Reading an einem fünfzig Fuß hohen Galgen; sein Haupt wurde auf dem Tower aufgepflanzt.

Absetzung des Königs. 1327. Zu Anfang des folgenden Jahres trat in Westminster ein in der Eile zu-
7. Jan. sammenberufenes Parlament über das Schicksal des Reiches in Beratung. Der Beschluß war eigentlich schon zum voraus gefaßt. Nach Vorlesung einer Anklageschrift, worin alle Beschwerden gegen den König in sechs Artikeln zusammengefaßt waren, wurde Eduard der Regierung entsetzt und sein Sohn als Herrscher ausgerufen. Da sich dieser weigerte, ohne Einwilligung des Vaters die Krone zu tragen, so wurde eine aus den vier Ständen des Reichs gewählte Deputation nach Kenilworth geschickt, wo Eduard II. gefangen saß. Orleton, Bischof von Hereford, das thätigste Werkzeug der ganzen Umwälzung und des Königs Todfeind, war der Sprecher. Bei seinem Anblick stürzte der unglückliche Fürst, der aus einem Nebengemach schwarz gekleidet heraustrat, sprachlos zu Boden. Als er sich wieder erholt hatte, wurde ihm der Beschluß der Versammlung nebst den Anklageartikeln verkündigt. Eingeschüchtert durch die Drohung, im Falle seiner Weigerung werde das ergrimmte Volk seine Kinder enterben und die Krone an

ein anderes Geschlecht übertragen, erwiderte der gebeugte Mann, daß er sich dem Willen des Volkes füge und zu gunsten seines Sohnes dem Thron entsage. Mit dieser Botschaft eilten die Abgeordneten nach Westminster zurück, und nun wurde Eduard III. als König von England proklamiert. Er nahm die Huldigung entgegen und verkündete dem Land seinen Frieden. 24. Jan.

Nur acht Monate überlebte der zweite Eduard diese Erniedrigung. Verstoßen von seiner hartherzigen Gemahlin, welche jede Vereinigung mit dem Unglücklichen zurückwies, auf dürftigen Unterhalt gesetzt und von Burg zu Burg geschleppt, verbrachte er kummervolle Tage, bis er endlich auf Schloß Berkeley von zwei Wärtern in einem unterirdischen Gewölbe mit einem glühenden Eisen auf die schmerzvollste Weise aus dem Leben geschafft ward. Sorgfältig vermieden die Mörder jede äußere Verletzung; nur die entstellten Gesichtszüge verrieten den entsetzlichen Todeskampf. Welchen Anteil die Königin oder Mortimer an der Schreckensthat gehabt, wer mag dieses Geheimnis ergründen! Unter allen Königen Englands hat keiner eine so unheilvolle Regierung geführt und ein so unwürdiges und schreckliches Ende gehabt. Eduards II. Ausgang. 27. Sept. 1327.

6. Eduards III. Anfänge.

Auf die Krönung des jungen Königs Eduard III. folgte eine Reihe von Parlamentsbeschlüssen, welche das Unrecht der vorhergehenden Regierung wieder ausgleichen sollten. Das Urteil gegen Thomas Lancaster wurde umgestoßen und das eingezogene Erbe seinem Bruder Heinrich zuerkannt; alle von den Spenser verhängten Strafen wurden aufgehoben, Einleitungen zum Frieden mit Frankreich getroffen. Die siegende Partei vergaß dabei nicht ihren eigenen Vorteil. Roger Mortimer, dessen sträfliches Verhältnis zur Königin immer deutlicher zu Tage trat, wurde zum Grafen von Marche erhoben, Johann von Hennegau mit Jahrgeldern belohnt, Isabella mit Reichtümern ausgestattet. Darauf versuchte man noch einmal das Kriegsglück gegen die Schotten, welche unter Douglas und den Grafen von Moray und Mar wieder bei Carlisle in das nördliche Grenzland eingebrochen waren; als aber das zwieträchtige englische Kriegsheer gegen die abgehärteten, an Entbehrung und Anstrengung gewöhnten Schotten im Nachteil blieb, wurde auf einem Parlament zu Northampton zwischen den englischen Machthabern und den schottischen Führern ein Friede vereinbart, worin Eduard III. die lehnsherrlichen Ansprüche der englischen Krone aufgab und Schottland als unabhängiges Königreich und Robert Bruce, „seinen geliebten Verbündeten und Freund“, als König von Gottes Gnaden anerkannte. Eine Vermählung zwischen Roberts Sohn David Bruce und Eduards Schwester Johanna sollte den Freundschaftsbund der beiden Nationen und Dynastien besiegeln. So wurde denn von der ehrvergessenen aristokratischen Bande, welche unter der Führung Isabellas und ihres Buhlen Mortimer damals den Staat regierte, das Werk Eduards I. aufgegeben und Friedensvertrag mit Schottland. 1. Febr. 1327. März 1328.

die nationale Politik verlassen. Mit Schmerz sah das Volk die von jenem König so sorgfältig gesammelten und bewahrten Urkunden und Reliquien nach Schottland wandern. Nur die Auslieferung des Königsteins verhinderte die Londoner Bürgerschaft.

Tod des Königs Robert Bruce. 1329. So hatte Robert Bruce das Ziel seiner langen Anstrengungen glücklich erreicht. Im nächsten Jahre starb der tapfere Fürst, nachdem er noch gute Lehren gegeben, wie die Schotten in Zukunft ihr Land gegen feindliche Angriffe verteidigen sollten, Lehren, die als das „Testament des guten Königs Robert" stets in Ehren gehalten und in lateinischen und englischen Versen den nachgebornen Geschlechtern überliefert wurden. Er ward in der Kirche von Dunfermline begraben und ein schöner Marmorstein über der Gruft aufgerichtet. Sein Herz sollte, seinem Wunsche gemäß, Jakob Douglas nach Jerusalem tragen; aber auf der Überfahrt fand der tapfere Ritter im Kampf gegen die Mauren vor Granada seinen Tod. Seine teure Last wurde jedoch gerettet und in der Abtei Melrose beigesetzt. Roberts Sohn, David Bruce, damals erst acht Jahre
24. Nov. 1331. alt, wurde in Scone feierlich gekrönt und gesalbt. Bis zu seiner Volljährigkeit sollte Randolf von Moray die Regentschaft führen. Als dieser aber schon im nächsten Jahr
1332. starb, erhoben die schottischen Großen den Grafen Donald von Mar an seine Stelle.

Mortimers Überhebung und Sturz. 1330. Mortimer ließ sich das Schicksal Gavestons und Spensers nicht zur Warnung dienen. Im Bunde mit Isabella beherrschte er den Hof und den jungen König, hielt die übrigen Großen fern und verletzte die Rechte des Parlaments. Mit Übermut trat er auf, feierte glänzende Feste und Turniere, und wenn er sich öffentlich sehen ließ, war er von einer Schar von Gewappneten umgeben. Seine Anhänger wurden mit reichen Lehen bedacht. Diese Überhebung brachte Adel und Volk in Bewegung. Es bildete sich eine Verschwörung zum Sturz der Machthaber; Gerüchte wurden verbreitet, König Eduard II. sei noch am Leben; alle Anzeichen deuteten auf eine nahe Erhebung. Mortimer hoffte durch Schrecken die Gegner niederzuhalten. Graf Edmund von Kent, des Königs Oheim, der
21. März 1330. Führer der Gegenpartei, wurde als Verräter enthauptet, seine Habe eingezogen, sein Weib mit den Kindern in den Kerker geworfen. Diese Rachethat beschleunigte jedoch nur seinen eigenen Fall. Eduard III., dem seine holländische Gemahlin bereits einen Sohn geboren, der des Vaters Namen erhielt, fühlte die Kraft in sich, dem schmählichen Regiment ein Ende zu machen und die Zügel der Herrschaft in die eigene Hand zu nehmen. Mit Hilfe des Lord Wilhelm Montague, welcher dem jungen Monarchen die Augen geöffnet über das Treiben seiner Mutter und ihres Buhlen, wurde bei Gelegenheit einer Versammlung in Nottingham Mortimer mit zweien seiner Gefährten in dem Schlosse dieser Stadt
Okt. 1330. verhaftet und in den Tower abgeführt. Auf Grund einer Anklageschrift, worin alle seine Verbrechen aufgezählt waren, wurde hierauf der verwegene Edelmann vor einem Peersgericht in Westminster des Hochverrats schuldig erkannt und in
29. Nov. 1330. Tyburn wie ein gemeiner Verbrecher an den Galgen geknüpft. Von seinen Genossen, welche im Verdacht der Mitschuld an der Ermordung des vorigen Königs standen, teilten einige sein Schicksal, andere flüchteten sich ins Ausland. Die

Königin Isabella, für die sich der Papst verwendete, kam mit einer leichteren Strafe davon: vom Hofe verwiesen verbrachte sie den Rest ihrer Tage auf ihrem Gute Risings, ohne sich ferner in Staatsgeschäfte zu mischen. Bischof Orleton wurde zur Verantwortung gezogen, entging jedoch einer weiteren Bestrafung. Die Nachkommen der Spenser und der Grafen von Arundel und Kent erhielten die Erbgüter zurück und wurden in ihrer Ehre hergestellt. Auch der Familie Mortimers wendete Eduard in der Folge seine Gnade zu.

Zum erstenmal seit vielen Jahren herrschte nunmehr in England Eintracht zwischen der Krone und den Ständen, und eine glorreichere Zeit hub an, in welcher das Parlament, bestehend aus geistlichen und weltlichen Lords, aus Abgeordneten der Grafschaften und der Kommunen, einen hervorragenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte gewann. Nicht nur bei der Steuererhebung und Gesetzgebung, sondern auch in den auswärtigen Angelegenheiten wurde die Reichsversammlung um ihre Mitwirkung angegangen. Es galt zunächst, den schmachvollen Frieden von Northampton zu vernichten und wieder in die Politik Eduards I. einzulenken. Und dazu bot die Lage der Dinge in Schottland selbst einen günstigen Anhalt. Mehrere englische Edelleute hatten ihre schottischen Lehen eingebüßt und die versprochenen Entschädigungen nicht erhalten. Sie verabredeten mit **Eduard Baliol**, der seit dem Tode seines Vaters John als Prätendent der schottischen Krone aufgetreten war, und mit den Comyns und anderen Gegnern der Bruces einen bewaffneten Einfall, um die Minderjährigkeit des Königs und die Unfähigkeit des Regenten zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse zu benutzen. Das abenteuerliche Unternehmen hatte einen guten Anfang. Die Schotten erlitten eine Niederlage; Baliol zog in Perth ein, ließ sich in Skone als König krönen und erkannte die Oberlehnsherrlichkeit Englands an.

Baliol in Schottland. 1332.

4. Okt. 1332.

Der rasche Sieg war jedoch nicht von Dauer. Die nationale Partei erholte sich wieder; sie übertrug dem tapferen Archibald Douglas die Regentschaft, trieb Baliol und seine Genossen zur Flucht nach England und verfolgte sie auf das englische Gebiet. Nun erhob sich wieder der alte Krieg zwischen den Grenzrittern; auf beiden Seiten des Tweed herrschte abermals Kampf und Verwüstung. Diesen Einfall der Schotten in die Marken erklärte Eduard für eine Verletzung des Friedens von Northampton, und als das Parlament ihm zustimmte und nicht nur die Kriegsrüstungen genehmigte, sondern ihn aufforderte, die verlorne Grenzstadt Berwick zurückzuerobern und die Schotten zur Anerkennung der englischen Oberhoheit zu zwingen, so rückte er im Frühjahr mit Heeresmacht in Northumberland ein, begleitet von Baliol. In der blutigen Schlacht bei **Halidon Hill** rächten die Engländer den Tag am Bannockburn. Die Blüte des schottischen Adels, der Regent Douglas, die Grafen von Roß, Lennox, Carrick, Sutherland, eine große Anzahl von Baronen und Rittern lagen erschlagen auf der Walstatt; die Zahl der Gefallenen wurde auf dreißigtausend angegeben. Jetzt mußte die so hartnäckig verteidigte Festung Berwick nebst den umliegenden Land-

Sieg der Engländer bei Halidon Hill. 1333.

Mai.

18. Juli 1333.

strecken wieder abgegeben werden; in der Stadt wurden englische Kaufleute und Handwerker angesiedelt, die Lehnsgüter kamen an englische Ritter. Das jugendliche Königspaar David und Johanna flüchtete nach der Normandie, während
1334. Baliol als Lehnsmann Eduards die Regierung übernahm. Von Dumfries und Roxburgh bis zum Forth gebot der englische Monarch. Alle Burgen und Lehnsgüter Niederschottlands waren im Besitz seiner Vasallen. Aber so wenig Festigkeit hatte der neue Thron in Edinburg, daß Baliol schon nach einigen Monaten sich wieder unter den Schutz seines Gebieters nach Berwick flüchtete, indes die Führer der nationalen Partei, Moray und Wilhelm Douglas von Liddisdale, Jakobs natürlicher Sohn, die zersprengte Partei des Hauses Bruce zum Widerstand sammelten und den alten Bund mit Frankreich herstellten.

Englisch-schottischer Grenzkrieg. 1335—1337. Aufs neue brach jetzt die Kriegsfurie in den Marken los; von neuem wurden zwei Jahre lang Städte verwüstet, Burgen erstürmt, Treffen geliefert, Gefangene weggeführt, Unterhandlungen eingeleitet und abgebrochen, Vermittelungen versucht, ohne daß die Schotten ihre Unabhängigkeit erfechten oder Eduard und sein Unterkönig Baliol zur unbestrittenen Herrschaft gelangen konnten. Beide Nationen wetteiferten in kühnen Kriegsthaten. Bei der Belagerung von Dunbar leisteten sogar die Frauen unter der Leitung der heldenmütigen Gräfin von Marche so tapfere Gegenwehr, daß die Engländer beschämt abziehen mußten.

7. Ausbau der englischen Verfassung.

Der Krieg mit Frankreich. 1338. Mittlerweile hatte die Spannung mit Frankreich, welches die Schotten in ihrem Widerstand ermutigte und ihnen Vorschub leistete, eine solche Höhe erreicht, daß ein Kontinentalkrieg in naher Aussicht stand. Wir werden an einem andern Ort den merkwürdigen Erbfolgekrieg kennen lernen, von dem viele Jahre hindurch der ganze Westen Europas erfüllt war, als Eduard III. die von seiner Mutter Isabella ererbten Ansprüche auf den Thron von Frankreich gegen Philipp von Valois geltend zu machen unternahm. Wie in den Tagen des Königs Johann sah man eine große Koalition, die sich über die sämtlichen Niederlande bis nach Köln erstreckte und selbst im Deutschen Reich Anknüpfungen hatte, gegen Frankreich unter Waffen. Wo, wie in Flandern und Brabant, die Fürsten, durch Lehnsbande an die französische Krone geknüpft, nicht auf die englische Seite treten wollten, schlossen die Stadtgemeinden, durch Handelsvorteile gelockt, direkte Verbindungen mit England und erkannten Eduard als König von Frankreich an. Auf einer glänzenden Fürstenversammlung in Koblenz suchte der englische König auch den deutschen Kaiser Ludwig für seine Zwecke zu gewinnen. Das Parlament, bei dem das populare Element, die Abgeordneten der Grafschaften und der Städte, immer mehr Geltung gewann, billigte das Vorhaben des Königs, sein Recht mit den Waffen zu erstreiten und förderte die Kriegsrüstungen durch freigebige Bewilligungen. Man erblickte in Frankreich den natürlichen Feind der nationalen Größe Englands. Konnte der schottische Krieg den französischen Verbündeten nicht einen Anlaß oder Vorwand zu einer neuen

Invasion, zu einer neuen Eroberung bieten? Mit Argwohn sah man schon lange französische Schiffe im Kanal kreuzen und die Küsten Englands ausspähen. Eduard unterließ nichts, den Krieg gegen Frankreich zu einem nationalen zu machen. Er ließ durch seine Beamten in sämtlichen Grafschaften verkünden, welche Unbilden er schon seit Jahren von Frankreich zu erdulden gehabt, wie dasselbe den Aufruhr in Schottland genährt, ihm sein Recht verweigert, seine Besitzungen an der Garonne bedroht. Er erreichte seinen Zweck. Die Stände selbst forderten ihn auf, über die See zu ziehen, die Vermittelungsversuche des Papstes Benedikt XII. nicht zu beachten; und als der Krieg erklärt ward, wetteiferten sie in Opferwilligkeit. Die Geistlichen legten sich einen dreijährigen Zehnten, die Grafschaften einen Fünfzehnten, die Städte zwei Zehnten auf; die Großen mit ihren Knappen und Reisigen folgten, ohne der alten Einreden zu gedenken, in Person. Auch die Handelsgilden der Deutschen, Flandrer und Lombarden beeiferten sich, durch Darlehen und Vorschüsse dem König beizuspringen und sich dadurch vermehrte Einfuhr und größere Bedeutung auf dem englischen Markt zu erwirken.

Es war nicht zu verkennen, daß das Staatsleben einen neuen Aufschwung nahm. Die Nation, nunmehr mit der Krone geeinigt, kam zum Gefühle ihrer Macht, zum Bewußtsein ihrer Weltstellung, und indem sie alle ihre Kräfte einsetzte, um nach außen Geltung zu erringen, befestigte sie zugleich die Freiheit und das Recht im Innern. Wie auf den französischen Schlachtfeldern die ritterliche und populare Kriegsmannschaft zusammenstand und in Tapferkeit wetteiferte, so erkannten auch die Stände, daß einträchtiges Handeln und Achtung und Anerkennung der gegenseitigen Rechte zu Wohlfahrt und Ehre führten. Hatten die vier Stände bisher in gemeinschaftlicher Anstrengung sich das hohe Recht der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung und die Mitwirkung bei allen großen Fragen des Staatslebens errungen, also daß gültige Statuten nur von dem gesetzlich versammelten Parlament ausgehen konnten, so fanden sie jetzt auch die geeignete Form, diese Thätigkeit auszuüben. Sie schieden sich friedlich in zwei zusammenwirkende Heereslager, also daß der hohe Adel und die Prälaten fortan das **Oberhaus**, die Peers, die freien Gutsbesitzer der Grafschaften und die Abgeordneten der Städte das **Unterhaus**, die Gemeinen, bildeten. — Und nicht nur zu der freien parlamentarischen Verfassung wurde unter Eduard III. das Fundament gelegt, auch der andere Hebel der nationalen Größe, Handel und Industrie wurde in Bewegung gesetzt. Die gesteigerten Ausgaben nötigten den König, auf neue Einnahmequellen bedacht zu sein. Er vermehrte und erweiterte gegen Abgaben und Vorschüsse die Privilegien der fremden Handelsgesellschaften, welche in London und andern Städten Warenhäuser und Gildehallen errichtet hatten und begünstigte neue Niederlassungen. Wenn dadurch der Großhandel auch noch meistens in den Händen von Fremden, insbesondere der Niederländer und der nordischen Hansa verblieb, so zogen doch auch die Engländer

Nationaler und wirtschaftlicher Aufschwung.

großen Gewinn daraus, so daß man schon damals den englischen Reichtum bewunderte. Eduard beförderte die Ausfuhr von Wolle und Häuten, deren Ertrag das Haupteinkommen der Gutsherren bildete und von denen Zölle für die Staatskasse erhoben werden konnten. Und damit nicht, wie bisher, die englische Wolle im Ausland verarbeitet und dann die daraus gefertigten Zeuge und Kleidungsstoffe mit hohem Gewinn wieder eingeführt würden, begünstigte er die Niederlassung und Ansiedelung flandrischer und brabanter Gewerbsleute in England. Im Verkehr mit den regsamen Niederlanden während des Kontinentalkriegs lernte er die Vorteile der Industrie kennen und schätzen. Durch diese Ansiedelungen von Wollenwebern, Färbern, Walkern erhielt die englische Wollmanufaktur den ersten bedeutenden Aufschwung. Mehr und mehr verlor das Vorurteil gegen Fremde seine Gewalt; die Mißverhältnisse früherer Zeit verschwanden, der Verkehr mit dem Auslande und die freiwilligen Übersiedelungen fremdländischer Kaufmannschaften und Fabrikunternehmer mehrten sich. So wurde der ritterliche König Eduard III. zugleich der erste Förderer der bürgerlichen Industrie, der französische Krieg nicht nur ein Feld des Ruhmes und der Ehre für Adel und Ritterschaft, sondern auch eine Quelle des Reichtums für die ganze Nation und die Geburtsstätte zu weiteren Freiheitsrechten und zur Ausbildung und Feststellung des monarchischen Rechts- und Verfassungsstaates Alt-Englands. Denn je mehr der König der Unterstützung der Städte bedurfte desto höher stieg deren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, desto gewichtiger wurde die Stimme der bürgerlichen Abgeordneten im Parlamente. „Man kann sich nicht demütiger ausdrücken, als sie, ‚die armen und einfältigen Kommunen', wenn sie sich ‚an ihren so ruhmwürdigen und dreifach gnädigen König und Herrn' wenden. Aber dabei sind doch ihre Vorstellungen überaus umfangreich und dringend; ihre Bewilligungen sollen nur dann Gültigkeit haben, wenn man ihren Beschwerden abhilft; nie verlieren sie die Interessen ihres Stapels aus den Augen; gegen die Übergriffe der Beamten oder des Klerus gehen sie mit großem Eifer vor. Die Rücksicht, die man ihnen widmet, gibt dem ganzen Regiment einen popularen Charakter."

Wachsende Bedeutung des Parlaments.

König Eduard III. besaß den selbstherrlichen Geist seines Großvaters; aber wenn schon dieser sich genötigt gesehen hatte, seinen Willen unter die Macht der Verhältnisse zu beugen, so war der Enkel durch die hohen Opfer, die er des Krieges wegen seinen Ständen auflegen mußte, noch viel öfter in der Lage, neue Bewilligungen durch neue
1340. Zugeständnisse zu erkaufen. Im Jahr 1340 hatten die Stände die neunte Garbe, das neunte Vlies und das neunte Lamm auf zwei Jahre bewilligt. Diese Abgaben konnten aber nicht so rasch erhoben und zu Geld gemacht werden, als die Bedürfnisse des Königs und des Heeres erheischten. Diesem Versäumnis schrieb Eduard den geringen Fortgang seiner Unternehmungen vor Tournay zu. Ein finsterer Verdacht bemächtigte sich seiner Seele, als ob Verrat und Veruntreuung von seiten der Beamten und Steuererheber die mangelhafte Ausführung verursacht und die Unfälle verschuldet hätten. Er fuhr daher plötzlich über den Kanal die Themse hinauf, landete unerwartet am Tower und ließ, als die nachlässige Bewachung der Festung seinen Zorn noch ge-

steigert, sämtliche Minister und Oberrichter in Haft bringen, ernannte neue Beamte und ordnete eine strenge Untersuchung an. Vor allen traf sein Zorn den Erzbischof von Canterbury, Johann von Stratford, einen angesehenen Prälaten, den er selbst zu den wichtigsten Geschäften gebraucht und zum Vorstand seines geheimen Rats erhoben hatte. Sein Unwille stieg noch, als dieser ein ernstes Mahnschreiben an ihn richtete mit scharfen Vorstellungen über sein ungesetzliches Verfahren. Gegen diesen wie gegen die andern Würdenträger sollte eine Klage auf Hochverrat und Veruntreuung erhoben werden. Vergebens hoffte jedoch der König die Zustimmung des Parlaments zu erhalten. Nicht nur, daß der Erzbischof, der mehrere Tage lang mit Gewalt von den Sitzungen fern gehalten wurde, schließlich den ihm gebührenden Platz erzwang: es erhoben sich so manche Beschwerden gegen ungesetzliche Übergriffe der Krone, daß Eduard statt eines Triumphes eine Niederlage davon trug. Um die Rückkehr despotischer Maßregeln, wie sie früher so oft vorgekommen und wovon das gegenwärtige Verfahren gegen die hohen Kronbeamten ein Nachklang zu sein schien, für alle Zukunft zu vermeiden, wurde festgesetzt, daß ein Peer nur vor dem Tribunal seiner Standesgenossen gerichtet werden dürfe, und um solche Übertretungen der Magna Charta, wie sie bei den letzten Besteuerungen vorgekommen, zu verhindern, sollte jeder hohe Staatsbeamte auf dieselbe vereidigt werden und zu Anfang jedes Parlaments solange sein Amt in die Hand des Königs zurückgeben, bis er den Lords über dessen Führung Rechenschaft abgelegt habe. Wie sehr auch diese neue Beschränkung der königlichen Prärogative dem stolzen Sinne des dritten Eduard widerstrebte, die schwierige Zeitlage übte eine gebieterische Macht. Nach einigem Sträuben mußte er von seinem anfänglichen Protest abstehen und gutheißen, was er nicht hindern konnte. Ihm war auch der päpstliche Rückhalt, der seinen Vorgängern so häufig über schwierige Verhältnisse weggeholfen, entzogen; denn seit der Papst seinen Sitz in Avignon aufgeschlagen, stand das Pontifikat gänzlich unter dem Einflusse Frankreichs. Statt daß die Krone wie ehedem an dem Papste einen Schützer und Bundesgenossen gegen die Forderungen der Magnaten gefunden hätte, sah sie sich vielmehr bald genötigt, mit den Ständen gemeinschaftlich die Ansprüche der Kurie abzuweisen. Schon im Jahr 1344 stützte sich Eduard auf einen Parlamentsbeschluß, um die schiedsrichterliche Einmischung des Oberhirten der Kirche in seinem Streit mit dem französischen König fern zu halten. In der Folge sollte die Opposition mit viel größerer Schärfe hervortreten. April 1341.

Dieser Eintracht zwischen Königtum und Ständen und der dadurch immer wieder erweckten nationalen Begeisterung hatte England nicht nur seine Rettung aus großer Bedrängnis, sondern auch die wunderbaren Erfolge im Felde zu danken. Das Jahr 1345 hatte sich schlimm angelassen; die Aussicht auf deutsche Hilfe war längst verschwunden; in Gent hatte Jakob Artevelde, Eduards treuer Bundesgenosse, bei einem Volksaufstand den Tod gefunden; in Schottland war David Bruce auf einem französischen Schiffe gelandet und von den Anhängern seines Hauses mit Jubel als König begrüßt worden; die Franzosen standen kampfgerüstet in Artois; die Geldmittel des Königs waren erschöpft, seine Kronjuwelen verpfändet, die Zölle an deutsche Kaufleute vergeben, die Schulden zu einer Höhe angewachsen, daß italienische Bankhäuser, deren Wechsel er nicht acceptieren konnte, ihre Zahlungen einstellen mußten. Aber wie ganz anders war die Lage der Dinge im nächsten Jahr! Die Stände, durch die Nachgiebigkeit der Krone in betreff der Verfassungsrechte zufriedengestellt, Eduards III. Machtstellung. 1346. 1347.

bewilligten ansehnliche Steuern und hoben dadurch den Kredit der Regierung; in Frankreich erfocht das englische Heer, bei welchem die niedere Waffengattung der Popularen den Kern bildete, den glorreichen Sieg bei Crecy über die französische Ritterschaft; die Schotten, welche unter König David und den Häuptern der Bruceschen Partei verwüstend in das englische Gebiet eingebrochen waren, teils um ihren französischen Bundesgenossen durch eine Diversion zu helfen, teils um die Entfernung der feindlichen Streitkräfte auszubeuten, erlitten bei Nevils Croß unweit Durham durch Heinrich Percy und den Erzbischof von York eine voll-
17. Okt. 1346. ständige Niederlage. König David, der geprahlt hatte, er gedenke nach London vorzudringen, wurde als Gefangener unter dem Zuströmen des Volkes durch die Straßen der Hauptstadt nach dem Tower geführt; von den Leitern der nationalen Partei teilten die einen, wie Douglas von Liddisdale, die Grafen von Fife, Menteith u. a., das Schicksal ihres Königs, die andern, darunter die Grafen von Moray und Southerland und über hundert Edelleute, deckten das Schlachtfeld; neben ihnen über fünfzehntausend Streiter vom gemeinen Volk. Mit einigen zersprengten Haufen kehrte Robert Stuart in die Heimat zurück und übernahm das Amt eines Statthalters; aber alles Land bis zum Forth geriet wieder in die Hände der Engländer und ihres Schützlings Eduard Baliol. Die Erzählung, daß die Königin Philippa in der Schlacht zugegen gewesen und die Truppen angefeuert habe, scheint eine ritterliche Ausschmückung von Froissart zu
Aug. 1347. sein. Als im folgenden Jahr die Seestadt Calais nach der tapfersten Verteidigung sich an die Engländer ergeben mußte, stand König Eduard auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Macht. Um diese Zeit mag der ritterliche, galante Fürst, vielleicht angeregt durch einen besondern Vorfall mit der schönen Gräfin von Salisbury, der Dame seines Herzens, die bisher in Windsor gefeierten Tafelrunden König Arthurs in den Hosenbandorden (Garter) verwandelt haben mit der bekannten Devise hony soit qui mal y pense, ein Orden von der größten Auszeichnung bis auf den heutigen Tag.

Auch in der Bretagne, wo gleichzeitig ein heftiger Erbfolgekrieg gewütet, hatte sich das Glück der englischen Partei zugewendet. Eduards Gegner, Graf Karl von Blois, Philipps Neffe, mehrte die Zahl der erlauchten Gefangenen im Tower. Das Gefühl von der bedeutsamen Weltstellung des englischen Reiches im Westen Europas regte sich immer mächtiger in der Nation und im Herrscherhaus. Als spanische Seefahrer den englisch-französischen Krieg zu Seeraub und Gewalttätigkeiten benutzten, machte die englische Flotte unter der Führung des Königs und seines heldenmütigen
Sommer 1350. Sohnes einen Angriff gegen die Räuberschiffe, überwand sie im heftigen Kampfe und führte vierundzwanzig derselben als Beute in die Häfen von Kent. Erschrocken bat der kastilische Hof um Frieden.

Wechselndes Verhältnis zu Schottland. 1355—1357. Während der ersten Regierungsjahre des Königs Johann in Frankreich ruhten die Waffen zwischen beiden Völkern. Man trug sich mit der Hoffnung, unter Vermittelung des Papstes würde eine Ausgleichung der Ansprüche erzielt werden. Diese Zeit suchte Eduard für seine Pläne in Schottland zu benutzen.

Der alte kinderlose Schattenkönig Baliol machte ihm wenig Sorge; dagegen war die Brucesche Partei, den Regenten Robert Stuart an der Spitze, trotz der Niederlage bei Durham noch immer mächtig, denn sie hatte das ganze schottische Volk hinter sich. Wenn es dem englischen König gelang, diese für seine Ansprüche zu gewinnen, so konnte er jetzt am sichersten zum Ziel kommen. Zu dem Zweck wendete er Schrecken und Verführung an. Graf Menteith, einer der Gefangenen, wurde wegen Treubruch und Verrat zum Tode verurteilt und hingerichtet; dagegen brachte Eduard nicht nur den König David, einen schwachen, unbedeutenden Fürsten von weichlichen Sitten und sinnlichen Begierden, sondern auch den Ritter Douglas von Liddisdale, den tapfern Vorkämpfer der Bruceschen Partei, zur Anerkennung seiner Oberlehnsherrschaft. Beide wurden nach Schottland entlassen, damit sie bei ihren Genossen und Anhängern in diesem Sinne wirken sollten, David jedoch nur gegen Bürgschaft und unter Zusicherung einer Loskaufsumme. Aber das Gold und die Verführungskünste des französischen Hofes vereitelten den Plan. Graf Wilhelm von Douglas, Neffe des Nationalhelden Jakob und Haupt der Familie, kehrte aus Frankreich, wo er seine Jugend verlebt und sich in den Waffen geübt hatte, in die Heimat zurück, ermordete seinen Vetter, den Bastard von Liddisdale, und trat mit Stuart an die Spitze der national-französischen Partei. Darauf zog David wieder in den Tower ein, während die Schotten den Grenzkrieg erneuerten und Berwick in Nov. 1355.
ihre Gewalt brachten. Dies war um dieselbe Zeit, als auch der Krieg mit Frankreich wieder in helle Flammen ausbrach. Aber wie vor zehn Jahren strengten auch diesmal Nation und König alle Kräfte an, um den zwiefachen Feind zu bewältigen. Berwick wurde rasch zur Übergabe gezwungen und der Feind zurückgedrängt; und damit aller Zweifel über die englische Politik verschwinde, wurde Baliol bewogen, gegen ein Jahrgehalt die Krone von Schottland an Eduard abzutreten. Aber Douglas und seine Genossen nahmen auf diesen Vertrag keine Rücksicht. Sie standen bewaffnet hinter den Bergen und Sümpfen ihres Landes, entschlossen, die Unabhängigkeit des Königreichs zu verfechten und die erste günstige Gelegenheit zu neuen Invasionen zu benutzen. Bald erscholl jedoch die Kunde von dem glorreichen Sieg der Engländer bei 1356.
Poitiers und erfüllte die Schotten mit Bestürzung. Wie sollte jetzt, da die Auslösung der hohen Gefangenen der königlichen Schatzkammer unermeßliche Geldsummen zuführte, das arme, zertretene Volk einem Angriff des mächtigen Siegers widerstehen! Zum Glück wählte Eduard nicht den Weg der Waffen, um seinen Zweck zu erreichen. Der schwache Charakter des unwürdigen Königs, seines Schwagers, mochte ihn mit dem Gedanken erfüllen, auf dem Wege der Verständigung und der allmählichen Gewöhnung sicherer zum Ziel zu kommen. Er schloß daher mit den schottischen Ständen in Edinburg eine Übereinkunft, 1357.
kraft deren David Bruce gegen eine Loskaufsumme von 100,000 Mark, zahlbar in zehn jährlichen Raten, zur Übernahme der schottischen Krone nach der Hei-

mat entlassen werden sollte. Der weichliche, unfähige Fürst, von dem sich seine englische Gattin Johanna getrennt hatte, war ein Schattenkönig wie Baliol, und durch das hohe Lösegeld, welches das verarmte Land nicht aufzubringen vermochte, hatte Eduard Adel und Volk stets in seiner Hand. Waren sie mit dem Schein der Selbständigkeit zufrieden, so konnte er Milde und Nachsicht üben; waren die Geister erregt, so konnte er sie durch Geldforderungen und Waffen schrecken.

In der That herrschte auch mehrere Jahre lang Frieden zwischen England und Schottland. Während dieser Zeit suchte Eduard den nördlichen Nachbarn die Vorteile einer engeren Verbindung mit dem entwickelteren Staat im Süden fühlbar zu machen. Er ließ das schottische Volk an dem Handels- und Industrieleben teilnehmen; er gestattete den Jünglingen den Besuch der englischen Kollegien; er hatte Nachsicht, wenn die Jahrgelder für die Freilassung des Königs nicht entrichtet wurden; er zeigte sich gegen den schottischen Fürsten freundlich und wohlwollend, auch als die Königin, die trotz ihrer Trennung stets versöhnend zwischen Gemahl und Bruder gewirkt hatte, ge-
1362. storben war. Dennoch gelang es ihm nicht, die Antipathie der Großen gegen eine Vereinigung mit England zu zerstreuen. Als David Bruce, der keine Erben besaß und seine Manneskraft in den Armen von Buhlerinnen vergeudet hatte, seinen ver-
1363. sammelten Ständen in Scone den Vorschlag machte, den dritten Sohn Eduards, Lionel, zu seinem Nachfolger auf dem schottischen Thron zu wählen, stieß er auf den heftigsten Widerstand bei den Grafen und Baronen. „Wir werden nie zugeben, daß ein Engländer über uns herrsche," riefen die Großen zornig aus. „Soll das Blut unserer Vorfahren umsonst geflossen sein?" David mußte sein Vorhaben aufgeben; und so oft er auch noch in der Folge im geheimen Einverständnis mit Eduard ähnliche Versuche vornahm, immer fand er bei dem trotzigen Adel dieselbe hartnäckige Opposition. Doch blieb der Friede ungestört; David betrachtete sich stets als Unterkönig und bezeigte dem englischen Monarchen fortwährend die größte Verehrung und Hingebung. Gerade deshalb hatte er bei dem schottischen Adel, der mehr auf seiten Frankreichs stand und nicht selten unter fremder Fahne diente, wenig Geltung und Ansehen. Der rohen turbulenten Ritterschaft war der weichliche Fürst ein Gegenstand der Verachtung. Der Graf von Angus stand in dringendem Verdacht, daß er einst die königliche Geliebte, Katharina Mortimer, auf einem einsamen Ritt ermorden ließ; und als sich David nach dem Tode seiner englischen Gattin in zweiter Ehe mit Margarete Logy, der schönen Tochter eines geringen Edelmannes, vermählte und einige Zeit nachher sich wieder von ihr scheiden ließ, stieg die Mißachtung. Nur dem Andenken seines ritterlichen Vaters
1371. hatte er es zu danken, daß er bis an seinen Tod die schottische Königskrone trug. Mit ihm erlosch das Haus Bruce. Sein Nachfolger wurde Robert Stuart, der frühere Reichsverweser, der Sohn einer Tochter des geliebten Königs Robert Bruce.

Eduards III. Ausgang. Die letzten Regierungsjahre Eduards III. waren von manchen äußeren Unfällen und von innerem Leid getrübt. In Frankreich gingen die Früchte der großen Siege und Anstrengungen verloren; in Kastilien unterlag nach dem Abzug seines tapfern Sohnes Eduard, des Siegers von Poitiers, die englische Partei; in England selbst regte sich bei Volk und Parlament eine scharfe Opposition gegen die Räte und Beamten, denen der König sein Vertrauen zuwendete, gegen Steuerdruck und Unordnung im Staatshaushalte, gegen den Einfluß

der Hofdamen, insbesondere der Alice Perrers, einer übermütigen Kurtisane, die des alten Fürsten Gunst und Liebe gewonnen. Aber so manchen Grund auch die Stände zu Klagen und Beschwerden haben mochten, das Bewußtsein, daß in allen großen nationalen Fragen die Interessen des Landes und der Krone zusammengingen, ließ es nicht zu stürmischen Auftritten kommen. Vielmehr sehen wir gegen das Ende von Eduards Regierung Parlament und Königtum in einer hochwichtigen Angelegenheit zu gemeinsamem energischen Vorgehen verbunden, als es galt, den Forderungen des Papsttums Schranken zu setzen, unberechtigte Eingriffe zurückzuweisen und das Reich von der Schmach der Lehnzinsbarkeit zu befreien, die ihm einst Johann Ohne-Land auferlegt hatte. Bald nach diesen Beschlüssen, deren Tragweite und Zusammenhang mit der kirchlichen Reformthätigkeit Wycliffes wir an einem andern Orte beleuchten werden, erlag der „schwarze Prinz", des Königs Erstgeborner, dem zehrenden 8. Juni 1376. Fieber, das er von dem letzten Feldzug heimgebracht, ein Trauerfall, der so erschütternd auf den kranken Vater wirkte, daß er ihm bald in die Gruft nachfolgte. Eduard III. starb am 21. Juni des Jahres 1377; sein Nachfolger war sein Enkel Richard II., noch nicht elf Jahre alt, ein Fürst, dessen Regierung ebenso reich werden sollte an Unfällen und Verwirrung, wie die seines Vorgängers reich war an ruhmvollen und glücklichen Thaten. Dieser Kontrast trug nicht wenig dazu bei, die Herrschaft des dritten Eduard bei den Nachgebornen in noch höherem Glanze erscheinen zu lassen. Noch lange gedachte die englische Nation mit erhebenden Gefühlen eines Königs, der die Tugenden eines tapfern und ehrenfesten Ritters mit der Einsicht eines Staatsmannes vereinigte, dem die Nation den Ausbau ihrer Verfassung, die Anfänge eines schwungreichen Handels- und Industrielebens, den Stolz großer Thaten und kriegerischer Ehren verdankte, durch welchen dem englischen Volke das Bewußtsein seiner Weltstellung, das Ziel seines politischen Handelns, die Aufgabe seiner vaterländischen Bestrebungen für alle Zukunft klar und sicher vor die Seele geführt worden.

C. Geschichte von Frankreich bis zu den Erbfolgekriegen der Valois.

1. Mehrung der Königsmacht unter Philipp II. und Ludwig VIII.

In den obigen Blättern haben wir der französischen Geschichte vom zwölften bis vierzehnten Jahrhundert einen guten Teil vorweg genommen. Wir haben die Capetingischen Könige bis auf Ludwig VII. im sechsten Bande (S. 597 ff.) kennen gelernt und diesen selbst auf seinem Kreuzzug begleitet (S. 641 ff.); und in der Geschichte Englands wurde der häufigen Konflikte gedacht, in welche derselbe

Philipps Krönung und Ludwigs VII. Tod. 1179. 1180.

siebente Ludwig mit König Heinrich II. und dessen Söhnen verflochten ward, als die französische Königin Eleonore nach ihrer Scheidung die reichen Erbländer dem neuen Gemahl in die Ehe brachte, zugleich aber auch durch ihren ränkevollen Geist in späteren Jahren den Frieden in der Königsfamilie störte und die Söhne gegen den Vater aufreizte. Ludwigs zweite Gemahlin, Konstantia von Kastilien, hatte ihrem Eheherrn lange nur Töchter geboren; endlich erhörte der Himmel die inbrünstigen Gebete des Königs und des Landes um einen Thronerben: Konstantia genas im Jahr 1165 eines Sohnes, der den Namen Philipp erhielt und bald an körperlicher Gewandtheit und geistiger Begabung unter seinen Altersgenossen hervorragte. Als er fünfzehn Jahre zählte, machte Ludwig den geistlichen und weltlichen Großen seinen Willen kund, den Sohn zum König zu erheben und erhielt die freudige Zustimmung aller. Vor der Krönung erkrankte der Prinz; voll Angst unternahm der König eine Wallfahrt nach Canterbury, um durch die Fürbitte des heil. Thomas, dem er einst in seinem Reiche ein Asyl gewährt, die Genesung des Lieblings zu erflehen. Sein Gebet fand Erhörung; bei seiner Rückkehr wurde er durch die Nachricht erfreut, daß Philipp gesund sei und die Krönung vor sich gehen könne. Sie wurde mit ungewöhnlicher Pracht
2. Nov. 1179. und Feierlichkeit in der Kathedrale zu Reims vollzogen, nachdem der junge König am Altare gelobt, die Geistlichkeit zu ehren, den Frieden zu wahren und Gerechtigkeit zu üben. Aber König Ludwig konnte der Krönungsfeier, nach der sein Herz so sehnlich Verlangen trug, nicht beiwohnen. Kurz nach seiner Heimkehr war er vom Schlage gelähmt worden, infolgedessen er im September des
18. Sept. 1180. nächsten Jahres starb. Fünf Monate vorher hatte sich König Philipp mit Elisabeth (Isabella) von Hennegau vermählt.

König Philipp II. August. 1180—1223. Charakter und Politik seiner Regierung.

Philipp II., der schon von den Zeitgenossen den Namen „Augustus“ in der Bedeutung eines „Mehrers des Reiches“ erhielt, war der bedeutendste unter allen Capetingischen Königen, welche bis jetzt die Krone getragen. Wenn sich der junge Fürst anfangs den englischen König Heinrich II., dessen selbstherrliches Auftreten gegen Klerus und Adel ihm gewaltig imponierte, zum Vorbild nahm und in ein freundliches Verhältnis mit demselben trat, so erkannte er doch sehr bald, daß die Interessen beider Kronen auseinander gingen, daß Frankreichs Politik naturgemäß bestrebt sein müsse, das Haus Plantagenet auf England zu beschränken und die französischen Besitzungen desselben an sich zu bringen. Geleitet von dieser mehr instinktiven als bewußten Anschauung, lenkte Philipp bald in die Bahn des Vaters ein, indem er als strenger Hüter und Verfechter der lehnsherrlichen Rechte der französischen Krone sich mit blankem Schwert auf die Grenze stellte, sowohl zur Verteidigung als zum Angriff bereit. Wir haben gesehen, wie gut er die Streitigkeiten und Kämpfe im englischen Regentenhause zu seinem Vorteile und zu seiner Erhöhung zu benutzen verstand. Der französische König blieb solange ein Fürst dritten Ranges, als fremde Reiche von größerem Umfang die Grenzterritorien als Lehen innehatten, als französische Grafen und

Barone Vasallen anderer Herrscher waren, als selbst im inneren Lande der trotzige Lehnsadel im Vertrauen auf auswärtigen Schutz zu Ungehorsam und Widerstand neigte. Nicht nur die Feudalherren an der Garonne und Loire, auch die Grafen von Flandern, Hennegau, Brabant u. a. kämpften nicht selten in den feindlichen Reihen gegen den französischen Oberlehnsherrn. Allerdings war dieses Lehnsband unter dem anarchischen Fehdewesen der vergangenen Zeit schwach und schlaff geworden und die Huldigung zu einer bedeutungslosen Zeremonie herabgesunken; allein die Idee des Instituts und die moralische Bedeutung bestanden unerschüttert fort und kamen durch die Kreuzzüge zu frischer und kräftigerer Geltung. Insbesondere war dies der Fall in der Normandie und in Frankreich, der eigentlichen Heimat des Feudalwesens und des Rittertums. Hier wurden daher die herkömmlichen Formen und Gebräuche am genauesten eingehalten, und die französischen Könige konnten nicht zugeben, daß der Herzog von der Normandie und von Aquitanien, weil er zugleich König von England war, eine Ausnahmestellung einnehme. Wir haben gesehen, daß in diesen Verhältnissen die Keime der zahllosen Fehden und Kriege zwischen den beiden Staaten lagen. Es schien der Würde eines Königs von England nicht zu entsprechen, daß er vor einem höheren Herrn das Knie beuge, und bei dem unbestimmten, vagen Charakter des Lehnrechts waren daher Konflikte unvermeidlich. Bei jeder Veranlassung wurde die Entscheidung der Waffen angerufen, und wenn eine Übereinkunft getroffen ward, galt sie in der Regel nur für den besonderen Fall. In diesen unbestimmten, vieldeutigen Beziehungen eine feste Ordnung zu schaffen, war Philipps Hauptbestreben. Und dabei wurde er von den Zeitideen nicht minder begünstigt als von seiner Geistes- und Willenskraft und von den Schwächen und Leidenschaften seiner Gegner. Wir wissen, wie die dichterisch ausgeschmückten Sagen von Karl d. Gr., den die französische Nation als den Ihrigen zu betrachten sich gewöhnt hatte, damals die ritterliche und höfische Gesellschaft durchdrangen und beherrschten. Welches Vorbild war geeigneter, die Seele eines jugendlichen Fürsten zu erfüllen, als jener gewaltige Gottesstreiter, dessen Name in den Thälern der Pyrenäen wie an den Niederungen der Maas und der Schelde geehrt und gefürchtet war, der mit seinen Paladinen als das Ideal aller Ritterschaft angesehen ward! Damals standen Poesie und Sage mit dem wirklichen Leben in der innigsten Wechselbeziehung: dem schönen Frankreich eine Machtstellung zu erringen, wie es sie in der Vorzeit besessen, war daher das eifrigste Bestreben des begabten Fürsten, der in den Geschäften des politischen Lebens frühzeitig gereift und durch die ritterliche Dichtkunst jener Tage für Kampf und Waffenthaten begeistert, ganz geschaffen war, für sein Vaterland eine neue Ära zu begründen. Staatsklug und tapfer, sparsam inmitten eines glänzenden Hoflebens, unternehmend und umsichtig, besaß er alle Eigenschaften, die in jener zerfahrenen Zeit zu glänzenden Erfolgen führen mußten. Dabei zerstreute er seinen Geist nie durch Vielgeschäftigkeit, und wo er

fremde Kräfte in seinen Dienst stellen konnte, hielt er sich selbst behutsam zurück. „Er erscheint, wie ein Dichtervers ihn schildert, schrecklich wie der Löwe, rasch wie ein Raubvogel, aber mild und nachsichtig, nachdem er den Frieden hergestellt hat; sein ganzes Wesen atmet Besonnenheit und Energie."

Stellung zu Richard und Johann von England. Zehn Jahre hatte Philipp das Zepter Frankreichs geführt, als er, bald nach dem Tode seiner Gemahlin, in Gemeinschaft mit Richard Löwenherz den 15. März 1190 Kreuzzug nach Akkon unternahm. Er konnte es nicht ertragen, von dem starken Nebenbuhler an ritterlichen Thaten übertroffen zu werden. Unter dem Vorgeben, daß er krank sei, verließ er das Heil. Land, ehe er sein Gelübde erfüllt, sowenig auch eine solche Flucht von der Fahne Christi in den Augen seiner Ritter seiner Ehre und der Würde der Krone Frankreichs entsprach. Um Weih- 27. Dez. 1191. nachten war er wieder in seinem Reich, das unterdessen sein Oheim, Erzbischof Wilhelm von Reims, und die Königin-Mutter verwaltet hatten, und sehr bald fand er Gelegenheit, den Vorteil Frankreichs wahrzunehmen. Der Graf von Flandern, ein unruhiger, wankelmütiger Fürst, der dem französischen König oft beschwerlich gewesen war, starb im Lager vor Akkon, und Philipp säumte nicht, einen Teil seiner Besitzungen an sein Reich zu bringen. Noch größere Vorteile aber winkten im Westen. Wir kennen die Intrigen, welche in England und Frankreich gesponnen wurden, um den gefangenen Richard während seiner Abwesenheit der Herrschaft zu berauben und seine Haft zu verlängern. Zum Lohn für seine thätige Beihilfe bei dem unrühmlichen Handel hoffte Philipp die Normandie zu gewinnen. Aber Richards Freilassung und Rückkehr vereitelte diese Hoffnung; nach einem mehrjährigen verheerenden Krieg wurde ein Waffenstillstand auf Grund des Bestehenden geschlossen, der die Regierungszeit des englischen Heldenkönigs überdauerte. Aber was bei Richards Leben mißlungen war, sollte nach dessen Tod desto leichter und vollständiger erreicht werden. Das Thronrecht Johanns war zweifelhaft; die Besitznahme der Normandie, ohne daß er sich zuvor mit Philipp verständigt oder ihm gehuldigt hatte, konnte von dem französischen König angefochten werden. Schon war der Krieg dem Ausbruch nahe, als sich die beiden Fürsten versöhnten und Frieden schlossen. Es lag nicht in der Natur Philipps II., verschiedene wichtige Angelegenheiten auf einmal zu betreiben oder sich in Lagen zu bringen, die ihn in der Freiheit des Handelns gehemmt hätten, in denen er nicht Herr der Situation geblieben wäre. Nun wissen wir aber, wie gewitterschwer zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Wolken über dem nordwestlichen Europa hingen, gerade als Papst Innocenz III. Frankreich unter Bann und Interdikt gelegt hatte.

Ehestreit und Interdikt. Nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande hatte Philipp der dänischen Königstochter Ingeborg, einer Jungfrau von Schönheit, Tugend und Sittsamkeit, die Hand zum zweiten Ehebund geboten, sei es aus politischen Rücksichten, da ihr Bruder, König Knud VI., zu dem englischen Königshause in verwandtschaftlicher Beziehung stand,

oder weil er große Mitgift erwartete. Mit stattlichem Geleite wurde die Braut nach Amiens geführt und dort mit Philipp vermählt. Aber aus unbekannten Gründen 1193. faßte der König schon in der Brautnacht eine so heftige Abneigung gegen die Neuvermählte, daß der Aberglaube meinte, Zauberei habe ihm den Sinn verstrickt. Er beschloß, sie nicht als seine Gattin anzuerkennen. Auf Grund einer erfundenen Verwandtschaft wurde durch den Erzbischof Wilhelm von Reims und mehrere Bischöfe die Trennung der Ehe ausgesprochen und dann die Verstoßene, da sie sich weigerte, nach ihrer Heimat zurückzukehren, in das Frauenkloster Beaurepaire gebracht, wo sie längere Zeit unter Not und Entbehrung im Gebet verlebte, ohne daß die Verwendung des Papstes Cölestin III., dessen Hilfe der Dänenkönig angerufen, eine Änderung in ihrem Schicksal zu bewirken vermochte. Unterdessen sah sich Philipp nach einer andern Braut um; als die Tochter des Pfalzgrafen Konrad seine Hand verschmähte (VI, 814), warb Juni 1196. er um Agnes, die schöne Tochter des Herzogs von Meran, und ließ sich mit ihr trauen, obwohl der Papst die Scheidung von Ingeborg für ungültig erklärt hatte. Mehrere Jahre blieben die wiederholten Klagen der dänischen Königsfamilie in Rom unerhört; erst als Philipp sich mit der Hohenstaufischen Partei einließ, gedachte Innocenz III., der mittlerweile den apostolischen Stuhl bestiegen, der verstoßenen Ingeborg und nahm sich ihrer nachdrücklich an. Er forderte den französischen König auf, Agnes aus seinem Reiche zu verweisen und Ingeborg wieder als Königin und Gemahlin anzunehmen, und als Philipp dem Gebot nicht nachkam, sprach der Legat auf den Kirchenversammlungen zu Dijon und Vienne das Interdikt aus, wodurch Frankreich von allen Seg- 1200. nungen der Religion, mit Ausnahme der Taufe für Kinder und der Absolution für Sterbende, ausgeschlossen wurde. Der König geriet in heftigen Zorn; Bischöfe und Geistliche, welche dem Interdikt Folge gaben, wurden von ihren Stellen vertrieben, ihrer Einkünfte beraubt, zur Flucht gezwungen; die verstoßene Ingeborg wurde in dem festen Schloß Estampes unter strenge Aufsicht gestellt. Als aber im ganzen Reiche die Glocken verstummten, alle gottesdienstlichen Handlungen unterblieben, die Trauungen auf den Kirchhöfen vorgenommen, die Toten in ungeweihter Erde verscharrt, die heiligen Gegenstände verhüllt wurden, da überkam das Volk Furcht und Verzweiflung; eine dumpfe Gährung gab sich kund, da neben der Seelenangst auch noch Steuerdruck auf Adel und Volk lastete. Lange hielten Stolz und Liebe des Königs Herz verschlossen; als aber der Papst mit der Verhängung des Bannes gegen ihn persönlich drohte und er fürchten mußte, nebst seiner Gemahlin aus aller Kirchengemeinschaft ausgeschlossen zu werden, da neigte er seinen Sinn zur Versöhnung. Er schickte eine Gesandtschaft nach Rom. Innocenz wollte jedoch das Interdikt nur unter der Bedingung aufheben, daß Philipp „die Beischläferin" entferne, die Königin wieder zu sich nehme, die vertriebenen Prälaten wieder einsetze und entschädige. Darüber entbrannte des Königs Zorn von neuem. Er pries Saladin glücklich, weil er keinen Papst über sich habe. Er berief eine Versammlung von geistlichen und weltlichen Großen ein, um mit ihnen Rats zu pflegen. Agnes begleitete ihn, blaß, abgehärmt und der Entbindung nahe; alle Anwesenden waren gerührt, dennoch drang die Ansicht durch, er müsse dem heil. Vater gehorchen. Das Herz des Königs wurde tief verletzt; als aber alle Bitten und Vorstellungen an dem eisernen Willen des Papstes wirkungslos abprallten, fügte er sich endlich, geschreckt durch die gährende Volksstimmung, in das Unvermeidliche. Er versprach, Ingeborg als Königin von Frankreich und Gemahlin ehrenvoll zu behandeln und die Unverletzlichkeit der Ehe anzuerkennen. Darauf nahm der neue Legat Octavian, ein feingebildeter, weltkundiger Prälat, das Interdikt zurück, und freudig aufatmend strömte das Volk in die wieder geöffneten Kirchen. Aber Philipps Unterwerfung war nur ein Schein: Agnes blieb, wenn auch getrennt vom Hof, die Geliebte

seines Herzens, und Ingeborg stand fortwährend unter strenger Aufsicht und wurde nach wie vor als Gefangene behandelt. Vergebens drang er nochmals auf Scheidung;
1201. eine Kirchenversammlung zu Soissons, auf welcher sich auch Gesandte des dänischen Königs eingestellt, fand keinen genügenden Grund. Bald nachher starb die tiefgekränkte Agnes, die reizende Tochter der Alpen, in jungen Jahren. Aber noch lange bewahrte ihr der König seine Liebe und hielt sich fern von der Nordländerin. Erst im Jahr 1213 nahm er die Verstoßene, die siebzehn Jahre in Estampes als Gefangene gelebt, wieder als Gemahlin an, zur großen Freude seines Volks. Die zwei Kinder, welche ihm Agnes geboren, wurden jedoch für legitim erklärt.

Vereinigung der englischen Besitzungen mit der Krone. 1203–1206. Für den häuslichen Verdruß und die Demütigung durch den Papst wurde König Philipp reichlich entschädigt durch die Erfolge seiner Politik im eigenen Land und durch den Ruhm, den der französische Name im fernen Morgenlande erntete. Um dieselbe Zeit, da das byzantinische Reich französischen Edelleuten und venetianischen Kaufleuten als Beute anheimfiel, als ein Lehnsmann Philipps den Thron der Konstantine bestieg, bot die Ermordung Arthurs von der Bretagne durch seinen Oheim Johann dem Capetinger eine günstige Gelegenheit, seine Herrschaft bis an den Atlantischen Ozean auszudehnen. Wenn die feudalen Institutionen die monarchische Machtvollkommenheit häufig schwächten, so leisteten sie diesmal dem französischen König wichtige Dienste. Wir wissen, daß Johann Ohne-Land vor den aus geistlichen und weltlichen Magnaten gebildeten Lehnshof von Paris zur Verantwortung geladen wurde. Als er mit Berufung auf seine Königswürde sich zu erscheinen weigerte, erklärten die anwesenden Kronvasallen als seinesgleichen (Pairs), daß er des Treubruchs schuldig sei und seine sämtlichen Besitzungen von der Seine bis zur Garonne als Lehen der französischen Krone verwirkt habe. Es war das erste Zeichen eines nationalen Gesamtbewußtseins, die erste Regung einer Vereinigung der Glieder mit ihrem natürlichen Haupte. Der innere Grund der Vasallenmacht, bemerkt Ranke, liegt in der Verschiedenheit der Landesarten und Stämme, die sich durch besondere Oberhäupter bei ihrer Eigentümlichkeit behaupten wollen; dieser Idee widersprach aber ein Verhältnis, wie es damals im westlichen Frankreich bestand, wonach verschiedene Landschaften in der Hand eines Fürsten vereinigt waren, der doch nicht ihr König war. Zu gleicher Zeit regte sich in der Bretagne das Stammesgefühl; auch dort waren gleich anfangs die Stände für das Recht Arthurs eingetreten. Philipp konnte daher auf tief wurzelnde Sympathien rechnen, als er bei allen Heiligen schwur, daß er den Ausspruch der Pairs vollstrecken und jene entfremdeten Lehen wieder mit der Krone Frankreichs vereinigen wolle. Auch daß er die Einmischung des Papstes zurückwies, weil Lehnssachen nicht vor den apostolischen Stuhl gehörten, erhielt die Billigung des hohen Adels. Wir haben gesehen, wie wenig Widerstand Philipp bei dem Eroberungskrieg fand. Innerhalb zwei Jahren fiel die Normandie, fielen die Erbländer der Plantagenets an der Loire, fiel die Bretagne in seine Hand. Die Grafen und Barone vertauschten nun freiwillig oder gezwungen die mittelbare Lehnsabhän-

gigkeit mit der unmittelbaren. Damit erhielt der französische König eine Machtstellung, wie sie seit den ersten Karolingern kein Monarch in Frankreich besessen. Jetzt war er in der That das Haupt des Lehnsstaats, der Kriegsherr der französischen Vasallenheere, der wahre Großmeister aller Ritterschaft von der Garonne bis zu den Mündungen der Schelde. Zugleich wurde die königliche Kasse durch neue Einkünfte bereichert, und viele erledigte Kronlehen konnten eingezogen oder an getreue Männer gegeben werden, indem die bisherigen Inhaber ihren bleibenden Aufenthalt in dem Inselreiche nahmen, wo ihre Hauptgüter lagen, und das der normännische Adel als seine wahre Heimat ansah. Diese Machtstellung der französischen Krone für alle Zukunft zu sichern, die unfügsamen, unzuverlässigen Glieder dienstwillig und gehorsam zu machen, das Widerstrebende mit Gewalt zu unterwerfen, dem Königtum nicht bloß die oberste Militärmacht, sondern auch die höchste Richtergewalt zu erwerben und zu erhalten, mußte fortan der Politik aller französischen Könige als Ziel und Aufgabe vorschweben, und eine solche Politik war zugleich mit dem nationalen Interesse, mit der Größe und Wohlfahrt des Volkes und Landes aufs innigste verknüpft. Sprache, Geschichte und Überlieferung wiesen die Bewohner der Normandie und des Loiregebiets an das französische Königtum

Philipps Sieg und Machtstellung.

Bei alledem wäre die Erwerbung so großer Besitzungen wohl nicht so leicht vor sich gegangen, hätte nicht König Johann im eigenen Lande schwere Kämpfe durchzufechten gehabt. So aber gab sein Streit mit dem Papste und mit den englischen Magnaten seinem französischen Gegner die gewünschte Zeit und Gelegenheit, sich in den Eroberungen zu befestigen und sich durch versöhnende Maßregeln und zweckmäßige Gesetze die Sympathien des Lehnsadels und der Stadtgemeinden zu erwerben. Nur im Norden, wo die verwickelten Verhältnisse und Wechselbeziehungen des fürstlichen Herrenstandes zum Deutschen Reich, wie zu England und Frankreich die nationalen Interessen abschwächten und mancherlei Schwierigkeiten schufen, hatte die englische Bundesgenossenschaft tiefere Wurzeln und weitere Verbreitung. Wir wissen, daß die Grafen von Flandern und von Boulogne die Seele der großen Koalition waren, welche erst durch die Völkerschlacht bei Bouvines (S. 49, 631) zersprengt wurde. Der Sieg, den an diesem heißen Julitage der König durch die treue Unterstützung seiner Barone und Kommunen über die weit zahlreicheren Feinde davontrug, war von den wichtigsten Folgen. Nicht nur, daß er die errungene Machtstellung des Königtums über den feudalen Partikularismus befestigte und die neuerworbenen Landschaften im Westen dauernd der französischen Lehnshoheit unterwarf, er erhöhte auch das Nationalgefühl der Franzosen, knüpfte Adel und Volk mit den Banden des Ruhmes und der kriegerischen Ehre an die Capetingische Dynastie und stellte den Bund mit der Kirche her. Kurz zuvor hatte Philipp durch die Aussöhnung mit der zurückgesetzten Königin Ingeborg den düstern Schatten zerstreut, der noch immer zwischen Rom und Paris geschwebt hatte, und wenn auch Innocenz III.

nach der demütigen Unterwerfung Johanns seine Politik gegen England änderte und dem französischen König jedes weitere feindliche Vorgehen gegen das Inselland selbst untersagte, so hatte doch Philipp durch den Tag bei Bouvines die hohenstaufisch-päpstliche Sache gegen den gebannten Welfenkaiser so nachdrücklich unterstützt, daß der heil. Vater der französischen Nation und ihrem ritterlichen König in Gnaden zugethan sein mußte. Der begeisterte Empfang, der dem heimkehrenden König in den geschmückten und bekränzten Städten und Dörfern zu teil ward, gab Zeugnis von dem gehobenen Gemeingefühl der gesamten Nation. Es war ein Triumph des Königtums, aber jeder einzelne trug das Bewußtsein in der Brust, daß auch er Anteil an demselben habe. Die Abtei de la Vietoire bei Senlis verkündete den glorreichen Sieg den nachgebornen Geschlechtern. Paris, das durch Philipp August mit Mauern und Türmen versehen, mit Kirchen und Palästen geschmückt ward, galt schon jetzt für eine der schönsten und bedeutendsten Städte Europas, und mit seinen Bildungsanstalten konnte kaum ein anderer Ort den Vergleich aushalten. Von der Zeit an war die alte Inselstadt das Haupt des Reiches, der königliche Herrschersitz Frankreichs. Dem Unternehmen des Thronerben Ludwig, die englische Krone zu gewinnen, hat Philipp selbst öffentlich keinen Vorschub geleistet. Doch konnte es seiner Eroberungspolitik nur förderlich sein, wenn die Kluft zwischen König Johann und seinen Magnaten sich erweiterte. Um so weniger hatte er zu fürchten, daß die Eroberungen im Westen ihm wieder entrissen würden.

Eroberungen im Süden. Bald erlangte das französische Königtum eine neue Machtvergrößerung in Gegenden, die bisher nur sehr lose mit dem eigentlichen Frankreich in der Mitte und im Norden zusammenhingen. Wir haben früher den Ursprung und Fortgang jener großen Bewegung gegen die Albigenser im Süden des Reiches kennen gelernt. Als die Kirche ihren thatkräftigen Glaubenshelden Simon von Mont-
1214. fort in der reichen Grafschaft Toulouse als Landesfürsten einsetzte (S. 70), hatte sie keineswegs die Absicht, die Herrschaft der Capetinger, welche soeben ihre Macht und Hoheit im Norden zur Geltung gebracht, auch im Süden zu verstärken; vielmehr dachte man an der oberen Garonne und unteren Rhone einen Lehnsstaat aufzurichten, welcher als Hort der kirchlichen Rechtgläubigkeit die Interessen des Papsttums fördern, den apostolischen Stuhl in seinen Einkünften unterstützen und der römischen Politik jenseits der Alpen als Vorhut und Stützpunkt dienen sollte. Aber die zuchtlosen Scharen des Kreuzheeres, welche der Fahne Montforts und seiner geistlichen Mitstreiter folgten, erwiesen sich als ungenügend zur Gründung einer geordneten Herrschaft. Die wilden Kräfte wütender Fanatiker waren nur stark im Zerstören und Niederreißen; dauernde Schöpfungen konnten von ihnen nicht ausgehen. War schon Graf Simon selbst genötigt, sich den Schutz und Beistand Nordfrankreichs zu erkaufen, indem er sich der Lehnshoheit Philipps unterwarf und manche ritterliche Abenteurer aus an-
1218. dern Landschaften mit Gütern und Burgen belehnte, so sah sich nach dem Tode

des volkstümlichen Kreuzeshelden sein Sohn und Erbe Amalrich vollends auf die Hilfe des königlichen Hauses angewiesen. Schon im nächsten Jahr ergingen von Rom dringende Aufforderungen an den französischen König, die hierarchische Partei gegen die Begünstiger der Ketzerei zu unterstützen, und der Thronfolger Ludwig suchte sich die früher verscherzte Gunst des apostolischen Stuhles 1219.
durch einen Kreuzzug in das ungläubige Land wieder zu gewinnen. Mit größerem Ludwig VIII. 1223—1226.
Ernst und Nachdruck aber wurden die Unternehmungen betrieben, als Philipp II. August in der Königsgruft zu St.-Denis zu seinen Vätern versammelt war 14. Juli 1223.
und Amalrich von Montfort alle seinem Vater und ihm selbst von der Kirche verliehenen Rechte und Ansprüche auf die albigensischen Länder, die er nicht durchzuführen vermochte, an den Sohn und Nachfolger Ludwig VIII. abzutreten sich erbot. Der neue König wollte zuvor die Meinung seiner Großen ver- 1224.
nehmen. Als diese, fünfundzwanzig weltliche Herren und siebzehn Erzbischöfe und Bischöfe, ihm rieten, auf das Anerbieten einzugehen und ihm ihre nachdrückliche Unterstützung versprachen, zog er ins Feld, um die Besitzungen des Grafen von Toulouse und seiner Genossen, welche einst das Konzil auf Montfort übertragen hatte, an die Krone Frankreichs zu bringen. Es wurde früher dargethan (S. 71 f.), welchen Ausgang der Krieg nahm, den Königtum und Kirche mit vereinten Kräften führten und der durch Ludwigs frühen Tod 8. Nov. 1226.
in Montpensier keine Unterbrechung erfuhr.

In einem schmählichen Frieden trat Raimund den schönsten Teil seiner Länder an den französischen König ab, dessen Besitzungen dadurch die Küste des Mittelmeeres berührten, und unterwarf sich gegenüber der Kirche so drückenden und entehrenden Be- 1230.
dingungen, daß ein zeitgenössischer Geschichtschreiber meint, wenn der Graf in offener Feldschlacht in Gefangenschaft geraten wäre, hätte er sich um geringeren Preis die Freiheit erkaufen können. Für das letzte Dritteil, das dem Grafen noch auf Lebenszeit belassen wurde, übertrug dieser das Erbrecht an seine Tochter, die mit des Königs Bruder Alfons vermählt werden sollte, eine Bestimmung, die den Heimfall der ganzen Grafschaft an die französische Krone zur Folge hatte.

2. Die französische Lehnsmonarchie bis zum Tode Ludwigs IX.

Diesen glücklichen Ausgang verdankte der junge König Ludwig IX., welcher Ludwig IX. 1226—1270.
bei seines Vaters Tod erst im zwölften Jahre stand, seiner Mutter Blanka, Die Regentschaft
einer Frau von entschlossenem Geiste, männlicher Kraft und heftiger Natur, voll Blankas.
aufopfernder Hingebung gegen Freunde, voll Haß und Leidenschaft gegen Widersacher. Es war dies jene Kastilianerin aus dem Stamme der Plantagenets, in deren Namen einst der verstorbene König Ansprüche auf den englischen Thron erhoben hatte. Als ihr Gemahl so unerwartet in der Blüte der Jahre dahingerafft wurde, ergriff sie für ihren unmündigen Sohn, den sie bis an ihren Tod mit Eifersucht liebte und beherrschte, rasch die Zügel der Regentschaft und steuerte so sicher und geschickt durch die tobenden Stürme, daß die königliche Macht

keinen Schaden nahm und die Errungenschaften Philipps gerettet wurden. Und wahrlich, die Zeitlage war schwierig genug. Es wurde früher erwähnt, daß Ludwig VIII. gleich nach seiner Thronbesteigung Anstalten getroffen, den Engländern auch noch ihre letzten Besitzungen in Frankreich, die aquitanischen Landschaften an der Garonne, zu entreißen. Als Grund wurde geltend gemacht, der englische König habe, im Widerspruch mit dem Londoner Vertrag, die gefangenen Verbündeten nur gegen hohes Lösegeld in Freiheit setzen wollen. Der ganze Süden und Westen war somit bei des Königs Tod in kriegerischer Bewegung, und alle unruhigen Elemente, alle Unzufriedenen oder in ihren Rechten oder Gütern Verkürzten suchten die Unmündigkeit des Thronerben und die weibliche Regentschaft zu ihrem Vorteil zu benutzen. Die französische Krone sollte in die frühere Beschränkung zurückgebracht, die territorialen Verhältnisse, wie sie vor Philipp August bestanden, wiederhergestellt werden. In der Bretagne, in der Normandie, in den Grafschaften an der Loire regte sich die Lehnsritterschaft, um im Bunde mit den englischen Heer- und Flottenführern die Hoheitsrechte Heinrichs III. wieder aufzurichten; in der Champagne, wo der liederreiche Graf Thibaut, Blankas begeisterter Verehrer und Vertrauter, sich zum ritterlichen Verfechter der Königin und ihres Sohnes aufgeworfen, herrschten Fehde und Aufruhr, der Süden blutete noch unter den Streichen der Kreuzheere. Aber die Energie und geistige Überlegenheit der Regentin, welche, unterstützt von dem päpstlichen Legaten, die Großen des Reichs zu teilen und von einer gemeinsamen Aktion abzuhalten wußte, die patriotische Treue und Hingebung einzelner Kronvasallen und die Anhänglichkeit der Kommunen trugen den Sieg davon über die zerrissenen und zerfahrenen Lehnsgewalten und über die Selbstsucht und das egoistische Gebahren der Feudalherren. Als Ludwig IX., dessen Krönung in Reims die Mutter beschleunigt und trotz großer Hindernisse durchgeführt hatte, in die Jahre der Mündigkeit trat und die Zügel der Herrschaft in die eigene geschickte Hand nahm, besaß die Krone Frankreichs ein Machtgebiet und ein Übergewicht, gegen welche alle übrigen Feudalgewalten weit zurückstanden, und die Regierung dieses weisen und frommen Fürsten trug noch wesentlich zur Erhöhung und Mehrung des königlichen Ansehens bei, indem er die physische Gewalt durch sittlich-religiöse Ordnungen stützte, die Werke des Schwerts und der Eroberung durch die ethischen Kräfte der Gerechtigkeit und ritterlicher Tugend veredelte. Im Süden und Norden stellte man sich unter des Königs Frieden, dort, um gegen die Verfolgungen der Inquisition einigen Schutz zu finden, hier, um nicht den Greueln und Verheerungen des Fehdewesens und der bürgerlichen Kämpfe zu erliegen. Die französische Ritterschaft, die im Bunde mit fremden Mächten oder gestärkt durch innere Koalitionen, so oft ihr Schwert gegen die monarchische Gewalt erhoben, ließ nunmehr ab von einem Kampfe, in dem sie nicht obzusiegen hoffen konnte, und suchte andere Gebiete für ihre Kampflust und Ruhmbegierde. Wir wissen bereits, wie

Frankreich beruhigt.

viele französische Ritter und Abenteurer in der pyrenäischen Halbinsel gegen die Ungläubigen kämpften und wenn sie nicht den Tod mit der beseligenden Aussicht auf himmlischen Lohn fanden, Herrschaften, Lehnsgüter und herrlichen Waffenruhm erwarben und im Liede gefeiert wurden oder auch selbst Saitenspiel und Gesang neben den Waffen übten! Wir wissen ferner, wie viele geharnischte Pilgerscharen fortwährend das schöne Frankreich verließen, um in Griechenland oder am Strande der syrischen Erde zugleich für den Glauben und um irdische Besitzungen zu kämpfen, und der „heilige" Ludwig gab durch sein eigenes Beispiel einen neuen Antrieb dazu; als Karl von Anjou aus der Provence auszog, um dem unglücklichen Heldengeschlechte der Hohenstaufen das schöne sizilianische Erbe zu entreißen, da fand der unruhige Thatendrang der kriegslustigen Franzosen ein weites Feld für die Gewinnung von Kriegsruhm, Beute und Rittergütern. Und wie viele vornehme Herren vom Westen und Süden, insbesondere seit eine französische Prinzessin den englischen Thron teilte, über den Kanal setzten, um an dem Hofe Heinrichs III. Gnaden und Ehrenstellen, Lehen und Reichtümer zu erlangen, wurde in der Geschichte Englands erzählt. So kam es, daß, während ringsum in den großen Zeitbewegungen der französische Name genannt wurde und französische Glücksritter und Abenteurer unter allen Fahnen kämpften, in der Heimat selbst Friede und Ruhe herrschte, daß selbst die lange Abwesenheit des Königs im Morgenlande keinen Umsturz, keine Aufstände zur Folge hatte. „Es war für die damalige Welt ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, daß ein ruhiger, bescheidener, vor allem für das Heil seiner Seele besorgter Mann, nicht einmal ein sehr strenger Arbeiter, so viele mutige Fürsten und streitbare Vasallen im Zaum halten konnte."

Daß Ludwig auch nach seiner Mündigkeit und während seiner ganzen Regierung stets seine Mutter, die seine Erziehung und seine Jugend so gut und verständig geleitet und sein Recht so energisch verfochten hatte, mit der größten Ehrfurcht und Ergebenheit behandelte, bei allen wichtigen Unternehmungen ihren Rat einholte, ihr während seines Kreuzzugs die Reichsverwesung übertrug und sie fortwährend zur Teilnahme an den Staatsgeschäften heranzog, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß seine mehr als vierzigjährige Herrschaft dem Reiche Glück und Ruhm, dem Königtum Macht und Größe gebracht und die französische Lehnsmonarchie auf eine solche Höhe gestellt hat, daß gegen das Ende seines Lebens kein anderer Staat, am wenigsten das zerfahrene Deutsche Reich, mit demselben rivalisieren konnte. Kaisertum und Papsttum verzehrten ihre Kräfte in leidenschaftlichen Kämpfen gegeneinander, und indem sich beide um Ludwigs Beistand und Freundschaft bewarben, erlangte der tief religiöse, edle und weise Fürst, den die Glorie des Kreuzfahrers umstrahlte, der in seinen Handlungen und in seinem Urteil über andere nie die Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit verleugnete und stets von einem höheren moralischen Standpunkt ausging, der mit der größten Strenge gegen sich selbst Milde und Gerechtigkeit

Ludwigs IX. Regierung u. Charakter.

gegen den Nebenmenschen und Achtung vor fremden Rechten verband, in den großen Welthändeln geradezu ein schiedsrichterliches Ansehen. In England und in den Niederlanden brachten die hadernden Parteien ihre Streitigkeiten vor seinen Richterstuhl, und wie eifrig er bemüht war, den Papst zu einem milderen Verfahren gegen Kaiser Friedrich II. zu bewegen, wurde früher erwähnt. Wie sehr auch sein ganzes Wesen von den kirchlich-religiösen Ideen der Zeit erfüllt war, also daß er alle Handlungen kirchlicher Werkheiligkeit und alle Andachtsübungen mit strengster Gewissenhaftigkeit verrichtete, daß er fastete und betete und seinen Leib geißelte, daß er mehrmals des Tages und oft bei Nacht die Messe besuchte, häufig zur Beichte und zum Abendmahl ging, die Reliquien mit inbrünstiger Andacht verehrte, reichliche Almosen austeilte und allen Geistlichen und Mönchen mit der größten Ehrerbietung begegnete: so hat er über den religiösen Dingen doch nie seine Herrscherpflichten versäumt, über der Sorge für sein Seelenheil doch nie die Politik und die Vorteile seines Reiches aus dem Auge verloren, über den himmlischen Anliegen doch nie die weltliche Machtstellung, den Ruhm und die Ehre seiner Krone vernachlässigt und selbst dem Oberhaupte der Kirche gegenüber stets seine Würde und Haltung zu bewahren gewußt. Unduldsam und streng gegen Ketzer und Ungläubige, hat er doch auch nach dieser Richtung den Ruhm der Milde und Menschlichkeit erstrebt, und wie sehr auch sein Geist in den Banden des orthodoxen Glaubens gefangen lag, also daß er es für seine erste Pflicht hielt, alle Feinde der Kirche auszurotten, so hat er doch der grausamen Verfolgungssucht jener Zeit nicht seinen Arm geliehen. Der Fanatismus vermochte nicht die Menschlichkeit in seiner Seele zu unterdrücken. Ein Muster und Vorbild christlicher Ritterlichkeit, gleich den Romanhelden des heil. Gral, der echte Sohn seines Volkes und seines Jahrhunderts, ausgerüstet mit allen häuslichen Tugenden, voll Anstand und Würde in Rede, Haltung und Benehmen und nicht ohne politische Klugheit und staatsmännische Berechnung und Überlegung, war Ludwig IX. der Gegenstand der Liebe und Verehrung seines Volkes, die Lieblingsgestalt auf dem Throne der Capetinger, der Typus eines legitimen Herrschers „von Gottes Gnaden“, ein gerechter König nach den Vorschriften der Bibel. Von ihm ging der Charakter der Heiligkeit auf die ganze auserwählte Dynastie über. Von der Zeit an verschwand die letzte Spur eines Wahlrechts, das bis in das dreizehnte Jahrhundert, wenn auch in abgeblaßten Zügen, dem französischen Königtum noch immer angehaftet hatte. Die Krone des heil. Ludwig blieb fortan das legitime, von Gott verliehene Recht und Erbe des capetingischen Herrscherstammes. Wenn ein Fürst von solcher Stellung und Natur die geistlichen und weltlichen Großen häufiger um sich versammelte und mit ihnen Rats pflog, wenn er möglichst viele zur Teilnahme an den Staatsgeschäften heranzog und in die Grundsätze seiner Regierung und seiner Gerechtigkeitspflege einweihte, so konnte das nur zur Mehrung und Stärkung der Königsmacht, zur Befestigung der Idee einer Erbmonarchie

beitragen. Denn in diesen Ratsversammlungen ragte Ludwig nicht minder durch Einsicht und Verstand als durch seine Würde und sittliche Kraft hervor. Auch kam es ihm zu statten, daß die mächtigsten Feudalherren durch Bande der Verwandtschaft an das Herrscherhaus geknüpft waren: die Herzöge und Grafen von Burgund, Artois und der Bretagne, von Anjou, Poitou und Toulouse gehörten der Familie des Königs an, der somit als das natürliche Oberhaupt aller dieser Dynastengeschlechter erschien. Bald sollte auch noch die Provence durch Vermählung der Tochter Raimund Berengars mit Ludwigs Bruder Karl von Anjou an die Capetinger kommen.

Es dauerte allerdings einige Zeit, ehe sich die Wogen ganz verlaufen hatten, welche bei Ludwigs IX. Thronbesteigung die Schöpfungen seines Vaters und Großvaters zu überfluten drohten. Wir wissen, welche Anstrengungen von seiten Englands gemacht wurden, die verlornen Landschaften wieder zu gewinnen, und welche Unterstützung diese Anstrengungen im Lande selbst durch die fehdelustigen Barone und Ritter von Poitou, Anjou, der Bretagne und andern Territorien fanden. Mehr als einmal waren die Ufer der Garonne und Gironde, die Gebiete von Larochelle und Poitiers der Schauplatz verwüstender Kriege, und an der Brücke, die bei Taillebourg über die Charente führte, erfocht Ludwig seinen ersten glänzenden Sieg; mehr als einmal sah man an der Küste des Aquitanischen Meerbusens die Kriegsschiffe beider Nationen gegeneinander segeln; aber durch Tapferkeit und kluge Politik hielt Ludwig die Bewegung im Innern nieder und entzog dadurch der feindlichen Aktion den notwendigen Anhalt in den kontinentalen Landschaften, und indem er gegen die Häupter des Aufstandes Milde und versöhnlichen Sinn zeigte, erweckte er Vertrauen und Gehorsam. Die Zerwürfnisse des englischen Königs mit den Magnaten gestatteten keine energische Kriegsunternehmung, ja Heinrich III. sah sich nach einiger Zeit in die Lage gesetzt, den französischen Monarchen, seinen Verwandten, um seine Vermittelung und Hilfe in den Zerwürfnissen seines eigenen Reiches anzugehen. Die französischen Würdenträger und Räte waren der Meinung, der König sollte sich die ungünstige Lage seines Rivalen zu nutze machen, um auch das aquitanische Herzogtum im Gebiet der Garonne, das durch seine Doppelstellung so häufig Anlaß zu Streit und Kämpfen gab, wo so häufig Raub, Aufruhr und Privatfehden die Ordnung und den Frieden störten, mit den Kronbesitzungen zu vereinigen; aber Ludwig legte größeren Wert auf ein friedliches Abkommen als auf gewaltsame Aneignung fremden Besitzes: ohne den Widerspruch seiner Räte und die der französischen Herrschaft geneigte Volksstimmung zu beachten, schloß er mit Heinrich den oben (S. 651) erwähnten Vertrag, in welchem er demselben die entrissenen Städte und Landschaften in Guienne und der Gascogne, sowie das Gebiet an der Charente und Dordogne, Perigord, Limousin, Saintonge u. a. O. zurückgab, dieser aber seinen Rechten und Ansprüchen auf die Normandie und die Grafschaften an der Loire, Touraine,

Konsolidierung der Kronbesitzungen durch Verträge.

Mai 1259.

Anjou, Maine, Poitou entsagte und für den Rest die Oberlehnsherrlichkeit Frankreichs anerkannte. Nun konnte die Normandie auf immer mit Isle de France vereinigt und dadurch eine breitere Basis für die unmittelbare Regierung des Königs geschaffen werden. Auf diesen beiden Landschaften und den daran stoßenden Grenzländern Vermandois und Artois ruhte fortan die Kraft der Krone. Als bald darauf der englische König behufs der Huldigung nach Paris kam und sechs Monate in St.-Denis und im Louvre verweilte, konnte er sich mit eigenen Augen überzeugen, von welcher Macht und Herrlichkeit schon damals der Hof des französischen Königs umgeben war. Welcher Feudalherr hätte es ferner wagen dürfen, sich gegen einen Fürsten aufzulehnen, der so viele Vasallen unter seine Fahne sammeln konnte und zu dem die ganze französische Nation mit Stolz emporblickte!

Einige Jahre vor seinem Kreuzzuge hatte Ludwig die Grafschaft Macon durch ein Abkommen mit der letzten Besitzerin erworben, und noch ehe Toulouse an die Krone gefallen, hatte Raimunds Bundesgenosse, Trencavel, seinen Ansprüchen auf Béziers, Carcassonne und die übrigen Besitzungen seiner Vorfahren gegen ein Jahrgeld entsagt. Mit Jakob I., König von Aragonien aus dem Hause der Grafen von Barcelona, wurde zu Corbeil eine Übereinkunft getroffen, durch welche die Grenzen beider Reiche festgesetzt, die beiderseitigen Lehnsansprüche aufgegeben und andere streitige Verhältnisse
Mai 1258. geregelt wurden. Durch seinen Enkel Ludwig, den Sprößling seines jüngsten Sohnes Robert von Clermont, wurde König Ludwig der Ahnherr der Linie Bourbon.

Ausbildung der Lehnsmonarchie. Der König als Oberlehnsherr.

Mit dem äußeren Wachstum der Königsmacht hielt der innere Ausbau des monarchischen Lehnsstaats Schritt. Blieben auch die alten feudalen Formen und Rechte noch bestehen, so wurde doch die königliche Würde zu solcher Höhe erhoben, daß der Träger der Krone nicht mehr als der „Erste unter Gleichen“ dastand, sondern als das Haupt eines wohlgegliederten Organismus. Die religiösen Gedankenkreise, welche die Zeit beherrschten und alle gesellschaftlichen Institute durch christliche Ideen und Beziehungen heiligten, kamen auch der Entwickelung des monarchischen Lehnsstaats zu statten. Wie in der Heil. Schrift die zwölf Apostel den Heiland und Himmelskönig umgaben und ihn in der Aufrichtung des Reiches Gottes unterstützten, wie Karl der Große, das Ideal aller ritterlichen Herrscher, inmitten seiner zwölf Paladine mächtig emporragte, so sollte sich auch der Thron des Königs von Frankreich auf zwölf getreue Gehilfen stützen, die als geistliche und weltliche Pairs das geweihte Oberhaupt schützend umgeben, die geheiligten Rechtsordnungen wahren und seinen Geboten Gehorsam verschaffen sollten. Nach dieser Auffassung konnte der König von Frankreich niemandem Lehnspflicht und Huldigung leisten, fand das feudale System auf ihn selbst nur insoweit Geltung und Anwendung, als alle legitime Macht von ihm ausging, der feudalistische Kreislauf in ihm seinen Abschluß fand. Nach den mittelalterlichen Zeitideen war es für niemand eine Erniedrigung, der Lehnsmann eines andern zu sein; viele fürstliche Häupter waren zugleich Lehnsherren und Vasallen, die Rechte und Pflichten waren realer Natur, wer auch der

Inhaber eines Feudums sein mochte, seine persönliche Stellung konnte darauf keinen Einfluß üben. Aber in Frankreich hielt man es für unverträglich mit der Würde der Krone, daß der König in ein Vasallenverhältnis trete. Alle Lehnsgüter oder Lehnsteile, welche dem König zufielen, wurden ihrem bisherigen Lehnsverband entzogen. So wurde der Monarch mehr und mehr in eine Ausnahmestellung gerückt und über die gesetzlichen Ordnungen und Institute erhoben. Die Pairs von Frankreich waren nur „Gleiche" unter sich, aber nicht im Verhältnis zu dem Oberhaupte der Lehnshierarchie; ihre Beschlüsse hatten nur dann gesetzliche Geltung, wenn der König ihnen zustimmte; und wie gering auch die Zahl der Anwesenden sein mochte, was von ihnen im Verein mit dem König beschlossen ward, hatte in allen das Lehnrecht betreffenden Angelegenheiten für das ganze Reich Gesetzeskraft.

Aus der karolingischen Zeit waren noch gewisse Hof- und Staatsämter auf die Capetinger übergegangen. Der Connetable führte den Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht und hatte Marschälle unter sich; der Seneschall und der Oberkämmerer mit ihren Unterbeamten leiteten die Geschäfte und teilten die Befugnisse, welche einst die Hausmeier besessen hatten. Diese Ämter verliehen den Trägern eine Machtstellung, die sich mit der gesteigerten monarchischen Autorität auf die Länge nicht vertrug. Die Könige des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts waren daher darauf bedacht, dieselben zu beseitigen oder die Macht und Befugnisse auf mehrere zu verteilen. Mit der Handhabung der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, mit der Sorge für öffentliche Ruhe und Sicherheit, mit der Erhebung der königlichen Einkünfte wurden Baillis und Prevots betraut. Nur der Kanzler oder Siegelbewahrer, in der Regel ein hoher Geistlicher, blieb in der gewohnten Stellung. Statt der mächtigen Kronbeamten, deren Würde gewöhnlich in ihrem Hause forterbte, sah man bald in der Umgebung des Königs einen Schwarm von Hofbeamten und Hofdienern. 1. Königliche Amtleute.

Schon zu Ludwigs IX. Zeit war Paris der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, der Vereinigungsort der vornehmen Welt, wo Turniere und Ritterspiele, heitere Festfreuden mit Gesang und musikalischen Künsten und Lustbarkeiten aller Art abwechselten und Jongleure, Gaukler und Possenreißer ihr Wesen trieben. Man hob rühmend hervor, daß bereits unter Philipp August die Straßen gepflastert waren, daß die Stadt in einem weiten Umkreis von Mauern und Türmen umgeben war, und daß zum Verkauf und Ausstellen von Waren ummauerte Hallen errichtet wurden, und von dem Glanz und der Herrlichkeit des königlichen Hofes, der allmählich von dem Inselschloß nach dem von Philipp II. auf dem rechten Seine-Ufer erbauten Palast Louvre übersiedelte, sprach man allenthalben mit Bewunderung. Für die Dornenkrone, welche der lateinische Kaiser von Konstantinopel, Balduin II., dem französischen König Ludwig IX. übermachte, ließ dieser neben dem königlichen Schlosse auf der Insel die „heilige Kapelle" erbauen, eine der herrlichsten Schöpfungen gotischer Architektur, worin er selbst in der Karwoche gleich einem Priester dem Volke mit eigener Hand die Reliquien zeigte. Sie war jahrhundertelang der verehrte Schauplatz religiöser Wunder. Das Kranken- und Blindenhaus, welche gleichfalls Ludwig IX. errichten ließ, waren ein großartiges Denkmal der Christenliebe des heil. Königs. — Daß die Kreuzzüge, welche Philipp und Ludwig so thätig förderten, besonders den Städten zum Vorteil gereichten, daß mit der Ausbreitung des Handels und der Gewerbsthätigkeit Wohlstand, Bildung und Freiheitsgefühl wuchsen, und daß die Könige frühzeitig die Gemeinsamkeit der Interessen der Krone und des Bürgertums erkannten und darum den 2. Wachstum der Städte. Paris die Hauptstadt Frankreichs.

Kommunen wertvolle Rechte und Freiheiten verliehen, wurde schon oben (VI, 597) angedeutet. Aus Joinville erfahren wir, daß Ludwig IX. noch in späten Jahren mit Freuden erzählte, wie er einst, als er auf einer Reise von Orleans nach Paris von den empörten Großen bei Montlhéry bedroht ward, durch die unter Sturmläuten aus den Mauern hervorbrechenden Bürger von Paris geschützt und in Sicherheit gebracht worden (1227). — Die Pariser Handelsinnung oder Hansa, an deren Spitze ein Prevot der Kaufleute und Schöffen als Handelsrichter standen, wurde durch König Philipp mit wichtigen Privilegien ausgestattet und erwarb sich bald großen Einfluß auf das hauptstädtische Leben, ja auf den ganzen Staat; der Prevot galt durch das ganze Mittelalter als Haupt der gesamten Munizipalität. Orleans und andere Städte, welche unter die unmittelbare Herrschaft der Krone kamen, erhielten Befreiung oder Milderung von drückenden Abgaben; kleinere Kommunen wurden mit städtischen Gerechtsamen bedacht. Ludwig IX. verfügte, daß gesetzliche Bestimmungen und Verordnungen über Abgaben, Zölle, Münzwesen u. a. in den Kronlanden nur unter Beiziehung bürgerlicher Abgeordneten aus den Städten getroffen werden sollten; daß zur Verwaltung des städtischen Vermögens und zur gerechten Austeilung der Steuern, besonders der unter dem Namen „Taille" bekannten Grund- und Personensteuer, von der Bürgerschaft rechtschaffene und geachtete Männer aus ihrer Mitte gewählt wurden; daß in der Hauptstadt durch einen umsichtigen und thätigen Beamten Namens Boisleve (Bolleau) die städtische Rechtspflege verbessert und die Statuten der einzelnen Gewerbe aufgezeichnet wurden. Auch erleichterte er die Freilassung von Leibeigenen und die Übersiedelung der Befreiten in die Städte. Sein Aufenthalt im Morgenland belebte den Seehandel: Montpellier, Marseille, Narbonne, Aigues-Mortes vermittelten den Verkehr mit Ägypten und Syrien und führten Gewürze, Räucherwerk und kostbare Waren dem Abendlande zu; in Tüchern und Webereien wetteiferten die Städte des südlichen und nördlichen Frankreich, Toulouse, Beziers, Reims, Beauvais, Rouen u. a. mit den flandrischen Gewerbstädten; in Troyes wurden alljährlich zwei Messen gehalten, welche Kaufleute aus allen Gegenden herbeizogen und Juden und Lombarden, welche damals alle Geld- und Wechselgeschäfte betrieben, einen gewinnreichen Markt boten. Doch war Ludwig aus religiösen Bedenken solchen Geldgeschäften abhold. Kapitalien auf Zins zu leihen, war, entsprechend der das ganze Mittelalter beherrschenden kirchlichen Auffassung, in seinen Augen unerlaubter Wucher, den er mit schweren Strafen belegte; besonders waren daher die Juden häufig der Gegenstand harter Maßregeln. Aber so oft sie auch bedrückt und verjagt wurden, sie kamen immer wieder zurück und wurden immer von neuem gebraucht.

3. Königtum und Klerus. Wie der Lehnsadel und das städtische Bürgertum die Souveränität der Krone anerkennen mußten, so wurde auch Kirche und Geistlichkeit durch gesetzliche Bestimmungen in feste Schranken gewiesen. Vor allem war Philipp II. darauf bedacht, den Klerus nicht zu mächtig werden zu lassen. Gleich dem englischen König Heinrich II. trug er Sorge, daß weltliche und geistliche Rechte nicht vermischt würden, daß die Bischöfe und Äbte ihre Lehnspflichten erfüllten, daß die Patronatsrechte der Laien erhalten blieben, daß die geistliche Jurisdiktion nicht in die weltliche Gerichtsbarkeit hinübergriff. Mußte er auch in dem Ehestreit seinem Herzen Gewalt anthun und sich dem Spruch des Kirchenfürsten fügen, so wußte er doch jede Einmischung desselben in Lehnssachen fern zu halten. Als er die englischen Besitzungen in seine Gewalt brachte, ließ er wie einst Heinrich II. in den Clarendoner Konstitutionen alle herkömmlichen Rechte der Lehnsherren gegenüber der Kirche durch ein „Rekognitionsverfahren" (S. 576) festsetzen und nötigte den Klerus, dieselben zu beobachten. Alle weltlichen Klagsachen sollten vor dem Gerichtshof des Königs oder des Lehnsherrn entschieden werden. Bei

dem Übergang zeitlicher Güter in die tote Hand, d. h. an die Kirche durch Kauf oder Schenkung, erhob der König ein Amortisationsgeld, bei Pfründenerledigungen bestand er auf dem Spolienrecht; alle Regalien, auch das alte Recht der „Einlagerung" des Königs und seines Gefolges in den Bistümern und Klöstern, wurden streng eingehalten und nur gegen bestimmte Entschädigungen oder Abgaben in einzelnen Fällen aus der Hand gegeben. In ähnlichem Geiste handelte sein Enkel Ludwig IX. Auch er war ungeachtet seiner religiösen Richtung keineswegs ein unbedingter Verehrer des Klerus und des kirchlichen Oberhaupts. Als Innocenz IV. während seines Aufenthalts in Lyon die französische Geistlichkeit zu allerlei Abgaben drängte, machte der König die Rechte und Freiheiten der gallikanischen Kirche mit Festigkeit geltend, und wenn er es auch vermied, in dem Streite des Papstes mit Friedrich II. energisch aufzutreten (S. 208), so legte er doch den französischen Feudalherren, welche sich durch Eid und Bund vereinigten, den Eingriffen der Geistlichen in die Rechte weltlicher Herrschaft Schranken zu setzen und ihre Gerichtsbarkeit zu verteidigen, kein Hindernis in den Weg, wie sehr auch der Papst gegen solche Entartung von der frommen Gesinnung der Väter eiferte und mit dem Bann drohte (S. 216). Und als trotz aller Beschwerden über Beeinträchtigung der französischen Kirche die Rechte der gallikanischen Kirche mancherlei Verletzungen erfuhren, erließ Ludwig IX. ein Jahr vor seinem Tod die März 1269.
unter dem Namen der **pragmatischen Sanktion** bekannte Verordnung, welche einerseits die geistliche Gerichtsbarkeit innerhalb der gesetzlichen Schranken nach der bisherigen Gewohnheit garantierte und alle von den früheren Königen den Kirchen und Klöstern verliehenen Rechte und Freiheiten bestätigte, andererseits aber festsetzte, daß die kirchlichen Würden und Ämter durch die freie Wahl der Geistlichkeit nach dem Herkommen und den Konzilienbeschlüssen besetzt, alle Simonie sowie alle unkanonischen Verleihungen geistlicher Stellen fern gehalten und Geldforderungen nur mit ausdrücklicher Beistimmung des Königs und der Kirche des Reichs bewilligt werden sollten. Diese „pragmatische Sanktion", welche der französischen Nationalkirche die alten Rechte sicherte, „wurde um so mehr die Grundlage der Freiheiten der gallikanischen Kirche und eine mächtige Gegenwehr gegen die Ansprüche des römischen Hofes, als die Rechtsgelehrten und die königlichen Beamten dem zum Teil allgemeinen und unbestimmten Inhalte derselben eine größere Ausdehnung gaben, als ursprünglich in diesen gelegt war". Nur ein Fürst von so tiefreligiösem Geiste wie Ludwig IX., dessen ideale Gesinnung und christliche Sittenreinheit über allen Zweifel erhaben waren, konnte ein so wichtiges Gesetz durchführen und das Papsttum zur Anerkennung der darin enthaltenen Grundsätze nötigen.

Die Königin Blanka und ihr Sohn haben alle Errungenschaften Philipps zu wahren und naturgemäß fortzubilden gewußt. An ihre Namen knüpft sich vor allem die Verbesserung der Rechtspflege und die Erweiterung der königlichen Jurisdiktion. *4. Recht und Gerichtswesen.* Wenn berichtet wird, von der Königin rühre die Erneuerung des römischen Rechts in Frankreich her, so darf diese Überlieferung doch nur so aufgefaßt werden, daß um diese Zeit sich zum erstenmal der Einfluß erkennen läßt, welchen sowohl die alttestamentlichen Aussprüche über das Königtum als die Grundsätze des römischen Kaiserrechts auf die Erhöhung der monarchischen Gewalt geübt haben. Hatte schon unter Philipp II. der Hof des Königs als die oberste Gerichtsstätte gegolten, wieviel mehr mußte dieser unter dem Enkel zu Ansehen kommen, der die Handhabung der Gerechtigkeit als seine höchste Regentenpflicht ansah, der eines solchen Ruhmes genoß, daß selbst das Ausland in seinen wichtigsten Anliegen seine richterliche Entscheidung suchte, der in seinen Territorien den gerichtlichen Zweikampf abschaffte und das Fehderecht durch zweckmäßige Verordnungen so einschränkte, daß die Privatkriege allmählich ganz verschwanden! Und

so sehen wir denn in der That die Jurisdiktion der Krone während der Regierung des neunten Ludwig allmählich sich so sehr erweitern, daß um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das große Gerichtsinstitut, das **Parlament**, das sich aus dem königlichen Gerichtshofe der Pairs herausbildete und durch Hinzuziehung rechtskundiger Männer erweiterte, das höchste richterliche Tribunal wurde. Zwar besaßen die hohen Kronvasallen noch immer richterliche Befugnis über alle ihre Lehnsleute, über Ritter und Bürger, aber der Gerichtshof des Königs als des obersten Lehnsherrn wurde in den Augen der Nation mehr und mehr das höchste Reichsgericht, das über allen Partikulargerichten stand, an das man appellierte, wenn man mit den Aussprüchen des zuständigen Gerichts nicht zufrieden war. Dadurch wurden die hohen Kronvasallen genötigt, die Oberaufsicht der königlichen Gerichte und damit die souveräne Macht der Krone anzuerkennen. Bald traten nunmehr die Gerichtshöfe der Feudalherren in eine Linie mit den königlichen Amts- und Stadtgerichten, welche die Baillis und Prevots auf den königlichen Territorien abzuhalten pflegten.

Das Pariser Parlament. Wie bei den Pairsgerichten bildeten auch bei dem königlichen Parlament in Paris die geistlichen und weltlichen Großen nebst einigen Hofbeamten anfangs den Kern der Körperschaft; aber bald erlangten die juristisch gebildeten Räte, die besonders aus dem geistlichen Stande hervorgingen, das Übergewicht, so daß der politische Charakter immer mehr hinter den richterlichen zurücktrat. Schon unter Ludwig IX. galt das Parlament als das höchste Tribunal, dessen Aussprüche in allen zum Königreich Frankreich gehörigen Gebieten Geltung hatten, vor dessen Forum alle Streitfragen in Lehnssachen gebracht wurden. Alles, was sonst durch das Fehderecht einzelner Dynasten oder durch die bewaffnete Selbsthilfe der Geschlechter oder Familien ausgetragen worden oder wo man ein Gottesurteil durch gerichtlichen Zweikampf gesucht hatte, wurde vor dem Parlamente durch ein geordnetes Gerichtsverfahren mittels Zeugen, Eidschwur, Urkundenbeweis nach dem bestehenden Rechtsherkommen, aber mit Benutzung des römischen Rechts als Subsidiarrechts und des Gerichtsganges und der Rechtspraxis des Imperatorenreiches zur Entscheidung gebracht, und indem diese Rechtssprüche schriftlich abgefaßt und als Norm und Richtschnur für künftige ähnliche Fälle aufgestellt wurden, erhielten die Parlamentsbeschlüsse nach und nach gesetzliche Autorität, legislative Kraft. Je ausgebildeter aber die Rechtsformen wurden und je vielseitigere Kenntnisse zu den gerichtlichen Geschäften erforderlich waren, desto mehr zog sich der hohe Lehnsadel zurück und überließ das schwierige Werk der Rechtsfindung den gesetzeskundigen Männern. Durch die Thätigkeit dieser „Legisten“ machte das Königtum unter Ludwig IX. nicht minder großartige und wichtige Eroberungen als unter Philipp II. durch das Schwert. Die Gerechtigkeitsliebe des Königs, der die Berücksichtigung der fremden Rechte so gut wie der eigenen einschärfte, welcher in der Normandie, auch nachdem diese Kronland geworden, den alten Gerichtshof in Rouen bestehen ließ und ihm die Befugnisse des Pariser Parlaments einräumte, der seinen Beamten einschärfte, allenthalben die herkömmlichen Rechtsbräuche zu ehren und von niemand Geschenke zu nehmen, der nach alter Königssitte oft selbst zu Gericht saß und Rechtssprüche erteilte, der auf alles ein wachsames Auge hatte und von allem Einsicht nahm, der von Zeit zu Zeit eigene „Untersucher“ durch das Land schickte, welche, wie einst die Königsboten Karls des Großen, die Verwaltung seiner Beamten und Richter prüften, hat zu dieser Erhöhung der „souveränen“ Machtstellung, zu dieser allgemeinen Anerkennung der königlichen Autorität das meiste beigetragen. Die „Satzungen (Etablissements) des heil. Ludwig“, eine Zusammenstellung der alten Rechtsgewohnheiten einiger Landschaften und Städte, nebst den von ihm neu erlassenen gesetzlichen Verordnungen durch einen des römischen Rechts kundigen Gelehrten oder Beamten beweisen, welche Sorgfalt man schon damals

Etablissements de St. Louis.

auf Ordnung der Rechtsverhältnisse gewendet und welchen Einfluß das Rechts- und Gerichtswesen des römischen Kaiserreichs auf Staatsverwaltung und Rechtspflege geübt hat, wenn man darin auch kein für das ganze Reich erlassenes Gesetzbuch erkennen darf. Allein was Ludwig IX. für seine Erbländer einführte, wurde bald von den hohen Lehnsträgern nachgeahmt, oder diese wurden durch Verträge zu ähnlichem Verfahren angehalten. Durch die „Etablissements", versichert Joinville, begründete Ludwig Zucht und Ordnung in seinem Königreich und bewirkte, daß jedermann in Frieden und Ruhe lebte. Willkür und rohe Gewalt wurden unter die Zucht des Gesetzes gestellt. So kam es, daß gerade der König, der als der letzte und vollständige Ausdruck des Mittelalters gelten kann, in dessen Geist sich die Natur des Klostermannes und die des Ritters vereinigten, am meisten zum Untergange dieser mittelalterlichen Staatsordnungen beigetragen hat. „Denn indem er den Privatkrieg und den gerichtlichen Zweikampf beschränkte und die Gewalt des Königtums vermehrte, griff er die Feudalwelt in ihrem innersten Wesen an, und durch die Erklärung der Rechte seiner Krone und der Freiheiten der nationalen Kirche gab er dem Widerstande gegen das Papsttum die erste feste Grundlage." Vergebens hatte die Kirche bisher den gerichtlichen Zweikampf und die Privatfehde zu unterdrücken gesucht. Erst dem Königtum gelang es, beide zu beschränken, auch ein Beweis, „daß vom Erlöschen des eigentlichen Mittelalters an die Monarchie bestimmt war, als die leitende und ordnende Macht an die Spitze der Gesellschaft zu treten und eine politische Gewalt an die Stelle einer religiösen sich zu stellen".

Der Bildungsstand des dreizehnten Jahrhunderts.

Welche Bedeutung Frankreich im dreizehnten Jahrhundert für die gesamte abendländische Bildung hatte, wurde in den obigen Blättern an verschiedenen Orten beleuchtet. Paris war die Pflanzstätte der scholastischen Gottesgelehrtheit, wo wißbegierige Jünger aus allen Ländern zusammenströmten. Die Universität erhielt mancherlei Privilegien; großartige Stiftungen führten die Errichtung von Kollegien für die Scholaren herbei, in denen sich allmählich der gesamte höhere Unterricht zusammenzog. Unter diesen erlangte das von dem Kaplan Ludwigs IX., Robert von Sorbon aus der Champagne, gestiftete und nach ihm S o r b o n n e genannte Kollegium bald die größte Berühmtheit; da es ausschließlich für Theologen bestimmt war, so ging der Name in der Folge auf die ganze theologische Fakultät über. Auch in Orleans, Montpellier und Toulouse entstanden im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts hohe Schulen, welche von dem apostolischen Stuhle als Universitäten anerkannt, in manchen Zweigen der Wissenschaft mit der Pariser wetteiferten. Die hohe Schule von Toulouse, für welche Raimund VII. im Frieden von Paris sich zu einer bestimmten Geldsumme verpflichtete, sollte hauptsächlich den Triumph der katholischen Kirche über die Ketzerei des Südens herbeiführen. Darum füllten auch vorzugsweise Dominikaner die Lehrstühle, wie denn überhaupt die Ordensgeistlichen die Hauptträger und Pfleger des gelehrten Wissens und Unterrichts waren. Auch der erwähnte Vinzenz von Beauvais (S. 510 f.), der neben dem großen encyklopädischen Werke Speculum im Auftrage der Königin Margarete, Ludwigs IX. Gemahlin, auch ein Buch über die Erziehung königlicher Kinder verfaßt hat, gehörte dem Dominikanerorden an; und Duranti aus Beziers, dessen „Rechtsspiegel", ein System des bürgerlichen wie des kanonischen Rechts, das ähnliche Werk des Vinzenz an Wert weit übertraf, stand lange in päpstlichen Diensten, starb aber als Bischof von Mende. Welche Bedeutung Frankreich auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunst und Poesie für ganz Europa besaß, wurde früher ausführlicher dargethan. Nicht nur die dichterischen Formen und die romantischen Stoffe nahmen ihren Weg nach Deutschland, Italien, England, in die Niederlande, selbst die französische Sprache

verbreitete sich weit über die Grenzen des Reichs, und die ritterliche Kunstsprache entlehnte eine Menge von Ausdrücken und Bezeichnungen aus der Heimat des Rittertums.

3. Frankreich im Wendepunkt des Jahrhunderts.

a. Philipp III. und Philipps IV. Anfänge.

Philipp III. 1270—1285. Als Ludwig IX. im Feldlager vor Tunis die Nähe des Todes fühlte, rief er seinen ältesten Sohn Philipp zu sich und erteilte ihm gute und weise Lehren. Er konnte ihm nichts Besseres raten, als was er selbst sein lebenlang geübt: Gott zu lieben, Recht und Gerechtigkeit zu wahren, die Vorschriften des Christentums zu befolgen, in der Wahl seiner Umgebung, seiner Räte, Beamten und Diener vorsichtig zu sein, die Geistlichkeit zu ehren und zu schützen und jeden Hader mit der Kirche zu meiden. Philipp III., der Kühne genannt, ist diesen Lehren und dem väterlichen Beispiel in Beziehung auf die Kirche und die innere Politik treu geblieben, nicht aber in der Wahl seiner Ratgeber. Nachdem er die Gebeine seines Vaters, seines Bruders und seiner Gemahlin (S. 395, 396) in der Königsgruft zu St.-Denis beigesetzt und dann zu Reims die Krönung empfangen, traf er Anstalten, die durch den Tod naher Verwandten oder infolge früherer Verträge erledigten oder heimgefallenen Lehen für die Krone zu erwerben. So nahm er Besitz von den Grafschaften Valois, Poitou und Auvergne, von denen die erste seinem Bruder Joh. Tristan, die letzteren seinem Oheim Alfons gehört hatte, und als Johanna von Toulouse ihrem Gatten Alfons ins Grab nachfolgte (S. 72), vereinigte er die reichen Territorien des Südens mit der Krone. Die Ansprüche seines Oheims Karl von Neapel wurden durch das Pariser Parlament, bei dem sich mehr und mehr die Grundsätze des römischen Kaiserrechts von der Souveränität der monarchischen Gewalt über das gesamte Reichsgebiet geltend machten, als unbegründet zurückgewiesen. Dagegen trat Philipp
1274. die Grafschaft Venaissin freiwillig dem päpstlichen Stuhle ab. Denn gegen die Kirche und ihr Oberhaupt bewies Philipp stets dieselbe Hingebung und Verehrung wie sein Vater, und wenn er auch für die Verbreitung des Glaubens nicht denselben Eifer zeigte wie der heil. Ludwig und den gelobten Kreuzzug, zu welchem ihn der Papst zu drängen suchte, nie ausführte, so stand er dagegen in frommer Werkheiligkeit, in Andachtsübungen und in kirchlicher Gläubigkeit dem Vater kaum nach.

Bald wurde auch der unruhige, fehdelustige Graf von Foix zur Unterwerfung und zur Abtretung seiner Schlösser und Güter in den Pyrenäen gebracht, und erst als er durch Waffenthaten im Dienste des Königs seine Treue bewährt und sich zur Huldigung bereit erklärt hatte, wurde er von neuem mit der Grafschaft belehnt. Daß Philipp auch die Ansprüche des englischen Königs Eduard I. auf die Landschaften im Süden der Loire zurückgewiesen, wurde früher erwähnt.

Peter de la Brosse. In allen diesen Dingen handelte Philipp III. im Geiste der capetingischen

Hauspolitik als „Mehrer des Reichs". Minder umsichtig und glücklich war er dagegen in der Wahl seines Umgangs. Ein Mann von niedriger Herkunft aus Touraine, Peter de la Brosse, der bei Ludwig IX. untergeordnete Dienste versehen, wußte sich so sehr in des Königs Gunst und Vertrauen einzuschmeicheln, daß derselbe ihn zum Kammerherrn ernannte und sich von seinem Rate leiten ließ. Die Großen ertrugen mit Unmut den Einfluß des Emporkömmlings, der sogar beschuldigt wurde, durch verleumderische Zuträgereien ehelichen Unfrieden im Königshaus gestiftet zu haben; es waren Auftritte zu befürchten, wie man sie in England unter Heinrich III. erlebt hatte. Endlich gelang es der Königin und ihrer Partei, den Günstling zu stürzen. Eines Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigt, wurde Peter de la Brosse von einem aus einigen hohen Kronvasallen gebildeten Gerichte zum Tode verurteilt und mit dem Strange hin- 1276. gerichtet.

Um diese Zeit war der französische König in einen Krieg mit Spanien Spanische Händel. verwickelt, der seine ganze folgende Regierungszeit ausfüllte Es wurde früher 1284. 1285. erzählt (S. 534), daß er sich in Kastilien der Thronrechte seiner Neffen gegen Sancho, den zweiten Sohn Alfons X., annahm. Zugleich trat er als Beschützer der Königin von Navarra aus dem Hause der Grafen von Champagne auf, welche mit ihrer Tochter Johanna sich vor ihren Ständen nach Frankreich geflüchtet hatte; er ließ zwei Heere über die Pyrenäen rücken. Pampelona erstürmen und von Navarra Besitz nehmen. Zwar mußte er das Land nach einiger Zeit wieder räumen, doch erwarb er durch die Vermählung seines Sohnes Phi- 1284. lipp mit der Erbin Johanna seinem Hause die Anwartschaft auf Navarra und die Grafschaften Champagne und Brie. Bald dehnte sich der Krieg auch über Aragonien aus, als Peter III. dem Rufe der Sizilianer Folge leistete und über den Besitz der Insel mit Karl von Anjou, Philipps Oheim, in Krieg geriet. Wir haben gesehen (S. 359), welche Anstrengungen der Papst und sein Schützling machten, um das abgefallene Eiland wieder zu unterwerfen. Der König und der Adel von Frankreich betrachteten die Erhaltung des vereinigten Königreichs als eine Ehrensache und den Kampf als eine nationale Angelegenheit. Nicht nur, daß mehrere der ersten französischen Barone dem provençalischen Fürsten zu Hilfe zogen, auch der König von Aragonien sollte die Schärfe der französischen Waffen fühlen. Hatte doch der Papst den Beschützer der Sizilianer mit dem Banne belegt und dessen Lande als Preis dem König von Frankreich für seinen zweiten Sohn Karl angeboten, unter denselben Bedingungen, unter denen einst Urban IV. das hohenstaufische Erbe dem provençalischen Oheim desselben übertragen hatte. Philipp war anfangs unschlüssig, ob er das gefahrvolle Geschenk annehmen sollte; als aber die von ihm zu Rate gezogenen Magnaten sich dahin aussprachen, daß es dem Reiche und dem französischen Königshause nützlich und ehrenvoll sei, auf das Anerbieten des heil. Vaters einzugehen, wurde mit aller Kraft zum Eroberungskrieg gerüstet. Im Frühjahr 1285, wenige April 1285.

Monate nach dem Tode Karls von Neapel, zog Philipp mit einem stattlichen Heere zu Roß und zu Fuß unter der Oriflamme gen Süden, begleitet von der Königin und vielen edlen Frauen. Wie einst in den Albigenserkriegen predigten die Bettelmönche, die thätigen Rüstzeuge des Papstes, das Kreuz, erteilten den Ziehenden den Segen der Kirche und verhießen ihnen irdischen und himmlischen Lohn. Im Bunde mit Pedros feindlich gesinntem Bruder Jakob nahm Philipp seinen Weg durch Roussillon, durchzog, von ortskundigen Klosterbrüdern geleitet, die Päſſe der Pyrenäen und zwang die Stadt Gerona nach tapferer Sept. Gegenwehr zur Ergebung. Zugleich kreuzte eine Flotte von einhundertundfünfzig Galeeren, französische, genuesische und provençalische Schiffe, in den Gewässern des Mittelmeeres. Aber das Kriegsglück blieb der geweihten Fahne Philipps nicht treu. Die Schiffe wurden die Beute des sizilianischen Seehelden Roger von Loria, und das Landheer sah sich durch Krankheiten und mangelhafte Verpflegung zum beschwerlichen, verlustvollen Rückzug durch die Pyrenäen nach Roussillon gezwungen. Von tödlicher Krankheit ergriffen, gelangte der König 5. Okt. 1285. mühsam nach Perpignan, wo ihn der Tod hinraffte. Im nächsten Monat schied auch der ritterliche Aragonier aus dem Leben. Damit wurde dem Krieg, wenn auch kein Ende gemacht, doch die Schärfe benommen. Der Bund zwischen Frankreich und Rom empfing bald einen heftigen Stoß, der das Zusammengehen beider Mächte aufhob. Der Burgenkrieg und die Ritterfehden, die noch einige Zeit in den Thälern der Pyrenäen ihren Fortgang hatten, waren ohne geschichtliche Bedeutung. Über die Pyrenäen sollte die Herrschaft der Franzosen noch nicht ausgedehnt werden.

Resultate seiner Regierung. Aber wenn auch der Eroberungsversuch im Süden keinen Erfolg hatte, so bezeichnet die fünfzehnjährige Regierung Philipps III. doch einen weiteren Schritt zur Ausbildung der französischen Monarchie und zur Ausdehnung und Abrundung des Krongebiets. Im Süden und Westen wurden wichtige Territorien einverleibt, und im Innern hatte die Fortbildung des königlichen Gerichtshofes, die zunehmende Anwendung des römischen Rechts und die Heranziehung des Bürgerstandes zur Teilnahme am Staatsleben ihren ungehemmten Fortgang. Unter dieser Regierung wurde der Grund zur Organisation des Advokatenstandes gelegt und die Erwerbung von Lehen durch Bürgerliche gesetzlich gebilligt und geordnet; und wenn es wahr ist, wie von späteren Schriftstellern gemeldet wird, daß Philipp III. die ersten Adelsbriefe an Bürgerliche erteilt und sie dadurch den höheren Ständen gleich gestellt habe, so ist auch darin ein naturgemäßer Fortgang zur Stärkung der Königsmacht zu erblicken. Zur Erleichterung des Gerichtsganges für die südlichen Landesteile wurde die Gründung eines eigenen Parlaments in Toulouse eingeleitet und damit ein Keim in die Erde gesenkt, der in der Folge zur fruchttragenden Pflanze sich entfalten sollte und für andere Landesteile, die mit der Zeit unter die unmittelbare Herrschaft der Krone kamen, ein Beispiel zur Nachahmung war.

Im siebzehnten Lebensjahre bestieg Philipp IV., dem die Zeitgenossen den Beinamen des Schönen gaben, den väterlichen Thron, um mit starker Hand und politischer Klugheit, aber auch mit despotischer Rücksichtslosigkeit den Staatsbau zu vollenden, den Philipp II. mit Waffengewalt, Ludwig IX. mit Gerechtigkeit und Herrschertugend zu begründen gestrebt. Was er mit dem kühnen Unternehmungsgeist eines Jünglings in Angriff nahm, führte er mit der Überlegung und staatsklugen Berechnung eines gereiften Mannes durch; eine gewaltige Persönlichkeit, „durch deren ganzes Dasein schon der schneidende Luftzug der neueren Geschichte weht“. Wenn Ludwig der Heilige in der Idee des Christentums lebte, die Herrschaft des wahren Glaubens und die Begründung und Mehrung des Reiches Gottes durch christliche Kultur und Sitte als seine Hauptaufgabe ansah, so beschränkte sich des Enkels Gedankenwelt auf näher liegende praktische Fragen, auf die Vergrößerung der Macht seiner Krone, auf die Befriedigung seines Stolzes, auf die Niederwerfung aller Schranken, welche seiner Herrschaft im Wege standen. Während er aber seiner egoistischen Natur und seiner rücksichtslosen Selbstsucht ungehemmt folgte und seinen Trieben und Leidenschaften die Zügel schießen ließ, hat er zugleich die Größe seines Reiches und die Wohlfahrt seines Volkes gefördert, hat er die Rechtsinstitutionen weiter ausgebildet, hat er die Fesseln der bürgerlichen Freiheit gelockert oder gelöst, hat er dem Papsttum den Zauberbann entrissen, womit dasselbe alle geistigen Regungen und Kräfte gebunden hielt, hat er das Rittertum durch die Begünstigung neuer Zeitideen untergraben. Unter seiner Regierung sanken die letzten Reste christlicher Herrschaft im syrischen Lande in den Staub; er hat nichts gethan, sie zu erhalten; der in Aussicht gestellte Kreuzzug diente ihm nur als Vorwand, von seinem Klerus den Kirchenzehnten zu erheben. Die Zeit der Kreuzzüge war eben vorüber; Frankreich hatte die schlimmen und guten Früchte, die sie getragen, in reichlichstem Maße genossen, es hatte mit seinem edelsten Blute die syrische Erde getränkt, es hatte mit seinem Gut und Reichtum die Habgier und Raubsucht der Moslems gereizt und gestillt; es hatte sich den Ruhm erworben, für ideale Güter das Leben eingesetzt zu haben und hatte seinen Namen mit Kriegsruhm und ritterlichem Glanz geschmückt. Damit war es für immer vorbei; jetzt galt es, andere Probleme zu lösen, andere Zwecke zu verfolgen. Und kein Fürst jener Tage hat die veränderte Zeitlage so richtig erkannt, hat mit so sicherer Hand in die morschen Gebilde der mittelalterlichen Welt hineingegriffen, hat die künstlichen Schöpfungen des Feudalismus und der Theokratie so schonungslos zerschlagen als Philipp IV.

Philipp IV. 1285–1314. Charakter seiner Regierung.

Es war dem Selbstgefühl des jungen Königs ein unerträglicher Gedanke, daß noch immer französische Territorien in den Händen eines Vasallen waren, der den König von Frankreich nur durch die äußerliche Förmlichkeit der Huldigung als Oberherrn anerkannte, aber im Besitze einer gleichen Macht und Würde in allen realen Dingen sich über die Lehnsbeschränkung wegsetzte, sehr

Stellung zu England.

oft demselben feindlich entgegentrat. Dieses Verhältnis des Scheins und der Täuschung zu zerschlagen, war daher Philipps erstes Bemühen. Die Zeit einer natürlichen Lösung, sei es mit Waffengewalt, sei es auf dem Wege friedlicher Verhandlungen, war freilich noch nicht gekommen; doch wurden die Bande gelockert und verkürzt, das Terrain, worin sie ihren Halt hatten, geschmälert, die Saat für künftige Ernten ausgestreut. Es wurde früher der Kämpfe Erwähnung gethan, welche durch die Seeleute der Handelsschiffe im Kanal und im Biscayischen Meerbusen veranlaßt und mit wachsender Erbitterung sich vergrößernd zuletzt zu einem Krieg zwischen Frankreich und England führten, gerade als Eduard I. mit der Eroberung Schottlands beschäftigt war; es wurde auch der Koalitionen gedacht, wodurch der englische König die Furcht und Mißstimmung der benachbarten Fürsten und Herren über die Vergrößerungssucht des französischen Monarchen zu einer gemeinsamen Aktion gegen die drohenden Übergriffe Philipps IV. zu benutzen suchte, wogegen dieser mit dem schottischen König und Adel Verbindungen anknüpfte und in England selbst Unruhen zu erregen bemüht war. Auf Grund der Weigerung Eduards, sich zur persönlichen Huldigung in Paris zu stellen, besetzte Philipp das Herzogtum Guienne, und wie groß auch die Zahl der Bundesgenossen war, welche dem englischen König bewaffneten Beistand zugesagt, der Klugheit und Energie des fran-
1294—1297. zösischen Monarchen gelang es innerhalb dreier Jahre, den feindlichen Waffenbund zu sprengen und mehrere günstige Verträge herbeizuführen.

Philipps erfolgreiche Politik. Der deutsche König Adolf von Nassau, welcher die englischen Hilfsgelder zu eigennützigen Zwecken verwendete, mußte geschehen lassen, daß Graf Otto IV. von Burgund
März 1295. durch den Vertrag von Vincennes seine einzige Tochter mit einem Sohne Philipps verlobte und ihr alle seine Besitzungen, selbst das deutsche Reichslehen Burgund, zur Mitgift bestimmte und sogleich dem König in Verwaltung gab; der Graf von Bretagne stellte sich gleichfalls unter Philipps Oberhoheit, als dieser bereit war, sein Land zu einem Herzogtum zu erheben, ihm selbst den Rang eines Pair von Frankreich zu erteilen und das Berufungsrecht seiner Unterthanen an den königlichen Gerichtshof auf einige bestimmte Fälle zu beschränken. Um dem Verhältnis mehr Dauer zu verleihen, wurde auch hier eine Vermählung zwischen des Grafen Enkel und des Königs Nichte verabredet. Es kümmerte den französischen Herrscher wenig, daß man ihn in England der Falschheit und des Wortbruchs beschuldigte; er behielt die eroberten Landschaften und Städte an der Garonne in Händen. Vergebens suchte Eduard in Verbindung mit dem Grafen Veit von Flandern und andern Dynasten von den Niederlanden aus den
1297. Franzosen beizukommen; Philipps Waffen behielten in den Treffen bei Comines und Furnes das Übergewicht, in den Städten war eine starke Partei für Frankreich und erleichterte den Heerführern die Eroberung von Lille, Courtray und Brügge.

Friedensschlüsse. Diese Erfolge vernichteten die Pläne und Hoffnungen der Gegner. Eduard, durch die schottischen Aufstände und die Gährung unter seinen Magnaten zur Rückkehr gedrängt, wünschte die Beendigung des Krieges, selbst wenn dafür schwere Opfer gebracht werden müßten. Er ergriff daher begierig die dargebotene Vermittelung des Papstes, um sich mit Philipp zunächst über einen Waffen-

stillstand zu verständigen, während dessen er seine Angriffe gegen die Schotten kehrte. Der französische König aber machte sich die Gelegenheit zu nutze, seine Hoheitsrechte über Flandern auszudehnen. Von den Engländern verlassen, mußte sich der Graf mit seinen zwei ältesten Söhnen dem französischen Heerführer Karl von Valois, des Königs Bruder, ergeben, welcher sie als Kriegsgefangene nach Paris sandte, worauf Philipp die Grafschaft als heimgefallenes 1300.
Lehen an sich nahm. Die Städte, zufriedengestellt durch die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten, leisteten keinen Widerstand. Kurz zuvor hatte sich Philipp auch mit König Albrecht auf einer persönlichen Zusammenkunft verständigt und ihn durch eine Heirat zwischen seiner Schwester Blanka und dem Königssohne Rudolf dahin gebracht, daß er die Reichsrechte über Burgund nicht geltend machte. Wir wissen, daß auch der Abschluß des Friedens mit England eine Doppelheirat zwischen den beiden Herrscherhäusern zur Folge hatte. Und wenn gleich im Süden der Garonne die englische Herrschaft noch bestehen blieb, so wurden doch die Grenzen bedeutend eingeschränkt und die Hoheitsrechte der französischen Krone feierlich anerkannt.

Philipp IV. und Papst Bonifacius VIII.

Großes hatte die französische Krone durch die kluge Politik des Königs und die kriegerische Tapferkeit der Heere errungen, dafür waren aber der Nation auch schwere Opfer und Anstrengungen zugemutet worden. Der Adel wurde fortwährend zum Waffendienst aufgeboten, die städtischen Kommunen mußten hohe Steuern entrichten (eine neue im Jahr 1292 eingeführte Taille erhielt im Volksmund den Namen der „schlimmen Auflage", Maltôte), von der Geistlichkeit wurde der fünfzigste Teil ihres beweglichen und unbeweglichen Vermögens gefordert; erledigte Pfründen blieben unbesetzt, damit die Krone die Einkünfte länger beziehen könne; wiederholt war der Gehalt der Münze verringert worden. Viele Klagen wurden laut und fanden ihren Weg nach Rom. Wir wissen, welche Eingriffe sich um dieselbe Zeit auch Eduard I. in das englische Kirchenvermögen gestattete. Bonifacius VIII., jener stolze Kirchenfürst, der einst von zwei Königen geleitet in die ewige Stadt eingezogen (S. 363), und der die Weltherrschaft im Geiste eines Gregor und Innocenz auszuüben gesonnen war, vermerkte mit Unmut die emporstrebende Königsmacht, welche die Ansprüche des niedergeworfenen römisch-deutschen Kaisertums erneuern zu wollen schien, und die strenge Geltendmachung der Lehnrechte gegenüber der Geistlichkeit. Dieser Überhebung und Eigenmächtigkeit wollte er entgegentreten. In dem französisch-englischen Krieg warf er sich den Anschauungen der Hierarchie gemäß zum Schiedsrichter auf. Eduard in seiner Bedrängnis ließ sich die Einmischung gern gefallen; aber Philipp, im Begriff, die günstige Situation zu seinem Vorteil auszunutzen und durch das gebieterische Auftreten des Kirchenfürsten und der Legaten in seinem Herrscherstolz verletzt, erklärte, daß Lehnssachen nicht vor den

Der Anfang des Streits und die Bulle Clericis laicos.

apostolischen Stuhl gehörten und daß er in weltlichen Dingen überhaupt niemandem unterworfen sei und daher eine Vermittelung des Papstes nur in dessen Eigenschaft als Privatperson, nicht aber als Papst annehmen könne. Gereizt über den Widerstand, erließ Bonifacius, veranlaßt durch die Klagen des französischen Klerus über die drückenden Steuern und sonstigen Verwaltungsmaß-
Febr. 1296. regeln des Königs, die Bulle Clericis laicos, worin er zuerst Beschwerde erhob, daß die Laien dem geistlichen Stande feindlich gesinnt seien und die ihnen gesetzten Grenzen überschreitend an den Gütern und Einkünften der Kirche sich vergriffen, und dann den Bann über jene Fürsten aussprach, welche ohne Genehmigung des römischen Stuhles den Klerus besteuern, sowie über jene Kleriker, welche solche Steuern bezahlen würden — eine Bestimmung, die eigentlich nicht eine Neuerung, sondern nur eine Verschärfung einer Anordnung Innocenz III. enthielt. Wenn auch darin niemand persönlich genannt war, so konnte der Stachel doch nur gegen die beiden kriegführenden Fürsten oder, da Eduard schwieg und
Aug. 1296. sich fügte, nur gegen Philipp gerichtet sein. Dieser erließ nun um jene Zeit eine Verordnung, welche die Ausfuhr von edlen Metallen, von Schmuckwerk, Kostbarkeiten und andern Wertsachen ohne königliche Erlaubnis verbot. Obgleich dieselbe zunächst weniger gegen den Papst als gegen England und Flandern gerichtet gewesen zu sein scheint, so geriet Bonifacius doch auch wegen seiner Geldbezüge aus Frankreich in Sorge. Er führte dem König in einer zweiten Bulle (Ineffabilis amor) zu Gemüte, daß die Verordnung, wenn sie auf die Geistlichkeit ausgedehnt werden sollte, die kirchlichen Rechte verletze, und suchte zugleich seinem eigenen Verbot durch eine versöhnliche Erläuterung die Spitze abzubrechen. Philipp erwiderte, daß er nach dem Beispiel seiner Vorfahren in allen geistlichen Dingen den Ermahnungen und Vorschriften des heil. Vaters Folge zu leisten bereit sei, wiederholte aber die Erklärung, in Sachen des weltlichen Regiments werde er sich niemanden unterordnen. Diese energische Sprache, verbunden mit den Vorstellungen des Erzbischofs von Reims und anderer französischen Prälaten, machte Eindruck auf Bonifacius, der gerade damals mit den Colonna in heftiger Fehde begriffen war (S. 364). Er sah ein, daß er weder bei dem König noch bei dem Klerus von Frankreich mit seiner Forderung durchzudringen vermöge, und gab daher, ohne das Verbot ausdrücklich zurückzuneh-
Juli 1297. men, der Bulle eine solche Auslegung, daß sich der König in seinem bisherigen Verfahren wenig beschränkt fühlen konnte. Bonifacius wußte zu wohl, wieviel Vorteil von jeher der römische Stuhl von der Freundschaft Frankreichs gehabt hatte, als daß er in einer so kritischen Zeitlage den alten Bund hätte zerreißen mögen. Vielmehr war er sichtlich bemüht, den König versöhnlich zu stimmen, damit er ihm gegen seine Widersacher in Italien Beistand leiste. Er erhob Philipps Großvater, Ludwig IX., unter die Heiligen der Kirche und erbot sich, den Streit mit Eduard I. nicht als Papst, sondern nur als erwählter Vermittler zu
1298. schlichten, ein Anerbieten, auf welches nun beide Monarchen bereitwillig ein-

gingen. Auch wurde früher erzählt, wie huldvoll sich Bonifacius gegen Philipps Bruder, Karl von Valois, und gegen die französische Partei in Neapel erwies (S. 365 f.). Der König zeigte sich dafür insoweit erkenntlich, daß er, entgegen dem mehrfach wiederholten Ausfuhrverbot, die Einkünfte des Papstes aus Frankreich ungestört ließ. Dafür fiel denn auch der päpstliche Schiedsspruch für Frankreich recht günstig aus (27. Juni 1298), und nur daß Bonifacius denselben hinterher in seiner Eigenschaft als Papst bestätigte und gegen den ihn verletzenden Teil kirchliche Censuren verhing, konnte als eine Überschreitung der ihm gegebenen Vollmacht gedeutet werden.

Aber schon bereitete sich von einer andern Seite her ein Konflikt vor. Der großartige Erfolg des Jubiläums von 1300 steigerte das ohnehin schon so mächtige Selbstgefühl des Papstes noch mehr. Während Bonifacius sich damals neben den päpstlichen auch der kaiserlichen Insignien bediente, wurde in einer in seiner Gegenwart gehaltenen Rede durch einen Kardinal ausdrücklich erklärt, der Papst als Statthalter Christi sei Souverän im Geistlichen und im Weltlichen und es sei daher die Pflicht der Kirche, diejenigen mit dem weltlichen und dem geistlichen Schwert zu bekämpfen, welche dieser vereinigten Autorität sich widersetzen würden. Nun wurden bei der Besitznahme der neuerworbenen Länder im Süden durch den König Klagen laut, daß die alten Lehnrechte des Erzbistums Narbonne verletzt und von den königlichen Beamten manche Übergriffe und Ungerechtigkeiten gegen die Kirche begangen worden. Bonifacius schickte darauf den Bischof von Pamiers, Bernhard von Saisset, einen Prälaten von hochmütigem Charakter und anmaßendem Wesen, der mit Philipp schon früher in Streit gelegen, als Legaten nach Frankreich. Wenn es auch nicht erwiesen ist, daß Bernhard dem König gegenüber die Behauptung aufgestellt, der Papst besitze die unumschränkte Gewalt über alle Fürsten, und mit dem Interdikt gedroht, wenn der Graf von Flandern nicht sofort seiner Haft entlassen werde, so hat er doch durch rücksichtsloses Benehmen, durch unbesonnene, leidenschaftliche Äußerungen und durch Widerstand gegen die Ausübung königlicher Gerichtsbarkeit über Kirchengüter den Zorn Philipps gereizt. Zwei Räte sammelten daher auf Befehl Philipps in Pamiers und im Toulousischen Beweise für eine Anklage auf Hochverrat gegen den Bischof, und diese waren so gravierend, daß derselbe in Senlis zur Haft gebracht wurde. Der Papst geriet darüber in heftigen Zorn und statt, wie der König verlangte, dem Gefangenen die geistlichen Vorrechte zu entziehen, damit er vom weltlichen Gericht bestraft werden könne, forderte er in einem scharfen Schreiben den König auf, den Bischof von Pamiers sofort nach Rom reisen zu lassen, ihm und seiner Kirche alle mit Beschlag belegten Güter zurückzugeben und sich ferner jedes Eingriffs in die Besitzungen und Rechte der Geistlichkeit zu enthalten. Damit noch nicht zufrieden, entzog er dem König das ihm früher erteilte Vorrecht, Hilfsgelder von dem Klerus seines Reiches zu verlangen, berief durch ein Kreisschreiben die französischen Prälaten.

Erneuerung des Streits.

1301.

5. Dez. 1301.

Doktoren und andere Kirchenhäupter auf den 1. November des folgenden Jahres zu einem Konzil nach Rom, „um Bestimmungen darüber zu treffen, was zur Ehre Gottes und des apostolischen Stuhles, zur Wahrung des katholischen Glaubens und der kirchlichen Freiheit, zur Reform des Königs und des Reiches, zur Verbesserung aller Mißstände und zu einer guten Regierung des Reiches dienlich scheine". Endlich ermahnte er den König in einem zornigen Sendschreiben, worin er ihm von der Berufung Anzeige machte und die wider ihn laut gewordenen Klagen und Beschuldigungen aufzählte, auch seinerseits Bevollmächtigte zu seiner Verteidigung dahin abzusenden. Gott habe den Nachfolger Petri, heißt es darin, über Könige und Reiche gesetzt, auf daß er in seinem Namen ausreiße und zerstreue oder baue und pflanze; deshalb möge sich Philipp nicht überreden lassen, daß er keinen Höheren über sich habe und dem Oberhaupte der kirchlichen Hierarchie nicht unterworfen sei, vielmehr solche schlechten Ratgeber entfernen.

Der Reichstag in Paris. 1302. Philipp entließ zwar den Bischof von Pamiers seiner Haft, brachte aber den ganzen Streit vor die Nation. Er wußte, daß das Gefühl für die Ehre und Unabhängigkeit des Königreichs unter allen Ständen mächtiger sei als der Gehorsam und die Ehrfurcht gegen den apostolischen Stuhl. Nachdem die päpstliche Bulle in Gegenwart des Königs, der Großen und einer zahlreichen Volks- 11. Febr. 1302. menge öffentlich in Paris den Flammen übergeben worden, trat am 8. April in der Liebfrauenkirche eine große Reichsversammlung zusammen, bestehend aus Adel, Klerus und Abgeordneten der städtischen Kommunen. Dieser machte der Kanzler Peter Flotte Mitteilung über die anmaßenden Prätentionen des Papstes, über die wider den König geschleuderten Vorwürfe und Verleumdungen, zur Begründung aber las er nicht jene päpstliche Bulle (**Ausculta fili**) selbst vor, sondern ein untergeschobenes, kürzeres Schreiben (**Deum time**), in welchem die Unterordnung des Königs unter den Papst in Geistlichem und Weltlichem noch viel stärker betont wurde. Er wies hin auf die Erpressungen und Willkürlichkeiten, denen die französische Kirche und Nation fortwährend von Rom ausgesetzt seien, und forderte eine bestimmte und entscheidende Antwort, ob der König auf sie rechnen könne, wenn er Maßregeln ergreife zur Wahrung der Ehre und Unabhängigkeit des Reichs und zur Abstellung der ungerechten Eingriffe in die Rechte und Freiheiten der gallikanischen Kirche. Die weltlichen Stände gaben nach kurzer Beratung den Bescheid, sie seien bereit, den König mit Gut und Leben zu unterstützen; auch die Geistlichkeit erklärte nach einigem Bedenken, sie werde zur Wahrung der Ehre und Rechte des Reichs und der Krone zu dem König stehen. Die von ihr nachgesuchte Erlaubnis, dem Rufe des Papstes nach Rom folgen zu dürfen, wurde verweigert.

Schreiben und Gegenschreiben. Von diesem Beschluß gaben die weltlichen Stände den Kardinälen, die geistlichen dem Papst selbst Nachricht, jene in scharfer Rüge gegen die Übergriffe des apostolischen Stuhles, denen sie mit Festigkeit entgegen zu treten entschlossen seien, diese mit der

dringenden Bitte, sie von der Reise nach Rom zu befreien und Eintracht und Friede zwischen der Kirche und dem König zu wahren. Eine noch schärfere Fassung des Reichstagsbeschlusses (»Sciat maxima tua fatuitas«), worin der König dem „das Pontifikat innehabenden Bonifacius" schreibt, er sei in größter Thorheit befangen, wenn er glaube, der König von Frankreich sei in weltlichen Dingen irgend jemandem unterthan, ist wohl nur Entwurf geblieben und nie abgesandt worden, wie namentlich der eifrige Pierre Dubois im Dienste seines Königs damals viel solche Pamphlete verfaßt hat. Aber auch die wirklich erteilten Antworten waren nicht geeignet, die Spannung zu beseitigen. Die Kardinäle rechtfertigten das Verfahren des Papstes und erkannten in der Einberufung der französischen Geistlichen zu einem Konzil über die kirchlichen Angelegenheiten ihres Landes eine schonungsvolle Rücksicht. Der Papst selbst aber erteilte in seiner schriftlichen Erwiderung der französischen Geistlichkeit einen Verweis, daß sie die unverständigen und ketzerischen Reden des Kanzlers in der Versammlung ruhig hingenommen, und erklärte dann in einem Konsistorium, dem auch die Abgesandten aus Frankreich anwohnten, daß er nie behauptet habe, der König sei verpflichtet, sein Reich als ein Lehen des päpstlichen Stuhles anzuerkennen, wohl aber sei ihm derselbe in Anbetracht der Sünde unterworfen, denn alles Weltliche sei dem Geistlichen untergeordnet; würde Philipp nicht in sich gehen und von seinem Beginnen abstehen, so werde er ihn, wenn auch mit kummervollem Herzen, als einen unbesonnenen Jüngling des Thrones entsetzen. Die Einberufung der französischen Geistlichen zum Konzil könne nicht zurückgenommen werden.

Der König ließ sich durch diese schroffen Antworten nicht schrecken. Der Ausspruch, daß er in betracht seiner Sünden der richterlichen Oberaufsicht des Papstes unterworfen sein sollte, war nur dem Schein nach verschieden von einer Oberherrschaft der Hierarchie über das weltliche Regiment. Denn alle Regierungshandlungen, welche dem König in den Bullen zum Vorwurf gemacht wurden, waren in den Augen des Papstes Versündigung gegen Klerus und Volk. Das beabsichtigte Nationalkonzil in Rom war also nur ein geistlicher Gerichtshof, von dem auf Grund dieses Sündenregisters das Strafurteil gegen den König von seiner eigenen Geistlichkeit unter Vorsitz des Papstes ausgesprochen werden sollte. Philipp handelte wie einst Friedrich II. Er untersagte seinen Prälaten die Reise nach Rom, und den wenigen, die sich dennoch dahin begaben, entzog er ihre Güter. Ergrimmt über solche Vermessenheit erließ Bonifacius auf dem Laterankonzil die berühmte Bulle Unam sanctam, worin er im Geiste eines Gregor und Innocenz dem Statthalter Christi auf Erden die Weltherrschaft zusprach.

Die Bulle Unam sanctam. — *Nov. 1302.*

In der erwähnten Bulle stellte Bonifacius den Grundsatz auf, dem apostolischen Stuhle ständen die beiden Schwerter, die geistliche und weltliche Gewalt, zu Gebote; jenes müsse von der Kirche durch die Hand des Priesters, dieses für die Kirche durch die Hand der Könige und Ritter, aber nach dem Willen des Oberhirten geführt werden. Nach dem Spruche des Propheten: „Ich habe dich über Völker und Königreiche gesetzt", stehe der geistlichen Macht das Recht zu, die weltliche einzusetzen und zu richten, die höchste geistliche Macht aber könne allein von Gott gerichtet werden. Wer dieser Ordnung widerstrebe, stelle gleich den Manichäern zwei Grundwesen auf; jede menschliche Kreatur müsse dem römischen Oberpriester gehorchen, anders könne niemand zur

Seligkeit gelangen. Es waren die alten Lehren des päpstlichen Kirchenrechts, die früher gegen das hohenstaufische Kaisertum siegreich durchgedrungen waren, die aber jetzt an dem praktischen Staatsrecht einer nationalen, durch die Landesstände verteidigten Monarchie zerschellten.

König und Papst rüsten zum Kampf. 1303. Dennoch kam es nicht gleich zum Bruche. Der König beriet im Januar 1303 wiederholt mit den Prälaten und Baronen über die zu ergreifenden Maßregeln. Im Februar erschien nochmals ein päpstlicher Legat, um die Beschwerden des römischen Stuhles zu wiederholen und zugleich die Bedingungen der Aussöhnung mitzuteilen. Philipps Antwort lautete gemäßigt: er wünsche die Einheit mit dem Papste nach dem Vorbilde seiner Vorfahren aufrecht zu erhalten, dazu aber möge dieser von allen Eingriffen in die Rechte und Privilegien Frankreichs abstehen; er wolle die Vermittelung der Herzöge von Burgund und der Bretagne annehmen; doch machte er dies abhängig von der Zurücknahme der päpstlichen Maßregeln gegen ihn, namentlich Unterbleiben der römischen Synode, während Bonifacius seinerseits ebenfalls erst Genugthuung verlangte. So erhitzten sich die Gemüter nur noch mehr: die rechtsgelehrten Räte zu Paris, an ihrer Spitze Wilhelm von Nogaret, vormals Professor in Montpellier, später Kanzler des Königs, Wilhelm von Plasian, Enguerrand von Marigny u. a., die ihre Ansichten von monarchischer Machtvollkommenheit am römischen Kaiserrecht gebildet hatten, trieben den König vorwärts. Auf einer neuen Versammlung von Prälaten und Baronen im Louvre (12. März 1303) trat Nogaret mit heftigen Worten förmlich als Ankläger gegen Bonifacius auf. März – Mai 1303. Um ihre Kräfte ungeteilt auf den großen Weltkampf richten zu können, versöhnten sich inzwischen beide Oberhäupter mit ihren übrigen Feinden: Philipp schloß Frieden mit England (S. 673) und suchte die Geistlichkeit und den Adel seines Landes durch Verheißungen näher an die Krone zu knüpfen; der Papst verständigte sich mit dem deutschen König Albrecht, um ihn von dem Bunde mit Frankreich abzuziehen, erklärte die Eide und Verträge für ungültig, durch welche die ehemals zum Deutschen Reiche gehörigen Landschaften an der Rhone und am linken Rheinufer, die Philipp dauernd mit Frankreich zu verbinden strebte, dem deutschen König bisher vorenthalten waren, und erkannte Friedrich als König von Sizilien an (S. 366). Darauf sprach Bonifacius über Philipp den Bann aus, weil er die französischen Prälaten abgehalten, der Ladung zum Konzil Folge zu leisten, und beauftragte seinen Kardinallegaten, die Exkommunikation bekannt zu machen. Aber der König führte jetzt ganz andere Kräfte auf den Kampfplatz, als einst die Hohenstaufen: nicht der zerbrechliche Lehnsstaat vermochte die mittelalterliche Hierarchie zu stürzen, sondern die in den Landesständen konzentrierte nationale Volkskraft. 13. Juni 1303. Am 13. und 14. Juni 1303 waren im Louvre um den König wiederum einzelne Glieder des hohen und niedern Klerus, Vertreter des Adels und der Rechtsgelehrten versammelt. Die Grafen von Evreux, Dreux und St. Paul und Wilhelm von Plasian klagten den Papst nicht nur der Häresie und

anderer schwerer Verbrechen und Laster an, sondern sie erklärten, Bonifacius sei überhaupt gar nicht rechtmäßiger Papst, da infolge der Ungültigkeit des Verzichts Cölestins V. (S. 362) auch die Wahl Bonifacius' null und nichtig sei: deshalb müsse der König als Schutz und Hort des katholischen Glaubens auf den Zusammentritt eines allgemeinen Konzils hinwirken. Die Berufung auf ein solches wurde am 24. Juni vor der im Garten des Louvre befindlichen Menge verlesen, und Abgeordnete eilten mit königlichen Schreiben in die Provinzen, um die Zustimmung des Landes zu den von der Versammlung im Louvre gefaßten Beschlüssen zu erhalten. In den südwestlichen Provinzen berief man dazu die Provinzialstände, in den übrigen gingen die königlichen Kommissarien an jede Stadt, Kirche, Kommune einzeln. Dadurch isolierte man vor allem den Klerus, der bei gemeinsamer Beratung als Stand diesen Schritten gegen den Papst wohl nicht so leicht beigetreten wäre. Ohne Beeinflussung mancherlei Art, ja ohne Zwang ist es dabei nicht abgegangen, der nur bei einzelnen ohne Erfolg blieb. Innerhalb von zwei Monaten liefen über siebenhundert Beitrittserklärungen von allen Ständen und aus allen Provinzen ein. Bonifacius, ein achtzigjähriger leidenschaftlicher Greis, nahm den Kampf auf. Hatte er doch kurz zuvor den deutschen König Albrecht zu einem erniedrigenden Vertrag gebracht, sollte er jetzt vor einem exkommunizierten König und einem treulosen Klerus zittern? Schon war die Bulle ausgefertigt, welche das französische Volk von dem Treueid entbinden, den König feierlich des Thrones entsetzen und über alle Ungehorsamen die heftigsten Bannflüche ausschütten sollte, aber er täuschte sich über seine wirkliche Macht. Noch ehe er den zermalmenden Schlag im Dome von Anagni ausführen konnte, wurde er selbst das Opfer einer übermütigen Frevelthat.

Philipp IV. konnte nicht, wie einst die deutsch-römischen Kaiser, mit Heeresmacht über die Alpen ziehen und mit dem Schwerte den Widersacher zur Rechenschaft ziehen; dazu fehlte ihm jeder Rechtstitel. Der König von Neapel, an den er sich wandte, ließ sich auch nicht darauf ein; ebensowenig wollten die Römer die Hand dazu bieten, um der durch einen „Tyrannen und Häretiker“ bedrängten Kirche Hilfe zu leisten. Da fand er Bundesgenossen in den auf die Macht des Hauses Gaetani eifersüchtigen Ghibellinen der Romagna. Wilhelm Nogaret und der flüchtige Kardinal Sciarra Colonna, welcher mit seinen Schicksalsgefährten bei Philipp Aufnahme und Schutz gefunden und ihn noch mehr zum Zorn und zur Rache angefeuert hatte, begaben sich nach Toscana, wo sie im Schlosse Staggia bei Siena ihren Aufenthalt nahmen, vorgebend, sie hätten den Auftrag, über einen Vergleich zwischen dem König und dem heil. Vater zu verhandeln. Sie waren mit Wechselbriefen an das Florentiner Haus Peruzzi versehen und sparten kein Geld, um Soldknechte zu werben und unter dem Lehnsadel Latiums Anhänger zu kaufen. Denn Bonifacius hatte sich durch unerhörten Nepotismus alle Edlen der Campagna verfeindet. Nicht genug,

Der Überfall von Anagni.

daß er der weitverzweigten Familie Colonna die Stammgüter entrissen und seinen Verwandten, besonders dem Petrus Gaetani zugewendet, er hatte seine Günstlinge in den Stand gesetzt, auch viele Burgen der Frangipani, Anibaldi und anderer Edelleute an sich zu bringen, so daß die Stammherrschaft der Gaetani mit Sermoneta (Sulmona), Norma und Ninfa das ganze untere Latium umfaßte und ihre Lehnsgüter sich bis nach Subiaco im Sabinischen und nach Caserta und Fundi im Neapolitanischen erstreckten. Das französische Gold fand daher einen günstigen Boden; der Landadel, obenan der als Feind des Papstes bekannte Rainald von Supino, hoffte mit dem Papst auch den Nepoten zu stürzen und leistete dem Kanzler bereitwillig Beistand. Bis in die Umgebung des Kirchenfürsten, bis ins Kardinalkollegium, wo Bonifacius gleichfalls viele Gegner hatte, reichten die Fäden der Verschwörung; selbst in Anagni, seiner Geburtsstadt, waren Mitwisser und Teilnehmer. In der Nacht vom 7. auf den 8. September brachen die Verschwornen von Sculcola, wo sich etliche hundert Mann gesammelt hatten, gen Anagni auf und drangen im Morgengrauen durch die geöffneten Thore mit dem Ruf: „Tod dem Papst Bonifacius! Es lebe König Philipp!" Die Verwandten und Anhänger des greisen Kirchenfürsten leisteten im Dome und in dem daran stoßenden Palast tapfern Widerstand. Bonifacius suchte zu unterhandeln, als er aber die entehrenden Bedingungen, vor allem die Unterwerfung unter das Konzil und die sofortige Herstellung des Hauses Colonna zurückwies, drangen die Stürmenden mit Wut vor. Die Verteidiger wurden getötet oder als Gefangene weggeführt, die Kardinäle entflohen oder verbargen sich; mit entblößtem Schwerte stürzten die Verschwornen in den Palast. Bonifacius erwartete sie in seinem Gemache, sitzend auf dem Throne in den pontifikalen Gewändern, die Tiara auf dem Haupte, ein goldenes Kreuz samt den Schlüsseln in den zitternden Händen. Gleich dem Heiland durch Verrat gefangen, wollte er auch sterben wie er. Die Eingedrungenen überschütteten den Gebeugten mit Schmähreden und Drohungen, und Nogaret rief, er wolle ihn in Ketten nach Lyon vor das Konzil führen und ihn absetzen lassen. Die majestätische Ruhe, womit der Greis Hohn und Spott ertrug, entwaffnete die Wütenden. Sie schonten seines Lebens und schlossen ihn ein, während die Soldknechte den Palast und die Häuser der Nepoten plünderten. Drei Tage blieb Bonifacius in der Gewalt seiner Feinde; da überkam die Bürger von Anagni Reue; vereint mit dem bewaffneten Landvolk, das von allen Seiten herbeiströmte, schlugen sie die Rotte der Verschwornen zurück und befreiten den Gefangenen. Bonifacius verzieh dem reumütigen Volke und eilte nach Rom, wo man ihn mit Ehrenbezeigungen empfing. Nachedürstend wollte er nun

Bonifacius' Ende und Charakter.

durch ein großes Konzil seinen Gegner niederwerfen, wie einst Innocenz IV. den zweiten Friedrich. Aber die erlittene Schmach hatte auf den stolzen leidenschaftlichen Priesterfürsten einen so erschütternden Eindruck gemacht, daß er keines kräftigen Entschlusses mehr fähig war. Er sah sich überall von Verrätern

umgeben; Argwohn, Furcht, Rache und wilder Schmerz stürmten auf sein Gemüt ein, bis endlich Wahnsinn und ein hitziges Fieber seinem Leben ein Ende machte. Man erzählte, daß er sich in sein Gemach verschloß, die 11. Okt. 1303.
Nahrung verweigerte, in Tobsucht fiel, sein Haupt gegen die Mauer stieß und endlich auf seinem Bette tot gefunden ward. In einer vatikanischen Gruftkapelle, die er sich selbst erbaut hatte, liegt er begraben, ein Herrscher von despotischer Natur und rücksichtslosem Egoismus, der wohl die Idee des Pontifikats in sich trug, aber im Streben nach irdischer Größe, nach Schätzen und persönlichen Triumphen die höheren und allgemeineren Aufgaben und Ziele vergaß; der den Gedanken einer weltherrschenden Hierarchie in Handlungen kleinlicher Eitelkeit, Ehrsucht und Selbstüberhebung verzettelte. Die Szene von Anagni begründete eine neue Ära in der mittelalterlichen Lebensanschauung. Die Vermischung der geistlichen und weltlichen Gewalt erschien von da an unhaltbar. Die Vorstellung von den beiden Schwertern in verschiedenen Händen faßte wieder Wurzeln in dem Geiste der Zeitgenossen und fand in Dante ihren begeisterten Verkündiger.

c. Papst Clemens V. Aufstreben des Bürgertums. Fall des Tempelherrenordens.

In dem ehrgeizigen Streben, mit der geistlichen Gewalt auch die weltliche Das Pontifikat Benedikts XI. 1303—1304.
Herrschaft über Fürsten und Königreiche zu vereinigen, hatten die Päpste das Kaisertum gebrochen, aber durch den verhängnisvollen Sieg über das edle Haus der Hohenstaufen und die Kämpfe mit den Ghibellinen ihre Kräfte geschwächt. „Wie eine schillernde Seifenblase fiel die Weltherrschaft des römischen Stuhles ohnmächtig zu Boden.“ Das kurze Pontifikat des bisherigen Kardinalbischofs von Ostia, welcher als Benedikt XI. die Tiara empfing, ist ein getreues Bild dieser Ohnmacht. Ein standhafter Freund des Geschiedenen, der im Palaste zu Anagni mutig ausgeharrt, vermochte er doch nicht, an den Urhebern und Werkzeugen des frevelhaften Überfalls Vergeltung zu üben. Nicht nur, daß er die Colonna, mit Ausnahme des Sciarra, vom Banne lossprach und sie wieder in ihre Rechte und Güter einsetzte; als Philipp IV. von Frankreich Dez. 1303.
durch eine ehrenvolle Gesandtschaft jeden Anteil an der Unthat zu Anagni von sich abwies, hob er die Akte seines Vorgängers gegen Frankreich auf und wider- Mai 1304.
rief alle gegen den König und sein Reich erlassenen Sentenzen. Er wollte eine Versöhnung bewirken und das angedrohte französische Konzil verhindern, aber er bestätigte nur die Ansicht, daß das Papsttum seine weltgebietende Stellung eingebüßt habe. Von Parteileidenschaft und Faktionsgeist umdrängt, verließ Benedikt endlich die Hauptstadt und begab sich nach Perugia. Hier ermannte er sich und sprach über Nogaret, Sciarra Colonna, Rainald von Supino und mehrere andere Führer des Überfalls den Bann aus. Dies erregte einen gewal- 7. Juni.
tigen Sturm unter den Schuldigen; aber drei Wochen später war Papst Benedikt XI. eine Leiche. „Zwischen den Pflichten, die Kirche durch Nachgiebigkeit zu

retten und zugleich ihre Ehre zu wahren, vom Gefühl seiner Ohnmacht erdrückt, starb er in Perugia als der letzte italienische Papst vor einer Reihe von Franzosen. Hinter seinem Grab liegt Avignon."

Clemens' V. Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon. Während in Rom und in der ganzen Campagna ein heftiger Faktionskrieg zwischen den Anhängern und Verwandten des Bonifacius, den Gaetani und Orsini, und den Colonna und ihren Genossen wütete, traten in Perugia die Kardinäle zur neuen Papstwahl zusammen. Im Konklave stand die italienische Partei der französischen mit gleicher Macht gegenüber. Jene wurde überlistet; Bertrand du Goth (d'Agout), Erzbischof von Bordeaux, bisher ein Anhänger des Bonifacius und Gegner Philipps, aber insgeheim von dem König gewonnen
5. Juni 1305. und der französischen Partei verpfändet, wurde einstimmig gewählt. Clemens V., wie sich der neue Papst nannte, ging nie über die Alpen. Er rief die Kardinäle nach Lyon, wo er in Gegenwart des Königs, seines Bruders Karl von Valois und vieler französischen Magnaten, die Weihe empfing. Der Einsturz einer Mauer während der Krönungsfeier, wobei zwölf Barone zerschmettert wurden und der schönste Edelstein der Krone verloren ging, galt als schlimme Vorbedeutung. Papst Clemens blieb zeitlebens ein Werkzeug Philipps IV., dessen Anerkennung er zum voraus durch die Übernahme bestimmter erniedrigender Verpflichtungen erkauft hatte. Er trug kein Verlangen nach der von Faktionen zerrissenen Weltstadt an dem Tiber. Er hielt sich einige Jahre abwechselnd in
1309. Lyon und Bordeaux auf und wählte endlich die freundlich gelegene Rhonestadt Avignon, damals noch Besitztum des provençalischen Königshauses von Neapel, zu seinem Herrschersitz. Seitdem stand das Papsttum im Dienste Frankreichs. Das Kardinalkollegium füllte sich mit französischen Prälaten, die dafür sorgten, daß die nächsten Päpste in demselben Sinne erwählt wurden und in demselben Geiste regierten. Sie waren französische Hofbischöfe, die nur gegen das Ausland die Anmaßungen der Hierarchie geltend machten. Die Politik der Kurie richtete sich nach den Wünschen und Interessen des französischen Königs; die Kirche wurde das Werkzeug der Machtvergrößerung Frankreichs.

Papsttum und Königtum im Bund. Es wird erzählt, als König Philipp von der Stimmung der Kardinäle im Konklave zu Perugia unterrichtet worden, habe er den Erzbischof von Bordeaux zu einer Zusammenkunft in einem Walde bei St.-Angely beschieden und ihm die päpstliche Krone unter sechs Bedingungen in Aussicht gestellt, und der ehrgeizige Prälat sei auf alles eingegangen und habe einen heiligen Eid auf den Leib Christi geschworen. Von diesen Bedingungen hätten sich fünf auf die Aussöhnung des Königs und seiner Anhänger mit der Kurie, auf die Herstellung des Hauses Colonna in alle Ehren und Güter, auf die Bewilligung eines fünfjährigen Kirchenzehnten in Frankreich und auf die Verdammung des Bonifacius bezogen; die sechste Forderung habe sich Philipp auf gelegene Zeit vorbehalten. Man hat eine solche Übereinkunft bestritten, aber die nachfolgenden Handlungen des Papstes rechtfertigen die Annahme vorausgegangener Zusagen, wenn auch der „Teufelsbund zwischen Pilatus und Herodes" in der angegebenen Weise nicht stattgefunden hat. Der König und sein Kanzler wurden von aller Schuld losgesprochen und von den Kirchenstrafen befreit, gegen Bonifacius wurde auf Grund einer Reihe

von Klagepunkten eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet, und nur mit Mühe und gegen große Opfer bewirkte Clemens die Niederschlagung des Gerichtsverfahrens und entzog sich somit einer förmlichen Verdammung seines zweiten Vorgängers, und in der tragischen Katastrophe des Tempelherrenordens, von der sogleich die Rede sein wird, argwohnte das Volk das letzte Zugeständnis. Auch in andern Dingen war der Papst ein dienstwilliger Förderer der herrschsüchtigen Politik Philipps. Als um diese Zeit die Königin Johanna, Erbin von Navarra und Champagne, starb, begünstigte er die Besitznahme ihrer Erbländer durch den erstgebornen Königssohn Ludwig. 1305.

Während Philipp IV. den Kampf gegen das Papsttum siegreich durchfocht, erfuhr sein Stolz und seine Herrschsucht einen unerwarteten Widerstand an dem flandrischen Volke. In dem Gange dieser beiden Weltbegebenheiten spiegelt sich die veränderte Zeit: die Macht der Hierarchie neigte dem Untergang zu, indes die bürgerliche Freiheit ihren siegreichen Lauf antrat. Sowenig die gleichzeitigen Vorgänge in Gent und Brügge mit den Szenen in Anagni und Perugia einen äußern Zusammenhang hatten, so waren sie doch die Vorboten einer neuen geschichtlichen Zeitwende. Die Faktoren der mittelalterlichen Geschichte, Hierarchie und Feudalismus, gingen ihrem Ende entgegen; Monarchie und Bürgertum rangen um die Herrschaft über die Zukunft. — Philipp IV. gedachte das überwundene und unterworfene Flandern näher an sein Reich zu knüpfen; er setzte daher einen strengen Edelmann, den Grafen Jakob von Chatillon, als Statthalter ein, der sich von den Ratschlägen des erwähnten Kanzlers Peter Flotte, eines Mannes von entschieden monarchischer Gesinnung, leiten ließ; viele Franzosen ließen sich in den Städten nieder, und die vornehmeren Bürger und die Magistratspersonen gehörten meistens der königlichen Partei der „Liliarden“ an. Nicht so die niedern Volksklassen, die zu dem gefangenen Grafen hielten und für den Anschluß an England wirkten. Schon im Jahr 1301 kam es in Brügge zu unruhigen Auftritten; die Schöffen der Stadt brachten die Häupter der Volkspartei, vor allen den Vorsteher der Wollenweberzunft, Peter Koning, einen sechzigjährigen Bürger von unscheinbarer Gestalt, aber eindringlicher Beredsamkeit, in Haft; ihre Gesinnungsgenossen setzten sie jedoch wieder in Freiheit und verhalfen ihnen zur Flucht. Der Statthalter zog deshalb die Zügel straffer an. Er forderte hohe Abgaben und suchte durch die Niederwerfung der Stadtmauern und die Errichtung einer festen Burg ähnlichen Auftritten vorzubeugen. Die dadurch gesteigerte Unzufriedenheit erfüllte die Gegenpartei mit der Hoffnung, das Joch der fremden Zwingherrschaft zerbrechen zu können. Unterstützt von den Stiefsöhnen des gefangenen Grafen, Johann und Veit von Dampierre, und mehreren flandrischen Edlen kehrten die Häupter der Volkspartei nach Brügge zurück, bemächtigten sich mit Hilfe ihrer Gesinnungsgenossen der Herrschaft in der Stadt und übten blutige Vergeltung an ihren Gegnern. Den ganzen Tag über dauerte das Morden; wer die Worte „Schild en Vriend“ nicht aussprechen konnte, wurde als Franzose niedergestoßen. Eintausendzweihundert französische Reiter und mehr als zweitausend Mann zu Fuß wurden durch diese „flämische

Die Zeitwende.

Die Franzosen aus Brügge vertrieben. 1302.

Mai.

Vesper" von den Zunftgenossen der Tuchmacher, Fleischer und Weber getötet; nur mit Mühe entrannen Chatillon und Flotte selbst. Auch aus andern Städten wurden die Fremdlinge und ihre Anhänger vertrieben; nur in wenigen Orten wie Gent und Courtrai vermochten sie sich zu behaupten. Peter Koning, Schlacht bei Kortryk. Juli. „der lauteste Redner", und die Meister der Zünfte führten das Regiment. Wutentbrannt ließ nunmehr Philipp ein beträchtliches Heer unter Robert von Artois in Flandern einrücken, um Rache zu nehmen für das vergossene Blut. Bei Courtrai stellte sich das flandrische Bürgerheer demselben entgegen. Die französischen Armbrustschützen begannen den Angriff mit solchem Erfolg, daß die ungeübten und schlechtbewaffneten Truppen aus dem Handwerkerstande zurückwichen; die französische Ritterschaft aber mißgönnte ihren Mitstreitern den Sieg; nicht durch die französischen Standesgenossen sollten die flandrischen Popularen überwunden werden; unter dem Schwerte der Edelleute sollten sie bluten, von den Pferden der Ritterschaft sollten sie zertreten werden. Durch ihr rasches Vordringen nun gerieten die Reihen ihres eigenen Fußvolks in Verwirrung; darüber fanden die Flandrer Zeit, sich zu sammeln und eine gesicherte Stellung hinter einem sumpfigen Graben zu nehmen. In diesen wurden nun die vordern Reihen der Franzosen durch den heftigen Andrang der hinteren hineingestoßen und von den langen Lanzen der Gegner durchbohrt; und als nun Veit von Dampierre und Wilhelm von Jülich, welche die beiden Flügel des flandrischen Heeres befehligten, über den Graben setzten und den Feinden in die Flanken fielen, endigte 11. Juli 1302. der Tag mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen. Gegen sechstausend Reiter, darunter Robert von Artois, die Grafen von Eu, Aumale, Dammartin, Dreux und Soissons, der Statthalter Jakob von Chatillon, der Connetable Rudolf von Nesle, der Kanzler Flotte und viele andere edle Herren und eine weit größere Zahl von Fußvolk erlagen den Lanzenstößen der Handwerker; und noch lange gedachte das flandrische Volk mit stolzem Selbstgefühl der „Sporenschlacht" bei Courtrai, wo so viele Ritter die Walstatt deckten, daß Tausende von erbeuteten Sporen in der Kirche von Maastricht als Trophäen geweiht werden konnten. Nun mußten auch in Gent, Courtrai und andern Orten die Franzosen und Liliarden der nationalen Partei und den eingebornen Fürsten weichen.

Neue Rüstungen. 1303. Diese Schmach konnte Philipp IV. nicht ruhig hinnehmen. Er rüstete ein neues beträchtliches Heer aus, wozu er die Kosten durch Münzverfälschung, Zwangsanlehen und Auflagen und durch andere gewaltthätige und drückende Maßregeln zusammenzubringen bemüht war. Aber der Schlachttag von Courtrai hatte den Mut des flandrischen Volkes gehoben; es erwartete den Feind an der Grenze seines Landes und dieser, gewarnt durch den erlittenen Unfall, wagte in der ungünstigen Gegend und vorgerückten Jahreszeit keinen entscheidenden Angriff. So zog sich der Krieg in die Länge. Umsonst entsandte der König den Grafen zu seinen Landsleuten, damit er einen Frieden vermittele; seine

Bemühungen waren erfolglos und er kehrte, seinem Worte getreu, in die Gefangenschaft zurück. Philipp wollte jedoch unter keiner Bedingung das reiche flandrische Land, das er schon als sein Eigentum zu betrachten sich gewöhnt hatte, wieder fahren lassen. Er benutzte daher den Zeitpunkt, da ihm der Friedensschluß mit England und der errungene Sieg über das Papsttum gestattete, seine Kraft ungeteilt nach Norden zu wenden, zu neuen kriegerischen Anstrengungen. Er mutete den Ständen abermals große Opfer an Geld und Kriegsdienst zu, und die Münzverschlechterung dauerte fort. Darüber geriet der Süden, wo die königliche Herrschaft noch nicht so fest begründet war als an der Seine und Loire, in Bewegung. Doch Philipp wußte durch beruhigende Maßregeln und allerhand Verheißungen die Aufregung zu beschwichtigen. Er beschränkte die Inquisition in ihren Ketzerverfolgungen; er verbesserte die Verwaltung und Rechtspflege; er erweiterte die Freiheiten und Gerechtsame der Kommunen und die Kompetenz des Parlaments von Toulouse; er gab die Zusicherung, daß die Auflagen und Dienste, zu denen ihn die dermalige Zeitlage dränge, nicht als Maßstab für die Zukunft gelten sollten. Damit erreichte er seinen Zweck. Um die Zeit, da er nach dem Absterben des kinderlosen Grafen von Angouleme und La Marche deren Lande mit der Krone vereinigte, zog aus Languedoc und aus den übrigen Teilen Frankreichs ein Heer von 12,000 Reitern und mehr als 50,000 Mann Fußvolk an die Nordgrenze, indes eine französisch-genuesische Flotte in den Kanal segelte. Aber dennoch vermochte der König nicht das freiheitbegeisterte Bürgervolk unter sein Joch zu beugen. Die Flamänder, entschlossen lieber auf dem Schlachtfelde zu sterben, als in Knechtschaft zu leben, rückten unter der Anführung mehrerer eingebornen Grafen dem Feind entgegen. Bei Mons-en-Puelle, zwischen Lille und Douai, trafen die Heere aufeinander und es ereignete sich abermals eine heiße Schlacht, worin anfangs die Flandrer unter dem Schutze einer Wagenburg Vorteile errangen, zuletzt aber dennoch geworfen wurden. Ihr Mut blieb jedoch ungebrochen; hinter den Mauern von Lille verteidigten sie sich mit solcher Entschlossenheit, daß der König auf den Rat seiner Edlen sich zu einem Friedensvertrag geneigt finden ließ. Er willigte ein, daß die flandrischen Landschaften dem Grafen Veit und seinen Söhnen, die er aus der Haft zu entlassen versprach, und andern eingebornen Edlen zurückgegeben wurden, mit Ausnahme des auf dem rechten Ufer der Lys liegenden Gebiets mit den Städten Lille, Douai, Bethune, welches der König zunächst als Unterpfand für die bedungene Kriegsentschädigung behielt, dann aber sich durch List und Gewalt dauernd anzueignen wußte. Der alte Graf Veit starb noch vor seiner Rückkehr in Paris. Der Frieden war das Geständnis, daß der König, welcher über die Hierarchie und Feudalität gesiegt hatte, vor der neuen Kraft des Bürgertums zurückwich. Was ihm die Flandrer bewilligten, war im Vergleich zu den unermeßlichen Opfern an Menschen und Geldsummen ein dürftiger Ersatz. Und noch eine andere Wirkung trat bald in seinem eigenen Reiche hervor. Mit

Schlacht bei Mons-en-Puelle und Frieden. 1304.

18. Aug. 1304.

Wirkungen.

Neid und Mißgunst blickten die Franzosen auf den Wohlstand und die Blüte der niederländischen Städte: die Frauen der Handwerker kleideten sich dort reicher und kostbarer als die französischen Edeldamen. Man erkannte bald, daß dieser glückliche Zustand in der bürgerlichen Freiheit, in der Selbstbestimmung, in der Handels- und Gewerbsthätigkeit seine Quelle habe. Man fragte sich, ob nicht Frankreichs günstig gelegene Städte gleichfalls die Vorbedingungen einer solchen Freiheit und Wohlhabenheit in sich trügen? Bald zeigten sich Regungen und Bestrebungen, die weiter gingen, als der König zu folgen gewillt war. Die ewigen Schwankungen der Geldwerte, herbeigeführt durch die willkürlichen Veränderungen in der Münzprägung und in den Wertbestimmungen, die Mehrung der Abgaben, die besonders den Bürgerstand traf, die Beschränkung und Belastung des Handels durch Zölle und Accisauflagen bei allen Käufen, die Bedrückung, Willkür und Habsucht der königlichen Steuerbeamten und andere Übelstände erzeugten eine Mißstimmung, die in Paris und mehreren Städten des Südens sich mehrmals in so drohenden Ausbrüchen kundgab, daß die Anwendung von Gewalt und strenge Strafen notwendig erschienen. In Paris zerstörte die Volksmenge die Häuser des reichen Münzmeisters Stephan Barbette. Es waren Symptome eines erwachten politischen Geistes, der sich den Händen des Despotismus und der Feudalität zu entwinden suchte.

Stellung des Tempelherrenordens. Dieser königliche Despotismus verbunden mit Habgier und Streben nach Machterweiterung trat besonders in dem schmachvollen Verfahren Philipps IV. gegen den Tempelherrenorden hervor. Der Geldmangel, der auch nach dem flan-
Juni 1306. drischen Kriege fortdauerte und durch eine harte Maßregel gegen die Juden nur vorübergehend gehoben ward, lenkte des Königs Blicke um so mehr auf die Reichtümer der Ritter, als er die übrigen Stände zu schonen sich genötigt sah und seit dem Verlust des Heil. Landes dem Orden Zweck und Ziel seiner Thätigkeit entschwunden waren. Die Tempelherren, deren Ursprung wir früher kennen gelernt (VI, 586 f.), waren die verzogenen Kinder der Kreuzzüge. Ihre Tapferkeit in den heiligen Kriegen, die vornehme Herkunft der meisten Ordensritter, die Reichtümer, die ihnen im Morgenlande wie im Abendlande zugefallen, hatten die Brüderschaft mit Stolz und Übermut erfüllt; die Päpste waren den ritterlichen Streitern des Tempels besonders gewogen und ihrer Gnade hatte der Orden eine unerhörte Fülle von Privilegien aller Art und Auszeichnungen zu verdanken, infolge deren er auch in kirchlicher Hinsicht eine Ausnahmestellung sondergleichen einnahm und daher namentlich auch mit dem dadurch in seinen Rechten und Einkünften schwer geschädigten Episkopate und mit der Pfarrgeistlichkeit seit langen Jahren bitter verfeindet war und in fortwährendem Streite lag. Durch die Gunst weltlicher Fürsten und Herren hatte er in allen Ländern nicht nur große Güter und Reichtümer, sondern auch hohe Vorrechte erhalten; ein Staat im Staat war er der Gegenstand des Neides und Mißtrauens der Fürsten und der priesterlichen Hierarchie geworden, und wenn auch

stets ein namhafter Teil der Genossenschaft in den christlichen Burgen und Städten Syriens der Aufgabe treu blieb, so ging doch schon frühe die Rede, daß eine nicht minder große Anzahl den schwelgerischen Genuß auf den reichen Gütern des Abendlandes dem mühevollen Kampf gegen die Ungläubigen vorziehe, und dunkle Gerüchte beschuldigten die Ritter, daß sie heimliche Mohammedaner seien und mit Götzenbildern, Talismanen und Zaubermitteln unchristliche Geheimdienste trieben. Nach dem Falle von Akkon, wo die Tempelherren noch mit gewohnter Tapferkeit ihre Pflicht als Streiter Christi erfüllt hatten, war der Rest unter dem Großmeister Jakob von Molay, einem ritterlichen Edelmanne aus der Freigrafschaft Burgund, nach der Insel Cypern übergesiedelt. Da ihnen ein den Zwecken des Ordens entsprechendes Thatenziel abging, wie es die Deutschherren an der Ostsee gefunden, wie es kurz nachher der Johanniterorden auf Rhodus fand, wo er mächtig zur See und mit dem Adel des Abendlandes verbunden eine Vormauer der Christenheit gegen die Türken bildete, so hatten sie wohl die Absicht, nach dem Abendlande heimzukehren und auf ihren Besitzungen ein gemächliches Leben in ritterlichem Müßiggang zu führen. Diesem Wunsch kam Papst Clemens V. unerwartet entgegen, indem er den Großmeister mit einigen der Ordensoberen nach Frankreich berief, angeblich um über einen neuen Kreuzzug sich mit ihnen zu beraten. Sofort schiffte sich Jakob von Molay mit Juni 1306. dem ganzen Konvent, sechzig der angesehensten Ritter, ein; er begab sich nach Frankreich, wo der Orden, namentlich im Süden, ungeheure und zum Teil von der königlichen Gewalt völlig eximierte Güter besaß, die leicht zu einem förmlichen Ordensstaate zusammengefügt werden konnten. Mit sich aber führte Molay den Schatz des Ordens, 150,000 Goldstücke und zehn Maultierladungen Silber. Derselbe wurde im Tempelhause zu Paris niedergelegt, wo die Ritter ihre Herberge nahmen.

Die Stellung, welche der Tempelherrenorden in Frankreich gewonnen hatte, drohte, wenn nun gar sein Sitz dorthin verlegt wurde, dem eben erstarkenden Königtum ernste Verlegenheiten zu bereiten. Denn die Ritter verfügten in Frankreich über so ungeheure Liegenschaften und unerschöpflich scheinende Geldmittel, daß sie vermöge ihrer privilegierten Stellung in weiterer Verfolgung ihrer selbstsüchtigen Politik dem aufstrebenden Königtum bei der Ausbildung der nationalen Monarchie geradezu hinderlich werden konnten. Ja, der Kampf gegen dieselbe hatte eigentlich schon begonnen und wurde ganz planmäßig geführt: der Orden war in Frankreich bereits seit längerer Zeit auf dem Wege, eine Territorialmacht zu gründen, welche das Königtum schließlich aufzuheben drohte. Unübersehbar groß ist nach Ausweis der erhaltenen Urkunden die Masse der Schenkungen, welche namentlich die freien bäuerlichen Grundbesitzer dem Orden machten. Als Motiv für dieselben ward gewöhnlich natürlich die Sorge für das Seelenheil der Schenkenden angeführt; thatsächlich aber wollten dieselben auf diesem Wege nur den Schutz des Ordens gewinnen, dessen Glieder mit dem moralischen Einflusse des Mönches die Autorität des Soldaten verbanden. Von allen Seiten drängte man sich danach, sich der großen weltlichen und kirchlichen Vorteile zu versichern, welche den Unterthanen und Schutzbefohlenen des Ordens gewiß waren. Um diesen Preis überließen adlige und bäuerliche Grundbesitzer ihr Eigentum demselben ganz oder teilweise; Handwerker und

Gewerbtreibende, die keinen Grundbesitz hatten, verpflichteten sich dem Orden persönlich, ohne darum gerade ihre Freiheit aufzugeben: sie leisteten ihm den Treueid und zahlten zur Anerkennung ihrer Abhängigkeit einen geringen jährlichen Zins. Das thaten sie „zu ihrem Vorteil und Nutzen und zur Abwendung künftiger Gefahren". Unter diesen „Gefahren" aber verstand man nicht bloß die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen der herrschaftlichen Beamten, sondern auch die Geltendmachung der königlichen Rechte, namentlich der unter Philipp IV. nachdrücklich betonten fiskalischen durch die königlichen Beamten: gerade um diesen zu entgehen, gelobten sich Handwerker in Menge dem Tempelherrenorden. Selbst die Leute der Abteien suchten den Schutz desselben und oft genug waren die Kirchen genötigt, ihre Unterthanen bei dem König zu reklamieren: daher erließ dieser schließlich eine Verfügung, welche es dem Orden ausdrücklich verbot, Kirchenleute in seinen Schutz zu nehmen.

Philipps Groll gegen die Tempelherren. Aber noch aus anderen Gründen trug der König den Tempelherren tiefen Groll: sie waren in seinem Streit mit Bonifacius auf seiten des Papstes gestanden; sie hatten das Darlehn, das er bei der Vermählung seiner Tochter Isabella bei ihnen erhoben, zurückgefordert; sie hatten in Sizilien bei der Vertreibung der Franzosen mitgewirkt. Bei dem Aufstande der Pariser wegen einer neuen Münzverschlechterung im Jahr 1304 hatte der Orden, der durch des Königs Willkür finanziell geschädigt war, die Hand im Spiel gehabt und dann hatte Philipp doch nur der Dazwischenkunft desselben seine Rettung vor dem wütenden Pöbel zu danken gehabt, indem die Tempelherren ihm hinter den Mauern ihrer Pariser Burg eine Zuflucht gewährten, — eine Demütigung, welche Philipp niemals vergeben und vergessen konnte. Ihre unabhängige Stellung verbunden mit ihren Reichtümern, ihrer hohen Verwandtschaft, ihrer Waffenmacht stand der königlichen Politik, dem Streben nach staatlicher Einigung, der Autorität der Beamten und Richter hindernd im Wege; dazu kamen nun die im Tempelhof niedergelegten Schätze und die großen Reichtümer in den zahlreichen Burgen und Herrschaften, die ihn aus aller Not und Verlegenheit retten konnten; in der That mächtig wirkende Motive für eine despotische, eigensüchtige Seele.

Anklage und Verhaftung. 1307. Um einen vernichtenden Schlag gegen den Orden zu führen, bedurfte Philipp IV. der Mitwirkung des Papstes; und wie sehr auch Clemens V. dem König sich zu Dank und Dienst verpflichtet fühlen mochte, zum Genossen bei einem so gehässigen Gewaltstreich konnte er nur gewonnen werden, wenn religiöse oder sittliche Gebrechen die Aufhebung zu gebieten oder zu rechtfertigen schienen. Es kam daher dem Vorhaben Philipps sehr zu statten, daß die nachteiligen Gerüchte, die schon längere Zeit gegen die Ritterschaft des Tempels in Umlauf waren, durch die Aussagen zweier Männer, deren Wahrhaftigkeit freilich verdächtig war, bestätigt wurden. Squin von Flexian aus Beziers, vormals Komtur der Templer zu Montfaucon, der wegen schlechter Streiche aus dem Orden gestoßen und zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden, kam mit dem Florentiner Noffodei, seinem Gefährten im Schloßgefängnisse zu Toulouse, einem verworfenen Menschen, überein, sich durch Verrat der anstößigen Geheim-

nisse der Templerbrüderschaft die Gnade des Königs zu verschaffen. Philipp gewährte dem ehemaligen Ordensritter die erbetene Audienz, und dieser machte ihm Mitteilung über eine Reihe der schändlichsten Sünden, Laster und Verbrechen, welche in dem Orden herrschend seien und durch Eidschwüre und Terrorismus allen Mitgliedern aufgenötigt und geheim gehalten würden. Unter den in zehn Punkten zusammengefaßten Beschuldigungen stand die Anklage auf Verleugnung Christi, Verehrung des Götzenbildes Baffomet und unnatürliche Wollust in erster Linie. Auf Grund dieser Klagschrift erteilte der König, nachdem er zunächst den Papst vergeblich zum Einschreiten zu bestimmen versucht hatte, im Einverständnis mit seinem Kanzler Wilhelm Nogaret, der auch bei diesem Gewaltstreich das ausführende Werkzeug war, seinen Amtleuten Befehl,
in der Morgenstunde des 13. Oktober alle Tempelherren in Paris und in ganz 1307.
Frankreich heimlich und plötzlich in Haft zu bringen und ihr Vermögen mit Beschlag zu belegen. Der Befehl wurde pünktlich befolgt. In der Hauptstadt wurden einhundertundvierzig Templer, unter ihnen der Großmeister Jakob von Molay und mehrere Obere gefänglich eingezogen. Ähnliches geschah in den Provinzen. Königliche Erlasse rechtfertigten die überraschenden Maßregeln mit den Ketzereien und anderen Verbrechen, deren sich die Ordensbrüder schuldig gemacht. Nun wurde in Paris durch des Königs Beichtvater, den Dominikaner Wilhelm Imbert, ein Gerichtsverfahren eingeleitet. Umsonst erhob die Universität Bedenken gegen das allen kanonischen Satzungen widersprechende Vorgehen wider ein Institut der Kirche, das nach den ihm verliehenen und immer von neuem feierlichst verbrieften Privilegien auch innerhalb der Kirche nur von dem Papste selbst zur Untersuchung gezogen werden konnte; die Anwendung der Folter in ihrer ganzen Schrecklichkeit führte zu so umfassenden Geständnissen, daß die Anschuldigungen und Untersuchungen immer weitere Dimensionen annahmen, daß Philipp sogar die Könige in den spanischen Reichen, auf Sizilien und in England zu ähnlichen Maßregeln zu bestimmen suchte. Die Dominikaner, die fanatischen Ketzerrichter und Ketzerspürer, welche die vornehmen, auf ihre religiöse Aufklärung stolzen Tempelherren mit Neid und Mißtrauen betrachteten, leisteten dem König überall bereitwillig Hilfe und Vorschub.

Der Papst geriet in Verlegenheit; er war noch nicht entschlossen, wie weit Der Papst gegen den
er auf Philipps egoistische Pläne eingehen wollte; er suchte den Eifer der Ge- Orden gewonnen.
richte zu mäßigen, die Untersuchung in die Länge zu ziehen, die Entscheidung 1307. 1308.
der päpstlichen Kurie zu vindizieren. Nun wußte aber der König solche Hebel einzusetzen, daß Clemens V. sich zum Nachgeben gezwungen sah. Es wurden gefälschte Petitionen überreicht, daß die Nation befreit werden möge von dem Brandmal des Unglaubens und der Ketzerei; Philipp erinnerte den Papst an die vor seiner Inthronisation geleisteten Eidschwüre, vor allem an das Versprechen, das Andenken des Bonifacius zu verdammen und drang unbarmherzig auf dessen Erfüllung; er schalt sein Zögern Verrat gegen den orthodoxen Glauben,

als dessen standhaften Verteidiger er sich darstellte. Clemens war von den Netzen des französischen Königs zu fest umstrickt, als daß er sich hätte frei bewegen können. Er machte sich zum Mitschuldigen des Justizfrevels und lud auf das Pontifikat die Schmach niedrigen Schergendienstes. Noch im November erließ er an König Eduard II. eine Bulle mit der Versicherung, daß alle Beschuldigungen, die „sein geliebter Sohn Philipp über die Tempelbrüder vernommen", in Wahrheit begründet seien, und mit der Aufforderung, auch in seinen Landen die Ritter unter Gewahrsam zu stellen und ihre Güter einzuziehen. Eduard folgte dem Gebot. Wie in Frankreich wurden auch in England, Irland und Wales infolge eines geheimen versiegelten Befehls alle Templer an einem Tag ergriffen

7. Jan. 1308. und festgesetzt. Doch verfuhr man bei dem gerichtlichen Verhör mit mehr Schonung. Eine Reichsversammlung, welche Philipp IV. im Mai nach Tours entboten, billigte auf Grund der vorgelegten Geständnisse der gefangenen Templer das Verfahren des Königs und stellte im Namen des französischen Volkes das Ersuchen, in dem Gerichtsgang fortzufahren. Dadurch in seinem Vorhaben bestärkt, suchte Philipp den Papst persönlich in Poitiers auf und setzte ihm aufs neue nachdrücklich zu. Sein Ehrgeiz hatte ihn nach der Ermordung Albrechts von Österreich auf den Gedanken geführt, die römische Kaiserkrone an seine Familie zu bringen, sich selbst oder seinen Bruder Karl von Valois damit zu schmücken. Die Geldopfer, wodurch er sich die Stimmen der Kurfürsten zu erkaufen hoffte, steigerten seine Begierde nach den Schätzen der Templer. Clemens wagte dem Drängen des Königs um so weniger zu widerstehen, als er die französischen Bewerbungen in Deutschland heimlich hintertrieben hatte und nun Philipps Zorn fürchtete, wenn sein Ränkespiel und seine Doppelzüngigkeit an

12. Aug. 1308. den Tag kämen. Er erließ daher eine neue Bulle an alle geistlichen und weltlichen Fürsten der gesamten Christenheit (**Faciens misericordiam**), worin er wiederholte, daß die bisherigen Verhöre und Untersuchungen die arge Verschuldung der Tempelritter unzweifelhaft dargethan hätten und demgemäß allen Obrigkeiten den Auftrag erteilte, gegen den Orden gerichtlich einzuschreiten. Wer sich der Ausführung widersetzte, sollte mit Bann und Kirchenstrafen belegt werden.

Die Mordprozedur in Paris. 1309. 1310. Infolge dieses Ausschreibens wurden nun in allen Ländern geistliche Gerichtshöfe aufgestellt, welche an der Hand eines beigefügten Formulars mit einhundertundsiebenundzwanzig Fragestücken gegen die gefangenen Templer ein Inquisitionsverfahren mit Zeugenverhör vornahmen. Der Hauptprozeß fand in Paris statt, wo die Zahl der Gefangenen allmählich auf fünfhundertundvierundvierzig gestiegen war, und zwar vor einer von Clemens selbst aus angesehenen französischen Prälaten ernannten Kommission. Viele Monate hatte schon die Untersuchung gedauert, ohne daß sich die Richter zu einem Rechtsspruch vereinigen konnten, weil die Angeklagten alle früheren Aussagen und Zugeständnisse als durch Folterqualen und Zwang erpreßt widerriefen. Da wurden die

Kommissäre durch die Nachricht in Bestürzung gesetzt, vor der Abtei St. Antoine in Paris seien vierundfünfzig Templer, welche die Provinzialsynode von Sens 12. Mai 1310. unter dem Vorsitz des Bischofs Philipp von Marigny, eines Bruders des allmächtigen Ministers Enguerrand, als Rückfällige verdammt, den Flammen übergeben worden. Es war ein Urteil vor dem Schluß der Akten, ein schreiender Eingriff in den Rechtsgang. Da kurz nachher an derselben Stelle noch acht andere und in Reims neun auf dieselbe schreckliche Weise hingerichtet wurden, so unterbrachen die päpstlichen Kommissare auf einige Zeit ihre Thätigkeit, ja einige verweigerten jede fernere Teilnahme. Erst gegen Ende des Jahres wurden die Zeugenvernehmungen wieder aufgenommen und dann die Akten dem Papste zugestellt, welcher bereits zur endgültigen Entscheidung über das Schicksal des Ordens ein allgemeines Konzil nach Vienne ausgeschrieben hatte. Eine Anzahl der in Untersuchung befindlichen Tempelherren wurde an den päpstlichen Hof geführt und dort von einer Kommission von Kardinälen ohne Anwendung irgendwelcher Gewalt, ohne Folter, mit der größten Milde und Schonung in Gegenwart Clemens' V. selbst nochmals verhört — und auch ihre Aussagen ließen keinen Zweifel an der Schuld des Ordens und bestätigten in der Hauptsache die in den andern Prozessen gewonnenen traurigen Ergebnisse. Die vom Papst offenbar gewünschte und anfangs erstrebte Rettung des Ordens war danach unmöglich. Dennoch konnte derselbe sich, mit Rücksicht auf die furchtbare moralische Niederlage, welche die Kirche selbst dabei erlitt, zu einer offenen Verkündung der Schuld und zur Verdammung desselben lange Zeit nicht entschließen. Auf dem Konzil zu Vienne, dessen Sitzungen im Oktober 1311 eröffnet Das Konzil von Vienne. 1311. 1312. und den ganzen Winter über fortgesetzt wurden, tauchten mancherlei Vorschläge auf: die einen wollten eine Vereinigung der Templer mit den Johannitern auf Rhodus herbeiführen, andere waren der Meinung, man solle den Orden einer Reform unterwerfen und den Mitgliedern, welche die Insel Cypern zu ihrem Aufenthalt zu wählen hätten, die Fortsetzung des Kampfes gegen die Ungläubigen in Syrien zur Pflicht machen. Erst als der König selbst in Begleitung Febr. 1312. seiner Söhne sich in Vienne einfand und von neuem auf Untersuchung und Entscheidung in den gegen Bonifacius VIII. zusammengestellten Klagepunkten drang, gab Clemens, um diese größere Schmach von der Kirche abzuwenden, den Wünschen des Königs nach. Eine Bulle (**Vox in excelso audita est**) 2. Mai 1312. verkündete der Christenheit in schwankenden Ausdrücken die Aufhebung des Ordens „aus Fürsorge, nicht kraft richterlichen Spruches" und verfügte, daß die Güter desselben, mit Ausnahme derer in Spanien, den Johannitern anheimfallen sollten. Diese letztere Bestimmung wurde jedoch nur teilweise ausgeführt. Nicht nur daß Philipp IV. die in Frankreich gelegenen Tempelgüter als „Lohn seiner Blutschuld" festhielt, auch in England und anderwärts kam manches in weltliche Hände.

So fiel der Orden der Tempelherren, der zwei Jahrhunderte die Stütze und der

Prüfung der Anklage-punkte. Ruhm der Christenheit im Morgenlande gewesen, wie später die Gesellschaft Jesu, nicht ohne Schuld, aber durch ein unregelmäßiges Justizverfahren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Brüderschaft des Tempels oft die Sache des Christentums ihrer Selbstsucht geopfert, daß sie mit den Sarazenen nicht selten in Beziehungen gestanden, die als Verrat des eigenen Glaubens gedeutet werden konnten; es ist wahrscheinlich, daß sich manche Ritter einem unzüchtigen Leben und unnatürlichen Lastern hingegeben, daß ein der Kirche feindseliger Geist den Orden erfüllte, daß einzelne Komtureien sich, wie der Tempelherr in Lessings Nathan, „über den Streit der Religionen hinausgestellt hatten"; ja es kann angesichts der neuerdings bekannt gewordenen Prozeßakten, namentlich der Protokolle über das Verhör vor dem Papste selbst nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Aufnahme und Einweihung neuer Mitglieder häufig mit schamlosen Mysterien, mit Blasphemie und götzendienerischen Zeremonien verbunden gewesen, daß Apostasie und Verhöhnung aller christlichen Sitte dem Eintretenden zur Pflicht gemacht worden. Zwar erweckt die Aufhebungsbulle selbst durch ihre unbestimmte Fassung den Schein, als ob die Auflösung nicht erfolgt sei auf Grund eines rechtskräftigen richterlichen Beweises, sondern um der Verbreitung der im geheimen schleichenden Unchristlichkeit und Lasterhaftigkeit vorzubeugen. Aber im Hinblick auf das thatsächlich Erwiesene und unter Heranziehung der ketzerischen Richtungen, welche sich während des dreizehnten Jahrhunderts so üppig in der Kirche entwickelten, ist man doch im stande gewesen, Wesen und Inhalt der templerischen Geheimlehre näher zu bestimmen und ihr innerhalb der verwandten und ähnlichen Systeme ihren Platz anzuweisen. In Verbindung mit dem, was uns sonst über die innere und äußere Entwickelung des Ordens bekannt ist, erscheint der ganze Vorgang der allmählichen Verketzerung desselben als natürlich und wird durch die Verhältnisse der Zeit hinreichend erklärt. Seitdem Alexander III. dem Orden das Recht verliehen hatte, daß seine Glieder bei den dem Orden erst längere Zeit nach seiner Gründung affiliierten Klerikern beichten dürften, haben die Ordensobern dies thatsächlich allmählich so gewandt, daß die Ritter nur bei Ordensgeistlichen beichten durften und damit ihre Gemeinschaft der dauernden Kontrolle und der Beeinflussung durch die Kirche schließlich vollkommen entzogen. Durch seine Stellung in Palästina frühzeitig gewöhnt, nach Art der Franken eine selbstsüchtige Politik rücksichtslos zu verfolgen und dabei jedes dem Zweck irgend dienliche Mittel anzuwenden, verirrte der Orden sich früh in krassen Egoismus und laxe Moral. In dieser verderblichen Richtung bestärkten ihn die glänzenden Erfolge, welche er damit erlangte. Verweltlicht und seiner ursprünglichen Bestimmung innerlich entfremdet, wurde der Orden nun zu Ausgang des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts infolge seiner vielen Beziehungen zu Südfrankreich und namentlich infolge des häufigen Eintritts von provençalischen Edelleuten von der dort einheimischen albigensischen Ketzerei ergriffen: denn gerade mit dieser ist die templerische Häresie in den wichtigsten Punkten zunächst verwandt. Begünstigt durch die kirchliche Abgeschlossenheit des Ordens und durch sie gegen jede Störung geschützt, griff diese nur um so rascher um sich und schlug um so tiefer Wurzel, je mehr jene ganze Zeit von einem häretischen Zug erfüllt war. Wie die Albigenserkriege die Stellung der katholischen Orthodoxie allen freieren Richtungen gegenüber schwer erschütterten, so lockerten sie natürlich auch das Band, das zwischen dem Orden und der römischen Hierarchie bisher bestanden hatte: derselbe entfremdete sich je länger je mehr der Kirche, ihrem Dogma, ihrer Verfassung und ihren weltlichen Ansprüchen. Und dazu kam nun der furchtbare Eindruck, welchen der unglückliche Ausgang des großen Kampfes im Osten hervorbrachte und der doppelt tief sein mußte in diesem Kreise, der an dem heiligen Kriege einen so hervorragenden Anteil gehabt hatte. Das Zusammenwirken aller dieser

Umstände brachte es dahin, daß der Orden, nach außen hin seinem bisherigen Berufe noch treu, sich um 1220 — um die Zeit des großen, so kläglich endenden Kampfes vor Damiette (S. 113 f.) — auf Grund albigensischer Lehrmeinungen als Ketzergemeinde konstituierte, deren Geheimnis allen Uneingeweihten gegenüber mit furchtbarer Strenge gewahrt wurde. Seitdem lebte er fort in einem furchtbaren Widerspruch zwischen dem, was er schien, und dem, was er war. Das aber führte ihn natürlich zu immer nachdrücklicherer Betonung der materiellen Seite seines Daseins: nur Reichtum und Macht lockten ihn noch; nur wo diese zu gewinnen waren, kam er der Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen noch nach. Sonst lebte er mit diesen in Frieden und Freundschaft und gab durch die Art, wie er mit ihnen verkehrte und ihnen auf seinen Burgen sogar Kultusfreiheit gewährte, deutlich genug zu erkennen, daß er nichts mehr zu thun habe mit der Lehre der Kirche, die sich immer noch bemühte, das widerstrebende Abendland zum Kampf gegen den Islam in die Waffen zu rufen. Je mehr der Orden im Laufe dieser Entwickelung sittlich verwilderte, je mehr er seine ehemaligen Ideale aufgab und der Materie dienstbar wurde, um so mehr büegerte sich bei ihm auf dem durch die Albigenserhäresie bereiteten Boden die an die Luciferianer erinnernde abscheuliche Ketzerei ein mit ihren unanständigen Zeremonien, ihrem Idolkultus, ihrer Gleichgültigkeit gegen jedes Gebot der natürlichsten Moral. So wurde der Tempelherrenorden im Laufe der Zeit zu dem, als was ihn die öffentliche Meinung längst bezeichnete und der Prozeß von 1307 bis 1311 ihn seinen Richtern vor Augen stellte. Aber nicht deshalb, nicht, wie er vorgab, aus Eifer für den reinen Glauben, hat Philipp den Orden mit Hilfe des gedemütigten Papstes vernichtet. Für den König lagen vielmehr die eigentlichen Motive der Verfolgung in den Reichtümern, in der selbständigen Macht, in der vom Königtum unabhängigen Stellung der kriegerischen Brüderschaft inmitten seines Reiches, in der korporativen Geschlossenheit des Bundes. In andern Ländern begnügte man sich mit gerichtlichen Verfolgungen, mit Untersuchungshaft, mit Güterraub. Nur in Neapel nahm das französische Königshaus blutige Vergeltung für die Begünstigung der sizilianischen Vesper.

In Paris sollte das Trauerspiel mit einem tragischen Akt endigen. Der Der Märtyrertod Jakobs
Ordensmeister Jakob von Molay und vier andere Großwürdenträger waren von Molay. März 1313.
zu lebenslänglicher Haft verdammt. Bei Notredame auf der Seine-Insel wurde
in ihrer Gegenwart das Urteil nebst ihrem Vergehen vor allem Volke verlesen. 17. März.
Da erhob sich plötzlich der Meister, widerrief die Geständnisse, die man als die seinigen bekannt gemacht hatte, und leugnete laut die Schuld des Ordens. Ähnliches geschah durch seinen Gefährten Veit von Auvergne. Deshalb vom König und seinen Räten als Rückfällige zum Tode verurteilt, wurden beide, die Fürsten der Templer, den nächsten Tag an derselben Stätte am gelinden Feuer langsam verbrannt. Als Molay den Scheiterhaufen bestieg, soll er laut ausgerufen haben, er verdiene darum den Tod, weil er auf der Folter aus Liebe zum Leben ruchlose Schandthaten und Verbrechen gegen den Orden erlogen habe. Das Volk verehrte den letzten Vorsteher, der durch seinen standhaften Tod ein nicht ganz vorwurfsfreies Leben männlich sühnte, als Märtyrer und bewahrte die Asche als heilige Reliquie. Man erzählte sich, er habe auf dem Scheiterhaufen Papst und König vor den Richterstuhl Gottes geladen, und als beide Oberhäupter nicht gar lange nachher starben, wurde ihr Tod als Gottes-

Schluß. gericht gedeutet. Das Los der überlebenden Ritter war in den verschiedenen Ländern verschieden. Viele wurden in Klöstern untergebracht oder traten in andere Brüderschaften ein; viele starben im Gefängnis, viele auf der Flucht; in Aragonien, Kastilien und Portugal führten sie, den verwandten Ritterorden beitretend (S. 526 f.), das Schwert gegen die Mauren. In Frankreich bezeichnete die Katastrophe auf der Seine-Insel das Ende der weltgeschichtlichen Bewegung, die einst auf der Ebene von Clermont in Szene gesetzt worden. Die Güter, deren Ertrag zur Wiedereroberung von Jerusalem dienen sollte, wurden zum Nutzen des Königtums verwandt und kamen zum Teil in den Besitz der Stadtgemeinden. Das große Tempelhaus in Paris wurde Eigentum der Krone. Wer hätte damals geahnt, daß es einst einem der Nachkommen Philipps zum letzten traurigen Aufenthaltsort dienen würde. „Von der Grabkammer der Templer hat man die Sage, daß alle Jahre in der Nacht der Aufhebung eine gewappnete Gestalt, das rote Kreuz auf dem weißen Mantel, daselbst erscheine mit der Frage, wer das Heil. Grab befreien wolle; „niemand, niemand“, ist die Antwort, die ihm aus dem Gewölbe entgegenschallt, denn der Tempel ist zerstört.“

d. Philipps IV. Ausgang. Resultate seiner Regierung.

Lyon der franz. Krone unterworfen. 1313. Um dieselbe Zeit, als die Unterdrückung des Tempelherrenordens die Macht des französischen Königtums vermehrte, brachte Philipp auch die reiche, große Stadt Lyon in seine Gewalt. Einst eine der schönsten Besitzungen des Deutschen Reichs hatte die erzbischöfliche Stadt schon unter den Hohenstaufen eine so unabhängige Stellung erlangt, daß Papst Innocenz IV. sie zum Mittelpunkt seiner Agitationen gegen Kaiser Friedrich II. wählen konnte. Seitdem war die Autorität des Reiches in den burgundischen Landen vollends erloschen: die kaiserliche Hoheit war in Lyon nur noch eine geschichtliche Erinnerung. Aber der aufstrebende Geist des Bürgertums geriet mit den Ansprüchen des erzbischöflichen Stuhles in einen Konflikt, welcher dem französischen König Gelegenheit zur Einmischung bot. Schon Philipp III. hatte sich als Schiedsrichter der Kommune angenommen und zu derselben ein Schutzverhältnis aufgerichtet. Dieses bahnte seinem Nachfolger den Weg, als neue Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof und der Stadtgemeinde über Rechte und Freiheiten seiner Entscheidung zugewiesen wurden, um die Stadt seiner Obergerichtsbarkeit zu unterwerfen und unter die Hoheit der Krone zu stellen. Durch einen Vertrag wurden die erzbischöflichen Befugnisse auf ein geringes Maß herabgedrückt und Lyon, die zweite Stadt des
1313. Reichs, unter die Vogtei eines königlichen Seneschalls gestellt und der Krone unmittelbar unterworfen.

Philipps IV. Tod. 29. Nov. 1314. Ist es auch nur eine Sage, daß Philipp IV. von dem sterbenden Großmeister der Templer vor den Richterstuhl Gottes geladen worden, so erhielt sie doch im Volksglauben neue Bekräftigung, als der König im letzten Jahr seines Lebens an einer abzehrenden Krankheit zu leiden begann, welche die Ärzte

nicht erkannten und die ihn in einem Alter von sechsundvierzig Jahren ins Grab stürzte. Er starb am 29. Nov. 1314 zu Fontainebleau, nachdem er noch den Kummer erlebt, daß die Ehre seiner Familie durch schmachvolle Gerichtsverhandlungen befleckt wurde. Die Frauen seiner drei Söhne wurden wegen Ehebruchs angeklagt und zwei davon schuldig erkannt und in ein enges Gefängnis eingeschlossen. Ihre Verführer, die vermittelst Zauberkünste die Sinne der königlichen Frauen berückt haben sollten, büßten ihr Verbrechen mit martervollem Tod, und Tortur und Kerker lieferten noch viele Mitschuldige in die Hand des Nachrichters.

Sein Charakter und die Resultate seiner Regierung.

Mit Philipp IV. ging ein gewaltiger Herrschergeist aus der Welt, der das Ziel des capetingischen Hauses: Stärkung der Königsmacht, Erweiterung des Gebietes und Unterordnung der feudalen Gewalten und der hierarchischen Ansprüche mit rücksichtslosem Despotismus verfolgte. Er kann als der wahre Begründer der französischen Monarchie betrachtet werden. Indem er dem Deutschen Reich Lyon entriß, die Hoheit seiner Krone über die englischen Besitzungen an der Garonne ausdehnte und durch List und Gewalt das südliche Flandern an sich brachte, bezeichnete er das künftige Ziel der äußern Politik des französischen Königtums, die sprachverwandten Grenzlande mit dem Reiche zu vereinigen und losgerissene Glieder wieder an den Körper anzuschließen; und indem er die Kirche und den Lehnsadel in seine Dienste zwang, jede von der Krone unabhängige Gewalt niederwarf, die Hoheitsrechte über alle Faktoren des mittelalterlichen Staats- und Gesellschaftslebens begründete, schuf er eine einheitliche Macht, welche mit unwiderstehlicher Kraft alles Gleichartige an sich zog, alles Widerstrebende bewältigte.

Innere Politik.

Philipp erkannte und gebrauchte alle Mittel, um die privilegierten Stände zu schwächen und in den Dienst des monarchischen Staats zu ziehen. Wir wissen, wie er die Kirche und ihre Reichtümer zu seinem Nutzen verwandte; nicht minder tief und einschneidend waren seine Eingriffe in die Rechte der Feudalherren: von den Edlen wurde der Kriegsdienst in weiterem Umfang gefordert, als Herkommen und Verpflichtung bestimmten, und oft wurden die Vasallen derselben unmittelbar vom König zur Fahne entboten; Turniere und Ritterspiele wurden während des flandrischen Krieges untersagt, damit die militärische Kraft zu ernsteren Dingen verwendet werden möchte. Die Münzverwirrung, die Philipp meist selbst verschuldete, diente ihm als Anlaß, den geistlichen und weltlichen Magnaten das Münzrecht zu entziehen oder ihre Münzstätten unter königliche Aufsicht zu stellen; durch die Verleihung der Adelswürde an Bürgerliche wurde die Zahl der Edelleute gemehrt, ihre Macht somit geteilt und vermindert; selbst die Rechte eines Pairs des Reichs vergab Philipp kraft königlicher Machtvollkommenheit; durch Zuziehung städtischer Abgeordneten zu den Reichstagen brach er den überwiegenden Einfluß der Barone und Prälaten auf das Staatsleben; durch Begünstigung der Legisten oder Rechtsgelehrten, welche aus dem Klerus, dem sie ursprünglich angehörten, sich allmählich ausschieden und zu einem eigenen Stand von Richtern und Beamten abschlossen, schuf er eine Klasse, welche in die Mitte zwischen Geistlichkeit und Adel gestellt die Idee der königlichen Souveränität ausbildete und die Gerichtsbarkeit und Patronatsrechte der Grundherrschaft der königlichen Jurisdiktion und Hoheit

Feudalherren.

Rechtsgelehrte u. Parlament.

unterordnete. Wir haben gesehen, welche Bedeutung das Pariser Parlament schon unter dem heil. Ludwig erlangte und wie es schon damals als Appellationsgericht für das ganze Reich angesehen ward. Diese Bedeutung nahm noch wesentlich zu unter seinem Enkel, welcher dem Gerichtswesen die größte Fürsorge zuwendete. Er bestimmte, daß das Parlament in Paris sowie die übrigen königlichen Gerichtshöfe in Rouen und Troyes zweimal im Jahr regelmäßige Sitzungen hielten; er vermehrte die Zahl der Räte durch Mitglieder, welche sowohl im Gewohnheitsrecht als im geschriebenen Recht bewandert waren; er schied, um einen rascheren Geschäftsgang herbeizuführen, das Parlament der Hauptstadt in zwei Kammern, in die Kammer der Bittschriften und der Untersuchungen (chambre des requêtes und enquêtes), die dann wieder zu gemeinschaftlichen Sitzungen in dem Hauptgerichtssaal versammelt wurden. Daß dieser Richter- und Beamtenstand, dem die Reichsgewalt des römischen Kaisertums als höchstes Ideal vorschwebte, sich aufs innigste an den Thron anschloß und die monarchische Gewalt zum herrschenden Prinzip des gesamten Lebens zu erheben, die Feudalwelt und die priesterliche Hierarchie der königlichen Machtvollkommenheit unterzuordnen bestrebt war, wurde schon früher bemerkt. Diesem Stande gehörten die allezeit bereiten Rüstzeuge der königlichen Allgewalt an, die wir früher kennen lernten, die Nogaret, Flotte, Plasian u. a. Auch die Pariser Universität erfreute sich der Gunst des Königs und seines Hauses. Von seiner Gemahlin Johanna rührte das Collège de Navarre her.

Philipps königliches Regiment. So sehen wir denn unter Philipp IV. sich eine Staatsregierung entfalten, die ganz im Gegensatz zu dem mittelalterlichen Partikularismus sich über alle Seiten des öffentlichen Lebens ausdehnt, die vor allem das Steuer- und Finanzwesen ordnet und überwacht, die königlichen Einkünfte verwaltet, zusammenhält und mehrt, die durch Verordnungen den Aufwand für Kleidung, Gastmähler, Schmuckwerk einschränkt, die das Gold und Silber des Reiches unter die königliche Fürsorge und Obhut stellt, über die Ein- und Ausfuhr aller Waren Bestimmungen trifft, mit dem Begriff der königlichen Macht in alle Beziehungen des Lebens eindringt, alle ständischen und bürgerlichen Rechte ins Auge faßt, von der natürlichen Freiheit der Menschen redet, an die Emanzipation der Leibeigenen denkt. „Man begreift es, wenn dieser Fürst in dem großen Dichter der Epoche, Dante, der nur in Anschauungen der allgemeinen Freiheit und dem Bewußtsein höherer Gesetze lebte, einen Widerwillen erregt, der in lauten Tadel über den „andern Pilatus“ ausbricht, und wenn dagegen die neue Zeit in seiner Regierung die Morgenröte ihres Tages begrüßt.“ Nur vierzig Jahre lagen zwischen Ludwig IX., der für das Kreuz gestorben, und seinem Enkelsohn, der es mit dem Blute seiner Verteidiger befleckte. Welche Veränderung war während dieser Zeit in der Anschauung der Menschen vorgegangen!

4. Die Übergangszeit bis zu den französisch-englischen Erbfolgekriegen.

Die Lage der Dinge nach Philipps IV. Tod. Ideen, welche in die Menschenwelt eintreten und nach Verwirklichung ringen, ehe der Geist der Zeit zur Aufnahme reif ist, gleichen Pflanzen, die sich zu früh an das Tageslicht wagen und dann ein Raub des Frostes werden.

Philipp IV. war seinem Zeitalter vorangeeilt: er hatte den Lehnsstaat in eine absolute Monarchie umwandeln, das gesamte öffentliche Leben unter die Macht des Königtums beugen wollen, unbekümmert um die Gewaltthätigkeit der Mittel und Wege, die ihn zum Ziele führen sollten. Aber das Schicksal hemmte sein Werk mit bitterem Neid. Er wurde abberufen, ehe er dieses Staatsgebäude zur Vollendung geführt, und von den drei Söhnen, die nacheinander den Thron einnahmen und nach kurzen unbedeutenden Regierungen wieder von der Schaubühne des Lebens abtraten, war keiner vermögend des Vaters Pläne und Entwürfe aufzunehmen und durchzuführen. Sie regierten alle drei zusammen nur vierzehn Jahre, so daß ein und derselbe Erzbischof dreimal in Reims die Krönung vollzog; und ihre ganze Herrschaft bietet nichts als eine Reihe unfruchtbarer Kämpfe und leidenschaftlicher Gährungen, durch welche die Errungenschaften des vorausgegangenen Regiments wieder zerstört, die mühsam geschaffene monarchische Gebundenheit wieder gelockert, die zentrifugalen Gewalten wieder in Thätigkeit gesetzt wurden.

Noch in Philipps letzten Lebenstagen waren Anzeichen einer Opposition gegen die alles verschlingende Souveränität der Krone unter dem hohen Adel Frankreichs hervorgetreten. Im Norden und Osten hatten die Feudalherren einen Bund geschlossen und die Standesgenossen in andern Gegenden zum Beitritt aufgefordert, um ihre Beschwerden über verletzte Privilegien vor den Thron zu bringen und Abstellung ihrer Klagen zu fordern. Nach dem Tode Philipps regte sich dieser Widerstand des Feudalismus gegen die Übermacht des Königtums mit größerem Nachdruck. Man erhob Einsprache gegen die Appellationen an das königliche Obergericht; man verwahrte sich gegen unmittelbare Verbindungen des Königs mit den Vasallen der hohen Lehnsträger; die Barone der Champagne behaupteten, sie seien nicht zu Kriegsdiensten außer Landes verpflichtet; die Herren der Pikardie wollten das Recht des Privatkrieges erneuert wissen. Philipps Erstgeborner, der fünfundzwanzigjährige Ludwig X., der mehr Neigung für ein genußreiches verschwenderisches Hofleben besaß als für Politik oder Krieg und die Leitung der Staatsgeschäfte seinem Oheim, Karl von Valois, überließ, war nicht geschaffen, die anmaßenden Magnaten in die Schranken des Gehorsams und der Unterwürfigkeit zu weisen. Er opferte die Räte, welche dem Despotismus seines Vaters als Werkzeuge gedient, dem Haß der Barone. Der Kanzler Peter von Latilly, Bischof von Chalons, verlor sein Amt, das einem Kammerherrn Karls von Valois übertragen ward, und wurde vor Gericht gestellt; Rudolf von Preles, der erste Advokat des Parlaments, kam in schwere Haft und büßte sein Vermögen ein. Vor allen aber lastete der Zorn der Magnaten auf Enguerrand von Marigny, dem gewandten und klugen Staatsmann, der Philipps rechte Hand gewesen, ohne dessen Beistimmung jener nichts Bedeutendes unternommen hatte. Als „Koadjutor und Rektor des Reichs“, wie er in den Chroniken genannt wird, galt er neben

Wachsende Opposition.

Ludwig X. 1314—1316.

Die Räte Philipps verfolgt.

Nogaret und Wilhelm von Plasian als der eigentliche Urheber aller gehässigen Maßregeln. Er wurde vor ein außerordentliches Gericht unter des Königs Vorsitz gestellt und der Veruntreuung von Staatsgeldern und vieler anderer Verbrechen angeklagt. Da er aber bei allen Handlungen sich auf Befehle Philipps berief, so konnte keine todeswürdige Schuld erwiesen werden. Man mußte, um den Justizmord zu vollführen, zu der Anklage auf Zauberei seine Zuflucht
30. April 1315. nehmen. Enguerrand starb zu Montfaucon am Galgen; seine Gehilfen und Werkzeuge wurden mit Amtsentsetzung, Kerkerhaft und Folterqualen bestraft. Wie früher die Anklage wegen ketzerischer Lehrmeinungen als Grund oder Vorwand für gerichtliche Verfolgungen und Hinrichtungen benutzt wurde, so jetzt die Beschuldigung, durch Zauberkünste, durch höllische Kräfte, durch geheime Mysterien anderen Schaden und Verderben bereitet zu haben. Aberglaube und Wahn sind furchtbare Hebel, um das Dämonische in der Menschennatur aus dem finstern Urgrunde auf die Oberfläche zu treiben.

Herstellung der Adelsrechte. Nicht bloß die Räte seines Vaters gab Ludwig den grollenden Magnaten preis, er verhieß diesen auch Abstellung ihrer Beschwerden. Die Eingriffe in ihre Lehnrechte und in ihre Gerichtsbarkeit sollten unterbleiben, die Münzprägung so eingerichtet werden, wie sie unter Ludwig IX. gewesen, die Neuerungen in der Besteuerung, in den Abgaben, in der Belastung des Handels und Verkehrs, in den Strafgeldern u. dgl. sollten aufgehoben werden; er versprach die Macht der königlichen Beamten einzuschränken und die alten Gewohnheiten und Rechte herzustellen.

Der König lenkt ein. Aber trotz solcher Zugeständnisse und Verheißungen an den Feudaladel der verschiedenen Landschaften ging die königliche Macht in Frankreich doch nicht mehr rückwärts und kamen die Zustände des alten Lehnsstaats nicht wieder zur Geltung. Der Bürgerstand blieb in seiner Stellung, und Ludwig X. sah sich den Kommunen und der Kaufmannschaft gegenüber um so mehr zu einem rücksichtsvollen Benehmen genötigt, als er in seinen Geldbedürfnissen nur von ihnen Hilfe erwarten durfte. Wie in England so gab auch in Frankreich die Finanznot der Könige öfters Veranlassung zur Erteilung wichtiger Freibriefe und Rechte an Kommunen und Körperschaften. Wenn auch die berühmte Verordnung Ludwigs X., durch welche er die Leibeigenschaft in den unmittelbaren Kronlanden aufhob, da nach dem Rechte der Natur jeder „Franke“ frei geboren werde, ja diejenigen, welche aus Stumpfsinn oder Unwissenheit von dieser Vergünstigung keinen Gebrauch machen wollten, zur Loskaufung nötigte, zunächst nur aus finanziellen Rücksichten hervorging und bestimmt war die königlichen Einkünfte zu mehren, so bezeichnete sie doch einen großartigen Fortschritt, ein Beispiel zur Nachahmung für andere, eine Aussaat für kommende Zeit. Die Möglichkeit, sich aus den Banden der Unfreiheit um einen mäßigen Preis zu lösen, war für die gutshörigen Leute der Feudalherren ein Sporn zur Thätigkeit und zum Aufschwung. Das Wachstum der Städte, die Mehrung des freien Bürgerstan-

des war die nächste Folge der Beförderung der Freilassungen aus der Leibeigenschaft.

Bald darauf traf Ludwig X. Anstalten zu einem Kriegszug nach Norden, um die flandrischen Städte jenseit der Lys, welche sein Vater aufgegeben, wieder zu unterwerfen. Er hatte seine Gemahlin Margarete von Burgund im Gefängnis töten lassen, um eine neue Ehe schließen zu können. Seine Wahl fiel auf Klementia, die Königstochter von Neapel. Im August wurde zu St. Lié bei Troyes das Beilager und kurz nachher in Reims die Krönung gefeiert, dann zog er an der Spitze eines beträchtlichen Heeres in die Nähe von Courtrai. Aber ungünstige Witterung und Mangel an Lebensmitteln infolge von Mißwachs und Teuerung brachten den Feldzug um allen Erfolg. Eine große Sterblichkeit lichtete die Reihen des Heeres. Der König selbst wurde nach seiner Rückkehr von einem Fieber ergriffen, das seinem Leben schon im nächsten Juni ein Ende machte. Er hinterließ eine Tochter aus der ersten Ehe, Johanna, und eine schwangere Gemahlin.

Ludwigs X. Ausgang.

1315.

4. Juni 1316.

Auf die Nachricht von des Königs Tod eilte sein Bruder Philipp, Graf von Poitou, der sich gerade in Lyon befand, um die Wiederbesetzung des seit zwei Jahren erledigten päpstlichen Stuhles zu betreiben, nach Paris, wo er von einer Anzahl Magnaten als Regent anerkannt ward. Einige Monate nachher gebar Klementia einen Sohn, der aber schon nach wenigen Tagen starb. Namhafte Große, unter ihnen der Oheim und der Bruder Ludwigs X., sowie Herzog Otto IV. von Burgund, Bruder der getöteten Königin Margarete, verfochten die Rechte der königlichen Tochter Johanna. Sie machten geltend, daß es kein Gesetz gebe, welches die weibliche Thronfolge ausschließe; auch in Navarra und in allen großen Lehnsterritorien Frankreichs stehe in Ermangelung von Söhnen das Recht der Erbfolge den Töchtern zu. Aber Philipp brachte es dahin, daß die geistlichen und weltlichen Großen, die er nach Reims entboten, ihn als König anerkannten, und daß der ihm befreundete Erzbischof der Stadt sofort die Krönung vollzog. Eine aus allen Ständen gebildete Reichsversammlung, die im nächsten Monat in Paris zusammentrat, billigte das Geschehene und gab zugleich mit Beistimmung der Rechtsgelehrten der Universität die Erklärung, daß in Frankreich Frauen von der Thronfolge ausgeschlossen seien. Auch Papst Johann XXII. erkannte sofort Philipp als König an. So wurde nicht nur die Usurpation zu einem legitimen Recht erhoben, sondern sogar für die Zukunft ein bisher unbekanntes Grundgesetz geschaffen. Wir haben in der englischen Geschichte gesehen, wie innig noch der Begriff der Heerführerschaft mit dem Königtum verwachsen war: dies mag auch bei jener hochwichtigen Entscheidung den Ausschlag gegeben haben. Wenn man sich dabei in der Folge auf ein altes salisches Gesetz berief, kraft dessen kein Grundstück an eine Frau fallen sollte, so bedachte man nicht, daß jene Bestimmung über Privateigentum keine Anwendung auf ein Regierungsrecht voraussetzt.

Feststellung des Thronfolgerechts.

9. Jan. 1317.

Als die Pariser Reichsversammlung auf Grund des „salischen Gesetzes" die weibliche Thronfolge vom französischen Königreich ausschloß und dem Mannsstamm des capetingischen Hauses in allen Zweigen das ausschließliche Kronrecht zusprach, führte sie einen folgenschweren Grundsatz in das Staatsleben ein, einen Grundsatz, der zwar erst durch eine Reihe blutiger Kriege sich seine Gültigkeit erkämpfen mußte, dem aber Frankreich seine politische Größe und die Dynastie ihre nationale Kraft und Festigkeit verdankt. Die konsequente Durchführung dieses Fundamentalsatzes, daß die französische Krone unveränderlich im Mannsstamm des Herrscherhauses nach dem Rechte der Erstgeburt forterbe, hat es vor allem bewirkt, daß die capetingische Dynastie so innig mit der Nation verwachsen, so tief in das Herz des Volkes eingedrungen ist. Dadurch wurde jeder Fremdherrschaft der Boden entzogen.

Die Glieder des königlichen Hauses scheinen die Wichtigkeit dieser Bestimmung bald erkannt zu haben; wenigstens standen die Anverwandten von dem anfänglichen Widerspruch ab. Johanna erhielt bei ihrer späteren Vermählung mit dem Grafen Philipp von Evreux eine reiche Mitgift und das Anrecht auf Navarra und die Grafschaften Champagne und Brie für den Fall, daß der König ohne männliche Erben aus der Welt gehen sollte. Nach dem Aussterben der älteren capetingischen Linie kam sie wirklich in den Besitz von Navarra und wurde mit ihrem Gemahl im Jahr 1329 in Pampelona gekrönt. Dagegen fielen die Grafschaften Champagne und Brie an die französische Krone.

Philipp V. 1316—1322. Philipp V., „der Lange" genannt, lenkte wieder in die Bahn seines Vaters ein, nur daß er weniger willkürlich und despotisch verfuhr. So kurz seine Regierung war, so hat sich doch aus derselben eine Reihe von Verordnungen erhalten, welche von tiefer politischer Einsicht Zeugnis geben. Er brachte nicht nur einen großen Teil des entfremdeten Kronguts zurück, sondern er setzte auch künftigen Verschleuderungen Schranken, indem er die Besitzungen der Krone für unveräußerlich erklärte und anordnete, daß künftige Schenkungen und Gnadenerweisungen vom König nur in Gegenwart seines Rates bewilligt werden sollten. Dadurch wurde das Königtum auch in seinen Privatinteressen als ein von allen andern verschiedenes Institut aufgefaßt und außerhalb des gemeinen Rechts gestellt. Die größte Sorgfalt widmete Philipp V. der Hebung des Bürgerstandes und der Verbesserung der Verwaltung und des Gerichtswesens. Wie der Vater legte er den Schwerpunkt des Staatslebens in die Reichstage, welche häufiger und regelmäßiger einberufen wurden, und auf denen die Abgeordneten der Kommunen eine hervorragende Stelle einnahmen; wie der Vater machte er die Entwickelung und Ausbildung des Parlaments zu seiner Hauptaufgabe; wie der Vater suchte er mehr und mehr die Münzprägung zu einem königlichen Vorrecht zu erheben. Während er die Turniere und Lanzenspiele der Ritterschaft beschränkte, die Privatfehden und die Befestigung der Burgen an den Grenzen verbot, erleichterte er die Freilassung und Loskaufung der Hörigen und Leibeigenen, vermehrte er die Gerechtsame der Städte und begünstigte die

Errichtung bürgerlicher Wehrgenossenschaften unter königlichen Kriegshauptleuten, trug er Sorge, daß die Ämter und die Verwaltung der Einkünfte in den Provinzen zuverlässigen Männern übertragen wurden. Die Zahl der Parlamentsräte wurde vermehrt, die Geschäftsordnung verbessert und geregelt, für den Gerichtsgang eine bestimmte Regelmäßigkeit geschaffen; und um dem Parlamente den feudalen und klerikalen Charakter zu benehmen und es immer mehr als königliches Institut erscheinen zu lassen, schloß er die Prälaten von demselben aus, weil sie durch die geistlichen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen seien, eine Maßregel von höchster Bedeutung für die Heranbildung eines königlichen Richter- und Beamtenstandes aus weltlichen Rechtsgelehrten.

An die Stelle der geistlichen und weltlichen Pairs traten nun juristisch gebildete Männer, die schon äußerlich durch ihre langen mit Hermelin verbrämten Mäntel sich als einen besondern Stand, die Männer der Robe, kund gaben und die Mehrung der souveränen Macht und der königlichen Autorität als ihre Hauptaufgabe ansahen. Nur auf die Geltendmachung des Rechts bedacht, nahmen sie keine Rücksicht auf Stand und Geburt. Ein mächtiger Lehnsmann am Fuße der Pyrenäen, Jordan de Lille, mit einer Nichte des Papstes vermählt, wurde wegen einer Gewaltthat vom Parlament zum Tode verurteilt und ungeachtet seiner Verwandtschaft und zahlreichen Klientel an den Schweif eines Pferdes gebunden zum Richtplatz geschleppt und an den Galgen geknüpft.

Aus diesem allen geht hervor, daß Philipp V. kein unwürdiger Nachfolger seines Vaters war; auch in Flandern brachte er einen Frieden zu stande, infolgedessen die streitigen Städte bei Frankreich blieben und der Enkel des Grafen Robert, Ludwig von Nevers, mit einer Tochter des Königs vermählt ward. Aber der älteren Linie der capetingischen Dynastie war es nicht beschieden, die monarchische Organisation des Königreichs durch konsequenten Fortbau auf der gewonnenen Basis zur Vollendung zu führen. Ein schweres Verhängnis lag auf der Familie Philipps IV. Der Fluch der Templer schien auf dem ganzen Geschlechte zu lasten. Auch der zweite Sohn wurde mitten in der Thätigkeit vom Tode hingerafft. Während er auf Mittel sann, wie man den Ausschweifungen der Pastoureaux oder Pastorels entgegentreten sollte, einer wilden Masse von Bauern und Hirten, welche, wie in den Tagen des heil. Ludwig (S. 392), von Schwärmerei und Aberglauben fortgerissen, scharenweise in Prozession mit Fahnen das ganze Königreich durchstreiften und alles mit Frevel und Gewaltthat füllten, und gleichzeitig in den südlichen Landschaften eine schreckliche Verfolgung gegen die Juden und Aussätzigen im Gange war, welche der Volksglaube, nach dem Hange der Zeit, der Vergiftung der Brunnen beschuldigte, schied Philipp V. unerwartet und frühzeitig aus der Welt, sein Reich in wilder Gährung hinterlassend, die nur allmählich durch die vereinten Anstrengungen der königlichen Amtleute unterdrückt werden konnte.

Philipps V. Ausgang. 1320

3. Jan. 1322.

Kraft des bei dem Regierungsantritt Philipps V. bereits festgestellten Erbfolgerechts bestieg sein jüngster Bruder Karl IV. den französischen Thron.

Karl IV. 1322–1328.

ein Ebenbild des Vaters in Charakter und Gestalt, daher er auch wie dieser den Namen „der Schöne" erhielt. Der neue König blieb der Politik seines Hauses treu; aber mehr als seine Vorgänger mit Krieg und äußeren Angelegenheiten beschäftigt, hat er für den Fortbau des monarchischen Systems und für die innere Verwaltung wenig Ersprießliches auszuführen vermocht. In Flandern, wo der junge Graf Ludwig von Nevers und Rhetel mehr die Interessen des ihm verwandten französischen Königshauses als die nationalen zu fördern bemüht war, entstanden kriegerische Bewegungen und Aufstände, welche nur mühsam durch Karls Intervention ausgeglichen wurden. In Deutschland erneuerte er die Versuche seines Vaters, die Kaiserkrone an die capetingische Dynastie zu bringen, indem er sich mit der österreichisch-päpstlichen Partei gegen Ludwig den Bayern verband und unter den Kurfürsten Freunde zu gewinnen suchte; und wie er die zerrüttete Lage Englands unter Eduard II., seinem Schwager, zur Befestigung und Erweiterung der französischen Herrschaft an der Garonne benutzte, wurde früher erzählt (S. 685). Diese Vielgeschäftigkeit nach außen nötigte den König zu großen Ausgaben, daher wir auch wieder häufigen Klagen begegnen über vermehrte Abgaben, über Belastung des Handels und Verkehrs durch Zölle, über Münzfälschung und Steuerdruck.

Ausgang der Capetinger älterer Linie. 1. Febr. 1328.

Auch Karl IV. hinterließ bei seinem Tode nur eine Tochter und eine Gemahlin, welche ihrer Niederkunft harrte. Seiner Bestimmung gemäß übernahm nun sein Vetter Philipp, der Sohn des im Jahr 1325 verstorbenen königlichen Oheims Karl von Valois, die Regentschaft, und als nach drei Monaten die verwitwete Königin eine Tochter gebar, wurde derselbe nach dem aufgestellten Rechtsgrundsatz, welcher die weibliche Erbfolge vom französischen Thron ausschloß, von der Reichsversammlung als König von Frankreich anerkannt ohne Rücksicht auf die von Eduard III. erhobene Einsprache, daß die Krone Frankreichs seiner Mutter Isabella, Tochter Philipps IV., gebühre, welche ihre Rechte auf ihn übertragen habe. So trat die jüngere Linie der Capetinger, das Haus Valois, mehr nach dem Willen der Nation als nach dem herbeigezogenen salischen Rechte in die Thronfolge ein. Kurz zuvor war von dem verstorbenen König die dritte Abzweigung des Herrscherstammes begründet worden, indem er die Baronie Bourbon, welche durch Heirat an den Enkelsohn Ludwigs des Heiligen gekommen war, zu einem Herzogtum und zur Pairie erhob. Dreihunderteinundvierzig Jahre war in dem Mannstamme Hugo Capets ohne Unterbrechung der Sohn auf den Vater gefolgt, eine Fürstenreihe mit vielen glänzenden Namen und großen Herrschergaben. Die französische Nation ist mit der Dynastie Hugo Capets entstanden; wie kein anderes Volk haben sich die Franzosen im Schatten des Königtums, unter der Führung desselben Geschlechts zu einem nationalen Ganzen ausgebildet. Jetzt nahte die Stunde, wo eine Seitenlinie die Rechtsansprüche und die Hauspolitik der Dynastie im großen Völkerkampf behaupten, die durch Tradition geheiligte Erbfolge-

ordnung für alle Zukunft gesetzlich begründen, die nationalen Errungenschaften der Vorfahren in Verwahrung nehmen und der Zukunft überliefern sollte.

Das Haus Valois wich von der durch Philipp IV. und seine Söhne vorgezeichneten Politik in vielen Dingen ab. Der neue König Philipp VI. war gleich seinem Vater Karl ein Gönner und Fürsprecher des Adels und der Feudalrechte gewesen, und diese Neigung bewahrte er auch auf dem Throne. Wie freuten sich die stolzen Barone, daß das Regiment der Beamten und Richter, der Männer der Robe, nunmehr gebrochen oder doch beschränkt ward, als Philipp nach seinem glänzenden Krönungsfest zu Reims, wo er seine Großen mit verschwenderischer Pracht bewirtete, den Rat und Schatzmeister seines Vorgängers, Remy, wie einst Ludwig X. den Enguerrand, der Rache seiner Feinde preisgab und hinrichten ließ und den verschuldeten Herrenstand gegen die Forderungen seiner Gläubiger in Schutz nahm. Auch daß er gegen die Flandrer sofort wieder den Krieg eröffnete, um die Einwohner von Brügge und Ypern, welche den Grafen Ludwig und viele angesehene Edelleute aus dem Lande getrieben, zu züchtigen, war ganz im Sinne der ritterlichen Aristokratie, daher nicht nur der einheimische Adel, sondern auch fremde Dynasten, wie die Grafen von Holland, Hennegau, Savoyen, sich bereitwillig unter der Oriflamme sammelten. Philipp erfocht bei Kassel einen glänzenden Sieg, führte den Grafen und die Edlen zurück und überantwortete die Städte der Rache ihrer Feinde, welche blutige Vergeltung übten. Er streute damit aber eine Saat aus, die seinem eigenen Reiche bald verderbliche Früchte tragen sollte. Denn während die französischen Könige an der Spitze ihres Adels die Landschaften verheerten, waren die Engländer bemüht, den Bund mit den gewerbreichen Städten immer inniger zu knüpfen. Wir wissen, daß sich zwischen den englischen Grundherren und den flandrischen Industriestädten ein lebhafter Handelsverkehr entwickelt hatte, indem die Fabrikanten die Wolle und Felle für ihre Manufakturen aus England bezogen. Der gemeinsame Vorteil war das sicherste Band des Friedens und der Freundschaft. Philipp VI. 1328—1350.

Zehn Jahre lang konnte Philipp VI., ein Fürst in der Blüte der Jahre, freigebig und prachtliebend, sich in der Herrlichkeit seines königlichen Hofes in Vincennes ergötzen. Von allen Seiten strömten Grafen und Barone herbei, um an den Hoffesten und Ritterspielen teilzunehmen. Selbst fremde Könige, wie Johann von Böhmen, Jakob von Mallorca, David Bruce von Schottland und der neue König von Navarra, Philipp von Evreux (S. 748), verherrlichten Philipps glänzenden Hofstaat durch längere oder kürzere Anwesenheit. Auch Eduard III. von England, mit den schottischen Angelegenheiten beschäftigt, leistete in Amiens die verlangte Huldigung für Guienne. Noch einmal schien der ritterliche Lehnsstaat in Frankreich aufzuleben; man trug sich sogar mit dem Plane eines neuen Kreuzzuges, um das Heil. Land den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen. Der päpstliche Hof in Avignon begünstigte das Vorhaben, Hof und Nation.

ließ das Kreuz predigen und bewilligte dem König den Kirchenzehnten auf sechs Jahre. Wie weit hatte man sich von der Politik Philipps IV. entfernt! Man wiegte sich in wunderbaren Träumen, aber bald brach ein furchtbares Gericht über das Reich herein. Wir werden die englisch-französischen Erbfolgekriege im nächsten Band im Zusammenhang darstellen. Auch Frankreich mußte durch äußere Unfälle und innere Parteikämpfe seinen Entwickelungsgang zu einem festen Staatsganzen, zu einem nationalen Körper durchmachen! Wieviel auch durch die Staatsklugheit der capetingischen Könige für die nationale Einigung geschehen war, dennoch lagen die verschiedenen Volkselemente noch innerlich unverbunden nebeneinander. Während in England Adel, Klerus und Kommunen durch eine mit gemeinsamer Anstrengung erkämpfte Verfassung zu einem monarchischen Rechtsstaat verbunden waren und alle Lebensregungen und gesellschaftlichen Bande, Gesetzgebung, Handel, Waffenübung, Gerichtswesen gleichmäßig gepflegt und ausgebildet waren, hatten die französischen Könige vorzugsweise die Mehrung ihrer Macht, die Ausdehnung des Kronlandes, die Unterwerfung der Feudalherren unter die Monarchie im Auge: die Heeresorganisation aber war noch immer auf die Lehnspflichten der Vasallen gegründet; zu Soldtruppen war bei dem militärischen Geist des Volkes und bei den geringfügigen Kriegen, die man bisher zu führen hatte, kein Bedürfnis gewesen, die Bürgerschaften der Städte zog man lieber zu Steuern und Abgaben, als zum Kriegsdienst heran und sah es nicht ungern, wenn sich die Kommunen von dem persönlichen Waffendienst loskauften. Auf den Reichstagen konnten die Könige die Abgeordneten der Städte, deren Interessen in der Regel mit der Hofpolitik zusammengingen, zweckmäßiger verwenden als ihre Mannschaften in dem Heere. Als Frankreich in den großen Kampf mit England eintrat, hatte das Königtum bereits bedeutende Fortschritte auf dem Wege zur Souveränität gemacht, aber die Nation trug noch das Gepräge eines militärischen Lehnsstaats. Während bei den Engländern, welche sich bereits zu einem kriegerischen Handelsvolk zu entwickeln angefangen, die um den Thron gescharte normännische Ritterschaft sich auf die geeinigte Kraft der Popularen stützte, zog der französische König an der Spitze seiner Vasallen mit einem ritterlichen Lehnsheer ins Feld.

D. Das Deutsche Reich nach dem Interregnum.

Historische Litteratur. a) Die Quellen für die deutsche Geschichte seit dem Interregnum behandelte im Anschluß an das mehrfach genannte (S. 408) Wattenbachsche Werk Ottakar Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. 2. Aufl., 2 Bde. Berlin 1876—1877. Die Entwickelung der Geschichtschreibung in der zweiten Hälfte des Mittelalters wird im Gegensatz zu der in der ersten im allgemeinen charakterisiert durch das Zurücktreten des geistlichen und das immer entschiedenere

Überwiegen des weltlichen Elementes, und zwar des Adels sowohl wie namentlich des Bürgerstandes, sowie durch das gänzliche Aufgeben des reichsgeschichtlichen Standpunktes und das Vorherrschen des landschaftlichen: es spiegelt sich darin die Entwickelung des sich mehr und mehr in ein Sonderleben führender Landschaften auflösenden Reiches wieder. Die historische Kunst geht entschieden zurück, dafür aber gewinnen die Berichte an individuellem Leben und geben die Wirklichkeit getreuer wieder. Aus der großen Zahl der Quellen für die Geschichte der ersten Habsburger und teilweise auch für die folgende Zeit bis in das vierzehnte Jahrhundert hinein verdienen die folgenden besondere Erwähnung: die Annalen des Abtes Hermann von Niederaltaich, eines der bedeutendsten Gelehrten jener Zeit, der im Anschluß an die Chroniken des Eckehart und des Otto von Freising die Ereignisse von 1256—1273 durch gleichzeitige Aufzeichnungen festhielt, welche dann von einem andern Mönch desselben Klosters bis 1291 in gleichem Sinne weitergeführt wurden; an Hermann schloß sich ferner der Straßburger Archidiakon Eberhard (1273—1305) an; auch gehören hierher die im St. Rudpertkloster zu Salzburg entstandenen Annalen, welche im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der nachmalige Erzbischof Welchard Polhaim bis 1307 fortführte. Sehr bedeutend ist auch die von einem Mönch des bayrischen Klosters Fürstenfeld verfaßte Geschichte der bayrischen Fürsten 1273—1326. Die Reihe der städtischen Geschichtschreiber eröffnet Ellenhard von Straßburg, eine Zeitlang „Pfleger des Münsterbaues" († 1304), mit seinen vortrefflichen Annalen von 1218—1297, der auch den bischöflichen Notar Gottfried von Ensmingen zur Abfassung einer wertvollen Geschichte der Könige Rudolf und Albrecht anregte und vermutlich auch die für die Entfaltung politischen Lebens in dem Bürgertum charakteristische Darstellung der Schlacht bei Hausbergen (Bellum Waltherianum) veranlaßte. Dazu kommen ergänzend wichtige Annalen aus dem Dominikanerkloster zu Kolmar. Aus Norddeutschland haben wir Lübecker (1264—1334), aus Sachsen Erfurter (bis 1338) Annalen, und für die Geschichte Thüringens die erst neuerdings durch Posse kritisch untersuchten Reinhardsbrunner (bis 1338) Geschichtsquellen. Von anderen Quellen, die zugleich ein allgemeines litterarisches Interesse beanspruchen können, sind die bedeutendsten: die Reimchronik des Ottokar (Ottacker) von Steiermark (dem man ganz grundlos den Namen von Horneck beigelegt hat), eines im Murthal heimischen Litteraturkenners und geschulten Meisters der Dichtkunst, welche je nach den benutzten Quellen an Wert sehr ungleich ist und die größte historische Treue auf der einen Seite mit den unglaubwürdigsten Fabeleien auf der anderen vereinigt; ferner den Liber certarum historiarum des Abtes Joh. von Victring, aus dem Cistercienserkloster am Wörther See bei Klagenfurt (bis 1343), welcher infolge seiner guten Beziehungen zu seinem Landesherrn, Herzog Heinrich von Kärnten, ein außerordentlich reiches Quellenmaterial zur Verfügung hatte, das er aber nicht völlig zu bewältigen verstanden hat, wie denn sein Werk auch nicht vollendet worden ist; die Chronik des Johann von Winterthur (Vitoduranus) von der Zeit Kaiser Friedrichs II. bis 1348, von Wichtigkeit namentlich für die Geschichte der Kämpfe zwischen Städten und Adel in Schwaben; die Chronik des böhmischen Klosters Königsaal (Aula regia), die mit dem Leben des Stifters desselben, König Wenzel II. beginnend, von Peter von Zittau, der Heinrich VII. und seiner Gemahlin Elisabeth nahe gestanden, fortgesetzt ist; die Chronik des Matthias von Neuburg (im Breisgau) von 1245—1350, eine der zuverlässigsten Quellen für jene Zeit, und endlich die Flores temporum des Martinus Minorita, welche, historisches Material zu Predigten zu geben bestimmt, in Schwaben entstanden, nachmals von Hermann von Genua, genannt Gigas, bis 1348 fortgesetzt wurden. Daran schließen sich im Fortgang des vierzehnten Jahrhunderts des Heinrich von Herford Liber de rebus memorabilibus bis 1355, eine sehr gelehrte Kompilation aus den verschiedensten Quellen und, soweit diese nicht mehr vorhanden, von Wert; des Heinrich von Diessenhofen Fortsetzung der Chronik des Ptolemäus von Luka (1313—1361) und die Annalen des Heinrich von

Rebdorf, einem bayrischen Kloster bei Eichstädt, bis 1362. Von ganz besonderem Wert werden im Fortgange des vierzehnten Jahrhunderts die in den verschiedenen deutschen Städten entstandenen Chroniken und zunächst zum Privatgebrauch entstandenen historischen Aufzeichnungen einzelner Bürger. Diese Chroniken der deutschen Städte, deren Reihe die Straßburger Fritsche Klosener (bis 1362) und Jak. Twinger von Königshofen (bis 1378) eröffnen, sind neuerdings auf Veranlassung der Münchener historischen Kommission unter Leitung K. Hegels in einem großartigen, noch im Fortgange begriffenen Quellenwerke vereinigt. Für Heinrich VII. und Ludwig den Bayer sind noch einige italienische Geschichtschreiber in Betracht zu ziehen. Der Römerzug Heinrichs VII. rief die Werke des Paduaners Albertinus Mussatus (Historia Augusta s. de gestis Henrici VII. libri 16, 1308—1313, mit der Fortsetzung: De gestis Italicorum post mortem Henrici VII., bis 1329) und des durch treuherzige Gesinnung und schöne Darstellungsgabe ausgezeichneten Bischofs Nikolaus von Butrinto (Relatio de Heinrici VII. itinere Italico bis 1313), sowie die Mailänder Geschichte des Johannes de Cermenate (1307—1313) hervor, denen sich die von einem unbekannten deutschen Verfasser herrührende Lebensbeschreibung Heinrichs und seines Bruders Balduin anschließt. — Für die Geschichte Karls IV. und Wenzels treten zu den schon oben angeführten Werken noch besonders: die Selbstbiographie Kaiser Karls (bis 1346), die Chronik des Benesch Krabice von Weitmühl (1283—1374), die Chronik von Klosterneuburg (bis 1428) u. a. böhmische und österreichische Geschichtswerke. — b) Briefe und Urkunden aus dieser Zeit sind uns namentlich vielfach durch die zunächst für die Anleitung von Kanzleibeamten angelegten Formelbücher erhalten (z. B. Codex epistolaris Rudolfi regis ed. Gerbert, Sanblas. 1772 u. Bodmann, Leipz. 1806; das Baumgartener Formelbuch, herausgegeben von A. Bärwald. Wien 1866; Formelbuch König Albrechts, herausgegeben von Chmel u. a. m.). Reiches Urkundenmaterial für die Geschichte Heinrichs VII. bieten die Acta Heinrici VII. von Dönniges. Berlin 1839, 2 Bde. und das gleichnamige Werk von Bonaini. Florenz 1878, 2 Bde. — Als eine wichtige Quelle kommen in dieser Zeit ferner die historischen Volkslieder mehr in Betracht, die jedes irgend bedeutende Ereignis je nach dem augenblicklich vorherrschenden Standpunkte behandelt und manchen einzelnen charakteristischen Zug aufbewahrt haben: s. von Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert. 4 Thle. Leipz. 1865—1867. — Von Bearbeitungen dieses Zeitraums und einzelner Partien aus demselben sind besonders zu nennen: O. Lorenz, Deutsche Geschichte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. 2 Bde. Wien 1863—1867 und König Ottokar II. von Böhmen und seine Zeit. Wien 1866; J. E. Kopp, Geschichte von der Wiederherstellung und dem Verfall des heil. römischen Reichs (a. u. d. T. Geschichte der eidgenössischen Bünde. 5 Bde. Leipzig 1845—1849. Luzern 1854—1856. Berlin 1858—1871); von Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg. Wien 1837. Die Landesgeschichten von Bayern (Buchner), Pfalz (Häusser), Sachsen (Böhlau-Flathe), Brandenburg-Preußen (Stenzel, Droysen, Geschichte der preußischen Politik), Württemberg (Stälin) u. a. W. Ferner die Monographien: Ennen, Die Wahl des Königs Adolf von Nassau. Köln 1866; L. Schmid, Der Kampf um das Reich zwischen Adolf und Albrecht. Tübing. 1858; G. Droysen, Albrechts I. Bemühungen um die Nachfolge im Reich. Leipzig 1862; Mücke, Albrecht I., Herzog von Österreich und röm. König. Gotha 1866. — Geschichte des Landes Luxemburg in Schlosser-Bercht Archiv für Gesch. u. Lit. Bd. IV.; F. W. Barthold, Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. Königsberg 1830; Schötter, Johann, Graf von Luxemburg und König von Böhmen; Pöppelmann, Johann von Böhmen in Italien; Wyß, Graf Wernher von Homberg; Dominicus, Balduin, Erzbischof von Trier. Koblenz 1852; Kurz, Friedrich der Schöne; F. von Weech, Kaiser Ludwig der Bayer und König Johann von Böhmen. München 1860; Mannert, Kaiser Ludwig IV. Landshut 1812; Zirngibl, Ludwigs des Bayers Lebensgesch.

München 1814; Pfannenschmid, Die Schlacht bei Mühldorf (Forschungen zur deutschen Geschichte. III.); Pelzel, Kaiser Karl IV. 2 Bde. Prag 1780; Werunsky, Karl IV. und seine Zeit. Prag 1880; Klöden, Die Mark Brandenburg unter Karl IV. Berl. 1847, und Diplomatische Geschichte des falschen Waldemar. 4 Thle. 1844—1845; A. Kerger, Die goldene Bulle nach ihrem Ursprung und reichsrechtlichem Inhalt. Götting. 1878; R. Olenschlager, Neue Erläuterung der goldenen Bulle. Frankf. u. Leipz. 1766; Schirrmacher, Die Entstehung des Kurfürstenkollegiums. Berl. 1884; Hädicke, Kurrecht u. Erzamt. Pforte 1882; Waitz, in den Forschungen Bd. XIII.; Riezler, Die litterarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwigs des B. Nördlingen 1874; C. Müller, Die Kämpfe Ludwigs des B. mit der römischen Kurie. 2 Bde. Tübingen 1879—1880; K. Fr. Eichhorn, Über den Kurverein (Abh. der Berl. Akad. phil.-hist. Klasse, 1844); Ficker, Zur Geschichte des Kurvereins zu Rense (Sitzungsber. der phil.-hist. Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 11. Bd., Jahrg. 1853). — Über die Gründung der Eidgenossenschaft: Tschudi, Chronicon Helveticum; Blumer, Staats- und Rechtsgeschichte der schweizer Demokratien. St. Gallen. 1850—1858, 2 Bde.; Häußer, Die Sage von Tell. Heidelberg 1840; Rochholz, Tell u. Geßler. Heilbronn 1877; Huber, Die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden. Innsbruck 1861; Liebenau, Die geschichtlichen Ursachen der Entstehung einer schweiz. Eidgenossenschaft. Luzern 1857; Hagen, Die Politik Rudolfs von Habsburg und Albrechts I. Frankf. 1857; Lorenz, Leopold III. und die Schweizerbünde. Wien 1860.

1. Die Wahl Rudolfs von Habsburg und die Stellung des neuen Königtums.

Während im Westen Europas das Königtum die feudalen Gewalten überwältigte und in seine Dienste zwang und alle Volkselemente durch Entwickelung monarchischer Verfassungen und fester Rechtsordnungen zu einem einheitlichen Staatsorganismus auf nationaler Grundlage und mit landständischen Formen vereinigte, vermochte in Deutschland das durch den Kampf mit der Hierarchie entkräftete Königtum sich nicht mehr aus der Niedrigkeit und Ohnmacht emporzuarbeiten; eine Anzahl weltlicher und geistlicher Territorialherrschaften hatte sich auf dem Boden des Reichs zu selbständiger Macht erhoben und das Kaisertum zu einem Idealbegriff ohne reale Unterlage gemacht; das römisch-deutsche Imperium war eine Vereinigung fürstlicher Föderativgewalten geworden, teils ausgebildet, teils in der Entwickelung begriffen. — Wir haben Deutschland in der schrecklichen Zeit des Interregnums verlassen. Der gesetzlose und verworrene Zustand forderte dringend Abhilfe, in aller Herzen wurde die Sehnsucht rege, es möge dem zerrütteten Reich ein neues Oberhaupt gegeben werden, Gesetz, Recht und Ordnung wieder zur Geltung kommen. „Wiederherstellung von Kaiser und Reich" war der allgemeine Ruf der Nation. Diesem Verlangen kam endlich Papst Gregor X. bereitwillig entgegen. Der französische Einfluß hatte in der italienischen Halbinsel bereits eine Höhe erreicht, die der Kurie bedenklich ward; nun trat nach dem Tode Richards von Cornwallis König Philipp III. von Frankreich auch noch als Bewerber um die Kaiserkrone auf. Es war Gefahr vorhanden, daß die bisherige Ordnung in Europa gestört, der Schwerpunkt auf Lage des Reichs.

die französische Nation übertragen werde. Darum drang der heil. Vater bei den deutschen Fürsten auf die rasche Wahl eines Reichsoberhaupts, sonst werde er selbst mit den Kardinälen dafür Sorge tragen.

Die Kurfürsten. Die rheinischen Fürsten, die bei der Königswahl die entscheidende Stimme zu führen pflegten, waren indessen über die Wiederbesetzung des Thrones bereits in ernste Beratung getreten. Werner von Eppenstein, Erzbischof von Mainz, ein gewandter, staatskluger Fürst, schloß mit Herzog Ludwig von Bayern und 17. Jan. 1273. Pfalzgrafen bei Rhein zu Lahnstein einen Vertrag, dem auch die Bischöfe von Worms und Speier beitraten. Bald schlossen sich auch die Erzbischöfe von Trier und Köln an, nachdem unter Vermittelung Werners durch den schiedsrichterlichen Spruch des Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg die zwischen diesen Prälaten und dem Rheinpfalzgrafen obwaltenden Streitigkeiten geschlichtet worden, und die rheinischen Städte kamen überein, nur einen von den hohen Reichs- 5. Febr. fürsten in einmütiger Wahl erkorenen König anzuerkennen. Dies waren die ersten Schritte zur Wiederherstellung des Reichs. Und wie sich schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, nicht auf Grund einer bestimmten Satzung, am wenigsten, wie nachmals gefabelt wurde, einer päpstlichen Verfügung, und auch nicht infolge eines einzelnen besondern Vorgangs, sondern durch den natürlichen Gang der Dinge, die Anschauung herausgebildet hatte, daß ohne die von alters her übliche Teilnahme aller Fürsten von der Königswahl auszuschließen, doch sieben Fürsten in dieser Hinsicht ein Ehrenvorrecht genossen, nämlich die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, der Rheinpfalzgraf, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg und, wenn er ein Deutscher war, der König von Böhmen, so wurde danach auch in diesem Falle gehandelt, wo es ja ganz besonders auf die Erzielung einer wirklichen Einigung ankam, und dadurch ein Schritt weiter gethan, um das Ehrenvorrecht der sieben zu einem ausdrücklich anerkannten und bestimmte Gerechtsame mit sich bringenden Privileg werden zu lassen, dem gegenüber die Erinnerung an das Mitwahlrecht der übrigen Fürsten und vollends die an das alte Zustimmungsrecht des Volks schließlich ganz verloren ging. Diese bevorzugte Stellung des sich damit abschließenden Kurfürstenkollegiums fand von nun an ihren Ausdruck namentlich darin, daß die sieben berechtigt waren, zu den Reichsbeschlüssen des Königs durch „Willebriefe“ ihre Zustimmung geben und somit der Königsmacht eine Schranke setzen sollten.

Schon im Sachsenspiegel wird den Inhabern von Reichsämtern ein Vorrecht bei den Königswahlen eingeräumt und die römische Kurie erkannte diese Rechtsanschauung an und suchte das Wahlrecht auf einzelne auserwählte Fürsten einzuschränken. Diesen aber stand bisher nach deutschen Rechtsbegriffen nur eine Vorwahl, allen übrigen Reichsfürsten aber eine zustimmende und ergänzende Wahl zu. Dieses Zustimmungsrecht wurde allmählich beiseite geschoben und das ausschließliche Wahlrecht auf sieben Kurfürsten beschränkt. Diese Reform der Reichsverfassung kam zum Abschluß in den Verhandlungen, die der Königswahl des Jahres 1273 vorangingen. Es ist bisher

nicht gelungen, über die Ereignisse und Beratungen, die zur Herstellung des Deutschen Reichs nach dem Interregnum führten, volles Licht zu verbreiten; vieles mag nur mündlich verhandelt worden sein. Schon im Herbst des Jahres 1272 soll sich Erzbischof Engelbert von Köln nach Böhmen an den Hof König Ottokars begeben haben. Es mögen hier diplomatische Verhandlungen über die Herstellung der Reichsgewalt und die innern Reformen geführt worden sein, wobei die Ansicht des mächtigen Böhmenkönigs, der mit Rom in so innigen Beziehungen stand und der selbst sich mit Gedanken an die Kaiserkrone trug, stark in Betracht kam. Daß aber der Erzbischof dem König die deutsche Krone förmlich angeboten und dieser sie auf den Rat der versammelten böhmischen Großen zurückgewiesen habe, ist ein oft erzähltes, aber unwahres Märchen.

Dieser Bund der rheinischen Fürsten war die Grundlage, auf welcher die Herstellung des Deutschen Reichs zu stande kam. Aber wem sollte die Krone zu teil werden? Gar mancherlei Rücksichten waren zu nehmen, mancherlei Bedenken zu überwinden. Man war in Sorge wegen Ottokar, der, wie wir früher gesehen haben, den ganzen Osten unter seinem Zepter vereinigt hatte und seine auf Zersplitterung und Schwächung der Reichsgewalt gerichtete Politik nach wie vor verfolgte, um selbst die Herrschaft an sich zu bringen; und doch wollte man einen ehrgeizigen, ländersüchtigen Fürsten von slawischer Abkunft, der im Besitz einer so großen Hausmacht war, sich nicht zum Oberhaupt setzen. Man wünschte einen König, der Kraft und Ansehen genug besäße, dem Raub- und Fehdewesen zu wehren und dem Gesetz wieder Geltung zu verschaffen, und doch nicht so mächtig an Land und Leuten wäre, daß die Fürsten selbst in Gefahr kämen, die angemaßten Hoheitsrechte herausgeben oder auf ihre weiteren Pläne verzichten zu müssen. Denn der künftige römische König sollte den Wählern in ihrer kurfürstlichen und landesherrlichen Stellung Garantien bieten, dem Kurfürstenkollegium gewissermaßen einen Anteil an der Regierung einräumen. Darum gab man auch den Gedanken an die Erhebung des Herzogs Ludwig bald wieder auf. Nicht seine Verbindung mit dem staufischen Hause, um derentwillen er längere Zeit mit dem Banne belegt gewesen war, schreckte die Fürsten von seiner Wahl ab, sondern seine große Hausmacht. Auch scheint Ludwig selbst solchen ehrgeizigen Plänen fern gestanden zu haben. Seit der Zeit, da er seine Gemahlin Maria von Brabant wegen Verdachts der Untreue in leidenschaftlicher Aufwallung hatte enthaupten lassen (S. 331), war die Ruhe seiner Seele dahin, und sein früherer Frohsinn wich oft einer finsteren Schwermut. Endlich vereinigte man sich auf den Grafen Rudolf von Habsburg, der zwar in der Schweiz und im Elsaß viele Güter und Schlösser besaß und zu den reichsten Herren seiner Zeit gehörte, aber doch kein zusammenhängendes Ländergebiet beherrschte, welches den andern ein Gegenstand der Furcht hätte sein können, und dessen erprobte Tapferkeit, Kraft und Klugheit zugleich die Gewähr gaben, daß er Gesetz und Recht zu schirmen wissen werde. Damit vereinigte er noch andere Eigenschaften, die ihm einen guten Namen erworben hatten. Die Pilger

Rudolfs Königswahl

und Kaufleute, die über die unsicheren Alpenstraßen zogen, pflegten bei ihm um Geleit nachzusuchen, und weit und breit war es bekannt, wie trefflich er diese Ritterpflicht übte. Erzbischof Werner von Mainz hatte bei seiner Reise nach Rom zur Einholung des Palliums sich durch eigene Erfahrung davon überzeugt. Den Dank, den sich damals Rudolf um den geehrten Reichsfürsten erworben, trug ihm dieser jetzt ab. Auch von der Frömmigkeit des Grafen und seiner Hingebung und Ehrfurcht für Kirche und Klerus wußte man sich viel zu erzählen. Nicht minder bekannt war seine strenge Gerechtigkeit und der Schutz, den er dem Landmann gegen den übermütigen Adel gewährte. Als daher Burggraf Friedrich von Nürnberg, der den Kurfürstenbund aufs eifrigste betrieben hatte und in alle Pläne eingeweiht war, die Blicke der Wähler auf den ihm befreundeten Grafen von Habsburg, den Bruder seiner Frau Elisabeth, lenkte, fand er an dem Mainzer Erzbischof einen warmen Fürsprecher. Auch der Rheinpfalzgraf Ludwig wurde für den Plan gewonnen, als Friedrich demselben die Hand einer Tochter Rudolfs versprach, wodurch derselbe in seinen kurfürstlichen Rechten und der Konradinschen Erbschaft gesichert schien. Ludwigs zweite Gemahlin, Anna, die Tochter des Herzogs Konrad von Schlesien, mit der er in ungetrübter Ehe gelebt hatte, war vor zwei Jahren gestorben. Es war ein eigenes Geschick, daß ein Hohenzollern zuerst aus allen Kräften für die Erhebung eines Habsburgers wirkte. Als sich die vier rheinischen Kurfürsten über die Wahl Rudolfs vereinigt hatten, verabredeten sie auf den September eine Versammlung in Frankfurt. Herzog Albrecht von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg, beide gewonnen durch die Aussicht auf Ehebündnisse mit dem töchterreichen Habsburger, traten auf ihre Seite und schickten ihre Gesandten nach der Mainstadt. Über die siebente Stimme war Streit zwischen Böhmen, dessen Wahlrecht im Sachsenspiegel und in Erlassen der römischen Kurie rechtlich anerkannt war, und dem Herzogtum Bayern, für welches der Pfalzgraf eine von beiden Brüdern gemeinschaftlich zu führende Wahlstimme beanspruchte. Die Versammlung entschied für den letzteren, wodurch Böhmen, dessen Stimme der Bischof Berthold von Bamberg zu führen hatte, thatsächlich ausgeschlossen war. Ottokar erhob jedoch Widerspruch und der Papst erkannte auch nachher die Wahlberechtigung Böhmens an. Darauf übertrugen die Versammelten ihre Stimmen sämtlich dem
29. Sept. 1273. Pfalzgrafen Ludwig, und dieser erwählte den Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen König. Auf Alfons X. von Kastilien, der noch immer den Titel eines römischen Kaisers fortführte und sogar kriegerische Anstalten traf, um in Italien eine feste Stellung zu erringen und seinen Ansprüchen mit den Waffen Nachdruck zu geben, wurde keine Rücksicht genommen.

Das Haus Habsburg. Man hat den Stammbaum des edlen Geschlechts, das sich in der Folge nach der Habsburg nannte, mit den alten Herzögen von Lothringen in Verbindung zu bringen versucht; eine sichere Kunde beginnt jedoch erst mit dem Grafen Guntram unter Otto dem Großen. An der Aar und Reuß war sein Eigen gelegen, woraus sich

die Macht der Habsburger entwickelte; Schwaben ist somit auch die Wiege dieses Geschlechts. Der Graf wurde im Laufe der Zeit der Schirmherr in einem großen Teil des Aargaus; viele freie Leute begaben sich bei ihm und seinem Sohn Konrad, der auf der Altenburg saß, in Schutz; der Druck der Grafen aber war hart und viele vermochten nicht, ihre Freiheit zu wahren. Im elften Jahrhundert saß ein Glied des Hauses, Werner, auf dem bischöflichen Stuhl von Straßburg; er stiftete zu Muri (1027) ein Kloster. Nahe dabei, am Ufer der Aar, auf dem waldigen Wülpelsberg, hatte er zum Schutz seiner Habe eine Burg bauen lassen, die er die Habsburg nannte; der jedesmalige Herr des Schlosses sollte der Erbvogt des Klosters sein. Bei den burgundischen Verwickelungen unter Kaiser Heinrich II. fochten die Habsburger Grafen Konrad (Kanzelin) und Radeboto im kaiserlichen Heere; unter Konrad II. standen sie auf seiten des aufständischen Herzogs Ernst von Schwaben, fanden aber Gnade bei dem Kaiser. Unter Heinrich IV. kämpfte Graf Werner auf seiten des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben, ohne jedoch aus dessen Niederlage Schaden zu leiden. Graf Albrecht III., der Reiche genannt, vermehrte seine Güter ansehnlich durch die Heirat mit Ida, der Gräfin von Pfullendorf und Bregenz, deren Mutter eine Schwester des Welfen Heinrich des Stolzen gewesen. Er war der erste seines Hauses, der urkundlich den Titel eines Landgrafen im Obereilsaß führte, nach dem Aussterben der Grafen von Egisheim. Die Gunst Kaiser Friedrichs I., dem er treu ergeben, häufte Güter und Rechte auf sein Haus. Sein Sohn Rudolf, ein getreuer Anhänger König Ottos IV., zeugte mit seiner Gattin Agnes von Staufen zwei Söhne, Albrecht und Rudolf, die um 1232 die Herrschaften teilten. Der ältere, Albrecht der Weise, erhielt die ursprünglichen Besitzungen des Hauses, die Habsburg, die meisten Güter im Aargau und Zürichgau, die im Sundgau und Breisgau, dazu Säckingen mit der Vogtei über das Frauenstift, die Vogtei über Muri, die Städte Maienberg, Bremgarten, Brugg u. a.; der jüngere Bruder empfing die Besitzungen und Rechte in Schwyz und Sarnen, zu Stans und Buochs, Sempach, Schloß Willisau, Meggenhorn und das Gelände um den Hügel Ramefluh, auf dem sich die neue Habsburg erhob, das halbe Schloß Limburg im Elsaß und Laufenburg im Breisgau. Die Landgrafschaft im Elsaß sollte den Brüdern zunächst gemeinsam zustehen. Danach teilte sich das Geschlecht in die Albrechtinische und Rudolfinische, die Habsburger und Laufenburger Linie. Graf Albrecht war ein entschiedener Ghibelline, während die jüngere Linie sich auf die welfische Seite schlug; so war das Haus gesichert, mochte der Kampf ausgehen, wie er wollte. Heilwig, die Tochter des Grafen Ulrich von Kiburg, gebar ihrem Eheherrn Albrecht von Habsburg drei Söhne; die beiden jüngern, Albrecht, Domherr zu Straßburg und Basel, und Hartmann, erlebten die Erhöhung ihres Hauses nicht; der älteste war Rudolf, der erwählte römische König; eine Tochter, Elisabeth, war an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg vermählt.

Graf Rudolf von Habsburg vor der Königswahl.

Es war am 1. Mai 1218, als die Gräfin Heilwig auf dem Schloß Limburg im Breisgau ihren ersten Sohn gebar, welchen König Friedrich II. über die Taufe hielt und Rudolf nannte; früh wurde der Knabe, wie es die eiserne Zeit erforderte, in den Waffen und dem Kriegshandwerk geübt. Den Grafen Albrecht trieb die Sorge um sein Seelenheil nach dem heiligen Grabe. In der Ahnengruft zu Muri soll er seine Söhne zu Gottesfurcht und Demut, zu Treue und Tapferkeit ermahnt haben; dann zog er im Jahr 1238 mit Richard von Cornwallis nach Syrien und kehrte nicht wieder in die Heimat zurück. Die Brüder verwalteten die väterlichen Güter gemeinsam. Im Jahr 1241 zog Rudolf in Kaiser Friedrichs Heer nach Italien; bald darauf vermählte er sich mit Gertrud, der Tochter des Grafen Burkhart von Hohenberg und Heigerloch, die ihm in langer gesegneter Ehe ein treues Weib blieb; das Weilerthal im Elsaß und

Schloß Ortenburg brachte sie als Heiratsgut mit. Rudolf war es nicht vergönnt, ruhig auf seinem Erbe zu leben; in zahlreiche Fehden verwickelt legte er selten das Schwert aus der Hand. Kaum hatte er die Burg Hugos von Tuffensteln gebrochen, so geriet er in Zwist mit seinen welfisch gesinnten Oheimen, Graf Rudolf dem Laufenburger, und seiner Mutter Bruder, Graf Hartmann dem ältern von Kiburg. Parteihaß und die Meinung, bei der Teilung benachteiligt worden zu sein, entzündeten die Familienfehde. Die Habsburger verwüsteten sich gegenseitig ihre Besitzungen (1242); doch unterlag der Oheim, der nun, von Schulden bedrängt, einen großen Teil seiner Güter an das Frauenmünster in Zürich zu Lehen auftrug. Auch die Fehde mit Graf Hartmann von Kiburg endete glücklich für Rudolf, und der Kiburger gab seine Be-
25. April 1244. sitzungen ebenfalls zu Lehen an den bischöflichen Stuhl von Straßburg, um einen sichern Schutz zu haben. Im Jahr 1249 fand die Gründung der Stadt Waldshut durch Rudolf und seinen Bruder, den Domherrn Albrecht, statt. Zur selben Zeit zog die hohenstaufische Gesinnung des Grafen den Bann auf sein wie auf des Kaisers Haupt; doch vermittelte der der Kirche ergebene Laufenburger Vetter bald eine Versöhnung. Als in einer Fehde mit dem Bischof von Basel, Berchtold von Pfirt, die zum Nachteil des Bischofs endigte, eine Vorstadt von Basel mit einem Kloster in Flammen aufging, wurde der Bannfluch erneuert; doch auch jetzt war der Zwiespalt mit der Kirche von kurzer Dauer. Man hat von da an eine Umwandlung in der Gesinnung des Grafen, eine Annäherung an die welfische Sache erkennen wollen. In der That aber war Rudolf nie ein feuriger Anhänger der Ghibellinen gewesen; dies verbot ihm schon das Interesse seines Hauses, das in den mannigfachsten Beziehungen zu Kirchen und Klöstern stand. Alle die zahlreichen Fehden Rudolfs sind wesentlich auf die ihn beherrschende Vergrößerungs- und Arrondierungspolitik zurückzuführen; ein leidenschaftlicher Krieg zwischen Welfen und Ghibellinen, zwischen Kirche und Reich tritt nirgends hervor. Wohl aber mochte es dem Grafen klar werden, daß das staufische Geschlecht seinem Untergang entgegenreife, und an eine verlorene Sache Gut und Blut zu setzen war nicht der Wille des klugen Habsburgers. Nicht als ob er nun ein Eiferer für die welfische Sache geworden wäre; er sagte sich nicht los von der Staufischen Partei und blieb auch nachher mit Konradin von Schwaben in freundlichen Beziehungen; aber einen hoffnungslosen Kampf für Ideen durfte man nicht von ihm erwarten, und ohnehin ließ der Gegensatz der beiden Parteien an Schärfe nach. In diese Zeit fällt auch die völlige Aussöhnung mit seinen Verwandten, den Laufenburger Vettern und Hartmann von Kiburg. Seit dessen Neffe, Graf Hartmann der jüngere, mit Hinterlassung einer minderjährigen Tochter gestorben war, welkte der uralte Stamm der Kiburger seinem Ende zu. Jener Straßburger Vergabung gemäß sollte das ganze reiche Erbe der unmündigen Tochter zufallen; wurde die Vererbung auf Frauen aufgehoben, so war Graf Rudolf der nächste Erbberechtigte. Der alte Graf Hartmann erkannte in ihm den würdigsten Erben des Kiburger Namens und Besitzes; der Bischof von Straßburg aber war durchaus nicht geneigt, die Urkunde herauszugeben, zumal da bei einem Todesfall der jungen Gräfin Anna das ganze Erbe an das Bistum fallen mußte. Eine Fehde mit dem Bischof von Basel gab dem Grafen Rudolf die gewünschte Gelegenheit, mit den Waffen in der Hand seine Rechte geltend zu machen. Der Bischof, Walter von Geroldseck, lag zu der Zeit in schwerem Streit mit seiner Stadt Straßburg; beide Parteien rüsteten sich zum Kampf und suchten Bundesgenossen; auf seiten der Bürger standen die Habsburger Grafen Rudolf und sein Vetter Gottfried nebst andern Edlen; den Bischof unterstützte der Erzbischof von Trier. Bei
1262. Hausbergen schlug Herr Otto von Ochsenstein die Bischöflichen; Kaisersberg und die Feste Reichenstein wurden genommen. Die Thore von Kolmar öffnete der Schultheiß

Hans Rösselmann dem Grafen Gottfried; auch die Stadt Mülhausen trat zu Habsburg über. Allenthalben war der Bischof unterlegen; dennoch beugte er seinen harten Sinn nicht. Erst als er kummervoll ins Grab gesunken war (1263), gab sein Nachfolger, Heinrich von Geroldseck, nach und stellte dem Grafen Hartmann die Urkunde zurück. Im Jahr 1264 stieg Graf Hartmann von Kiburg, der letzte eines edlen Stammes, in die Gruft, und der Habsburger, nunmehr auch Graf von Kiburg, nahm das Erbe an der Aar und am Rhein in Besitz. Außer Kiburg gehörte dazu die Landgrafschaft im Thurgau, Mellingen, die Lenzburg, die Stadt Aarau mit der Umgegend u. a. In Schwaben und dem obern Burgund war der Habsburger nun der mächtigste Herr; die Grafen von Savoyen allein konnten sich mit ihm messen. Vom St. Gotthard bis zum Schwarzwald, vom Bodensee bis zu den Vogesen erstreckten sich seine Güter und Rechte; weit und breit galt sein Ansehen und sein schiedsrichterliches Urteil. Wohl mochte der Graf daran denken, der Erbe des jungen Konradin im Herzogtum Schwaben zu werden, und bei einer neuen Besetzung des Thrones hätte man ihn schwerlich übergehen können. Man sieht, wie unrecht es ist, wenn man, auf Grund einiger geringschätzigen Ausdrücke in einem Schreiben König Ottokars an den Papst, von der Erhebung des armen Grafen von Habsburg spricht; in der That gab es unter den kleineren Herren in jenen Gegenden keinen mächtigern. Die benachbarten Edelleute, die mit Mißgunst auf die Ausbreitung der Habsburger Macht sahen, erhoben neue Fehden. Herr Luitold von Regensberg, ebenfalls ein Neffe des alten Kiburgers, verband sich mit seinen Freunden und Verwandten gegen den Habsburger. Die Reichsstadt Zürich, durch des Freiherrn von Regensberg Stolz zurückgewiesen, stellte sich in dem bevorstehenden Krieg unter Rudolfs Schutz. Das Zeichen zum Ausbruch der Fehde gaben die Ritter von Toggenburg, die durch Überfall italienischer Warenzüge den Handel störten. Graf Rudolf belagerte ihre Burg Utznaberg und nahm sie endlich ein (April 1267); das wechselnde Waffenglück, die Gewaltthaten und Kriegslisten können wir nicht im einzelnen verfolgen. Bald nachher zog der Graf, mit dem Abt von St. Gallen verbündet, gegen den Bischof von Basel; wiederum wurde die Landschaft verheert und verwüstet, bis sich der Bischof zu einer Entschädigungssumme verstand. Ein Kaufvertrag bei der Heirat der jungen Gräfin Anna von Kiburg mit Eberhard von Habsburg (1271) vergrößerte abermals Rudolfs Besitzungen, und die Verlobung seines ältesten Sohnes Albrecht mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Meinhart von Görz und Tirol, warf neuen Glanz auf das Habsburger Haus. — Eine neue Fehde mit Basel eröffnete ihm die Aussicht, die Schirmvogtei über das Bistum zu erringen, und in dieser Hoffnung sagte er der städtischen Partei, die sich zum Stern nannte und mit den „Psittichen" in heftigem Kampfe lag, seine Hilfe zu. Auf beiden Seiten des Rheins tobte der Kampf, das feste Tüffenstein ward gebrochen, bis vor die Thore der Stadt wütete Brand und Mord; bei einem Ausfall ward der Bürgermeister, Hugo Marschalk, als er sich zu weit vorwagte, erschlagen. Noch war der Graf im Lager vor Basel, als ihm der Burggraf Friedrich von Nürnberg seine Wahl zum König anzeigte; sogleich ward Friede geschlossen; denn nun ward der Habsburger auf einen größeren Schauplatz berufen. Die Fehden, die der Graf begonnen, durfte der erwählte König nicht ausfechten.

Überall tritt uns Graf Rudolf entgegen als ein Mann von rastlosem Streben und unermüdlicher Thatkraft, den Blick stets auf nahe, erreichbare Ziele gerichtet, mit scharfem Auge seinen Vorteil erspähend. Wo es galt, seine Hausmacht abzurunden und zu befestigen, mußten ihm Unterhandlungen, Verträge und Waffengewalt dienen. Er hat nie grundlos Fehden gesucht, aber als echter Charakter des Grafen.

Ritter ist er auch keinem Feind aus dem Wege gegangen und mit seltenem Glück ging er überall als Sieger hervor. Man wußte viel zu erzählen von seinen listigen Anschlägen: wo die Gewalt der Waffen nicht ausreichte, liebte er es, zu trügerischen Kriegslisten zu greifen, und nie schlug ihm eine Unternehmung fehl. „Sitz fest, Herr Gott, auf deinem Stuhl, sonst verdrängt dich der Graf von Habsburg", sprach einst der Bischof von Basel. Dabei aber rühmen die Zeitgenossen einstimmig die echte Ritterlichkeit und den frommen Sinn des Grafen. Kein anderer Herr in Schwaben war so bekannt und so geachtet wie Rudolf. Die hagere Gestalt, die das gewöhnliche Maß weit überragte, das blitzende Auge und die kühne Adlernase, das schlichte Wams, das er zu tragen liebte, machten ihn leicht kenntlich. Im gewöhnlichen Leben sparsam, wußte er auch, wo es galt, Prunk zu entfalten.

Die Krönung. Auf die Kunde von seiner Wahl eilte Rudolf unverzüglich nach Frankfurt, wo die Kurfürsten versammelt waren; es mußte ihm vor allem darum zu thun sein, mit seinen Wählern in Einverständnis zu handeln. Darum war es das erste, daß er denselben alle Wahl- und Krönungskosten zu ersetzen versprach und ihr gegenwärtiges Besitztum zusicherte. Darauf zogen die Kurfürsten mit dem König nach Mainz, wo ihm die Reichskleinodien überreicht wurden, und dann, von einer unabsehbaren Volksmenge begleitet, in die alte Krönungsstadt Aachen. Hier wurde Rudolf mit seiner Gemahlin Gertrud durch die Hand des Erzbischofs
24. Okt. 1273. Engelbrecht von Köln gesalbt und mit der Krone Karls des Großen gekrönt, nachdem er gelobt hatte, den katholischen Glauben und die Kirche zu schirmen, das von Gott ihm anvertraute Reich zu verteidigen, ein gerechter Richter Armen und Reichen, ein Beschützer der Witwen und Waisen zu sein. In schöner Eintracht verlief das Fest; ein Rangstreit der Erzbischöfe von Köln und Mainz wurde glücklich beigelegt. Die Vermählung der königlichen Töchter Mathilde und Agnes mit den Herzögen Ludwig und Albrecht erhöhte die Festfeier. Verleihungen, Gnadenbezeigungen und Belohnungen erfolgten zahlreich jetzt und in der nächsten Zeit; alte Rechte und Freiheiten wurden bestätigt und neue erteilt. Zugleich wurde verordnet, alle entfremdeten Reichsgüter aufzusuchen und zu restituiren; doch scheint diese Maßregel von geringem Erfolg gewesen zu sein. Die Verschleuderung der Reichsgüter in früherer Zeit hatte es dahin gebracht, daß eine Königsgewalt, die sich auf das Vermögen der Krongüter stützte, nicht mehr möglich war. Nur auf Grund einer starken Hausmacht war der König den Kurfürsten gewachsen und konnte eine von ihnen unabhängige Stellung einnehmen; für dieses Ziel hatte der Graf tüchtig vorgearbeitet und auch der König behielt dies stets im Auge.

Rudolfs Stellung zum Papste. Von entscheidender Wichtigkeit war die Stellung, die das neue Königtum zur römischen Kurie einnehmen würde, zumal die Macht des Böhmenkönigs, die einzige Gewalt im Reich, die dem Neuerwählten die Anerkennung versagte, bisher mit Rom im innigsten Bunde gestanden. Rudolf suchte daher

vor allem zu dem päpstlichen Stuhl in gutes Einvernehmen zu treten. Wir kennen den friedliebenden Kirchenfürsten, der damals als Gregor X. die Tiara trug (S. 354). Diesem zeigte Rudolf sogleich in demutsvollen Ausdrücken seine Wahl an, die ohne sein Zuthun durch den einstimmigen Willen der Kurfürsten erfolgt sei, und bat um Anerkennung und Verleihung des kaiserlichen Diadems. Ein Schreiben des Erzbischofs von Köln begleitete den Brief des Königs und beschrieb den Hergang. Aber auch Ottokar trug die Sache dem Papste vor; er stellte die Unrechtmäßigkeit der Wahl, den Ausschluß der böhmischen Stimme, dar, die zum Schutz der Kirche lange nicht ausreichende Macht des armen Grafen, der den Bettelsack mit der Kaiserkrone zu vertauschen strebe; und bei den frühern innigen Beziehungen zwischen Rom und Böhmen war die Entscheidung der Kurie nicht mit voller Sicherheit vorauszusehen. Eine fein berechnete Denkschrift des staatsklugen Bischofs Bruno von Olmütz suchte darzuthun, daß bei der Ohnmacht des deutschen Königtums die böhmische Macht der einzige Hort der Kirche, die einzig feste Stütze der Christenheit sei. Die deutschen Fürsten werden darin beschuldigt, aus Eigennutz die Wahl eines mächtigen Reichsoberhauptes zu hintertreiben, um in ihren selbstsüchtigen Bestrebungen nicht gehindert zu sein. Mit grellen Farben werden die Mißstände in Staat und Kirche geschildert, um die Notwendigkeit eines starken Königs darzuthun. Bei dieser Lage der Dinge war das Konzil von Lyon, dessen Beschlüsse wir früher kennen gelernt (S. 354 f.), auch für das Reich von der größten Bedeutung. Aber Rudolf und seine Ratgeber wußten, auf welche Weise der Papst am sichersten zu gewinnen sei. Ein Mann von nüchterner Anschauungsweise faßte der Habsburger das Verhältnis von Papsttum und Kaisertum ganz anders auf als seine hohenstaufischen Vorgänger. Ihm war an der Herrschaft in Italien wenig gelegen; um den Preis der Anerkennung seiner Wahl war er bereit, alle Zugeständnisse der früheren Kaiser an den apostolischen Stuhl zu bestätigen. Schon in seinem ersten Schreiben hatte er sich demütig dem Papste zu Füßen geworfen; jetzt versicherte er durch seine Abgesandten, daß er die römische Kirche stets wie eine Mutter ehren, den Befehlen des Papstes in allen Stücken gehorchen, die Feinde des Glaubens mit aller Macht bekämpfen werde. Gregor sah ein, welche Vorteile der Kirche aus der Verbindung mit einem König von solcher Gesinnung erwachsen würden. Er war daher bald entschlossen, mit Rudolf von Habsburg, auf den sich die Stimmen aller Reichsfürsten vereinigt hatten, Hand in Hand zu gehen. Als Rudolfs Kanzler und Bevollmächtigter im Namen seines Herrn alle von den früheren Kaisern, insonderheit von Otto IV. und Friedrich II. ausgestellten Urkunden über das Patrimonium Petri und alle Besitzungen des römischen Stuhles in Italien bestätigte, wurden die Boten des Königs zugelassen und damit die Wahl der Kurfürsten anerkannt. Auf Grund dieser Urkunden mit ihrem oft gefälschten und fast immer unbestimmten und ungenauen Inhalt konnten die Päpste alle möglichen Ansprüche geltend machen.

Es war eine feierliche Bestätigung des Kirchenstaats in seiner damaligen und künftigen Gestalt; es war ein Konkordat, in welchem Rudolf auf die alten Kaiserrechte in Rom und in Italien verzichtete, sich jedes Anspruchs auf Sizilien begab und sich von der hohenstaufischen Kaiserpolitik lossagte; es war das Geständnis, daß der neue König entschlossen sei, die alte Kaiserpolitik zu verlassen und fortan nicht im Kampfe, sondern im Bunde mit dem Papsttum eine auf neuen Grundsätzen beruhende Herrschaft aufzurichten. Rudolf erklärte sich bereit, nicht nur persönlich alle früheren Privilegien und Zugeständnisse zu beschwören, sondern auch die deutschen Fürsten darauf zu verpflichten. Der Papst stieß die dargebotene Hand nicht zurück: „er erinnerte sich wieder der wohlthätigen Wechselbeziehung beider Gewalten, der Kirche und des Reichs, dieser feindlichen Geschwister, welche ein geheimer sympathischer Zug aneinander gefesselt hielt; er sprach nicht mehr in Gleichnissen von Sonne und Mond, sondern erkannte, daß die Kirche im Geistlichen, das Reich im Weltlichen die höchste Autorität sei“; er gestand offen, daß nur in dem einträchtigen Zusammenwirken beider Gewalten zu einem gemeinsamen Ziele die Christenheit gedeihen könne, daß, wie es den Kaisern und Königen obliege, die Freiheiten und Rechte der Kirche zu schützen und ihr zeitliches Gut nicht anzutasten, so das Oberhaupt der Kirche die Pflicht habe, die Könige in der vollen Integrität ihrer Macht zu erhalten. Gregor erkannte daher ohne Rückhalt den Habsburger als Reichsoberhaupt an und lud ihn zur Kaiserkrönung ein. Ottokar wurde ermahnt, sich dem neuen König zu unterwerfen, und als derselbe zauderte und zuvor Garantien für den Fortbesitz seiner Länder forderte, gab Gregor den getreuen Sohn der Kirche preis. Alfons
Juni 1275. von Kastilien, mit dem Gregor auf der Heimreise von Lyon in Beaucaire eine Zusammenkunft hatte, wurde nach langem Sträuben dahin gebracht, daß er seine Ansprüche auf das Kaisertum aufgab oder wenigstens keine Versuche zur praktischen Geltendmachung derselben wagte. Ottokar dagegen wollte nur gegen die Zusicherung seines Länderbesitzes sich dem neuen König fügen und knüpfte, um den Papst von einer entschiedenen Parteinahme abzuschrecken, mit Karl von Sizilien und mit den Guelfenstädten in Oberitalien geheime Verbindungen an. Aber Gregor blieb seinem Vorsatz treu. Auf der Rückreise nach Rom hatte er
Okt. 1275. mit Rudolf eine Zusammenkunft in Lausanne, am lieblichen Ufer des Lemanischen Sees, wo die in Lyon abgeschlossenen Verträge aufs neue bestätigt und Verabredungen über die Kaiserkrönung und einen von dem deutschen König zu unternehmenden Kreuzzug getroffen wurden. Die stattliche Erscheinung des deutschen Fürsten, der dem Kirchenhaupte hier zuerst sich im vollen Glanze des Königtums zeigte, machte einen günstigen Eindruck. Sie schieden als Freunde und Verbündete; mit dem freudigen Gefühle, dem Papsttum die Anerkennung aller jener Rechte und Ansprüche erworben zu haben, um welche seine Vorgänger lange und blutige Kriege mit den Hohenstaufen geführt hatten, kehrte Gregor X. über die Alpen zurück. Er hatte erlangt, daß die deutschen Fürsten die Verleihung

der Kaiserkrone als ein päpstliches Privilegium anerkannten; wenn er aber erwartete, der Habsburger würde um die Erlangung derselben große Opfer bringen, um diesen Preis im Dienste der Kirche großen Eifer entfalten, so sollte er bald eine andere Überzeugung gewinnen. Rudolfs Geist war mit praktischeren Dingen beschäftigt. An einen Kreuzzug hat er wohl nie im Ernst gedacht, wenn er gleich aus dem von Gregor zu diesem Zweck bewilligten Zehnten einige Vorschüsse erhalten haben mag, und selbst die Kaiserkrone schien ihm durch eine Romfahrt, die ihn in die Wirren des von Parteien zerrissenen Italiens hineingezogen hätte, zu teuer erkauft. Wie sehr auch der Papst wünschen mochte, im Verein mit dem Kaiser als Friedensstifter und Schiedsrichter aufzutreten und dem apostolischen Stuhl den Ehrenvorsitz unter den hadernden Gewalten und Faktionen zu erkämpfen, Rudolf trug kein Verlangen nach der schönen Halbinsel, welche die Heldenkraft der Hohenstaufen aufgerieben, er mied das Land, wo, wie in eine Löwengrube, viele Spuren hineinwärts und keine hinauswärts führten. Er sandte Botschaften dahin, versprach seine baldige Ankunft, knüpfte Verbindungen an mit der mächtigen Familie della Torre in Mailand, mit den Städten Piacenza, Lodi, Cremona; aber der baldige Tod des edlen Papstes und der rasche Wechsel seiner Nachfolger (S. 355) raubte ihm vollends alle Lust zu einem Römerzug. Der staatskluge Sinn des Königs erkannte wohl, daß er seine Herrschaft auf andere Grundpfeiler stützen müsse, und daß die von Gregor ihm vorgezeichnete Politik dem Kaisertum keine reale Macht zu geben im stande sei; darum lenkte er gleich anfangs in andere Bahnen ein.

2. Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen.

In den Verhandlungen zwischen dem Papste und Rudolf war die wichtige Frage wegen der österreichischen Länder, die seit Jahren dem Reich entfremdet waren, absichtlich mit Schweigen übergangen worden. Rudolf wollte die Einmischung der Kurie in innere Angelegenheiten des Reichs verhindern. Doch war er von Anfang an fest entschlossen, die Rechte des Reichs auf die Ostländer geltend zu machen. Der erste Schritt dazu geschah im Frühjahr 1274, als sich Rudolf zu Hagenau mit dem Erzbischof von Salzburg, Friedrich von Walchen, und den Bischöfen von Regensburg und Passau gegen alle Widersacher des Reichs verband. Diese Kirchenfürsten waren mit dem übermächtigen böhmischen Nachbarn in mancherlei Streitigkeiten geraten, und ihr Interesse führte sie naturgemäß auf die Seite von Ottokars Gegnern. Die Spitze des Hagenauer Bundes war denn auch offenbar gegen diesen gerichtet. Einen Anhänger fand der Böhmenkönig jedoch gleich anfangs an Herzog Heinrich von Bayern, der mit seinem Bruder Ludwig in ewigen Fehden lag und daher durch dessen wachsendes Ansehen noch mehr gereizt ward; auf einer Zusammenkunft zu Pisek berieten sich

Böhmen und das Reich.

Okt. 1274.

Ottokar und Heinrich über die gemeinsam zu ergreifenden Maßregeln. So waren auch in dieser Frage die beiden feindlichen Brüder von Bayern in offenem Zwiespalt.

Der Reichstag zu Nürnberg. 11. Nov. 1274. Die wichtigen politischen Angelegenheiten der Zeit sollten auf einem Reichstag, den Rudolf nach Nürnberg berief, zur Sprache kommen. Neben den Fürsten, die, wie Herzog Ludwig und Burggraf Friedrich, die Wahl Rudolfs hauptsächlich unterstützt hatten, waren es meist geistliche Fürsten aus Süddeutschland, welche sich daselbst einfanden. Bei Eröffnung des Reichstags trat Rudolf auf und fragte: Wer der Richter sei, wenn der römische König über heimgefallene oder entzogene Reichsgüter und über andere dem Reich oder dessen Oberhaupt zugefügte Unbilden gegen einen Reichsfürsten Klage führe. Einhellig erklärte die Versammlung, das sei von alters her das Amt des Pfalzgrafen bei Rhein. Dieser bestieg nun den Richterstuhl und entschied mit Zustimmung der Versammelten: der König solle von allen Gütern, die Kaiser Friedrich vor dem Bann besessen, sowie von allen heimgefallenen und gewaltsam okkupierten Reichsgütern Besitz ergreifen. Wer ohne rechtmäßigen Grund Jahr und Tag verabsäumt, um den Empfang seiner Lehen nachzusuchen, solle derselben verlustig gehen. An den König von Böhmen erging sodann die Ladung, binnen neun Wochen vor dem Richterstuhl des Pfalzgrafen in Würzburg zu erscheinen; als jedoch dieser Termin unbeachtet verlaufen war, erstreckte man die Frist bis auf eine Reichsversammlung, die im nächsten Mai zu Augsburg zusammentreten sollte. Inzwischen war Rudolf eifrig darauf bedacht, sein Ansehen in jenen südöstlichen Ländern zu verstärken. Seine Hagenauer Verbündeten, insbesondere den Erzbischof von Salzburg, forderte er auf, sich gegen die böhmische Tyrannei zu erheben, er heiße alle Schritte in dieser Richtung gut.
27. Febr. 1275. Sodann erteilte er dem vielgeprüften Philipp, einst Erzbischof von Salzburg (S. 335), das Herzogtum Kärnten, Krain und die Mark; freilich ward derselbe nur als Werkzeug gebraucht und nie hat er es zu Ansehen und Einfluß gebracht.

Reichstag zu Augsburg. Mai 1275. Auf dem Reichstag zu Augsburg wurde das Verfahren gegen Ottokar weiter geführt. Wieder waren neben dem Pfalzgrafen Ludwig vorzugsweise kleinere Fürsten aus Süddeutschland erschienen; aber auch der Böhmenkönig und Herzog Heinrich von Bayern schickten ihre Boten. Der Bischof Wernhart von Seckau bestritt im Namen Ottokars die Rechtmäßigkeit der Wahl Rudolfs, indem er gegen die Teilnahme des Herzogtums Bayern an der Königswahl Einsprache erhob. Die Versammlung entschied jedoch für die Rechtmäßigkeit der Wahl und die Gültigkeit der bayrischen Kurstimme. Mit Ottokars Weigerung, den gewählten König anzuerkennen, mußten die österreichischen Länder als heimgefallene Reichslehen betrachtet werden. Der Burggraf von Nürnberg wurde daher an Ottokar entsandt, um denselben zur Herausgabe derselben zu ermahnen. Umsonst bot ihm dieser die Aussöhnung mit Rudolf und den Besitz der ererbten Reiche Böhmen und Mähren an, falls er die österreichischen Länder

freiwillig abtrete; der stolze Mut Ottokars empörte sich gegen eine solche Zumutung. Mit der Zurückweisung der Anträge des Burggrafen war die Losung zum Kampfe gegeben, doch fühlte sich Rudolf im Augenblick noch nicht stark genug, das Schwert zu ziehen. Er mußte zuvor eine festere Stellung im Reich und eine größere Zahl deutscher Fürsten für seinen Zweck zu gewinnen suchen. Darum war er zunächst bemüht, die schon durch die Augsburger Entscheidung gelockerte Verbindung zwischen Ottokar und Heinrich von Bayern vollends zu lösen und den letzteren mit seinem Bruder Ludwig zu versöhnen.

Diese Aussöhnung der feindlichen Brüder zu vermitteln übernahm Bischof Leo von Regensburg. Wirklich gelang es ihm, die jahrelangen Fehden durch einen Waffenstillstand zu beendigen, der dann zu einem Friedensschluß zu Regensburg führte. Wurde schon dadurch Herzog Heinrich für die Partei Rudolfs gewonnen, so gestaltete sich das Verhältnis noch inniger, als Rudolf dem Sohne Heinrichs, Otto, seine Tochter Katharina verlobte und ihm Oberösterreich als Brautschatz verpfändete. Damit hatte Ottokar einen Mann verloren, auf dessen Unterstützung er fest gerechnet. Heinrich von Bayern gewonnen. 29. Mai 1276.

Es war eine schwierige Aufgabe, die gelöste Ordnung des Reichs wieder zu befestigen und die einzelnen Gewalten, die sich während des Interregnums schon an völlige Unabhängigkeit gewöhnt und ungezügelt nur dem eigenen Vorteil nachgestrebt hatten, zu einer Gemeinsamkeit des Handelns in einem höheren Interesse zu vereinigen und für den Plan einer habsburgischen Hausmacht zu gewinnen. In keinem Teil des Reichs aber war eine solche Fülle aufstrebender Herrschaften, geistlicher wie weltlicher, vorhanden, als im Westen und Südwesten. Die hohenstaufische Erbschaft in **Schwaben**, auf die auch König Alfons Anspruch erhoben, hatte ein natürliches Band zwischen Herzog Ludwig von Bayern und Rudolf geknüpft. Die schwäbischen Herren lagen teils in offenem Kampf gegen den König; Markgraf Rudolf von Baden, seit lange ein erbitterter Gegner des Habsburgers, wurde erst nach heftiger Fehde zur Unterwerfung gebracht; auch die Grafen von Freiburg, von Grüningen, Pfalzgraf Gottfried von Tübingen-Böblingen u. a. waren im Krieg gegen die Reichsmacht, und einzelne Waffenthaten des Königs vermochten nicht einen sichern Zustand und eine feste Ordnung herzustellen. Gegen die zunehmende Macht des kleinen Herrenstandes die Reichsfürsten aufzubieten, dazu konnte sich Rudolf nicht entschließen. Er hätte sich dadurch ganz in die Hände derselben gegeben. Er suchte daher den Markgrafen von Baden und andere seiner bedeutendsten Gegner teils durch rasches Vorgehen, teils durch schonende Handreichung zu entwaffnen und sich in den Städten treue Bundesgenossen zu gewinnen. Rudolfs Stellung im Reich. 1. Westdeutschland. Schwaben.

Ein natürliches Gegengewicht gegen den Herrenstand fand Rudolf in den **Städten**, denen er von Anfang an besondere Sorgfalt zuwandte. Vielen Reichsstädten wurden ihre alten Privilegien aufs neue bestätigt, die Stadtbriefe erweitert, das Versprechen gegeben, die Vogteien nie zu veräußern oder die Städte selbst zu verpfänden. Basel, Straßburg, Bern, Ulm, Mühlhausen und zahlreiche andere Reichsstädte empfanden die gnädige Hand des Königs. Alle Städte, sprach eine Urkunde vom 20. September 1274 Die deutschen Städte.

aus, welche dem König und dem Reiche gehören, sollen von jeder fremden Gerichtsbarkeit frei sein. In der Wetterau und am Mittelrhein lagen die Bürger ebenfalls in ewigem Kampf mit dem Herrenstand, wodurch der Handel und das bürgerliche Leben schwer geschädigt wurden; die Städtebünde richteten wenig aus. Auch hier gewährte Rudolf den Städten Unterstützung; Worms, Frankfurt wurden die Privilegien und die Unabhängigkeit bestätigt. Aber es gab auch Streitigkeiten, denn die königliche Schutzherrschaft war mit hohen Abgaben verbunden; in Frankfurt, Friedberg, Oppenheim u. a. O. kam es zu Unruhen gegen das Regiment des Königs. Besonders lagen in Köln und Mainz die Bürger mit den Erzbischöfen in heftigem Streit, und die große Macht der beiden Kurfürsten ließ große Vorsicht nötig erscheinen. In Köln hatte Erzbischof Konrad von Hochstaden, dann sein Nachfolger Engelbert über das Münzrecht, das Steuerwesen und andere Fragen seit Jahren einen erbitterten Kampf mit den Bürgern geführt, der, bald gesühnt, bald wieder in hellen Flammen ausbrechend, nie zu einer endgültigen Lösung gekommen war. Die Bürgerschaft spaltete sich dann selbst in zwei Parteien; ein Teil verband sich mit dem Erzbischof, ein Teil mit den benachbarten Herren, den Grafen von Jülich, Geldern, Berg und Katzenelnbogen. Der Erzbischof unterlag und wurde gefangen genommen, die Stadt Köln aber lag vier Jahre unter dem Interdikt (S. 314). Rudolf nahm sich auch hier der Bürger an; er bestätigte ihre Privilegien, gab ihren Machtboten freies Geleit und nahm sie in seinen und des Reiches Schutz. Dadurch sah sich Erzbischof Engelbert in seinen Hoffnungen und Ansprüchen getäuscht, und das gespannte Verhältnis artete später unter seinem Nachfolger (seit 1275), dem fehdelustigen Siegfried von Westerburg, in offene Feindschaft aus. Während sich dieser anfangs mit der Bürgerschaft zu vertragen schien und sie vom Bann löste, suchte er sich gleichzeitig durch Bündnisse, mit Walram von Limburg, mit den beiden andern rheinischen Kirchenfürsten u. a. zu stärken. Erst viel später näherte sich Erzbischof Siegfried wieder dem König, als ihre Interessen mehr zusammengingen. Noch mehr Rücksicht mußte Rudolf auf den Erzbischof Werner von Mainz nehmen. Er bestätigte (12. März 1275) das städtefeindliche Edikt Kaiser Friedrichs vom Jahr 1232, wodurch die eidgenossenschaftlichen Verbindungen, die Selbstverwaltung der städtischen Behörden in den bischöflichen Städten zu gunsten der bischöflichen Herrschaft bedeutend eingeschränkt waren. Doch wurden auch in Mainz der Bürgerschaft alte Privilegien, Freiheit von fremder Gerichtsbarkeit u. a. gewährleistet. Die Macht des Erzbischofs und seines starken Anhangs, worunter Graf Eberhard von Katzenelnbogen hervorragte, bestimmte Rudolf zu großer Nachgiebigkeit; ihm zu Liebe verhängte er auch über Heinrich von Hessen, der mit dem Erzbischof in Streit lag, die Reichsacht (Januar 1274), aus welcher derselbe erst nach viertehalb Jahren gelöst ward. Erzbischof Heinrich von Trier hielt sich, nachdem er bei der Königswahl und zu Lyon im Interesse Rudolfs gewirkt und reichen Lohn davongetragen hatte, den Reichsangelegenheiten fern. Dieselbe Politik, möglichste Begünstigung der Städte, die dafür reiche Abgaben zu zahlen hatten, und daneben Schonung der fürstlichen Interessen, befolgte Rudolf auch in den schwäbischen und bayrischen Städten, in Augsburg, Regensburg, Passau u. a. O.

[Margin: Köln. — Mainz.]

[Margin: Die Markgrafen von Baden. — Hermann der Heilige. † 1074. — Hermann II. † 1130. — Hermann III. † 1160.]

Um diese Zeit wurde der Grund zur Markgrafschaft Baden gelegt. Des Zähringers Hermann des Heiligen (VI, 617) gleichnamiger Sohn Hermann II. erbte von seiner Mutter das Ebersteinsche Schloß Baden mit den Hütten und Höfen, die auf den Trümmern der römischen Stadt Aurelia erstanden waren, und von seinem Vater die Herrschaft Hochberg im Breisgau und das Dorf Backnang an der Murr. Seine beiden Nachfolger Hermann III. und Hermann IV. waren ritterliche Männer, die im Gefolge König Konrad III. und Kaiser Friedrich Barbarossas im

Morgenlande wie in Italien große Kriegsthaten vollbrachten und zum Lohn die veronesische Markgrafschaft, die ihr Großvater besessen, zurückerhielten. Hermann IV. starb im fernen Antiochia, ehe er Jerusalem erreicht hatte. Sein Sohn, Hermann V. der Streitbare, bewahrte dem Hohenstaufen Friedrich II. die angestammte Treue, obgleich er sich dadurch große Feindschaft und manche Fehde zuzog. Unter seiner langen, thätigen Regierung gewann die Markgrafschaft an Umfang durch die Erwerbung der Städte Durlach, Ettlingen, Sinsheim und Eppingen. Seine Gemahlin gründete das Nonnenkloster Lichtenthal bei Baden, wo beide Gatten begraben liegen. Von seinen beiden Söhnen erlangte der ältere, Hermann VI., durch seine Vermählung mit der Erbtochter von Österreich dieses Herzogtum und wurde der Vater jenes unglücklichen Friedrich von Baden (auch „Friedrich von Österreich" genannt), der mit Konradin von Schwaben auf dem Schafott zu Neapel endete; der jüngere Rudolf erbte die Stammgüter an der Murr und pflanzte das Geschlecht fort. Während des großen Zwischenreichs riß Rudolf gleich vielen anderen Fürsten mehrere Reichslehen und Rechte an sich. Als nun Rudolf von Habsburg nach seiner Erhebung diese wieder zurückverlangte, trat der Markgraf dem Bunde bei, den der Graf von Württemberg mit den mächtigsten Herren von Schwaben und Helvetien geschlossen, um gegen den König das Erworbene zu behaupten. Aber des Habsburgers gutes Schwert und rasche Entschlossenheit trieb die Feinde bald zu Paaren. Er rückte in Schwaben ein, eroberte unter andern die Städte Baden, Durlach, Mühlburg und Grezingen und schreckte seine Gegner so, daß der Bund sich bald auflöste und Markgraf Rudolf nebst den übrigen Gliedern sich beeilte, mit dem König Frieden zu schließen und ihm Gehorsam zu geloben. Dieser, dem damals noch der schwere Kampf mit Ottokar bevorstand, kam den Reuigen wohlwollend entgegen. Er gab dem Markgrafen die eroberten Burgen und Städte zurück. Durch seine kluge und tapfere Haltung in den späteren Kämpfen der schwäbischen Herren gegen den König wußte Markgraf Rudolf in einer Reihe kleiner Fehden seine zerstreuten Besitzungen zu einem zusammenhängenden Ganzen zu vereinigen; dadurch wurde er der eigentliche Begründer der Markgrafschaft Baden, welche die fruchtbaren Fluren an der Murg und Pfinz mit den Städten Baden, Pforzheim, Durlach, Ettlingen u. a. umfaßte. Sein Nachfolger Hermann VII. verband damit noch Schloß und Herrschaft Eberstein.

Hermann IV. † 1190. Hermann V. † 1243. 1245. Hermann VI. † 1250. Markgraf Rudolf. † 1288. Hermann VII. † 1291.

Während das wieder aufgerichtete Königtum sich hauptsächlich auf die süddeutschen Herren und Bischöfe stützte, konnte Rudolf in Norddeutschland nirgends auf Teilnahme rechnen. Das sächsische Haus war zersplittert. Nach Albrechts I. Tod (1260) herrschte sein Sohn gleiches Namens, Rudolfs Schwiegersohn und der einzige der norddeutschen Fürsten, der in guten Beziehungen zu ihm stand, in Obersachsen; sein Bruder Johann erhielt das Herzogtum Niedersachsen und herrschte zu Lauenburg. Nach dem Tode Heinrichs des Fetten, des Bruders des ältern Albrecht (1267), teilten seine Söhne das Gebiet von Anhalt; Bernhard herrschte zu Bernburg, Siegfried zu Zerbst. Alle diese Linien lagen in beständigem Streit über Güter und Rechte, und die Reichsgewalt war ohne alles Ansehen. Die Markgrafen von Brandenburg, von immer steigender Macht in jenen nordöstlichen Gegenden, standen entschieden auf seiten Ottokars, mit dem sie verwandtschaftlich verbunden waren. Auch die welfischen Herzöge von Braunschweig kümmerten sich wenig um das Reich. Seit dem Jahr 1267 war auch hier der Besitz zwischen den Söhnen des im

2. Norddeutschland. Sachsen. Brandenburg.

Jahr 1252 verstorbenen Herzogs Otto geteilt; Albrecht herrschte in Braunschweig, Wolfenbüttel, Göttingen; Johann in Lüneburg, Hannover, Celle u. a. O. Albrecht „der Große“ erweiterte in unaufhörlichen Fehden sein Gebiet. Die Besitzungen beider Brüder wurden dann noch mehrfach geteilt. Thüringen war nach dem Aussterben der alten Landgrafen an den Markgrafen Heinrich von Meißen gekommen, der seinem ältern Sohn Albrecht Thüringen und die Pfalzgrafschaft Sachsen, seinem jüngern Dietrich die Markgrafschaft Landsberg abtrat. Wilde Fehden der streitsüchtigen Grafen, wobei der Sohn sich gegen den Vater erhob, waren an der Tagesordnung und brachten das Land in einen Zustand heilloser Zerrüttung, ohne daß Rudolf irgendwelchen Einfluß gewinnen konnte. Die Grafen vergriffen sich ungescheut am Reichsgut und hielten entschieden zu Ottokars Partei.

Thüringen.

Um die norddeutschen Gebiete dem Reiche zu erhalten und die Ordnung einigermaßen herzustellen, übertrug Rudolf später (1277) die Reichsverweserschaft über den ganzen Norden den Herzögen Albrecht von Sachsen und Albrecht von Braunschweig und nach dessen Tod (1279) den Markgrafen von Brandenburg. Großen Erfolg hatte auch diese Maßregel nicht; denn das fürstliche Interesse stand der Herstellung einer starken Reichsgewalt entgegen. Eine Stütze für die Herrschaft König Rudolfs im Norden bildeten nur die großen Handelsstädte, vor allem Lübeck, das von der Raubsucht der benachbarten Grafen viel zu leiden hatte. Rudolf bestätigte den Lübeckern die alten Privilegien und empfahl sie dem Schutz des Königs Magnus von Norwegen. Fortan finden wir die Lübecker stets in guten Beziehungen zu Rudolf; aber freilich hatten die Hansestädte ihre hohe Blüte ganz anderen Umständen zu verdanken als dem schwachen Schutze des Reichs.

Lübeck.

Die Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Anhalt. Albrecht der Bär, † 1170.

Jener Albrecht der Bär, der in den Kämpfen der Welfen und Hohenstaufen eine so hervorragende Rolle gespielt, erweiterte das Gebiet der Markgrafschaft Brandenburg durch glückliche Kriege wider die Wenden, zog flandrische und niederländische Kolonisten „aus den Wasserlanden“ in die Mark und erhob Brandenburg an der Havel, wohin er seinen Sitz von Stendal verlegte, zur Hauptstadt. Ein altsächsisches Volkslied sagt von Friedrich dem Rotbart, Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bär: „das waren drei Herren, die konnten die Welt verkehren“; aber während die beiden andern ihre Kraft über fernen Unternehmungen verzehrten, wuchs Albrechts Gründung rasch und glänzend empor. Eine Reihe meist hochbegabter und kühn strebender Nachfolger führte das Begonnene weiter und verlieh der Markgrafschaft nicht bloß einen erweiterten Umfang, sondern auch eine fast unumschränkte Macht. Der Markgraf war hier von Reichs wegen „die höchste und einzige Obrigkeit, oberster Richter, oberster Kriegsherr, Obereigentümer von Grund und Boden“. Albrechts ältester Sohn, Otto I., erbte die Mark, der zweite, Bernhard, das auf die Gegend von Wittenberg und die Ebene von Lauenburg beschränkte Herzogtum Sachsen, dessen Name folglich auf Länder übertragen wurde, welche Albrecht der Bär kurz zuvor größtenteils den Wenden entrissen hatte. Auf Otto I., welcher auf dem Reichstag zu Mainz 1182 zum erstenmal das Amt eines „Reichserzkämmerers“ verrichtete, folgte sein Sohn gleiches Namens, ein schwacher, gegen geistliche Einflüsse höchst nachgiebiger Fürst, der dem Erzstift Magdeburg die Altmark schenkte, jedoch unter der Bedingung, daß sie als erbliches Lehnsgut bei seinem Geschlechte verbleiben sollte. Als Anhänger der Hohenstaufen wider Heinrich den Löwen und Otto IV. wurde er in viele Kämpfe mit der Welfenpartei und mit den Dänen verflochten. Sein Bruder Albrecht II. trat nach

Otto I. 1170–1184.

Otto II. 1184–1206.

Albrecht II. 1206–1221.

König Philipps Ermordung auf die Seite des Welfenkönigs Otto IV. und blieb ihm ein treuer Bundesgenosse, selbst als der Hohenstaufe Friedrich II. in Deutschland erschien. Um die abgetretenen Länder in der Altmark wieder von der geistlichen Lehnsabhängigkeit zu befreien und zugleich im Interesse der Welfischen Partei, führte er einen heftigen Krieg wider den Erzbischof von Magdeburg, Friedrichs II. Verbündeten, bis die Schlacht bei Bouvines den Sieg der hohenstaufischen Sache entschied. Gedrängt von dem Dänenkönig Waldemar, mit dem Friedrich einen Bund geschlossen, suchte der Markgraf sich mit dem neuen Reichsoberhaupt zu verständigen. Doch erst als Otto IV. in Braunschweig aus dem Leben geschieden, kam eine Ausgleichung zu stande (S. 49 ff.). Albrecht, welcher als der Gründer von Berlin angesehen wird, hinterließ zwei unmündige Söhne, Johann I. und Otto III., welche (bis 1226 unter Johann I. 1221—1266.
Vormundschaft ihrer Mutter Mathilde) die Regierung über die Mark Brandenburg Otto III. 1221—1267.
gemeinschaftlich führten. Streitbar und fehdelustig suchten sie die verwirrten Verhältnisse Norddeutschlands unter der späteren Regierung Friedrichs II. zur Vergrößerung ihrer Besitzungen zu benutzen. In jugendlichem Mute tummelten sie sich in mehrjährigen Fehden mit den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt und dem Markgrafen von Meißen umher und fochten, trotz mancher Wechselfälle und einer vorübergehenden Gefangenschaft Ottos durch Heinrich von Meißen, zuletzt alles mit großer Anstrengung und ritterlicher Tapferkeit siegreich aus. Es waren aber auch treue Brüder, die wacker zusammenhielten; einer deckte den andern, keine Eifersucht, alles, Kampf und Ruhm gemeinschaftlich. „Auch ihr Freund und Schwager Otto von Braunschweig, der erste Herzog des Landes (S. 167), vergalt den Jünglingen dankbar die Hilfe, welche sie ihm so hochherzig in der Not geleistet hatten, als ihnen dasselbe begegnete." Die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt wurden bei Gladigau 1240.
besiegt und letzterer gefangen, worauf in einem Frieden die Lehnsherrschaft des Erz- 1244.
stifts über die Altmark aufgegeben werden mußte und die Markgrafen wieder in den vollen Besitz ihres ganzen Landes kamen. Im Kampfe Friedrichs II. wider die Päpste hielten sie treu zum Kaiser, der ihnen dafür die Oberlehnsherrlichkeit über Pommern verlieh. Diesem Anrechte gab ihr gutes Schwert Nachdruck. Sie nötigten die Herzöge Wratislaw von Demmin und Barnim von Stettin, ihnen das Land Stargard und die Ukermark zu unterwerfen. Um die Mitte des Jahrhunderts erwarben die Brü- 1250.
der vom Herzog Boleslaw von Niederschlesien die Landschaft Lebus und Sternberg und gründeten die Stadt Frankfurt a. d. Oder. Nach Friedrichs II. Tod erkannten sie Wilhelm von Holland, der die Tochter Ottos von Braunschweig, ihre Nichte, zu seiner Gattin erhoben, als König an. Dafür bezeigte dieser den Markgrafen man- 1252.
cherlei Gunst, gestattete ihren Unterthanen für Handlungsgüter Zollfreiheit in Holland und Seeland und belehnte sie mit der dem Reiche gehörigen Burg und Stadt Zerbst. Die wichtigste Erwerbung für die Mark war jedoch die des Landes jenseit der Oder, damals Slavien genannt. Nachdem die Brüder die Polen an der Warthe geschlagen, erbauten sie die Stadt Landsberg, tauschten von dem Tempelherrenorden Soldin ein 1257.
und dehnten ihre Besitzungen immer weiter aus. Auch an den Kämpfen der Deutschherren gegen die Preußen nahm Markgraf Otto teil, und seinen Schwager Ottokar von Böhmen unterstützte er in den Unternehmungen gegen Ungarn (S. 327). „Aber nicht nur der Glanz kriegerischer Thaten fällt auf das Andenken an diese Brüder, noch weit mehr zeichnet sie zugleich die Einsicht und Kraft aus, mit der sie ihr Land regierten. Besser als durch Burgen sicherten sie ihre Eroberungen, wie ihr großer Ahnherr Albrecht der Bär, durch Erbauung vieler Städte und Dörfer, welche sie mit den ihnen treuen deutschen Kolonisten bevölkerten und so das wüste Land in Anbau brachten. Den inneren Frieden erhielten sie kräftig, sorgten für Sicherheit der Straßen,

begünstigten die Städte durch Privilegien, durch Einrichtung neuer und Verbesserung alter Ordnungen, steuerten den Mißbräuchen, schützten und belebten Gewerbe und Handel, so daß bereits unter ihnen Stendal dreihundert Tuchmacher gehabt haben soll. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Johann I. Köln an der Spree anlegte (1240); das ältere Berlin war bereits so ansehnlich, daß Frankfurt (1253) berlinisches Recht erhielt. Streitigkeiten ihrer Vorfahren mit den Hochstiftern des Landes verglichen sie billig, waren freigebig gegen Kirchen und Klöster wie gegen Templer und Johanniter und stifteten das Kloster Chorin." Durch die mehr als vierzigjährige Regierung der Brüder erlangte die Markgrafschaft Brandenburg solches Ansehen, daß ihre Herrscher dem bevorrechteten Kreise der Kurfürsten zugezählt wurden. — Nach dem Tode der beiden Brüder ging die Markgrafschaft in zwei Linien auseinander, in die Johanneische oder **Stendaler** und in die Ottonische oder **Salzwedeler**. Aber trotz dieser Teilung des Hauses in zwei Linien, deren jede zahlreiche Glieder hatte, verfiel die Macht nicht, weil alle Brüder und Vettern zusammenhielten und einträchtig handelten. Unter
Otto IV. † 1309. den sieben Söhnen Johanns I. sind Markgraf **Otto IV.** „mit dem Pfeile", den wir früher als Minnesänger kennen gelernt haben (S. 463), und von den vier Söhnen
Otto V. † 1298. des anderen Bruders Markgraf **Otto V.**, den wir später in Böhmen finden werden, die bekanntesten. Sie brachten in dem Kriege Albrechts des Unartigen von Thüringen mit seinen Söhnen einige Landstriche, Schlösser und Ortschaften an sich, und Otto IV. verschaffte seinem Bruder Erich nach einem langen wechselvollen Kriege mit Magdeburg, wobei er selbst in Gefangenschaft geriet und sich durch ein Lösegeld von 4000 Mark
1281. Silbers loskaufen mußte, den erzbischöflichen Stuhl in jener Elbstadt. Den Herzog Przemislaw, der sich des Gebiets von Danzig bemächtigen wollte, ließen die Markgrafen, als er sich sorglos in Rogosno aufhielt, überfallen. Er wehrte sich und fand
1291. seinen Tod. Nach dem Absterben fast aller der zahlreichen Zweige des anhaltischen
Waldemar. † 1319. Stammes kamen die Besitzungen an Ottos IV. Neffen **Waldemar**, der als Markgraf und Kurfürst von Brandenburg einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit war und zugleich viele treffliche Eigenschaften besaß. „Er war ein kühner und unternehmender Krieger. Im Durst nach Thaten warf er sich aus einer Fehde in die andere, und die Fürsten von Mecklenburg, die Herzöge von Pommern, von Polen, die Markgrafen von Meißen und die Landgrafen von Thüringen fühlten die Schwere seines Armes." Die Macht und Größe seiner Herrschaft erhöhte er durch Pracht und glänzende Hofhaltung. Freigebig bis zur Verschwendung zog er viele Ritter in seine Nähe und liebte Unterhaltung und lustige Gesellschaft. Aber nach seinem Tode kamen schlimme Jahre über Brandenburg.

Meißen, Thüringen und Sachsen. a. Die Markgrafschaft Meißen. Konrad aus dem Hause Wettin. † 1157.

Die Markgrafschaft **Meißen** nebst andern Besitzungen an der Elbe und Saale wurden von Kaiser Lothar dem Grafen **Konrad** „dem Großen" aus dem alten Geschlechte der Grafen von **Wettin** verliehen (VI, 619). Ein tapferer Kriegsmann, der unter Lothars Fahne gegen die Normannen in Unteritalien stritt, für Verbreitung des Christentums gegen die Abodriten in Mecklenburg das Schwert führte und mit den Nachbarn, insbesondere Heinrich dem Jüngeren von Eilenburg, manchen Strauß ausfocht, war er doch zugleich bemüht, sein Land durch Ansiedelung flämischer Kolonisten zu bevölkern und zu kultivieren. Sein letztes Lebensjahr verbrachte er als Mönch auf dem Petersberg bei Halle, während seine fünf Söhne die Stammgüter des Hauses
Otto der Reiche. † 1190. unter sich teilten. Sein Erstgeborner, **Otto**, von den großen Einkünften aus den neuentdeckten Bergwerken von Freiberg der „Reiche" genannt, erbte die Markgrafschaft Meißen, welcher er noch die Herrschaft Weißenfels durch Kauf beifügte. Die Teilung beider Länder gab Veranlassung zu Streitigkeiten in der eigenen Familie. Sein ältester Sohn Albrecht erhob die Waffen gegen den Vater und den jüngeren Bruder Dietrich.

Otto wurde von dem eigenen Sohn auf einem Schlosse bei Grimma gefangen gehalten
und erst auf Verwendung des Kaisers in Freiheit gesetzt. **Albrecht** bemächtigte sich Albrecht. † 1195.
des Schatzes, den sein Vater im Kloster Celle niedergelegt hatte, und setzte den Krieg
wider den Bruder Dietrich fort. Wir haben früher (VI, 819) den Ausgang des
Krieges und die Besitznahme des Landes durch Kaiser Heinrich VI. kennen gelernt.
Der baldige Tod dieses Hohenstaufen und die darauf folgende Zerrüttung des Reiches
machten es dem Markgrafen **Dietrich** möglich, mit Hilfe seines Schwiegervaters Her- Dietrich. † 1221.
mann von Thüringen sich des Meißner Landes samt den Bergwerken wieder zu be-
mächtigen und auch die Niederlausitz damit zu vereinigen. Mit der Stadt Leipzig
wurde er bei der Stiftung des dem heil. Thomas geweihten Augustinerklosters in
Streitigkeiten verwickelt, die bis zu seinem Tod dauerten. Die Pleißenburg und zwei
andere Zwingburgen sollten die Bürgerschaft im Gehorsam halten. Wie den seines
Bruders Albrecht schrieb man auch Dietrichs Tod einer Vergiftung zu. Ihm folgte sein
jüngster Sohn **Heinrich**, der später den Beinamen „der Erlauchte" erhielt, in einem Heinrich der Erlauchte. 1221—1288.
Alter von drei Jahren. Sein Oheim, Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl
der heil. Elisabeth, übernahm die Vormundschaft. Nach erlangter Volljährigkeit führte
Heinrich mancherlei Kriege, bald gegen die heidnischen Preußen, bald gegen die Branden-
burger Markgrafen wegen eines streitigen Landstrichs, und in der schweren Zeit des
„Zwischenreichs" wußte er den Vorteil seines Hauses wohl zu wahren. Bei der Ver-
lobung seines Sohnes Albrecht mit der Kaisertochter Margarete erhielt er das Pleißner-
land mit den Städten Chemnitz, Zwickau, Krimmitschau u. a. O zum Unterpfand für
die festgesetzte Mitgift von 10.000 Mark Silbers. Noch wichtiger war die Erwerbung b. Landgrafschaft Thüringen und Hessen.
der **Landgrafschaft Thüringen**. Kaiser Konrad II. hatte einst dem Grafen
Ludwig mit dem Barte, einem Verwandten seiner Gemahlin Gisela, einen unan- Ludwig mit dem Barte.
gebauten Landstrich in der Nähe des Thüringer Waldes zum Geschenke gemacht, den † 1056.
dieser durch Kauf und Erbschaft vergrößerte. Sein Sohn **Ludwig „der Springer"** Ludwig der Springer.
hatte während der unruhigen Regierung König Heinrichs IV. die **Wartburg** bei 1056—1123.
Eisenach gebaut, die von jener Zeit an der Herrscherssitz blieb, hatte an der Unstrut die 1070.
Stadt Freiburg gegründet und (wie es heißt, zur Sühne eines an Pfalzgraf Friedrich
von Sachsen verübten Mordes) das Kloster Reinhardsbrunn in einer reizenden Berg- 1089.
landschaft gestiftet, fortan das Familienbegräbnis des Hauses. Ludwigs Sohn gleiches Landgraf Ludwig I.
Namens hatte nicht nur durch seine Vermählung mit Hedwig von Gudensberg ansehn- 1123—1140.
liche Ländereien in **Hessen** an sein Haus gebracht, sondern auch von Kaiser Lothar die
Würde eines Landgrafen erhalten, ein Richteramt mit herzoglichen Rechten, womit die
Oberhoheit über die benachbarten Lande und Edelleute verbunden war. Sein Nach- Ludwig II. der Eiserne.
folger gleiches Namens wurde wegen der Strenge, womit er den Übermut des trotzigen 1140—1172.
Adels bändigte und der Bedrückung des Volkes wehrte, der Eiserne genannt. Ein treuer
Anhänger Friedrich Barbarossas, dessen Schwester er in die Ehe genommen, stand er
demselben tapfer zur Seite, sowohl auf seinen Zügen nach Italien, als in den Kämpfen
wider Heinrich den Löwen, wodurch sich seine Macht und sein Gebiet vergrößerten, so
daß seine Nachkommen, Ludwig III. „der Milde", welcher bei dem Erlöschen des Ge- Ludwig III. 1172—1190.
schlechts der Grafen von Sommerschenburg die **Pfalzgrafschaft Sachsen** erwarb
und nach vielen Kämpfen gegen die Welfen in Deutschland (VI, 738) und in Italien
auf der Heimkehr vom Kreuzzug auf Cypern starb, sein Bruder, der hochgefeierte **Her-** Hermann I. 1190—1216.
mann, dessen Sohn Ludwig IV. „der Heilige", welcher in Otranto als Friedrichs II. Ludwig IV. 1216—1227.
Begleiter auf dem beabsichtigten Kreuzzug den Tod fand, und des letzteren Bruder, der
Gegenkönig **Heinrich Raspe**, zu den angesehensten Fürsten Deutschlands gehörten. Heinr. Raspe 1227—1247.
Als mit dem Tode des letztern der landgräflich-thüringische Mannsstamm erlosch, nahm
sein Schwager, der erwähnte Heinrich der Erlauchte von Meißen, dem schon vorher im

Falle einer Erledigung Friedrich II. die Anwartschaft zugesprochen und zum voraus die Belehnung erteilt hatte, Besitz von der thüringischen Landgrafschaft nebst der Pfalz Sachsen und allen dazu gehörenden Lehen und brachte die thüringischen Vasallen zu
1249. dem Unterwerfungsvertrag von Weißenfels, worin sie ihn als ihren Oberherrn anerkannten. Da aber Sophie, Ludwigs des Heiligen Tochter und Gemahlin Herzog Heinrichs II. von Brabant, für ihren Sohn Heinrich das Kind die ganze Erbschaft, besonders alle Allodialbesitzungen, ansprach und sogleich Hessen in Besitz nahm und auch noch der Herzog von Braunschweig und der Graf Siegfried von Anhalt als Bewerber auftraten, so konnte der Markgraf erst nach langen Kämpfen in dem „Thüringischen Erbfolgekrieg" zu seinem Ziel kommen. Albrecht von Braunschweig, Sophies Schwiegersohn, und Graf Heinrich von Anhalt, Siegfrieds Bruder, wurden von den Söhnen des
1263. Markgrafen Albrecht und Dietrich zwischen Halle und Wettin besiegt und in Gefangenschaft geführt und mußten ihre Freiheit durch Geld und Landabtretungen erkaufen. Nachdem man lange mit den Waffen gekämpft und das Land großen Schaden erlitten,
1265. einigte man sich schließlich dahin, daß Thüringen mit der Markgrafschaft Meißen und dem Pleißnerland verbunden wurde, dagegen Sophies Sohn Heinrich Hessen erlangte, womit einige Zeit nachher die Würde eines Landgrafen verbunden ward. Heinrichs
Albrecht der Unartige. 1288–1314. des Erlauchten Sohn war Albrecht der Unartige, der, wie erwähnt, zuerst mit dem Vater und dem Bruder Dietrich von Landsberg, dann mit den eigenen Söhnen in unaufhörlicher Fehde lag.

c. Herzogtum Sachsen. Bernhard aus dem Hause Anhalt. † 1211. Bernhard, der erwähnte Sohn Albrechts des Bären aus dem Hause Askanien oder Anhalt, erlangte von Friedrich I. für den im Welfenkrieg geleisteten Beistand die Würde eines Herzogs von Sachsen, so jedoch, daß die Bischöfe und Grafen des ihm untergeordneten östlichen Sachsen wieder in den Besitz der Reichsunmittelbarkeit gesetzt wurden, um welche Heinrich der Löwe die meisten von ihnen gebracht hatte, und er daher im Vergleich mit seinem machtvoll herrschenden Vorgänger eine sehr unbedeutende Stellung einnahm und sich zeitweise nur mit Mühe behauptete. Doch erweiterte er von der Burgwarte Wittenberg, seinem gewöhnlichen Sitz, aus seine Besitzungen
Albrecht I. 1211–1260. nach Norden und Osten. Von seinen beiden Söhnen folgte Albrecht I. dem Vater im Herzogtum Sachsen, das er über Lauenburg und Nordalbingien ausdehnte, während sein Bruder Heinrich „der Fette" die anhaltischen Familienbesitzungen erbte und
Albrecht II. 1260–1298. Stammvater des Hauses Anhalt wurde. Albrechts Sohn gleiches Namens erbte die wittenbergischen Lande, indes sein Bruder Johann die lauenburgischen Territorien erhielt. Beide führten den Titel: Herzog von Sachsen und Reichserzmarschall, und brachten durch Kauf die Burggrafschaft Magdeburg an ihr Geschlecht, die dann in der Folge ausschließlich der Wittenberger Linie verblieb. Von seinem Schwiegervater König Rudolf von Habsburg empfing Albrecht die Grafschaft Brena als erledigtes Reichslehen.
Rudolf I. 1298–1356. Unter Albrechts II. Sohn Rudolf erhob sich Streit zwischen der lauenburgischen und Wittenberger Linie über die Kurwürde, ein Streit, der erst in der „goldenen Bulle" zu gunsten der letzteren entschieden ward. In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erlosch die wittenbergische Linie des askanischen Mannsstammes, worauf die Besitzungen nebst der Kur an den Markgrafen Friedrich den Streitbaren vom Hause Wettin fielen.

Rudolfs Ziele. Wir sehen aus diesen Andeutungen, wie wenig die Reichsgewalt gegenüber den fast völlig selbständigen Landesfürsten zu bedeuten hatte. Eine Wiederherstellung des Reichs in den alten Formen und Ordnungen mußte einem scharfblickenden Fürsten wie Rudolf unmöglich erscheinen. Die Zukunft seiner Krone und seines Hauses mußte auf andere Grundlagen gestützt werden. Nur der Besitz

einer fürstlichen Macht gab die Sicherheit, daß die Nachkommen des Königs Rudolf nicht dereinst wieder als Grafen von Habsburg hausen würden. Eine Herstellung des Herzogtums Schwaben hätte zu heftigem Konflikt mit dem Erben der hohenstaufischen Besitzungen, Herzog Ludwig, der kräftigsten Stütze Rudolfs, geführt. Die Gründung einer habsburgischen Hausmacht konnte somit nur im Südosten stattfinden. Dieses Ziel hat Rudolf von Anfang an ins Auge gefaßt und nie aus dem Auge verloren. Hatte er ja doch als Oberhaupt des Reichs das Recht und die Pflicht, die österreichischen Länder dem Reichsverband wieder einzufügen. Rudolf hatte fort und fort daran gearbeitet, in jenen Ländern Einfluß zu gewinnen und die Ottokarsche Monarchie zu erschüttern; am erfolgreichsten wirkte hier der Erzbischof Friedrich von Salzburg in seinem Interesse.

Die Partei Rudolfs in den österreichischen Landen.

Der Salzburger Kirchenfürst hatte die benachbarten Bischöfe in die Koalition gegen Ottokar hineingezogen; nun regte sich auch der Adel in Kärnten und Steiermark mächtig gegen die böhmische Herrschaft. Die Grafen von Görz und Tirol verglichen sich mit dem Salzburger Erzstift; die Grafen von Ortenburg, Heunburg, Pfannberg sehnten sich schon lange nach Befreiung. Wohl merkte der Landeshauptmann von Steiermark, Milota von Diediz, die Gährung im Lande, das Mittel aber, das er ergriff, indem er fremde Kriegsmänner in die festen Plätze legte, erhöhte die Mißstimmung. Mit Freuden empfing König Rudolf Herrn Hartneid von Wildon, der ihn im Namen der Steirer um Hilfe und Schutz bat. Scharfe Bewachung der Grenzen und Geiselstellung sollten das Land in der Treue gegen Böhmen halten. Im salzburgischen Gebiet, wo der Sitz der Koalition gegen Ottokar war, begann auch die Fehde. Im Jahr 1275 wird uns viel von kleinen Raubzügen und Plünderungen auf dem Gebiete des Erzstifts und Ottokars berichtet, Fehden, wie sie in jener Zeit nie ruhten, jetzt aber doch gewaltige Ereignisse ankündigten. Einen getreuen Anhänger hatte Rudolf auch in Bischof Heinrich von Trient, der sich oft in seinem Gefolge befand und vor allem Verbindungen Rudolfs mit den Tiroler Grafen vermittelte. Dagegen standen viele Kirchen und Klöster, wie das Bistum Seckau, auf seiten Ottokars, der mit freigebiger Hand Gnaden austeilte; ebenso die österreichischen Städte, voran Wien unter seinem kräftigen Bürgermeister Paltram. Aber selbst in Böhmen regte sich der Adel gegen Ottokars Regiment. Schon früher war Herr Borso von Riesenburg gegen Ottokar aufgestanden; im Jahr 1276 fiel das ganze Geschlecht der Witkowitz (Rosenberg) ab; und auch in der nächsten Umgebung des Königs lag die streng tschechische Partei mit den bisher begünstigten Fremden in argem Zwiespalt; Ottokar selbst scheint die alte Spannkraft in dieser Zeit, wo sich schwere Stürme um sein Haupt zusammenzogen, verloren zu haben. An Rudolf ergingen seitens des Erzbischofs von Salzburg dringende Mahnungen, die Gährung im Lande schleunig zu benutzen und die Bedrohungen und Beschädigungen, denen das Erzstift fortwährend ausgesetzt sei, abzuwenden. Aber Rudolf ging mit der größten Vorsicht zu Werke. Noch hatte er ja keine feste und sichere Macht zur Verfügung; an die Aufbietung eines starken Reichsheeres war nicht zu denken; die süddeutschen Fürsten waren die einzigen, auf die er sich verlassen konnte; Geldmittel waren wenige vorhanden. Um so mehr mußten bei der Unzulänglichkeit der Hilfsquellen Rudolfs Verbindungen im Lande gekräftigt und geeinigt werden. Die Tiroler Grafen wurden für die Sache des Königs vollständig gewonnen, als Rudolf seinen ältesten Sohn Albrecht mit Elisabeth, der Tochter Mein-

hards von Tirol, vermählte und diesem selbst Aussichten auf den Besitz von Kärnten eröffnete. Auch der Patriarch von Aquileja, Raimund della Torre, trat, besorgt über den zunehmenden Einfluß Ottokars in seinem Gebiet und seine noch weiter gehenden Ansprüche, der Koalition bei, nachdem Rudolf durch kluge Vermittelung den Patriarchen mit seinem alten Feind, dem Grafen Albert von Görz, ausgesöhnt und beide für sich gewonnen hatte. So war das Reich Ottokars im Innern arg zerrüttet, und es bedurfte nur eines kräftigen Schlages, daß es in Trümmer fiel.

Die Erhebung in Österreich. 1276. Am 24. Juni 1276 wurde die Reichsacht über Ottokar ausgesprochen und der Krieg erklärt. Der Erzbischof von Salzburg schleuderte den Bann auf des Königs Haupt, und Predigermönche zogen von Ort zu Ort und riefen zum Kampf gegen den Böhmenfürsten auf. Nach dem von dem Erzbischof von Salzburg entworfenen Kriegsplan sollte der Hauptangriff sich gegen Eger richten und dann, wenn Ottokar mit der Verteidigung seines Landes beschäftigt sei, die österreichischen Länder gegen die böhmische Herrschaft aufstehen. Die für Rudolfs Sache gewonnenen Edelleute säumten denn auch nicht, die Waffen zu erheben, bevor noch ein Reichsheer im Anzug war. Die Seele der Empörung waren die Grafen von Tirol und Görz. Meinhard von Tirol brach gleich nach der Kriegserklärung in Kärnten ein, Graf Albert von Görz in Krain, wo ihm jedoch der alte Schenk von Habspach, den Ottokar zum Landeshauptmann eingesetzt, kräftigen Widerstand leistete. In Steiermark hielt der tapfere Milota das böhmische Banner hoch, bis sich Graf Meinhard, der zum Reichsvikar ernannt worden, anschickte, auch in dieses Gebirgsland einzubrechen. Da erklärte 19. Sept. 1276. eine große Anzahl steirischer Edelleute, die sich im Kloster Rein versammelten, darunter die angesehensten Namen, Graf Heinrich von Pfannberg, die Herren von Heuuburg, Pettau, Wildon, Otto von Liechtenstein, öffentlich ihren Entschluß: als Reichsvasallen dem römischen König Rudolf zu dienen und sich nur durch den Tod voneinander zu treunen; wer seinen Eid breche, habe sein Leben verwirkt. Der Aufstand der Edelleute war von dem besten Erfolge begleitet. Vergeblich leisteten einige geistliche Herren, wie der Bischof von Seckau, und mehrere Städte, wie Judenburg und Grätz, Widerstand. Milota und die meisten böhmischen Burgherren verließen das Land, als die Nachricht kam, König Rudolf ziehe an der Donau herab. So brach die Herrschaft Ottokars in Kärnten und Steiermark jäh zusammen.

Rudolfs Vorgehen. Ottokar sah dem Angriff Rudolfs mit großer Ruhe entgegen; er hatte sein Heer in den Grenzgegenden um Töpel aufgestellt und überließ sich sorglos den Freuden des Jagdlebens, wohl wissend, daß die Macht des römischen Königs nicht ausreiche, einen wirksamen Angriff auf Böhmen zu machen. Rudolf erkannte selbst, daß er zu schwach sei, „deu Löwen in seiner Höhle aufzusuchen“, und entschloß sich zur Abänderung des Kriegsplans. Seine Streitkräfte bestanden ja hauptsächlich aus süddeutschen Rittern und kleinen Herren; unter deu großen Fürsten konnte er allein auf den Pfalzgrafen sicher rechnen. Die geistlichen Fürsten waren zu wirksamer Kriegsleistung nicht zu bewegen. Er-

mutigt durch die Nachricht von den Ereignissen in Kärnten und Steiermark zog er daher die Donau hinab, um in das Herz von Österreich vorzudringen. In Regensburg traf er mit Herzog Heinrich von Bayern zusammen und erneuerte die angeknüpfte Verbindung; hier wurde der Ehebund zwischen den beiderseitigen Kindern beschlossen und dann zu Passau dem Herzog als Pfand für den Brautschatz das Land ob der Enns angewiesen. Hier sammelten sich auch die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Bischöfe von Würzburg, Regensburg und Chiemsee zu den weltlichen Herren, die des Königs Gefolge ausmachten. Rasch ging der Zug nun weiter; am 18. Oktober ward das Lager vor Wien Das Heer vor Wien.
aufgeschlagen, welches stark befestigt dem römischen König zu trotzen entschlossen war. Die Görzer und Tiroler, die Kärntner und Steirer sollten hier zu Rudolf stoßen. Aber schon war auch Ottokar im Anrücken, nachdem er Rudolfs veränderten Kriegsplan erfahren. Auf dem linken Donau-Ufer von Krems bis nach Korneuburg lagerte das böhmische Heer. Das befestigte Klosterneuburg fiel durch einen kühnen Handstreich dem Pfalzgrafen in die Hände. Die Heere lagen sich zu beiden Seiten der Donau gegenüber, ohne daß es einem von beiden gelang, das jenseitige Ufer zu erreichen. Der Besitz von Wien war von entscheidender Wichtigkeit. Schon fünf Wochen leisteten die Bürger Widerstand; aber die Mißstimmung in der Stadt war groß, und alles drängte zur Übergabe. Die Stadt kapitulierte endlich und wurde von Rudolf in den Schutz des Reiches aufgenommen.

Nach diesem Ereignis neigte man beiderseits zum Frieden. In der Umge- Der Friedensschluß.
bung Rudolfs waren die meisten Stimmen gegen eine Fortsetzung des Kampfes, dessen Erfolg niemand vorhersagen konnte, und bei Ottokar wirkte der Bischof von Olmütz in vermittelndem Sinne. Die mangelhafte Unterstützung seitens seiner norddeutschen Verbündeten, des Herzogs Heinrich von Breslau und des Markgrafen von Brandenburg, und die drohenden Rüstungen der Ungarn, unter denen eine mächtige Partei, den Tavernicus Joachim an der Spitze, für einen Bund mit Rudolf wirkte, trugen ebenfalls zu dem Entschluß des böhmischen Königs bei, die österreichischen Länder aufzugeben und sich dem Habsburger zu unterwerfen, um so wenigstens sein Stammland zu retten. Als Rudolf sich schon zum Übergang über die Donau anschickte, brachte Bischof Bruno die Nachricht, Ottokar wolle Frieden halten und sich unterwerfen. Schiedsrichter sollten die Bedingungen festsetzen; Pfalzgraf Ludwig und Bischof Berthold von Würzburg führten Rudolfs Sache, Ottokar bevollmächtigte den Markgrafen Otto von Brandenburg und Bischof Bruno. Im Lager vor Wien fällten diese ihren 21. Nov. 1276
Spruch.

Acht und Bann sollten zurückgenommen werden, fester Friede und aufrichtige Eintracht fortan die beiden Könige verbinden und alle Diener darin aufgenommen sein. Der böhmische König verzichtet auf alle Rechte und Ansprüche in Österreich, Steier, Kärnten, Krain, der Mark, Eger und Portenau und nimmt die angestammten Länder Böhmen und Mähren nach

alter Sitte vom Reiche zu Lehen; alle Geiseln, Gefangenen und Bürgen sollen zurückgestellt werden und Rudolf sich verpflichten, die Rechte und Freiheiten Wiens, die sich unter Ottokar bedeutend erweitert hatten und in der Folge zu langen Kämpfen Anlaß gaben, anzuerkennen. Im siebenten und achten Artikel waren die folgereichsten Punkte festgesetzt. Danach sollte ein Ehebündnis zwischen Ottokars Tochter Kunigunde und Rudolfs Sohn Hartmann geschlossen werden und Ottokar dabei auf alle Lehen und Besitzungen in Österreich, selbst im Todesfall seiner Tochter, verzichten. Es sollte dadurch in Zukunft jeder Einfluß des böhmischen Königs in Österreich vernichtet werden. Dieser aber erkannte die Folgen dieser Verzichtleistung sehr wohl und wußte die Heirat zu hintertreiben. So ist dieser Punkt die Quelle des erneuerten Kriegs geworden. Günstig für Böhmen war die Übereinkunft, wonach Rudolfs Tochter Guta mit Ottokars Sohn Wenzel vermählt und letzterem für die Mitgift 4000 Mark jährlicher Einkünfte in Österreich am linken Ufer der Donau mit Ausnahme von Krems und Stein verpfändet werden sollten, eine Pfandschaft, die bei Wenzels Tod an Böhmen fallen sollte: denn in der That war diese Verpfändung nicht viel verschieden von einer Abtretung des nördlichen Teils von Niederösterreich. — In diesen Frieden waren auch die Ungarn mit eingeschlossen und die Herstellung der alten ungarischen Grenzen ausbedungen worden. Nach deutschen Reichsländern aber ließ Rudolf den Ungarnkönig die Hand nicht ausstrecken. Im nächsten Jahr wurde die Verbindung zwischen Rudolf und Ungarn dadurch noch fester geknüpft, daß sich Andreas, der Bruder des Ungarnkönigs Ladislaus, mit Rudolfs Tochter Klementia verlobte und beide Könige auf einer Zusammenkunft in Hainburg sich treue Bundesgenossenschaft gelobten. Ohne selbst Opfer zu bringen, hatte sich somit der kluge Habsburger in Ungarn eine unbedingt ergebene Macht geschaffen, die ihm in dem unausbleiblichen kriegerischen Zusammenstoß mit Böhmen von dem größten Nutzen sein mußte.

Die Lage in Österreich nach dem Frieden. 1277. Am 25. Nov. fand die feierliche Belehnung Ottokars mit Böhmen und Mähren statt und am folgenden Tag die Unterzeichnung und Beschwörung der Verträge. Aber der Frieden trug nicht den Charakter einer ernstlichen und dauernden Aussöhnung; er glich mehr der Waffenruhe zwischen zwei lauernden Kämpfern, die ihrer Kraft augenblicklich noch mißtrauen und neue zu sammeln trachten. Das Schicksal der österreichischen Länder war noch unsicher. Ottokar fühlte bald Reue und Mißmut und suchte die Gründung einer habsburgischen Hausmacht in den Donauländern auf jede Weise zu hindern, während Rudolf alles aufbot, die dem Reiche zurückeroberten Länder zu ordnen und sich als Landesherr darin festzusetzen. Er richtete einen Landfrieden auf, schloß Verträge mit den Edelleuten und Städten und suchte die Bischöfe von Salzburg, Passau, Regensburg u. a. durch mancherlei Zugeständnisse dahin zu bringen, daß sie ihre österreichischen Kirchenlehen an seine Söhne übertrugen.

In dem kurz nach Rudolfs Einzug in die Hauptstadt Wien erlassenen Landfrieden, der bis zum 25. Dez. 1281 gültig sein sollte, hieß es: „Was unter der böhmischen Herrschaft durch ordentlichen richterlichen Spruch entschieden worden, soll bestehen bleiben, was aber durch Gewalt, Furcht oder Zwang des Königs oder seiner Statthalter oder der Landesherren bewirkt worden, soll nach des Landes bewährtem Recht und Herkommen seine endliche Erledigung erhalten." Dadurch sollte die Erinnerung an die böhmische Herrschaft verwischt und durch die Milderung der Ottokarschen Maßregeln gegen den Burgenbau, die bei dem Adel so böses Blut gemacht, der Herrenstand der neuen Regierung gewonnen werden. Neu eingeführte Zölle und Abgaben wurden abgeschafft, den Städten, Märkten und andern Gemeinden die alten Rechte und Frei-

heiten zugesichert. Den Steirern wurde das Privilegium der Herzöge Ottokar von Steier und Leopold von Österreich und die Urkunde Kaiser Friedrichs II. (1237) bestätigt, zugleich wurde ihnen zugesagt, wenn der König das Herzogtum einem Fürsten übergebe, so werde er nur einen solchen erheben, zu dem der größere und bessere Teil der Landherren ihm rate.

Es dauerte nicht lange, so standen die beiden Könige abermals einander feindselig gegenüber. Die unbestimmte Fassung mancher Punkte in dem Wiener Frieden gab Anlaß zu neuen Streitigkeiten. Das österreichische Land am linken Donau-Ufer, das Rudolf für die Mitgift seiner Tochter Guta verpfändet hatte, glaubte Ottokar besetzt halten zu dürfen. Rudolf dagegen verlangte, da die Heirat noch nicht stattgefunden, vollständige Abtretung und ließ, als der andere nicht nachgab, seine Mannschaft in Mähren einrücken. Nun warf man sich gegenseitig Vertragsbruch vor. Auf viele Burgen und Städte, wie Eger, machten beide Ansprüche. Die verabredete Vermählung zwischen Kunigunde und Rudolfs Sohn Hartmann, die dem Böhmenkönig lästige Verpflichtungen auferlegt hätte, hintertrieb derselbe dadurch, daß er seine Tochter als Nonne ins Kloster treten ließ. Zu den territorialen Differenzen kam noch die Frage der rechtlichen Stellung Böhmens zum Reich, indem Rudolf als Oberlehnsherr nicht dulden wollte, daß Ottokar gegen die mißvergnügten böhmischen Edelleute, die sich an die habsburgische Sache angeschlossen, einschritt. Noch einmal gelang es der diplomatischen Gewandtheit der beiden Unterhändler, des Burggrafen Friedrich und des Bischofs von Olmütz, einen Ausgleich und eine neue Verständigung herbeizuführen. Die Grenzen wurden geregelt, den beiderseitigen Anhängern Straflosigkeit zugesichert, die Oberhoheit des Reichs über Böhmen aufs neue anerkannt, die alten Lehnrechte und Lehnspflichten hergestellt. Aber Ottokar verließ bald die gemäßigte Friedenspolitik, die Bischof Bruno befürwortete; sein Ehrgeiz konnte es nicht verwinden, daß der stolze Bau eines großen selbständigen Königreichs, wie er ihn als Ziel seines Lebens aufgefaßt und nahezu erreicht hatte, in Trümmer gefallen und er fortan als Lehnsmann unter dem Habsburger stehen sollte.

Neuer Streit und neuer Friede. 1277.

Auch der neue Friede war von kurzer Dauer. Die tieferliegenden Gründe des Haders zwischen beiden Königen konnten nur durch das Schwert entschieden werden. Der stolze Sinn Ottokars, den die Königin Kunigunde noch aufgestachelt haben soll, ertrug nun und nimmer die erlittene Demütigung, die Zurückweisung in die engen Grenzen eines Böhmenkönigs. Die Zustände des Reichs und die Stellung seines Gegners schienen eine neue Schilderhebung, die früher oder später doch erfolgen mußte, gerade jetzt zu begünstigen. Rudolf befand sich zur Zeit in bedrängter Lage; nicht nur, daß er das Reichsheer hatte entlassen müssen, daß er in finanzieller Beziehung in großer Not war und Steuern und Verpfändungen kaum das Erforderliche ergaben: auch seine Stellung im Reich hatte sich zu seinen Ungunsten verändert. Die Reichsfürsten, die

Der Krieg von 1278. Die Lage der beiden Gegner.

Rudolf erhoben hatten, erblickten nun in einer allzugroßen Macht des Königs einen Nachteil für ihre landesherrliche Gewalt; die Kurfürsten sahen, daß sie sich getäuscht hatten, als sie dachten, einen bestimmenden Einfluß auf die Regierung auszuüben. Dies veranlaßte viele zu einer lauen, ja sogar feindseligen Haltung. Erzbischof Werner von Mainz hielt sich vom König zurück und suchte durch Bündnisse den Landfrieden im Westen aufrecht zu erhalten. Herzog Heinrich von Bayern, ein wankelmütiger, unruhiger Fürst, der sich in seiner Hoffnung, das als Brautschatz verpfändete Oberösterreich für sich zu erwerben, getäuscht sah, nahm die alte feindselige Haltung gegen Rudolf an. Selbst der Pfalzgraf Ludwig, der bisher so treu zum König gestanden, hielt sich fern und schloß mit rheinischen Fürsten und Städten einen Bund auf zwei Jahre zur Aufrechthaltung des Friedens gegen den fehdesüchtigen Raubadel und zur Abstellung ungerechter Rheinzölle. Auch Erzbischof Siegfried von Köln und Bischof Heinrich von Regensburg wandten sich von Rudolf ab; in Norddeutschland war die Reichsgewalt nach wie vor ohne alles Ansehen. Alle diese Umstände, dazu das gespannte Verhältnis mit Papst Nikolaus III., welcher die Verlegenheiten des Königs zum eigenen Vorteil zu nützen suchte (S. 356), waren dem scharfen Blick Ottokars nicht entgangen und mochten ihn wohl mit der Hoffnung erfüllen, jetzt sei die Zeit gekommen, um dem gehaßten Gegner den Fuß auf den Nacken zu setzen. Die veränderte Gesinnung am böhmischen Hofe gab sich deutlich dadurch zu erkennen, daß seit Anfang des Jahres 1278 der Bischof Bruno von Olmütz seinen Einfluß verlor. Von da an war Ottokar, der den Widerstand der Barone im eigenen Lande zu Boden geworfen, mit umfassender Thätigkeit darauf bedacht, alle dem König Rudolf widerstrebenden Elemente in den Kampf gegen denselben hereinzuziehen. Die diplomatische Gewandtheit Ottokars, durch böhmisches Gold unterstützt, verfehlte denn auch auf viele deutsche Fürsten, insbesondere den Erzbischof von Köln, Heinrich von Bayern, die Markgrafen von Meißen und Brandenburg, die Landgrafen von Thüringen keineswegs ihre Wirkung. Die schlesischen Herzöge, unter denen Heinrich von Breslau, der ritterliche Minnesänger, hervorragte, wußte Ottokar unter sich zu versöhnen und vollständig auf seine Seite zu ziehen. Selbst die polnischen Fürsten sagten ihre Hilfe zu, als sie der Böhmenkönig im Widerspruch mit seiner eigenen politischen Vergangenheit, auf die Gefahren hinwies, die das Vordringen der deutschen Herrschaft und des germanischen Wesens für die slawischen Reiche habe. So bildete sich ein großer Bund gegen die habsburgische Macht. Zugleich suchte Ottokar in den österreichischen Ländern die schlummernden böhmischen Sympathien zu wecken; und auch hier gelang es, die Mißvergnügten gegen Rudolf aufzustacheln. Ein Teil des Adels, voran Heinrich von Kunring, verschwor sich gegen die habsburgische Herrschaft, und auch in der Hauptstadt Wien regte sich eine gefährliche Opposition. Hier richtete die Partei des Rats, die nach Reichsunmittelbarkeit und Unabhängigkeit von

landesherrlicher Gewalt strebte, unter dem Bürgermeister Paltram ihre Blicke auf den böhmischen König, und es bereitete sich ein gefährlicher Schlag gegen Rudolf vor. Doch wurden hier die Vorbereitungen nicht mit der nötigen Vorsicht getroffen, um dem König geheim zu bleiben. Heinrich von Kunring wurde des Hochverrats überführt; Paltram und seine Söhne entzogen sich dem Urteil durch eilige Flucht. Die Bestätigung des Privilegs von Friedrich II. sollte die Wiener Bürgerschaft in der Treue halten. Die Aufstände in Österreich machten Rudolf das Gefahrvolle seiner Lage klar. Die Rüstungen Ottokars waren zwar möglichst geheim betrieben und als gegen Ungarn gerichtet hingestellt worden. Denn das Verhältnis zwischen Böhmen und Ungarn war immer gespannter geworden und drohte in offenen Krieg auszubrechen. Rudolf aber erkannte mehr und mehr die volle Bedeutung der böhmischen Rüstungen und traf Anstalten zu seiner Verteidigung. Erzbischof Friedrich von Salzburg, der den Bann über Ottokar aussprach, und Graf Meinhard von Tirol waren seine kräftigsten Stützen; aus den westlichen Gegenden zogen nur Bischof Heinrich von Basel und Burggraf Friedrich mit Kriegsleuten ihrem König zu. Graf Albrecht konnte mit den aufgebotenen Dienstmannen der Hausbesitzungen nicht zu rechter Zeit eintreffen. Sicherlich standen die Streitkräfte Rudolfs, auch die ungarischen Scharen eingerechnet, den böhmischen an Zahl weit nach.

Die Schlacht auf dem Marchfelde. 26. Aug. 1278.

Schon um Pfingsten war es in den Grenzgegenden zum Kampfe gekommen; eine einbrechende Schar von Kriegsleuten wurde von den ungarischen Reitern leicht aus Österreich hinausgetrieben. Das Hauptheer unter Ottokars Führung brach am 27. Juni von Prag auf; in Brünn stießen die deutschen und polnischen Hilfstruppen dazu. Das feste Drosendorf, wohin sich der tapfere Stephan von Meissau geworfen, leistete erfolgreichen Widerstand und hemmte das Vorgehen der Feinde. Diese zogen nun durch das Marchfeld, wo infolge der dicht zusammengedrängten Massen Mangel an Nahrung und Futter eintrat und das Heer verstimmte und schwächte. In Rudolfs Heer war dagegen eine mutige, gottvertrauende Stimmung; der König selbst war im Hinblick auf den Kriegseifer seiner Leute voll freudiger Zuversicht. Ein Traumgesicht, worin ein Adler nach hartem Kampf einen Löwen bezwungen, soll ihm und den Truppen hohes Vertrauen eingeflößt haben. Wider Ottokars Erwarten überschritt er bei 14. Aug.
Hainburg die Donau und schlug bei Marcheck ein festes Lager; längs der March rückten dann die Truppen Rudolfs und die Ungarn unter Ladislaus gegen Dürnkrut vor. Auf dem Kruterfeld, den weiten Ebenen zwischen Dürnkrut und Jedenspeigen, wo sich die schwere Reiterei am besten entfalten konnte, lagerte Ottokar. Der kleine Weidenbach trennte die Heere. In tiefer Stellung, in sechs Heerhaufen hintereinander geordnet, welche nacheinander in das Treffen geführt werden sollten, stand das böhmische Heer, Ottokar mit seinen schweren Reitern und den sächsischen und thüringischen Kerntruppen im Zentrum, zwischen bayrischen und mährischen, schlesischen und polnischen Hilfstruppen, die Nachhut

unter Milotas Führung. Gegenüber stand Rudolfs Heer in vier Haufen, in der Mitte die Ungarn unter Mathias von Trenczin und dem Grafen von Schilperg, im ersten Treffen die österreichischen und im letzten die Reichstruppen; die kumanischen Reiter sollten die Feinde in den Flanken belästigen. In der Nachhut hielt Ulrich der Kapeller mit der schweren Reiterei. Mit Kreuzen schmückten die Truppen des römischen Königs die Kleider; Christen wie Heiden führten „Christus" als Feldgeschrei. Als der Morgen des 26. August 1278 anbrach, bereiteten sich die Krieger durch Beichte und Predigt zum Kampfe vor. Da wo der Burggraf von Nürnberg die Sturmfahne trug, ward der Kampf eröffnet. Heinrich Schorlin, ein Ritter aus Schwaben, sprengte zuerst in die böhmischen Scharen, und ein Ritter von Basel, Rudolf zu Rhein, erhob mit lauter Stimme den Schlachtgesang. Bald wogte der Kampf wild durcheinander. Während die Deutschen die Überhand gewannen, schwankte der Kampf an anderen Stellen lange hin und her; namentlich die Österreicher wurden von der Übermacht immer mehr zurückgedrängt. Das österreichische Banner, das der Hand des alten Haselauers entfiel, hob ein Liechtenstein empor. Hier war es, wo ein thüringischer Ritter, der die hohe Gestalt im Kampfgewühl erkannte, den römischen König vom Pferde rannte. Der von Ramswag, ein Ritter aus dem Thurgau, deckte den Gefallenen und hob ihn auf ein neues Roß. Als Ulrich der Kapeller die Not der österreichischen Truppen erkannte, brach er plötzlich „wie ein Sturmwind" mit seiner frischen Reiterschar gegen die ermatteten Feinde los. Dadurch vermochte auch Rudolf seine wankenden Reihen herzustellen, und der Kampf, mit neuer Hitze entbrannt, wendete sich allmählich auf allen Seiten zu Gunsten des römischen Königs. „Es war die letzte Episode des Tages — nur noch kurze Zeit, und König Ottokar kämpft wie der grimme Hagen, allein übrig geblieben von allen den Recken, die rings um ihn erschlagen waren." Die Reichstruppen hatten inzwischen die Feinde völlig zurückgedrängt; der Ruf eines schwäbischen Kriegsmannes: „Sie fliehen" machte das Zurückweichen zur wilden Flucht. Als die Sonne sich zum Untergang senkte, war das böhmische Heer geschlagen und zersprengt. Die kumanischen Reiter hieben die Fliehenden nieder, und Tausende wurden von den Wellen der March verschlungen.

Ottokars Ausgang. König Ottokar hatte im Vordertreffen mannhaft Stand gehalten. Als alles in wilder Flucht auseinander stob, focht er mit geringem Gefolge immer noch in dichtem Handgemenge, bis er im Kampfgewühle fiel. Wer den tödlichen Streich geführt, konnte keiner angeben; nur dunkle Gerüchte klagten die an, welche ihm die Todeswunden geschlagen und die blutige Leiche verstümmelt und des königlichen Schmuckes beraubt hatten. Der Fall des mächtigen Fürsten hat die Zeitgenossen gewaltig bewegt. In Chroniken und Gedichten lesen wir Klagen, daß „der König aus Böhmerland, der an Mut ein Löwe war, ein Edelaar an Güte", erlegen. Überall empfand man das Große und Tragische in dem Schicksal des Königs, der, als seine Herrlichkeit vor einem aufsteigenden

helleren Gestirn erblichen war, auf dem Schlachtfeld den Tod gefunden. Wir werden ihn von vermessenem Ehrgeiz und hochfahrender Herrschgier nicht frei sprechen können, aber Freund und Feind erkannten die ritterliche Tapferkeit und den hohen Sinn des gefallenen Herrschers an.

Der Tag auf dem Marchfeld war eines der gewaltigen Ereignisse, die auf Jahrhunderte hinaus ihren bestimmenden Einfluß üben, und gestaltete die Lage der Dinge in Europa und insbesondere im Deutschen Reich auf die Dauer um. Wir werden sehen, wie König Rudolf die Gunst des Schicksals, das für ihn entschieden, zu benutzen wußte; mit Recht hat man diese Schlacht als das Geburtsfest des habsburgischen Reiches bezeichnet. Bedeutung der Schlacht.

3. Gründung der Habsburger Hausmacht.

König Rudolf säumte nicht, den Sieg auf dem Marchfelde zur Gründung einer festen Hausmacht zu benutzen. Zunächst suchte er **Böhmen** und **Mähren**, welche Ottokars unmündigem Sohne Wenzel verbleiben sollten, enger mit dem Reich zu verbinden. Nachdem er die zügellosen Scharen der Ungarn zum Abzug bewogen, besetzte er Mähren und sorgte, indem er das Land als Unterpfand für die Kriegskosten bis zur Volljährigkeit des jungen Königs im Besitz hielt, für gute Verwaltung und gesetzliche Ordnung. Schwieriger waren die Verhältnisse in Böhmen, wo sich die Parteien wieder drohend gegenüberstanden. Ein Teil der Barone, voran Herr Zabisch von Rosenberg, der spätere Gatte der verwitweten Königin, und sein Geschlecht wollte im Anschluß an Rudolf der Königin Kunigunde die Regentschaft zuwenden. Ein anderer Teil wollte den Markgrafen Otto den Langen von Brandenburg, einen Neffen Ottokars, an die Spitze der vormundschaftlichen Regierung erheben. Dem brandenburgischen Kriegsmann schwebten keinerlei tiefere politische Motive vor, persönliche Vorteile und die Lust an abenteuerlichen Unternehmungen bestimmten ihn, sich in die böhmischen Wirren zu begeben. Die letztere Partei sah das Vordringen Rudolfs mit feindlichen Augen an und begann aufs neue zu rüsten. Der ritterliche Otto mit seinen stattlichen brandenburgischen Reitern fand zahlreichen Anhang und rückte bis Kollin vor. Im Lager bei Sedletz stand Rudolf dem feindlichen Heere gegenüber. Hier aber kam ein Vertrag zu stande, wonach die doppelte Verlobung in den königlichen Häusern (Wenzels mit der Habsburgerin Guta und seiner Schwester Agnes mit Rudolfs Sohn gleiches Namens) wiederhergestellt und die Vormundschaft auf fünf Jahre dem Markgrafen Otto zugesichert ward. Zugleich wurde ein Ehebündnis zwischen Rudolfs Tochter Hedwig und dem jüngsten Bruder des Markgrafen, der gleichfalls Otto hieß, verabredet. Aber durch die Habsucht und Gewaltthätigkeit des Markgrafen, welcher sein Mündel in einer Art Gefangenschaft hielt und nur gegen große Geldsummen in sein Stammland entließ, kam Böhmen nicht zur Ruhe. Folgen der Schlacht auf dem Marchfelde. 1. Böhmen und Mähren.

In Böhmen zog sich das Regiment des Markgrafen Otto viel Haß zu; wir hören von Beraubung der Kirchen und Klöster, Verwüstung des Landes und Verfolgung der Geistlichen, und obwohl Otto an der Spitze der tschechischen Partei stand und keineswegs eine ausgesprochene deutsche Tendenz verfolgte, wurde doch dem Regiment des deutschen Kriegsmannes alle Schuld des Unheils aufgebürdet. Von da beginnt der Kampf zwischen dem national-tschechischen und dem im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangten deutschen Element. Markgraf Otto lag im Streit mit der Partei der verwitweten Königin und hielt letztere einige Zeit gefangen, bis sie nach der Herrschaft Troppau entkam, wo sie neuen Hader durch Ottokars natürlichen Sohn Nikolaus fand. Das wüste Parteigetreibe in Böhmen veranlaßte endlich Rudolf
Herbst 1280. zum Einschreiten. Ein Feldzug gegen den Markgrafen hatte den Erfolg, daß derselbe Böhmen verließ und dem Bischof Tobias von Prag und dem Erbkämmerer Diepold von Riesenberg die Regierung übertrug, ohne freilich darauf Verzicht zu leisten und den jungen Wenzel herauszugeben vor Ablauf der Vormundschaft. Die Einziehung bedeutender Geldsummen war der einzige Erfolg der brandenburgischen Unternehmung in Böhmen. Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse in Mähren. Die Städte fürchteten ein böhmisches Adelsregiment und schlossen sich, wie auch ein großer Teil des Adels, an Rudolf an; der einflußreiche Bischof Bruno hatte stets für Versöhnung mit dem römischen König gewirkt. Den Städten vergalt Rudolf mit Bestätigung ihrer alten Rechte. Das Land wurde in zwei Statthalterschaften unter Bischof Bruno von Olmütz und Heinrich von Basel geteilt. Der feste Anschluß an das Reich war für Mähren von segensreichen Folgen. Während sich in Böhmen die Parteien wild bekämpften, ward in Mähren unter Rudolfs sorgsamer Hand der Wohlstand und die Ordnung rasch
18. Febr. 1281. hergestellt. Als der staatsgewandte Bischof Bruno ins Grab sank, übertrug der König die Verwaltung an Herzog Albert von Sachsen. Als dann der junge Wenzel im Jahr 1283 die Regierung antrat, wurde die Reichsverwaltung in Mähren aufgehoben; doch war das Land durch Rudolfs Thätigkeit unmittelbar unter das Reich gestellt.

2. Die österreichischen Fürstentümer. Wenn Rudolf dem Geschlechte des Tschechenkönigs die Stammlande Böhmen und Mähren ließ und sich vorerst damit begnügte, dasselbe sich verwandtschaftlich zu verbinden und der Reichshoheit unterzuordnen, so war er um so mehr beflissen, das Herzogtum Österreich und die Alpenländer Steiermark, Krain und die windische Mark unmittelbar seinem Hause zuzuwenden. Gleich nach seinem Einzug in Wien konnte man aus dem Benehmen der geistlichen und weltlichen Fürsten, welche sich dienstbeflissen um ihn drängten, das hohe Ansehen ermessen, das ihm der Sieg auf dem Marchfelde verschafft hatte. Er verfehlte denn auch nicht, die Getreuen zu belohnen und durch Privilegien und Bestätigungen seinen Anhang zu mehren; er leitete die Gerichtstage und Landesversammlungen, er errichtete einen neuen Landfrieden auf zehn Jahre, den sein Sohn als Reichsverweser schirmen sollte, und bereitete so den Boden für die Herrschaft seines Hauses. Heinrich von Bayern, der durch seine Haltung im letzten Krieg jeden Anspruch auf Oberösterreich verwirkt hatte, mußte sich unterwerfen und zufrieden sein, daß ihm der König Verzeihung gewährte und das früher verabredete Ehebündnis seiner Tochter Katharina mit des Herzogs Sohn Otto nunmehr eingehen ließ. Die beiden Wittelsbachschen Brüder erkannten in allen streitigen Punkten den schiedsrichterlichen Ausspruch Rudolfs an. So war das

Ansehen des römischen Königs in Österreich wie in Bayern unbestritten. Auch in Steiermark, wo Friedrich von Pettau als Landeshauptmann waltete, fand die Anerkennung der Habsburger keinen Widerstand. Anders stand es mit Kärnten. Zwar schloß um diese Zeit Philipp, der noch immer den Namen eines 1279. Herzogs von Kärnten führte, sein wechselvolles Leben, aber Graf Meinhard, der die Würde eines Landeshauptmannes daselbst bekleidete, mußte um seiner treuen Dienste willen berücksichtigt werden. So entschloß sich denn Rudolf vorerst auf Kärnten zu verzichten. Er wußte, daß das görz-tirolische Haus sowohl in dem eingebornen Adel als in den benachbarten Kirchenfürsten von Trient, Freising, Aquileja zahlreiche Gegner besaß, welche die Erhebung des Grafen nicht unterstützen würden. Daher konnte er hoffen, daß auch dieses Herzogtum mit der Zeit an das habsburgische Haus fallen würde. Einstweilen beschränkte er sich auf den ursprünglichen Besitz der Babenberger, über welchen er seinen Sohn Albrecht als Statthalter und Reichsverweser setzte. Ein tapferer Kriegsmann von unerbittlicher Strenge und doch wieder von herablassender Milde, unbeugsam vor widerstrebenden Gewalten, gegen Freunde und Untergebene treu und bieder, war Albrecht ganz geschaffen, die habsburgische Landeshoheit in den neuerworbenen Gebieten zu begründen. Nach diesen Anordnungen, die den Keim zu weiteren territorialen Veränderungen in sich trugen, traf Rudolf Anstalten zu einer Rundreise durch das Reich, um das neue Königtum wieder zu Ehren zu bringen, die geschwächte Reichsgewalt auf festeren Grundlagen emporzurichten und die deutschen Fürsten zu bewegen, daß sie der Übertragung der österreichischen und steirischen Lande an seine Söhne Albrecht und Rudolf zustimmten.

Aber die Erfüllung seines hohen Herrscheramtes wurde dem König durch Todesfälle und Belehnungen. häusliches Leid sehr erschwert. Zu Anfang des Jahres starb seine Gemahlin, 1281. 1282. 16. Febr. die römische Königin Anna, wie es heißt aus Gram über die Trennung von 1281. ihrer mit Karl von Sizilien vermählten Tochter Klementia, und am Ende desselben Jahres wurde ihm sein zweiter Sohn Hartmann, der mit der englischen Königstochter verlobt war und dereinst des Vaters Nachfolger in der Königswürde werden sollte, durch ein hartes Verhängnis entrissen. Als der achtzehnjährige Fürstensohn, dessen heiterer und tüchtiger Sinn schöne Hoffnungen erweckte, zwischen Breisach und Straßburg auf dem Rheinstrom fuhr, stieß der Kahn bei Rheinau an einen Baumast, daß er umschlug, und der Jüngling und seine Begleiter ertranken in den Fluten. — Im folgenden Jahr wurde auf dem 20. Dez. 1281. Hoftage zu Augsburg die Belehnungsurkunde ausgefertigt, kraft deren die Für- 27. Dez. 1282. stentümer Österreich, Steiermark, Krain und die Mark „mit freier Zustimmung der zur Königswahl berechtigten Fürsten" an des Königs Söhne Albrecht und Rudolf zu Lehen gegeben wurden und zwar so, daß sie durch Gesamtbelehnung dem Habsburger Herrscherhaus gehören sollten. Mit diesem Belehnungsakt schuf Rudolf seinem Hause eine feste Grundlage, auf welcher die späteren Geschlechter einen soliden Bau aufführen konnten, der, auch wenn die römische Königskrone

an andere Häuser überging, keinem Einsturz ausgesetzt war. Das hatte König Rudolf wohl erkannt, daß die Reichsgewalt nur auf den Stützen einer starken Hausmacht mit Erfolg ausgeübt werden könne, daß die deutsche Königskrone mit den bisherigen Mitteln gegenüber der mächtig aufstrebenden Landeshoheit ohne Ansehen sei.

Während des Vaters Abwesenheit schaltete Graf Albrecht an dessen Statt in den Herzogtümern; er nahm als Reichsverweser in Österreich und Steiermark den Huldigungseid entgegen. Unter Beistand eines Ausschusses der Landherren verwaltete er das Land, handhabte Recht und Frieden und stellte Gesetz und Ordnung her. König Rudolf war indessen bemüht, die Zustimmung der Kurfürsten zu der längst vorbereiteten Belehnung zu erlangen. Durch verschiedene Zugeständnisse bewogen, erteilten dieselben auch wirklich ihre Willebriefe, und auf Weihnacht 1282 wurde ein Hoftag nach Augsburg ausgeschrieben. Von den geladenen Landherren erschienen jedoch die Kärntner nicht, und die Stellung des Grafen Meinhard, der sich persönlich eingefunden, ließ es dem König geraten erscheinen, vorerst auf den Besitz dieses Landes zu verzichten. Das Herzogtum Kärnten blieb in dem Umfang, den es in der Zeit der Babenberger gehabt hatte, im Besitz des Grafen Meinhard. Darauf entband König Rudolf die österreichischen und steirischen Unterthanen ihres dem Reich geschworenen Eides; alle Reichsunmittelbarkeit sollte zu gunsten der unbeschränkten Landeshoheit aufhören. Die Landherren waren mit diesem Übergang der Länder vom Reich auf den Herzog wohl zufrieden; nur an der Gesamtbelehnung, die wir im dreizehnten Jahrhundert mehrfach in fürstlichen Häusern finden, nahmen sie Anstoß; die neue Institution kam ihnen wie eine Herrschaft zweier Herzöge vor. König Rudolf aber erkannte die hohen Vorteile, die eine solche Verfügung bot. „Die Unabhängigkeit, welche einem Hause gegenüber dem Reiche durch die Gesamtbelehnung zu teil ward, wuchs natürlich in dem Maße, als die Erblichkeit und Erbfähigkeit größer und gesicherter im Hause wurde. Hierdurch wurde ein Kollateralen-Erbfolgerecht geschaffen, welches fast unsterblich zu werden schien, und fast für alle Zeiten war mit einer solchen Belehnung ein Land einem Hause zugesichert. Welche Macht lag in dieser engen Verknüpfung zwischen Land und Fürsten, welche Festigkeit in dem Bande, welches nun die Unterthanen nicht bloß an ihren Landesherrn, sondern an sein ganzes verzweigtes Haus mit unlösbarer Gewalt fesselte." Auf Wunsch der Landherren erließ dann Rudolf ein Hausgesetz, wonach die Gesamtbelehnung aufrecht erhalten und dem jüngern Herzog und seinen Nachkommen alle Erbrechte gewahrt wurden, Albrecht und seine männlichen Erben aber allein die Herrschaft führen und seinen Bruder mit einer Summe Geldes abfinden sollte, falls der König dem Herzog Rudolf nicht innerhalb vier Jahren ein anderes Fürstentum zuzuwenden vermöchte. [Marginal: 1. Juni 1283.]

4. Rudolfs Reichsregierung und Ausgang.

[Marginal: Rudolfs Bemühungen für den Landfrieden.] Als König Rudolf in Österreich sein Ziel erreicht hatte, wandte er sich mit erneuter Thätigkeit den Reichsangelegenheiten zu, die noch immer arg zerrüttet waren. Allenthalben wüteten Fehden und Raubkriege, deren Quelle meist die ständischen Gegensätze waren. Die Fürsten mit ihrem Streben nach voller Territorialhoheit, die kleineren Herren, welche gegen die fürstliche Übermacht ankämpften, die Städte, die ihre Handelsfreiheiten und reichsunmittelbare Stellung

wahren oder solche erringen wollten, das waren Gegensätze, die fortwährend in
blutige Kollision gerieten. Dazu kam noch, daß die häufigen Besitzteilungen
beständig häusliche Zwistigkeiten und erbitterte Familienfehden herbeiführten.
Diese Zustände forderten Abhilfe; die Herstellung einer starken richterlichen Ge-
walt, die Aufstellung fester Landfriedensgesetze mußte daher die nächste Aufgabe
der Reichsregierung sein, sollte nicht die Reichsgewalt von der fürstlichen Landes-
hoheit bald gänzlich verdrängt werden. Wir haben gesehen, daß, während Ru-
dolf mit den Angelegenheiten im Osten beschäftigt für die Ordnung des Reichs
wenig thun konnte, die rheinischen Fürsten auf eigene Hand Landfriedensver-
träge schlossen, denen mehrere Städte beitraten, um gegen den kleinen Adel
Schutz und Unterstützung zu finden, so sehr auch ihre Selbständigkeit durch solche
Verbindungen gefährdet war. Der König erkannte mit richtigem Blick in den
Städten seine natürlichen Verbündeten; denn ihre Interessen konnten nur unter
dem Schutze einer starken Reichsgewalt gefördert werden. Sein nächstes An-
liegen war es daher, die hadernden Elemente durch Landfriedensordnungen zu
fesseln. So errichtete er gleich nach seiner Ankunft in Regensburg für Bayern Juni 1291.
auf viertehalb Jahre einen Frieden und übertrug dessen Handhabung den bei-
den Herzögen und dem Bischof jener Stadt. Ähnliches geschah im nächsten 25. Juli.
Monat zu Nürnberg für Franken auf Grund der alten Bestimmungen Fried-
richs II. (S. 166 f.). Dagegen war in Schwaben die Idee der Reichseinheit
so sehr abgeschwächt, daß die kleinen Territorialherren sich weder auf dem aus-
geschriebenen Hoftage einfanden, noch den von dem König verkündeten Landfrie-
den achteten. Auch am Rhein, wo eine langjährige erbitterte Fehde zwischen
dem Erzbischof Werner und dem Grafen von Sponheim wütete, hatte die Er-
neuerung des alten Friedensgesetzes aus der Hohenstaufenzeit auf einem Tage 13. Dez.
zu Mainz nur geringen Erfolg, und nach wie vor erzählen die Chroniken von
verheerenden Fehden und blutigen Kämpfen. Doch schritt Rudolf auf der ein-
geschlagenen Bahn unverdrossen weiter. Aber so sehr war jedes Bewußtsein
einer eigenen Reichsgewalt verschwunden, daß die Friedensgesetze nur dann
durchgeführt wurden, wenn der König die Vollstreckung in die Hände eines oder
mehrerer der mächtigen Reichsfürsten legte, dadurch aber dem landesfürstlichen
Interesse selbst wieder Vorschub leistete.

So vereinigte sich Rudolf auf dem Hoftag zu Augsburg mit Herzog Ludwig zur 7. Febr. 1286.
Aufrechthaltung des Friedens in Bayern und Schwaben, und auf einem deutschen Konzil März 1287.
zu Würzburg suchte er die geistliche Gewalt zu benutzen, um den Landfriedensordnungen
im ganzen Reich Anerkennung zu verschaffen. Er bestätigte die von seinem Vikar, Erz-
bischof Werner von Mainz, für Thüringen getroffenen Bestimmungen und verpflichtete
alle Anwesenden, an dem Gesetz Friedrichs II. festzuhalten. Acht und Bann sollte
die Friedensbrecher treffen. Aber es war ein Bündnis von zwei „allmählich schiffbrüchig
gewordenen Gewalten". Den Landherren selbst war die Handhabung der Friedens-
gesetze überlassen. Die Reichsgewalt als solche stellt sich uns in den Würzburger Kon-
stitutionen in ziemlich kläglichem Lichte dar, wenn auch nicht verkannt werden darf,

daß es eine auf die Sache gerichtete nüchterne Politik König Rudolfs war, dem nun einmal eingetretenen Gange der Reichsentwickelung keinerlei Schranken anzulegen. Der Verlauf des Würzburger Konzils zeigte übrigens auch, daß selbst bei den Kirchenfürsten die Forderungen und Ansprüche des Papstes für den Krieg in Unteritalien (S. 360) lebhaften Widerspruch fanden. Als der Legat Johannes, Bischof von Tuskulum, „der mit einem Schweif von hungrigen Prälaten die deutschen Lande durchzog", von der deutschen Geistlichkeit einen römischen Zehnten verlangte, erhob sich ein Sturm des Unwillens und der Kardinal entkam mit Mühe, durch Rudolf geschützt, nach Frankreich, allenthalben vom Zorn des wütenden Volkes begleitet. Die Maßregeln Rudolfs zur Herstellung des Landfriedens, wenngleich mit Umsicht und Verständnis für die Bedürfnisse und die Mittel getroffen, hatten im ganzen wenig Erfolg. Daß er die Handhabung der Reichsgesetze vorzugsweise den großen Fürsten anheimstellte, war den andern Ständen zuwider, die für ihre reichsfreie Stellung fürchteten. Seine Maßregeln scheiterten an dem Widerstreit der ständischen Interessen und der Zerfahrenheit der abgenutzten Reichsgewalt.

Stellung der Städte.

Die Ausdehnung der Territorialhoheiten war den freien Stadt- und Landgemeinden gefährlich. Die Bestätigung ihrer alten Freiheiten und Rechte, die sie vom königlichen Hof gegen hohe Geldsummen erlangten, war ein schwacher Schutz gegenüber den feindlichen Landesherren. Dazu regte sich allenthalben in den Städten ein demokratischer Geist gegen die bevorzugten und herrschenden Stände. Die königliche Regierung befolgte gegenüber den Städten eine schwankende Politik, je nach den augenblicklichen Verhältnissen und Vorteilen. Die Entscheidungen der königlichen Regierung widersprachen sich zum Teil, „wenn einerseits den Bestrebungen der Ratsparteien in Anbetracht der großen städtischen Steuern, immerhin noch eine der vornehmsten Einnahmen des Königs, aller Vorschub geleistet wurde, anderseits aber ebenso bestimmt von Zeit zu Zeit erklärt wurde, daß durch die von Rudolf seit seiner Wahl erteilten Privilegien an Städte weder den Rechten des Reichs noch denen der päpstlichen Prälaten präjudiziert werden sollte". Die Städte, ohnehin durch die Abnahme des Handels bei der großen Anzahl von Zollstätten und der überhandnehmenden Geldnot in ihren Einkünften beeinträchtigt, waren bei der Unsicherheit der Rechtsverhältnisse durchaus nicht eifrig, die hohen Steuern zu zahlen. Es regte sich in den Gemeinden ein revolutionärer Geist infolge der politischen Zustände. Dazu wurden die niedern Stände durch einige seit 1280 eingetretene Mißjahre in eine entsetzliche Lage gebracht. „Man kann deutlich wahrnehmen, wie sich alle Elemente zu einer großen sozialen Bewegung vereinigten, welche insbesondere die untersten Stände erfaßt hatte, aber auch unter dem niedern Adel und der niedern Geistlichkeit ihre Nahrung fand."

Die Raubritterschaft.

In den unaufhörlichen Kriegen der Fürsten und Herren hatte sich ein eigener Kriegerstand ausgebildet, der gegen Sold den Landesherren die Fehden ausfechten half und im Frieden seine Waffen gegen die wehrlosen Nachbarn und die auf den öffentlichen Straßen einherziehenden Kaufleute kehrte. Die königliche Regierung, die den Verfall des Handels durch die allgemeine Unsicherheit mit Schmerzen wahrnahm, konnte trotz der besten Absichten wenig gegen diese Raubritter ausrichten, die von ihren Felsenburgen aus die Heerstraßen und die Ströme bedrohten; und die Landesherren, welche dazu die Pflicht und die Macht gehabt hätten, verfuhren gegen die „Spießgesellen", deren gute Dienste sie häufig in Anspruch nahmen, mit großer Schonung. So mußte hernach Rudolf selbst in Schwaben und Thüringen gegen die Raubritter zu Felde ziehen und den Fürsten die Verpflichtung auferlegen, die Kaufleute gegen eine Abgabe zu geleiten und bei einer Beraubung Schadenersatz zu leisten. „Das aufkommende Kriegshandwerk und der sittliche Verfall des Ritterwesens reichten sich gewissermaßen die Hände, um

auch in diesen Klassen der Gesellschaft ein gefährliches Proletariat herbeizuführen, das überdies in dem zahlreichen verkommenen niedern Klerus jener Zeit sein treffendes Seitenstück fand." Denn wie das Rittertum in seinen entarteten Ausläufern zur Raubritterschaft und Wegelagerei sich gestaltete, so war auch der niedere Klerus, vor allem die Weltgeistlichkeit, tief gesunken. Die selbständigen Pfarrkirchen gerieten immer mehr in die Hände der Klostergeistlichkeit und Mönchsorden. Die stellenlosen jungen Geistlichen wurden gar oft zu einem unehrbaren Erwerb und Leben veranlaßt. „Es gab kaum eine Schenke, die nicht von den Liedern fahrender Kleriker erfüllt gewesen wäre, und mit furchtbarer Härte setzen die Gesetze jener Zeit Lotterpfaffen mit langem Haar, Vaganten und Spielleute außer den Frieden." So zeigte sich bei dem niedern Volk in allen Schichten eine merkwürdige Gährung, die, nicht beobachtet und nicht unterdrückt, bald zu gefährlichen Auftritten führen sollte. Der niedere Klerus.

War auch Rudolfs Hauptsorge auf die Gründung und Befestigung seiner Hausmacht gerichtet, so arbeitete er doch auch mit Eifer, aus dem Schiffbruche des Reichs noch einige Trümmer zu retten. Die erwähnten Bemühungen um den Landfrieden hatten zunächst den Zweck, die Basis für eine neue Reichsordnung zu gewinnen. Aber die Auflösung war schon zu weit vorgeschritten: nur mit Hilfe der mächtigeren Fürsten konnte er den Schein eines Reichsregiments wahren und mußte dafür geschehen lassen, daß diese in ihrem Streben nach voller Landeshoheit einen bedeutenden Schritt vorwärts thaten. Wie nach dem Erlöschen des karolingischen Hauses die großen Stammesherzöge in selbständiger Macht über ihre Länder geboten und nur allmählich durch Verträge oder Gewalt zum Anschluß an ein gemeinsames Oberhaupt gebracht werden konnten, so standen jetzt die Kurfürsten mißtrauisch und eifersüchtig dem von ihnen gewählten König gegenüber. Aber die großen Sachsenherrscher, welche damals die Nation retteten und einigten, waren hochstrebende Fürsten in blühender Manneskraft und von idealen Anlagen, während der fünfundsechzigjährige Habsburger, der seine ganze Lebenszeit nur in kleinen Fehden und Listen verbracht und meistens egoistische Ziele verfolgt hatte, eines solchen idealen Aufschwunges nicht fähig war. Wie sehr man auch sein mannhaftes Streben und den Ernst seines Willens anerkennen muß, das Resultat seines Wirkens war nicht die Wiederherstellung des zerfallenen Reichs, sondern die Gründung einer neuen Territorialgewalt in den Donauländern, die noch ein Jahrhundert nach des Gründers Tod auf gleicher Stufe mit den übrigen Gewalten im Reich stand und erst allmählich über die andern emporstieg. Von einem monarchischen Reichsregiment ist kaum ein Schatten vorhanden: die Aufgabe des deutschen Historikers wird daher hauptsächlich darin bestehen, dem Werden der einzelnen Partikularstaaten nachzugehen, die Entstehung und Entwickelung der fürstlichen und ständischen Gewalten zu verfolgen, die allmählich sich zu dem föderativen Staatskörper vereinigten, der als römisches Reich deutscher Nation noch reichlich fünf Jahrhunderte nach dem ersten Habsburger fortdauerte. Rudolf und die Reichsfürsten.

Der mächtigste Fürst in Süddeutschland war unstreitig Ludwig der Strenge, Bayern und Pfalz.

Herzog von Bayern und Pfalzgraf bei Rhein, reich an Herrschaften und Gütern und mit König Rudolf von Anfang in freundschaftlichem Verhältnis, „die unerschütterliche Säule seiner Herrschaft", wie ihn der Habsburger selbst nannte. Mechtilde, Rudolfs Tochter, war seine dritte Gemahlin. Sie gebar ihm zwei Söhne, Rudolf und Ludwig, der nachmals als „der Bayer" auf dem Kaiserthron saß. Sein ältester, hoffnungsvoller Sohn, gleichfalls Ludwig genannt, von der schlesischen Fürstentochter Anna, wurde noch bei des Vaters Lebzeiten in einem Speerrennen zu Nürnberg von seinem Gegner, Kraft von Hohenlohe, erstochen. Mit seinem Bruder Heinrich von Niederbayern war der Friede äußerlich hergestellt; doch nahmen die Grenzstreitigkeiten unter den beiderseitigen Dienstleuten auch jetzt noch kein Ende. Die feindselige Stimmung und der Familienhader wuchsen noch, als Heinrich, welcher das Scheitern der Hoffnung auf den Besitz von Oberösterreich nicht verschmerzen konnte, mit Herzog Albrecht und mit dem Erzbischof von Salzburg aufs neue in Kampf geriet und Ludwig auf die gegnerische Seite trat. Der bayrisch-österreichische Grenzkrieg wurde endlich durch eine Übereinkunft mit Albrecht und mit dem neuen Erz-
1286. bischof Rudolf von Hoheneck ausgeglichen; dagegen dauerte der Zwiespalt zwischen den Brüdern fort und ließ kein aufrichtiges Friedensverhältnis aufkommen, wenn auch zeitweise durch Verträge und schiedsrichterliche Aussprüche
8. Febr. 1290. den Waffen Einhalt geboten ward. Herzog Heinrich hinterließ bei seinem Tode drei Söhne; der älteste, Otto, stand mit König Rudolf, dem Vater seiner bereits verstorbenen Gemahlin Katharina, und mit seinem Oheim Ludwig in besseren Beziehungen und scheint, obwohl die Rechtsanschauungen der Zeit eine Teilung forderten, allein mit Niederbayern belehnt worden zu sein.

Die rheinischen Kurfürsten. Die rheinischen Kurfürsten, vor allen der thatkräftige Siegfried von Köln, hatten in bewußter Opposition gegen das Reichsoberhaupt ihre landesherrliche Gewalt ausgebildet. Gegen ihre Übermacht kämpfte hier wie im Süden der kleine Adel und Herrenstand an. Der Bund, den viele rheinische Grafen im April 1277 gegen die Übergriffe des Erzbischofs Siegfried geschlossen, war durch das kluge Verfahren desselben getrennt worden: er erneuerte den alten Bund mit Trier wider alle Gegner; ein ständiges Schiedsgericht sollte fortan die Streitigkeiten zwischen beiden schlichten, damit der königliche Einfluß fern gehalten werde. Sollte nicht auch am Rhein das Ansehen des Reichshauptes ganz verschwinden, so mußte Rudolf einschreiten. Es zeugt von dem politischen Geschick des Königs, wie er sich in den Niederlanden, wo noch immer die Grafen von Hennegau und von Flandern, Johann von Avesnes, der Schwestersohn Wilhelms von Holland, und Guido von Dampierre, um den Besitz von Reichsflandern stritten, eine Partei gegen Köln zu bilden wußte; Graf Johann von Hennegau wurde mit dem Lande belehnt, Guido geächtet und die Grafen von Geldern und Holland in die Opposition gegen Köln hereingezogen. König Rudolf benutzte den Augenblick, da der Erzbischof von Köln mit einigen

benachbarten Herren und den Bischöfen von Osnabrück und Paderborn im Kampfe lag, um gegen den übermächtigen und trotzigen Kirchenfürsten einzuschreiten. Er rückte mit Heeresmacht gegen den Erzbischof vor, der seine Landes- Aug. 1282.
herrlichkeit über Gebühr ausgedehnt hatte, und nahm rasch mehrere Burgen ein. Da unterwarf sich Siegfried, erschien auf dem Hoftage zu Boppard, beschwor Sept.
gleich dem Trierer Erzbischof und vielen Grafen und Herren den Landfrieden und versprach, die Rechte des Reichs zu achten. Dafür gewährte ihm Rudolf ein wichtiges Münzprivilegium, das die Münzen der kleineren Landesherren möglichst zu beseitigen suchte, wie denn überhaupt Rudolf in der Münzgesetzgebung die großen Reichsfürsten entschieden begünstigte. Der Tag zu Boppard schien die rheinischen Fürsten mit dem König ausgesöhnt zu haben, aber der Erfolg war nicht von Dauer. Bald nach Rudolfs Abzug lagen Mainz und Hessen wieder in heftiger Fehde, und Erzbischof Siegfried kämpfte aufs neue mit den benachbarten Grafen und stärkte sich durch Bündnisse mit Bischöfen und Herren gegen seine Feinde. Doch trat in den nächsten Jahren durch einen Wechsel auf dem Mainzer und Trierer Erzstuhl eine günstigere Wendung für Rudolfs Ansehen in den Rheingegenden ein.

Die Lage der rheinischen Kurfürstentümer wurde um diese Zeit durch zwei Mainz und Trier.
Todesfälle wesentlich geändert. Der Tod des Erzbischofs Werner von Mainz war ein 1284—1286.
Ereignis von der größten Bedeutung. Wiewohl er die Grundsätze der fürstlichen All- 2. April 1284.
gewalt in aller Entschiedenheit aufrecht hielt, so bildete er doch ein vermittelndes und versöhnendes Element zwischen der Krone und den Fürsten. Das höchste Ziel freilich war auch ihm die Vergrößerung und Hebung seines Kurfürstentums, aber dennoch war er in vielen Fragen auf des Königs Absichten eingegangen, und in schroffer Opposition stand er nie zum Königtum. Zwei Jahre nach ihm starb auch Erzbischof Heinrich von 26. April 1286.
Trier. Die Besetzung der beiden Bischofsstühle war eine Frage von großer Bedeutung. Das Mainzer Domkapitel war zwiespältig, teils für den Propst Peter von Reichenstein, teils für den Domherrn Gerhard von Eppenstein, den Vetter des Verstorbenen. König Rudolf aber wünschte einen ihm ergebenen Mann auf den Mainzer Erzstuhl zu erheben und ersah sich dazu den Bischof Heinrich von Basel („der Knoderer" oder Gürtelknopf genannt), einen schwäbischen Minderbruder von geringer Herkunft aus Isny, der sich seit den Tagen des Lyoner Konzils als einen ebenso geschickten als getreuen Diener des Habsburgers bewährt und sich in der königlichen Kanzlei diplomatische Gewandtheit angeeignet hatte. Vor dem päpstlichen Stuhle sollte die Sache entschieden werden, und wirklich brachte es Heinrich von Basel durch geschickte Unterhandlung dahin, daß sich die Kurie für ihn erklärte und den Propst Peter zum Bischof in Basel ernannte. Ohne Kampf wußte sich der neue Erzbischof in seiner Würde festzusetzen, und ein so inniges Zusammenwirken des Königs mit dem ersten Kurfürsten des Reichs hatte man lange nicht mehr erlebt. „Wie in den Zeiten der alten Kaiser sehen wir noch einmal den ersten Kanzler des Reichs völlig mit des Königs Geschäften erfüllt." Mit seltener Tüchtigkeit verwaltete er seine Würde und wußte die widerstrebenden Elemente im Zaum zu halten. Aber seine Regierung war von kurzer Dauer, und nach seinem Tod (19. März 1288) gelang es der Eppensteinschen Partei, Gerhard auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben, der dann in seines Vetters Bahnen einlenkte. Auf den Trierer Stuhl wurde nach langer Sedisvakanz und heftigem Zwiespalt im Kapitel der Propst Boemund von

Warnesberg erhoben und erhielt zugleich mit Gerhard das Pallium durch Papst Nikolaus IV. (3. März 1289). Sofort bildete sich unter den drei rheinischen Erzbischöfen jene feste Allianz, durch die ihre Vorgänger so hoch gestiegen waren.

Der brabantische Krieg. 1288. Erzbischof Siegfried von Köln hatte den Höhepunkt seiner Macht erstiegen; sein Stern neigte sich zum Untergang und erblich im brabantischen Krieg. Als Walram IV., Herzog von Limburg, starb, erhoben sein Brudersſohn, Graf Adolf von Berg, und des Verstorbenen einzige Tochter Ermengard, die Gemahlin des Grafen Reinald von Geldern, Ansprüche auf das Erbe. Der König erteilte dem letztern die Belehnung, aber mit dem kinderlosen Absterben Ermengards stiegen die Ansprüche des Grafen von Berg. Doch mochten diesem seine Kräfte zu gering erscheinen, darum verkaufte er sein Erbrecht an den Herzog Johannes von Brabant, einen gepriesenen Turnierhelden und Minnesänger. Gegen diese Übertragung trat besonders Erzbischof Siegfried auf, der selber lehnsherrliche Rechte in Limburg beanspruchte und den Grafen Reinald begünstigte. Die Friedensbemühungen Rudolfs hatten keinen Erfolg; man bereitete sich am ganzen Niederrhein zu einem entscheidenden Waffengang vor. Der Erzbischof hatte einen mächtigen Anhang erworben; ihm schlossen sich die Grafen Heinrich von Lützelburg, Adolf von Nassau und Guido von Flandern, letzterer durch günstige Aussichten in seinem Streit mit Hennegau um den Besitz von Reichsflandern gewonnen, nebst andern Herren an. Durch den Sieg des Grafen von Geldern hätte der Erzbischof von Köln in den niederländischen Gegenden einen gewaltigen Einfluß erlangt und den benachbarten Herrenstand fortan im Zaum gehalten; darum betrieb er mit allem Eifer die Rüstungen. Aber die Lage der Dinge war für ihn in vieler Hinsicht ungünstig. Nicht nur, daß sich die meisten kleinen Herren, die Grafen von Jülich, von der Mark, Kleve, Waldeck u. a. an Brabant und den Grafen von Berg anschlossen, auch die Bürger von Köln, schon lange mit dem harten Regiment des gewaltthätigen Erzbischofs unzufrieden, gingen ins feindliche Lager über, und dazu fand der Kurfürst weder in Mainz, wo Erzbischof Heinrich saß, noch in Trier, wo der Stuhl leer stand, irgendwelche Unterstützung. Im Frühjahr 1288 eröffnete der Herzog von Brabant den Feldzug, indem er in das Gebiet des Erzstifts einfiel und sich mit dem Heere der Kölner Bürgerschaft verband. Darauf rückte er vor **Woringen**, eine erzbischöfliche Feste zwischen Köln und Neuß. Dorthin führte auch Siegfried seine Mannschaften, stärker an Reiterei, aber an Fußvolk dem Gegner nachstehend. Im Felde vor der Feste entspann sich jene in Lied und Sage vielgefeierte
5. Juni 1288. Schlacht, die nach mehrstündigem heftigen Kampfe dem Brabanter den Sieg gewährte und die stolzen Hoffnungen des Erzbischofs vernichtete. Graf Reinald von Geldern fiel schwer verwundet in die Hände der Gegner, ebenso Adolf von Nassau, Valentin von Isenburg und andere Herren; Erzbischof Siegfried lag ein Jahr lang gefesselt in den Schlössern Adolfs von Berg. Der tapfere Graf

Heinrich von Lützelburg, der Vater Kaiser Heinrichs VII., und seine Brüder fielen im Kampfe.

Die Folgen der Woringer Schlacht waren sehr bedeutend. Im folgenden Ausgang. Jahr traten die Sieger mit Erzbischof Siegfried und den Kölner Domherren 19. Mai 1289. zusammen und boten dem Gedemütigten Sühne und Befreiung an. Aber er mußte ein Lösegeld von 12,000 Mark zahlen, viele Gebietsabtretungen zugestehen und geloben, in die niederländischen Angelegenheiten fortan nicht mehr einzugreifen, vor allem den Grafen von Flandern nicht zu unterstützen. Auch die Bürger von Köln wurden mit ihrem Oberhirten ausgesöhnt. Aber Siegfried konnte eine solche Demütigung nicht ertragen; auch die neuen Erzbischöfe von Mainz und Trier, Gerhard und Boemund, fürchteten Gefahr für die Machtstellung der rheinischen Kurfürsten, wie sie durch die Ereignisse der vergangenen Jahre geschaffen worden, und verbanden sich mit Siegfried, um die Wirkungen der Woringer Niederlage zu schwächen. Sie wandten sich an den Papst, und 18. Jan. 1290. dieser ließ sich herbei, den Erzbischof von Köln und seine Anhänger aller Eide und Verpflichtungen zu entbinden, und ermächtigte die Erzbischöfe von Mainz und Trier, alle der Kölner Kirche abhanden gekommenen Güter und Rechte derselben zurückzustellen. Durch diesen von der römischen Kurie gutgeheißenen Treubruch gewann der Erzbischof von Köln die frühere Machtstellung wieder. Die drei Erzbischöfe erneuerten dann ihren alten Bund „gegen jedermann, die Kirche 10. März 1290. und das Reich allein ausgenommen". Die Kölner Bürgerschaft wurde wegen Empörung gegen ihren Oberhirten und Schädigung des Erzstiftes und seiner Rechte, trotz der früheren Sühne, mit Bann und Interdikt belegt, und sieben Jahre hatte sie darunter zu leiden.

Um der kurfürstlichen Übermacht einigermaßen das Gegengewicht zu halten, suchte sich König Rudolf in den Niederlanden eine Partei zu schaffen, indem er dem Herzog von Brabant Limburg verlieh, dem Grafen Reinald von Geldern aber das Reichsvikariat in Ostfriesland erteilte und dem Grafen Theodorich von Kleve seine Nichte Margarete vermählte und als Brautschatz die Stadt Duisburg verpfändete. Aber die Allianz der drei rheinischen Kurfürsten war eine zu fest geschlossene Macht, als daß der König hier einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Dinge hätte üben können.

Je mehr die nüchterne und gewissermaßen kleinliche Herrschaft Rudolfs Die falschen Friedriche. von der alten glänzenden Kaiserzeit abstach, je mehr die Not der Wirklichkeit den Blick nach erträumten goldenen Tagen lenkte, desto sehnsüchtiger harrte das von Sagen und phantastischen Märchen erfüllte deutsche Volk der Wiederkehr einer bessern Zeit, die man an die Herrschaft der großen hohenstaufischen Kaiser anzuknüpfen liebte. Man konnte sich die gewaltigen Herrscher, welche die Welt erschüttert, nicht tot denken und erwartete ihre Rückkehr aus langer Verborgenheit, um, wie einst die Joachimiten gelehrt (S. 84 ff.; 233), die entartete Kirche zu bessern und überhaupt ein Zeitalter des Glücks und der Zufriedenheit heraufzuführen. Schon aber waren im Bewußtsein des Volks die beiden großen Friedriche

in eine Gestalt zusammengeflossen. Der endlichen Ankunft dieses gewaltigen Friedrich, wie er im Gedächtnis des Volkes in idealen Zügen lebte, sah man mit Sehnsucht entgegen und damit der Herstellung des alten glänzenden Reichs und der Wiederkehr besserer Tage. So ist es nicht zu verwundern, daß in einem Augenblick, wo die Gesellschaft in ihren tiefsten Schichten aufgewühlt war, einige Betrüger, die sich für den wieder erschienenen Kaiser Friedrich ausgaben, zahlreichen Anhang fanden.

In Lübeck. In Lübeck, wo seit einigen Jahren die niedere Bürgerschaft mit dem Stadtrat und der Bürgeraristokratie im Streit lag, wo Bischof Burchard Bann und Interdikt über die Stadt aussprach und ein wüster Hader alle Leidenschaften aufregte, war schon im Jahr 1284 ein Mann erschienen, der sich für den Kaiser Friedrich ausgab und großen Anhang fand. Als aber der Ratsherr Heinrich Sienek durch ein Gespräch mit dem angeblichen Kaiser den Betrug enthüllte, war die Rolle des Abenteurers ausgespielt. Er wurde gerichtet, indem man ihm einen Sack zum Sarg und den Fluß zum Kirchhof gab. Ähnlichen Erscheinungen eines leidenschaftlichen Kampfes der untern Klassen gegen die herrschenden begegnen wir allenthalben, in Bremen, wo die Bürger gegen Erzbischof Giselbert und seine Ministerialen in langdauerndem Streit lagen, in Erfurt, wo Volrad von Gotha als Volksführer auftrat, in Goslar und anderwärts.

Am Rhein. (Dietrich Holzschuh.) Am gefährlichsten aber trat diese Bewegung am Rhein auf. Hier trieben die Schatten der alten Kaiser ihren Spuk in immer bedenklicherer Weise. In der Gegend von Kolmar glaubte man im Bruder Heinrich, einem Einsiedler, den auferstandenen Kaiser gefunden zu haben, weiter unten am Rhein in einem Schmied, Tile Kolup; sie kehrten jedoch in Vergessenheit zurück vor einem Manne von dunklem Stand und Herkommen, dessen Namen, Dietrich Holzschuh, man erst später erfuhr. Mehrere Jahre trieb dieser sein Wesen und fand am ganzen Rhein, vor allem in Neuß, zahlreichen Anhang, vom Erzbischof Siegfried von Köln absichtlich geschont. Das leichtgläubige Volk, das viel Wunderbares über den Abenteurer zu erzählen wußte, sah in ihm den Erretter. Er durfte es sogar wagen, König Rudolf vor seinen Thron zu laden. Auch mit den Friesen, die in den achtziger Jahren mit den benachbarten Fürsten in heftigen Kämpfen lagen, stand der falsche Friedrich in Verbindung und mahnte den Grafen von Holland von der Befehdung des freien Volkes ab. Aber der Schutz des Betrügers konnte die Friesen nicht retten; König Rudolf gab ihr Gebiet später (1290) den Grafen von Geldern und Holland preis und versetzte ihrer Selbständigkeit einen schweren Schlag. Der Anhang des Abenteurers war inzwischen in stetem Wachsen begriffen, wozu der Streit Rudolfs mit einigen Städten beitrug. Unter den niedern Bürgern, selbst unter der geringen Ritterschaft hatte er seine Anhänger. Als der König von den Juni 1285. Städten den „dreißigsten Pfennig" forderte, erhoben sich die Bürger in Kolmar, Hagenau, Wetzlar, Frankfurt gegen diese Maßregel, und als Rudolf selbst gegen die trotzigen Städte zu Felde rückte, verließ auch der falsche Friedrich seinen bisherigen Aufenthalt Neuß, um den Gegnern des Königs näher zu sein, und zog in Wetzlar ein. Da schloß Rudolf mit den Kolmarern einen Vergleich, hob die Belagerung auf und rückte vor Wetzlar, wo gleichzeitig auch der Erzbischof von Köln eintraf. In Wetzlar geriet man in Bestürzung, und der Stadtrat beeilte sich, mit König Rudolf einen Vergleich zu schließen und sich gegen Anerkennung der städtischen Freiheiten zur Bezahlung des Dreißigsten zu verpflichten. Damit war die Rolle des Betrügers zu Ende. Von seinem Anhang verlassen, ward er an Rudolf ausgeliefert, bekannte seinen Betrug

und wurde als Zauberer und Ketzer verbrannt. Die widerstrebenden Städte wurden unterworfen, Neuß wegen seiner Anhänglichkeit an den falschen Friedrich den Händen des Erzbischofs Siegfried überliefert, alle Anhänger des Betrügers verfolgt und gestraft. Damit war die demokratisch-revolutionäre Gährung erstickt; aber im Volke lebte die Sage vom wiedererscheinenden Friedrich und der Rückkehr besserer Zeiten noch lange fort. Zehn Jahre nach dem schauerlichen Tode des Dietrich Holzschuh war schon wieder ein neuer Friedrich erstanden und fand in und um Eßlingen nicht wenig Glauben. Und ähnliches wiederholte sich später, namentlich während der Erneuerung des großen Kampfes zwischen Papsttum und Kaisertum in der Zeit Ludwigs des Bayern. Ja der letzte Friedrich, ein armer Schneider aus Langensalza, trat erst im Jahr 1546 auf. So lange wirkte das kaiserliche Phantom noch nach. Juli 1285.

Seit seiner Königswahl hatte Rudolf von Habsburg die Verhältnisse in Schwaben mit besonderer Aufmerksamkeit ins Auge gefaßt. Immer schwebte ihm die Herstellung des Herzogtums und die Übertragung desselben an sein Geschlecht als lockendes Ziel vor. Aber in einem Lande, wo der aufstrebende, ehrgeizige Herrenstand seine freie Stellung so eifersüchtig wahrte und sich der Einsetzung eines Herzogs mit aller Entschiedenheit entgegengestellt hätte, war dies eine nahezu unerreichbare Aufgabe. Das Königtum wußte sich denn auch unter den in ewigem Streit liegenden schwäbischen Geschlechtern wenig Geltung zu verschaffen, so sehr diese untereinander selbst wieder in Kampf und Zwiespalt lagen, wodurch die Gründung einer Königspartei erleichtert wurde. Zu den Familienstreitigkeiten, die seit alters die Geschlechter trennten, kamen nun noch politische Parteiungen. Die königliche Sache hatte ihre festesten Stützen in der fränkischen Linie der **Zollern** von Nürnberg, die in Rudolfs Zeit ihr Ansehen und ihre Macht begründete, und in den Grafen Zollern-Hohenberg, deren Schwester, Rudolfs Gemahlin, „die könig- und kaiserreichste Ahnfrau der Weltgeschichte war". Der älteste der drei Brüder von Hohenberg, Graf Albrecht, dessen Verbindung mit dem Habsburger noch aus der hohenstaufischen Zeit herrührte, stand fortwährend im freundschaftlichsten Verhältnis zum König, dessen Gunst ihn zum Landrichter und Landvogt in Niederschwaben, wie den Grafen von Werdenberg in Oberschwaben, erhob. Das Glück des Hohenbergers und seine hohe Stellung reizte jedoch seine Genossen und Nachbarn. Der Graf von Grüningen, die Herren von Waldeck, die stammverwandten Grafen von Zollern erhoben Fehde gegen den mächtigen Nachbarn. Sein und der königlichen Sache gefährlichster Gegner war der junge Graf **Eberhard von Württemberg**, der Erlauchte. Er war der zweite Sohn des Grafen Ulrich mit dem Daumen († 1265), welcher durch kluge Benutzung der Zeitverhältnisse sein Gebiet bedeutend zu vergrößern gewußt, indem er sich von König Richard die Reichslehen des kinderlos verstorbenen Grafen von Urach, der südlich von Nürtingen wohnte und dessen Familiengüter Ulrich käuflich an sich gebracht, übertragen ließ. Alte Familienstreitigkeiten mit den Zollern, Eifersucht auf die steigende Macht des Hohenbergers, Beeinträchtigung seines Besitzes durch den Rechtsspruch über die Ein- Rudolf und die Verhältnisse in Schwaben.

ziehung der Reichsgüter wiesen ihm seinen Platz in der Opposition an, und mit großer Umsicht und Tapferkeit führte er jahrelang Krieg mit seinen Gegnern. Auch das Reichsgesetz vom 13. Jan. 1283, wonach keine zum Reich gehörige Grafschaft geteilt oder verkauft werden dürfe ohne königliche Zustimmung, machte unter den schwäbischen Grafen viel böses Blut. Es sollte dadurch das Recht der Krone und die Abhängigkeit der Grafschaften von derselben gesichert werden, während zur selben Zeit die großen Fürstentümer sich von derselben lösten. Die Grafen glaubten darin das Bestreben des Königs zu erkennen, mit Hilfe der Reichsfürsten sich im Lande festzusetzen, um dereinst das Herzogtum wieder herzustellen, und erhoben sich mit aller Macht dagegen. Um dieselbe Zeit, als der Bischof von Speier, der die Reichsburg Lauterburg besetzt hielt, zur Unterwerfung gezwungen wurde und wegen eines dunkeln Vergehens (man erzählte sich, er habe dem König nach dem Leben getrachtet) das Reich meiden mußte, lagen die schwäbischen Herren, voran Graf Eberhard, die Grafen von Helfenstein, Friedrich von Zollern, Montfort-Sigmaringen, Grüningen in offenem Kampfe gegen die Führer der königlichen Partei, den Grafen von Hohenberg und die jungen Pfalzgrafen von Tübingen, die bisher unter des Grafen Albrecht Vormundschaft gestanden. Mit äußerster Tapferkeit wehrte man sich auf beiden Seiten, und das Kriegsglück schwankte hin und her. Erst als Erzbischof Heinrich
10. Nov. 1286. von Mainz zur Hilfe heranzog, ließen sich die Aufständischen zu einem Frieden herbei, der den Rechtszustand vor dem Krieg herstellte und die Streitfragen auf schiedsrichterlichen Spruch verwies, aber keine Bürgschaft der Dauer in sich trug. Nach wie vor standen die Aufständischen der königlichen Partei feindselig gegenüber und machten gewaltige Rüstungen. Der Markgraf von Baden, der Abt Wilhelm von St. Gallen und die schwäbischen Grafen gewannen im folgenden
1287. Jahr ein solches Übergewicht, daß Rudolf die getreuen Reichsfürsten, den Erzbischof Heinrich, den Burggrafen Friedrich, den Pfalzgrafen Ludwig, aufbieten mußte, um den Gegnern Stand zu halten. Wiederum ertönte der Kriegslärm, von den Alpen bis zum Main wurden Schlachten geschlagen und Burgen gebrochen, ohne daß eine Entscheidung gefallen wäre. Rudolfs Freunde rieten zur Nachgiebigkeit. Da bot der König die Hand zum Frieden. Die „Eßlinger Sühne“ mit dem Grafen Eberhard (Okt. 1287) war das Ende des Aufstandes. Schadenersatz, Auslieferung einiger Burgen und das Treugelübde an Rudolf war alles, was der Graf zu leisten hatte. Wenn erst der alte König im Grabe ruhte, mochte er denken, könnte er mit größerem Erfolg die Waffen gegen seine Feinde führen. Die reichsfreie Stellung der schwäbischen Herren war nun anerkannt. König Rudolf hatte erfahren, daß die Herstellung eines Herzogtums Schwaben unerreichbar sei. Die schwäbischen Grafen, den Reichsfürsten nacheifernd, hatten mit vollem Erfolg ihre Unabhängigkeit erkämpft, und der Versuch des Königs, sie der Krone unterzuordnen, war gescheitert; das Gesetz über die Nichtteilbarkeit der Grafschaften ist unbeachtet geblieben. „Mit den

Waffen in der Hand haben diese schwäbischen Herren ihre sogenannte reichsständische Stellung und Freiheit erobert. Für die Geschichte Schwabens bildet der Aufstand gegen Rudolf von Habsburg den entscheidenden Wendepunkt für alle Zukunft. Der kühne Graf Eberhard von Württemberg, eine fast typische Gestalt in der Reihe seiner Nachfolger und in dem Kreise seiner gleichzeitigen und späteren Standesgenossen, mochte von der Partei König Rudolfs mit Recht geschmäht werden, aber er hat einer ganzen Epoche der deutschen Entwickelung einen vorbildlichen Stempel aufgedrückt."

Kaum war in Schwaben die Ruhe einigermaßen befestigt und ein Schatten von Reichshoheit zurückgekehrt, so versuchte Rudolf auch die entfremdeten burgundischen Länder dem Reiche wieder zu gewinnen und durch Herstellung des Herzogtums eine Vormacht gegen Frankreich zu errichten. Zu dem Zweck beschloß er, dem die Heiraten in seiner Familie so manchen Vorteil gebracht, auch in Burgund seine Politik durch eine neue Vermählung zu unterstützen. Er selbst, obwohl ein starker Sechziger, trat als Brautwerber auf. Die jugendliche, kaum dem Kindesalter entwachsene Isabella, die Schwester des Herzogs Robert von Burgund, war die Erkorene. Rudolf gedachte durch diese im Frühjahr 1284 vollzogene Heirat zugleich mit den verwandten Höfen von Anjou und Frankreich in nähere Beziehungen zu treten und für seine Herrscherpläne Unterstützung zu finden. Das Volk aber wußte eine naive Geschichte zu erzählen, wie die Kurfürsten dem trübsinnigen König geraten hätten, zur Erheiterung seiner alten Tage eine junge Frau zu nehmen; so liebreizend sei die Jungfrau gewesen, daß der Bischof von Speier ihr, als er sie aus dem Wagen hob, einen Kuß gegeben habe, weshalb er aus dem Reich verbannt worden sei (S. 796). Aber wenn schon in den deutschen Landen der Begründung einer festen Reichshoheit so viele Schwierigkeiten im Wege standen, wie groß mußte erst der Widerstand in solchen Gegenden sein, wo das Reichsregiment nie starke Wurzeln zu schlagen vermocht hatte, wo in Sprache und Sitten das romanische Element zur Herrschaft gelangt und damit der französische Einfluß überwiegend geworden, die alten Erinnerungen an Kaiser und Reich verschwunden waren? Rudolf war durch seine alten Verbindungen in der Schweiz und Savoyen, durch die Lage seiner Stammgüter, die sich weit in die Alpenländer und über den Rhein erstreckten, mehr als irgend ein Fürst geeignet, die gelockerten Bande mit den in der Ablösung begriffenen Reichsgliedern wieder fester zu knüpfen; aber auch er vermochte den Zersetzungsprozeß nicht zu hemmen. Weder in Savoyen, das eine natürliche Mauer gegen den vordringenden französischen Einfluß bildete, noch in den Städten und Landschaften an der Rhone und am Jura kam die Reichsgewalt zu Ansehen. Die Kämpfe und Anstrengungen in den späteren Regierungsjahren des Habsburger Herrschers waren fruchtlos und ohne dauernde Resultate.

Rudolfs Stellung in Burgund.

Zwischen den Häusern Habsburg und Savoyen herrschte eine altererbte tiefe Feindschaft, erzeugt durch die widerstreitenden Hausinteressen, namentlich die Ansprüche,

Habsburg und Savoyen.

die Graf Peter früher auf das kiburgische Erbe gemacht hatte. Der englische Hof suchte sie vergeblich auszugleichen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich; auch der Versuch, einen schiedsgerichtlichen Spruch herbeizuführen, scheiterte. Rudolf entschloß sich zu
Frühjahr 1283. einem entscheidenden Schlag gegen Savoyen. Nachdem er selbst gegen den Grafen Reinald von Burgund, der mit Bischof Heinrich von Basel in heftiger Fehde lag, gezogen war und die Gegner versöhnt hatte, eröffnete er den Reichskrieg gegen Savoyen und rückte vor Peterlingen, die feste Stadt im Waadtland, um deren Besitz sich die Gegner hauptsächlich stritten. Aber Graf Philipp hielt sich wacker gegen die zahlreichen Gegner, die der König aufgeboten; Peterlingen leistete das ganze Jahr 1283 hindurch Widerstand, und erst um Weihnachten unterwarf sich der Graf auf ehrenvolle Bedingungen. Er durfte, solange er lebte, die in seinem Besitz befindlichen Reichsgüter behalten, nur Murten, Gümminen und Peterlingen fielen an das Reich zurück; außerdem bezahlte er 2000 Mark. Waren auch nur geringe Vorteile errungen worden, so trug doch dieser Ausgang dazu bei, daß die Oberhoheit des Reichs wieder in Erinnerung kam.

In der savoyischen Erbfolgefrage, die bald nachher auftauchte, schien es einen Augenblick, als ob Rudolf aufs neue hier großen Einfluß gewinnen könne. Die Brüder Amadeus und Ludwig kämpften noch bei Lebzeiten ihres alten Oheims, des Grafen Philipp, um die Nachfolge und Entschädigung. Ersterer stützte sich auf England, letzterer ließ sich von dem deutschen König in den Schirm des Reichs aufnehmen und mit den Reichsgütern belehnen. Bald schlossen jedoch die Brüder einen Teilungsvertrag und stellten denselben unter Garantie von Frankreich und England, ohne des Reichs weiter zu gedenken. Der Einfluß Frankreichs setzte sich immer mehr in den burgundischen Landen fest. Das mächtige Bern war eine der Hauptstützen der Gegner König Rudolfs. Im Jahr 1286 aber sagte sich diese Stadt offen vom König los und trat mit Freiburg im Üchtland, dem Pfalzgrafen Otto von Burgund und Savoyen in Verbindung. Da beschloß Rudolf, mit einem letzten Schlag den Widerstand in Bur-
Frühjahr 1286. gund zu Boden zu werfen. Mit einem großen Heere zog er gegen die trotzige Stadt, aber eine zweimalige, mit aller Anstrengung ins Werk gesetzte Belagerung vermochte den Widerstand nicht zu brechen; auch Freiburg wurde erst im folgenden Jahr durch des Königs Sohn Herzog Rudolf zum Gehorsam zurückgebracht. In ganz Burgund regten sich wiederum die Gegner der habsburgischen Politik, von Frankreich unterstützt. Der Vertrag der savoyischen Brüder unter französischer Garantie und die Beilegung des Streites um das Delphinat unter französischer Vermittelung zeigten, wie sehr die Rechte des Reichs hinter den Einfluß Frankreichs zurücktraten. Dazu drang in Lothringen die französische Herrschaft immer weiter vor; Toul stand schon unter französischer Schirmherrschaft, und auf Verdun waren längst begehrliche Blicke gerichtet. Die burgundische Pfalzgrafschaft sollte vertragsweise nach des Pfalzgrafen Otto Tod an das französische Haus fallen. Besançon sagte sich vom Reiche los und stellte sich unter Ottos Herrschaft. In allen Grenzländern trat der französische Einfluß in unzweideutiger Weise hervor und schwand das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Reich immer mehr. König Rudolf wurde durch die Kunde vom Abfall Besançons und des Pfalzgrafen Otto, sowie von der Niederlage des Bischofs Peter von Basel durch den Grafen Reinald von Burgund schwer betroffen. Er sah die Notwendigkeit ein, wenn er diese Länder nicht vollständig an Frankreich fallen lassen wollte, mit gewaffneter Hand die Rechte des Reichs zu wahren. Zugleich regte sich im südlichen Deutschland eine nationale Begeisterung gegen Frankreich und führte den Fahnen Rudolfs eine große Zahl von Streitern zu. Pfalzgraf Otto, der alle Gegner Habsburgs zu einem großen Heer vereinigte,
1289. wurde mit der Reichsacht belegt. Im königlichen Heere, das im Juli gegen Burgund

aufbrach, hatten die Grafen von Hohenberg und Zollern die Führung. Vor der Stadt Besançon lagerte sich der König; aber die Bürger trotzten allen Angriffen, und Pfalzgraf Otto brachte das königliche Heer durch Abschneidung der Zufuhr in große Not. Wir sind über den Verlauf der Kriegsereignisse höchst unvollkommen unterrichtet. Pfalzgraf Otto entschloß sich endlich, ohne eine entscheidende Niederlage erlitten zu haben, zur Unterwerfung, leistete Huldigung und ward von der Acht gelöst; der alte Sept. 1289. Zustand einer lockern Verbindung Burgunds mit dem Reich war dadurch hergestellt. Die burgundischen Großen hielten sich in der nächsten Zeit ruhig, zumal da mit dem Tode des Herzogs Rudolf der Plan einer Wiederherstellung des Königreichs Burgund Mai 1290. alle Aussicht auf Verwirklichung verlor und Herzog Albrecht von vornherein auf die burgundische Politik seines Vaters verzichtete. Eine wirkliche Herstellung der Reichsgewalt in diesen Ländern war nicht mehr möglich, dieselben blieben für Deutschland verloren.

Mit besserem Erfolg wirkte Rudolf im Norden, wo die Hoheit des Reichs Verhältnisse in Norddeutschland. fast allen Boden verloren hatte, für Herstellung des königlichen Ansehens und der Gesetze. Die unaufhörlichen Fehden, namentlich zwischen den Brandenburger Markgrafen und ihren Nachbarn, hatten im Jahr 1283 zu einem Landfriedensbündnis geführt, an dessen Spitze Herzog Johann von Sachsen, die Fürsten Bogislaw von Pommern und Witzlaw von Rügen, die Herzöge von Mecklenburg, die Grafen von Schwerin und viele Städte, wie Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin u. a., standen. Zehn Jahre sollte der Bund dauern und Ordnung, Frieden und Sicherheit des Verkehrs im Norden hergestellt werden. Bald traten auch Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg, Erich von Dänemark und Erzbischof Giselbert von Bremen dem Bunde bei, der sich hauptsächlich auf die Macht der reichen Handelsstädte stützte und seine Kraft in dem norwegischen Kriege erprobte. Als Erich Priesterfeind von Norwegen einen heftigen Seekrieg wider die Handelsstädte an der Ostsee unternahm, ward er durch die Übermacht der Verbündeten zum Frieden gezwungen, den er zu Kalmar mit 31. Okt. 1285. sieben Ostseestädten abschloß auf Grund der alten Handelsvorteile und Vorrechte. Aber ein dauernder Frieden war im Norden ebensowenig herzustellen als im Süden. Wer vermöchte alle Streitigkeiten und Kriegszüge aufzuzählen, die in den achtziger Jahren das nördliche Deutschland erfüllten! Die Ländergier der kleinen Dynasten, die Eifersucht der aufstrebenden Fürsten riefen auch hier endlose Kriege und blutige Fehden hervor. Da herrschte Streit zwischen Herzog Albrecht von Sachsen, dem Reichsvikar, und Otto von Lüneburg; da kämpften die mecklenburgischen Herzöge widereinander; da waren die brandenburgischen Markgrafen unablässig bemüht ihre Herrschaft auszudehnen; da lag der Albrechtinische Zweig der Braunschweiger zu Wolfenbüttel in langjähriger Fehde mit Mainz, und in all diesen zerfahrenen Wirren, in denen allein die aufblühenden Städte einen erfreulichen Anblick gewähren, tritt nirgends ein klarerer Begriff von Recht, ein höheres staatliches Interesse hervor. Selbstsüchtige Bestrebungen, kleinliche Habsucht und niedriger Ehrgeiz entzündeten Kämpfe unter den fürstlichen Geschlechtern, denen gegenüber die Reichsgewalt fast ohne jeden Einfluß

war. Doch war der unermüdlich thätige Rudolf auch hier bemüht, das Ansehen des Reichs herzustellen, wobei er sich viel von der Mithilfe des ergebenen Erzbischofs Heinrich von Mainz versprach. Zunächst suchte er die großen norddeutschen Fürsten zu versöhnen. Die Unterhandlungen zwischen Erzbischof Heinrich und Herzog Albrecht von Braunschweig nahmen zwar nicht den gewünschten Fortgang, aber Albrecht von Sachsen und Herzog Otto von Lüneburg ließen sich durch ein Schiedsgericht versöhnen. Durch die Vermählung mit der Enkelin Rudolfs, der Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, sollte Herzog Otto mit neuen Banden an König und Reich geknüpft werden.

Thüringen. Nirgends zeigten sich die heillosen Zustände der deutschen Fürstentümer in so trauriger Gestalt als in dem Wettinschen Hause in Thüringen. Landgraf Albrecht von Thüringen, der Unartige genannt, der seine hohenstaufische Gemahlin Margarete durch Härte von sich getrieben (S. 352) und sich mit seiner Geliebten Kunigunde von Eisenberg vermählt hatte, geriet in heftige Fehde mit seinen Söhnen Friedrich und Dietrich (Diezmann), besonders weil er den unehelichen Sohn Albrecht (Apitz) vor den andern begünstigte. Im Jahr 1281 entschied das Kriegsglück für den Vater, und der gefangene Friedrich mußte im Kerker schmachten. Die Erbschaft des Markgrafen Dietrich von Landsberg, des Bruders des Landgrafen Albrecht, der nur einen Sohn Friedrich Tutta (Stammler) hinterließ, war neuer Zündstoff für das glimmende Feuer. Im Jahr 1283 standen Vater und Söhne abermals mit den Waffen einander gegenüber. Schon schienen die Bemühungen des Erzbischofs Heinrich von

15. Febr. 1288. Mainz um Herstellung des Friedens Erfolg zu haben, als der Tod des greisen Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen den Krieg gewaltiger als je entfachte. Landgraf Albrecht erhob Ansprüche auf das Erbe und verband sich mit seinem Neffen Friedrich Tutta gegen seine Söhne, die ihrerseits von den Bischöfen von Merseburg und Naumburg unterstützt wurden. Es entbrannte ein verheerender Krieg, der selbst in diesen räuberischen und gewaltthätigen Zeiten an Wildheit kaum seinesgleichen hatte. Als der alte Landgraf

1. Jan. 1289. endlich seinen Söhnen in die Hände fiel, kam ein Vertrag zu stande, worin der Vater in bedeutende Abtretungen willigte. Die Meißener Erbfolgefrage aber blieb ungelöst als Same künftiger Verwickelungen. Die zerrütteten und gesetzlosen Zustände in dem Thüringer Lande forderten dringend die persönlichen Anwesenheit des Königs, sollte das Ansehen des Reichs dort nicht ganz verloren

Die Erfurter Hoftage. Weihnachten 1289. gehen. Darum berief Rudolf einen großen Hoftag nach Erfurt auf Weihnachten 1289. Dahin kam eine Reichsversammlung, wie sie in Deutschland seit langen Jahren nicht gesehen worden. Neben zahlreichen Bischöfen und Äbten fanden sich die bedeutendsten Fürsten aus Norddeutschland, die braunschweigischen und sächsischen Herzöge, Markgraf Otto von Brandenburg, das Wettinsche Haus in fast allen Gliedern, der König von Böhmen und andere Herren ein. Die Herstellung des Landfriedens war die nächste Sorge des Königs, und Mit- und

Nachwelt bewunderte das strenge Gericht, das Rudolf in Thüringen hielt. Gleich nach seiner Ankunft wurden neunundzwanzig Raubritter enthauptet, und eine Menge von Burgen erlagen der zerstörenden Hand des Königs. Um dem Landfrieden allgemeine Gültigkeit und Dauer zu verleihen, ernannte Rudolf eine Anzahl der bedeutendsten Fürsten zu Schirmherren (Konservatoren) des Friedens mit einem Hauptmann an der Spitze. Otto von Anhalt, Erzbischof Erich von Magdeburg, Otto von Brandenburg, die Herzöge von Braunschweig u. a. standen diesem Amte vor. Man erkennt darin schon unzweideutig die Keime, aus welchen sich die Kreisverfassung der späteren Zeit entwickelt hat. Dabei suchte der König auf alle Weise die hadernden Parteien zu versöhnen und die Streitigkeiten durch Rechtssprüche zu schlichten. Und wirklich kamen auch die Streitpunkte zwischen Mainz und Braunschweig, zwischen Albrecht von Thüringen und Friedrich von Meißen zur Erledigung. König Rudolf hatte zu Erfurt der Reichsgewalt ein Ansehen verliehen, wie sie es lange vorher und nachher nicht besessen. Wenn man den greisen König zu Erfurt sah, umgeben von den Fürsten des Reichs und den Gliedern seiner Familie, bald in ernster Thätigkeit, bald bei heitern Festen, den Fürsten mit dem Glanz der Königskrone imponierend, die Bürger durch leutseliges, mildes Wesen gewinnend, trotz des Alters in rüstiger Kraft — da konnte man ihn glücklich preisen, und in der That war der ein volles Jahr währende Aufenthalt zu Erfurt der Glanzpunkt von Rudolfs Regierung. Der Widerstand gegen sein Regiment war allenthalben niedergeworfen oder wagte sich wenigstens nicht hervor.

Aber doch war die Zukunft des habsburgischen Hauses nicht so gesichert, wie der alte König denken mochte. Nicht nur, daß viele gedemütigte Gegner nur auf den Tod des greisen Rudolf warteten, um sich von neuem zu erheben: auch Herzog Albrecht hatte in Österreich mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, und seine Herrschaft fand noch erheblichen Widerstand. Der Erzbischof von Salzburg, Rudolf von Hoheneck, früher königlicher Kanzler, hatte die Bahn seines Vorgängers verlassen. Vor allem auf die Blüte und Macht seines Erzbistums bedacht, nahm er den benachbarten Fürsten von Bayern und Österreich gegenüber eine trotzige Stellung ein. Die neue Politik Salzburgs führte bald zu Konflikten mit Herzog Albrecht. Grenzansprüche und zweifelhafte Besitzungen gaben zu mancherlei Streitigkeiten Anlaß. In diesen Verhältnissen spielte Abt Heinrich von Admont eine merkwürdige Rolle. Zum Landesschreiber und Landeshauptmann in Steiermark eingesetzt, hatte er als unbedingter Förderer der landesherrlichen Interessen den steirischen Adel sehr gegen sich aufgebracht, und Haß, Spott und Verleumdung haben sein Bild arg entstellt. Die Zeitgenossen erkannten in ihm den bösen Dämon, der den Samen der Zwietracht zwischen Herzog Albrecht und Erzbischof Rudolf ausgestreut. Über der Sorge für die Befestigung der landesherrlichen Gewalt vernachlässigte Heinrich keineswegs das Wohl seines Klosters Admont, und auch dies brachte ihn in mancherlei Zwiespalt

Herzog Albrecht in Österreich.

mit dem Erzbischof Rudolf. Herzog Albrecht schützte auf alle Weise den getreuen Diener, dessen staatsmännisches Talent, durchgreifende Energie und genaue Bekanntschaft mit den Zuständen des Landes er wohl erkannte. Die Verhältnisse drängten nunmehr auch zu einer endgültigen Entscheidung über das Herzogtum Kärnten, das thatsächlich in den Händen des Grafen Meinhard von Tirol lag, der sich schon seit 1283 Herzog von Kärnten, Krain und der Mark nannte. Die Landherren in Kärnten waren ihm günstig gestimmt, und Meinhard hatte auch stets das gute Einvernehmen mit dem Habsburger aufrecht erhalten. Herzog Albrecht besaß die bischöflichen Lehen im Lande, die für die Erwerbung des Herzogtums von der größten Bedeutung waren. Zudem waren Rudolfs Söhne mit Krain und der windischen Mark belehnt worden. Die Verhältnisse waren verwickelt genug; aber beide Teile zogen vor, ihre Ansprüche auf friedlichem Wege auszugleichen. Zu Ende des Jahres 1285 kamen sie überein, daß Graf Meinhard Kärnten als erbliches Herzogtum mit Zession der bischöflichen Lehen seitens Albrechts erhalten solle, der Habsburger Krain und die Mark, vielleicht auch ein Erbrecht auf Kärnten für seine Nachkommen von Meinhards Tochter. Auf dem Augsburger Reichstag fand in Gegenwart vieler geistlichen und weltlichen Fürsten die feierliche Belehnung statt. Die Landherren schlossen sich freudig an den neuen Herzog an, und das Volk erinnerte sich noch lange des frohen Tages auf dem Zollfeld bei Klagenfurt, da Meinhard nach den alten Gebräuchen des Landes, wie sie uns Johann von Victring beschreibt, Besitz von seinem Herzogtum nahm. Albrecht war durch diese friedliche Auseinandersetzung mit dem mächtigen Grafen von Tirol im stande, nach anderer Seite hin seine Ansprüche mit weit mehr Entschiedenheit geltend zu machen. Eine persönliche Zusammenkunft mit Erzbischof Rudolf zu Neustadt bei Wien hatte keinen Erfolg, und in großer Erbitterung trennten sich die Fürsten. Vergebens suchte der geängstigte Erzbischof durch Öffnung einiger Burgen an Abt Heinrich von Admont den drohenden Sturm zu beschwören; Herzog Albrecht war entschlossen, seine Ansprüche in vollem Umfang geltend zu machen, trotzdem seine Stellung in seinen eigenen Ländern nicht ganz gesichert war. Die Landherren in Österreich und Steiermark klagten über Vernachlässigung der Landrechte, über die Begünstigung der Herren aus Schwaben, die alle Stellen an sich brächten. Zwei Herren von großem Einfluß, der Hofmarschall Hermann von Brandenburg und der oberste Hofrichter, Eberhard von Wallsee, reizten vor allen den eifersüchtigen österreichischen Adel, der seine Rechte gefährdet glaubte. Auch in der Stadt Wien war eine mächtige Ratspartei, die mit Sehnsucht der alten Stellung der Stadt gedachte, wie sie Paltram verfochten, der noch immer in der Nähe unter bayrischem Schutz lebte. Mit zäher Konsequenz hielt diese Partei an den alten Rechten fest, besonders auch an der Reichsunmittelbarkeit der Stadt, die König Rudolf noch im Jahr 1278 bestätigt, freilich später indirekt wieder aufgehoben hatte. Herzog Albrecht aber suchte seine landesherr-

Das Herzogtum Kärnten.

1. Febr. 1286.

lichen Rechte mit aller Entschiedenheit zu wahren und verweigerte die Bestätigung der alten Privilegien. Die unsichern Rechtsverhältnisse führten sogar zu offener Fehde zwischen dem Herzog und der Stadt. Doch unterwarf sich der Rat Febr. 1288. von Wien endlich und schwur den Eid der Treue, ohne daß jedoch der Ausgleich ein dauernder gewesen wäre. Herzog Albrecht zögerte mit der Bestätigung der Privilegien, und die Unzufriedenheit der Bürger mit dem Regiment des Habsburgers führte in der Folge noch zu bedenklichen Konflikten.

Der Zwiespalt mit Salzburg war so hoch gestiegen, daß die Waffen entscheiden Krieg mit Salzburg. mußten. Der Erzbischof berief eine Synode nach Salzburg, wo bei Gelegenheit der 7. Nov. 1288. Erhebung der Gebeine des heil. Virgilius auch der Beschluß gefaßt wurde, daß allen Geistlichen verboten sei, Rechtsgeschäfte für weltliche Fürsten zu übernehmen oder beizubehalten. Das Verbot für die Geistlichen, Dienste bei weltlichen Herren zu nehmen und sich an einem weltlichen Rechtsstreit zu beteiligen, richtete sich hauptsächlich gegen den Abt von Admont und verfehlte seine Wirkung bei Herzog Albrecht nicht. Noch im Winter entbrannte der Krieg. Der Herzog und Ulrich der Kapeller brachen in das salzburgische Gebiet ein. Die wehrlosen Grenzstädte, wie Friesach, wurden in Asche gelegt; nach der schauderhaften Kriegssitte der Zeit vermied man einen Hauptschlag und suchte dem Gegner durch wilde Verheerung des Landes zu schaden. Die Vermittelungsversuche benachbarter Fürsten vermochten die erbitterten Gegner nicht zu versöhnen. Obgleich Herzog Albrecht durch die ungarischen Angelegenheiten an voller Entfaltung seiner Kräfte gehindert war, neigte sich das Übergewicht auf seine Seite. Selbst Interdikt und Bann hatten für den Erzbischof nicht die gehoffte Wirkung, da der Herzog sich eine päpstliche Indulgenz auswirkte, wonach er innerhalb fünf Jahren ohne ausdrückliche päpstliche Vollmacht nicht mit dem Bann belegt werden sollte. Da unterwarf sich der Erzbischof, verzichtete auf frühere Schiedssprüche und suspendierte Jan. 1290. den Synodalbeschluß von 1288. Darauf wurde die Sache nach Erfurt vor König Rudolf gebracht, der durch einen Schiedsspruch die Streitigkeiten zwischen Salzburg und Admont schlichtete. Wenige Wochen später erlag Erzbischof Rudolf in der Blüte 3. Aug. 1290. der Jahre einem Schlaganfall; und das Erzstift Salzburg wurde aufs neue in den unheilvollen Zustand einer Sedisvakanz und darauf folgenden Doppelwahl versetzt, indem von dem größern Teile des Kapitels, um an Bayern einen festen Rückhalt zu haben, der bayrische Fürstensohn Stephan, „ein guter Schütz, ein lustiger Gesell", erwählt wurde, Papst Nikolaus IV. aber den Bischof Konrad von Lavant zum Erzbischof erhob; und dieser wußte in der schwierigen Lage mit Kraft und Geschick gegen alle Widersacher sich zu halten. „Es war eine gewaltige, der kirchlichen Freiheit und Unabhängigkeit von den weltlichen Herren in tiefster Überzeugung ergebene Natur."

Die Aufmerksamkeit des Herzogs Albrecht war um diese Zeit von den ungarischen Die Verhältnisse in Ungarn. Verwickelungen in Anspruch genommen. Das ungarische Reich war unter dem vielgeschmähten Regiment des kinderlosen Ladislaus durch wüstes Parteigetriebe in arge Verwirrung gekommen. Einen mächtigen Einfluß hatte die Königin, die dereinst die ungarische Krone ihren Verwandten, den Anjous, zuzuwenden gedachte und von der römischen Kurie energisch unterstützt ward. Ihr stand der Erzbischof Lodomerius von Gran entgegen, der Führer der nationalen Partei, der Andreas von Este aus arpadischem Stamm als künftigen König im Auge hatte. Als dieser einen Einfall in Ungarn machte, fiel er dem mächtigen Grafen Johann (Iwan) von Güssing in die Hände; aus dessen Gewahrsam entkommen, geriet er in Herzog Albrechts Gewalt. Dieser dachte, trotzdem er die alten Beziehungen zu Ladislaus aufrecht erhielt, aus den

ungarischen Wirren Vorteil zu ziehen. Mißtrauisch blickte er auf die große Macht der Güssinger Grafen, die sich an der österreichischen Grenze ausdehnte und dem Herzog ebenso gefährlich war als dem König Ladislaus. Albrecht unterwarf nach harten Kämpfen und wechselndem Erfolg eine große Strecke Landes am Neusiedler- und Plattensee und schickte sich an, diese Gebiete seinem österreichischen Reich dauernd beizufügen, ohne daß König Ladislaus sich dieser Schmälerung des ungarischen Gebiets widersetzt hätte; er mochte sich freuen über die Demütigung der Güssinger Grafen, seiner über-
10. Juli 1290. mächtigen Vasallen. Als Ladislaus von einem eifersüchtigen Kumanen ermordet worden war, traten die ungarischen Angelegenheiten in ein neues Stadium. Sofort gelang es Andreas dem Venetianer, heimlich aus Wien zu entkommen. Der Erzbischof von Gran und die Güssinger Grafen waren für seine Erhebung thätig, letztere in der Hoffnung, ihre verlorenen Gebiete zurückzugewinnen. Herzog Albrecht sah sich durch die Vorgänge in Ungarn im Besitz der neuerworbenen Grenzdistrikte bedroht und eilte nach Erfurt, um sich die Hilfe des Reichs zu sichern. König Rudolf billigte die ungarische Politik seines Sohnes vollständig, er sagte die Hilfe des Reichs zu und ging so weit,
21. Aug. den Herzog öffentlich mit dem Königreich Ungarn zu belehnen. Denn da Bela IV. von Kaiser Friedrich II. Ungarn zu Lehen genommen, konnte die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs geltend gemacht werden. Doch dachte der König bei diesem Akte keineswegs daran, mit Waffengewalt einzuschreiten. Nicht auf den Besitz des Königreichs Ungarn war es abgesehen; die Belehnung sollte fürs erste eine Handhabe sein, um in den Erbfolgestreitigkeiten, die voraussichtlich erfolgen mußten, thätig eingreifen zu können und sodann den Besitz jener ungarischen Gebiete zu sichern, welche Albrecht eben eroberte
8. Sept. und noch besetzt hielt. Wenige Tage nach der Erfurter Belehnung ließ König Karl II. in Neapel seinen Sohn Karl Martell im Beisein eines päpstlichen Legaten zum König von Ungarn krönen. Aber die Vorgänge in Erfurt und Neapel hatten wenig Bedeutung. Andreas III. mußte sich durch sein unbedingtes Eingehen auf die nationalen Bestrebungen der ungarischen Stände rasch im Lande festzusetzen; durch eine Kapitulation sicherte er die ständischen Rechte. Ein Abenteurer, der sich für den Bruder des verstorbenen Königs Ladislaus ausgab und mit polnischer Hilfe Anhänger gewann, wurde leicht zurückgeschlagen. Andreas zeigte sich durchaus nicht geneigt, dem österreichischen Nebenbuhler die Grenzkomitate zu überlassen. Schon im Winter 1290 brach hier der Krieg aus, und im Sommer des folgenden Jahres rüstete man sich beiderseits zum entscheidenden Kampfe. Die überlegenen Scharen der Ungarn drängten jedoch das österreichische Heer bis Wien zurück, und da an kräftige Hilfe seitens des Reichs nicht zu denken war und die Verhältnisse in Deutschland Albrechts volle Aufmerksam-
28. Aug. 1291. keit in Anspruch nahmen, ließ sich dieser zum Frieden bereit finden. Er leistete Verzicht auf die ungarischen Erwerbungen; dagegen gewährte Andreas den Anhängern Albrechts in Ungarn Amnestie und den österreichischen Kaufleuten mancherlei Bevorzugung im Verkehr. Auf einer persönlichen Zusammenkunft zu Preßburg erneuerten die beiden Fürsten den Friedensbund, und Herzog Albrecht hatte nun an Ungarn einen festen Rückhalt.

Die Lage Böhmens. In Böhmen war unter dem jungen und schwachen König Wenzel II., dem Schwiegersohn Rudolfs, ein wirres Hof- und Parteigetriebe eingetreten, unter dem das
April 1284. Land unsäglich litt. Dem suchte König Rudolf durch einen Landfrieden ein Ende zu machen, bei dessen Handhabung der mächtige Zawisch von Rosenberg, der Gemahl der Königin-Mutter Kunigunde, eine bedeutende Rolle spielte. Im Jahr 1287 aber wurde Zawisch plötzlich vom Hofe entfernt, und, als er sich ein selbständiges Fürstentum in Mähren gründen wollte, gefangen genommen und auf Befehl des Herzogs Nikolaus von Troppau, des thatkräftigen Bastards König Ottokars, enthauptet.

Besondere Aufmerksamkeit wandte König Rudolf auf Böhmen wegen dessen Stellung im Kurkollegium. Als er zu Eger Hof hielt, ließ er einen Rechtsspruch fällen, daß Febr. 1289.
das Kurrecht Böhmens seit den ältesten Zeiten feststehe. Zugleich belehnte Rudolf den böhmischen König mit dem Fürstentum des Markgrafen Friedrich von Meißen, der mit Wenzel einen Abtretungsvertrag gegen eine jährliche Rente von 4500 Mark geschlossen hatte. Die deutsche Partei in Böhmen wurde dadurch sehr gestärkt; fortan finden wir Bernhard von Kamenz, Propst zu Meißen, den Tempelbruder Berthold von Geppenstein aus Schwaben und Bischof Arnold von Bamberg am Hofe Wenzels politisch thätig. Die deutsche Reichspartei befestigte ihre Stellung noch mehr durch die Erwerbung der schlesischen Fürstentümer. Die vier Söhne des Herzogs Wladislaws von Oppeln stellten ihre Teilfürstentümer unter böhmische Oberlehnsherrschaft. Gegen Polen wurde das böhmische Reich ferner durch die Erwerbung von Krakau und Sendomir ausgedehnt, und nach dem Tode des Herzogs Heinrich IV. von Breslau übertrug König Rudolf seinem Schwiegersohn als Reichslehen dessen Fürstentum. Das böhmische Reich war dadurch in seinen Interessen auf das habsburgische Haus hingewiesen und eng damit verknüpft, eine Verbindung, die auch für die Habsburger wegen der Nachfolgefrage von der größten Bedeutung war.

Es war von jeher das eifrigste Streben des alten Königs, die Krone in Rudolfs Bestrebungen in der Nachfolgefrage.
seinem Hause zu erhalten. Aber er fand dabei große Schwierigkeiten. Er hatte nicht die Kaiserkrone empfangen, die nach den alten Reichsgewohnheiten von bestimmendem Einfluß auf die Nachfolge war. Die Erhebung des getreuen Heinrich von Basel zum Erzbischof von Mainz mochte Rudolf mit der Hoffnung erfüllen, hier eine kräftige Unterstützung seiner Pläne zu finden, zumal Herzog Ludwig von Bayern und Albrecht von Sachsen sich den königlichen Wünschen geneigt zeigten. Aber der baldige Tod des Mainzers und der nachher geschlossene enge Bund der rheinischen Erzbischöfe war für die Zukunft des Hauses Habsburg sehr gefährlich, und als der zum Nachfolger bestimmte Sohn, Rudolf, plötzlich in der Blüte der Jahre starb, erlitten die Hoffnungen Mai 1290.
des Vaters einen tödlichen Stoß; denn Herzog Albrecht hatte wenig Freunde. Mit Niederbayern war er neuerdings wegen der Salzburger Bischofswahl zerfallen, König Wenzel war durch das schroffe Auftreten des Herzogs zurückgestoßen worden, und seine Stimme schien trotz der Anstrengungen Rudolfs den Habsburgern entgehen zu wollen. Auf dem Hoftag von Frankfurt, wo sich die 10. Mai 1291.
Fürsten zum letztenmal zahlreich um den König scharten, wurde die Königswahl Herzogs Albrecht verweigert. Damit konnte der Plan Rudolfs, die Nachfolge seinem Hause zu sichern, als gescheitert gelten. Es war das letzte Mißge- Tod Rudolfs.
schick, das den greisen Herrn betreffen sollte. Noch in seinen letzten Lebenstagen finden wir ihn unermüdlich mit der Aufrechthaltung und Erweiterung der Landfriedensgesetze, mit der Fällung von Rechtssprüchen beschäftigt; die rastlose Kraft, das unermüdliche Streben verließ ihn keinen Augenblick. Zu Germersheim, wo er zum letztenmal unter den alten Genossen weilte, Ludwig dem Strengen, den Hohenzollern, dem Landgrafen Heinrich von Hessen u. a., die zeitlebens so treu zu ihm gestanden, befiel ihn eine Krankheit; doch begab er sich heiter und

scheinbar gesund nach Speier. Hier machte der Tod seinem langen, vielbewegten
15. Juli 1291. Leben ein Ende. Sein Name wuchs nach seinem Tode, und sein Andenken ward populär, wie seine Regierung nie gewesen war. Er hatte selbst den Ort bestimmt, wo man ihn beisetzen sollte — neben König Philipp von Hohenstaufen. „Die Sage des Volks ließ ihn gleich einem mythischen Helden jenen oft besungenen Grabritt nach Speier thun, in die Gruft seiner kaiserlichen Ahnen."

Charakter von Rudolfs Regierung. Werfen wir zum Schlusse einen Blick auf die Regierung König Rudolfs. Die rastlose Thätigkeit, die der Habsburger darauf verwandte, das gesunkene Ansehen des Reichs mit den alten Institutionen herzustellen und neu zu beleben, die widerstrebenden Elemente unter der Hoheit des Reichs in friedliche und gesetzliche Bahnen zu lenken, war im ganzen von wenig Erfolg gewesen. Die alte Reichsgewalt hatte ihre Kraft eingebüßt, eine Neubelebung derselben auf den alten Grundlagen, mit den alten Mitteln war nicht mehr möglich. Die Gründung der habsburgischen Hausmacht, die im Laufe der Jahre unter tüchtigen Fürsten zu einem weltbeherrschenden Reiche geworden ist, war das größte Verdienst König Rudolfs, der von Anbeginn dieses Ziel fest im Auge hatte und mit Kraft und Glück verfolgte. Wir wollen seine Verdienste um Herstellung eines geordneten, friedlichen Zustandes nicht verkennen; wir haben gesehen, mit welcher Sorge der König darüber wachte, die dem Reich entfremdeten Gebiete wieder an dasselbe zu knüpfen, die Hoheit des Reichs sowohl im deutschen Norden, als in den sich allmählich ablösenden westlichen Reichsländern geltend zu machen: aber zu großen Erfolgen reichten seine Mittel nicht aus. Das Deutsche Reich war schon lange in Auflösung begriffen, und die lockeren Bestandteile desselben wiederum kräftig zusammenzufassen, das gelang auch der unermüdlichen Thätigkeit des Habsburgers nicht. Aber mit kleinen Mitteln hat er geleistet, was er konnte. Die alte hehre Vorstellung von der Würde des Kaisertums und seiner weltumfassenden Bedeutung, wie sie noch zuletzt in der Brust der großen staufischen Kaiser gelebt, ist bei Rudolf nicht zu finden. Kreuzzüge und Romfahrten wurden in seinem nüchternen, praktisch klugen Sinne durch ganz andere, näher liegende und erreichbare Ziele in den Hintergrund geschoben. Selbst nach der Kaiserkrone streckte er nur zögernd die Hand aus. Die Schöpfung einer habsburgischen Macht in Österreich, die den Nachkommen des schwäbischen Grafen eine glänzende und mächtige Zukunft sicherte, war das Ziel seines Strebens und die dauernde Errungenschaft seiner Regierung.

5. Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich.

Die Königswahl. König Rudolf hatte stets danach gestrebt, die Königskrone seinem Hause zu sichern. Doch nicht dem ältesten Sohne Albrecht, auf dessen Schultern schon die Last der Verwaltung der Herzogtümer lag, war anfangs diese Würde zugedacht; erst als die beiden jüngern Söhne von frühzeitigem Tod hingerafft

worden waren, wirkte Rudolf für die Nachfolge seines Erstgebornen. Aber der thatkräftige, entschiedene, scharf und durchfahrend handelnde Fürst, der damals im rüstigsten Mannesalter stand und seine Kraft bei der Verwaltung seiner Erblande bewiesen, hatte sich unter den deutschen Fürsten, die seine durch die Belehnung mit Ungarn noch gesteigerte Macht scheuten, wenig Freunde zu machen gewußt. Die Selbstsucht der Fürsten fürchtete den starken Herrscherwillen des unbeugsamen Mannes. So kam es, daß die Bemühungen des Vaters wie des Sohnes wenig Erfolg hatten. Herzog Albrecht mochte sicher auf die Erwerbung der Königskrone rechnen. Er hatte sich der Reichskleinodien auf der Burg Trifels bemächtigt; Pfalzgraf Ludwig, der Reichsverweser, sicherte ihm seine Stimme zu; die Fürsten von Böhmen, Brandenburg und Sachsen waren seine Schwäger. Aber die Rechnung erwies sich als falsch. Der alte Pfalzgraf Ludwig hielt allein am habsburgischen Hause fest. Die weltlichen Kurfürsten schlossen sich an den König von Böhmen an, der wegen der Aussteuer seiner Gemahlin mit dem Habsburger in Hader lag und dessen Übermacht fürchtete, und die geistlichen Kurfürsten am Rhein waren schon einig, die Wahl Albrechts zu hintertreiben, um nochmals den Versuch zu machen, an Stelle des Reichsoberhaupts dem Kurfürstenkollegium die Regierung in die Hände zu geben. Ein brauchbares Werkzeug für ihre Pläne glaubten die Erzbischöfe von Mainz und Köln in dem Grafen Adolf von Nassau zu erkennen. Der Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, war es wohl, der zuerst seinen Verwandten, den armen Grafen von Nassau aus unbedeutendem Geschlechte, als künftigen römischen König ins Auge faßte, und Erzbischof Siegfried von Köln hatte den tapfern Rittersmann schätzen gelernt, als er bei Woringen an seiner Seite focht und gefangen ward. Der Graf säumte nicht auf die Vorschläge der Erzbischöfe einzugehen und durch Versprechungen aus den Reichsgerechtsamen ihre Gunst zu erkaufen. Es waren wichtige Zugeständnisse, die der Erzbischof von Mainz in Anspruch nahm und sich urkundlich zusichern ließ: die Erhaltung der alten Rechte des Mainzer Erzbischofs als Erzkanzler, wobei die Leitung der Reichsregierung das Ziel seines Strebens bildete, Reichseinkünfte, geistliche Gerichtsbarkeit, bevorrechtete Stellung der Kurfürsten, dazu mancherlei persönliche Vorteile, Bestätigung von Zöllen und Herrschaften, bedeutende Geldsummen „als Entschädigung für Wahlauslagen" waren die Versprechungen, zu denen sich Adolf verstehen mußte. Ähnlich ist der Vertrag mit Köln. Während Mainz an die Spitze der Reichsregierung zu gelangen trachtete, suchte der Kölner noch einmal seine ausgedehnten territorialen Pläne, welche bei Woringen gescheitert waren, Unterwerfung von Berg, Jülich und der Mark, Demütigung Brabants und die hoheitliche Stellung in der Stadt Köln nebst andern Besitzfragen, durchzuführen. Mit Trier fanden ähnliche Abmachungen statt: alle seit dreißig Jahren erworbenen Rechte und Güter sollten der Trierer Kirche verbleiben, die Burg Kochem und die Stadt Koblenz wurden ihr mit allen Hoheitsrechten zugesprochen.

Boemund von Warnesberg, der Erzbischof von Trier, stand nachmals am treuesten und längsten auf seiten des befreundeten Adolf, trotzdem er nach einigen Angaben anfangs, um den französischen Übergriffen mit Erfolg widerstehen zu können, für Albrechts Erhebung gewesen. — So war durch die Bemühungen der geistlichen Kurfürsten die Wahl des Grafen gesichert. Als sich die Kurfürsten
5. Mai 1292. zu Frankfurt im Münster der Dominikaner versammelten und Erzbischof Gerhard den Namen des Erwählten nannte, da mochte sich mancher der Anwesenden wundern, daß ein so geringer Mann zur höchsten Würde gelangte, und mancher mochte bangen Geistes die unseligen Wirren der folgenden Jahre voraussehen.

Die Grafen von Nassau. Unter den Dynastengeschlechtern zwischen Main, Lahn und Rhein nahmen die Grafen von Laurenburg, zwei Stunden unterhalb Diez an der Lahn, im elften Jahrhundert eine hervorragende Stelle ein. Als sich mit der Zeit ihre Besitzungen nach dem Rhein zu ausdehnten, baute in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein Graf Laurenburg die Burg Nassau, aber das Hochstift Mainz machte ihm und seinen nächsten Nachfolgern das Eigentumsrecht streitig; erst im Jahr 1160 wurde unter Vermittelung von Trier der Streit geschlichtet, worauf die Laurenburger sich „Grafen von Nassau" nannten und bei dem Erzstift Trier in Lehen traten. Walram, der unter Friedrich I. den Kreuzzug mitmachte, vereinigte um 1195 die sämtlichen Länder seines Hauses im Lahnthal bis nach Koblenz. Sein Sohn Heinrich II., welcher mit Kaiser Friedrich II. in das Heil. Land zog, erweiterte die Besitzungen und erbaute Dillenburg
Dez. 1255. und Ginsberg. Er starb 1250. Fünf Jahre nach seinem Tod teilten seine Söhne Walram II. und Otto die Grafschaft Nassau. Otto wählte das Land auf dem rechten Lahnufer mit den Städten Siegen, Beilstein, Herborn und den Schlössern Dillenburg und Ginsberg; an Walram kam das Land auf dem linken Lahnufer mit Idstein, Wiesbaden und Weilburg. Die Schlösser Nassau und Laurenburg waren gemeinschaftlich. Walrams Sohn war König Adolf von Nassau, der die deutsche Krone trug. Sein Sohn Gerlach I. erbte die väterliche Grafschaft im Süden der Lahn. Bei seinem Tod 1361 teilten seine Söhne Adolf II. und Johann das kleine Erbe, so daß jener Idstein-Wiesbaden, dieser Weilburg erlangte und auf ihre Nachkommen vererbten. Bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts blieben die beiden Glieder der Walramschen Linie getrennt; erst als 1605 Idstein-Wiesbaden erlosch, wurden die Länder auf der Südseite der Lahn wieder vereinigt, so daß die Linie Weilburg, die mittlerweile durch Heirat die Grafschaft Saarbrücken und andere Güter auf dem linken Rheinufer erworben, die gesamten Besitzungen des Nassau-Walramschen Fürstenhauses besaß. Wenn auch in der Folge noch neue Teilungen eintraten, so kamen doch alle Besitzungen immer wieder in eine Hand, bis die Linie Nassau-Usingen und Weilburg den fürstlichen und endlich den herzoglichen Rang erlangte. — Die Ottonische Linie trennte sich ebenfalls in mehrere Seitenlinien, welche aber die Linie von Oranien-Dillenburg überlebte und beerbte. Diese Linie besaß die Statthalterwürde in den Niederlanden.

Persönlichkeit des Grafen Adolf. Man hatte den Nassauer Grafen bisher nur als tapfern, kriegslustigen Rittersmann kennen gelernt. Als Herr eines kleinen Besitzes hatte er nach der Sitte der Zeit gegen Sold in vielen Fehden gefochten, bereit, sein scharfes Schwert überall zu ziehen, wo ihm Lohn winkte. Vor allen dem Kölner Erzbischof hatte er oft Kriegsdienste geleistet, und immer hatte sich der schöne Mann

von mittlerer Größe und gewaltiger Körperstärke und Gewandtheit den Ruhm eines ritterlichen, kriegstüchtigen, dabei redlichen und offenen Herrn erworben. Auch seine Bildung lobte man; er war im Lesen und Schreiben unterrichtet und verstand Lateinisch und Französisch. Wie die ganze nassauische Familie war er der Kirche fromm ergeben; sein ältester Bruder Diether nahm, seines schwächlichen Körpers wegen, das Mönchskleid und erlangte in der Folge den erzbischöflichen Stuhl von Trier. Gewiß bot der Charakter des Grafen Adolf manche ehrenwerte und tüchtige Züge; aber der Königskrone war er nicht gewachsen, und die Folge lehrte, wie unheilvoll seine Wahl gewesen.

Adolf als König gekrönt und anerkannt.

Adolf mußte eilen, sich seiner Anhänger zu versichern; denn Herzog Albrecht stand mit einem Kriegsheer am Rhein, unschlüssig über die nächsten Schritte. Zuerst suchte der neue König sich eng mit Wenzel von Böhmen zu verbinden; er versprach ihm, die böhmischen Ansprüche auf österreichisches und meißensches Gebiet zu berücksichtigen und geltend zu machen; zugleich wurde eine Ehe zwischen Adolfs Sohn Ruprecht und Wenzels Tochter Agnes verabredet und gegen einen Brautschatz von 10,000 Mark an Wenzel wichtige Reichslehen erteilt. Namentlich verlangten die geistlichen Kurfürsten Bürgschaften für die großen Versprechungen, ehe die Krönung stattfinden könne. Die Verpfändung von Reichsgütern und Regalien war das einzige Mittel, in der finanziellen Bedrängnis sich Anhänger und Truppen zu verschaffen und die alten an sich zu fesseln. „Es liegt eine eigentümliche Verwegenheit in der Art, wie die Menschen jener Zeit der Macht nachjagten, von den glücklichen Zufällen des Tages die Mittel erwartend, welche dazu nötig gewesen wären." Am 24. Juni fand endlich zu Aachen die Weihe und Krönung statt, und erst gegen Ende Oktober wagte der König, sich gegen Albrecht zu wenden. Dieser war jedoch, von seinen getreuesten Anhängern verlassen, nicht in der Lage, um den Besitz der Krone zu ringen. Er unterwarf sich dem König, lieferte zu Hagenau die Reichskleinodien aus und empfing seine Lehen von Adolf. War auch die Versöhnung keine offene und dauernde, so hatte sie für den König doch den Vorteil, daß man allenthalben im Reich seine Herrschaft anerkannte und sich beeilte, ihm zu huldigen.

Die Politik König Adolfs.

Es zeigte sich bald, daß sich die rheinischen Kurfürsten getäuscht hatten, als sie in Adolf ein fügsames Werkzeug für ihre herrschsüchtigen Pläne zu finden glaubten. Der neue König schlug vielfach eine andre Bahn ein, als es in den Wahlverträgen ausbedungen war. Er suchte seine Herrschaft vorzugsweise auf die kleinen Fürsten und Herren zu stützen; er begünstigte auf alle Weise den Feind des Kölner Erzbistums, den Herzog Johann von Brabant, sowie die Grafen von Flandern, Berg und der Mark, von Geldern u. a.; unter den rheinischen Geschlechtern, den Grafen von Katzenelnbogen, Sponheim, Leiningen, den Landgrafen von Hessen, den fränkischen Hohenlohe, vor allem auch bei dem großen Hohenzollernschen Geschlecht in Franken und Schwaben suchte sich Adolf einen festen Anhang zu schaffen. Dies glückte ihm besonders in

Schwaben: Abt Wilhelm von St. Gallen und Bischof Rudolf von Konstanz standen entschieden auf seiner Seite. Am folgenreichsten aber waren die freundschaftlichen Beziehungen zu Bayern; sowohl Herzog Otto von Niederbayern, als 1. Febr. 1294. die pfalzgräfliche Linie von Oberbayern, wo nach dem Tode des alten Herzogs Ludwig, des getreuesten Schildträgers der Habsburger, sein Sohn Rudolf, der Adolfs Tochter Mathilde heimführte, eine völlig veränderte Politik einschlug, hielten unbedingt zu dem neuen König. Die geistlichen Kurfürsten sahen mit Mißstimmung auf die selbständige Haltung Adolfs; ein offener Bruch trat jedoch damals noch nicht ein.

Die Angelegenheiten in Thüringen. Zwei Jahre nach seiner Erhebung fühlte sich Adolf schon stark genug, um im nördlichen Deutschland seine Macht zur Geltung zu bringen. Die Unternehmung gegen Thüringen, in ihren Motiven dunkel, hat die verschiedensten Beurteilungen gefunden. Man hat darin den Versuch erkennen wollen, eine Hausmacht zu gründen, wie die Habsburger in Österreich. Wir haben oben schon (S. 800) die unseligen Verwickelungen im Wettinschen Hause kennen gelernt. 10. Aug. 1291. Nach dem kinderlosen Hinscheiden des Markgrafen von Meißen, Friedrich Tutta, entbrannte der alte Streit zwischen dem Landgrafen Albrecht von Thüringen und seinen Söhnen Friedrich „mit der gebissenen Wange“ und Dietrich (Diezmann) mit erneuter Heftigkeit. Das Erbe Friedrich Tuttas war größtenteils an Albrechts Söhne gefallen; dieser aber machte selbst Ansprüche auf das Meißener Land und gewann die Brandenburger Markgrafen für sich. Allein von den 28. Sept. 1293. Söhnen hart bedrängt, entschloß er sich zu einem Vergleich mit Dietrich, dem Markgrafen der Lausitz, wonach diesem die Erbfolge in Thüringen zufallen sollte, während sein Bruder Friedrich mit andern Besitzungen, wohl aus der Erbschaft des Oheims, abgefunden wurde. Wir sind über diese Verhandlungen ungenügend unterrichtet; sicher ist nur, daß bereits mehrere Monate vor jenem Erbvertrag zu Nürnberg zwischen König Adolf und Landgraf Albrecht unterhandelt worden; die Entschädigung, die dem letztern daselbst versprochen wurde, scheint sich auf dessen Ansprüche auf das meißensche Erbe bezogen zu haben. König Adolf kaufte dem Landgrafen seine Ansprüche ab; zudem konnte er die Rechte des Reichs auf das erledigte Land geltend machen und die Reichslehen kraft seiner königlichen Gewalt zurückfordern. Und er war jetzt stark genug, seinen Forderungen Nachdruck zu geben. Die befreundeten Fürsten stellten ihre Mannschaften zu des Königs Heer, der außerdem durch die englischen Subsidien (S. 667) in Sept. 1294. den Stand gesetzt war, Truppen in Sold zu nehmen und im Herbst in Thüringen einzurücken. Die Ereignisse des nun entbrennenden Krieges sind uns unzusammenhängend und unklar berichtet; der König fand starken Widerstand und 1295. vermochte erst im nächsten Sommer das Land zu unterwerfen und die Markgrafen zur Flucht zu bringen. Meißen und Osterland nahm er in seine Verwaltung; ob er mit dem alten Landgrafen zum Nachteil von dessen Söhnen einen besondern Kaufvertrag in betreff der Erbfolge in Thüringen geschlossen habe und

damit den Grund zu einer Hausmacht mitten im Reich legen wollte, ist nicht erwiesen, aber sowohl nach den Berichten der Gewährsmänner, als nach dem Charakter der beteiligten Personen nicht unwahrscheinlich. In Thüringen behielt man noch lange die Kriegsgreuel seiner Scharen in üblem Gedächtnis. Unstreitig hatte Adolf im Vergleich mit seinen Mitteln große Erfolge errungen; aber schon bereitete sich ein gewaltiger Widerstand vor. Die geistlichen Kurfürsten, insbesondere Mainz, beobachteten mißtrauisch und verstimmt das selbständige Auftreten des Königs und die Vorgänge in Thüringen, und seit dem zweiten thüringischen Feldzug begannen seine Gegner sich zu erheben und zu sammeln. Die unrühmliche Rolle, welche der deutsche König in den auswärtigen Angelegenheiten als Verbündeter Eduards I. von England spielte, kam ihren Plänen zu statten.

Adolfs Verhältnis zu auswärtigen Mächten.

Auf dem päpstlichen Stuhle saß damals Bonifacius VIII., der Nachfolger jenes Cölestin V., der seine heilige Einsiedlerklause auf dem Berg Murrone mit der päpstlichen Würde vertauscht hatte (S. 362). Er schloß die Reihe der großen Kirchenfürsten des dreizehnten Jahrhunderts, die noch einmal mit aller Entschiedenheit die alten Grundsätze und Ziele geltend zu machen suchten, wenngleich die Zeit nicht mehr für deren Durchführung geeignet war. Die Rechte des Reichs in Italien waren in diesem Augenblick ohne alle Bedeutung. Die Ansprüche der Könige Rudolf und Adolf, wenn auch nicht aufgegeben, fanden nirgends Anerkennung, die Ernennung Matteo Viscontis zum Reichsstatthalter in der Lombardei und des Johann von Chalons, eines burgundischen Ritters, in Tuscien war ein Schritt ohne alle reelle Bedeutung. Zudem war vom päpstlichen Stuhl Adolfs Recht auf die Kaiserkrone noch nicht anerkannt. Aber die italienischen Verhältnisse wurden durch näherliegende Verwickelungen in den Hintergrund geschoben, durch die französisch-englischen Angelegenheiten, die wir früher dargestellt haben (S. 720 ff.); und hier zeigte sich die Schwäche des Deutschen Reichs, die Ohnmacht des Oberhaupts, die Selbstsucht und Teilnahmlosigkeit der Fürsten. Schon unter Rudolf war in den westlichen Reichsländern die französische Herrschaft in stetem Vorschreiten begriffen, und noch mehr unter der jetzigen Regierung, namentlich in Flandern und in den südlichen Ländern von Burgund, wo Pfalzgraf Otto sein ganzes Gebiet (die Franche Comté) in Form einer Mitgift an den französischen König verkaufte, unbeirrt durch die allgemeine Entrüstung in Deutschland, wie durch den Rechtsspruch der Fürsten gegen den schnöden Treubruch. In Burgund wie in Flandern neigten hauptsächlich die Städte zur französischen Herrschaft, von der sie besseren Schutz für Handel und Gewerbe erwarten konnten; die alte Reichsstadt Besançon legte ihre französische Gesinnung offen an den Tag. Das zersplitterte und haltlose Deutsche Reich war der festen, starken französischen Königsmacht nicht gewachsen. Solchen Gefahren gegenüber hatte sich schon König Rudolf auf eine Koalition mit England zu stützen gesucht; diese Politik wurde jetzt wieder aufgenommen. König Eduard I., zugleich mit den aufrührerischen Schotten und den französischen Angelegenheiten beschäftigt, richtete sein Augenmerk auf Gewinnung eines kontinentalen Bundesgenossen; die Gemeinsamkeit der Interessen führte ihn mit dem deutschen König zusammen. Der 10. Aug. 1294.
Vertrag zu Nürnberg untersagte jede einseitige Friedensunterhandlung und setzte fest, daß der Krieg bis zur vollständigen Rückgabe der beiden Teilen entrissenen Länder geführt werden sollte. In Wahrheit aber war von nennenswerten Anstrengungen nichts zu merken; große Geldsummen an den König und die Fürsten wurden bezahlt, aber der geharnischten Kriegserklärung Adolfs an Frankreich folgten keine Thaten. Die

thüringischen Angelegenheiten nahmen ihn allzusehr in Anspruch. Nun mischte sich auch der Papst in die Sache; und seinen Bemühungen gelang es, den Frieden herzustellen. Freilich wurden dabei die Rechte des Deutschen Reichs und die Schmälerung von dessen Gebiet mit Stillschweigen übergangen; und französisches Gold scheint bei den deutschen Fürsten und vielleicht beim König selber seine Wirkung nicht verfehlt zu haben. So waren im Jahr 1296 die englisch-deutschen Unternehmungen gegen Frankreich als aufgegeben anzusehen. Noch einmal schien es im folgenden Jahr, als wolle sich das Reich des bedrohten Grafen von Flandern annehmen. Adolf sammelte selbst ein Heer; aber als Graf Veit in einer Schlacht erlegen war und König Eduard mit Philipp in neue Unterhandlung trat, da legte Adolf die Waffen nieder. Bei den englisch-französischen Friedensverhandlungen sollte Erzbischof Boemund von Trier die deutschen Interessen wahren; aber er erreichte wenig. Wir wissen, daß Frankreich und England das Schiedsrichteramt dem Papst übertrugen; sein Spruch vom 27. Juni 1298 gelangte nicht mehr zu Adolfs Ohren. Das Deutsche Reich mußte den Schaden tragen; über die losgerissenen deutschen Gebiete wurden nur einige nichtssagende Worte in den Frieden aufgenommen. Nach innen und außen war die Reichsgewalt gelähmt und jeder Gewaltthat bloßgestellt.

Die Stellung Herzog Albrechts. Der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem Habsburger und der Reichspolitik des Königs Adolf zeigte sich darin, daß ersterer zur selben Zeit, da das Reich mit Frankreich 1295. in der feindseligsten Spannung war, mit König Philipp in Unterhandlungen trat wegen einer Allianz und eines Ehebundes zwischen seinem Sohn Rudolf und einer französischen Königstochter. Die französischen Geschichtschreiber wollten sogar wissen, Albrecht habe sich zur Abtretung aller Länder jenseit des Rheins verpflichtet. Der Herzog aber war während der ersten Regierungszeit des Königs Adolf durch nähere Sorgen verhindert, entscheidend in die Angelegenheiten des Reichs einzugreifen. Nach wie vor war das Erzbistum Salzburg der Mittelpunkt aller feindseligen Bestrebungen gegen die Habsburger. Herzog Otto von Bayern war ein entschiedener Gegner Albrechts; in Österreich und Steiermark waren die Edelleute höchst mißmutig über viele Verletzungen des Landrechts und große Geldforderungen seitens des Herzogs. Die Steirer verlangten Bestätigung der alten Rechte und Aufnahme steirischer Edler in den herzoglichen Rat. Ein Aufstand unter Führung Friedrichs von Stubenberg, unterstützt von Konrad von Salzburg und Otto von Bayern, nahm die ganze Kraft des Herzogs in
1292. Anspruch. Es gelang ihm zwar, wichtige Vorteile über die Aufständischen zu erringen, aber die Vorgänge im Reich und die Unruhen in seinen schwäbischen Besitzungen nötigten ihn an den Rhein zu ziehen. Um daher Steiermark zu beruhigen, bestätigte er jetzt die Landesrechte und übertrug die Landeshauptmannschaft an Hartnid von Stadeck, die weitere Bekämpfung seiner Gegner dem Herzog Meinhard von Kärnten überlassend. Um Pfingsten 1293 verglichen sich die streitenden Parteien zu Linz, und Albrecht mußte sich nachteilige Bedingungen gefallen lassen. König Adolf, der sich über die von seiten des Habsburgers drohende Gefahr nicht täuschte, hatte von Anfang an die habsburgisch gesinnte Partei zu zersplittern und zu schwächen gesucht; in Erzbischof Konrad erkannte er einen brauchbaren Bundesgenossen und ließ es sich angelegen sein, diesen klugen und auf die Hebung seines Bistums bedachten Kirchenfürsten durch viele Vergünstigungen an sich zu fesseln; auch mit den österreichischen Landherren, die dem Beispiel der steirischen folgten, trat er in Verbindung. Die mißvergnügten Edelleute, die mit König Wenzel von Böhmen in Unterhandlung standen, verlangten ebenfalls völlige Bestätigung des Landrechts; aber ihr Aufstand, ohne Einheit und
Nov. 1295. Kraft, hatte wenig Erfolg. Zu einer Zeit, als der Herzog schwer krank daniederlag (Argwöhnische fabelten von Vergiftung), entbrannte der alte Krieg zwischen Österreich

und Salzburg aufs neue; ohne bedeutende Thaten und Erfolge schleppten sich die Feindseligkeiten und Unterhandlungen lange Zeit hin, bis zu Wien ein Frieden geschlossen wurde. Materielle Fragen (so namentlich der herzogliche Salzbau in Gosau) 24. Sept. 1297. hatten den Streit entzündet, und so bestand auch der Friedensschluß vorzugsweise in Regelung dieser materiellen Fragen; von wichtigen Folgen aber war, daß die beiden alten Gegner nunmehr ausgesöhnt waren und ein Bündnis eingingen, dessen Spitze offenbar gegen das Reichsoberhaupt gerichtet war. Auch in Kärnten und Tirol, wo nach dem Tod des alten Herzogs Meinhard (1. Nov. 1295) seine drei Söhne gemeinsam die Regierung führten, aber von Adolf nicht belehnt worden waren, hatte Albrecht einen kräftigen Hinterhalt. Noch weiter spann jedoch der Habsburger seine feinen Fäden. Die böhmische Politik in ihrem Großmachtsstreben schwankte stets her und hin. Solange Adolf der böhmischen Erwerbsucht durch Abtretungen und Verpfändungen (das Pleißnerland, Chemnitz, Zwickau, Altenburg, Eger) entgegenkam und man sich mit Hoffnungen auf österreichische Gebietsteile trug, war Wenzel im besten Einverständnis mit dem König; als sich aber dann Aussichten auf die Erwerbung der meißnischen Länder eröffneten, die nur mit Hilfe eines andern Königs zu verwirklichen waren, näherte sich der böhmische Hof dem Habsburger. Bei dem glänzenden Krö- 1297. nungsfeste zu Prag, wo sich mit Albrecht zahlreiche deutsche Fürsten einfanden, wurden die Verhandlungen geführt, die den Krieg gegen Adolf und seinen Fall einleiteten. Wenn auch keine urkundlichen Versprechen und Verträge stattfanden, so zeigte sich doch, daß die Mehrzahl der Kurfürsten den König aufzugeben entschlossen war. Daß ein Entscheidungskampf zwischen Albrecht und Adolf unvermeidlich war, das konnte niemandem mehr zweifelhaft sein. Waren ja doch alle Unternehmungen der beiden Gegner geradezu widereinander gerichtet. Während Albrecht einen großen Bund gegen Adolf zu bilden suchte und sich mit seinen alten Gegnern aussöhnte, hatte der König überall die Hand im Spiel, wo sich ein Widerstand gegen den Habsburger regte, sei es in den österreichischen Landen, sei es in den oberschwäbischen Gebieten und den Stammbesitzungen Albrechts. Wir werden jene Bewegungen, die zur Gründung der Eidgenossenschaft führten, später kennen lernen; neben den Waldstätten hatte hier die habsburgische Herrschaft noch andere Gegner, namentlich den Abt Wilhelm von St. Gallen, den Bischof Rudolf von Konstanz, selbst die eigenen Stammesvettern der Laufenburger Linie. Doch besserte sich hier die Lage des Habsburgers, als auf die bischöflichen Stühle von Konstanz und Basel ergebene Männer gelangten, hier Peter Aspelt, vormals Leibarzt König Rudolfs, dort der einstige Kanzler Heinrich von Klingenberg.

Von der größten Bedeutung für den Ausgang des Kampfes war die Ge- Der Krieg um das Reich. sinnung und Haltung der rheinischen Kurfürsten, die König Adolf erhoben hatten. Wir sahen, wie Erzbischof Gerhard von Mainz die größten Hoffnungen auf die Wahl des kleinen Grafen baute und wie er mit immer wachsendem Mißtrauen das selbständige Auftreten des Königs betrachtete. Viele Wahlbedingungen waren mangelhaft erfüllt worden, in Thüringen hatte Adolf einen Schritt gethan, der dem Interesse von Mainz geradezu entgegenlief, kurz die ganze Haltung des Königs ließ den Erzbischof erkennen, daß er sich getäuscht hatte, als er dachte, die Regierung an sich zu reißen. Der Bruch mit Adolf war lange vorbereitet, offen aber trat er erst jetzt zu Tage, als die Gesinnung der Fürsten, die der Erzbischof auf der Versammlung zu Prag kennen gelernt hatte, allmählich

† April 1297. eine bestimmte Gestalt annahm. In Köln war an die Stelle des Erzbischofs Siegfried Wicbolt von Holte getreten, dessen unsichere Stellung eine entschiedene Parteinahme gegen den König anfangs nicht gestattete. Boemund von Trier war zwar mit Adolf fortwährend in guten Beziehungen, aber eine kräftige Stütze war er doch nicht in der Stunde der Entscheidung. Diese fand der König nur an
Febr. 1298. dem Pfalzgrafen Rudolf. Auf einer großen Fürstenversammlung zu Wien wurden unter den Gegnern Adolfs, dem König von Böhmen, Markgraf Hermann von Brandenburg, Herzog Albrecht von Sachsen u. a. die weitern Schritte zum Sturz des Königs besprochen, und Erzbischof Gerhard säumte nun nicht länger, auf den 1. Mai eine Kurfürstenversammlung nach Frankfurt zu berufen und den König Adolf, wie Herzog Albrecht zur Entscheidung über ihre Streitigkeiten vorzuladen. Aber mit gewaffneter Hand wollte Albrecht gen Frankfurt ziehen. Er hatte sich zuletzt mit dem mächtigen Grafen von Württemberg und mit Herzog Otto von Niederbayern durch Zugeständnisse verglichen (freilich stand hernach der letztere mit seiner zweideutigen, versteckten Politik doch auf Adolfs Seite); die Bischöfe in ganz Süddeutschland hielten fast ohne Ausnahme entschieden zu dem Habsburger, während die Städte und der kleine Adel die Hauptstütze Adolfs bildeten. Wiederum mußte das Reichsgut herhalten, um die Anhänger des Königs zu Anstrengungen zu vermögen. Im März brach Herzog Albrecht aus den österreichischen Landen auf, um sich nach Frankfurt zu begeben; König Adolf aber suchte ihm von Ulm aus den Weg zu verlegen und die Kriegsscharen seiner Anhänger um sich zu sammeln. In der That war Albrecht durch die feste Stellung des Königs genötigt, sich südwärts gegen den Bodensee zu wenden, um durch das Rheinthal seinen Weg zu nehmen. Aber auch hier fand Adolf in dem festen Breisach eine starke Position und führte Krieg gegen die Besitzungen des feindlich gesinnten Bischofs Konrad von Straßburg, während Albrecht in Waldshut lagernd die Zuzüge seiner Anhänger erwartete. Es schien ein Vorspiel von schlimmer Vorbedeutung für den Habsburger, als bei Oberndorf in Niederschwaben der tapfere Zoller, Graf Albert von Hohenberg, in heißem Kampf von den bayrischen Rittern des Herzogs Otto erschlagen ward. Viel beklagt worden ist der Fall dieses Mannes, und die österreichische Partei sah darin einen empfindlichen Verlust. Der Erzbischof von Mainz wagte noch immer nicht, eine entschiedene Sprache zu führen. Da Albrecht zu dem angesagten Termin nicht eintreffen konnte, so verschob der Erzbischof denselben auf den 15. Juni nach Mainz und teilte dies dem König in einem vorsichtig zurückhaltenden Schreiben mit. Der Herzog wollte, bevor er sich mit dem Gegner im entscheidenden Kampfe maß, das Verfahren der Kurfürsten gegen Adolf abwarten, wodurch dessen Ansehen augenscheinlich bedeutend erschüttert wurde. So mußte er denselben zu umgehen suchen, um in seinem Rücken Mainz zu erreichen. Und daß ihm dies gelang, darin hat man einen folgenschweren Fehler seines Gegners zu erkennen und einen Beweis von des

Herzogs großem strategischen Talent. Während Adolf mit geringfügigen Unternehmungen im Elsaß seine Zeit vergeudete, gewann Albrecht einen großen Vorsprung und traf um die Mitte Juni wirklich unweit Mainz ein. Als der König dann in Eilmärschen nachfolgte, war in der Rheinstadt bereits über sein Schicksal entschieden. Abermals war der Termin verschoben worden; als endlich die Versammlung eröffnet wurde, hatten sich von den Kurfürsten nur die Markgrafen von Brandenburg und Albrecht von Sachsen eingefunden; durch Vollmachten waren Köln, Böhmen und der junge Pfalzgraf Ludwig, Rudolfs Bruder, vertreten. Die Absetzung des Königs Adolf war das Ergebnis der Versammlung. In der Erklärung des Erzbischofs Gerhard wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er auf die Vorladungen sich nicht gestellt und den Ermahnungen des Erzbischofs nicht Folge gegeben habe; daß er die Greuel eines wilden Kriegszustandes veranlaßt; der Kirche und Geistlichkeit sei er feindlich gewesen und seine Maßregeln auf den Umsturz der Kirche berechnet; die beschworenen Verträge und den Landfrieden habe er gebrochen, die Fürsten in ihren Rechten gekränkt und auf ihr Verderben gesonnen. Gleich nach Adolfs Absetzung verkündigte Herzog Albrecht von Sachsen die Wahl des Habsburgers in seinem und dreier andern Kurfürsten Namen. Der Erzbischof von Mainz aber verlangte Bedingungen und Zugeständnisse von dem zu Erwählenden und war mit diesem raschen Schritt durchaus nicht einverstanden. In der That konnte die Königswahl, an ungewöhnlichem Ort, ohne vorhergegangene Wahlausschreiben, von einem einzelnen Fürsten verkündigt, keinen Anspruch auf Gültigkeit haben; doch wurde sie benutzt, um in dem bevorstehenden Kampf die Sache des Habsburgers mit dem moralischen Hebel einer ordnungsmäßig vollzogenen Königswahl zu unterstützen.

Adolfs Absetzung. 23. Juni 1298.

Jetzt mußte das Schwert entscheiden, und es schien, als sollten die deutschen Länder wiederum die Schrecken eines langwierigen Krieges um die Königskrone erdulden; aber die Entscheidung fiel gewaltiger und schneller, als man gedacht. Noch fürchtete Adolf, sein Gegner wolle der Schlacht ausweichen, und als derselbe sich gegen Süden wandte, beschloß er, den vermeintlichen Abzug zu verhindern, trotzdem er noch ansehnliche Mannschaft von den Städten zu erwarten hatte. Durch das Thal von Göllheim, rings von Hügeln umschlossen, führt die alte Römerstraße von Kaiserslautern nach Worms über den Hasenbühl, einen südlich von Göllheim liegenden Bergsattel. Dahin richtete Adolf seinen Marsch; aber noch ehe er Göllheim erreichte, hatte der Herzog eine feste Stellung durch Besetzung der Frauenabtei Rosenthal und von Münsterdreisen im obern Primthal gewonnen. Adolf mochte glauben, nur einen Teil des feindlichen Heeres vor sich zu haben, als er sich entschloß, den Weg über den Hasenbühl zu erzwingen. Sein Heer, dessen Stärke in der schwergeharnischten Ritterschaft beruhte, war in drei Haufen geteilt, voran die Bayern und Franken unter den bayrischen Herzögen Rudolf und Otto, dann Schwaben und Nieder-

Die Schlacht bei Göllheim am Donnersberg. 2. Juli 1298.

rheinländer unter Adolfs eigener Führung, schließlich Elsässer und Oberrheinländer. Auch das feindliche Heer war in drei Abteilungen aufgestellt, deren erste der Herzog von Kärnten führte, „damals noch ein junger vielgerühmter, munterer Herr, den die Freuden der Liebe und der Geselligkeit zum Freunde von manchem fahrenden Sänger gemacht haben, die ihn dafür auch wegen seiner Tapferkeit doppelt und dreifach priesen". Die Österreicher und die Hilfsscharen aus Ungarn und Böhmen führte Herzog Albrecht; die Schwaben, Franken und Elsässer bildeten die dritte Heeresabteilung. An Bogenschützen und leichten Truppen, die, mit spitzen Schwertern bewaffnet, die Pferde der feindlichen Ritter niederstießen, war das österreichische Heer überlegen. Es war am frühen Morgen des 2. Juli, als die Bayern gegen die Scharen des Kärntners vorrückten, welcher der Verabredung gemäß durch langsamen Rückzug die Gegner in die ungünstige Stellung am Hasenbühl lockte. Dann machte er, von den nachrückenden Scharen Albrechts unterstützt, plötzlich Halt und warf die ungestüm vordringenden Bayern. Bald entbrannte der Kampf allgemein, ein wilder, heißer Streit, der bei der überwiegenden Zahl schwerer Ritter sich immer mehr in einzelne Zweikämpfe auflöste. Glühend brannte die Julisonne herab. Albrechts Bannerträger, Herr Otto von Ochsenstein, erstickte in der schweren Eisenrüstung, und das scheue Pferd trug den Toten, der noch die Sturmfahne hielt, durch die Reihen. Es war ein ewiges Ansprengen und Anrennen mit den ‚verdachten Rossen' — ein großes Reitergefecht. Diese Kampfweise beruhte nicht bloß in der gewaltigen Handhabung der wuchtigen Waffen und in dem donnerähnlichen Niederfallen der mit beiden Händen geführten Schwerter auf Helme und Halsbergen, sie beruhte noch viel mehr auf der Kunst des Reitens. König Adolf stritt im ritterlichen Kampfe mit rühmlicher Tapferkeit. Durch einen Sturz mit dem Pferde erschüttert, so daß er den Helm lüften oder abnehmen mußte, sprengte er aufs neue ins Gefecht und fand im Getümmel den Tod. Herzog Albrecht selber soll ihn mit schwerem Hieb auf die Stirne getroffen, der Graf von Stolzenberg ihn erschlagen haben. Mit dem Tod des Königs war die Entscheidung gefällt. Die bayrischen Herzöge gaben den Kampf auf und bewerkstelligten ihren Rückzug auf der Straße nach Worms. Doch wurde noch lange gekämpft, und eine endlose Reihe von Gefangenen fiel den Siegern in die Hände, darunter des Königs Sohn Ruprecht, der wacker an der Seite des Vaters gefochten hatte, und andere Männer von erlauchtem Namen. Die Niederlage war eine vollständige; das Schlachtenglück lieferte dem Herzog Albrecht Königskrone und Reich in die Hände. Im Kloster Rosenthal ward die Leiche des gefallenen Königs beigesetzt, bis sie unter Heinrich VII. im Dom von Speier die gebührende Stelle erhielt.

Die Königswahl. Der Erzbischof von Mainz konnte nicht daran denken, dem Sieger die Königskrone zu verweigern; nur suchte er die Zugeständnisse, die er einst von Adolf gefordert, auch jetzt wieder zu erhalten. Und Albrecht zeigte sich über Erwarten gefügig. Er erkannte die Kanzlerrechte des Erzbischofs von Mainz

an und gab ihm die Ernennung des geschäftsleitenden Hofkanzlers anheim; einige finanzielle Vorteile kamen dazu, wogegen Mainz wohl auf seine Vikariatsrechte in Thüringen verzichtete. Köln und Trier machten die alten Forderungen wie unter Adolf geltend, und Albrecht gestand dieselben zu. Darauf wurde zu Frankfurt die Königswahl vollzogen. Der Versuch von Mainz, die 27. Juli 1298. Reichsgewalt zu beleben und zu kräftigen, konnte als gescheitert gelten. Die Königskrone hatte sich der Überlegenheit der großen Fürsten gegenüber als schwach und ohnmächtig gezeigt. „Was man noch bei der Wahl Adolfs zu vermeiden gesucht hatte, daß das Königtum nicht ein bloßes Anhängsel eines mächtigen Hauses sei, sondern eine in sich selbst ruhende Gewalt bedeute, das war mit dem Sturze Adolfs gleichsam begraben worden. Fast dieselben Kurfürsten, welche sich seines Armes bedienen wollten, das Reich in eine neu zu ordnende Bahn zu bringen, übergaben nun die Krone einem der mächtigsten, selbstbewußtesten, den bestimmtesten Hausinteressen dienenden Dynasten." Fortan blieb das Kaisertum in den Händen der großen Fürstenfamilien von Habsburg, Wittelsbach und Luxemburg.

Vier Wochen nach der Königswahl wurde nach altem Herkommen die Krönung zu Aachen durch den Erzbischof Wiebold von Köln vollzogen, und das Reich schien jetzt einer friedlichern Zeit entgegenzugehen. Allein es zeigte sich bald, daß zu tiefliegende Gegensätze und Spaltungen vorhanden waren. Die Gefügigkeit des herrschsüchtigen und durchgreifenden Königs gegen die kurfürstlichen Bestrebungen dauerte nur so lange, bis er sich auf dem Throne sicher fühlte. Nachdem er den Grafen Theobald von Pfirt, der von König Adolf als Landgraf im Elsaß eingesetzt worden war und den Widerstand fortsetzte, in einem raschen Feldzug unterworfen und einer blutigen Judenverfolgung, die in den fränkischen Städten entsetzliche Greuel herbeiführte, Einhalt gethan hatte, hielt er seinen ersten Hoftag zu Nürnberg ab. Eine glänzendere Reichsversammlung hatte man in Deutschland lange nicht gesehen; wieder einmal versahen die Kurfürsten persönlich ihre Erzämter; selbst der Böhmenkönig ließ sich herbei als Mundschenk aufzuwarten. Die Krönung der Königin Elisabeth, die Aufrichtung eines allgemeinen Landfriedens und die folgenreiche Belehnung der königlichen Söhne Rudolf, Friedrich und Leopold mit den Erbländern Österreich, Steier, Krain, der slawischen Mark und Portenau waren die wichtigsten Ergebnisse des Nürnberger Reichstags.

König Albrechts erste Regierungshandlungen. 24. Aug. 1298.

16. Nov.

21. Nov.

Schon oben (S. 812) haben wir die Beziehungen des Herzogs Albrecht zum französischen König berührt; jetzt führte die Gemeinsamkeit der beiderseitigen Interessen noch zu einem innigeren Bund. Beide hatten vom römischen Stuhl, auf dem der leidenschaftliche, herrschsüchtige Bonifacius VIII. saß, wenig Gutes zu hoffen. Albrechts Aufstand gegen den römischen König Adolf und sein Verhalten gegen deutsche Kirchenfürsten in früheren Tagen bestimmten den Papst, der es wohl voraussah, daß die Kirche in ihm keinen getreuen Sohn besitzen werde,

Stellung zu Frankreich.

dem Habsburger die Anerkennung zu verweigern und seine Boten mit übermütigen Worten heimzuschicken. Die Verhandlungen zwischen beiden Königen führten dahin, daß man zur Schlichtung der Grenzstreitigkeiten ein Schiedsgericht einsetzte und das freundschaftliche Band durch die Verlobung von Albrechts Sohn Rudolf mit Philipps Schwester Blanka und eines Sohnes von Philipp mit einer Tochter Albrechts enger knüpfte; ein förmliches Bündnis zur Verteidigung ihrer Rechte wider männiglich ward darauf zu Straßburg abgeschlossen. Gegen Ende des Jahres kamen die beiden Könige persönlich auf der Grenze ihrer Reiche zusammen, zu Quatrevaux zwischen Toul und Vaucouleurs, zwei Städten, die Albrecht noch für das römische Reich in Anspruch nahm. Unsere Geschichtsquellen gefallen sich in Schilderungen des glänzenden Aufzuges der Könige und ihrer Begleiter, worin beide Nationen einander zu übertreffen suchten. In Albrechts Gefolge befanden sich nebst andern Fürsten und Herren die Erzbischöfe von Mainz und Köln; Boemund von Trier lag todkrank danieder († 9. Dez. 1299). Die Unterhandlungen zwischen Albrecht und Philipp nahmen gedeihlichen Fortgang; aber schon hier trat der unheilbare Bruch zwischen dem König und den Kurfürsten zu Tage. König Philipp verlangte für seinen künftigen Schwiegersohn nicht nur die alleinige Herrschaft über die österreichischen Erbländer, sondern auch das Versprechen von den Kurfürsten, daß, sobald Albrecht die Kaiserkrone erhalten habe, Herzog Rudolf zum römischen König gewählt würde und das Reich Arelat erhalte. Diesem Ansinnen, dem Albrecht wohl nicht fern stand, und worin man das Bestreben, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln, erkennen mochte, traten die rheinischen Erzbischöfe mit aller Entschiedenheit entgegen. Der Erzbischof von Mainz erklärte, er werde nie zugeben, daß man das römische Reich bei Lebzeiten des Oberhauptes auf dessen Erben übertrage. Zugleich sprachen sie ihren Unwillen über des Königs Nachgiebigkeit gegen Frankreich in den Besitzfragen des Reichs aus, ein Vorwurf, der nicht unbegründet war. Wir sind aber wohl berechtigt, hinter dieser patriotischen Aufwallung den Unwillen der geistlichen Kurfürsten über die mangelhafte Erfüllung der Zusagen seitens des Königs und über dessen eigenmächtiges und herrschsüchtiges Streben zu erkennen. Hatte derselbe doch schon auf dem Nürnberger Reichstag auf Abschaffung aller seit Friedrichs II. Tod eingeführten Zölle gedrungen, eine Frage von großer Bedeutung für die rheinischen Bischöfe. Der Zwiespalt mit dem Mainzer Erzbischof soll hier schon so weit gediehen sein, daß der König demselben die Kosten der Zehrung zu bezahlen weigerte; ergrimmt habe dann der Erzbischof auf seine Jagdtasche geschlagen, mit den Worten: es sind noch viele Könige darinnen, und sei grollend heimwärts geritten. Wir sind über die weitern Verhandlungen der beiden Könige nicht genau unterrichtet; doch kam das Eheversprechen zu dem erwünschten Ziel; im folgenden Jahr führte Herzog Rudolf seine schöne Braut heim. In Deutschland aber bereitete sich, von dem zürnenden Papste unterstützt, ein festgeschlossener

Aug. 1299.

Dezember.

Widerstand gegen Albrecht vor. Die rheinischen Kurfürsten, denen nun auch der neue Erzbischof von Trier, Dietrich von Nassau, des erschlagenen Königs Bruder, sich eng anschloß und der wankelmütige und mißtrauische König Wenzel von Böhmen sich näherte, sahen mit Argwohn und Groll auf die steigende Macht des Habsburgers, dem sich jetzt in Holland noch ein neues Feld für seine Herrschsucht eröffnete.

Der Enkel des römischen Königs Wilhelm, Johann, Graf von Holland und Seeland, Herr von Friesland, wurde in der Blüte der Jahre beim Mahle von plötzlichem Tode hingerafft, ohne Leibeserben zu hinterlassen. Johann von Avesnes, Graf von Hennegau, der Sohn von König Wilhelms Schwester Adelheid, machte Ansprüche auf das Erbe geltend und suchte bei Albrecht um Belehnung mit jenen Reichsländern nach. Er wurde von der französischen Partei unterstützt, während die deutsch-englische auf seiten des Grafen Guido (Veit) Dampierre von Flandern stand, namentlich Herzog Johann II. von Brabant und Graf Reinald von Geldern. Für König Albrecht eröffnete sich damit eine günstige Gelegenheit, die erledigten Reichslehen für sein Haus einzuziehen. Aber Johann von Hennegau gehorchte der gebotenen Auslieferung der Reichslehen nicht, noch stellte er sich der an ihn ergangenen Ladung nach Frankfurt. Da sprach Albrecht zu Mainz unter Zustimmung der Kurfürsten dem Grafen die Lehen ab; war ja doch nach deutschem Lehnrecht weibliche Lehnsfolge untersagt. Im August brach der König von Köln auf, um seinem Rechtsspruch mit gewaffneter Hand Nachdruck zu geben. Aber die Verhältnisse hatten sich zu seinen Ungunsten geändert: kurz vorher hatten sich die Franzosen in den Besitz von Flandern gesetzt und den Grafen Guido mit seinen Söhnen gefangen weggeführt; Erzbischof Wicbold von Köln trat in Unterhandlungen mit dem Grafen von Hennegau; Reinald von Geldern, der königliche Landvogt von Ostfriesland, trat ebenfalls zu Johann über; so war die Deutsche Partei in völliger Auflösung begriffen. Albrecht sah sich vor der feindlichen Übermacht zu einem fluchtähnlichen Rückzug genötigt. Der mißglückte Feldzug machte es dem König, den zu jener Zeit noch andere Anliegen beschäftigten, für den Augenblick unmöglich, sein Vorhaben durchzusetzen. Er gestand dem Grafen von Nimwegen zu, daß ein Schiedsgericht über die Vergebung der streitigen Länder entscheiden solle. Graf Johann blieb einstweilen im Besitz der Lehen, doch fand eine Versöhnung und Belehnung nicht statt.

Die holländischen Angelegenheiten. 29. Okt. 1299. — 7. Juli 1300. — Aug. 1300.

Wir haben hervorgehoben, wie die rheinischen Kurfürsten sich täuschten, als sie hofften, in Albrecht eine Stütze ihrer selbstsüchtigen Bestrebungen zu finden, und wie unwillig sie auf seine eigenmächtige und kräftige Politik sahen. Die Absetzung des Königs wurde in diesen Kreisen schon stark ins Auge gefaßt. Die rheinischen Erzbischöfe und Pfalzgraf Rudolf, denen sich noch König Wenzel anschloß, traten zu Heimbach am Rhein zusammen und schlossen, ermutigt durch die mißlungene Unternehmung des Königs in Holland, ein Bündnis „wider Herzog Albrecht von Österreich, der sich König der Deutschen nennt". Diesem geeinigten Widerstand gegenüber sah sich Albrecht auf die Unterstützung der Städte angewiesen. Die geforderte Abstellung der Zölle seit dem Jahr 1250 war hauptsächlich in ihrem Interesse geschehen, und sie ergriffen eifrig die Gelegenheit, mit Hilfe des römischen Königs und im festen Anschluß an denselben sich von den drückenden Abgaben und Zöllen loszumachen. Im Sommer 1301

Feindschaft mit den rheinischen Kurfürsten. 14. Okt. 1300.

war die Spannung so weit gestiegen, daß wiederum die Waffen über das Schicksal des Reichs entscheiden mußten. Während sich der König durch Bündnisse mit den rheinischen Städten stärkte, die Abschaffung der widerrechtlich erhobenen Zölle als Zweck des Kriegs auf seine Fahne schrieb und die Bürgerschaften zum offenen Widerstand gegen die Zollerheber ermächtigte, säete er zugleich Zwietracht in den Reihen seiner Gegner, indem er die kurfürstlichen Vasallen von ihrem Eid entband und ihnen die Reichsunmittelbarkeit, die in den vergangenen stürmischen Jahren viele verloren, in Aussicht stellte. Diesen staatsklugen Maßregeln
1301. entsprachen denn auch die kriegerischen Erfolge. Ende Mai brach Albrecht mit seinen Heerhaufen, worunter auch französische Hilfsvölker, von Speier auf, zunächst gegen den Pfalzgrafen Rudolf, der in kaum zwei Monaten zur Unterwerfung gezwungen wurde. Der nächste Gegner war Gerhard von Mainz; auch dieser fühlte bald den mächtigen Arm des Habsburgers. Das stark besetzte Bin-
25. Sept. gen wurde nach zweimonatlicher Belagerung erobert, und der blühende Rheingau
21. März 1302. hatte furchtbare Greuel des Kriegs zu erdulden. Da bot der Erzbischof die Hand zum Frieden. Abstellung der unrechtmäßigen Rheinzölle, selbst solcher, die ihm Albrecht und Adolf zugestanden, Anerkennung von Seligenstadt als freier Reichsstadt, die Überlassung von Bingen nebst andern Festungen als Unterpfand waren die ihm auferlegten harten Bedingungen. Noch denselben Herbst wurden die Kurfürsten von Köln und Trier gedemütigt. Sie mußten in die Auslieferung des Reichsguts und die Abstellung der Zölle willigen und der Kölner Bürgerschaft Zollfreiheit gewähren. Den Städten hatte Albrecht diese entscheidenden Erfolge zu verdanken; ihnen kam auch der Sieg zu gute. Die Erlaubnis des Pfahlbürgertums, die kräftige Durchführung des Landfriedens vermittelst vertragsmäßiger Bündnisse mit den Reichsständen waren unstreitig Verdienste der städtefreundlichen Regierung Albrechts, welcher Ordnung und Sicherheit mit starker Hand schirmte.

Albrecht und Papst Bonifacius.

Die Kraft und Energie, die Albrecht in den innern Angelegenheiten des Reichs bewies, lassen sich in seinem Verhalten nach außen, namentlich gegen Philipp IV. von Frankreich und den römischen Stuhl, häufig vermissen. Der Papst suchte in seinem Streit mit dem französischen König eine Annäherung an Albrecht und eine Trennung der beiden Verbündeten zu bewerkstelligen (S. 726), und Albrecht ergriff gern die Gelegenheit, vom päpstlichen Stuhl, der ihn bisher mit so hochfahrender Anmaßung behandelt hatte, die Anerkennung zu gewinnen. Während er im siegreichen Kampfe mit seinen deutschen Gegnern
27. März 1302. lag, richtete er ein demütiges Rechtfertigungsschreiben an Bonifacius, und im
17. Juli 1303. folgenden Jahre ließ er sich zur Bestätigung weitgehender päpstlicher Ansprüche herbei. Bonifacius erkannte nun den König an und entband ihn von allen gegen auswärtige Fürsten eingegangenen Verpflichtungen; dieser aber bestätigte alle Zugeständnisse seines Vaters an den römischen Stuhl, erkannte die Oberherrlichkeit desselben über die Träger der deutschen Krone an, verpflichtete sich,

die Feinde des Papstes auf dessen Befehl mit aller Macht zu bekriegen und in der Lombardei und Toscana nur der Kirche genehme Reichsvikare einzusetzen, (die förmliche Verzichtleistung auf die Rechte des Reichs an Toscana wies jedoch Albrecht zurück); auch versprach er, keinen seiner Söhne von seiner Gemahlin Elisabeth, die als Konradins Stiefschwester aus dem „Otterngezüchte" der Hohenstaufen stammte, ohne des Papstes Erlaubnis zum römischen König wählen zu lassen. Mag man auch die faktische Bedeutung dieser Zugeständnisse gering anschlagen, sie als leere Zusagen eines schlauen Fürsten an den mit allem Starrsinn die Rechte seines Amtes festhaltenden Oberhirten auffassen: immerhin waren sie eine Demütigung des deutschen Königs. Vielleicht mochte Albrecht den Gedanken hegen, mit Hilfe Roms seinen Plan der Vererblichung der deutschen Krone in seinem Hause durchzuführen. Aber bei dem Groll der Kurfürsten war dazu wenig Aussicht vorhanden; um so rastloser arbeitete der König an der Ausdehnung und Kräftigung seiner Hausmacht durch Kauf und Verträge unter kluger Benutzung der Verhältnisse.

Inzwischen hatten in Ungarn Ereignisse stattgefunden, die den Blick des Königs Albrecht wiederum nach jenen östlichen Gegenden lenkten und auch für das Deutsche Reich von Einfluß waren. Als Andreas III., seiner venetianischen Mutter wegen „der Venetianer" genannt, der letzte König von arpadischem Stamm, gestorben war, 14. Jan. 1301.
wurde die ungarische Krone ein Spielball der Parteien. Das habsburgische Haus hatte trotz jener Belehnung auf dem Erfurter Reichstag (S. 803) keine Aussicht auf die Nachfolge. Der Papst, der seit alten Zeiten ein oberlehnsherrliches Recht über Ungarn in Anspruch nahm, ließ seinen Schützling, Karl Robert von Sizilien, den Sohn Karl Martells von Anjou, zum König krönen, und auch Albrecht sah die Thronbewerbung seines Neffen, des Sohnes seiner Schwester Klementia, nicht ungern. Die Ungarn aber widerstrebten dem aufgedrungenen fremden Herrscher und richteten ihr Augenmerk auf das stammverwandte Königshaus der Przemysliden in Böhmen. König Wenzel II. wies die Krone zwar für seine Person zurück, schlug aber seinen jungen Sohn Wenzel III. vor, der zu Stuhlweißenburg gekrönt ward. Bonifacius rief nun 27. Aug 1301.
die Entscheidung über die Thronfolge vor sein schiedsrichterliches Forum. Trotzdem die nationale Partei in Ungarn mit aller Entschiedenheit den römischen Eingriffen sich entgegenstellte, sprach der Papst zu Anagni seinem Schützling Karl Robert die ungarische 31. Mai 1303.
Krone zu und forderte Albrecht, der die wachsende Ausdehnung der böhmischen Königsmacht und die Vereinigung der beiden Reiche mit Besorgnis betrachtete, zur Vollstreckung seines Spruchs auf. Und dieser ging willig darauf ein. Fürchtete er einerseits durch die böhmische Übermacht Gefahr für seine eigenen Herrschaften, so grollte er auch andererseits dem König Wenzel wegen seiner feindseligen Haltung in dem Kampf gegen die rheinischen Kurfürsten und neuerdings wegen seiner Annäherung an Frankreich. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und beiderseits rüstete man zum Krieg. Während Albrecht im Westen des Reichs weilte, seine schwäbischen und elsässischen Hilfstruppen sammelte und unter den Fürsten sich Freunde zu gewinnen suchte, hatten sich in Ungarn die Verhältnisse zu seinen und seines Schützlings gunsten geändert. Die Großen des Reichs waren durch die unbesonnene und unfähige Haltung des jungen Königs und sein wüstes Leben mehr und mehr zum Anschluß an Karl Robert gedrängt worden, der nun über den größten Teil des Adels verfügte. Dennoch blieb der Feldzug des Herbstes 1304 ohne nennenswerten Erfolg. Die Unzuverlässigkeit der ungarischen

Die Lage der Dinge in Böhmen und Ungarn.

Scharen, die großen Kriegsrüstungen des Böhmenkönigs und der feste Widerstand der Stadt Kuttenberg vereiteiten die Pläne Albrechts. Zugleich wußte der König von Böhmen sich in Herzog Otto von Niederbayern, der einen großen Einfluß auf die böhmische Politik gewann, und in Herzog Heinrich von Kärnten Bundesgenossen zu gewinnen, den Grafen Eberhard von Württemberg, der schon lange mit Neid auf die Ausdehnung der habsburgischen Macht in Schwaben blickte und, trotz aller Verträge, dem Habsburger zeitlebens entgegenarbeitete, in sein Interesse zu ziehen und das Verhältnis zum französischen Hof durch die geschickten Hände des Bischofs Peter Aichspalter von Basel immer fester zu knüpfen. Mitten in diesen Verwickelungen starb
21. Juni 1305. König Wenzel II. und hinterließ die böhmische Krone seinem Sohn gleiches Namens;
August. zwei Monate später verglichen sich die streitenden Könige und ihre Bundesgenossen unter billigen Bedingungen. In Ungarn befestigte sich Karl Robert in der Herrschaft und hatte weder von den Böhmen mehr etwas zu fürchten, noch von Herzog Otto von Bayern, der, im Vertrauen auf die ihm von Wenzel ausgelieferten ungarischen Kroninsignien und auf eine dem habsburgischen Günstling feindliche Partei, sich zur Erwerbung der Königswürde nach Ungarn begab, aber nach einem abenteuerlichen Zuge ohne Erfolg in seine Heimat zurückkehrte. Da bot das Glück dem König Albrecht unerwartet die Gelegenheit, die böhmische Krone zu erwerben. Der letzte Przemyslide,
4. Aug. 1306. Wenzel III., fiel durch die Mörderhand eines thüringischen Ritters, Konrad von Bodenstein, und Albrecht traf unverzüglich Anstalten, sich des erledigten Reichs zu bemächtigen. Unter dem schwachen König hatte Herzog Heinrich von Kärnten die Geschäfte geleitet; ihn hatte Wenzel III. zum Reichsverweser ernannt, und er war entschlossen, dem Habsburger entgegenzutreten. Aber vor den heranziehenden Truppen Albrechts, der Böhmen als Reichslehen seinem Sohn Rudolf zusprach und Herzog Heinrich in die Acht erklärte, mußte er weichen. Als Albrecht in Prag einzog und das Gewicht der Waffen noch durch Gold und Versprechungen an die böhmischen Großen
Oktober. erhöhte, wurde Rudolf zum König gewählt. Die Vermählung mit Wenzels II. Witwe, Elisabeth von Polen, sollte seinen Ansprüchen weitern Nachdruck geben. Für den Fall seines kinderlosen Ablebens wurde seinen Brüdern die Nachfolge zugesichert. Mit Österreich und Steiermark aber ward der jüngere Bruder Friedrich belehnt, mit der Verabredung gegenseitiger Erbfolge beim Erlöschen der einen Linie.

Die Verhältnisse in Meißen und Thüringen. Schon mehrmals (S. 800. 810) haben wir die verwirrten und unheilvollen Zustände in Thüringen ins Auge gefaßt. König Albrecht war bisher durch anderweitige Anliegen verhindert worden, die Pläne seines Vorgängers in Thüringen wieder aufzunehmen und in dem zerrütteten Lande Gesetz und Ordnung aufzurichten. Jetzt, auf der Höhe seiner Macht, wandte er seine Blicke jenen Ländern zu. Die beiden Brüder Friedrich und Diezmann hatten sich nach König Adolfs Tod wieder in den Besitz ihrer Länder gesetzt, ohne jedoch Albrechts Anerkennung erlangen zu können. Jetzt erklärten sich einige thüringische Städte, wie Eisenach, für den Habsburger, und Landgraf Albrecht überlieferte ihm die Wartburg. Es gelang ihm, von Böhmen aus die Lausitz, Meißen und das Pleißner Land zu besetzen. Aber das Volk hielt treu zu seinen Herren, und Albrecht mußte bald das Land räumen. Das königliche Heer erlitt unter der Führung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg durch die beiden Brüder die
31. Mai 1307. in den sächsischen Chroniken vielgepriesene Niederlage bei Lucka unweit Altenburg. „Es wird dir glücken, wie den Schwaben bei Lücken", spottete das Volk

in Thüringen noch lange. König Albrecht gedachte gegen die Sieger mit Macht vorzugehen, als ihn die Kunde von seines Sohnes Rudolf Tod nach Böhmen rief. Diezmann starb noch in demselben Jahre eines plötzlichen Todes (Dez. 1307), Friedrich († 1324) aber blieb in dem Besitz von Thüringen und Meißen und vererbte das Land auf seine Nachkommen Friedrich den Ernsthaften (— 1349) und Friedrich den Strengen (— 1381), welche die Besitzungen durch neue Erwerbungen vergrößerten.

Krieg mit Heinrich von Kärnten.

Als der Böhmenkönig Rudolf während eines Feldzugs gegen die Anhänger Heinrichs von Kärnten von plötzlichem Tode hingerafft wurde, brachen die Leidenschaften in hellen Flammen aus. (4. Juli 1307.) Der habsburgische Herrscher hatte sich wenig Vertrauen und Liebe zu erwerben gewußt, und die nationale Partei wußte den Volkshaß gegen die deutsche Herrschaft aufzuregen. Herzog Heinrich von Kärnten, der Gemahl von Wenzels II. Tochter Anna, war den Böhmen genehmer. Der Haß des Volkes, das sich hinter die Deutschen zurückgesetzt glaubte, wandte sich gegen alle Österreicher. Tobias von Bechin, der zur Treue gegen das habsburgische Geschlecht mahnte, wurde von Ulrich von Leuchtenburg erstochen, Herzog Heinrich zum König ausgerufen und zu Prag gekrönt. Gegen diesen Feind (15. Aug.) wandte sich nun Albrecht. Während sein Sohn Friedrich der Schöne in Verbindung mit dem Erzbischof von Salzburg und mit steirischen Edlen in Heinrichs kärntnische, görzische und Tiroler Besitzungen einfiel und Städte und Schlösser eroberte, brach König Albrecht in Böhmen ein und zog verwüstend im Lande umher, ohne große Erfolge zu erringen. Abermals trotzten die tapfern Bergleute von Kuttenberg der Belagerung. Im folgenden Jahr gedachten die Habsburger mit größerer Macht ihr Vorhaben durchzusetzen. Mit Rüstungen und dem Abschluß von Bündnissen beschäftigt, weilten sie den Winter hindurch in ihren Stammlanden.

König Albrechts Ausgang. 1. Mai 1308.

Aber die Erwerbung Böhmens, die dem habsburgischen Geschlechte ein unwiderstreitbares Übergewicht über die deutschen Fürsten gegeben hätte, sollte König Albrecht nicht gelingen. Dem frühverstorbenen Rudolf, dem Sohn des ersten Habsburgers (S. 805), hatte seine böhmische Gemahlin Agnes, des großen Ottokar Tochter, einen Sohn Johann geboren. Am böhmischen Hof erzogen, sog er bei den feindlichen Beziehungen zwischen Prag und Wien frühzeitig Argwohn und Haß gegen seinen Oheim ein. Obgleich Albrecht im Jahr 1304 den vierzehnjährigen Jüngling an seinen Hof rief und mit seinen eigenen Söhnen erziehen ließ, fühlte derselbe sich zurückgesetzt. Er sah seine Vettern im Besitz von Herrschaften, sah andere junge Fürsten in Glanz und Ruhm walten, seinen eigenen Thatendrang unbefriedigt: ein böser Argwohn faßte immer mehr Wurzel in seiner Seele. Was er als sein vorenthaltenes Erbteil ansah, ob er gleichen Anteil an Österreich und Steiermark verlangte oder das durch Wenzels III. Tod erledigte Böhmen oder die schwäbischen Hausbesitzungen, wissen wir nicht zuverlässig, ebensowenig, was Albrecht dem Neffen zuzuwenden gedachte. Denn

noch hielt er den schwachen Jüngling nicht für reif, ihm einen Anteil an der Verwaltung der habsburgischen Länder zu gewähren. Die verbitterte Stimmung Johanns war allgemein bekannt und wurde von des Königs Gegnern zu einem frevelhaften Plan benutzt. Peter Aichspalter, der sich vom Sohn geringer Eltern zu Trier in raschem Lauf zum Leibarzt Rudolfs I., zum Bischof von Basel und nach Gerhards Tod (Febr. 1304) unter französischem Einfluß zum Erzbischof von Mainz aufgeschwungen hatte, wird von den zuverlässigsten Quellen beschuldigt, den jungen unbesonnenen Fürsten gegen seinen königlichen Oheim aufgestachelt zu haben; auch die andern Gegner Habsburgs, die Herzöge Stephan und Otto von Niederbayern, Heinrich von Kärnten, Eberhard von Württemberg, mögen Johann gleichfalls gegen den König gereizt haben. Im Frühling des Jahres 1308 weilte der König in den schwäbischen Landen, in seiner Umgebung sein Neffe. Hier soll Johann den Oheim nochmals um Auslieferung seiner Erbgüter angegangen haben, von demselben aber bis zur Beendigung des böhmischen Kriegs vertröstet worden sein. Da kam der böse Anschlag zur Ausführung. Als Albrecht seiner Gemahlin gen Rheinfelden entgegenritt, wußte ihn Johann mit seinen Mitverschworenen, den Rittern von Eschenbach, Palm und Wart, auf der Fahrt über die Reuß von seinem Gefolge zu trennen; am andern Ufer fielen sie über den König her und erschlugen ihn. „Lieber Vetter, hilf mir!“ soll beim ersten Streich, den Palm führte, der Arglose seinem Mörder Johann zugerufen haben.

Die Rache. Furchtbar war die Rache der Angehörigen des erschlagenen Königs. Herzog Leopold erstürmte die Burgen der Mörder und ließ alles, was in seine Hände fiel, niederhauen. Die königlichen Frauen Elisabeth und Agnes von Ungarn brachten den Manen des Verstorbenen furchtbare Totenopfer; an der Stätte der That wurde das Kloster Königsfeld gegründet, wo die Königin Agnes ihr Leben verbrachte. Im folgenden Jahr sprach der neue König Heinrich die Reichsacht über die Mörder aus, aber der dem Lützelburger Haus befreundete Erzbischof von Mainz entging aller Strafe. Rudolf von Wart wurde ergriffen, als er sich vom päpstlichen Stuhl zu Avignon Verzeihung erflehen wollte, und hingerichtet; die andern verbargen ihr Verbrechen vor der Welt in Klostermauern. Johann, fortan Parricida genannt, warf sich als Mönch zu Genua dem König Heinrich vergeblich zu Füßen. Von demselben abgewiesen, hat er ein unbekanntes Ende gefunden.

Albrechts Charakter. Über Albrecht von Österreich hat die Geschichtschreibung meist ein hartes Urteil gefällt. Viele mönchische Chronisten grollten dem König, der die rheinischen Erzbischöfe niedergeworfen, der dem Papst lange Zeit hindurch sich nicht gefügt hatte, der den Übergriffen der geistlichen Fürsten mit aller Entschiedenheit gegenübertrat, die Steuerpflicht des Klerus anerkannte und die Anhäufung liegender Güter in geistlicher Hand untersagte, der die Juden gegen die Verfolgungen wütender Volkshaufen und fanatischer Priester in Schutz nahm, und vergalten

ihm mit herben Urteilen. Aber nicht nur geistlicher Haß hat sein Andenken entstellt, noch mehr die dichterische Sage, die den König als den harten Bedrücker der freiheitliebenden Schweizer darstellte. Als grausamer Zwingherr, dessen kalte Strenge aus dem finstern, durch den Verlust eines Auges entstellten Gesichte hervorblickte, der als Opfer eigener Ungerechtigkeit durch den verzweifelnden Neffen gefallen ist, gerade als er sich anschickte, das freie Volk der Schweizer in Fesseln zu schlagen, wurde Albrecht meist in der Geschichte geschildert. Wir werden später die mit duftiger Poesie und Sage verwobene Entstehungsgeschichte der Schweizer Eidgenossenschaft vorführen. Fassen wir das Bild des Königs ins Auge, wie es uns in den vorhergehenden Blättern geschildert ist, so wird ein gerechter Beurteiler ihm das Lob eines thatkräftigen, gerechten und staatsklugen Herrschers nicht versagen können. Er hat, vielleicht zum letztenmal, das zerfallende Reich mit starker Hand zusammengehalten; er hat dem mächtigen und selbstsüchtigen Fürstenstand gegenüber die Bedeutung der aufstrebenden Städte erkannt und gewürdigt; er hat Ordnung und Gesetz nach Kräften geschirmt. Sein Augenmerk hatte er vor allem, der Lehre seines Vaters gemäß, auf die Stärkung und Ausdehnung der habsburgischen Hausmacht gerichtet, und dies Bestreben hat ihm häufig den Vorwurf der Ländergier und Habsucht eingetragen. Er ist es, der das von Rudolf begonnene Werk zum festen Bau erhoben und mit aller Entschiedenheit und Konsequenz daran gearbeitet hat. Nur der Vorwurf, daß er dem päpstlichen Stuhl und dem französischen Hof gegenüber allzugroße Nachgiebigkeit und Schwäche gezeigt, war nicht ungegründet; sein praktischer Sinn war auf nähere, erreichbare Ziele gerichtet. Den Zerfall der Reichsgewalt hat auch er freilich nicht aufhalten können, und seinen Zweck, die Vererblichung der deutschen Königskrone im habsburgischen Hause, hat er nicht erreicht, aber was er in Österreich geschaffen, gedieh in der Folge zu hoher Blüte. — Albrecht hatte aus seiner langen glücklichen Ehe mit der tirolischen Fürstentochter Elisabeth einundzwanzig Kinder, von denen sich außer dem König von Böhmen Rudolf, Friedrich der Schöne, Leopold, „die Blüte der Ritterschaft", und Albrecht der Weise oder der Lahme hohen Ruhm in der Geschichte erwarben.

6. König Heinrich VII.

a. Heinrichs Stellung im Reich.

Die Königswahl.

Der blutige Untergang der Könige Adolf und Albrecht schreckte den Ehrgeiz der deutschen Fürsten nicht ab. Bei keiner frühern Königswahl waren so viele Bewerber um die erledigte Krone aufgetreten. Des erschlagenen Königs Sohn, Herzog Friedrich der Schöne von Österreich, trachtete vor allem danach, die Krone seinem Hause zu bewahren; aber gegen das habsburgische Geschlecht mit seinen ländergierigen und herrschsüchtigen Tendenzen machte sich allerwärts das alte Mißtrauen geltend. Auch in den beiden Zweigen des wittelsbachischen

Hauses strebte man nach der Krone; selbst die Markgrafen von Brandenburg, Graf Albrecht von Anhalt, Eberhard von Württemberg und Landgraf Friedrich von Thüringen werden unter den Bewerbern genannt. Daß auch der französische König Philipp IV. sich bemühte, seinem Bruder Karl von Valois die deutsche Krone zuzuwenden, wurde früher erwähnt (S. 738), und wirklich fand er im Erzbischof von Köln einen einflußreichen Förderer seines Planes. Zudem glaubte er des Papstes Clemens V. sicher zu sein; dieser aber fürchtete doch die erdrückende Übermacht des französischen Königs und wirkte insgeheim demselben entgegen.

Nur zwei unter den Kurfürsten waren einig und entschlossen, die Wahl auf den Grafen Heinrich von Luxemburg zu lenken: Erzbischof Peter von Mainz und des Grafen Bruder Balduin von Luxemburg, der nach des verschwenderischen und unwürdigen Dietrich Tode (Nov. 1307) von seinen Studien zu Paris in jugendlichem Alter auf den erzbischöflichen Stuhl von Trier berufen worden, in der Folge eine Zierde seines geistlichen Fürstentums, das er während seiner langen Regierung († 1354) zu hoher Blüte erhob. Schon damals waren die luxemburgischen Brüder am päpstlichen Hof mit dem größten Wohlwollen aufgenommen worden.

Den ganzen Sommer hindurch blieb der Thron erledigt, ehe man sich einigen konnte. Endlich kamen die weltlichen Kurfürsten, die Markgrafen von Brandenburg, Herzog Rudolf von Sachsen und die Pfalzgrafen auf einer Zusammenkunft in Bonn dahin überein, sich für den zu entscheiden, der von den geistlichen Wählern die meisten Stimmen erhalten würde; der Graf von Luxemburg aber wurde unter den in Aussicht gestellten Bewerbern gar nicht genannt. Darauf berief der Erzbischof von Mainz sämtliche Wähler auf den 22. Nov. nach dem Königstuhl zu Rense bei Koblenz zusammen.

22. Okt. 1308.

Der Königsstuhl zu Rense.

„Am linken Ufer des Rheins, wenige Stunden von Koblenz, dem Einfluß der Lahn gegenüber, war vor alten Zeiten auf der Höhe, unter uralten Nußbäumen, ein steinerner Altan erbaut worden, auf welchem die rheinischen Fürsten oft zusammenzukommen pflegten, um über Königswahl oder ernsthafte Angelegenheiten des Reichs vorläufig zu beraten. Nach altdeutscher Sitte liebte man es, dergleichen Handlungen unter freiem Himmel vorzunehmen, und jene Stelle am vaterländischen Strom schien besonders zu solchem Zwecke geeignet, weil von dort aus ein gellendes Hifthorn oder der trompetende Herold in vier Kurfürstenlanden zugleich gehört werden konnte: zu Lahnstein, Kurmainz gehörig, zu Kappel im Trierschen, zu Rense im Kölnischen und zu Braubach im pfälzischen Gebiete. ‚Auf dem Königsstuhl zu Rense' nannte man die altertümliche Stätte; neun Säulen, mit Spitzbogen verbunden, trugen den weitläufigen Altan, vierzig Ellen in der Runde."

Bei geheimer Abstimmung fielen hier die Stimmen von Trier und Mainz auf den Luxemburger, Brandenburg und Pfalz traten der Übereinkunft gemäß der unerwarteten Wahl bei, und auch die andern Fürsten fügten sich der Mehrheit; einstimmig (da König Heinrich von Böhmen von der Wahl ausgeschlossen war) wurde der Graf von Luxemburg auf den Thron gehoben. Zu Frankfurt fand dann der feierliche Wahlakt und zu Aachen die Krönung statt. Daß Heinrich die Krone der staatsgewandten Hand des Mainzer Erzbischofs ver-

27. Nov. 1308.
6. Jan. 1309.

dankte, war nicht zweifelhaft. Zum großen Schaden der Städte lohnte denn auch der Neugewählte die Verdienste der rheinischen Fürsten durch Wiederherstellung der Rheinzölle, deren Abschaffung Albrecht erzwungen. Es war eine folgenschwere Wahl, die man getroffen. Der Luxemburger Graf, von mäßiger Hausmacht, ein Mann im rüstigsten Alter (er mochte etwas über vierzig Jahre zählen) brachte ganz andere Anschauungen auf den Thron mit als seine letzten Vorgänger. Am französischen Hofe erzogen und ein Freund französischer Bildung und Sitte, war er den Verhältnissen in der Heimat entfremdet; sein Herz war erfüllt von fernen, unerreichbaren Zielen, von der Sehnsucht nach Glanz und Herrlichkeit, die von der nüchternen Anschauung seiner Vorgänger sehr abstach und dem deutschen Volke nicht zum Segen gereichte. Er wollte, gleich den hohenstaufischen Herrschern, die Kaiserkrone im alten blendenden Glanze leuchten lassen, aber die Zeiten waren andere geworden. Was die Habsburger erstrebt und begonnen, die Herstellung einer festen Reichsgewalt, das ging unter dem siebenten Heinrich, während er seinen luftigen und glänzenden Phantasiegebilden nachjagte und seine Kraft darüber verzehrte, unwiederbringlich verloren.

Auf steilem Felsen an der Elze, mitten im Ardennerwald, liegt das feste Luxemburg. Als der Gründer des luxemburgischen Hauses ist Graf Siegfried († 999) anzusehen, der sich den schroffen Felsen zum Bau der festen Stadt Lützelburg aussah. Nach dem Erlöschen seiner männlichen Linie mit Konrad II. gelangte die Grafschaft an Heinrich von Namur, genannt der Blinde, den Sohn des Grafen Gottfried von Namur und der Ermesinde, Konrads I. von Luxemburg Tochter, der nunmehr die beiden Grafschaften vereinigte. Nach sechzigjähriger, durch Fehden und Kriege angefüllten Herrschaft starb der Graf (1196) und hinterließ eine einzige Tochter Ermesinde. Die Grafschaft Namur ging an Balduin IV., Grafen von Hennegau, über, Luxemburg an den Gemahl der Erbtochter, den Grafen Theobald von Bar, und nach dessen Tod (1214) an deren zweiten Gemahl Walram III., Herzog von Limburg und Markgraf von Arlon. Die Regierung der Gräfin Ermesinde († 1247) war durch Weisheit und Kraft ausgezeichnet und segensreich für die kleine Grafschaft. Aus ihrer Ehe mit Walram ging das luxemburgische Herrscherhaus hervor. Ihr Sohn Heinrich II., genannt der Blonde oder der Große, erbte die Grafschaft Luxemburg mit Durbuy und La Roche. Während der unheilvollen Jahre des Interregnums suchte er von seinem Lande die Zerrüttung und Anarchie, die im Reiche herrschte, fernzuhalten. Die auf der Grenzmark gelegene Grafschaft verfiel von da an immer mehr dem französischen Einfluß; mit Befremden sehen wir, wie fast alle Urkunden in französischer Sprache geschrieben sind und der französische König als Schiedsrichter auftritt. Heinrich II. († 1281) hinterließ eine blühende Nachkommenschaft. Sein ältester Sohn Heinrich III. folgte in der Regierung, der zweite, der schöne Walram, ist der Stammvater des erlauchten französischen Geschlechts Luxemburg-Ligny. Der Limburger Erbfolgestreit wurde dem luxemburgischen Hause verhängnisvoll. In der Schlacht bei Woringen (S. 792) fiel Graf Heinrich mit seinen drei Brüdern im heißen Kampfe. Er hinterließ drei Söhne, Heinrich, den nachherigen römischen König, Walram und Balduin, und drei Töchter. Die Feindschaft mit Brabant wurde in der Folge durch die Vermählung Heinrichs (IV.) mit Margarete von Brabant ausgeglichen. Schon als Graf von Luxemburg hat sich Heinrich einen ehrenvollen Namen erworben. Die Zeitgenossen priesen ihn als einen

Die Grafen von Luxemburg. 1136. 1292.

wackern, unerschrockenen Rittersmann, im Waffenspiel und im ernsten Kampf wohl erfahren. Einstimmig wird seine strenge Gerechtigkeit, seine Leutseligkeit und Frömmigkeit anerkannt, sowie sein Sinn für bürgerliche Ordnung; und diese Tugenden hat er auch als Kaiser bewährt. „Das Ardenner Land, noch in spätern Jahrhunderten der undurchdringliche Schlupfwinkel von Räubern und Diebsgesindel, war während seiner Herrschaft so sicher, daß die Saumtiere der Kaufleute, mit kostbaren Gütern beladen, ohne Begleitung ungefährdet durch die Heiden und Einöden zogen, so sehr waren die strengen Gerichte des unerbittlichen Herrn gefürchtet." Dabei war er hochgebildet nach den Begriffen der Zeit, der lateinischen, deutschen und französischen Sprache mächtig, wenn er gleich der letztern, die er am Hofe Philipps lieb gewonnen, sich am liebsten bediente. Überhaupt stand das luxemburgische Brüderpaar in engen Beziehungen zum französischen Hof; Graf Heinrich zog selbst mit zu Felde gegen die Engländer. Ein Zeitgenosse, der den Kaiser in Italien sah, schildert ihn als einen schönen Mann von mittlerer Größe, gesunder Gesichtsfarbe, rötlich blondem Haar und starken Augenbrauen, mit dem linken Auge etwas schielend, von starkem und schönem Bau, mit gerader fester Haltung.

Heinrichs deutsche Reichsverwaltung. 1309. Die nächste Sorge des neuen Königs war die Herstellung der Ruhe und Ordnung im Reiche. Als er nach alter Sitte einen Umzug durch die Gaue hielt, suchte er allenthalben den Landfrieden aufzurichten, nahm von Fürsten und Städten die Huldigung entgegen, bestätigte Lehen und Rechte und stellte ungehörige Zölle ab, überall bemüht, seinen gesetzlichen Zustand zu begründen. Von Kostnitz aus schickte er eine ansehnliche Gesandtschaft nach Avignon an den Papst, um dessen Bestätigung einzuholen und seinen Gehorsam zu entbieten. Denn schon lange hatte man sich in Deutschland gewöhnt, die Reichskrone als ein Lehen der Kirche zu betrachten. Der heilige Vater erkannte trotz des Unmuts des französischen Königs die Wahl Heinrichs an und stellte ihm die Kaiserkrone in Aussicht. August. Auf dem glänzenden Reichstag zu Speier, wo der prachtliebende König alles Gepränge des damaligen ritterlichen Hoflebens entfaltete und durch die Beisetzung der Gebeine seiner beiden Vorgänger, sowie durch die Ächtung der Mörder Albrechts seine Ehrfurcht vor gestürzter Größe bethätigte, erschien auch der junge Herzog Friedrich von Österreich mit zahlreichem Gefolge, des Königs Belehnung nachzusuchen. Die bedenkliche Gährung in ihren Ländern unter Herren und Städten machte die Habsburger geneigt, ihren Frieden mit dem neuen König zu schließen.

Auch Heinrich, mit den böhmischen Angelegenheiten beschäftigt, hielt es nicht für geraten, durch Verweigerung der Belehnung den Zorn der Habsburger zu reizen. 17. Sept. 1309. Die habsburgischen Brüder wurden mit sämtlichen Besitzungen des Hauses belehnt, wogegen sie ihren Beistand gegen Heinrich von Kärnten und den Landgrafen Friedrich von Thüringen, sowie gewaffneten Zuzug bei der Romfahrt zusagten. Auf dem Speierer Reichstag ward auch über den Grafen Eberhard von Württemberg, den trotzigen Feind der schwäbischen Städte und den Störer des Landfriedens, der noch überdies den Unwillen des Königs durch die Verbindung mit Heinrich von Kärnten erregte und ihm zu Speier mit offenem Trotz und Anmaßung entgegentrat, auf vielerlei Beschuldigungen hin die Reichsacht verhängt, die im folgenden Jahre Konrad von Weinsberg, der

Reichsvogt in Schwaben, vollstreckte. Mit Hilfe der schwäbischen Städte trieb er den Grafen aus seinen Felsenburgen und entriß ihm den größten Teil seines Landes, das er erst zwei Jahre nach Heinrichs Tod zurückerhielt.

Das Glück eröffnete dem neuen König bald die lockende Aussicht, seine kleine Hausmacht zu einer Ausdehnung zu bringen, die keinem deutschen Fürstentum nachstand und die künftige Macht des luxemburgischen Hauses begründete. Wir kennen die wirren Verhältnisse in Böhmen, wo Heinrich von Kärnten die Krone trug, aber trotz der Entsagung Friedrichs des Schönen von Österreich, der im Frieden von Znaim seine Rechte auf den böhmischen Thron aufgab, und trotz der Unterstützung durch die niederbayrischen Herzöge und Friedrich von Meißen nicht im stande war, in dem zerrütteten Lande die Ordnung herzustellen und die Krone festzuhalten. Empört über die gesetzlosen Zustände und die Greuelthaten der meißnischen Söldnerscharen, wandte sich der größte Teil der böhmischen Nation von dem schwachen Herrscher ab und richtete die Augen auf das aufgehende Gestirn des luxemburgischen Hauses. Man faßte den Plan, mit Hilfe des römischen Königs den Kärntner zu vertreiben. Und Heinrich ging mit Freuden auf diese glänzende Aussicht ein. Der böhmische Thron schien am besten zugleich mit der Hand Elisabeths, der jungen Schwester des letzten Przemysliden, vergeben werden zu können. Dieselbe hatte vor den Nachstellungen und Mißhandlungen des Kärntners zu Nimburg an der Elbe Zuflucht gesucht. Bald brach in Böhmen der Bürgerkrieg offen aus. In einer Versammlung zu Prag ward Heinrich des Thrones entsetzt und der Beschluß gefaßt, dem Sohne des römischen Königs, Johann, die Krone anzutragen. Dem damals vierzehnjährigen Jüngling wurde um dieselbe Zeit die Grafschaft Luxemburg zugewiesen. Auf dem Reichstag zu Frankfurt trat der Abt Konrad von Königsaal vor Heinrich und forderte Hilfe gegen den Eindringling. Hier wurde der Kärntner seines Königreichs und Herzogtums für verlustig erklärt; Johann von Luxemburg sollte den böhmischen Thron nebst der Hand der Königstochter in Besitz nehmen. Zu Speier fand darauf die Belehnung des jungen Fürsten und die Vermählung mit seiner schönen böhmischen Braut statt. Zum letztenmal weilte hier König Heinrich im Kreise seiner Angehörigen und Getreuen, ehe er den verhängnisvollen Zug zur Gewinnung der Kaiserkrone nach Italien antrat.

Die Erwerbung von Böhmen. — *18. Aug. 1308.* — *29. Juni 1310.* — *Juli.*

Das böhmische Reich mußte den Händen des Kärntners erst entrissen werden. Es war ihm gelungen, mit Hilfe von meißnischen Raubscharen unter dem Sohne Friedrichs des Gebissenen sich wieder in Prag festzusetzen. Als aber Johann, vom Erzbischof von Mainz und dem Grafen Berthold VII. von Henneberg, den Bevollmächtigten des Königs Heinrich während der Minderjährigkeit seines Sohnes, und andern Fürsten begleitet, in Böhmen einrückte und mit Hilfe einer ihm freundlich gesinnten Partei in der Stadt Prag im Sturme eroberte, verließ Heinrich das Reich und eilte in seine Stammländer Kärnten und Tirol, wo ihm durch das kurz zuvor erfolgte Ableben seines Bruders Otto die Alleinherrschaft zugefallen war. Adel, Geistlichkeit und Städte

Dez. 1310.

7. Febr. 1311. huldigten dem jungen König, und der Erzbischof von Mainz setzte dem königlichen Paar die Krone auf. Die an Friedrich von Österreich verpfändete Markgrafschaft Mähren wurde von Johann eingelöst, und im böhmischen Reiche kehrte nach langer Verwirrung endlich Ruhe und Ordnung zurück.

Vorbereitungen zum Römerzug. Die deutschen Angelegenheiten lagen dem romantischen Sinn des Königs ferner als das Unternehmen, das von Anfang an sein Herz ganz erfüllte: der Römerzug. Das Ideal der römischen Weltmonarchie lebte noch einmal im Geiste eines deutschen Königs auf. Heinrich überließ die Ordnung der böhmischen Angelegenheiten seinen Bevollmächtigten, dem Erzbischof von Mainz und dem staatsklugen, wegen seiner Verdienste jüngst in den Fürstenstand erhobenen Grafen Berthold von Henneberg; er verschmähte es, die Reichsrechte, die sich auf die österreichischen Länder und auf die thüringischen Besitzungen Friedrichs des Gebissenen hätten geltend machen lassen, im Interesse seiner eigenen Hausmacht zu verwerten. Und doch hätte die Gährung, die in den österreichischen Ländern unter Adel und Bürgerschaft gegen das habsburgische Regiment herrschte, und das Bestreben der Böhmen, die Vereinigung mit Österreich unter einem Herrscher herzustellen, dem König die Eroberung jener Länder offenbar erleichtert. Auch dem Wettiner verzieh er die Unterstützung Heinrichs von Kärnten
19. Dez. 1310. und belehnte ihn mit Meißen und Thüringen. Sein ganzes Trachten war auf die Wiederherstellung des Kaisertums gerichtet. Darin glaubte er seine erste Herrscherpflicht zu erkennen; das Kaiserdiadem sollte seinem Geschlecht Glanz und Macht verleihen und die Reichsgewalt aufs neue kräftigen. Aber wie wenig entsprachen die Erfolge diesen stolzen Hoffnungen. Nur die ihm eigentlich ganz unerwartet und ohne sein Zuthun zugefallene böhmische Krone sicherte dem luxemburgischen Hause eine glänzende Zukunft; und der unzeitgemäße Heldenzug über die Alpen leistete der Ausbildung der Fürstenmacht erst recht Vorschub. Denn wiederum wurden, um die nötige Unterstützung zu erlangen, Reichsrechte und Güter vergeben und verpfändet. Am härtesten wurden die Städte dadurch getroffen; nicht nur, daß häufig Reichsstädte verpfändet wurden, das Verbot der Aufnahme von Pfahlbürgern traf die aufblühenden Gemeinden mit hartem Schlage. Am empfindlichsten für die deutsche Ehre war jedoch des Königs Verhalten gegen den mächtigen französischen Nachbar, und die Nachgiebigkeit und Schwäche, die er hier bewies, zeugte von dem glühenden Drange nach Italien, der in seiner Seele lebte. Das Verhältnis König Philipps zum Papste und der französische Einfluß in der apenninischen Halbinsel bestimmten Heinrich, mit dem alten Widersacher des deutschen Volkes um jeden Preis einen Vertrag zu
26. Juni 1310. schließen. Es wurde darin mit keinem Worte der französischen Übergriffe gedacht, und doch hatte Philipp die Pfalzgrafschaft Burgund vom Reiche losgerissen und streckte seine gierigen Hände immer weiter ins arelatische Reich hinein. Wir wissen, wie damals die reiche und blühende Stadt Lyon, „die Perle des Arelats“, in französische Hände überging (S. 742). Erzbischof Peter von

Savoyen trat vertragsmäßig die weltliche Gerichtsbarkeit und die Herrschaft über die Stadt an König Philipp ab, ohne daß im Deutschen Reich jemand Einspruch dagegen erhoben hätte. Und doch wurden Heinrichs Schritte in Italien durch den französischen Einfluß durchkreuzt. 10. April 1312.

b. Heinrichs Romfahrt und die Parteikämpfe in Italien.

Noch standen als Errungenschaft der hohenstaufischen Kämpfe die Lombardei und Toscana rechtlich unter der Oberhoheit des Deutschen Reichs; aber in Wirklichkeit hatte, seitdem das edle schwäbische Geschlecht sich daran verblutet, kein deutscher König diese Rechte geltend gemacht. Unterdessen hatten sich die inneren Verhältnisse dort wesentlich geändert und so gestaltet, daß für die Wiederherstellung der deutschen Herrschaft noch immer Anknüpfungspunkte vorhanden waren. In den reichen, gewerbfleißigen Städten hatte allmählich die niedere Volksklasse über die alten bevorrechteten Stände, das Bürgertum mit seinen Zünften über den Geschlechteradel den Sieg errungen. Um sich den Besitz der Macht zu sichern, übertrug man dann das Regiment der Stadt, die gesamte Volksgewalt, auf ein durch Kriegsruhm und Volksgunst ausgezeichnetes Adelshaupt, das auf eine Reihe von Jahren zum „Kapitän" ernannt bald eine unbeschränkte Alleinherrschaft gewann und von der Demokratie zur Tyrannis hinüberleitete. Solche Volkshäupter suchten für ihre angemaßte Zwingherrschaft gern eine rechtliche Stütze, und diese fanden sie in der noch immer anerkannten Oberhoheit des Deutschen Reichs; die geldbedürftigen Könige ließen sich gern herbei, in der Form des Reichsvikariats diese Herrschaften zu bestätigen. Einen solchen Verlauf nahm die Entwickelung nach dem Fall der Hohenstaufen in vielen Städten der Lombardei und Tusciens. Noch war jedoch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Deutschen Reiche, die Idee des Kaisertums in Italien nicht erloschen; noch standen sich allenthalben Guelfen und Ghibellinen feindlich gegenüber, wenngleich die alten Parteinamen im Laufe der Zeit ihre Bedeutung in mancherlei Weise verändert hatten. Die Geschichte Welschlands vom Ende des letzten Hohenstaufen bis auf das Jahr 1310, die uns so verworren, chaotisch und widerspruchsvoll erscheint, gewinnt erst ihren Sinn, ihre Erklärung, wenn wir sie uns im lebhaften Zusammenhange mit Deutschland vorstellen. „Alles, was so zwecklos, unvermittelt, eigensinnig erscheint, dieses unersprießliche, sinnverwirrende Treiben und Gähren, Wechseln und Umschlagen, diese unsittlich-heiße Verfolgungssucht, der blutige Haß zwischen Guelfen und Ghibellinen, wird erst verständlich und verliert die Farbe eines fieberhaft überspannten, seiner selbst unbewußten Krankheitszustandes, wenn wir die Hoffnung auf die Wiederherstellung gesellschaftlicher Ordnung durch den Kaiser, sowie die Furcht des Verlustes bürgerlicher Freiheit als die leitenden Prinzipien der ganzen Zeit festhalten." Wie der lechzende Wanderer in der glühenden Sandwüste nach der

Die Lage der Dinge in Italien.

rieselnden Quelle, so sehnten sich die Ghibellinen nach der Rückkehr des römischen Reichs*).

Wir haben oben die Geschichte Italiens bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts dargestellt. Einige Jahre nach dem Friedensschluß zwischen Sizilien und Unteritalien (S. 366) war Karl II. gestorben und sein zweiter Sohn Robert, ein kluger, geistvoller Fürst, hatte den Thron der Anjous in Neapel bestiegen, während Karl Robert, der Sohn seines ältern Bruders Karl Martell, die Krone von Ungarn trug. An den Anjous fand die guelfische Sache fortwährend ebenso eifrige Verteidiger, wie die ghibellinische an dem aragonischen Fürstenhaus auf der Insel Sizilien, wo noch immer Friedrich, der Enkel Manfreds, das Zepter führte. Auch den erschütternden Ausgang des Papstes Bonifacius VIII. und die Übersiedelung der Kurie nach der Rhonestadt Avignon haben wir kennen gelernt. Während Clemens V. in Frankreich weilte, setzte
1308. die Bürgerschaft in Rom, wo um diese Zeit die alte Mutterkirche im Lateran in Flammen aufging, ein Vorzeichen kommender Leiden, eine Volksregierung und einen Kaptitän ein; aber die Adelsgeschlechter, insbesondere die Colonna und Orsini, führten ihre Familienfehden fort und ließen keine feste bürgerliche Ordnung aufkommen. Ihre Soldknechte lagerten auf allen Wegen; Reisende und Pilger wurden ausgeplündert, die Stätten der Andacht blieben leer. In Mittel- und Oberitalien zerrissen die Parteien der Guelfen und Ghibellinen alle Städte; „allenthalben Anarchie, Bürgerkrieg, Exil; die freien Republiken in beständiger Umwälzung, in ewigem Parteikampf oder im Krieg mit Städten und Dynasten; die alten Eidgenossenschaften aufgelöst; nur vereinzelte und augenblickliche Bündnisse; die Feudalherren des vorigen Jahrhunderts als Tyrannen Städte bewältigend, bald vom Reich, bald vom Papst den Titel eines Vikars sich erkaufend: kurz, ein Wirrsal zersplitterter Nationalkraft, welchem Ausdruck zu geben die
Toscana. Geschichtschreibung unfähig ist". In Toscana hatte sich unter der Vorherrschaft von Florenz und unter dem Einfluß der Kirche die guelfische Partei zur kräftigen Aufrechthaltung der nationalen Freiheit gegen die kaiserliche Gewalt geeinigt; nur die Städte Pisa und Arezzo hielten das ghibellinische Banner noch hoch. Anders war es in der
Lombardei. Lombardei. Zwar bildeten viele Städte, Novara, Lodi, Vercelli, Asti, Cremona und vor allem Mailand, einen mächtigen guelfischen Bund; aber einesteils stand ihm ein ebenso starker ghibellinischer Bund, Verona, Mantua, Treviso, Parma, Piacenza, Reggio, Modena, Brescia, entgegen; anderenteils trugen die Herrscher, die als Kapitäne namens des Volks allenthalben walteten, kein Bedenken, im Anschluß an die kaiserliche Gewalt ihrer Würde eine höhere Weihe zu geben. Überall finden wir in den Städten eine herrschende Partei und eine verbannte, und die letztere war stets geneigt, jedem Feind, der die am Ruder sitzende Partei zu bekämpfen kam, ihren Arm zu leihen. „Alle diese Heimatlosen, deren Namen man in den Städten ausgehängt sah, lauerten mit nie ruhendem Verlangen auf die Heimkehr, schlossen sich jedem Feinde ihrer Stadt an,

*) In dem sechsten Gesang des Purgatorio gibt Dante diesen Gefühlen Ausdruck, indem er mit patriotischer Erregung ausruft:

Wie durftet ihr, du (Albrecht) und dein Vater, dulden,
Nur weil die Habsucht euch dort jenseits festhielt,
Daß eures Reiches Garten gar verwildre?
Sieh' deine Roma, die in heißen Thränen,
Verwitwet und allein, bei Nacht und Tage,
Mein Cäsar, ruft, warum bist du mir ferne?

und waren, Guelfen oder Ghibellinen, bereit, einem Kaiser sich in die Arme zu werfen, wenn er ihnen den Triumph über ihre Feinde verhieß."

Als die Kunde von der neuen Königswahl und von Heinrichs Absicht zu einem Römerzuge in Italien erscholl, gerieten die Parteien allenthalben in fieberhafte Bewegung. Die ausschweifendsten Hoffnungen und die bangsten Befürchtungen erfüllten die Gemüter. Die Ghibellinen sahen bereits im Geiste den Sturz ihrer übermächtigen Gegner und jubelten hoch auf. Die Verbannten träumten sich zurückgekehrt in ihre Vaterstadt und hergestellt in ihren Rechten und Besitzungen. Wie einst die trauernden Juden an den Wasserbächen Babels den „Koresch" als ihren Retter und Erlöser mit begeisterten Weissagungen begrüßten, so feierten die Ghibellinen die frohe Botschaft von der Ankunft des römischen Königs, der das verfallene Reich wieder aufrichten werde. Der Dichter Dante, der damals als Anhänger der gebannten „Weißen" in Florenz seine Heimat meiden mußte (S. 366), hat in einem glühenden Aufruf diese Hoffnungen ausgesprochen. „Siehe, jetzt nahet die ersehnte Zeit, in welcher sich die Zeichen des Trostes und des Friedens erheben; der neue Tag beginnt sein Licht zu verbreiten, von Morgen her zeigt er uns die Frühröte, welche die Finsternis des langen Elends erheitert. Juble jetzt auf, Italia; bald wirst du von aller Welt beneidet sein. Denn dein Bräutigam, die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm deines Volkes, der fromme Arrigo, schickt sich an, zu deiner Hochzeit zu kommen. Trockne, o du schönste der Jungfrauen, deine Thränen und lege die Gebärde deiner Traurigkeit ab." Viele, die ihre verlorene Macht wieder zu gewinnen hofften oder die neugegründete zu verlieren fürchteten, schickten ihre Boten an den König. Als er zu Speier im Kreise der Fürsten seinen Plan überdachte, traten die Gesandten des alten Matteo Visconti vor ihn, der, einst Herr von Mailand, vor einigen Jahren (1302) der Übermacht der eifersüchtigen Nachbarn und dem Geschlechte della Torre hatte weichen müssen und jetzt am Gardasee weilend mit lauerndem Blick den Gang der Dinge in seiner Vaterstadt verfolgte. Auch das Haupt seiner Gegner, Guido della Torre, sandte Boten über die Alpen, und viele verbannte Edelleute der Lombardei suchten sich im voraus die Gunst des Königs zu sichern. Die Reden der italienischen Gesandten, die lockenden Schilderungen von dem schönen Lande, von der Sehnsucht der Gemüter nach dem rechtmäßigen Herrscher und der Leichtigkeit, die Gegner zu unterwerfen, machten tiefen Eindruck auf das begehrliche Herz Heinrichs. Dazu forderte ihn der Papst selber zu dem Unternehmen auf: er sollte hinziehen und der Welt den Frieden bringen. Ein weiter Schauplatz öffnete sich für seine Thatenlust; er träumte sich als den glücklichen Vollführer der hohenstaufischen Pläne, als den Wiederhersteller des alten glänzenden Reichs in seiner weltumfassenden Bedeutung. Als er den versammelten Fürsten seinen Entschluß mitteilte, stimmten diese freudig bei.

Des Königs Entschluß.

Während die italienischen Gewalthaber mit sehr gemischten Gefühlen, viele

Die Genossen des Heerzugs. 1310.

mit unheilverkündendem Mißtrauen dem Herannahen des Königs entgegensahen und seine Friedensboten mit Argwohn aufnahmen, zog dieser mit stolzen Hoffnungen gen Lausanne, den Sammelplatz des Heeres. Es waren bunt gemischte Scharen, die sich hier um Heinrich drängten, hauptsächlich Verwandte und persönliche Freunde; die großen Reichsfürsten unterstützten den König nicht bei dem abenteuerlichen Unternehmen. Die beiden luxemburgischen Brüder Balduin und Walram, Graf Amadeus V. von Savoyen, als Gemahl der brabantischen Maria der Schwager Heinrichs, und sein Neffe Graf Philipp, ein Mann von treuloser, zweideutiger Gesinnung, des Königs Vettern, Johann und Heinrich von Namur, der ritterliche Graf Veit von Flandern nebst vielen Rittern und Herren aus Lothringen und Burgund bildeten den welschen Teil des Heeres. Unter den deutschen Rittern ragte neben dem tapfern Habsburger Leopold der schwäbische Graf Werner von Homberg hervor, ein wackerer Rittersmann und zarter Minnesänger, „frank und kräftig in Wort wie zur That", der elsässische Graf Hugo von Buchect, Diether von Katzenellnbogen u. a. Viele Abenteurer, jüngere Söhne von kleinem Erbe, die in der Ferne ihr Glück zu machen hofften und wenig zu verlieren hatten, schlossen sich dem Heere an. Außerdem stellten viele Städte Soldtruppen; doch belief sich das Heer auf höchstens tausend Ritter und ebensoviel Armbrustschützen, das niedere Fußvolk mit gerechnet kaum über fünftausend Mann. In dem Rate des Königs saßen viele Bischöfe aus deutschen Landen; auch der Bischof Nikolaus von Butrinto, der Insel Corcyra gegenüber, ein kluger Diplomat und nachmals der Geschichtschreiber dieser Ereignisse, war in Heinrichs Umgebung. Das waren die Genossen, mit denen sich der König gegen Ende des Jahres 1310 aufmachte, die Kaiserkrone zu erwerben.

König Heinrich in der Lombardei. 1. Nov. 1310.

Über die eisigen Höhen des Mont Cenis gelangte das Heer in die Fluren Italiens; am Tage Allerheiligen kam der König vor Turin an, jubelnd zogen ihm die Bürger entgegen und von allen Seiten drängten sich die Gesandtschaften ghibellinischer und guelfischer Mächte heran. Als kaiserlichen Vikar setzte er hier den Niccolo de' Salimbeni ein, einen Mann aus vornehmem Geschlechte in Siena, aber durch Schwelgerei und Verschwendung berüchtigt, der sich Heinrichs volles Vertrauen zu gewinnen wußte. In Turin fanden sich mit glänzendem Gefolge die drei mächtigen Guelfenhäupter Filippone Langosco, Graf von Lomellino, aus Pavia, Simone de' Avvocati aus Vercelli, Antonio di Fissiraga aus Lodi ein; nur Guido della Torre hielt sich trotzig fern. Mit kluger Mäßigung vermied es Heinrich, entschieden auf eine Seite zu treten; Frieden und Ordnung in dem zerrütteten Lande herzustellen und die Parteien unter dem Schirm der kaiserlichen Hoheit zu versöhnen, das war das Losungswort, das er auf seine Fahne schrieb. Unter denen, die sich zu Turin versammelten, mag wohl auch der vertriebene Dante gewesen sein. Aber noch unerkannt, ungeehrt schritt damals solch eine Gestalt durch die getümmelvollen Hallen des Hoflagers und die

Gassen von Turin. Inzwischen war das Heer durch das Herbeiströmen vertriebener Edelleute und den Zuzug ergebener Fürsten beträchtlich angewachsen; aber die Guelfen blickten argwöhnisch auf die neuen Ereignisse. Florenz hielt sich fern und schickte keine Gesandten; die Bürger sahen im Geiste ihre Macht gestürzt und ihre Feinde triumphierend mit Hilfe des eindringenden Fremdlings. Den 11. November zog das stattliche Heer in die offenen Thore von Asti ein, der reichen piemontesischen Handelsstadt. Aber schon hier zeigte sich, wie schwankend und unsicher die Verhältnisse waren. Asti, das schon vorher mit König Robert von Neapel in Verbindung getreten war, trug mit Unwillen die Unterwerfung unter die unmittelbare Botmäßigkeit des deutschen Herrschers; vor allen erkannten die Guelfen, wessen sie sich zu versehen hatten. Am Hoflager zu Asti fand sich auch der alte Matteo Visconti ein, der jetzt die Stunde seines wiederaufblühenden Glücks gekommen glaubte und sich verkleidet unter mancherlei Gefahren und Abenteuern durch die lombardischen Guelfen hindurchgeschlichen hatte. Freudig empfing Heinrich das greise Haupt der Ghibellinen, das hier im königlichen Hoflager seinen Frieden mit Cassone, dem flüchtigen Erzbischof von Mailand, schloß. Obwohl dem Hause della Torre angehörig, ließ sich der Prälat doch aus Haß gegen Guido herbei, dem Visconti die Hand zu reichen, und dieser erkaufte durch weitgehende Versprechungen die Hilfe des erzürnten Priesters zum Sturz des mächtigen Gegners.

Der deutsche König mochte sich trügerischen Hoffnungen hingeben, als er die prunkvollen Gesandtschaften aus vielen Städten, aus Verona, Pisa, Modena, ihre Huldigungen darbringen sah. Auch die Römer begrüßten ihn durch eine zahlreiche Gesandtschaft und luden ihn zur Kaiserkrönung ein. Ludwig von Savoyen, ein Anhänger Heinrichs, wurde als Senator im Kapitol eingesetzt. Aber das Ausbleiben Guidos della Torre und der lauernde Trotz des Filippone Langosco, Grafen von Lomellino, hätten den König lehren können, wessen er sich von den lombardischen Guelfen zu versehen habe. Das Ungestüm der Ghibellinen trieb ihn endlich vorwärts. Am 12. Dezember verließ er Asti, wo er einen vollen Monat geweilt, und zog gegen die Hauptstadt der Lombardei, Mailand. Das feste Schloß Vigevano fiel durch Verrat in seine Hände, Guilelmo de Brussati, der zu Novara herrschte, öffnete die Thore seiner Stadt. Jetzt sandte auch Guido, die drohende Nähe des feindlichen Heeres fürchtend, die ersten Friedensboten.

Es war am 23. Dezember, als die deutschen Scharen in geschlossenen Reihen, gegen Angriff und Verrat gerüstet, in die alte Lombardenstadt einrückten. In langem Zuge und mit glänzendem Gepränge kamen die mailändischen Edlen und Bürger dem Herrscher entgegen. Voll Scham und gekränkten Ehrgeizes stieg der stolze Guido vom Pferd und küßte dem König den Fuß. Heinrichs erste Sorge war, die feindlichen Parteien zu versöhnen. Als er die beiden Gegner Matteo und Guido mit ihrem Geschlecht versammelte und mit eindringlichen Worten zum Frieden ermahnte, da hatte er die Freude zu sehen, wie die verhaßten Erbfeinde sich die Hände zum Bunde reichten. Staunend

Heinrich in Mailand.

6. Jan. 1311. sahen die Lombarden auf das seltsame Schauspiel, und als am heiligen Dreikönigstag der deutsche König im Beisein glänzender Gesandtschaften aus allen lombardischen Städten durch den Erzbischof Cassone von Mailand im Münster des heiligen Ambrosius mit der eisernen Krone der Lombarden gekrönt wurde, da schien für die zerrissenen Gemeinwesen Italiens eine neue Zeit des Friedens anzubrechen. Allein die Mißstimmung, die sich in der Stadt über die hohen Geldleistungen an die soldbedürftigen Truppen und über die Verfassungsneuerungen kund gab, zeigte deutlich, auf wie schwacher Grundlage die neue Herrschaft ruhte. Die Einsetzung von kaiserlichen Statthaltern in den lombardischen Städten, der Beschluß, die mächtigsten Parteihäupter im Ehrengefolge mitzunehmen und die Gemeinden die Kosten des Römerzugs tragen zu lassen, das gewaltthätige, strenge Vorgehen des Nicolo de' Bonsignore, den Heinrich zum Statthalter in Mailand eingesetzt, erfüllte die Gemüter mit heftiger Bewegung und gab dem lauernden Verrat bald Gelegenheit, sein tückisches Spiel zu beginnen.

Aufruhr und Strafgericht. a. In Mailand. Sowohl die Torre als die Visconti gewahrten mit Unwillen, daß die Herrschaft in die Hände der nordischen Barbaren übergegangen, und beide gedachten den demütigenden Zustand zu ihren gunsten zu beendigen. Es ist ein lebendiges Bild jener treulosen, verräterischen Politik der welschen Machthaber dieser Zeit, das sich vor unsern Augen entrollt. Trügerische Umtriebe und tückische Anschläge setzte man der ungestümen und arglosen deutschen Kraft entgegen. Der Meister solcher Politik war der in allen Ränken ergraute Matteo, der mit Unwillen den Verlust der Herrschaft trug. Zunächst mußte er danach streben, den bei dem gerechten König in gleicher Gunst stehenden Guido zu stürzen, und dies gelang ihm dadurch, daß er die Torre durch das Versprechen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, zum offenen Aufruhr trieb. Die Söhne der beiden alten Gegner, Franceschino della Torre und der schlaue Galeazzo Visconti, besprachen an einsamer Stätte den Anschlag gegen die deutsche Herrschaft. Begierig ging der alte Guido, der in tiefgekränktem Ehrgeiz thatlos in seinem Palast gesessen, auf den Plan ein, die Schlinge, die ihm sein alter schlauer Nebenbuhler gelegt, nicht beachtend. Aber die Deutschen waren auf der Hut, vielleicht durch Matteo selbst gewarnt. In geschlossenen Scharen füllten sie die weiten Straßen, auf jeden Angriff
12. Febr. gefaßt. Die Torre säumten nicht länger, ihre aufrührerische Gesinnung an den Tag zu legen. Das Viertel der Stadt, wo der Basto, der Palast des Torre, lag, war in unheimlicher Bewegung. „Da sah und hörte man denn im Viertel der Porta nuova die dramatische Lebendigkeit jener mannigfaltig bewegten Szenen, welche im Mittelalter das heißblütige Treiben der italienischen Städtebewohner so anschaulich bezeichnet. Haufenweise gesondert schrie man heftig ohne zu hören; die ungeduldigen Jünglinge tummelten, im Gefolge ihrer Diener, die Rosse, Gruppen alter Bürger standen harrend mit ihren verrosteten Wehren bei ihren Zunftgonfalonen; das tausendfache Getümmel übertönten dumpf die langsamen Glockenschläge von den Kirchtürmen; dazwischen der Ruf der Glöcklein von den Gildehäusern." Vor dem Palast der Torre kam es zum wilden Handgemenge. Den wuchtigen Schlägen der deutschen Krieger erlagen viele der Gegner; die beiden Söhne Guidos suchten nach tapferem Kampf ihr Heil in der Flucht, während der Vater krank und voll schwerer Sorgen in seinem Palast lag und den raubgierigen Händen der entfesselten deutschen Krieger nur durch die Treue eines Waffengefährten auf heimlichen Wegen entzogen ward. Die reichen Vorräte und Schätze in den Pa-

kästen der Torre, prächtige Kleider und Panzer, kostbares Geräte und Schmuck fielen den plündernden Deutschen in die Hände. Der schlaue Matteo sah sein Spiel gewonnen. In kluger Zurückhaltung hatte er den Ausgang der Erhebung abgewartet und den König von seiner Treue zu überzeugen gewußt; sein Sohn Galeazzo hatte, als die Torre bereits unterlegen, seine Anhänger mit den Deutschen zur Verfolgung der Gegner vereinigt. Als Guido della Torre zornerfüllt die Stadt seiner Väter verließ, da schien für die Visconti das Glück wieder aufzublühen. Das Geschlecht der Torre, Guido und seine Söhne, wurden des Lebens und der Güter verlustig erklärt, ihr stolzer Palast dem Erdboden gleichgemacht. Allein auch die Visconti fanden keine Gnade vor dem Herrscher. Sei es aus Rücksicht für die Besorgnis der Menge vor der wiederkehrenden Gewaltherrschaft der Visconti, sei es aus Argwohn gegen den ränkesüchtigen Matteo, dieser und sein Sohn Galeazzo, wie auch der Erzbischof Cassone und seine Brüder mußten das Angesicht des Königs meiden und zogen in die Verbannung. Der Bürgerschaft aber verzieh Heinrich die Vorgänge vom 12. Februar und suchte durch zweckmäßige Umgestaltung der Verfassung eine Gewähr für gesetzliche Ordnung zu schaffen.

Der Aufruhr und Sturz der Torre war für die lombardischen Städte das Zeichen zur offenen Erhebung. In Crema, Lodi, Cremona, Brescia, Como u. a. O. standen die Gueifen gegen die fremde Herrschaft auf und verjagten die Ghibellinen; es kam zu blutigen Kämpfen unter den haßentbrannten Parteien. Doch demütigten sich die Städte bald vor der entschlossenen Haltung des Königs und seines Marschalls Heinrich von Flandern; nur **Cremona** und **Brescia** verharrten im Trotze. Als der vertriebene Guido della Torre in Cremona anlangte und mit dem befreundeten Geschlechte Cavalcabo sich vereinigte, griff das durch die Kronsteuer erbitterte Volk zu den Waffen und verjagte den Reichsvikar und die zurückgekehrten Ghibellinen. Heinrich ergrimmte heftig gegen die trotzigen Bürger; ein richterlicher Spruch erklärte sie für Reichsfeinde und der Güter und des Lebens verlustig. In der ganzen Lombardei wurden Bürger und Söldner gegen die ungehorsame Stadt aufgeboten, die zugleich mit dem Bann der Kirche belegt ward. Das Osterfest feierte der König zu Pavia, denn Mailand lag noch immer unter dem kirchlichen Fluche. Als sich hier der alte Visconti vor dem königlichen Angesicht zeigte, schenkte Heinrich ihm und seinem Sohn die alte Gunst wieder; sie kehrten im königlichen Gefolge nach Mailand zurück, und Matteo übernahm die Führung des mailändischen Bürgerheers gegen Cremona. Als die königlichen Heerscharen über das gedemütigte Lodi gegen Cremona vorrückten, mit wilder Verwüstung ihre Spur bezeichnend, ergriff die Cremonesen bange Sorge. Die guelfischen Häupter und Anstifter des Aufruhrs flüchteten sich nach Brescia. Die verlassene Bürgerschaft sandte dem zürnenden Herrscher Boten mit den Schlüsseln der Stadt entgegen, und als er sich den Mauern näherte, kamen die Vornehmsten, Adel und Bürgerschaft, in kläglichem Aufzug, barfuß, einen Strick um den Hals, heran, warfen sich zu Boden und flehten um Gnade. Aber Heinrich war allzuheftig erbittert durch den frühern Trotz. Ein Richterspruch verhängte über die Stadt Zerstörung der Thore und Mauern, Aufhebung aller Rechte und Freiheiten, Schmälerung des Gebietes, Ächtung der geflüchteten Parteihäupter und eine Straffumme von hunderttausend Goldgulden. Zahlreiche Schuldige vom Adel und Bürgerstand schmachteten im Kerker, und die Mauern der stolzen Bürgerfeste fielen bald unter den Händen der rachsüchtigen zurückgeführten Ghibellinen. Diese unerwartete Strenge erschütterte den Glauben an des Königs Gerechtigkeit und Friedensmission und mehrte den Widerstand.

Die stolze und mächtige Bürgerschaft von Padua, die von den Waffen des Königs nicht so nahe bedroht war, hatte eine unentschlossene, zurückhaltende Stellung

b. In Cremona, Brescia u. a. O.

11. April 1311.

20. April.

c. Padua und Vicenza.

eingenommen. Die Unterhandlungen mit Heinrich hatten bei dessen hohen Anforderungen und dem Hochmut der Bürgerschaft keinen rechten Fortgang. Die offene Begünstigung der Ghibellinen durch Heinrich, dessen hohe Geldforderungen erbitterten die Paduaner. Während sie noch unschlüssig den Gang der Dinge beobachteten, erlitt die Stadt einen empfindlichen Schlag durch den Abfall des bisher unterthänigen Vicenza. Von einem vor langen Jahren vertriebenen Landsmann, Sigonfredo de Ganzera, aufgereizt, beschlossen die Vicentiner die verlorene Freiheit wieder zu erringen. König Heinrich vernahm die Kunde von dem Vorhaben mit Freude und sandte den Bischof Aimo von Genf mit einer Reiterschar zu Hilfe. Der Bischof, der auch in Mantua die gestörte Ruhe herstellte, zog im Verein mit den Herren della Scala von Verona nach
15. April. Vicenza, das ihm freudig die Thore öffnete. Die paduanische Besatzung leistete geringe Gegenwehr. Vanni Zeno von Pisa ward zum kaiserlichen Statthalter in Vicenza eingesetzt. Dadurch, sowie durch die Statthalterschaften der Scala in Verona, der Buonacossi in Mantua, des Rizzardo da Camino in Treviso, gewann die königliche Herrschaft in jenen Gegenden eine feste Stütze, zur selben Zeit, als auch das seeherrschende Genua den Eid der Treue leistete und die Stellung von Schiffen versprach.

Die Stimmung in Toscana. Aber noch standen dem König mächtige Feinde entgegen. Das Haupt der Guelfen, König Robert von Neapel, war rastlos bemüht, die zersplitterte guelfische Macht zu festem Widerstand gegen den deutschen Herrscher zu einigen. Als Statthalter in den päpstlichen Ländern, als Schirmherr von Florenz war er das Haupt der vielgegliederten toscanischen Liga. Die Hauptstadt Florenz aber konnte sich nicht zu einer festen, kräftigen Haltung entschließen. Durch Gold und Versprechungen suchten sie dem König allenthalben Feinde zu bereiten. Dante und Dino Compagni eifern mit gleicher Erbitterung gegen die unkriegerischen ränkevollen Gesinnungen ihrer Landsleute, welche ihrem Feinde nicht die männliche Brust zum Streite entgegenzusetzen wagten, sondern allein durch ihr Geld, um fremde Gefahr, um fremdes Blut Sicherheit sich zu erkaufen sannen. Dem Haupte folgten die übrigen Glieder der guelfischen Liga in thatloser, unentschlossener Politik. Eine kräftige Haltung nahm allein Bologna an. Zur Verteidigung und Abwehr gerüstet verfolgte die Stadt, der alte Sitz der Wissenschaften und Künste, die Schritte des deutschen Königs. Heinrich stand jetzt an einem Wendepunkt: sollte er sogleich nach Süden ziehen, um sich in Rom mit dem kaiserlichen Diadem zu schmücken, oder sollte er die Lombardei zuerst vollständig zur Unterwerfung zwingen? Er entschloß sich zum letztern. Vergebens drang in diesen Tagen die prophetische Stimme des großen Dante an sein Ohr, mahnend, mit gewaltigem Streich der Hydra nach dem Leben zu zielen. „Als du, Nachfolger Cäsars und Augustus, den Rücken der Apenninen herabstiegst, stockten auf einmal die langen Seufzer und vertrockneten die Fluten der Thränen und es glänzte für Italien die neue Hoffnung des bessern Jahrhunderts auf, wie wenn die vielgeliebte Sonne sich erhebt. Daß du aber so saumselig dich zeigest, des wundern wir uns; denn wenn du gleich nicht fern und als Sieger im Thale des Po zögerst, so gibst du doch Toscana preis und vergissest es. Wähnst du denn, daß während du zögernd in der Lombardei weilst, du die giftige Hydra

vertilgest, indem du die Köpfe abschneidest? Es frommt, um Bäume auszurotten, nicht die Zweige zu verstümmeln; sie treiben neue Zweige, da sie grünen, so lange die nahrunggebenden Wurzeln heil sind."

Heinrich hörte nicht auf die mahnenden Stimmen; er wollte keine aufrührerische Stadt im Rücken lassen. Brescia hatte vor andern lombardischen Städten den Ruf eines unversöhnlichen Parteigeistes und starrsinniger Eigenwilligkeit der Bürgerschaft. Es standen sich hier die Ghibellinen unter Matteo de' Maggi und die Guelfen unter dem durch des Königs Gunst aus langer Verbannung zurückgeführten Tebaldo de' Brussati gegenüber. Die gereizte Stimmung führte bald zum offenen Kampf, infolgedessen die unterlegenen Ghibellinen die Stadt mieden oder im Gefängnis schmachteten. Hartnäckig verweigerten die Bürger die Aufnahme der Vertriebenen, die nunmehr den König gegen die trotzige Stadt aufreizten. Graf Walram von Luxemburg und Amadeus von Savoyen zogen gegen Brescia und erlangten von Tebaldo die Freilassung der Gefangenen. Allein die Aufreizungen und Versprechungen der tuscischen Guelfen, der Florentiner und Guidos della Torre, der in unversöhnlicher Erbitterung allenthalben umherschweifte und dem König Feinde erweckte, sowie das harte Geschick von Cremona erzeugten in der Bürgerschaft den Entschluß zu festem Widerstand. Noch gedachte man der tapfern Haltung der Väter in den Tagen Friedrichs II. (S. 174). Da brach Heinrich Anfang Mai von Cremona auf und rückte in das Gebiet von Brescia. Aber die feste wohlverteidigte Stadt mit ihrer stolzen, selbstbewußten Bürgerschaft war nicht leicht zu bezwingen. Monatelang widerstand sie dem Heer des Königs, das durch den Zuzug der Ghibellinen und der lombardischen Städte auf eine ansehnliche Zahl gewachsen war. Den stürmenden Angriffen begegneten die Belagerten mit Mut und Entschlossenheit. Der Hauptmann der Stadt, Tebaldo, der die Gunst des Königs über dem Drängen der Bürgerschaft und dem Haß der Parteien vergessen, erlebte den Ausgang des Kampfes nicht. Als er einst zur Besichtigung der Festungswerke vor die Stadt ritt, ward er von den Deutschen angefallen und nach tapferem Widerstand verwundet gefangen genommen. Als Hochverräter verurteilt, erlitt er einen grausamen Tod durch Schleifen und Vierteilen, ein Mann, der, wenngleich undankbar und treulos, als tapferer Kämpfer für die Freiheit seiner Vaterstadt alle Anerkennung verdient. Die Belagerten rächten den Tod ihres Helden mit martervoller Hinrichtung der Gefangenen. Die Vorgänge in Brescia.

Unter Sturm und Abwehr gingen Wochen hin, und mancher wackere Mann starb im Kampfe oder unter den Glutstrahlen der italienischen Sonne. So fiel auch der edle Luxemburger Walram, der sich in diesen Tagen besonders auszeichnete, durch den Pfeil eines Armbrustschützen, als er ungepanzert im nächtlichen Getümmel focht. Die Sühnversuche der Kardinallegaten, die Papst Clemens V. auf die Bitte des Königs um Verschiebung der Kaiserkrönung und auf dessen Klagen über den Widerstand der Italiener ins Lager sandte, blieben ohne Erfolg. Zu hoch war die Erbitterung gestiegen, und das Schicksal Cremonas zeigte, wessen sich die Demütigen zu versehen hatten.

Unterwerfung von Brescia. Der verlustvolle Ausgang eines allgemeinen Sturmes auf die unbezwinglichen Mauern, die Verheerungen, welche Pest und Sommerhitze anrichteten, verringerten die Kriegsscharen des Königs und füllten sein Gemüt mit banger Sorge. Die Mühen des beschwerdevollen Kriegs und die entsetzlichen Verwüstungen der Lagerseuche lockerten die Bande des Gehorsams. Die Welschen waren der endlosen Kriegsarbeit satt, und auch mancher deutsche Mann, wie der streitbare Leopold von Österreich, der staatskluge Bischof von Genf u. a., verließ den König in der Stunde der Not. Heinrich selbst hat vielleicht in jener Zeit den Keim des Todes eingesogen, der zwei Jahre darauf seinem Leben ein Ende machte. „Wohl mochte ihm damals unter den gewichtigen Sorgen des römischen Königsdiadems das heitere leichte Leben neidenswert erscheinen, wie er als Graf Heinrich von Lützelburg in Strauß und Fehde durch Burgund und Niederland und am Rhein waltete, und als gefeierter Turnierheld, mit Preisen geschmückt, von Meer zu Meer zog.“ Aber auch bei den trotzigen Bürgern von Brescia brachten die Leiden des Kriegs und des Hungers mildere Gesinnungen hervor. Daher fanden endlich die Friedensbemühungen der Kardinäle auf beiden Seiten geneigtes Gehör. Als der Kardinalnunzius Lucas da Fiesco, aus erlauchtem genuesischen Geschlecht, die Bürger der königlichen Gnade versichert, willigten diese in die Bedingungen des Friedens. Es waren vier Monate seit der Belagerung der festen Stadt verstrichen, als die Grafen Veit von Flandern
19. Sept. 1311. und Amadeus von Savoyen in das offene Thor einzogen; erst einige Tage später folgte der König, als die Mauer teilweise eingerissen war, über Trümmer einziehend, wie er gelobt hatte. Niederreißung der Mauern, Gebietsschmälerung, Geldzahlung, Wegführung vornehmer Geiseln war die Strafe der hartnäckigen Stadt, über die der strenge Galeotto di Malaspina als Statthalter gesetzt wurde. An seiner Energie scheiterte ein späterer Versuch der guelfischen Parteihäupter, von Casale maggiore aus sich Brescias aufs neue zu bemächtigen. — Am 2. Oktober verließ Heinrich die Stadt, die seiner Kaiserfahrt so großen Widerstand bereitet, um den Weg gen Süden fortzusetzen. In der Lombardei war das oberherrliche Ansehen des Gebieters hergestellt. Die Thore Brescias wurden als Siegeszeichen nach Rom geführt. Selbst das stolze meerbeherrschende Venedig hatte der gewandte Unterhändler Bischof Aimo von Genf zu demütigen Geschenken und Versprechungen bewogen, und auf dem Gemeindehaus zu Padua wurden die kaiserlichen Adler aufgerichtet. Aber bei dem wilden Parteiwesen der italienischen Städte waren geordnete Zustände und eine friedliche Herrschaft nicht möglich. Die Guelfen waren unwillig über die Bevorzugung der Ghibellinen, die sich in der Erteilung des Reichsvikariats an den Scala in Verona, an Passarino de' Buonacossi in Mantua, an Matteo Visconti in Mailand kund gab, und diese wieder murrten, wenn ein Guelfe das hohe Amt erhielt, und in allen Wirren hatten die Florentiner, König Robert und der zweideutige Papst zu Avignon ihre Hände und säeten Unfrieden und Zwietracht.

Unbeirrt setzte Heinrich seinen Weg fort. Über Cremona und Piacenza gelangte er nach Pavia, wohin die lombardischen Städte zu einem Reichstag entboten waren. Die Statthalterschaft über Pavia, Novara und Vercelli hatte Heinrich dem Fürsten Philipp von Achaja, Neffen des Grafen Amadeus von Savoyen, übertragen, einem Mann von unentschlossener, zweideutiger Haltung; alle Macht ruhte aber in den Händen des guelfischen Parteihauptes Filippone di Langosco. Es war ein trügerisches Bild der wiederhergestellten Kaisermacht, als hier die Vertreter der lombardischen Städte sich um das Oberhaupt sammelten. Die geringe Mannschaft des Königs erregte keine Furcht, die wachsenden Bedürfnisse legten den Städten schwere Lasten auf; die Friedensverheißungen fanden wenig Glauben. Unter solchen Umständen war der Reichstag kein Tag des Triumphes und der Herrlichkeit. Mißmutig verließ der König bald die Stadt, nachdem er noch seinen getreuesten Ritter, den Grafen Veit von Flandern und Namur, den kriegsfrohen Helden, an dem vor Brescia eingesogenen Todeskeim hatte sterben sehen. Die Leiche wurde in dem nahen Tortona in die Gruft gesenkt, da Pavia unter dem päpstlichen Fluch lag. Als Heinrich seinen Weg nach Genua fortsetzte, war sein Gefolge sehr verringert. Die lombardischen Herren hatten sich in ihre Heimat begeben, auch viele der deutschen Krieger waren über die Alpen zurückgekehrt oder ruhten unter der Scholle. Wenn er auf die Zustände in der Lombardei zurückblickte, die er nun verließ, so konnte er sich nicht schmeicheln, große Erfolge erzielt zu haben. In den Städten herrschten nach wie vor die alten Geschlechtshäupter, ohne viel nach der kaiserlichen Oberhoheit zu fragen, und nach wie vor tobte daselbst der Parteistreit. Heinrich sorgte nach besten Kräften für die Interessen des Reichs, indem er die Würde des obersten Statthalters, die früher dem Grafen von Savoyen anvertraut worden, den festen Händen des Grafen Werner von Homberg übertrug und denselben zugleich zum Oberhaupt und Feldherrn der von einigen lombardischen Städten geschlossenen ghibellinischen Liga einsetzte. „Schonungslos, aber gerecht und treu, war er ganz dazu gemacht, den trotzigen Schwindelgeist eines Volks, das über sein wahres Heil nicht ins klare kommen wollte, mit dem Schwerte zu brechen; das that er auch auf so gewaltsame Weise, daß kein deutscher Name gefeierter über die Alpen zurückdrang als der seine." Im Spätherbst verließ Heinrich die Lombardei. Da er aber nicht wagen konnte, durch das drohende Heer der toscanischen Liga landeinwärts seinen Weg fortzusetzen, so wandte er sich meerwärts nach Genua, wo er auf gute Aufnahme rechnen durfte.

Reichstag zu Pavia. Okt. 1311.

Die toscanischen Städte Florenz, Bologna, Lucca, Siena u. a. hatten beim Heranrücken des Königs eine kriegerische Haltung angenommen, ihre Liga aufs neue befestigt und Söldnerscharen zum Schutz ihrer Grenzen aufgestellt. Als der Abgesandte des Königs, der redliche und unerschrockene Bischof Nikolaus von Butrinto, der uns seine Erlebnisse in anschaulicher und lebendiger Darstellung schildert, durch das feindliche Toscana zog, fand er allenthalben

Verhältnisse in Toscana.

den entschlossensten Widerstand. Selbst solche, denen der König Wohlthaten erwiesen, wie sein Reichsvikar in Reggio, Ghibert von Correggio, fielen ab. Von Bologna und Florenz wurden die Friedensboten zurückgewiesen. Erst als die Gesandten nach mancherlei Abenteuern in der treuen Ghibellinenstadt Arezzo anlangten und vom Bischof in der Burg Civitella aufgenommen wurden, waren sie im stande, ihre richterlichen Befugnisse auszuüben; sie luden die tuscischen Gemeinden vor, sprachen über die Widerspenstigen ihr Strafurteil aus, und manche Edle und Gesandte aus vielen Städten erschienen und brachten ihre Huldigung dar. Aber es waren unzuverlässige Getreue, die gewonnen worden, und als die Gesandten im Frühjahr wieder zu ihrem Herrn stießen, ruhte die kaiserliche Oberhoheit in Toscana noch auf schwacher Grundlage. Auch die Reichsacht, die der König von Genua aus in feierlicher Gerichtssitzung über die ungehorsamen Florentiner aussprach, war von geringer Wirkung.

Heinrich in Genua. Okt. 1311 bis Febr. 1312. Mit Freude und Herrlichkeit war Heinrich in Genua aufgenommen worden. Es war ein wunderbares Ereignis, daß die stolzen Bürger der mächtigen, seebeherrschenden Handelsstadt dem mit geringem Gefolge heranziehenden Fremdling, der allenthalben Widerstand fand, so bereitwillig die Thore öffneten und allen Glanz der reichen Stadt vor ihm entfalteten. Die Staatsgewalt ward für den Zeitraum von zwanzig Jahren in Heinrichs Hände niedergelegt, und einmütig schwur die Gemeinde den Eid unbedingten Gehorsams. Ein Ghibelline aus Toscana, Uguccione della Faggiuola, wurde als königlicher Statthalter eingesetzt. Vor allem ließ es sich der König angelegen sein, auch hier den bürgerlichen Frieden herzustellen. Die Häuser Doria und Spinola standen sich in altererbter Feindschaft gegenüber, aber es gelang den Bemühungen des Königs, die starren Gemüter zur Versöhnung zu bewegen. In diesen Tagen angestrengter Thätigkeit erfuhr sein Herz einen harten Schlag. Es starb ihm die
13. Dez. 1311. treue Ehegenossin, binnen weniger Monate das dritte Glied seiner Familie, das im welschen Lande den Tod gefunden. In Genua erschien ein verstörter Flüchtling im Mönchsgewande gnadeflehend vor dem König. Es war der Mörder König Albrechts. Aber streng wies der Luxemburger den frevelhaften Jüngling zurück, und niemand hat sichere Kunde bewahrt, wohin er sich gewandt und wie er sein jammervolles Leben geendet. — Ein erfreuliches Bild des Gehorsams bot die getreue Ghibellinenstadt Pisa, die durch eine glänzende Gesandtschaft den König zur baldigen Ankunft einlud. Mit gnädigen Verheißungen nahm Heinrich die Gesandten auf, unter denen sich ein Sohn des Grafen Gherardo von Pisa befand, der mit dem letzten Hohenstaufen auf dem Schafott geblutet. Er folgte um so lieber der Einladung, als auch in Genua der glänzende Schimmer kaiserlicher Hoheit allmählich zu erbleichen begann. Die von Brescia hierher verpflanzte Seuche, die Gelderpressungen, die durch die Feindschaft des Königs mit andern italienischen Mächten verursachte Handelsstockung ließen die Genuesen es bitter empfinden, daß sie ihre stolze Unabhängigkeit so bereitwillig geopfert.

Haltung König Roberts. Das falsche, zweideutige Spiel, das König Robert von Neapel spielte, indem er zu gleicher Zeit mit Heinrich über ein Ehebündnis zwischen dessen Tochter und seinem Sohn oder Bruder unterhandelte und doch die aufrührerischen Toscaner mit Soldscharen unterstützte und seinen Bruder Johann von Achaja oder Kalabrien mit vier-

hundert Lanzen nach Rom sandte, wie Heinrich meinte, zur Ehre seines Empfanges, in Wahrheit, um in Verbindung mit den guelfischen Orsini sich der Stadt zu versichern und der Kaiserkrönung Schwierigkeiten zu bereiten, durchschaute der arglose, in welscher Tücke unerfahrene König nicht, so daß er Bedenken trug, mit dem König Friedrich von Sizilien ein gegen Robert gerichtetes Bündnis einzugehen und dessen Gesandten ohne bestimmte Zusage entließ.

Die Mißstimmung der Genuesen und die wachsende Verödung seines Hoflagers konnten Heinrich deutlich anzeigen, daß es an der Zeit sei, die erblichene Herrlichkeit mit dem neuen Glanz der Kaiserkrone zu verklären. So entschloß er sich denn zur Seefahrt. Mit dem geringen Gefolge der alten Getreuen, zu denen noch Herzog Rudolf von Bayern gestoßen war, schiffte er sich ein, begleitet von den Kardinälen, welche der Papst mit der Vornahme der Krönung beauftragt hatte. „Auf wenigen Schiffen schwankte das ganze deutsche und italienische Königtum, Hofgesinde, Kanzler, Pfaffen, Schreiber, Ritter und Volk, über die ungetreue See, um Konstantins und Justinians heilige Rechte wieder herzustellen." Es dauerte infolge des stürmischen Wetters lange, bis die kleine Flotte in den Hafen von Pisa einlaufen konnte. Freudig empfingen ihn die Bürger und die zahlreichen vertriebenen Ghibellinen (Weißen) aus Toscana und der Romagna. Aber auch hier regte sich bald der Unmut, als der Gebieter die Reichtümer der Stadt an sich nahm und die alte republikanische Verfassung eigenmächtig zu ändern begann. Heinrich hielt daher auch mit weiteren Neuerungen inne, um die getreue Bürgerschaft nicht von sich zu stoßen. In Pisa sprach er die Reichsacht aus über den treulosen Ghibert von Correggio und seine Anhänger sowie über die ungehorsamen Städte Toscanas, über Florenz, Lucca, Siena, Parma, Reggio.

Der König nach Pisa. *Febr. 1312.*

In der treuen Ghibellinenstadt, wo viele Parteihäupter aus Toscana sich an dem königlichen Hoflager einfanden, fühlte sich Heinrich so gestärkt, daß er nunmehr den letzten Schritt nach der Kaiserkrone zu thun beschloß, obgleich in Rom die Colonna und der Senator Ludwig von Savoyen gegen die Orsini und den Fürsten Johann von Achaja immer mehr Raum verloren und die Stadt, in die beiden feindlichen Parteien geteilt, von Waffengetümmel und wilder Fehde ertönte. Nachdem er zwei Gesandte nach Neapel geschickt, um über das besprochene Ehebündnis zwischen Heinrichs Tochter und Roberts Sohn zu verhandeln und Herrn Pandulf von Savelli und den unermüdlichen Bischof Nikolaus von Butrinto nach der Tiberstadt beordert, um seinen Einzug vorzubereiten, verließ er Pisa, geleitet von den Krönungs-Kardinälen, den vertriebenen tuscischen Ghibellinen und pisanischem und genuesischem Ehrengefolge. Als er von Viterbo aus sich der ewigen Stadt näherte, kam ihm Bischof Nikolaus entgegen. Es waren keine erfreulichen Nachrichten, die er mitbrachte: Prinz Johann habe ganz andere Absichten, als ihm der arglose König zugetraut, und werde sich der Krönung mit den Waffen widersetzen. Aber Heinrich war entschlossen, die

Zug nach Rom. *23. April.*

Kaiserkrone, sei es auch mit gewaffneter Hand, zu gewinnen. Seinem Einzug setzten die Gegner keinen Widerstand entgegen. Am 7. Mai hielt der König, furchtgebietend durch sein ansehnliches Gefolge stahlbewehrter Ritter aus der Heimat und aus welschem Land, seinen Einzug in die langersehnte Stadt und bezog den Lateranpalast. Aber die Gegner trotzten in schwer bezwinglichen Festen; die Engelsburg und die leoninische Stadt waren in ihren Händen, und die heilige Stätte zu St. Peter, wo seine Vorgänger gekrönt worden, blieb ihm verschlossen. Es verfloß eine geraume Zeit unter Straßenkämpfen und Angriffen auf die festen Türme in der Stadt. Prinz Johann, verstärkt durch Zuzug aus den toscanischen Städten, durch die Kriegsschar der Florentiner unter Betto de' Pazzi und durch die Katalonen des Don Diego, des Marschalls König Roberts in Toscana, leistete kräftigen Widerstand. Unter heftigen Kämpfen kam das Kapitol in Heinrichs Gewalt. Als aber die königlichen Ritter unter Führung des Grafen Amadeus einen Sturmangriff auf den von den Guelfen besetzten Stadtteil jenseits dem Tiber machten, erlitten sie eine blutige Niederlage. Bischof Theobald von Lüttich, Graf Peter von Savoyen und viele andre Edle wurden erschlagen. Heinrich erkannte zu spät, wessen er sich von König Robert zu versehen habe, zumal als ihm die Forderungen desselben für eine Eheverbindung zwischen den beiden Häusern gemeldet wurden: die Statthalterschaft über Toscana für seinen Sohn, für ihn selbst die Admiralswürde auf dem italienischen Meer und das Reichsvikariat in der Lombardei. Bei der steigenden Erbitterung blieben die Vermittelungsversuche der päpstlichen Legaten ohne Erfolg.

Vorgänge in Rom Mai 1312

Die Kaiserkrönung im Lateran. 29. Juni 1312.

Als Heinrich erkannte, wie trotzig die Gegner ihre festen Plätze mit der geheiligten Krönungsstätte zu St. Peter verteidigten, entschloß er sich, so sehr dies auch seinem an überlieferter Sitte festhaltenden Sinne widerstrebte, im Lateran sich mit der Kaiserkrone schmücken zu lassen, und dem stürmischen Verlangen des römischen Volks, das der ewigen Kämpfe müde war, fügten sich endlich die bedenklichen Kardinäle, nachdem sie dem Drängen lange die fehlende Erlaubnis des Papstes zu so ungewöhnlichem Schritt entgegengestellt. So wurde Heinrich zu S. Giovanni zum römischen Kaiser gekrönt mit den üblichen Feierlichkeiten, aber an ungehöriger Stätte. Der Papst gab sich zufrieden, als der Neugekrönte eidlich versprochen, im Patrimonium Petri keine Oberherrlichkeit in Anspruch zu nehmen und die Schenkungen und Verpflichtungen seiner Vorgänger anzuerkennen.

Abzug aus Rom.

In diesen Tagen kam endlich auch das besprochene Schutz- und Trutzbündnis mit König Friedrich von Sizilien zum Abschluß. Des Kaisers junge Tochter Beatrix wurde mit Pedro, dem Erstgebornen des Inselkönigs, verlobt, Friedrich zum Admiral der italienischen Meere ernannt gegen eine jährliche Summe von 50,000 Goldgulden während der Dauer des Bündnisses; beide gelobten sich gewaffneten Beistand und Friedenschluß nur in Gemeinschaft mit dem andern. Damit war der Übertritt des Luxemburgers zur Ghibellinenpartei offen

ausgesprochen. Die Verhältnisse in Rom gestalteten sich aber auch nach der Kaiserkrönung nicht günstiger. Nach wie vor trotzte der Fürst von Achaja in der jenseitigen Stadt, und die Gefährten Heinrichs, Herren und Kriegsleute, sehnten sich nach ihrer nordischen Heimat, weg aus der ewigen Stadt mit ihrem wilden Getümmel und der fieberschwangeren Sommerhitze. Manche, die bis dahin ihrem Herrn treu gefolgt, wie Ludwig von Savoyen und der Dauphin von Vienne, verließen das Hoflager. Vergebens suchten die Römer den Kaiser zum Bleiben zu bewegen, bange vor der Rache der Gegner; so lockend auch für den romantischen Sinn des Luxemburgers der Gedanke war, das verwaiste Rom zum Kaisersitz zu erheben, die wachsende Macht und Kühnheit der Gegner und die Unmöglichkeit, sich gegen dieselbe zu behaupten, geboten den Abzug. Am 20. Juli verließ er die Stadt, eine Kriegsschar zum Schutze zurücklassend, um in dem reizend gelegenen Tivoli sich und seinem Heergefolge Rast und Erholung zu gönnen.

Inzwischen fanden auch in der Lombardei Ereignisse statt, die dem schwäbischen Grafen, der zum Statthalter eingesetzt worden, Gelegenheit gaben, die Stärke seines Arms und die Festigkeit seines Willens zu erproben. Als er die Abgeordneten der getreuen Städte zu einem Tag nach Lodi entboten und die Wünsche und Beschwerden der Versammelten angehört hatte, ordnete er sich den alten Matteo Visconti als Beistand zur Seite, der wie kein anderer mit den verwickelten Verhältnissen und den ränkevollen Umtrieben in der Lombardei vertraut und durch sein eigenes Interesse fest an die kaiserliche Sache geknüpft war. Graf Werner von Homberg und die Ereignisse in der Lombardei. 1312.

Mit einem Angriff auf Soncino am Oglio, das die cremonesischen Guelfen unter Guilelmo di Cavalcabo eingenommen hatten, begann die kriegerische Thätigkeit Werners. Die Stadt ward erobert, Guilelmo erschlagen und im wilden Straßenkampfe blutige Rache an den Gegnern geübt. Bitter klagten die Guelfen über den Tod des Häuptlings und die schwere Niederlage. Aber dennoch ruhte die kaiserliche Sache auf schwacher Grundlage. Die reiche Handelsstadt Asti sagte sich, empört über den Druck der kaiserlichen Beamten und des Geschlechts der Castelli, von der Treue los und huldigte dem Marschall des Königs Robert, Hugo de Vaux. In Pavia geriet der Statthalter Philipp von Achaja, der von jeher ein zweideutiges Spiel getrieben, mit dem eigentlichen Herrscher der Stadt, dem Grafen von Langosco, in Zwietracht, infolge deren letzterer sich nun offen von der kaiserlichen Partei lossagte. Verwüstung der fruchtbaren Gegend durch die Scharen Matteos, des Grafen Werner und des Fürsten Philipp war die Strafe des Abfalls. Aber Philipp geriet auch mit dem heißblütigen, jähzornigen Werner in Streit, der zu blutigen Kämpfen in den Gassen von Vercelli führte, bis befreundeter Vermittelung die Beilegung des leidigen Zwistes gelang. Darauf glückte es dem Grafen Filippone mittels einer Kriegslist sich der Stadt Vercelli zu bemächtigen. Aug. 1312. Auch Padua sagte sich in dieser Zeit vom Kaiser los, der Statthalter Gherardo di Henzola legte sein Amt nieder und nannte sich Podesta. Dadurch geriet Febr. 1312 die Stadt in blutigen Krieg mit Cane della Scala, dem Herrn von Verona, der die Statthalterschaft über Vicenza erlangt hatte. Die Paduaner erhielten Hilfe von Gozzelino da Cammino, der nach seines Bruders Rizzardo gewaltsamem Tod Gebieter von

Treviso, Feltre und Belluno geworden, und von Francesco aus dem Hause Este, der aber noch in demselben Sommer in den Straßen von Ferrara durch eine treulose Bluttthat fiel. Auf seiten des Scala standen die Buonacossi, die Herren von Mantua, und Graf Werner, der rastlose Rächer beleidigter Kaiserehre, ließ auch Padua seine gewaltige Hand fühlen. Ohne einen entscheidenden Schlag verheerte der unselige Krieg die blühenden Fluren der Lombardei. Francesco della Mirandola, der in Modena Statthalter war, lag mit Bologna und Reggio in Krieg und geriet in Gefangenschaft seiner Gegner, worauf die Herrschaft der Stadt in die Hände Passarinos de Buonacossi überging.

Unter diesen wechselnden Ereignissen starb gegen Ende des Jahres der alte Guido della Torre; die Erfolglosigkeit seiner Anstrengungen, die alte Macht wieder zu erringen, brach ihm das Herz. Nicht friedlicher waren die Verhältnisse in Toscana; dort stand Pisa gegen Florenz, Spoleto gegen Perugia, überall, wohin wir blicken, Krieg und Aufruhr, Haß und Leidenschaft in ungezügelter Heftigkeit, in wilder blutiger Verwirrung, ohne großartige Thaten, ohne hohes Streben und Ziel, ein unseliges, jammervolles Treiben. Die Städte zerfleischten sich in todbringender Wut, die edlen Geschlechter standen sich in blutigem Haß mit gewaffneter Hand gegenüber, mit den alten Parteinamen verhüllte man selbstsüchtige, eigennützige Zwecke. Das Gewebe von List und Tücke, womit die Parteihäupter allenthalben den Gegner umgarnten, vermochten die Schwertthiebe des deutschen Grafen, der rastlos „wie ein Würgengel“ die lombardischen Gauen durchzog, nicht zu lösen. Das kaiserliche Ansehen war in diesen Kämpfen um alle Geltung gekommen; der Glanz des kaiserlichen Diadems war auf ewig erblichen.

Heinrich bricht von Tivoli auf. Aug. 1312. Unterdessen weilte Heinrich in dem lieblichen Tivoli; aber seine thatendurstige Seele ward bald zu neuen Unternehmungen gerufen. Nachdem er die Boten aus Avignon abgewartet, welche die päpstliche Bestätigung der Krönung überbrachten und den Befehl, mit König Robert einen Waffenstillstand einzugehen, entschloß er sich, obgleich seine Scharen durch den Abzug des Herzogs Rudolf von Bayern und anderer Herren abermals gemindert worden, zu weitern Kriegsthaten auszuziehen. Den gebieterischen Forderungen des Papstes gegenüber verfocht er die Reichsrechte im Geiste der Hohenstaufen. Aber was halfen Proteste ohne den Nachdruck der Waffen? Nochmals weilte der Kaiser in der ewigen Stadt, zu deren Schutz er vierhundert Lanzen unter Graf Hugo von Buchegg zurückließ; dann zog er ab, um sich über Viterbo gegen das feindliche Toscana zu wenden. Das Gebiet von Perugia fühlte die verwüstende Hand des erzürnten Gebieters; zu Cortona und Arezzo ward er von den jubelnden Bürgern aufs ehrenvollste empfangen. Von Arezzo erließ er eine Vorladung an König Robert und viele andre ungehorsame Herren und Städte. Dann rückte er in das Gebiet der feindlichen Hauptstadt Florenz. Er fand wenig Widerstand; allenthalben ergaben sich die Burgen, als die deutschen Ritter heranrückten. Ancisa am Ufer des Arno, das die florentinischen Bürger- und Söldnerscharen

Heinrich vor Florenz. Sept.

besetzt hielten, zur Seite lassend, zog er geradeswegs auf die Hauptstadt los. Die katalonischen Söldner und die „zierliche Ritterschaft" von Florenz, die dem kaiserlichen Heere in den Rücken fielen, wurden in heißem Kampf zurückgeschlagen. Wohl sah die leichtbewegliche Kaufmannstadt dem Anrücken des Kaisers mit Bangen entgegen; doch der republikanische Eifer erhitzte die Bürgerschaft zu entschlossenem Widerstand. Als sie die Wachtfeuer des kaiserlichen Heeres in der Umgegend leuchten sahen und die aufsteigenden Feuersäulen aus den nahen Dörfern die rächende Hand des Gebieters verrieten, sammelten sich die heißblütigen Bürger zu den städtischen Bannern. Mit den zahlreichen Hilfstruppen aus den toscanischen Städten besetzten sie kampfmutig die Mauern und Thore, ein Bollwerk städtischer Freiheit gegen die kaiserliche Herrschaft. Heinrich, der zu S. Salvi sein Lager geschlagen, blickte mit Sorge auf die Festigkeit der Stadt und den Trotz der Bürgerschaft. Zu dem Kummer und den Sorgen, die seine Seele bedrückten, gesellte sich in diesen Tagen schwere leibliche Krankheit; aber unverzagt hielt der kaiserliche Held an seinem Ziele fest. Die Streifzüge und Ausfälle der florentinischen Scharen nötigten ihn endlich, sein festes Lager aufzugeben und sich auf die andre Seite des Arno zu wenden. Am 1. November setzte das Heer über den hochgeschwollenen Fluß und lagerte sich bei S. Casciano, acht italienische Meilen von der Hauptstadt, von wo aus der Verheerungskrieg in den gesegneten tuscischen Fluren noch schonungsloser geführt ward. Wochenlang dauerte das so fort, bis Mangel und Krankheiten den Kaiser bewogen, sein Heerlager in andre Gegenden zu verlegen; trotz der Unterstützung der getreuen Pisaner war es ihm nicht gelungen, die trotzige Bürgerfeste zu demütigen. Jan. 1313.

Die alte Ghibellinenburg Poggibonzi, recht im Mittelpunkt Toscanas gelegen, die ihre kaiserliche Gesinnung schon mehrmals durch Brand und Zerstörung gebüßt hatte, wurde zum Winterlager ausersehen. Auf den Trümmern der verwüsteten Stadt erstand auf des Kaisers Gebot die Feste Mont-Imperiale; die zerstreuten Bürger und Nachbarn eilten herbei und bauten sich um die kaiserliche Pfalz an. Bald erstand auf den zerfallenen Ruinen ein befestigtes Gemeinwesen. Hier entfaltete noch einmal die kaiserliche Herrlichkeit ihren schimmernden Glanz. Ein reges geschäftiges Treiben erfüllte die Kaiserpfalz. Hier wurden die Getreuen belohnt, Graf Amadeus von Savoyen, der bei Beginn des Römerzugs in den Fürstenrang erhoben worden, erhielt die Belehnung mit Stadt und Grafschaft Asti, Heinrich von Flandern mit Lodi. Die getreuen Kampfgenossen sollten hier den Lohn für ihre Ausdauer erhalten; es waren freilich unsichere Besitzungen. Hier erneute auch der Kaiser die Reichsacht gegen die ungehorsamen toscanischen Städte, vor allen Florenz und lud König Robert von Neapel vor seinen Richterstuhl. Aber Acht und Urteil vermochten die Gegner noch weniger zu bezwingen als die Schwerter der kaiserlichen Ritter. Seuchen und Mangel stellten sich bald auch in diesem Heerlager ein; der Kaiser hinterließ

Das Heerlager zu Mont-Imperiale.

März 1313. seiner neuen Schöpfung Beamte und eine Besatzung und wandte sich dann gen Pisa, die getreueste aller Ghibellinenstädte.

Die kaiserliche Sache im Sinken. Die kaiserliche Sache hatte, während Heinrich in Toscana focht und richtete, nirgends Fortschritte gemacht. Es zeigte sich allenthalben, wie nutzlos, wie eitel all das Ringen und Kämpfen war; was kaum aufgebaut war, stürzte zusammen, und es bedurfte der ganzen Hartnäckigkeit des Kaisers, um in diesem fruchtlosen Streben die Zuversicht nicht zu verlieren, nicht zu verzweifeln an der Erreichung des fernen Zieles. Rom war nach dem Abzug des Kaisers und der Besatzung der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen der Volkspartei und dem Adel geworden. Die Demokratie feierte einen vorübergehenden Sieg und vertrieb die Colonna wie die Orsini aus der Stadt. Auf dem Kapitol herrschte der Volksführer Arlotti wie einst Brancaleone (S. 293). Der Kaiser wurde eingeladen, seinen Sitz in der verwaisten Roma aufzuschlagen. Doch vermochte das Volk nicht lange der geeinigten Macht der Edelleute zu widerstehen. Arlotti wurde in Ketten gelegt, und die Colonna und Orsini zogen wieder in das Kapitol ein. Nun geriet die Stadt vollständig in die Hände Roberts von Neapel. Allenthalben erregte der lauernde König, im geheimen Einverständnis mit dem zweideutigen und von Frankreich beherrschten Papste Clemens, der kaiserlichen Sache Feinde. Die toscanische Liga hatte sich, vom Kaiser bedrängt, in Roberts Schutz begeben; und auch in der Lombardei hatten die Verhältnisse sich zu Heinrichs Ungunsten gestaltet. Asti, Alessandria, Pavia u. a. O. nahmen Bevollmächtigte des Neapolitaners auf. Graf Werner, der kaiserliche Statthalter, der alte Matteo Visconti mit seinem Geschlechte, der Markgraf von Montferrat mühten sich in rastlosem Kampfe ab, das kaiserliche Banner hochzuhalten und ihre Herrschaft zu befestigen. Im Osten wütete unablässig der Krieg zwischen Cane della Scala und den Bürgern von Padua. In Treviso wurde Gozzelo, der Bruder des erschlagenen Rizzardo da Cammino, der mit Cane in Verbin-
Dez. 1312. dung sich der kaiserlichen Sache hinneigte, vertrieben. In Ferrara zogen die katalonischen Soldtruppen König Roberts ein, der daselbst die päpstliche Statthalterschaft übernommen; Parma und Cremona stellten sich unter die angiovinische Herrschaft. Als Heinrich von der einsamen Kaiserburg scheidend gen Pisa zog, da mochte es wohl scheinen, als sei all sein Ringen fruchtlos gewesen und seine Sache hoffnungsloser denn je, und doch sollte bald das wandelbare Glück ihm noch einmal ein lächelndes Antlitz zeigen.

Die Lage der Dinge im Deutschen Reich. Aus dem Deutschen Reich hatte Heinrich in seiner Drangsal wenig Hilfe erhalten. „Ab und zu ritten zwar über die Alpen Brüder des Ordens der heil. Jungfrau vom Strande der Ostsee, Pfaffen und Schreiber. Boten aller Art suchten das wandernde Hoflager des Königs und Kaisers, ließen, wo sie den Herrn fanden, Urkunden und Handfesten untersiegeln und kehrten mit allerlei neuer Zeitung über die Berge zurück. Bürger und Adel horchten auch wohl der fremden Märe, und man sagte oder sang viel in allen deutschen Landen von

des Kaisers löblichen Thaten, seiner Genossen Mannhaftigkeit und den überstandenen Gefahren in der Lombardei, Tuscien und zu Rom. Seltener aber ergriff irgend einen Grafen oder Herrn die Lust, sich zu wappnen und dem kühnen Helden sein Schwert zu leihen; sie vernahmen begieriger die neue Zeitung, als daß sie die fremden Dinge mit eigenen Augen geschaut hätten. Kam nun gar mit mancherlei Gebrechen und arm am Beutel ein Edelknecht etwa von Brescia heim oder mit dem Bayer aus der sonneverbrannten Campagna, so mochte seine Erzählung von Mordherberge, vergifteten Brunnen und Flüssen, mit zerstoßenem Glase gemischtem Mehl und anderer welscher Bosheit die nüchternen Gemüter noch gewaltiger abkühlen und jedem Jüngeren das Gelüst vergällen. den gesegneten Heimatgau zu verlassen." Es gab auch in Deutschland Streit und Hader genug, um die Herren im eigenen Lande zu beschäftigen. Im Norden lag Markgraf Waldemar von Brandenburg, mit andern Herren verbunden, in heftiger Fehde mit der mächtigen Hansestadt Rostock und kämpfte zugleich mit dem unruhigen Landgrafen Friedrich von Thüringen, der unermüdlich nach der Wiedergewinnung aller seiner Erbländer strebte. In Böhmen hatte des Kaisers Sohn Johann noch immer keine so feste Stellung errungen, daß er den Vater thatkräftig unterstützen konnte. Wohl gelang es ihm, den Trotz der Herren in der Markgrafschaft Mähren zu demütigen, aber noch immer nahm Herzog Heinrich von Kärnten eine gefährliche Stellung ein. Die Fürsten von Bayern und Österreich standen sich in alter Feindschaft gegenüber; die Sühne auf dem Fürstentag zu Passau vermochte die erbitterten Gemüter nicht lange in 25. März 1311.
Frieden zu halten. Die Zeit war nicht danach angethan, um mit dem Kaiser im fernen Welschland lustigen Gebilden nachzujagen. Als auf des Vaters Gebot König Johann die Stände Deutschlands zu einem Reichstag nach Nürnberg be- 6. Jan. 1313.
rief, fand er wenig Bereitwilligkeit für ferne Ziele sich anzustrengen. Um das habsburgische Haus sich näher zu verbinden, entschloß sich der Kaiser, der noch immer um sein verstorbenes Eheweib trauerte, um König Albrechts tugendreiche Tochter Katharina zu werben, und die Habsburger sahen mit Freuden ihr Haus von neuem Glanz umstrahlt und beeilten sich, dem Kaiser die Braut mit stattlichem Gefolge nach Welschland zuzuführen.

Kaiser Heinrich hatte abermals sein Hoflager in Pisa aufgeschlagen, aber Der Kaiser in Pisa.
die treue Ghibellinenstadt, die unter dem langwierigen Krieg und der drücken- März 1313.
den Handelssperre zu leiden hatte, empfand schwer die Last der kaiserlichen Freundschaft. Von Pisa aus that Heinrich den letzten Schritt, der ihm kraft seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit gegen den gefährlichsten seiner Gegner zustand. Zwei neue Gesetze bestimmten die Art und Weise, wie fürderhin gegen Majestätsverbrecher und Empörer zu verfahren sei und wer als Hochverräter zu erachten. Die Spitze dieser Gesetze war gegen den König von Neapel gerichtet, und Heinrich säumte nicht sie in aller Schärfe geltend zu machen. Am 25. April erging das Ächtungsurteil gegen Robert; zugleich wurde das Straf-

gericht gegen die Florentiner verschärft und ihnen das Münzrecht entzogen, Pavia, Padua, Asti und viele Städte und Herren in der Lombardei und Toscana mit der Reichsacht belegt. Aber freilich galt in jener eisernen Zeit Recht und Gesetz wenig, wenn nicht der Richter das Schwert in der Hand hatte, ihnen Wirkung zu verschaffen. Das hatte der Kaiser wohl erfahren in der Zeit, da er in Welschland kämpfte; darum war er auch bedacht, seine Streitkräfte zu mehren, sowohl durch das Hilfegebot nach Deutschland, als durch Stärkung seiner Partei in Italien. König Robert fügte, im Besitz einer starken Flotte, den ghibellinischen Städten großen Schaden zu und störte auf dem italienischen Meere Handel und Wandel. Ihm zu begegnen, wurden zu Pisa Schiffe gerüstet, versprachen Venedig und Genua ihre Hilfe, setzte Friedrich von Sizilien seine Flotte in Stand. Die kräftige Haltung des Kaisers verfehlte ihre Wirkung nicht. Siena und Lucca, vom Marschall Heinrich von Flandern heftig bedrängt, gerieten in Besorgnis. Die Kunde von bewaffnetem Zuzug der lombardischen Ghibellinen und deutscher Ritter unter des jungen Böhmenkönigs Führung erzeugte Schrecken. Die Florentiner stellten ihr freies Gemeinwesen unter die Herrschaft des Königs Robert, andere Städte folgten dem Beispiel. In der Lombardei lagen noch immer die Parteien in wildem Hader; Graf Werner und der alte Matteo Visconti hielten mit Mühe das schwankende kaiserliche Banner aufrecht, und Padua lag nach wie vor im erbitterten Kampf mit Cane von Verona. Und jetzt nahm auch endlich die päpstliche Kurie eine entschieden feindliche Haltung gegen den Kaiser an, bestimmt durch die Drohungen Philipps des Schönen, der mit Ingrimm sah, wie der Graf von Luxemburg, der ihm einstens den Dienstmanneneid geschworen, gegen den Vetter in Neapel verfuhr. Dominikanermönche, die getreuen Diener des päpstlichen Stuhles, trugen den Hirtenbrief über die Alpen, der dem Kaiser die Bekämpfung Roberts, dessen Reich Erbe der Kirche sei, untersagte. Mit Fassung vernahm Heinrich die päpstliche Botschaft und verwahrte sich feierlich dagegen, als ob seine Rüstungen wider die Rechte der römischen Kirche gerichtet seien, nur die Ehre des römischen Reichs wolle er verteidigen.

Die Rüstungen zur Entscheidung. Heinrich war entschlossen, den Entscheidungskampf gegen seinen mächtigsten Widersacher zu wagen. Während von Norden her die Hilfstruppen des Reichs, vor allem aus Böhmen und Österreich, sich anschickten, die Alpen zu übersteigen, stand König Friedrich von Sizilien bereit, Unteritalien zu Land und zur See anzugreifen. In der Lombardei hatte der rastlose Matteo und sein kräftiges Geschlecht ihre und des Kaisers Sache inzwischen wieder gehoben. In ihrer Gefangenschaft befanden sich Alberto Scotto, das guelfische Parteihaupt von Piacenza, und Antonio di Fisiraga, der ehemalige Gebieter von Lodi. Um Piacenza wiederzugewinnen, vereinigte sich die lombardische Liga zu einem gemeinsamen Angriff, aber der Vikar Galeazzo Visconti war auf der Hut.
10. Aug. Vor den Mauern der Stadt erlitt das guelfische Heer eine blutige Niederlage

Das Haupt der guelfischen Liga, Graf Filippone di Langosco, geriet in die Gewalt seiner Erbfeinde, der Visconti. Zugleich war Graf Heinrich von Görz mit deutschen Raubscharen dem Cane von Verona, dem treuen Bannerherrn des römischen Reichs, gegen die Paduaner zu Hilfe gezogen und verwüstete die Mark von Treviso, bis die Sommerhitze ihn über die Berge zurücktrieb, und im fernen Süden, in Kalabrien und Apulien, bedrängte König Friedrich, der „Großadmiral des römischen Reichs", die Herrschaft des Anjou. Die kaiserliche Sache war allenthalben im Steigen, und das unermüdliche Ringen Heinrichs schien endlich mit siegreichem Erfolg gekrönt zu werden, als ein dunkles Verhängnis alle Hoffnungen zu schanden machte.

Aus Deutschland näherte sich in dieser Zeit ein festlicher Zug den welschen Gauen. Unter dem Schutz des habsburgischen Banners wurde die junge Katharina ihrem kaiserlichen Bräutigam entgegengeführt, und zugleich geleitete der treue Erzbischof Balduin die fürstlichen Frauen von Luxemburg, Beatrix mit ihrer Enkelin, der Braut des Prinzen Pedro von Aragonien, gen Süden. Aber beide Bräute sollten nicht in die harrenden Arme ihrer Gatten gelangen. — Es war am 8. August, als Heinrich von Pisa aufbrach. An der Spitze der deutschen Ritter zog der streitlustige Marschall Heinrich von Flandern; zahlreiche welsche Kriegsleute folgten unter ghibellinischen Edelleuten. Der Kaiser aber war verdüsterten Gemütes und kranken Leibes. Auf Rom zu ging sein Weg; vergebens suchte er die festen Mauern von Siena zu bezwingen und den treuen Niccolo di Bonsignore in seine langentbehrte Heimat zurückzuführen. Heftiges Fieber wühlte schon in seinen Adern, als er von den unbezwinglichen Mauern abließ. In einer Sänfte wurde der sieche Rittersmann gen Buonconvento getragen, einen kleinen Burgflecken im Gebiet von Siena. Dort in der St. Peterskirche nahm er aus den Händen des Bruders Bernardino, eines Dominikanermönchs aus dem nahen Montepulciano, das heil. Abendmahl; und noch am selben Tag starb der kaiserliche Held im Alter von einundfünfzig Jahren. Man hat in alter und neuer Zeit gegen den Mönch „aus der getreuen Miliz des Papstes", der dem Kaiser die Hostie gereicht, die furchtbare Anklage erhoben, er habe ihm in der Speise des himmlischen Lebens den Tod gegeben, und der Orden hat heftige Angriffe und Anfechtungen darüber zu erfahren gehabt. Nie wird das dunkle Verhängnis mit Sicherheit aufgeklärt werden, das den kaiserlichen Ritter ins Grab stürzte. Wohl aber müssen wir als wahrscheinlich annehmen, daß dem fieberkranken Helden die Glut der italienischen Sonne und die aufreibende Anstrengung seiner nimmer rastenden Thätigkeit den Tod gebracht, und daß nur der Argwohn der Deutschen, die so viel von welscher Tücke und pfäffischer Arglist im Süden zu erdulden hatten, in der Bitterkeit ihres Herzens auch dies unselige Ereignis ruchlosem Verrat zuschrieb. Schon manch wackerer deutscher Ritter und Fürst war im italienischen Boden begraben worden, aber kein edleres Opfer war gefallen. Mitten aus kühnen Entwürfen, mitten aus

Des Kaisers Ausgang.

24. Aug. 1313.

glänzenden Hoffnungen raffte ein dunkles Geschick den hochsinnigen Kaiser dahin, der, wie kaum ein anderer, die kaiserliche Würde erhaben aufgefaßt, der mit den Waffen Justinians und dem Schwerte Karls des Großen gekämpft hat, um die Kaiserkrone, die seinem frommen, ehrfurchtsvollen Gemüte von göttlicher Weihe umgeben war, in ihrem alten Glanze herzustellen. Freilich hat er seine Zeit verkannt, indem er strebte, die Ideen einer glänzenden Vergangenheit, die ihm die Seele erfüllte, in eine entartete Gegenwart einzuführen und das hohenstaufische Wahngebilde von kaiserlicher Herrlichkeit in einer anders gewordenen Zeit zu verwirklichen: seine Bestrebungen sind gescheitert, seine Erfolge mit seinem Tod zerronnen, und über dem schimmernden Glanze des Kaisertums litt die Würde der deutschen Krone wiederum großen Schaden. Wohl mag man seine Ziele unerreichbar, seine Bestrebungen unglücklich nennen, die zeitgenössische und die spätere Geschichtschreibung, die deutsche und die welsche, hat den kaiserlichen Ritter in Ehren gehalten, und der göttliche Dante hat ihm ein herrliches Denkmal gesetzt, dem deutschen Arrigo, auf dem des heimatlosen Sängers Hoffnungen beruhten, mit dem auch sie zu Grabe gingen. Im Paradies zeigt ihm Beatrice den erhabenen Stuhl mit der Krone, wo die Seele des „hohen Heinrich" thronen sollte.

Die Folgen von des Kaisers Tod. Nach des Kaisers Tod zerstreuten sich die Kriegsscharen, die er um sich gesammelt, und das Ziel, an das der edle Held sein Leben gesetzt, entschwand schnell in unerreichbare Ferne. Die Welschen machten sich davon, getäuscht in ihren Hoffnungen und bang vor den künftigen Ereignissen, und die Deutschen, unter der Führung des Marschalls Heinrich, traten mit der Leiche ihres geliebten Herrn den Heimweg an. Im Dome der Ghibellinenstadt Pisa, die dem Kaiser im Leben so treu angehangen, wurden die Gebeine des toten Fürsten beigesetzt. Während allenthalben in den welfischen Städten sich die Freude über die Rettung aus schwerer Gefahr in Jubelfesten und Dankfeiern kundgab, sahen die kaiserlichen Städte, vor allen Arezzo und Pisa, mit herbem Schmerz auf das unselige Ereignis und mit banger Sorge in die Zukunft. Denn es war keiner, der nach des Kaisers Tod ihre Sache schützen wollte. Der Admiral König Friedrich zog heim, um gegen Robert von Neapel auf der Hut zu sein, nachdem er an des Kaisers Grabmal Thränen vergossen. Von den Führern des verwaisten Heeres ließ sich keiner bestimmen, die Hauptmannschaft der tuscischen Liga zu übernehmen; sie eilten, die langentbehrte Heimat wieder zu schauen. Nur von den deutschen Kriegsmännern blieb eine tapfere Schar in pisanischem Sold. König Johann von Böhmen, der eben die Alpen niederstieg, kehrte bei der Trauerkunde von des Vaters Tod in das Reich zurück. Erzbischof Balduin verließ das italienische Land, das ihm zwei Brüder geraubt; die junge Fürstentochter Beatrix reichte einige Jahre darauf ihre Hand dem Anjou Karl Robert von Ungarn, und des Kaisers verwaiste Braut, die habsburgische Katharina, ward in das Ehebett Karls von Kalabrien, des Erben König Roberts, geführt.

Graf Werner von Homberg, der ritterliche Degen und zarte Minnesänger, hatte sich schon vorher, des fruchtlosen Kampfes müde und mit den Ghibellinenhäuptern zerfallen, in die Heimat begeben. „Mich jammert ohnemaßen nach der viellieben Frauen mein,“ sang der heimwehkranke Held, als er das kampferfüllte Welschland verließ; bei Morgarten finden wir ihn wieder unter den ritterlichen Streitern. Im Deutschen Reich aber klagte man laut über den Hingang des edlen Kaisers und glaubte den rückkehrenden Romfahrern die Märe von dem entsetzlichen Frevel an geweihter Stätte; in Chroniken und Liedern sagte und sang man von des siebenten Heinrichs Tod und dem gottverruchten Verrat des Mönches. Der arglistige Papst Clemens V. erneute das Verbot eines Angriffs auf Neapel bei Androhung des Bannes, ernannte seinen Schützling zum Senator in Rom und schmähte in den „Klementinen“ das Andenken des Toten. März 1314.
Das Urteil des Kaisers gegen Robert ward umgestoßen und dieser zum Vikar in allen italienischen Ländern außer Genua eingesetzt. Aber auch ihm gelang es nicht, seine Herrschaft in der Halbinsel zu befestigen.

In dem bunt wechselnden wirren Treiben der italienischen Gewalten trat selbst mit Parteikämpfe in Italien.
Heinrichs Tod keine Ruhe ein; neue Ziele und Pläne, neue Bestrebungen und Leidenschaften erfüllten bald die leicht beweglichen Gemüter. Die ghibellinischen Gewaltherren erhielten sich in der unter des Reiches Schutz errungenen Macht. Matteo Visconti widerstand mit welschen und deutschen Kriegsleuten unter dem rheinischen Grafen von Saarbrücken den von Robert unterstützten Guelfen in manchem Treffen. Mailand, Pavia, Como, Piacenza, Tortona, Bergamo beugten sich vor dem alten Parteihäuptling, der binnen wenigen Jahren durch Mut, Glück und Klugheit sein Haus zu hohem Glanz erhoben. Cane della Scala behauptete sich in dem vielumstrittenen Vicenza, und in Padua schwangen sich im heißen Bürgerkampf die Carrara zur Herrschaft auf. In Toscana erlitt die guelfische Sache einen harten Stoß. Die besorgten Pisaner hatten den kaiserlichen Vikar von Genua, Messer Uguccione della Faggiuola, einen streitberühmten Degen, an die Spitze ihres Gemeinwesens gestellt, und dieser hielt das kaiserliche Banner mannhaft aufrecht. Der alte Guelfensitz Lucca, wo das Geschlecht 1314.
der Obizzi herrschte, gelangte unter dem Beistand des ehrsüchtigen, eben erst wieder in seine Heimat zurückgekehrten Castruccio de' Interminelli in Uguccione's Hände, der seinen Sohn Francesco als Kapitän daselbst einsetzte. König Robert, von einem unglücklichen Kriegszug gegen Sizilien zurückgekehrt, sandte nun seiner Partei in Toscana kräftige Unterstützung unter seinem Bruder, Fürst Philipp von Taranto, und dessen Sohn Carlotto. Freudig nahm Florenz die in reichem Gepränge heranziehenden neapolitanischen und katalonischen Kriegsscharen auf; aus Toscana und der Lombardei sandten die guelfischen Städte ihre edelsten Geschlechter mit Reisigen herbei. Um das ghibellinische Banner scharten sich die alten kaiserlichen Anhänger, die Grafen von Montefeltre, Santa Fiore, die Tarlati von Arezzo; von den Visconti, den Buonacossi, den Scala war Hilfe unterwegs. Es bereitete sich ein entscheidender Schlag vor. Im Thal von Schlacht von Montecatini.
Nievole in den Niederungen des Arno trafen die Heere zusammen. Um die Feste Montecatini, die Uguccione umlagert hielt, entbrannte der Kampf. Den übermütigen, prunksüchtigen und zuchtlosen guelfischen Scharen gegenüber hatte der umsichtige Feldherr der Ghibellinen seine Krieger in straffer Ordnung gehalten. Es war ein heißer Tag und beiderseits stritt man mit heftiger Erbitterung. Aber vor den 29. Aug. 1315.
geschlossenen Reihen der Ghibellinen erlagen die verwirrten guelfischen Heerhaufen.

Mancher wackere Mann sank an diesem Tag in den Staub, so Uguccciones Sohn Francesco, so der ghibellinische Bannerträger Gianni Giacotto de' Malespini, aber die Guelfen hatten weit mehr zu klagen. Da lag Fürst Philipps Sohn Carlotto, da lag sein Bruder Pietro Tempesta, da lagen die Sprößlinge der edelsten Häuser weit im Lande; zweitausend Rittersleute und zehntausend zu Fuß deckten die Walstatt; die festen Burgen Montesommano und Montecatini ergaben sich dem Sieger. Es war ein glänzender Tag, der allenthalben die Herzen der Ghibellinen mit stolzer Freude erfüllte; die Blutthat an Konradin und der Untergang König Heinrichs wurden jetzt an dem Blut von Anjou gerächt. Der Sieger Uguccione aber büßte, vom Neid des Castruccio de' Interminelli und anderer Mächtigen in seinem Ansehen erschüttert, in
April 1316. einem Aufstand seine Herrschaft ein und fand, zugleich mit dem heimatlosen Dante, an Canes Hof eine Freistatt.

Damals, als die ghibellinische Sache allenthalben im Siegen war, hätte es der Nachfolger Kaiser Heinrichs vielleicht vermocht, dessen Werk zu Ende zu führen; aber im Deutschen Reich lagen zwei Könige in blutigem Hader und die spätern Römerzüge zeigten, daß die Herrschaft über Welschland und dessen Zugehörigkeit zum Deutschen Reich auf ewig verloren sei. Fortan bildeten die Gewalthaber in der zerrissenen Halbinsel ihre unter kaiserlichem oder kirchlichem Schutz gegründeten Herrschaften immer mehr zu selbständigen monarchischen Fürstentümern aus, denen das republikanische Prinzip allmählich erlag, und des Reiches Hoheit war ein wesenloser Schatten in dem mit so viel edlem deutschen Blut getränkten Lande.

c. Italiens Kultur- und Geistesleben im vierzehnten Jahrhundert.

Litteratur. Außer den größeren litterargeschichtlichen Werken von Tiraboschi (Storia della litteratura Italiana) und Ginguené (Histoire litéraire d'Italie), von welchen im Laufe dieses Werks noch die Rede sein wird, wurde bei der folgenden Ausarbeitung besonders von nachstehenden Schriften Gebrauch gemacht: Dr. E. Ruth, Gesch. der ital. Poesie. 2 Thle. Leipzig 1844, und desselben Studien zu Dante Alighieri. Tübingen 1853; Frz. X. Wegele, Dante Alighieris Leben und Werke. 2. Aufl. Jena 1865; Dr. H. Grieben, Dante Alighieri. Eine Studie. Köln 1865; Kannegießer, Dante Aligh. prosaische Schriften. 2 Thle. Leipzig 1845; K. Förster, Das neue Leben von D. A. mit den Erklärungen. Auch die Einleitungen und Anmerkungen zu den zahlreichen Übersetzungen der „Göttl. Commedia“ von Philalethes, Witte u. a. leisteten gute Dienste. Ferner: G. Körting, Petrarcas Leben und Werke. Leipzig 1878. Über die florentinische Geschichtschreibung wurde die Arbeit von Gervinus in seinen Historischen Schriften (Frankfurt 1833) benutzt, und namentlich die kritisch scharfsinnigen „Florentiner Studien“ von P. Scheffer-Boichorst. Leipzig 1874.

Allgemeiner Bildungsstand. Der tragische Ausgang des edlen Kaisers Heinrich VII. zerstörte alle Hoffnungen des großen Florentiners Dante wie ein nächtlicher Frost im Frühling die aufsprießenden Blütenknospen. Fortan lebte er nur in dem Gedanken, „das Menschengeschlecht aus dem Elende der Gegenwart in glückliche Zustände hinüberzuführen“. Dieser Gedanke erhielt seinen tiefsinnigen Ausdruck in der großartigen Dichtung „die göttliche Commedia“, dem erhabenen Spiegelbilde

der Zeit in allen Ausstrahlungen und Erscheinungen. Wie trostlos auch nach unseren Begriffen von Ordnung, Gesetz und Frieden die öffentlichen Zustände Italiens in der Periode erscheinen müssen, welche die obigen Blätter vorgeführt, da die furchtbarste Parteierregung das ganze soziale Leben durchdrang und zerwühlte, da nichts mehr feststand in dem allgemeinen Strudel der Verwilderung; so ist dennoch auch jenes Geschlecht nicht leer ausgegangen an Erdenglück, so hat doch auch in jenen sturmbewegten Zeiten das himmlische Sonnenlicht Früchte gezeitigt, welche der Mit- und Nachwelt Speise des ewigen Lebens brachten. Das aufgeregte Staats- und Parteileben des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts hat nicht bloß zerstörend gewirkt, es hat auch alle Kräfte und Anlagen zur raschen Entwickelung geführt. Galt es doch die kurze Spanne des Daseins recht auszunutzen, die sonnigen Momente zu verwerten, ehe das wandelnde Geschick sie verscheuchte! Und so sehen wir denn in allen Gebieten, wo der Menschengeist zu wirken und zu schaffen vermag, eine wunderbare Blüte sich entfalten. Nicht nur, daß das Industrie- und Verkehrsleben, das während der Kreuzzugszeit so herrlich aufgeblüht, sich immer großartiger gestaltete, daß in den reichen und mächtigen Republiken des oberen und mittleren Italiens, in Genua und Venedig, in Mailand, Pisa und Florenz der Handels- und Wechselverkehr und alle Geldgeschäfte zugleich praktisch betrieben und theoretisch ausgebildet wurden, daß eine regsame Manufakturthätigkeit sich in den verschiedenartigsten Erzeugnissen, in Wolle- und Seidenwaren, in künstlicher Verarbeitung von Gold und Silber, in eleganten Glasgefäßen und Spiegelbereitung kund gab, auch die Wissenschaften, die gelehrten Kenntnisse, die schönen Künste empfingen mannigfach belebende Anregung. Wir wissen, mit welchem Eifer und Erfolg in Padua und Bologna die Rechtsstudien gepflegt wurden; seitdem hatten sich in Florenz und Lucca, in Ferrara und Modena, in Vercelli und Piacenza, in Rom und Neapel hohe Schulen erhoben, die den älteren Anstalten nacheiferten; und welchen mächtigen Aufschwung die Architektur und die bildende Kunst gewonnen, wurde früher dargethan (S. 427). Schon im äußern Anblick machten die Städte einen vornehmen Eindruck. Die Ausbildung der Bürgerschaften durch Übersiedelung des Adels, wie wir sie oben in der Entstehung kennen gelernt (VI, 681), hatte sich bereits vollzogen; aus der Vermischung der verburgrechteten Geschlechter mit den angeseheneren Familien der Kaufherren, der Großhändler, der Inhaber von Wechselbanken und Industriegeschäften war ein aristokratischer Bürger- oder Patrizierstand hervorgegangen, welchem eine niedere Bürgerschaft der Zünfte als Gemeinde gegenüberstand, bald fügsam und gehorchend, bald mit wachsendem Selbstgefühl nach einer Teilnahme an der Regierung, an der Leitung der Geschäfte in der Stadt und im Staat strebend. Feste burgenähnliche Wohnhäuser und Türme bezeichneten die Macht und den trotzigen Sinn dieser Bürgeraristokratie, aus deren Mitte jene Parteiführer und Feldhauptleute hervorgingen, die nicht selten dynastische Herr-

schaften in ihren Gemeinwesen gründeten. Und wie diese beturmten und ummauerten Paläste von dem Glanz, der Größe und dem Reichtum der herrschenden Geschlechter Zeugnis gaben, so waren die öffentlichen Gebäude, insbesondere die Kirchen, die Rathäuser, die städtischen Anstalten, die mit Kunstwerken geschmückten Märkte und Plätze der Ausdruck des Stolzes und Selbstgefühls der Stadtbürgerschaft, der Kommune. Vor allem gab sich der hohe Bildungsstand dieser Periode in dem Aufschwung der Dichtkunst zu erkennen, die gleich jener Göttin der Fabel vollendet und gerüstet aus dem Haupte eines schöpferischen Genius hervorsprang.

Die provençalische Poesie in Italien. Als Dante Alighieri ein Jahr vor der Schlacht von Benevent (S. 307) in der Arnostadt das Licht der Welt erblickte (1265), herrschte noch in ganz Italien die provençalische Dichtung der Troubadoure, deren Charakter wir früher kennen gelernt (S. 431 ff.): am glänzenden Königshofe zu Palermo, auf den ritterlichen Edelsitzen Azzos von Este, der Malaspina in der Lunigiana, an den feudalen Höfen der Herren von Verona und Trevigi und des Markgrafen von Montferrat, in den reichen Patrizierhäusern zu Genua, Florenz, Pisa, Lucca, Ferrara ertönten die Lieder der Liebe und des Frauendienstes; wie an der Rhone, wie im sonnigen Lande der Provence, wie auf den katalonischen und aragonischen Ritterburgen erheiterten Feste und Wettgesänge und

Sordello. die Künste der Minnehöfe das gesellschaftliche Leben; und jener stolze Sordello, der die Wanderer im Purgatorio in würdevoller Ruhe und Haltung vorbeiziehen läßt, bis er in Virgil den mantuanischen Landsmann erkennt und umarmt, lebte als Troubadour am Hofe Ezzelinos da Romano, wo ihm vielleicht eine galante Intrige mit dessen Schwester einen gewaltsamen Tod gebracht hat. Die romanische Sprache der Provençalen war die allgemeine Dichtersprache, die in der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel

Ciullo d'Alcamo. und längs der Küstenländer des Mittelmeeres zum Saitenspiel ertönte. Selbst Ciullo d'Alcamo, den die Italiener an die Spitze ihrer nationalen Dichter setzen, gehörte noch in die Reihe der provençalischen Troubadoure, nur daß seine Canzonen verschiedene Dialekte und romanische Sprachelemente aufweisen. So verwandt waren noch um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts diese romanischen Idiome, daß der Florentiner

Brunetto Latini. Brunetto Latini, Dantes Lehrer, ein erfahrener guelfischer Staatsmann, der sich nach der Niederlage seiner Partei bei Montaperto (S. 298) längere Zeit in Paris aufhielt, ein größeres encyklopädisches Werk über alle Wissenschaften, „Schatz" genannt, in französischer Sprache schrieb, während er den „Tesoretto", eine Art von episch-moralisierendem Gedicht, in das Gewand der Allegorie gekleidet, zwar gleichfalls nach französischen Vorbildern, aber in mütterlicher Mundart abfaßte.

Nationale Richtung in der Poesie. Doch lassen sich schon in Dantes Jugendjahren im mittleren Italien und insbesondere in Florenz Spuren einer nationalen Dichtung erkennen, welche sich von der provençalischen Kunstform und dem konventionellen Liebesgetändel der Troubadoure zu emanzipieren trachtet. Wie das romantische Rittertum, aus dessen Schoß diese Poesie der Minne hervorgegangen, in dem Apenninenland nie so tiefe Wurzeln schlug als bei den andern romanischen Nationen, so blieb auch die Poesie der Troubadoure stets eine fremde Pflanze, die nur so lange blühte, als der heimische Boden noch nicht mit der naturwüchsigen Saat befruchtet war, die aber verwelkte, als mit den Hohenstaufen die Ideen und Gebilde der Ritterschaft in Verfall gerieten. Sobald in Staat und Leben das Gefühl der Nationalität, das Streben nach eigenartigen Gestaltungen, nach Unabhängigkeit von fremder Einwirkung und Herrschaft sich energisch Geltung zu verschaffen suchte, trat auch an die Stelle der fremdartigen poetischen Zierpflanzen, des höfischen

Prunkes und Flitters eine selbständige Dichtung, die sowohl nach Form und Sprache wie nach Inhalt ihren nationalen Geist und Charakter bekundet. Die Volkssprache, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte aus dem Altrömischen herausgebildet, wurde nunmehr in die Schriftsprache eingeführt und zum melodischen Ausdruck der Gedanken und Gefühle gemacht; und wenn auch diese neue toscanische Poesie sich von den provençalischen Traditionen noch nicht ganz frei zu machen verstand, wenn auch in ihr noch die überschwengliche Verklärung der Liebe, die erkünstelte Gefühlseligkeit ohne Natur und Realität noch häufig die Gesänge durchzog und die überlieferte Form noch wie ein heiliges Gefäß geehrt ward, so gibt sich doch in dem tieferen „philosophischen" Element, in einer ernsteren Sittenstrenge, in einer innigeren Anlehnung an das römische Altertum, in einer tieferen Verflechtung realer Kenntnisse und wissenschaftlicher Wahrheiten mit der Poesie die neue Richtung, der gediegenere Geist zu erkennen. Die Poesie erhebt sich aus der Rolle einer die höhere Gesellschaft verschönernden und erheiternden Kunst zum ernsten Beruf der Belehrung, Mahnung, Läuterung.

Dieser Unterschied wird von Dante selbst in dem Gespräche mit dem Dichter Buonagiunta, den er im Fegfeuer findet (Ges. 24), angedeutet: Er singe nur, wenn ihn die Liebe begeistere und was diese ihm eingebe, während die andern (Buonagiunta, Lentino, Fra Guittone d'Arezzo) die wahre Empfindung durch erkünstelten Stil zu ersetzen versucht hätten.

Schon bei Guido Guinicelli, der, obwohl der Stadt Bologna angehörend, doch den Toscanesen beizuzählen ist, gibt sich diese Veredelung der bisherigen Minnepoesie kund. „Statt des Leichtsinns der Troubadoure charakterisiert seine Gesänge eine unverkennbare ethische Richtung, ich möchte sagen, eine Aussöhnung der Poesie mit der Religion." Das spitzfindige Spielen mit Begriffen wird durch den warmen Strom der Empfindung übertönt. Und bei dem erwähnten Brunetto Latini ist die Anwendung der Allegorie im Großen und die Einführung des Altertums und des gesamten Schatzes aller Wissenschaften seiner Zeit in die Litteratur und insbesondere in die Poesie ein so hervorstechender Zug, daß man seinen Einfluß auf Dante nicht verkennen kann. Hat doch dieser selbst dem „väterlichen Freund", der sich noch in der Hölle auf seinen „Tesoro" (16, 119) viel zu gute thut, als dankbarer Schüler ein rührend schönes Denkmal gesetzt. Brunetto war ein praktischer Mann, welcher sein bedeutendes antiquarisches Wissen aus der Gelehrtenzunft in die Kreise des Lebens hereinzog und mit den Bedürfnissen des Volkes in Verbindung setzte, und zugleich der Lehrmeister der Florentiner in den politischen Wissenschaften. Auch bei den andern florentinischen Dichtern aus Dantes Jugendzeit, bei Lapo Ganni, bei Cino von Pistoja, und besonders bei Guido Cavalcanti, einem philosophisch gebildeten Edelmanne von hervorragender Beredsamkeit und großer Sprachgewandtheit, tritt der Aufschwung der Poesie in Toscana unverkennbar zu Tage. Nicht minder hat der Florentiner Sänger Casella, dem wir im Purgatorio begegnen, zu diesem nationalen Aufschwung beigetragen und ohne Zweifel auf die musikalische Natur Dantes einen wesentlichen Einfluß gehabt.

Guinicelli. † 1275.

Von Guido rühmten die Zeitgenossen, daß er die poetische Sprache und Form zu hoher Vollendung geführt und die Lyrik durch eine größere Fülle der Stoffe und Motive bereichert habe, so daß man ihn das „andere Auge" der florentinischen Litteratur genannt hat; und mit Dante lebte er in so innigem Freundschaftsbunde, daß Guidos Vater den ihm in der Hölle begegnenden Dante verwundert fragt, warum sein Sohn ihn nicht begleite. Nicht sowohl durch seine von den Zeitgenossen so hochgepriesene Kanzone, worin er mit den Werkzeugen der scholastischen Philosophie das Wesen der Liebe zu erforschen und darzulegen sich abmühte, hat er seinen Dichterruhm verdient, als dadurch, daß er seiner Lyrik zugleich rein menschliche Empfindungen einhauchte und sie zum Ausdruck mannigfacher Seelenzustände und

Guido Cavalcanti.

philosophischer Wahrheiten und Lehren machte. Vielleicht fehlte seiner Natur innere Harmonie und maßvolles Wesen, wenigstens galt er in den Augen der Menge für einen Epikureer und Freigeist, der seine eigentümlichen Wege ging. Gleiches Streben, gleiche politische Gesinnung und ähnliche Schicksale führten die beiden Dichter zum Bund fürs Leben, und der um fünfzehn Jahre ältere Guido mag mit seinem starken Geist und seiner reichen Erfahrung den melancholischen Freund oft aufgerichtet haben.

Historiographie. Nicht bloß in der Poesie hatte man in Toscana eine neue Bahn betreten, mit der Anwendung der Volkssprache zum schriftlichen Ausdruck Kunst und Leben in innigere Verbindung gesetzt, die Gegenwart an die Vergangenheit angeknüpft, auch in der Geschichtschreibung hatte man bereits dieselbe Richtung eingeschlagen, hatte ein gebildeter Laienstand die schriftstellerische Thätigkeit dem Klerus abgenommen und vom Latein freigemacht. Bald nachdem Joinville in Frankreich und Muntaner in Katalonien (S. 503) die Begebenheiten ihrer Zeit und ihre eigenen Schicksale in der Landessprache darzustellen versucht, hat Dantes jüngerer Zeitgenosse Giovanni Villani an das unsterbliche Geschichtswerk die Hand gelegt, worin er im Geiste und in der lieblichen Geschwätzigkeit und Naivität eines Herodot und mit der epischen Breite provençalischer Novellenschreiber an die bis zum Jahr 1345 reichende Chronik seiner Vaterstadt die gesamte zeitgenössische Geschichte anknüpfte, die dann sein Bruder Matteo bis zum Jahr 1363 in gleichem Geiste fortführte und dessen Sohn Filippo durch „Lebensbeschreibungen berühmter Florentiner" ergänzte. Gemäßigt in ihren Ansichten, aber auch ohne den schwungvollen Patriotismus eines Dante faßten die beiden Villani die Politik und Geschichte hauptsächlich im Interesse einer weiten Industrie und eines friedlichen Wohlergehens auf Grund einer prosperierenden Geldmacht und ausgedehnten Handelsthätigkeit. „Giovanni kennt das Naheliegende wohl und weiß es zu unterscheiden mit dem offenen Sinn und dem ehrlichen Herzen eines rechtschaffenen Bürgers, allein er mißt ein weiteres Staatsinteresse mit seinem Blick nicht aus." Mit dem Emporkommen der Popolanen in der florentinischen Republik fing die altguelfische Staatskunst zu sinken an. Die Spuren dieser Abnahme erkennt man bereits an einem Zeitgenossen der Villani, Donato Velluti, in dessen Chronik mit großer Wichtigkeit die politische Kleinmeisterei, die Lust an diplomatischen Verhandlungen, das Wohlgefallen der jungen reichen Bürgersöhne an Gesandtschaften dargestellt wird; und bei den späteren Annalisten, einem Buoninsegni, einem Goro Dati und Morelli tritt an die Stelle des kräftigen Patriotismus nationale Eitelkeit. Die Gegenwart und das Staatsleben fesselt weniger ihre Aufmerksamkeit als die partikularistischen Interessen und die Geschichten alter Zeit. Erst im folgenden Jahrhundert lebte die vaterländische Geschichtschreibung in der Sprache des Landes und in dem großen politischen Stil der alten Zeit in Gino Capponi und in Giov. Cavalcanti wieder auf.

Malespini. † 1281. Die „Florentinische Geschichte" des Ricordano Malespini, in welchem die Italiener früher den Vater ihrer nationalen Geschichtschreibung in der Landessprache feierten, ist neuerdings von Paul Scheffer-Boichorst durch eine scharfsinnige Kritik als unecht erwiesen und als eine auf Grund des Villanischen Werks angefertigte Fälschung späterer Zeit dargethan worden. — Das gleiche Schicksal hat derselbe Forscher, nicht ohne heftigen, aber nicht hinreichend begründeten Widerspruch von seiten der Italiener, auch der lange Zeit vielgefeierten, noch viel berühmteren „Chronik von Florenz", die von Dino Compagni verfaßt

Dino Compagni. † 1323. sein sollte, bereitet. Danach beginnt die Reihe der Florentiner Historiker nunmehr erst mit

Giovanni Villani. † 1348. Giovanni Villani, der an die Geschichte seiner Vaterstadt, die den Kern seines interessanten Buches bildet, auch die gleichzeitigen Begebenheiten im Orient, in Frankreich und England anreiht, somit seine florentinische Chronik zu einer Weltchronik erweitert. Villani war

Guelfe und Freund der Popolanenpartei, daher er auch über Dante keine sehr günstige Meinung äußert. Er nennt ihn anmaßend, eigensinnig, mürrisch und unverträglich, und verrät in seinem ganzen Urteil über den patriotischen Dichter „einen gewöhnlich guten Verstand einem großen Genius, eine Alltagsmoral einem festen und erhabenen Charakter gegenüber". Villanis Chronik, die durch die Ausdehnung und epische Breite einen novellenartigen Charakter hat, war eines der verbreitetsten Geschichtsbücher des Mittelalters. Der Verfasser war ein praktischer Geschäftsmann, der in Rom und Neapel gelebt und Frankreich und Flandern gesehen hatte, vertraut mit der ganzen Bildung jener Tage und in Gesinnung und religiösen Anschauungen, in Aberglauben und Wunderglauben ganz ein Kind seiner Zeit; gut und wacker, suchte er allenthalben das Wohl seiner Vaterstadt, wo er verschiedene Verwaltungsämter bekleidete, zu befördern, war friedfertig, ein Feind aller Unruhe und Parteisucht, aber ohne weiten Gesichtskreis und politische Ideale. Große Aufmerksamkeit widmet er den Geld- und Steuerverhältnissen der Stadt. Matteo Villani, der Fortsetzer des Werks, war seinem Bruder an Gesinnung, Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe gleich. Er beklagt den Verfall der alten Sitte und Bürgertugend, das Emporkommen des unteren Volkes und die Abnahme der Staatskunst unter den Händen unerfahrener Neulinge. In der schrecklichen, durch Boccaccios Beschreibung bekannten Pestseuche vom Jahre 1348, welche infolge der großen Sterblichkeit unermeßliche Reichtümer auf einzelne häufte, sieht er die erste Quelle dieses Verfalls. Daß dieser Vorwurf nicht ungegründet war, erkennt man aus dem späteren Teil der Chronik des Donato Velluti, worin dieser offen und treuherzig die Geschichte seiner Zeit darstellt, in der er, obwohl einem alten Hause angehörend, dessen Reichtümer nach der Pest sehr gestiegen waren, als Glied der Volkspartei, als Gesandter und Beamter vielfach thätig war. „Denn die Beschränktheit, mit der er in seine noch gar unschuldige diplomatische Kleinigkeitskrämerei versenkt ist, entspricht genau dem Mangel an Übersicht, den die Regierung in jenen Zeiten verrät, die immer nur das Nächstliegende erkennt, mit kleinen, unsicheren, nie ausreichenden Mitteln und Entschlüssen abzuhelfen sucht und im Vertrauen auf die Eintracht der Bürger und den steigenden und gedeihenden Reichtum, den selbst andauernde Teurung nicht schwächen konnte, hofft, bei jedem neuen Kriegs- oder anderem Bedürfnis neue Mittel zur Hand zu haben." — Mit Buoninsegni verschwindet der große historische und politische Sinn in der florentinischen Geschichtschreibung. „Seine Chronik zeigt nichts von der schönen Erzählungsgabe des Villani, nichts von der naiven Einfalt und Unbefangenheit, die noch bei Velluti hervortritt. Er erzählt die Maßregeln der Regierung schlechthin und gibt meist den Eindruck an, den sie auf die verschiedenen Parteien machten, ohne selbst zu billigen oder zu tadeln. Einzig ergötzend an ihm ist seine Liebe und Bewunderung für sein Vaterland." Bei Goro Dati, einem als Gelehrten, Dichter und Staatsmann wohlbekannten Manne, der eine Geschichte seiner Vaterstadt in Gesprächsform verfaßte, tritt die Abweichung von der Sprache, der Bildung und dem Geschmack der früheren Toscaner merklich hervor. „Der Kern seiner Geschichte ist durchweg wahr und echt, hüllt sich aber in eine rohe Erzählung, die in ihrer kindlichen Weitschweifigkeit, in dem fromm biedern Sinne und dem gesunden Verstande, der sich in ihr ausspricht, besonders in dem geschwätzigen Lobe der Vaterstadt, ihrer Bürger, ihrer Frauen, ihrer Feste und Örtlichkeiten, einen Verfasser anzeigt, der in Beschränktheit und Gutmütigkeit nichts Höheres kennt als seine Stadt und seine Zeitgenossen, wie jene altväterischen Athener des Aristophanes die Gebrechen ihrer violenbekränzten Stadt nicht sehen, wie jene Richter kein seligeres Elysium kennen als ihren Marktplatz." Wie Goro Dati ist auch Morelli ein Bewunderer der alten Zeit seiner Vaterstadt und ihrer industriellen Größe, deren Geschichte er in roher Sprache gewissenhaft und breit, aber ohne Ordnung und Vollständigkeit erzählt. Dabei enthält aber seine Chronik einen Schatz von praktischer Lebensweisheit, von guter Beobachtung der Welt, von Erfahrungen, von Anhänglichkeit an gute alte Sitte und von klugen Umgangsregeln. Auch die große Chronik des Coppo Stefani,

Matteo Villani. † 1364.

Donato Velluti. geb. 1313.

Buoninsegni.

Goro Dati.

Morelli.

Coppo Stefani.

welche von der Zeit an, wo die Villani schließen, die Geschichte der Republik in annalistischer Form mit großer Weitläufigkeit darstellt, ist nur durch den Reichtum an Material bedeutend, nicht aber durch kunstvolle Behandlung.

Dante Alighieri. 1265—1321. So war der geistige Boden beschaffen, als Dante in das gährende Leben eintrat und alle vorhandenen Bildungselemente erfassend und der überwältigenden Macht eines hohen Gedankens unterordnend die Litteratur Italiens wie eine siegreiche Göttin auf den Herrscherthron führte. Gleich seinem Zeitgenossen Villani blickte er aus dem Wirrsal der Gegenwart mit tiefer Wehmut und Sehnsucht in die untergegangene Kaiserzeit. Dantes Urahn, der im „Paradiese" (15, 88) so hochgefeierte Cacciaguida, hatte den Stern der Hohenstaufen am Himmel des römischen Reichs aufgehen sehen, hatte den Kreuzzug unter Konrad III. mitgemacht, den Ritterschlag von des Königs eigener Hand empfangen und in der Sarazenenschlacht den Heidentod gefunden. Wie war seitdem alles anders geworden! Ganz Italien war ein „steuerloses Schiff in wildem Sturm, nicht Länderkönigin, nein, ein Haus der Schande" (Purg. 6, 76). Als Dante nach vollendeten Rechtsstudien in Bologna und Padua sich den Staatsgeschäften seiner Vaterstadt widmete, herrschten die Guelfen, zu deren Partei auch seine Familie gehörte. Aber schon hatten die Zünfte ihr Haupt erhoben und streckten die Hand nach der Herrschaft aus: wer wirken wollte, mußte einer solchen Genossenschaft angehören. Dante ließ sich daher in die Zunft der Ärzte und Apotheker aufnehmen. In den Reihen der Guelfen focht er in der blutigen Schlacht bei Campaldino, worin die Aretiner und die verbannten Ghibellinen von Florenz eine schwere Niederlage erlitten (1289). Der Sieg machte die guelfischen Edelleute übermütig und brachte neue Parteikämpfe über die Stadt. Die Vorsteher (Prioren) der Zünfte erlangten unter der Führung des thatkräftigen Giano della Bella, der zur Volkspartei übergetreten war, die Oberhand und schlossen die ritterlichen Geschlechter, die „Granden", von allen Ämtern aus. Daraus gingen neue Stürme hervor. Um 1294, als der Prior Giano della Bella in die Verbannung ziehen mußte, war die Republik Florenz in zwei Heerlager gespalten, in die „Schwarzen" oder Hochguelfen und in die ghibellinisch denkenden „Weißen". Beide haßten und verfolgten einander aufs Blut. Wenn im dreißigsten Gesang des Fegfeuers Beatrice Klage erhebt, daß Dante nach ihrem Hingang „seine Schritte zu falschen Wegen gewandt und Trugbildern nachgejagt", so mag darin das Geständnis liegen, daß er um diese Zeit sich von der Weltlust und dem wüsten Parteitreiben mehr als billig habe hinreißen lassen und darüber das hohe Prinzip des Gemeinwesens, Ordnung, Gesetz und Gesamtwohlfahrt, die „Herrin seines Geistes", aus dem Auge verloren. War, wie gemeldet wird, Beatrice eine Jugendliebe des Dichters, die Tochter des Florentiner Bürgers Folco Portinari, welche Dante als junges Mädchen flüchtig gekannt und die dann nach kurzer Ehe mit Simone dei Bardi in der Blüte der Jahre gestorben sei, so ist von dieser irdischen Jungfrau auf jene Beatrice, die den Dichter in die Seligkeiten des Himmels einführt, nur der Name übergegangen. Denn die in die große Rose des Paradieses erhobene himmlische Beatrice ist ein allegorisches Begriffswesen, in welchem sich Dante das Liebesideal seiner Phantasie verkörpert vorstellt, eine Personifikation der Harmonie, die Gott seiner Schöpfung eingeprägt, ein metaphysisches Gebilde seines Geistes, das er sich als Leitstern seiner innern Welt geschaffen. Es ist noch ein Nachklang der Poesie der Troubadoure, wo die Dame des Herzens mit der Ehegenossin nichts gemein hat. Auch Dante vermählte sich um diese Zeit mit Gemma di Manetto aus dem eifrigen Guelfengeschlechte der Donati; daß die Ehe eine unglückliche gewesen, hat man nur aus seinem Schweigen über seine Gattin geschlossen. Er hatte mehrere Söhne, die das Geschlecht der Alighieri fortpflanzten; eine Tochter starb als Nonne in Ravenna.

Im letzten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts erreichte die Parteiwut in Florenz den höchsten Gipfel. Tumulte und Straßenkämpfe waren an der Tagesordnung; bald befanden sich die Häupter der „Schwarzen", bald die der „Weißen" auf der Flucht. Dante und sein Freund Guido Cavalcanti hielten sich zu den letzteren; die Donati standen zu den Schwarzen. In dieser schrecklichen Zeit bildete sich in der Seele des Dichters die Überzeugung, daß nur in der Herstellung des römischen Kaisertums das Heil Italiens zu suchen sei, eine Überzeugung, welche von da an die Grundanschauung seines ganzen Denkens und Seins wurde. Es war wie ein Erwachen aus einem schweren Irrwahn. Fortan hatte sein politisches Leben ein festes Ziel. Diese Wendung traf zusammen mit dem Tode der Beatrice, jener verklärten Jugendschöne und Jugendliebe. Aus beidem bildete nun der Dichter das Ideal für seine Schöpfungen und Bestrebungen. Das „Neue Leben", in der toscanischen Volkssprache verfaßt und seinem Freunde Guido Cavalcanti gewidmet, war der symbolische und allegorische Ausdruck dieses Bundes. Das „Neue Leben".

Aus Sonetten und Kanzonen bestehend, über deren Anlaß, Sinn, Bedeutung und Zweck eine Art von Kommentar in Prosa nähere Auskunft gibt, enthielt Dantes »Vita nuova« Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben. Es sind Liebeslieder, die aber im Gegensatz zu den flüchtigen oder konventionellen Gefühlen des Minnegesanges der Troubadoure einen tieferen Hintergrund, einen vergeistigten und geheiligten Charakter, eine mystische und allegorische Nebenbeziehung in sich tragen. Im „Neuen Leben" erhält die Liebespoesie in der Hand eines empfindungsreichen, phantasievollen Dichters und unter dem Einfluß platonischer und christlicher Ideen eine ganz andere Gestalt und Bedeutung; wir müssen „zwischen den Zeilen lesen" und neben dem buchstäblichen Sinn noch einen geheimnisvollen, verhüllten suchen. So sehr man bei manchen der Danteschen Liebesgedichte in Versuchung kommt, nur einen Erguß poetischer Empfindung aus der Tiefe des Gemütes zu erblicken, sie sind doch daneben auch „in den Bronnen der Mystik" getaucht, in den Schleier der Allegorie gekleidet. Als dieses tiefere Element dürfen wir einerseits die religiösen, aus Mystik und Scholastik entlehnten Beziehungen, anderseits die politische Idee des römischen Imperium, des wahren Gottesreichs ansehen.

Der Anfang des neuen Jahrhunderts sollte im Leben des Florentiner Dichters einen wichtigen Abschnitt bilden. Die Jubiläumsbulle des Papstes Bonifacius VIII. vom 22. Februar 1300, welche allen denen, die während des Jahres die Basiliken von St. Peter und St. Paul besuchen würden, völligen Sündenablaß verhieß, machte Rom ein ganzes Jahr lang zu einem völkerwimmelnden Pilgerlager. Täglich sollen dreißigtausend Wallfahrer aller Länder und Zungen durch die Thore und über die zwei Brücken ein- und ausgezogen sein. Alle Straßen waren von Menschenschwärmen erfüllt; die Lüfte ertönten unaufhörlich von Pilgergesängen. Auch Dante scheint unter der Zahl der heil. Wanderer gewesen zu sein, und der Eindruck mag auf seine Dichterphantasie mächtig gewirkt haben. Mit der Osterwoche desselben Jahres beginnt seine göttliche Commedia, welche lebhaft an eine große Pilgerprozession erinnert. Und noch für einen andern Florentiner war die merkwürdige Erscheinung eine schöpferische Anregung — für Giovanni Villani: „Im Jahr 1300 von Rom zurückgekehrt, heißt es in der Chronik, begann ich dies Buch zu schreiben, zu Ehren Gottes und St. Johanns und zur Empfehlung für unsere Stadt Florenz." Das Jubeljahr in Rom. 1300.

Diese große und herrliche Republik befand sich aber gerade damals in einer sehr bedenklichen Krisis. Die Parteiwut hatte eine solche Höhe erreicht, daß die Prioren der Zünfte, in deren Zahl auch Dante eingetreten war, zur Erhaltung des Friedens für notwendig erachteten, einige hervorragende Parteihäupter zu verbannen. Unter den Dantes Gesandtschaft und Verbannung. 1302.

Schwarzen, die dieses Los traf, befand sich der leidenschaftliche Corso Donati, unter den Weißen Guido Cavalcanti. Nach einiger Zeit erhielt der letztere die Erlaubnis zur Rückkehr, weil er in dem sumpfigen Sarzana, seinem Verbannungsorte, krank geworden war. Bald darauf war er eine Leiche. Dies hinderte jedoch die „Schwarzen" nicht, sich über Parteilichkeit zu beklagen, und besonders fiel ihr Haß auf Dante, dem sie diese Begünstigung seines Freundes schuld gaben. Sie sannen auf Rache; während ihr Haupt, Corso Donati, sich nach Rom begab und dort im Interesse seiner Freunde wirkte, war das florentinische Gemeinwesen aufs neue der Schauplatz wilder Bürgerkämpfe. Karl von Valois sollte als Friedensstifter auftreten. Die „Weißen" erblickten darin eine Gefahr für die Unabhängigkeit der Stadt und suchten ihr durch eine Gesandtschaft an den römischen Hof zu begegnen. An der Spitze derselben stand Dante. Es wurde früher erwähnt (S. 366), wie erfolglos für die Stadt und wie unheilvoll für ihn selbst diese Mission ausfiel. Mit Hilfe des französischen Fürsten, unter dessen Augen der heimgekehrte Corso Donati und seine Genossen wider die Häupter der Gegenpartei mit Brand, Raub und Gewaltthat wüteten, erlangten die Gueifen das Regiment, und Dante, von einem parteiischen Gericht abwesend verurteilt, mußte mit mehreren seiner Gesinnungsgenossen in die Verbannung ziehen. In dem florentinischen Dichter und in dem Oberpriester Bonifacius standen zwei Prinzipien verkörpert einander gegenüber, in einem Gegensatz, wie er kaum schärfer gedacht werden kann. Dante hat dem päpstlichen Hof, „wo Christum man verkauft von Tag zu Tage", das zweideutige, feindselige Benehmen gegen Florenz nie vergessen. Von den Tiefen der Hölle bis in das Heiligste des Paradieses hat er darum den herrschsüchtigen Oberpriester Bonifacius VIII. mit der Geißel seines Grolles verfolgt, ihn als Feind Gottes und der Menschen, als Usurpator des Apostelsitzes gebrandmarkt. Bald sollte nun Dante die ganze Wahrheit der Worte empfinden, wie sie aus Beatrices Munde ihm verhängnisvoll entgegenklangen: „Was dir am liebsten ist, das wirst du alles verlassen. Dann wirst du fühlen, wie das fremde Brot so salzig schmeckt, und welch ein harter Pfad es ist, die fremden Treppen auf und ab zu steigen." Dante und seine Leidensgenossen begaben sich zunächst nach Arezzo, vielleicht mit der Absicht, die Rückkehr gewaltsam zu erzwingen, aber der Podesta dieser Stadt, Uguccione della Faggiuola, widerriet ihnen jedes bewaffnete Vorgehen. Das Verbannungsurteil lautete nur auf zwei Jahre; allein die Häupter der Schwarzen hatten sich in den Besitz des Vermögens ihrer Gegner gesetzt und verhinderten daher ihre Rückkehr; und als die Flüchtlinge im Juli 1304 einen bewaffneten Angriff wagten, der jedoch scheiterte, erfolgte die Verbannung auf Lebenszeit. Von da an irrte Dante als Geächteter und Heimatloser in die „endlos bittere Welt" hinein, ohne die Sehnsucht nach der „schönen Hürde, wo er als Lamm geschlafen", jemals aus dem Herzen zu verlieren. Er fand zuerst eine Freistätte bei dem Markgrafen Morello Malaspina in der Lunigiana, dann bei Guido Salvatico im Casentiner Thal an den Arnoquellen; und in demselben Jahr, da er als Abgesandter seiner Partei bei dem „großen Lombarden" in Verona sich aufhielt, aus dem mächtigen Ghibellinengeschlechte der Scaliger, welche fast das ganze Erbe der Ezzeline gewonnen hatten, verlor er seine in Florenz zurückgelassene Gattin Gemma und seine beiden jüngsten Söhne durch schnellen Tod an der Pest (1308). Kurz zuvor war unter Vermittelung eines Legaten des Papstes Clemens V. in Mugello noch einmal ein Aussöhnungsversuch gemacht worden; aber auch diese Unterhandlungen, an denen Dante teilnahm, zerschlugen sich, hauptsächlich durch die Schuld der Weißen selbst. Verstimmt über die „nichtswürdige und dumme" Gesellschaft, sagte sich nun Dante vollständig von ihnen los, um für sich selbst Partei zu machen (Par. 17). Nur mit dem Dichter Cino von Pistoja, der gleichfalls wegen ghibellinischer Gesinnung

Jan. 1302.

in der Verbannung lebte, und der sich an den Florentiner anschloß, „wie der Epheu an einen mächtigen gesunden Baum", knüpfte er ein Band fürs Leben.

Ob Dante während dieser Jahre seines Exils Paris besucht hat, ist nicht mit Gewißheit nachzuweisen; dagegen fällt in diese Periode, und zwar wahrscheinlich in die Zeit von 1306—1308 die mit dem „Neuen Leben" nach Form und Inhalt verwandte Schrift: „das Gastmahl" (Il Convito). „Der Dichter hatte sich vorgenommen, vierzehn seiner Kanzonen zum Besten der Ungelehrten durch einen Kommentar genießbar, d. h. verständlich zu machen. Mit den Gedichten wollte er seine Gäste bewirten, und die Erklärung sollte das Brot dazu sein." Doch ist sein Vorhaben unvollendet geblieben; nur drei Kanzonen sind mit gelehrten Traktaten versehen worden; vielleicht hat die Kunde von Heinrichs VII. Romfahrt die Fortsetzung unterbrochen. Über den Zweck und Plan dieser wunderlichen Schrift ist viel gestritten worden. Der Dichter will darin darthun, daß seine Verse einen weit tieferen Sinn hätten, als aus dem einfachen Wortlaut sichtbar sei; deshalb fügt er jeder Zeile einen Schwall gelehrter Kenntnisse aus allen Gebieten des Wissens an, so daß die Erklärungen, Deutungen und Allegorisierungen einen encyklopädischen Kommentar bilden. „In der Vita nuova stand man doch noch auf einem festen Boden und hatte es mit bestimmten Gestalten zu thun: hier schwimmt alles im reinen Äther scholastischer Begriffe." Die Donna gentile, die im Convito in einem gewissen Gegensatz zur Donna gentilissima (Beatrice) der Vita nuova auftritt, wird zur Vernunft, zur Ethik des Aristoteles, zur Moralphilosophie, während die letztere zur göttlichen Wissenschaft wird, „welche von allem Lichte ihres Urgrundes, Gottes, widerstrahlt". Es wird schwer zu bestimmen sein, ob Dante durch dieses Verfahren die Absicht hatte, „die ungelehrte Schicht des Volkes zur Wissenschaft und Tugend hinzuführen" und durch seine Traktate in der Volkssprache „die Gelehrsamkeit zu popularisieren", den encyklopädischen Schatz aller Erkenntnis, den sein Lehrer Brunetto Latini in französischer, den die gelehrten Theologen in lateinischer Sprache vortrugen, in dieser eigentümlichen Form und in der italienischen Volkssprache zu verbreiten; oder ob er durch die scholastische und anagogische Methode seine „politischen Ketzereien" geflissentlich zu verbergen und zu verhüllen gesucht: ob die Grundidee mehr „der Kampf zwischen der irdischen und göttlichen Weisheit" sei oder das Universal-Regiment des römischen Kaisertums und Kaiserrechts. Das Gastmahl.

Mit dem Convito steht die lateinische Abhandlung „Von der Volkssprache" (de vulgari eloquio) in einem gewissen Zusammenhang. Bei dieser Schrift hatte Dante die doppelte Absicht, „die neuere Sprache Italiens, wie er sie sich dachte und zu schaffen bemüht war, aus unverdienter Verachtung zu ziehen und ihren Vorzug vor den Idiomen anderer neuerer Völker und vor den einzelnen Mundarten Italiens selbst zu zeigen, sodann die verschiedenen neueren Dichtungsarten gründlich zu charakterisieren und Regeln für sie aufzustellen". Indem er darin die Entstehung der menschlichen Sprache und die Natur und Beschaffenheit der italienischen Volkssprache in ihren verschiedenen Mundarten darlegt, rechtfertigt er somit sein eigenes Verfahren in der Anwendung derselben. Auch in dieser Schrift, die gleichfalls unvollendet geblieben ist, hat man den politischen Grundgedanken des Dichters zu entdecken geglaubt. Wie alle menschlichen Dinge durch den Mangel kaiserlicher Autorität in Verfall geraten seien, so auch die Volkssprache. Wäre ein Kaiser da, der, wie einst die Hohenstaufen in Sizilien, die italienische Sprache zur Rechts- und Hofsprache erhöbe, so käme bald alles in die schönste Ordnung. Daß Dante nicht dem toscanisch-florentinischen Dialekt die erste Stelle einräumt, sondern meint, die „edle und erlauchte" Volkssprache gehöre allen an, sei nationales Eigentum; daß er den Dialekt Roms für den häßlichsten und widerwärtigsten erklärt, läßt allerdings Nebenbeziehungen zu der politischen Gedankenwelt des Dichters vermuten. Nach ihm kann die Volkssprache wie das Volksglück überhaupt nur bestehen und gedeihen unter der Oberherrlichkeit des römischen Kaisers. Von der Volkssprache.

Dantes Politik. Dantes politisches System hatte sich während der Verbannung durch die Einflüsse der Phantasie und Mystik bereits zu einem Ideal von Weltkaisertum ausgebildet, als der Lützelburger Heinrich VII. die Alpen überstieg. Wir wissen, mit welchen Siegeshoffnungen die Ghibellinen seiner Ankunft entgegensahen, wie die Flüchtlinge und Verbannten das gebeugte Haupt aufrichteten. Die lateinischen Sendschreiben, womit Dante den „Retter Italiens" als zweiten Moses begrüßt, den Säumigen zum Einzug in Toscana antreibt, die Schale des Zorns und der Rache über seine treulose Vaterstadt Florenz ausgießt und ihr das Schicksal Sagunts verkündet, machten durch den alttestamentlichen Ton, durch den begeisterten prophetischen Schwung einen gewaltigen Eindruck. Sein Geist hatte sich ins Überschwengliche verstiegen; wie seine Liebe hatte auch seine Politik einen religiösen Charakter angenommen. Die berühmte lateinische Schrift „Von der Monarchie", die während der Anwesenheit Heinrichs in Italien verfaßt wurde, ist der begeisterte Ausdruck des politischen Glaubensbekenntnisses des Dichters. In drei Abschnitten wird in derselben der Beweis geführt, daß die Universalmonarchie, d. h. das Reich zum Wohl der menschlichen Gesellschaft notwendig sei; daß die monarchische Gewalt, das eine und unteilbare römische Imperium, rechtmäßig dem Römervolk gebühre, das seine Machtvollkommenheit auf den Kaiser übertragen habe, und daß diese kaiserliche Obergewalt unmittelbar von Gott herstamme, nicht, wie die Priesterlehre laute, mittelbar vom Papste als Statthalter Christi. Ihm ist also das Reich eine göttliche Anordnung, älter als die Kirche, und der ununterbrochene Fortbestand desselben ein heiliges Gesetz. Steht der kaiserliche Thron leer, so irrt die ganze Welt vom rechten Weg ab, so ist das Reich Gottes auf Erden zerrüttet. Dantes politisches Prinzip ist somit der Gegensatz zu der Gregorianischen Lehre von der Weltherrschaft der Kirche, wie sie Bonifacius VIII. zur Geltung zu bringen strebte; sein monarchisches Ideal ist nur „das Abbild vom Ideal des Papstes in der Sphäre des Irdischen". Über alle Fürsten und Gewalthaber gesetzt, sollte dieser Idealkaiser, dessen Herrschersitz in der ewigen Roma sein müßte, über die Völkerfamilien der Weltrepublik als höchster Ordner und Gebieter mit väterlichem Sinne walten und Friede, Gerechtigkeit und Freiheit schirmen.

Die Schrift von der Monarchie.

Dante nach Heinrichs VII. Tod. Aber statt daß die Hoffnungen der Ghibellinen in Erfüllung gegangen wären, wurden ihre Leiden durch den plötzlichen Tod des Kaisers gemehrt. Der Dichter Cino, der Heinrich nach Rom zur Krönung begleitet hatte, hauchte seinen Schmerz in zwei Klageliedern aus, und wie Dante sein Andenken gefeiert, haben wir früher gesehen. Dieser hatte besonders Ursache zur Trauer: die Florentiner hatten, gereizt durch die drohende Strafepistel, die Ächtung des Dichters in den schärfsten Ausdrücken wiederholt und ihn für ewige Zeiten verfemt. Es konnte ihren Groll nur steigern, als er sich nunmehr an Uguccione della Faggiuola, das mächtige Ghibellinenhaupt in Pisa und Lucca, anschloß, welcher, von dem neuen König Ludwig dem Bayer begünstigt und von flüchtigen Welfen aus Florenz unterstützt, die siegreiche Schlacht bei Montecatini gegen den Feldhauptmann der toscanischen Welfen, Robert von Neapel, focht (S. 853). Dante lebte während dieser Zeit in Lucca, schwer bekümmert über das Schicksal seines Landes, das in selbstmörderischer Wut seine edelsten Kräfte verzehrte. Und nicht genug, daß das Reichsoberhaupt in der Ferne weilte, auch Rom blieb eine „trauernde Witwe". Das Mahnschreiben, das der patriotische Dichter von Lucca aus an die Väter der Kirche in Carpentras richtete, hatte keinen Erfolg. Die „babylonische Gefangenschaft" der Kirche dauerte fort. Ein Jahr nach der erwähnten Schlacht verlor Uguccione die Herrschaft in Pisa und Lucca. Dadurch wurden die Florentiner von ihrem mächtigsten Feind befreit. Diesen Zeitpunkt benutzten wohlmeinende Vaterlandsfreunde, um für die Verbannten eine Amnestie zu bewirken. Auch für Dante verwendeten sie sich; sie erhielten zur Antwort: man wolle ihm die Rückkehr gestatten, wenn er sich durch eine Geldsumme

loskaufe und durch öffentliche Buße seine Reue und Sinnesänderung kund gebe. Eine solche Begnadigung verschmähte das stolze Herz des Dichters. In einem Absagebrief an die Väter der Stadt verwahrte er sich gegen eine solche ehrlose Zumutung und begab sich zu Can grande nach Verona, dem einzigen Ghibellinenhäuptling, der die Fahne seiner Partei noch hoch hielt und bei dem auch Uguccione eine Zuflucht gefunden (1316).

Der Hof des großen Cane della Scala war der Sammelplatz vieler Flüchtlinge Dantes Ausgang. der Kaiserpartei. Auf diesen edlen und unternehmenden Fürsten setzte nun Dante sein ganzes Hoffen und Vertrauen: er werde im Namen des „säumigen Kaisers" das Schwert ziehen und als Retter Italiens und Vernichter des Guelfentums auftreten. Aber er sollte die Erfüllung seiner Wünsche und Träume nicht erleben. Nach einem vierjährigen Aufenthalte in Verona, wo sich auch sein ältester Sohn Pietro als Rechtsgelehrter niederließ, folgte Dante einer Einladung des Grafen Guido Novello von Polenta nach Ravenna. Vergebens hoffte er, sein Dichterruhm würde die Florentiner erweichen, sie würden ihn zurückrufen und „die weißen Haare, die einst blond am Arno waren, am Born, wo er getauft ward, mit dem Lorbeer schmücken"; er starb in der Verbannung zu Ravenna am 21. Sept. 1321, sechsundfünfzig Jahre und vier Monate alt, treu seinen Idealen, für die er wie ein tragischer Held gerungen, voll Hingebung an eine entschwundene Weltordnung, ein begeisterter Kämpe für ein Traumgebilde, dessen Begriff und Verständnis den Zeitgenossen bereits abhanden gekommen war. Guido Novello, Neffe der von Dante besungenen Francesca da Rimini, und sein Nachfolger Fürst Ostasio bewahrten die Leiche als teuren Schatz ihrer Stadt. Sie verweigerten ihre Auslieferung an die Florentiner, welche den großen Toten zurückforderten, wie an den Kardinal-Legaten, welcher im Auftrag Johanns XXII. die Gebeine des „verfluchten Zauberers, Lästerers der Päpste und Verbreiters ketzerischer Meinungen" den Flammen übergeben wollte. Erst in Ravenna führte Dante die „Göttliche Commedia", mit der Die „Göttliche Commedia". er sich schon seit dem Jubiläumsjahr 1300 befaßte, an der er während seiner Verbannung gearbeitet, von der die beiden ersten Teile, „die Hölle" und das „Purgatorium", schon bekannt waren, durch Hinzufügung des dritten Teiles, „das Paradies", zum Abschluß und sandte es mit einem Zueignungsschreiben an seinen Beschützer Can grande von Verona. In dieser großartigen Dichtung, welche den Florentiner Sänger zum Propheten der italienischen Nation gestempelt hat, sind die Gedanken und Gefühle, welche er in den andern Schriften nur einseitig und andeutungsweise dargelegt, die Liebe, der Glaube, die Politik und die Wissenschaft mit genialer Schöpferkraft zu einem Kunstwerk vereinigt, worin der Wohllaut der Sprache und die Harmonie und Vollendung der dichterischen Form ebenso sehr zur Bewunderung hinreißen, wie der tiefe, sich über die höchsten Probleme der Menschheit verbreitende Inhalt. In Form einer Wanderung durch die drei großen Reiche des Weltgerichts, wie sie in der mittelalterlichen Kunst, insbesondere in den geistlichen Schauspielen nicht selten zur Darstellung gekommen, schildert der Dichter die Zustände der in diesen Räumen weilenden Seelen und damit zusammenhängend die eigenen Erlebnisse, um als Grundgedanken die Weltordnung zu verkünden, ohne welche die Menschheit ihre Bestimmung, die zeitliche wie die ewige, nicht zu erfüllen vermag, und die durch die Zerstörung des Kaisertums und die Verweltlichung des Papsttums in heillose Verwirrung geraten sei.

Was Dante besonders zu der dichterischen Höhe erhob, war die glückliche Welterziehung, die er wie die alten griechischen und römischen Schriftsteller in dem mannigfaltigsten Dienst eines republikanischen Vaterlandes genoß, eine reiche Lebensschule, die den großartigen Charakter durch harte Prüfungen stählte und läuterte. Wir wissen, daß er schon in jungen Jahren an den Kriegen und an den Verwaltungsgeschäften seiner Vaterstadt Florenz teilgenommen.

Dabei trieb er jedoch eifrig die Studien, und seine Schriften geben Zeugnis von seiner außerordentlichen Vielseitigkeit, der geistigen Ausbildung und den reichen Kenntnissen in allen Wissenschaften seiner Zeit. Was aber den wichtigsten Einfluß auf sein großes Gedicht hatte, was die eigentliche Grundlage desselben bildete, den historischen und epischen Stoff zu demselben lieferte, das war sein bewegtes politisches Leben und der thätige Anteil, den er an den Schicksalen und an der Politik seines Vaterlandes nahm. In dieser vielfachen politischen Thätigkeit gewann er seine Ansichten über die Verhältnisse der Fürsten und Völker, der Kirche und des Reichs, über die Rechte und Pflichten der verschiedenen Stände, welche ihn unendlich hoch über den engen Gesichtskreis seiner Vaterstadt und auf den festen Boden seiner gegründeten Überzeugung frei über alle Parteien, Meinungen und Leidenschaften seiner Zeit stellten. Diese Ansichten hat er in seinem berühmten Gedicht in ein tiefpoetisches Gewand gehüllt. Systematischer hat er sie aber in dem Traktat von der Monarchie dargestellt, der daher in genauem Zusammenhang mit der „Göttlichen Komödie" steht und zugleich mit seinen Briefen die Hauptbasis zum Verständnis des schwierigen Gedichts bildet. In dem Chaos von großen und kleinen Leidenschaften, Bürgerkriegen im Innern, Angriffen und Verheerungen von außen, Gewaltsamkeit und Grausamkeit der Tyrannen, Übergriffen der Kirche sah Dante kein anderes Mittel, seine Nation wieder frei, einig und stark unter trefflichen Gesetzen zu machen, als daß er sie unter den Schutz eines allgemeinen Kaisers stellte, der erhaben über alle Könige, Fürsten und Stände, also frei von allen Begierden, Leidenschaften und Parteilichkeiten, Gerechtigkeit üben und den Frieden, die Grundlage des Volksglücks, sichern sollte, und unter den Schutz der Kirche, welche, fern von aller Überhebung und aller Einmischung in weltliche Angelegenheiten sich enthaltend, nur auf das geistige Wohl der Völker bedacht sein möchte. Diese Grundidee versetzte der Dichter nach dem Geschmack seiner Zeit in die höchste Sphäre der Mystik und machte sie in seiner visionären Reise durch Hölle, Fegfeuer und Himmel mittels einer Menge erhabener Bilder anschaulich. Zwei ganz gleichgestellte, nur Gott verantwortliche Führer und Ordner sollten der Welt voranleuchten, der Kaiser, der durch weise Einrichtungen, von den Lehren der Philosophen unterstützt, das weltliche Glück auf der Erde verbreitete, und der Papst, der nach den Lehren der Offenbarung die Welt zum rechten Glauben und zur Tugend führte und sie so der himmlischen Glückseligkeit würdig machte. Die Einheit dieser beiden göttlichen Institute, des Kaisertums und der Kirche, ist ihm das „unzertrennliche Gewand" Christi. Darum wählte sich Dante auch zwei Führer auf seiner ekstatischen Wanderung, den Virgil, als Sänger des römischen Kaisertums, der das heil. römische Reich und den ersten Kaiser Augustus in seinem Epos verherrlicht und den Äneas in die Unterwelt begleitet hat, und die Beatrice, unter welchem Namen Dante das Andenken an seine Jugendgeliebte feiert und die hier das Symbol der göttlichen Liebe und Offenbarung ist. Virgil ist daher nur in allem dem zu Hause, was sich auf die weltliche Regierung, auf das Kaisertum bezieht, zeigt seinem Schüler Dante auf ihrem Gang durch die Hölle die traurigen Folgen der Ungesetzlichkeit, der Auflehnung gegen die göttliche Ordnung, der Tyrannei, Empörung, Raubsucht, kurz aller Sünden, welche die friedliche Entwickelung des Menschengeschlechts zu seinem Ziel stören. Im Purgatorium sind in verschiedenen Ordnungen die Buß- und Gnadenmittel dargestellt, welche Gott durch die Kirche denjenigen, die nur zeitweise von Leidenschaften bethört waren, zur Rückkehr in die Bahn des rechten Lebens gewährt hat. Nachdem Dante im irdischen Paradies auf der Spitze des Fegfeuerbergs seiner neuen Führerin übergeben worden, dort in einer Vision die symbolische Geschichte der Kirche und ihre Entartung bis zu seiner Zeit gesehen und von Beatrice die tröstliche Versicherung erhalten hat, daß bald der Welt ein Erretter und Ordner erscheinen werde, schwingt er sich mit seiner Freundin durch die bloße Kraft der begeisterten Sehnsucht auf gen Himmel, durchwandelt das himmlische Paradies von Planet zu Planet, durch die Fixsterne und die Himmelssphären und sieht da die Verherrlichung aller der Seelen, die in ihrem irdischen Leben an dem großen Erziehungswerk der Menschheit zu ihrem

zwiefachen Zweck der weltlichen und geistigen Glückseligkeit mitgewirkt haben: die weisen Gesetzgeber und großen Kaiser, wie die heiligen Kirchenväter und Theologen, die Märtyrer und die Kämpfer für den Glauben, wie alle großen Männer im Staatsleben. Zuletzt erblickt er in dem obersten Himmel die ganze Schar der Seligen um die Dreieinigkeit gereiht und zeigt in begeisterten Schilderungen das Ideal von geistiger und weltlicher Ordnung, das er so gern auf Erden verwirklicht gesehen hätte, an das er sein lebenlang die beste Kraft seines Kopfes und Herzens gesetzt hat.

Dante nannte seine Dichtung eine Komödie, weil sie dem Inhalte nach anfangs (in der Hölle) rauh und schrecklich, am Ende (im Paradies) erfreulich und beglückend sei. Der Zusatz „göttlich" rührt von der bewundernden Nachwelt her. Das ganze, auf das Grundmaß von drei und neun aufgebaute Werk besteht aus hundert Gesängen, wovon jedoch die beiden ersten der „Hölle" als Einleitung zum Ganzen für einen gelten können, so daß jeder Teil genau dreiunddreißig Gesänge umfaßt. Von den Versen reimen sich immer je drei, die durch Verschlingung die Terzinen bilden. Die „Hölle" hat neun Kreise, desgleichen das „Fegfeuer" neun Räume: den Vorhof, sieben Büßerterrassen und das irdische Paradies auf dem Gipfel des Läuterungsberges. Das Paradies besteht aus neun kreisenden Himmeln, über denen das Empyreum der unbewegliche Sitz der Gottheit ist. Ohne einer bestimmten Dichtungsgattung anzugehören und doch die Elemente des Epos, des Dramas und der Lehrdichtung in sich tragend, bildet die „Göttliche Commedia" ein eigentümliches, organisches Ganze, das sich selbst Muster und Gesetz ist. Das großartige poetische Kunstwerk, an das, wie er selbst sagt, Himmel und Erde Hand angelegt, fand schnell die weiteste Verbreitung und ungeteilte Bewunderung. Eine große Reihe von Ausgaben und Kommentaren folgten sich bis auf den heutigen Tag, und die größten Philosophen und Theologen bemühten sich um die Erklärung des an vielen Stellen schwer verständlichen Gedichtes, in welchem die ganze Weisheit des Mittelalters niedergelegt ist und das durch tiefsinnige Sätze aus der Mystik und Scholastik, durch Anspielungen auf Ereignisse und Persönlichkeiten der Zeit und durch die über das Ganze ausgegossene allegorische Färbung dem Leser viel Rätsel und Schwierigkeiten darbietet. Die Italiener haben alle Ursache auf ein Kunstwerk stolz zu sein, welches ihrer Sprache und ihrem Genius im Auslande den größten Ruhm gesichert hat. Den nachgebornen Geschlechtern war Dante der patriotische Sänger, in dessen Werk sie ihre Geschichte und ihr nationales Leben wie in einem Spiegel prophetisch dargestellt sahen.

Wirkung der Dantischen Poesie.

Mit der poetischen Schöpfung des florentinischen Dichters, welche die Vorherrschaft des Lateins gebrochen, die verschiedenen italienischen Mundarten zurückgedrängt und die nationale Schriftsprache festgestellt hat, begann für Italien eine neue Periode der Kunst und Litteratur, die sich über zwei Jahrhunderte fortsetzte. Wenn auch der Einfluß der provençalischen Poesie und des Vorbilds der Troubadoure noch lange in der italienischen Volksdichtung sichtbar blieb, so war doch durch Dante zugleich auf die alte Römerwelt hingewiesen und dadurch eine Richtung angebahnt worden, die nun nicht mehr verlassen ward. Hatte sich schon der Sänger der „Göttlichen Commedia" des Virgil als Führers bei seiner Wanderung durch die Räume der Hölle und des Fegfeuers bedient, so gab Francesco Petrarca durch die feurige Bewunderung dieses Dichters und durch seine Verehrung und Nachbildung der altrömischen Litteratur eine mächtige Anregung zur Wiederbelebung des klassischen Altertums.

Petrarca. 1304—1374. Wir werden dem Dichter Petrarca, welcher, da seine Eltern gleichzeitig mit Dante aus Florenz verbannt worden, in Arezzo das Licht der Welt erblickte (am 20. Juli 1304), im Verlaufe dieser Geschichte noch öfter begegnen. Als mit dem Tode Kaiser Heinrichs VII. dem Vater, der sich mehrere Jahre mit seiner Familie in Ancisa unweit Florenz aufgehalten, die Hoffnung einer Rückkehr in seine Vaterstadt verschwand, begab er sich nach Avignon, um an dem päpstlichen Hofe eine Stelle zu suchen. Hier im südlichen Frankreich, teils in der Rhonestadt selbst, teils in dem nahen Carpentras erhielt Petrarca seine Jugendbildung, die er in Montpellier und Bologna, wo er sich dem väterlichen Willen gemäß dem Rechtsstudium widmete, vollendete. Die trockene Rechtsgelehrsamkeit aber vermochte den feurigen Jüngling nicht zu fesseln. Kaum sah er sich durch den Tod des Vaters (1326) von dem Zwange befreit, so wandte er sich den klassischen Studien zu und versuchte sich zugleich in der Poesie der Liebe, für die er in dem provençalischen Lande, der Heimat der Troubadoure und des Ritter- und Sängerlebens, Neigung und Begeisterung eingesogen. Um sich ein sorgenfreies Leben zu verschaffen und Muße für seine wissenschaftlichen und dichterischen Beschäftigungen, trat er in den geistlichen Stand ein, sowenig derselbe auch seiner für Frauengunst und Weltlust so empfänglichen Natur entsprechen mochte. Aber die damalige Kirche und der päpstliche Hof machten das Joch Christi leicht und forderten von ihren Dienern keine harte Entsagung. Und so sehen wir denn auch den Dichter sein ganzes Leben hindurch mit zeitlichen Dingen beschäftigt, und seinen höchsten Dichterruhm bei der Nachwelt erwarb er sich weder durch seine zahlreichen lateinischen Schriften und Briefe, so wichtig und bedeutsam dieselben auch für die Entwickelung des Humanismus in Italien, ja im ganzen Abendlande gewesen sind, noch durch seine lateinischen Dichtungen, unter denen das Epos „Afrika" über den dritten punischen Krieg den ersten Rang einnimmt, obwohl diese ihm hauptsächlich die Dichterkrönung auf dem Kapitol, den Triumph seines Lebens und seiner Eitelkeit, eintrugen; sondern durch seine Liebeslieder auf Laura, jene Sonette und Kanzonen, die noch jetzt von den Italienern als unerreichte Muster einer melodischen Dichtersprache bewundert werden. Freilich konnte es nie mit Sicherheit erwiesen werden, wer jene „Laura" gewesen ist, der Petrarca dreißig Jahre lang seine Huldigungen dargebracht, deren schöne Augen er besungen, deren Liebreiz und Anmut ihn bezaubert, deren Tod er in schmerzvollen Tönen beklagt hat; es wird ein ewiges Rätsel bleiben, ob seine melodischen „Rime" einer Jungfrau oder der kinderreichen Gattin des Hugo de Sade in Avignon oder einem Idealgebilde der Liebe gegolten, und inwieweit sie als Erguß natürlicher Empfindungen und wahrer Gefühle, aus realen Verhältnissen erwachsen, angesehen werden dürfen oder als Erzeugnisse der Reflexion und des künstlerischen Schaffens. Wir wissen ja, wie wenig bei jenen Troubadourliedern das Herz im Spiele war und wie groß der Abstand zwischen der Liebe der Poesie und der ehelichen Liebe. Und so erscheint auch Petrarcas Laura nicht als ein Wesen von Fleisch und Blut, sondern als ein Gebilde der Phantasie, mitunter so luftig und duftig, daß der Name bald die gefeierte Geliebte, bald den erstrebten Lorbeerkranz (Laura) bedeutet. Aber trotz alles Mangels an Realität, Natur und Wahrheit waren die „Rime" Petrarcas jahrhundertelang der Gegenstand der Bewunderung aller Italiener und Provençalen, und die Gegend von Vaucluse, wo der Dichter seine Liebessehnsucht und seinen Seelenschmerz in die Melodien der Sonette und Kanzonen aushauchte, wurde wie ein heiliger Wallfahrtsort aufgesucht.

Petrarcas Lyrik kann als der Triumph der mittelalterlichen Minnepoesie gelten. Trotz der Gleichförmigkeit der Gesänge lassen sich doch verschiedene Abstufungen der Leidenschaft erkennen: wenn in der ersten Periode die Liebe mit jugendlicher Glut hervorbricht und der

Dichter voll Kummer und Verzweiflung, daß seine Gefühle an der Tugend und Sittsamkeit der Geliebten einen so undurchdringlichen Widerstand finden, die Welt durchstürmt, so gesellen sich in der zweiten zu seinen Gemütsleiden noch Vorwürfe und Gewissensbisse; er sucht Rat bei dem Vater Dionysius in Paris und bei dem heil. Augustinus und faßt den Vorsatz, das in ihm glühende Feuer mit Kraft zu dämpfen; aber seine Anstrengungen vermehren nur die Bitterkeit seiner Qual, er erfüllt Thal und Luft mit seinen Klageliedern. Die dritte Periode führt den inneren Kampf vor zwischen seiner Liebesglut, die durch Lauras liebevolle Blicke und Worte und ihr holdseliges Wesen immer von Neuem angefacht wird, und den Gefühlen des Stolzes und der Scham über die unwürdige Sklaverei, in der er gefesselt liegt. Aber die Macht der Liebe und Sehnsucht überwindet alles und dauert noch über Lauras Tod hinaus. Außer den Sonetten und Kanzonen hat Petrarca, von Dantes Poesie angeregt, noch ein größeres Gedicht „Triumphe" in der Landessprache verfaßt, eine Reihe allegorischer Visionen über die Macht der Liebe, der Keuschheit, des Todes, des Ruhmes, der Zeit und der Gottheit, Kunsterzeugnisse voll gesuchter Reflexion, welche hinter den Liebesreimen weit zurückstehen.

Petrarca war jahrhundertelang das Vorbild und unerreichte Muster der italienischen Lyrik. Durch ihn erhielt das Sonett eine nationale Bedeutung. Aber die an Vergötterung grenzende Bewunderung dieses weichen Dichters verlieh der lyrischen Poesie einen eintönigen, stationären Charakter und hemmte ihre Entwickelung und Fortbildung. Von nicht minder bedeutendem Einfluß auf die Anschauungen und den Bildungsgang seiner Landsleute waren Petrarcas lateinische Schriften, insbesondere seine zahlreichen „Briefe an Freunde", seine „Lebensbeschreibung berühmter Römer", von Romulus bis Cäsar, und seine philosophischen Abhandlungen und Betrachtungen im Geiste Ciceros, den er neben Virgil am meisten bewunderte und studierte, und in der rhetorischen Form der Kaiserzeit, die er zum Vorbild nahm. Wie vielen gerechten Tadel Petrarca durch seine Schmeichelei und sein wohldienerisches Wesen bei Fürsten und Vornehmen durch seine Eitelkeit, Ruhmsucht und Vielgeschäftigkeit, durch sein unstätes Herumziehen in allen Ländern, durch sein Einmischen und Zudrängen in alle Verhältnisse, durch seine politische Wichtigthuerei sich zugezogen hat, für die Wiederbelebung des klassischen Altertums, für die Erweckung des Nationalgefühls, für die Verbreitung und Erkenntnis der altrömischen Litteratur war seine Anregung, sein unermüdlicher Eifer, sein Beispiel und seine begeisterte und begeisternde Liebe von dem größten und wohlthätigsten Einfluß. Seine letzten Jahre verlebte der Dichter auf einem reizenden Landsitz in den euganeischen Bergen bei dem Dorfe Arquà unweit Padua. Dort starb er über seinen Studien und litterarischen Arbeiten am 19. Juli 1374.

Petrarca hatte den größten Einfluß auf den Bildungsgang des dritten großen Schriftstellers des vierzehnten Jahrhunderts, des Schöpfers der italienischen Prosasprache, Giovanni Boccaccio. Die Vorfahren des im Jahr 1313 gebornen Dichters stammten aus Certaldo, einem Flecken des florentinischen Gebiets, ließen sich aber später in Florenz nieder, wo sie das Bürgerrecht erlangten. Giovanni behielt immer eine große Vorliebe für dieses Kastell, nach dem er sich häufig nannte. Der Vater ließ seinem außer der Ehe gezeugten Sohn eine gute Erziehung in Florenz geben und sandte ihn dann nach Paris, um in den Kaufmannstand einzutreten, dem er selbst angehörte. Aber der phantasievolle Jüngling fand weder an dem zerstreuenden Geschäftsleben noch an dem kanonischen Rechte, zu dem ihn der Vater einige Jahre nachher anhielt, Lust und Liebe. Er trieb mit Eifer das Studium der altrömischen Litteratur, lernte in Neapel die griechische Sprache, wozu schon Petrarca die Anregung gegeben, und widmete sich dann, als er selbständig geworden, ausschließlich den Wissenschaften und der Dichtkunst. Petrarcas Ruhm feuerte ihn zur Nachahmung an; wie dieser sammelte er Bücher und schrieb seltene Handschriften ab; wie dieser verfaßte er lateinische und italienische

Boccaccio. 1313—1375.

Gedichte; wie dieser bearbeitete er Abhandlungen in der Sprache und im Geiste des Altertums, über die Genealogie der Götter, über alte Geographie, Biographien berühmter Frauen u. a. m. Doch hegte Boccaccio auch eine große Verehrung für Dante. Auf seine Anregung errichteten die Florentiner in der Folge einen eigenen Lehrstuhl, wo er selbst erklärende Vorträge über die „Hölle" des großen Toten hielt, dessen Lebensgeschichte auch zuerst von ihm bearbeitet wurde. Von großem Einfluß auf Boccaccios dichterische Entwickelung war in Neapel der Verkehr mit der schönen Prinzessin Maria, der natürlichen Tochter des Königs Robert. Der feingebildete Geist und das liebenswürdige Wesen dieser an einen neapolitanischen Edelmann vermählten Fürstin zog ihn von dem Gemeinen ab und befruchtete seine Phantasie mit höheren Anschauungen, und die Aufmerksamkeit, womit sie die Huldigung des Dichters vergalt, war ihm ein Sporn zur Thätigkeit. Er feierte sie unter dem Namen „Fiametta" in dem berühmten Liebesroman, der diesen Titel führt, einer in sechs Bücher geteilten Rede voll tiefer Seelenmalerei über die Gefühle und Gemütszustände einer Liebenden, voll südlicher Glut und Leidenschaft, und in dem der altfranzösischen Ritterpoesie nachgebildeten „Filicopo", und widmete ihr die epischen Gedichte „Teseide" und „Filostrato", worin zuerst die Ottave Rime in Anwendung kamen. Trotz der Vermischung antiker und romantischer Züge, der Verbindung altertümlicher Stoffe und mythologischer Namen mit den Ideen und Gebräuchen des Rittertums bilden die kräftigen, naturgetreuen und lebendigen Schilderungen dieser Dichtungen einen merklichen Kontrast zu den erkünstelten, verfeinerten und weichen Poesien Petrarcas. Sie liefern den Beweis, daß sich Boccaccios Phantasie mehr auf dem Boden der Realität bewegte, als die seines berühmten Landsmannes und Freundes, den er sich zum Vorbild gewählt, und mit dem er auch die Vielgeschäftigkeit und das unstät bewegte Leben gemein hatte. Nachdem Boccaccio am üppigen Hofe zu Neapel unter der Königin Johanna die gesellschaftlichen Genüsse und Freuden der höheren Kreise kennen gelernt, wurde er von seiner Vaterstadt Florenz vielfach zu politischen Geschäften und Gesandtschaften verwendet. Doch verlor er unter den Zerstreuungen nie die Aufgabe seines Lebens, die wissenschaftlichen und poetischen Studien, aus dem Auge. Nicht nur, daß er fortfuhr, mit unermüdlichem Fleiße die in Klosterbibliotheken vergrabenen Werke des Altertums ans Licht zu ziehen und zum Studium derselben zu ermuntern, er bewirkte auch, daß in Florenz ein Lehrstuhl für griechische Sprache und Litteratur errichtet ward, und daß Vorlesungen über Homer und Plato gehalten wurden. In seinem Alter soll er Anwandlungen von Reue und Gewissensbeunruhigung über den verführerischen und leichtfertigen Inhalt seiner Dichtungen empfunden haben, die ihn zur Mystik, zur Theologie und zuletzt in den Priesterstand führten. Der Schmerz über den Tod Petrarcas trübte seine letzten Tage. Im folgenden Jahr (21. Dez. 1375) folgte er dem Freund ins Grab. In einem Alter von zweiundsechzig Jahren starb er in seinem geliebten Certaldo, wo sich auch sein Grab befindet. Boccaccio war der echte Sohn seiner Zeit, durchdrungen von ihrer Kraft wie von ihren Schwächen, die er getreu abbildet, bald mit Spott, bald mit wahrem Ernst, immer aber mit meisterhafter Lebendigkeit. Seine Schriften atmen finnliche Glut, tragen aber auch den Stempel plastischer Kraft und poetischer Anschaulichkeit an sich. Die Zahl seiner Werke ist sehr groß. Außer den erwähnten lateinischen und italienischen Schriften, Romanen und Gedichten hat er noch allegorische Dichtungen (Ninfale Fiesolano), eine Satire auf eine Witwe, welche seine Liebe verschmähte (Corbacchio oder il Labirinto d'Amore), und ein Hirtengedicht „Ameto", in dem Verse und Prosa abwechseln. Aber den größten Ruhm erwarb er sich durch seinen „Dekamerone", jene hundert Novellen von unnachahmlichem Reiz in Sprache und Darstellung, worin die mannigfaltigsten Geschichten und Situationen, bald rührend und

tragisch, bald mutwillig und ausgelassen, oft schlüpfrig und unzüchtig, in lebendiger Erzählung vorgeführt werden und die des Dichters Namen unter allen Völkern bekannt gemacht haben.

„Der Faden, der diese bunte Reihe der verschiedenartigsten Erzählungen zusammenhält, ist die Geschichte von zehn Personen, sieben jungen, schönen und geistreichen Mädchen und drei jungen Männern, welche vor der schrecklichen Pest 1348 aus Florenz auf ein schönes, zwei Miglien von der Stadt entferntes Landgut entfliehen, dessen Reize so wie das angenehme Leben der Bewohner Boccaccio mit dem ganzen Reichtum seiner fruchtbaren Phantasie und mit der bezaubernden Lieblichkeit seiner Sprache mehr malt als beschreibt. Die Freunde bilden in ihrer Einsiedelei einen Staat und wählen eine Königin, die wieder verschiedene auf Wohlbefinden und Genuß zweckende Ämter unter die Gesellschaft verteilt. Der Tag verstreicht unter Geschäften des Lebens, die durch Liebe und Freundschaft versüßt sind; jeder Abend aber versammelt alle in dem anmutigen Garten und jedes Mitglied hat die Verpflichtung, eine Novelle zu erzählen. Den Erzählungen als Einleitung geht die berühmte Beschreibung der Pest zu Florenz voraus, worin sich die wahre Kunst und Plastik des Meisters in hohem Grade bewährt hat. Die Novellen selbst zeigen in ihrem Stoff und in ihrer Behandlung die höchste Mannigfaltigkeit und beweisen des Dichters Erzählertalent, dem man ohne Ermüdung folgt. Auf die rührendsten und ergreifendsten Novellen folgen die zartesten und wieder die ausgelassensten, welche teils in großartigen Zügen seine Zeit veranschaulichen, teils feine Lebensregeln geben, oder die Gebrechen und Fehler der Menschheit, besonders die Ausschweifungen der Geistlichkeit mit scharfer Satire geißeln. Diese letztern sind der eigentliche Text zu Petrarcas moralischen Deklamationen und zeugen von der tiefen Gesunkenheit des geistlichen Standes in jener Zeit. Die Novellen beruhen teils auf historischen Begebenheiten, welche sich bei den Historikern jener Zeit erwähnt finden, teils hat Boccaccio, wenn ihn nicht der Geist der Satire zu eigenen Erfindungen veranlaßte, ältere Novellen, Balladen und Legenden selbst der Provençalen benutzt, allen aber den Stempel seines Genies aufgedrückt und sie durch den ungemeinen Reiz seiner Sprache und die ihn so auszeichnende Einfachheit und Natürlichkeit der Darstellung zu seinem Eigentum gemacht."

7. Kaiser Ludwig der Bayer.

a. Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich.

In Deutschland brachte der plötzliche Tod des Kaisers Heinrich VII. die größte Bewegung hervor; die Reichsfürsten, die ihrem Herrn über die Alpen zuzuziehen sich angeschickt hatten, kehrten sofort wieder um, denn jetzt gab es in der Heimat wichtigere Händel, die den Blick von Italien abzogen. Eine blutige Zeit voll Kampf und Not stieg aus Heinrichs frühem Grabe empor. Das Habsburgsche Haus griff mit Begier nach der Gelegenheit, die ihm schon zweimal entrissene Krone wieder zu gewinnen; fünf Söhne König Albrechts lebten, die beiden ältesten, Herzog Friedrich, der Schöne zugenannt, und der ritterliche Leopold standen damals in der ersten Jugendblüte, voll Kraft und Ehrgeiz. Schon bei Lebzeiten Heinrichs hatten sie sich durch Verbindungen und Verträge zu stärken gesucht. Der Pfalzgraf Rudolf, der Gegner seines Bruders Ludwig von Oberbayern, die Markgrafen Heinrich und Waldemar von Brandenburg, Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, Herzog Heinrich von Kärnten, der

Die Lage in Deutschland.

noch immer auf Böhmen Anspruch erhob, waren für Habsburg gewonnen; Erzbischof Heinrich von Köln sagte seine Unterstützung gegen eine bedeutende Geldsumme zu. Aber das österreichische Herrscherhaus hatte eben so starke Gegner. Die Luxemburgische Partei, voran Balduin von Trier und Peter von Mainz, mochten ihre Blicke wohl zunächst auf den jungen Böhmenkönig Johann lenken, dessen Königreich bei Erhebung eines Habsburgers stark gefährdet war. Allein die unerfahrene Jugend des Fürsten und der Widerwille der Kurfürsten gegen die Vererbung der Krone standen diesem Plan im Wege. Da wandte man die Blicke auf das Wittelsbachsche Haus.

Die Wittelsbacher. Das Wittelsbachsche Haus war im Laufe der Zeit zu großem Besitzstand gelangt, aber Zersplitterung und der erbliche Hader des Geschlechts lähmten seine Kraft. Herzog Ludwig I. war nach dem Tode des letzten welfischen Besitzers, Heinrich des Jüngern, von Kaiser Friedrich II. mit der rheinischen Pfalzgrafschaft belehnt worden und vererbte seine Herrschaften auf seinen Sohn Otto den Erlauchten († 1253). Die Söhne Ludwig II., der Strenge, und Heinrich teilten die Lande, so daß der erstere Oberbayern mit den Städten Amberg, Regensburg, München und die Pfalz, der letztere Niederbayern mit Straubing und Landshut erhielt. Die Söhne Ludwigs des Strengen, Rudolf I. (geb. 1274) und Ludwig (geb. 1282), waren nach langem Hader dahin über-
21. Juni 1313. eingekommen, das väterliche Erbe gemeinsam zu besitzen, der älteste aber solle die Kurstimme führen. In Niederbayern fiel nach Herzog Ottos Tod (9. Sept. 1312) die Herrschaft an drei unmündige Fürsten, über welche Herzog Ludwig von Oberbayern nach dem Willen des Verstorbenen die Vormundschaft übernahm, indes sich die Edelleute an Friedrich den Schönen um Schutz wandten. Man griff zum Schwert um die Vormundschaft über die niederbayrischen Prinzen: ein Vorspiel des erbitterten Kampfes
9. Nov. 1313. um die Kaiserkrone. Herzog Ludwig siegte bei **Gammelsdorf** mit Hilfe der Städte
17. April 1314. über die Österreicher und die niederbayrischen Edlen. Auf einer Zusammenkunft zu Salzburg verzichtete der Habsburger auf die Vormundschaft, und dieser Waffenerfolg mochte viel dazu beitragen, die Augen der Kurfürsten auf den jungen Kriegsmann zu lenken.

Die Königswahl. Der staatskluge Erzbischof Peter von Mainz hatte im Laufe des Jahres 1314 die Wahlherren der Luxemburgischen Partei, der sich auch Markgraf Waldemar von Brandenburg in unredlicher Zweideutigkeit angeschlossen, für das Wittelsbachsche Haus gewonnen; aber nicht auf den ältern, seiner händelsüchtigen, schroffen Sinnesart wegen wenig beliebten Rudolf, sondern auf den jüngern Ludwig lenkte er die Stimmen. In ihm, dessen Macht nicht zu fürchten war und der doch soeben bei Gammelsdorf Proben von kriegerischer Tüchtigkeit abgelegt, erkannte er das brauchbare Werkzeug gegen Habsburg. An eine Einigung war bei der scharfen Parteistellung nicht zu denken; so ging das Reich wieder einem Doppelkönigtum und einem Thronkrieg entgegen. Zu Frankfurt ward Ludwig der Bayer von der Mehrzahl der Kurfürsten zum König ausge-
20. Okt. 1314. rufen (Mainz, Trier, Brandenburg, Böhmen); dicht dabei, in Sachsenhausen, hatten den Tag zuvor die andern, Köln, Pfalz, Sachsen, den Habsburger Friedrich gewählt. Ihm setzte der Erzbischof von Köln zu Bonn die Krone aufs Haupt, indes Ludwig zu Aachen gekrönt ward.

Keiner der beiden Erwählten konnte für seine Erhebung eine überzeugende Rechtmäßigkeit darthun; verlangte doch das Recht und alte Sitte eine einmütige Kur. So mußte abermals das Schwert entscheiden, wem die Krone gehöre. Das südliche Deutschland war der Schauplatz des jahrelangen Krieges; hier lag ja schon lange der Schwerpunkt des Reichs. Der Norden nahm geringen Anteil an den Geschicken der beiden Gegenkönige. Dort nahm zur selben Zeit der Krieg gegen Markgraf Waldemar von Brandenburg, den Beschützer von Stralsund, alle Kräfte in Anspruch. Und auch als der Markgraf, bei Gransee erlegen, in den Templiner Frieden willigte, fanden die norddeutschen Fürsten keine Muße, sich in die fern liegenden Kämpfe im Süden zu mischen. Aber selbst die rheinischen Erzbischöfe sahen, nachdem sie den Sold für ihre Stimmen erhalten, dem Streit ihrer Schützlinge teilnahmlos zu. Und auch der Böhmenkönig, der von dem Ausgang des Kampfes am meisten zu hoffen und zu fürchten hatte, wurde durch die Ereignisse in seinem eigenen Reich, wo die Großen, gereizt durch die Begünstigung der Deutschen und den harten Druck der geldbedürftigen Regierung, sich gegen die luxemburgische Herrschaft erhoben, von einer kräftigen Unterstützung des Bayern abgehalten. Ludwig hätte mit seiner geringen Hausmacht und seinen zerrütteten Finanzen den Kampf gegen das überlegene Haus Habsburg nicht lange aushalten können, hätte er nicht eine kräftige Stütze an den Reichsstädten gefunden, die mit ihren Geldleistungen und ihren waffengeübten Bürgerscharen seiner Sache mächtig zu Hilfe kamen. Die Reichsstädte waren dem bürgerfreundlichen König allenthalben ergeben, während der Adel zu Habsburg hinneigte; selbst bei den unter seiner Fahne fechtenden Edelleuten mußte Ludwig vor Verrat und Hinterlist auf der Hut sein.

Der Thronkrieg.

Aug. 1316. Nov. 1317.

Die Zwietracht unter den Wittelsbachschen Brüdern dauerte auch jetzt noch fort. Die Anerkennung der königlichen Würde des jüngeren Bruders, zu der sich der ältere herbeiließ, unterbrach ihren Hader nur auf kurze Zeit; in dem Bruderkrieg erlag endlich Pfalzgraf Rudolf 1316.
und überließ gegen einen Jahrgehalt dem gehaßten Bruder die Alleinherrschaft in allen vom 26. Febr. 1317.
Vater ererbten Landen; grollend begab er sich zu den Habsburgern; den Ausgang des Streits erlebte er nicht mehr. Ein schönes Gegenstück zu diesem Bruderzwist bieten die Habsburgschen † 13. Aug. 1319.
Brüder, die in treuer Gemeinschaft für die Größe und den Ruhm ihres Hauses kämpften. Nahezu acht Jahre zog sich der Thronstreit in trostloser Unentschiedenheit hin; auch die Habsburger waren durch den gleichzeitigen Kampf mit der Schweizer Eidgenossenschaft und die blutige Niederlage am Morgarten, die wir unten schildern werden, an einer thatkräftigen Kriegführung gehindert. Die geringfügigen Fehden, die Überfälle und Nachstellungen, die Verwüstung und Schädigung des feindlichen Gebiets ohne große Kriegsthaten und Erfolge, ein ermüdendes, unfruchtbares Kämpfen mit geringer Macht und geringem Glück, sind der Aufzeichnung nicht wert.

Endlich war man des jahrelangen verwüstenden Streits müde und sehnte sich beiderseits nach einer Entscheidung. Die Gegner sammelten ihre Streitkräfte, so viele sie deren habhaft werden konnten, unter ihren Fahnen und rüsteten sich, in offener Feldschlacht ihr Geschick dem Glück der Waffen anheimzustellen. Während Herzog Leopold in den habsburgischen Stammlanden die

Die Schlacht bei Mühldorf oder Ampfing. 28. Sept. 1322.

Rüstungen betrieb, sammelte Friedrich in den Herzogtümern Kriegsvolk und zog eine beträchtliche Hilfsschar heidnischer Kumanen an sich, die ihm König Karl Robert von Ungarn zusandte. Ludwig erhielt von dem Böhmenkönig Johann, von Erzbischof Balduin von Trier, von den niederbayrischen Herzögen und vor allen von den Reichsstädten starke Unterstützung. Bei Mühldorf am Inn fiel die Entscheidung. Herzog Leopold, der die gesammelten Scharen zu einem Rachezug gegen den Grafen Wilhelm von Montfort verwandte, vermochte nicht, sich zur rechten Zeit mit dem Bruder zu vereinigen, ein schwerer Schlag für die habsburgische Sache. Trotz der Warnung seines Marschalls Dietrich von Pilichtorf nahm König Friedrich, ohne den Bruder abzuwarten, die Schlacht an. Der Böhmenkönig leitete das bayrische Heer und Konrad von Schlüsselberg trug die Sturmfahne des Reichs; König Ludwig selbst hielt sich fern vom Streit. Auf den Wiesen bei Ampfing kam es zum wilden, mörderischen Kampfe; allen voran leuchtete der ritterliche Habsburger, schon neigte sich der Sieg auf seine Seite und die ermatteten Böhmen und Bayern wichen dem Andrang, da sprengte der Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg mit einer frischen Ritterschar in die kampfmüden österreichischen Heerhaufen, die den gewaltigen Angriff nicht zu ertragen vermochten. In wilder Flucht lösten sich die Scharen auf. Der Sieg war für den Wittelsbacher entschieden. Viele Gefallene von edlem Geschlecht lagen auf der Walstatt, unter den Gefangenen befand sich König Friedrich, der nach tapferm Kampf in die Hände des Burggrafen gefallen war und von Ludwig zu milder Haft nach Schloß Trausnitz in der Oberpfalz geführt ward, sowie sein junger Bruder Heinrich, den der Böhmenkönig in den Kerker warf.

Die Sage vom Schweppermann. Die Volkssage hat später den Sieg bei Mühldorf der Kriegskunst des Nürnberger Feldhauptmanns Siegfried Schwepfermann (Seyfried Schweppermann) zugeschrieben und das allbekannte Märchen von den Eiern an seinen Namen geknüpft. Wohl wird uns in der Schlacht von Gammelsdorf der Name dieses wackern Helden erwähnt, seine Verdienste bei Mühldorf aber muß die strenge Forschung als unverbürgt verwerfen. Auf seinem Grabstein im pfälzischen Kastel war lange der angebliche Ausspruch des Königs Ludwig zu lesen, den die Volkssage überlieferte: „Jedem ein Ei, dem braven Schweppermann zwei."

Ludwig bringt die Mark Brandenburg an sein Haus. Der Sieg bei Mühldorf war für Ludwigs Ansehen im Reich von großem Erfolg, wenngleich der Kampf damit noch lange sein Ende nicht erreicht hatte und bald durch auswärtige Verhältnisse und die Einmischung der Kurie weit größere Ausdehnung gewinnen sollte. Es hatte sich kurz vorher eine glänzende Aussicht eröffnet, die Hausmacht der Wittelsbacher zu erhöhen und der der andern großen Geschlechter, der Habsburger und Luxemburger gleichzustellen, und Ludwig griff mit Freuden nach der Gelegenheit, dem Beispiel seiner Vorgänger gemäß die Würde des Reichsoberhaupts zur Gründung einer starken Hausmacht
24. Aug. 1319. zu benutzen. Als Markgraf Waldemar aus dem askanischen Geschlecht kin-

derlos ins Grab gesunken (S. 772) und sein unmündiger Vetter Heinrich von Landsberg ihm in Jahresfrist nachgefolgt war, kam die Mark Brandenburg in Erledigung. Juli 1320. Wohl hatte Ludwig, damals in schwerer Bedrängnis, dem König Johann Hoffnung auf die Belehnung gemacht und ihm auch einen großen Teil der Oberlausitz wirklich übertragen. Aber die Aussicht war zu lockend, und Ludwig konnte es nicht über sich gewinnen, dem Waffengenossen, dem er seinen Sieg großenteils verdankte, den ganzen Preis zu überlassen. Schon das Eheverlöbnis zwischen Ludwigs Tochter Mechtild und Friedrich II., Jan. 1323. dem Ernsthaften von Meißen und Thüringen, dem minderjährigen Sohne Friedrichs des Gebissenen, war eine harte Kränkung des Böhmenkönigs, der seine Tochter früher dem jungen Fürsten zugesagt hatte. Ludwig aber wollte sich hier bei der beabsichtigten Erwerbung von Brandenburg einen freundlich gesinnten Nachbar schaffen. Der Böhmenkönig konnte schon bald nach der Mühldorfer Schlacht ahnen, wessen er sich von seinem Wittelsbachischen Genossen zu versehen habe, und dieser säumte nicht lange, seine Pläne offen ins Werk zu setzen. Auf dem Reichstag zu Nürnberg ward Ludwigs gleichnamiger März 1323. Erstgeborner mit der Mark Brandenburg belehnt und die Belehnungsurkunde am 24. Juni 1324 ausgestellt.

Bald darauf brach eine schwere Zeit für das unglückliche Land herein, als Wladislaw Lokietek, von dem grollenden Papste gegen den Bayern aufgereizt, zu Anfang des Jahres 1326 seine wilden polnischen und litauischen Scharen unter schauderhaften Verwüstungen in das brandenburgische Land einfallen ließ. Doch verfehlte der Kirchenfürst seinen Zweck, und die allgemeine Stimme des deutschen Volks klagte ihn bitter wegen der von den wilden Raubscharen begangenen Frevel an. Von dem Markgrafen Ludwig vererbte sich die Mark auf seine jüngern Brüder Ludwig den Römer und Otto. Ein halbes Jahrhundert blieb das Land beim bayrischen Haus. „Aber weder war das schon Verlorne wieder einzubringen, noch gewannen die Marken dabei, daß sie ein Anhängsel der kaiserlichen Hausmacht geworden. In maßloser Weise wurden landesherrliche Güter, Rechte, Einnahmen verschleudert, um Anhang oder Geld zu gewinnen; heftiger als in andern Reichslanden wirkte in den Marken der leidenschaftliche Kampf des Papstes gegen den Kaiser.“

Diese Vorgänge erzeugten zwischen den beiden Königen eine tiefe Spaltung von unseligen Folgen. Die Stellung Johanns. König Johann söhnte sich mit den Habsburgern aus; die letztern leisteten auf alle Ansprüche an Böhmen Verzicht und gaben die Stadt Znaim zurück, wogegen Johann um ein Lösegeld die gefangenen Österreicher, darunter Herzog Heinrich, entließ. So wechselte zu jener Zeit Freundschaft und Haß in raschem Umschlag, je nachdem übereinstimmender Vorteil den Bund knüpfte, gegeneinander laufende Interessen ihn lösten. Zu der feindseligen Haltung, die König Johann nunmehr gegen Ludwig einnahm, trug neben den erwähnten Differenzen auch einerseits der französische und päpstliche Einfluß, anderseits die Lage in dem benachbarten Österreich wesentlich bei. Die österreichischen Herzöge hatten ihren lange schwebenden

Zwiespalt mit Karl von Ungarn ausgeglichen. Um von seiten der mächtigen Nachbarn keine Gefahr besorgen zu müssen, näherte sich der ohnehin gegen Ludwig erbitterte Böhmenkönig seinen früheren Gegnern. Selbst mit dem Titularkönig von Böhmen, Herzog Heinrich von Kärnten, schloß Johann um diese Zeit einen Vertrag, worin gegen eine doppelte Verschwägerung der beiden Häuser und gegen eine Geldsumme als Aussteuer der Herzog seinen Ansprüchen auf Böhmen entsagte. Doch hielt es König Johann nicht für geraten, völlig
Okt. 1323. mit dem Bayern zu brechen; auf einer persönlichen Zusammenkunft zu Schwäbisch-Werd suchten beide eine Annäherung. Noch war die Stellung Johanns in Böhmen nicht der Art, um mit Entschiedenheit dem Bayern entgegentreten zu können. Der ehrgeizige und staatsgewandte, aber unstäte und schwankende Fürst, der die Neigungen eines echten Ritters seltsam mit den Gaben des schlauen Staatsmannes verband und sich viel lieber am glänzenden Hofe seines französischen Schwagers Karl IV. aufhielt oder in wilden Fehden am Rhein und in seinem luxemburgischen Stammlande umhertrieb als in dem fernen fremden Böhmen, hatte sich wenig Anhänglichkeit und Hingebung im Lande erworben.

b. Die Entstehung der Eidgenossenschaft.

Wir haben oben erwähnt, daß die Kräfte der Habsburger in ihrem Streit mit Ludwig dem Bayern durch die gleichzeitigen Kämpfe mit den Eidgenossen gelähmt waren. Es dürfte hier, wo dieser denkwürdige Bund zum erstenmal bestimmend in die Welthändel eingriff, der geeignete Ort sein, dessen Entstehungsgeschichte im Zusammenhang darzustellen. Kaum eine andere Thatsache der Geschichte ist mit einem solchen Gewebe von Fabeln und Märchen umgeben, als der Ursprung der helvetischen Eidgenossenschaft, die von kleinen Anfängen ausgehend in der Folge mehr als einmal eine entscheidende Rolle auf der Bühne der Weltgeschichte gespielt hat.

Die Verhältnisse in den Waldstätten. Die Thäler und Berge am Vierwaldstätter See lockten, rauh und unfruchtbar, erst spät zur Ansiedelung und Bebauung an; alemannische Ansiedler waren die ersten, die sich in den öden Gebirgsthälern niederließen. In historischer Zeit erscheinen die Bewohner der drei Waldstätte in sehr verschiedener rechtlicher Stellung. War in Uri der Grundbesitz größtenteils in den Händen der herrschaftlichen Geschlechter und der geistlichen Stifter, namentlich der Abtei Zürich, und die Bewohner somit persönlich oder dinglich unfrei, so war der Grund und Boden in Schwyz vorzugsweise im Besitz von freien Bauern, die keinen Herrn über ihr Eigentum anerkannten; doch hatten auch hier die Gotteshäuser, wie Einsiedeln, Engelberg, Muri u. a., ausgedehnte Besitzungen; in Unterwalden, das die Natur in zwei Teile, Obwalden und Nidwalden, geschieden hat, waren die freien Grundeigentümer an Zahl den hörigen Leuten weit unterlegen. Der ursprünglich schroffe Gegensatz zwischen freien Leuten, die keinen Herrn als den König über sich erkannten, und Hörigen, die ohne Eigentumsrecht an ihren Ländereien von dem Willen ihrer Herren abhängig waren, verlor mit der Zeit an Schärfe. Oft überließen Freie ihr Gut an Gotteshäuser von denen sie es als Lehen zurückempfingen,

oder suchten gegen eine jährliche Abgabe den Schutz geistlicher oder weltlicher Herren; so entstanden Mittelklassen, die, persönlich frei, aber in dinglicher Abhängigkeit, die Kluft zwischen Freien und Hörigen verringerten. Es entwickelten sich mit der Zeit bestimmte, auf dem Herkommen beruhende „Hofrechte“, welche die Pflichten und Rechte der Hintersassen ordneten, und zwar geschah dies zuerst auf den geistlichen Besitzungen. Die Hörigen der Gotteshäuser erlangten mit der Zeit das Recht ihre Güter nach eigenem Gutdünken zu verwalten, Schenkungen zu machen, Verkäufe und Verträge abzuschließen u. a. Der Grundherr hatte die niedere Gerichtsbarkeit über seine Hintersassen. Seine Beamten, der „Meier“ (villicus) und der „Kellerer“ (cellarius) wahrten die Rechte des Herrn in Gerichtsbarkeit und Verwaltung. Unter dem Vorsitz des Herrn oder seines Beamten ward am Dinghofe in der Versammlung aller Hintersassen nach altgermanischer Weise das Recht gefunden. Die hohe Gerichtsbarkeit über Leben, Freiheit und Eigentum stand in der ältern Zeit dem Grafen zu, der den Vorsitz in der Versammlung der freien Grundbesitzer an der Dingstätte führte. Die drei Waldstätte gehörten teils zur Grafschaft des Zürichgaus, teils zu der des Aargaus, in deren Besitz die Grafen von Lenzburg bis zu ihrem Aussterben (um 1172), später die Grafen von Habsburg waren; die Grafschaft Zürichgau kam ebenfalls im Laufe der Zeit an die Habsburger. Aber die Grafengewalt war geschwächt worden, indem die Gerichtsbarkeit über die Hintersassen der Kirche häufig der Gewalt des Gaugrafen entzogen und dem Vogte des Klosters übertragen war. Da jedoch die Habsburger im Besitz der Vogtei über viele Klöster, wie Muri, Murbach, Münster waren, so war ihre Gewalt in jenen Landen außerordentlich groß, und sie suchten dieselbe durch Ausdehnung ihrer Schutz und Vogteirechte auf die freien Landleute immer mehr auszubreiten. So gelang es den Grafen von Lenzburg und ihren Erben, den Habsburgern, über die freien Schwyzer, während deren langwierigen Streitigkeiten mit dem Kloster Einsiedeln, ein gewisses Schirmverhältnis zu gewinnen. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts war die Gewalt des mächtigen habsburgischen Grafengeschlechts über alle drei Waldstätte ausgedehnt. Ihre Herrschaft als Landgrafen oder Vögte zur eigentlichen Landeshoheit auszubilden, war das erstrebte Ziel. „Die Verfolgung dieser Pläne schien um so mehr erleichtert, als die herzogliche Gewalt in Schwaben, unter welcher sie standen, gewöhnlich in den Händen des Königs war, so daß die Grafen von Habsburg von der unmittelbaren Aufsicht des Herzogs befreit und von diesem in ihren Bestrebungen nicht gehindert waren; die Macht des Königs aber, der zunächst berufen war, den Vergrößerungsplänen der Fürsten und Herren Einhalt zu thun, ging mit immer schnelleren Schritten völliger Bedeutungslosigkeit entgegen.“

Verhältnis der Waldstätte zu den Habsburgern.

Einen Stoß erlitt die sich ausdehnende Macht der Habsburger, als Friedrichs II. Sohn Heinrich Uri der Gewalt des Grafen Rudolf von Habsburg entzog und die Vogtei unmittelbar an das Reich zurücknahm. Es war ein großer Gewinn an politischer Freiheit, der gefahrdrohenden Gewalt des benachbarten Grafen entrissen und dem lockeren Schutz des fernen Reichs untergeordnet zu sein, deshalb sehnten sich auch die freien Schwyzer nach einer gleichen politischen Stellung. Sie sandten ihre Boten zu dem in Italien weilenden Kaiser Friedrich II., und dieser, der damals vor Faenza lag, stellte ihnen einen Freiheitsbrief aus, worin er sie unter seinen und des Reichs besondern Schutz nahm und sie nie veräußern oder sonst von der Herrschaft des Reichs trennen zu lassen versprach. Wie sich die Habsburger bei diesem willkürlichen Eingriff in ihre Rechte benahmen (denn die Grafschaften hatten sich von einem vom König erteilten Reichsamt längst zu erblichen Lehen umgebildet), ist nicht mehr zu ermitteln. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst äußerte seine Wirkung auch in den Verhältnissen der Alpenländer, wo die geistlichen und weltlichen Großen meist auf Seite der Kirche,

Die Waldstätte unter Friedrich II. 26. Mai 1231. Dez. 1240.

die Städte auf der des Kaisers standen. Die Waldstätte suchten, während die beiden Linien des Habsburger Hauses selbst in ihrer politischen Haltung auseinander gingen (S. 759), ihre Unabhängigkeit fester zu begründen. Die Banndrohung des Papstes, die Graf Rudolf von Habsburg-Laufenburg gegen die Leute von Schwyz und Sarnen, die nach Gebrecht zu ihm gehörten, erwirkte, war von geringem Erfolg. Bald darauf jedoch wurde hier die habsburgische Herrschaft wieder anerkannt. „Der erste Versuch der Schwyzer und Unterwaldner, sich der Hoheit der Habsburger zu entziehen, war hiermit gescheitert und sie hatten für die Zukunft um so weniger Aussicht auf Erfolg, als 1273 Gottfrieds Bruder Eberhard (Söhne des 1249 gestorbenen Rudolf d. ä.) an seinen Vetter Rudolf nebst vielen andern Besitzungen auch Schwyz, Stanz, Buochs, Leute und Gut in den Waldstätten verkaufte und diese ausgedehnten Eigengüter für die ältere Linie, welche die gräflichen Rechte im Aargau ausschließlich, im Zürichgau wenigstens vorherrschend ausübte, eine bedeutende Stütze bei Erhaltung und Ausbildung der hoheitlichen Rechte sein mußten."

Unter Rudolf von Habsburg. Selbst die Urner wandten sich während des Zwischenreichs in Ermangelung eines Reichsvogts an Rudolf von Habsburg, der „mit der Landleute Bitte und Rat" unter der Linde in Altorf zu Gericht saß und den Schiedsspruch in den innern Streitigkeiten der Urner Landleute fällte, nicht als Graf im Zürichgau und als Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit, denn Uri war unmittelbar dem Reich unterstellt, sondern als freiwillig berufener Schiedsrichter. Diese Stellung von Uri unmittelbar unter dem Reich erkannte Rudolf auch als König an; der „Landammann" vertrat die Stelle des königlichen Vogtes. Der Freiheitsbrief für Schwyz aber wurde nicht bestätigt, das Land wurde als dem Hause Habsburg wieder zugehörig betrachtet; doch erfreute es sich einer ziemlich unabhängigen Stellung; die Ammänner pflegten wie in Uri aus den Landleuten selbst genommen zu werden.

Unter König Adolf. Nach dem Tode König Rudolfs, bei den unsichern gefahrdrohenden Verhältnissen im Reich, traten die Waldstätte zuerst in einen Bund zusammen. Die Leute des Thales Uri, die Genossenschaft des Thales Schwyz und die Gemeinde von Nidwalden
1. Aug. 1291. schlossen ein Bündnis, worin sie sich eidlich Beistand gegen jedermann versprachen, der ihnen Schaden zufügen wolle. Daß dieser Bund, die Grundlage der spätern Entwickelung der Eidgenossenschaft, auf völlige Lostrennung der Waldstätte von Habsburg
16. Okt. 1291. zielte, konnte nicht zweifelhaft sein. Die Landleute von Uri und Schwyz schlossen darauf einen Bund mit der Stadt Zürich auf drei Jahre zu gegenseitigem Beistand wider jedermann. „Jeder soll seinem Herrn dienen nach Gewohnheit, wie vor des Königs Zeiten und nach Recht; will der Herr ihn aber zu Weiterem zwingen, so sollen die Verbündeten ihn schützen." Die Waldstätte, insbesondere die Schwyzer, hatten damit ihre Gesinnungen und Bestrebungen deutlich genug ausgesprochen. Doch wurde den Feindseligkeiten gegen Habsburg durch Albrechts kräftiges Auftreten in den Vorlanden die Spitze abgebrochen; die Schwyzer scheinen bald die habsburgische Oberherrschaft wieder anerkannt zu haben. Aber als Albrecht und Adolf einander in Waffen gegenüber standen, eröffnete sich ihnen eine günstige Gelegenheit, ihr Ziel zu erreichen. König Adolf ließ sich gern herbei, den Schwyzern und Urnern Freiheitsbriefe auszustellen.

Unter Albrecht. Freilich stellte die Schlacht bei Göllheim das frühere Verhältnis wieder her, und König Albrecht nahm sich der Klöster in den Waldstätten gegen die Übergriffe der Landleute an. Doch änderte der König nichts an den bestehenden Ordnungen im Lande; ob er die Absicht hatte, auch die Vogtei über Uri zu erwerben, können wir nicht mehr bestimmen; doch finden wir nicht, daß er nach Uri ständige Vögte oder

fremde Herren als deren Stellvertreter geschickt habe. Aber freilich bestätigte er auch den Urnern so wenig wie den Schwyzern ihre Reichsunmittelbarkeit.

Als nach Albrechts blutigem Tod der Luxemburger an die Herrschaft kam, säumten die Leute in den Waldstätten nicht, um Bestätigung ihrer Reichsunmittelbarkeit nachzusuchen, und Heinrich VII. willigte ein, den Bewohnern von Uri und Schwyz die Freiheitsbriefe Friedrichs II. und Adolfs zu bestätigen; selbst Unterwalden wurde als reichsunmittelbares Land angesehen und ihm alle von früheren Königen verliehenen Freiheiten gewährleistet. Die Waldstätte hatten damit ihr Ziel erreicht, wenn sie verstanden, es festzuhalten. Die Habsburger waren damals nicht in der Lage, die ihnen entrissene gräfliche Gewalt mit den Waffen wieder zu erobern; sie suchten, als sich in der Folge besonders durch Herzog Leopolds tapfere Thaten auf dem Römerzug ihr Verhältnis zum Kaiser freundlicher gestaltete, auf rechtlichem Wege wieder in den Besitz des Verlorenen zu gelangen. Heinrich versprach auch auf Leopolds Ansuchen, die Angelegenheit einer genauen Prüfung zu unterziehen und den Habsburgern ihre erbrechtlich überkommenen Güter und Rechte in den Waldstätten zurückzugeben; auch König Johann von Böhmen gab als Reichsverweser eine solche Zusage. Allein der plötzliche Tod des Kaisers änderte die Sachlage.

Unter Heinrich VII.

3. Juni 1309.

Während des folgenden Zwischenreichs ließen die Schwyzer ihrer Feindschaft gegen die Klöster freien Lauf, insbesondere gegen Einsiedeln, das sie nächtlicherweile überfielen und plünderten, ohne daß sie für diesen Bruch des Landfriedens zur Strafe gezogen worden wären. Als der Krieg zwischen den Königen Friedrich und Ludwig entbrannte, sahen die Waldstätte wohl ein, daß von dessen Ausgang ihre Zukunft abhänge; ihnen war ihre Stellung auf Ludwigs Seite angewiesen, und dieser, froh inmitten der habsburgischen Besitzungen einen Bundesgenossen zu finden, säumte nicht, die Landleute zu festem Ausharren zu ermutigen. Damit war die Losung zum Krieg zwischen Habsburg und den Waldstätten gegeben. Die Eidgenossen setzten sich in Verteidigungsstand und befestigten die Zugänge und Engpässe, zum Widerstand bereit. Herzog Leopold rückte mit stolzer Siegeszuversicht gen Schwyz, um das Bauernvolk zu Paaren zu treiben, während Graf Otto von Straßberg, Habsburgs Vogt in Burgund, über den Brünig in Unterwalden eindringen sollte. Als aber der Herzog mit seinen Reisigen durch den Engpaß zwischen dem Ägerisee und dem Berg Morgarten zog, wälzten die auf den Höhen aufgestellten Landleute Steine und Baumstämme auf die arglosen Reiterscharen, die auf dem steilen, gefrornen Boden ohne festen Halt in furchtbare Verwirrung gerieten und den andringenden Bauern keinen Widerstand zu leisten vermochten. Da fiel mancher Rittersmann unter den Streitkolben und Hellebarden der rüstigen Landleute; viele ertranken auch in den Fluten des Alpensees; an eintausendundfünfhundert Ritterslente sollen in dem Engpaß erschlagen worden sein. Damit hatte die Freiheit der Eidgenossen die erste glänzende Probe

Die Könige Friedrich und Ludwig.

Die Schlacht am Morgarten. 15. Nov. 1315.

bestanden; die Habsburger waren nach andern Seiten zu sehr beschäftigt, um den Versuch, die Waldleute zur Anerkennung ihrer Hoheit zu zwingen, nochmals
Befestigung des Bundes. zu wagen. Um für die Zukunft die tapfer erstrittene Freiheit zu wahren, erneuer-
9. Dez. 1315. ten die drei Waldstätte zu Brunnen den ewigen Bund. Die Herzöge selbst sahen
19. Juli 1318. sich während des Kriegs mit Ludwig genötigt, einen Waffenstillstand mit den Eidgenossen zu schließen, worin zwar die grundherrlichen Rechte der erstern, nicht aber die Rechte der Grafschaft anerkannt wurden. Das Hauptstreben der Landleute ging immer dahin, „die Grundherrschaften als Inbegriff bestimmter Nutzgenüsse hinzustellen, die keine weitern Rechte einschlossen und daher mit Geld jederzeit abgelöst werden konnten", was auch allgemein wäh-
29. März 1316. rend des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts geschah. Als König Ludwig den Eidgenossen die frühern Freiheitsbriefe bestätigte, hatten sie das erstrebte Ziel erreicht. Sie waren in der That völlig unabhängig; denn die lockere Reichsgewalt hatte wenig Bedeutung. Die fortdauernde Gefahr von Österreich her bewahrte den jungen Bund vor Erschlaffung und Trennung und führte ihm in der Folge immer neue Glieder zu.

So berichtet die nüchterne Geschichte über die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Man hat über die rechtliche Frage der Freiheitsbestrebungen der Landleute verschieden geurteilt. Es ist nicht zu leugnen, daß die Waldstätte die habsburgischen Hoheitsrechte vielfach gekränkt und gebeugt haben, daß sie sich zu mancherlei Ausschreitungen gegen geistliche und weltliche Herren verleiten ließen und ihre Freiheit nur dem geschwächten und durch Krieg und Hader zersplitterten Zustand der Reichsgewalt zu danken hatten; andrerseits aber trat auch bei den Habsburgern das Bestreben deutlich zu Tage, ihre gräflichen Rechte in den Waldstätten in wirkliche Landeshoheit zu verwandeln, und dem waren die freien Leute wohl berechtigt entgegenzutreten.

Die Gründung der Eidgenossenschaft nach der Sage. Die spätere Zeit hat sich, stolz auf die glorreiche Erwerbung der Freiheit, an diesem schlichten Hergang nicht genügen lassen; sie hat die unscheinbaren Ereignisse mit einem dichten Schleier von Sage und Poesie verhüllt, sie hat Personen und Thaten geschaffen, die, von der Dichtung romantisch ausgeschmückt, die trockene Geschichtskunde verdrängten und in dem Gedächtnis des Volkes tiefe Wurzel faßten. In spätern Jahrhunderten erzählte man sich wunderbare Dinge über das große Ereignis der Befreiung der Waldstätte. Die weiteste Verbreitung hat die Erzählung gefunden, die Ägidius Tschudi in seiner um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verfaßten Schweizer Chronik überliefert. Die Bewohner der Waldstätte, heißt es da, waren seit alters frei und unabhängig. Zwar hatten sie sich freiwillig der Herrschaft des Reichs unterstellt, damit der Kaiser sie bei ihren Rechten und Freiheiten schütze. Wenn er seine Pflicht nicht erfüllte, so konnten sie sich vom Reiche lossagen; dies geschah wirklich, als der Kaiser im Streite der Schwyzer mit dem Kloster Einsiedeln gegen sie entschied. Die drei Kantone schlossen einen Bund zu gemeinsamem Zusammenstehen, der alle zehn Jahre erneuert wurde. Oft wählten sie aus den benachbarten Herren einen Schirmvogt, der ihre Rechte schützen und die hohe Gerichtsbarkeit ausüben sollte. Ein solcher war Graf Rudolf von Habsburg, der auch als König den Waldstätten freundlich blieb. Sein Sohn Albrecht aber wollte die Eidgenossen der unmittelbaren Herrschaft Habsburgs unterwerfen, und als er bei den Landleuten auf Widerstand stieß, sandte der

strenge Herr zwei Reichsvögte, Hermann Geßler von Küßnacht und Beringer von Landenberg, erstern nach Uri und Schwyz, letztern nach Unterwalden, damit sie durch harten Druck das freie Volk zur Unterwerfung brächten. Der Übermut und die Bedrückung der Vögte, die Gewaltthaten an den Töchtern und Frauen des Landes, die Blendung des alten Melchthal um geringer Ursache willen, endlich das übermütige Verfahren Geßlers gegen den Schützen Tell, brachte das freie Volk zur Verzweiflung. Die entschlossensten Männer der drei Lande kamen unter Leitung von Walter Fürst, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher im Jahr 1307 nächtlicherweile auf dem einsamen Rütli am Gestade des Sees zusammen und beschworen aufs neue den alten Bund. Geßler fiel in der hohlen Gasse bei Küßnacht durch Tells Geschoß, in der Neujahrsnacht 1308 eroberten die Männer die Zwingburgen und verjagten den andern Vogt. Als sich König Albrecht rüstete, die Bauern zu strafen, fiel er durch die Hand seines Neffen, und Heinrich der Luxemburger erkannte die Freiheit der Schweizer an.

Der Chronist Tschudi berichtet über den Tell, auf dessen sagenhaftes Haupt sich der ganze Ruhm der Befreiung der Eidgenossenschaft und die staunende Bewunderung der Nachwelt gesammelt hat, folgendermaßen: Danach am Sonntag nach Othmari, den 18. Wintermonats, ging ein redlicher frommer Landmann von Uri, Wilhelm Tell, der auch heimlich in der Bundsgesellschaft war, zu Altorf etlichmal für den aufgehenkten Hut, und that ihm kein Reverenz an, wie der Landvogt Geßler geboten hat; das ward dem Landvogt angezeigt. Also morgens danach am Montag beruft er den Tellen für sich, fragt ihn trutzlich, warum er seinen Geboten nit gehorsam wäre, und dem König; auch ihm zu Verachtung dem Hut kein Reverenz bewiesen hätte? Der Tell gab Antwort: Lieber Herr, es ist von ungefähr, und nit aus Verachtung geschehen, verzeiht mirs, wär ich witzig, so hieß ich nit der Tell, bitt um Gnad, es soll nit mehr geschehen. Nun war der Tell ein guter Armbrustschütz, daß man ihn besser kaum fand, und hat hübsche Kind, die ihm lieb waren, die beschickt der Landvogt und sprach: Tell, welches unter denen Kindern ist dir das liebst? Der Tell antwortet: Herr, sie sind mir alle gleich lieb. Da sprach der Landvogt: Wohlan Tell, du bist ein guter Schütz als ich hör, nun wirst du die Kunst vor mir müssen bewähren, und deiner Kinder einem einen Apfel von seinem Haupt müssen schießen, darum hab eben acht, daß du den Apfel treffest, dann triffst du ihn nit des ersten Schusses, so kostet es dich dein Leben. Der Tell erschrak, bat den Landvogt um Gotteswillen, daß er ihm den Schuß erließe, weil es unnatürlich wäre, daß er nach seinem lieben Kind sollte schießen, er woll lieber sterben. Der Landvogt sprach: Das mußt du thun, oder du und das Kind sterben. Der Tell sah wohl, daß ers thun mußt, bat Gott inniglich, daß er ihn und sein lieb Kind behüte. Nahm seine Armbrust, spannt sie, legt auf den Pfeil, und steckt noch ein Pfeil hinten in das Koller, und legt der Landvogt dem Kind, das nit mehr denn sechs Jahr alt war, selbst den Apfel auf sein Haupt. Also schoß der Tell dem Kind den Apfel von der Scheitel des Haupts, daß er das Kind nit verletzt. Da nun der Schuß geschehen war, verwundert sich der Landvogt des meisterlichen Schusses, lobt den Tellen seiner Kunst, und fragt ihn, was das bedeute, daß er noch einen Pfeil hinten ins Koller gesteckt hätte? Der Tell erschrak aber, und gedachte, die Frag bedeute nichts Guts, doch hätt er gern die Sach glimpflich verantwortet, und sprach: Es wäre also der Schützen Gewohnheit. Der Landvogt merkt wohl, daß ihm der Tell entsaß, und sprach: Tell, nun sag mir fröhlich die Wahrheit, und fürcht dir nichts darum, du sollst deines Lebens sicher sein, denn die gegebene Antwort nimm ich nicht an, es wird etwas anders bedeutet haben. Da redet Wilhelm Tell: Wohlan Herr, sintemalen ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich euch die gründliche Wahrheit sagen, daß meine wahre Meinung gewesen, wann ich mein Kind getroffen hätte, daß ich euch mit dem andern Pfeil erschossen, und ohne Zweifel euer nit gefehlt wollt haben. Da der Landvogt das hört, sprach er: Nun wohlan Tell, ich habe dich deines Lebens gesichert,

Die Sage vom Tell.

das will ich dir halten, dieweil ich aber deinen bösen Willen gegen mich erfahren, so will ich dich führen lassen an einen Ort, und allda einlegen, daß du weder Sonn noch Mond nimmermehr sehen sollst, damit ich vor dir sicher sei. Hieß hiemit seine Diener ihn sahen und gebunden gen Flüelen führen. Er fuhr auch mit ihnen und nahm des Tellen Schießzeug, Köcher, Pfeil und Armbrust auch mit sich, wollt es selbst behalten. Also saß der Landvogt samt den Dienern und dem gebundenen Tellen in ein Schiff, wollt gen Brunnen fahren und danach den Tellen über Land durch Schwyz in sein Schloß gegen Küßnacht führen, und allda in einem finstern Turm sein Leben lassen enden; des Tellen Schießzeug ward im Schiff auf den Bieten oder Gransen beim Steuerruder gelegt. Wie sie nun auf den See kamen und hinauf fuhren, bis an Achsen das Ecke, da fügt Gott, daß ein solcher grausamer ungestümer Sturmwind einfiel, daß sie all meinten, elend zu ertrinken. Nun war der Tell ein starker Mann und wohl erfahren auf dem Wasser. Da sprach der Diener einer zum Landvogt: Herr, ihr seht eure und unsre Not und Gefahr unsers Lebens, darin wir stehen, und daß die Schiffmeister erschrocken und des Fahrens nit wohl berichtet; nun ist der Tell ein starker Mann und kann wohl schiffen, man sollt ihn jetzt in der Not brauchen. Also ward er aufgebunden, stand an das Steuerruder und fuhr redlich dahin, doch lugt er allweg auf das Schießzeug, daß zunächst bei ihm lag und auf ein Vorteil hinauszuspringen, und wie er kam nah zu einer Platten (die seither den Namen der Tellen Platten behalten, und ein heilig Häuslein dahin gebaut ist), bedäucht ihm, daß er daselbst wohl hinausspringen und entrinnen möcht, schrie den Knechten zu, daß sie handlich zu gehen, bis man für dieselben Platten käme, denn sie hatten dann das Böseſt überwunden, und als er neben die Platten kam, drückt er den hintern Gransen mit Macht (wie er denn ein starker Mann war) an die Platten, erwischt sein Schießzeug, und sprang hinaus auf die Platten, stieß das Schiff mit Gewalt von sich, ließ sie auf dem See schweben und schwenken, der Tell aber lief über Morsach durch das Land Schwyz bis auf die Höhe an der Landstraß zwischen Art und Küßnacht, da eine hohle Gaß ist, da lag er verborgen, denn er wußt, daß der Landvogt allda fürreiten wird gen Küßnacht zu seiner Burg; der Landvogt und seine Diener kamen mit großer Not und Arbeit übern See gen Brunnen, ritten danach durch Schwyzerland, und wie sie der gemeldeten hohlen Gasse naheten, hört er allerlei Anschläg des Landvogts wider ihn, er aber hat seine Armbrust gespannt und durchschoß den Landvogt mit einem Pfeil, daß er vom Roß fiel und von Stund an tot war.

Kritik und Sage. So lautet die Sage vom Tell in der bekanntesten und ausgebildetsten Gestalt. Aber schon frühe regten sich kritische Bedenken gegen die Wahrheit dieses Berichtes, so eifrig auch Schweizer Nationalstolz für den Ruhm des Stammeshelden in die Schranken trat. Die gewichtigsten Thatsachen sprechen gegen die Wahrheit dieser Volkssage: kein gleichzeitiger Geschichtschreiber erwähnt ein Wort davon; die ersten, die vom Tell erzählen, sind der Luzerner Gerichtschreiber Melchior Ruß in seiner gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßten eidgenössischen Chronik und der Verfasser der wenige Jahre früher entstandenen Chronik „das weiße Buch von Sarnen“, worauf im folgenden Jahrhundert der Luzerner Petermann Etterlin und der Glarner Tschudi und noch andere Geschichtschreiber die Volkssage umbildeten und ausschmückten; auch keines der uns bekannten Tell-Lieder reicht über die angegebene Zeit hinaus. Die Widersprüche in Personen, Zeit und Örtlichkeiten, die verschiedenen Darstellungen der Vorgänge zeigen die allmähliche Ausbildung der Sage. Gegen den Schuß des Tell als geschichtliche Thatsache spricht auch der Umstand, daß ähnliche Sagen anderwärts auftreten; so erzält schon Saxo Grammaticus dieselbe Geschichte von dem Dänen Toko, so werden in der norwegischen, englischen und isländischen Heldensage ähnliche Märchen berichtet. Es scheint eine allgemeine germanische Volkssage gewesen zu sein, die vielleicht auch einen mythischen Grundgedanken hat. Alle diese Bedenken zu verstär-

ken, hat der emsige Fleiß von Geschichtsforschern aus Archiven und Kirchenbüchern nachgewiesen, daß sich in Uri keine Familie des Namens Tell finden lasse, daß die Tellkapellen alle erst aus viel späterer Zeit sind, als die Sage aus den Chroniken schon in das Bewußtsein des Volks übergegangen war, daß die „Landsgemeinde von 1388", bei welcher einhundertundvierzehn Personen in Uri eidlich aussagten, den Tell gekannt zu haben, sowie das Erkenntnis von 1387, worin der Landammann und die Gemeinde zu Altorf beschließen, die jährliche Kreuzfahrt nach Steinen, die schon ihre Vorfahren in ihrer Not im Jahr 1307 angeordnet, aufrecht zu erhalten und zugleich bestimmen, daß zu Bürgien, wo das Haus des Befreiers Wilhelm Tell stehe, eine Predigt gehalten werden solle — gefälschte Urkunden sind. Alle diese Umstände beweisen zur Genüge, daß die Volkssage von der Gründung der Eidgenossenschaft, die mit geschichtlich beglaubigten Thatsachen in unvereinbarem Widerspruch steht, auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen kann, daß spätere Ruhmredigkeit und Fabelsucht die schlichten historischen Vorgänge in ein nebelhaftes Sagengebilde verwandelt haben. Der Ursprung der Tellsage ist aller Wahrscheinlichkeit nach in einer absichtlichen gelehrten Übertragung des von Saxo Grammaticus erzählten Vorfalls auf die Schweizer Vorgänge zu sehen.

c. König Ludwig im Kampf mit dem Papste.

Mit dem Sieg zu Mühldorf und der Gefangenschaft König Friedrichs *Verhalten des Papstes.* war der Streit um die Krone nicht zu Ende; denn der, welcher die Seele des Widerstands gegen den Bayer war, Herzog Leopold, war noch frei und ungebeugt und glühte von Begier nach Rache. Und bald sollte er an dem kirchlichen Oberhaupt einen mächtigen Bundesgenossen gewinnen. Auf dem päpstlichen Stuhl zu Avignon saß damals Johann XXII., der es durch die Gunst des Königs von Neapel vom Sohn eines Handwerksmannes zu Cahors zum Bischof von Frejus und Avignon und endlich nach Clemens' V. Tod zur höchsten *20. April 1314.* Würde in der Christenheit gebracht hatte. Als die zwiespältige Königswahl erfolgte, war der päpstliche Stuhl erledigt; erst zwei Jahre darauf ward nach *Aug. 1316.* einem heftigen Wahlkampf zwischen der italienischen und provençalischen Partei in dem Konklave zu Carpentras der neue Papst erhoben, der sich bald als Werkzeug des französischen und neapolitanischen Hofes, dem er sein Glück verdankte, zu erkennen gab. „Er war klein, unansehnlich und häßlich, aber sehr verschlagen, in allen Geschäften gewandt und ein pedantischer Scholastiker." Mit der Bestätigung eines der beiden Gewählten hielt er einstweilen zurück, nahm aber, da der Kaiserthron erledigt sei, die Reichsverweserschaft in Anspruch. Schon Clemens V. hatte König Heinrich gegenüber den neuen Grundsatz geltend gemacht, daß die bei der Kaiserkrönung geschwornen Eide ein Vasallenverhältnis zum päpstlichen Stuhl bedingten, und obgleich der Luxemburger von deutschen und welschen Rechtsgelehrten unterstützt, feierlich gegen diese unerhörte Anmaßung protestierte, hatte Clemens einen Monat vor seinem Tode König *6. Aug. 1312.* Robert zum kaiserlichen Vikar in Italien eingesetzt, für diesen eine willkommene *14. März 1314.* Unterstützung in dem Bestreben, seine Herrschaft über die ganze Halbinsel aus-

zudehnen. Der neue Papst Johann säumte nicht, während der Verwirrung des Reichs, aus der er und der französische Hof Vorteil zog, dieselben Grundsätze geltend zu machen. Während der Jahre des Streits konnte es keiner der beiden Könige wagen, den päpstlichen Anmaßungen entgegenzutreten, wie es die Würde des Reichs verlangte.

Die Verhältnisse in Italien. Die päpstliche Politik und die neuen Grundsätze der Kurie, die den Keim des heftigsten Kampfes in sich trugen, äußerten ihre Wirkung zunächst in Italien. Hier merkte man wohl, daß das Auftreten des neuen Papstes die Unterwerfung der zum Reich gehörigen italienischen Länder unter die neapolitanische und päpstliche Herrschaft zum Ziele habe, und man war gar nicht geneigt, die lockere Oberhoheit des fernen Reichs mit einer nahen und drückenden zu vertauschen. Insbesondere fürchtete der alte Matteo Visconti für seine Herrschaft, die er neben Mailand noch über viele andere Städte ausgedehnt hatte (Piacenza, Bergamo, Cremona, Pavia u. a.), und er war der Mann, die Pläne seiner Gegner zu durchschauen und zu bekämpfen. Gegen ihn richtete sich daher der ganze Haß des Königs Robert, der ihn mit Waffengewalt bekriegte, und des Papstes, der die geistlichen Strafen über ihn verhängte. Er schleuderte den Bannstrahl gegen
20. Febr. 1321. ihn, sein Geschlecht und seine Anhänger und ließ die Getreuen der Kirche zum Kreuzzug gegen den Verfluchten ermahnen. Wirklich wurde auch König Friedrich, der aus der päpstlichen Gunst wichtige Vorteile in dem Thronstreit hoffte, ge-
März 1322. wonnen, gegen den Visconti eine Schar von zweitausend Reitern unter seinem Bruder Heinrich auszusenden. Doch bald überzeugte sich der Habsburger, wie verkehrt und unwürdig es sei, des Reiches treuen Anhänger zu bekriegen und eine wie unzuverlässige Stütze die päpstliche Huld sei, rief die Hilfsschar zurück und ließ nun in den lombardischen Städten durch Abgesandte die Huldigung
24. Juni 1322. in Empfang nehmen. In diesen Tagen starb der alte Visconti im Vollbesitze der mächtigen Herrschaft, die er durch Klugheit und Glück selbst gegründet hatte und nun einem kräftigen Geschlecht von fünf Söhnen hinterließ, deren ältester Galeazzo vom Geist des Vaters sein tüchtiges Erbteil empfangen hatte. Dieser sandte an König Ludwig eine dringende Botschaft, die Rechte des Reichs gegen die drohende päpstliche und neapolitanische Übermacht zu wahren, und der Bayer, der sich nach dem Mühldorfer Sieg noch mehr als Haupt des Reichs fühlte, säumte nicht, die Pflichten seiner hohen Würde zu erfüllen, wenn er gleich
1323. damit dem Kampf mit der päpstlichen Kurie entgegenging. Er sandte unter dem Grafen Berthold von Marstätten eine Reiterschar nach der Lombardei, die in Verbindung mit den Ghibellinen das päpstlich-neapolitanische Heer von
Juli. Mailand zurückdrängte. Die Lombardenstadt, wo Graf Berthold das Regiment übernahm, huldigte alsbald dem Bayern.

Frankreich und der Papst. Die Schritte des Papstes gegen König Ludwig waren wesentlich vom französischen Hof beeinflußt. Karl IV. hatte nichts Geringeres im Sinn, als den alten Wunsch seines Vaters zu verwirklichen und die deutsche Krone mit der

französischen zu vereinigen, und er rechnete auf Unterstützung von allen Gegnern des Bayern. Als Gemahl der Maria, der Schwester des Böhmenkönigs, hatte er Aussicht auf die Beihilfe des mit dem Wittelsbacher zerfallenen luxemburgischen Hauses; die Habsburgische Partei, zu der nun auch der nach Peter Aichspalters Tod (Juni 1320) erhobene Erzbischof Matthias von Mainz zählte, schien dem Wunsche des französischen Königs ebenfalls nicht abgeneigt. Der Papst eröffnete den Krieg gegen Ludwig, indem er ihn, der sich, ohne seine Entscheidung abzuwarten, als Oberhaupt des Reichs betrachtet und es gewagt habe, die ketzerischen Visconti zu unterstützen, mittels eines an den Kirchenthüren 8. Okt. 1323. zu Avignon angehefteten Erlasses aufforderte, binnen drei Monaten seine Würde niederzulegen und sie erst mit päpstlicher Bestätigung wieder zu führen. Ludwig sandte Boten nach Avignon, um Verlängerung der Frist zu bitten, legte aber zugleich auf dem Reichstag zu Nürnberg Verwahrung gegen den 18. Dez. Schritt des Papstes ein, der da behaupte, ein von den Kurfürsten gewählter König bedürfe der päpstlichen Bestätigung. Die Stimmung im deutschen Volk, das über die Anmaßungen und Erpressungen des Hofes zu Avignon erbittert war, und die Unterstützung der Minoritenmönche, die über die Armut Christi und den Besitz der Geistlichen mit den Dominikanern und dem Pontifikat in Feindschaft geraten waren und dem Bayern in seinem Streit mit dem Kirchenfürsten ihre theologische Gelehrsamkeit zur Verfügung stellten, ermutigten ihn, die Würde des Reichs der Kurie gegenüber zu wahren. Er täuschte sich auch gewiß nicht darüber, wohin die Maßregeln des vom französischen Hof geleiteten Papstes zielten. Nach Ablauf der verlängerten Frist erfolgte der Bannstrahl, 23. März 1324. und als Ludwig darauf mit einer Anklageschrift gegen den Priesterfürsten, der Deutschlands Verderben erstrebe, und mit der Berufung an ein allgemeines Konzil antwortete, sprach Johann die Absetzung des Königs und die Exkom- 11. Juli. munikation seiner Anhänger aus.

Damit war die Vorbereitung getroffen, dem französischen König die Haltung der deutschen Fürsten. deutsche Krone zuzuwenden. Herzog Leopold, der die Befreiung seines Bruders nicht erlangen konnte und dadurch in seinem leidenschaftlichen Haß gegen den Bayer noch verstärkt wurde, ließ sich von Frankreich und dem Papst leicht gewinnen. Ihm galt die Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Rachsucht mehr als das Wohl des Vaterlandes. Auf einer Zusammenkunft mit Karl IV. zu Juli 1324. Bar an der Aube sagte er gegen eine hohe Geldsumme und jährliche Subsidien dem französischen König seine Unterstützung bei der Königswahl und seine gewaffnete Beihilfe wider Ludwig zu. Allein die Kurfürsten hegten doch Besorgnis, durch ein derartiges, von der Kurie geleitetes Wahlverfahren möchten ihre Rechte Abbruch erleiden. Auf einer Zusammenkunft der geistlichen Kurfürsten mit den Gesandten Karls IV. und des Papstes zu Rense wurden daher auf Betreiben Bertholds von Buchegg, Komturs des Deutschherrenordens, der sich in dem ganzen Streit entschieden auf Ludwigs Seite stellte, die vom Papst und

Frankreich ausgehenden Anträge zurückgewiesen. Die deutsche Krone war damit von der Schmach befreit, wiederum, wie in den unseligen Zeiten des Zwischenreichs, in fremde und diesmal mächtigere und gefährlichere Hände zu kommen. Aber zwischen dem erwählten deutschen König und dem Oberhaupt der Kirche entbrannte der Kampf mit der leidenschaftlichsten Erbitterung. König Ludwig

Verträge mit dem Habsburger. hatte die Freilassung seines gefangenen Gegners bisher an so unannehmbare Bedingungen geknüpft, daß er dadurch Leopold zu wilder Rachsucht reizte. Jetzt aber, da er die Thatkraft und gefahrdrohende Entschlossenheit dieses Habsburgers erkannte, der ihn soeben genötigt von der festen Stadt Burgau an der

Jan. 1325. bayrischen Grenze mit Hinterlassung seines Gepäcks und Kriegsgerätes einen schimpflichen und verlustvollen Rückzug anzutreten, da er ahnte, welche Kämpfe von gewaltiger Heftigkeit ihm bevorständen, ward sein Herz milder und mehr geinigt zu billiger Verständigung mit dem gegnerischen Geschlechte. Ludwig

13. März 1325. schloß zu Trausnitz mit Friedrich einen Sühnvertrag, worin der letztere auf die deutsche Krone verzichtete, die in Besitz genommenen Reichsgüter herauszugeben versprach und mit Habsburgs ganzer Macht dem König wider männiglich beizustehen gelobte; falls Herzog Friedrich nach Ludwigs Tode die Königskrone erlangte, sollte er die Söhne Ludwigs mit allem, was sie vom Reich haben, belehnen, insonderheit mit der Mark Brandenburg. Wenn seine Brüder dem nicht beistimmten, verpflichtete sich Friedrich eidlich, sich wieder der Haft zu stellen. Der Trausnitzer Vertrag fand jedoch heftigen Widerspruch, sowohl bei

4. Mai. Herzog Leopold als bei dem Papst, der in einem Schreiben darzuthun sich bemühte, daß die einem mit schwerer Schuld und dem Bann beladenen Übelthäter geschworenen Eide keine Gültigkeit hätten und dem Habsburger bei Strafe des Bannes verbot, sich wieder als Gefangener zu stellen. Dieser aber dachte edler von der Heiligkeit geschworener Eide und der Treue des Worts, als der unredliche Priester auf dem Stuhl Petri, und kehrte, als er sich von der Unausführbarkeit des Vertrags überzeugt, in die Haft zurück. Es ist ein schönes Bild deutscher Treue, wie nun der ritterliche Ludwig seinem königlichen Gefangenen die Hand zum Bunde reichte, wie die einstigen Jugendfreunde, die das Geschick in den Kampf gegeneinander geführt, in traulichem Zusammenleben, Gemach und Tafel miteinander teilend, in Erinnerung der alten Freundschaft den Hader

5. Sept. 1325. vergaßen. In einem neuen Vertrag kamen die Fürsten überein, fortan als Brüder die Regierung des Reichs gemeinsam zu führen, ohne Vorzug des einen vor dem andern. Allein auch dieser Vertrag fand lebhaften Widerspruch, und zwar diesmal besonders von seiten der Kurfürsten, die in einer so unerhörten Übereinkunft eine mit den ersten Reichsgesetzen in Widerspruch stehende und ihre Wahlrechte gefährdende Handlung erblickten und von dem Papste dagegen aufgestiftet wurden, der mit Erstaunen und Ärger den ungewöhnlichen Vorgang

7. Jan. 1326. vernahm. Ein bald nachher abgeschlossener dritter Vertrag setzte fest, daß, während Ludwig mit Herzog Leopold nach Italien zur Kaiserkrönung ziehe, der

Habsburger die Reichsverwaltung in Deutschland führen solle. In allen diesen Annäherungen erkennt man das Bestreben Ludwigs, in seiner bedrohten Stellung mit seinen nächsten und gefährlichsten Gegnern Frieden zu machen, um in dem großen Kampfe mit dem Papste, zu dessen Schauplatz er wohl damals schon Italien ausersehen, freie Hand zu haben. Aber mehr als alle Verträge, die rechtlich keine Gültigkeit in Anspruch nehmen konnten, kam dem bayrischen Fürsten der unerwartete Tod des Herzogs Leopold zu statten. Kaum vierunddreißig Jahre alt schloß er sein Leben. Mit ihm verlor Friedrich, der an Geisteskraft und Willensstärke sich mit dem jüngern Bruder nicht messen konnte, seine hauptsächlichste Stütze. Unerschrockene Tapferkeit, Hingebung an seinen Bruder und sein Geschlecht, für die er sein lebenlang rastlos geworben und gefochten, unermüdliche Thatkraft und ritterlichen Sinn wird niemand dem Herzog Leopold absprechen; aber der Leidenschaft des glühenden Herzens, dem Haß und der Rachsucht gegen den Widersacher seines Hauses hat er nicht zu gebieten vermocht. Durch diesen Todesfall des kräftigsten der Brüder erlitt das Habsburgische Haus einen schweren Schlag, und ein Jahr darauf starb auch der junge Herzog Heinrich, der einst bei Mühldorf so wacker gefochten. Friedrich tritt von da an vom Schauplatz der Geschichte zurück; er führte noch den Namen eines römischen Königs, beschäftigte sich aber ausschließlich mit der Verwaltung seiner eigenen Länder, wo um diese Zeit ein Bruderkrieg ausbrach. Otto, der jüngste der Habsburgschen Brüder, verlangte eine Teilung der Länder und griff, unterstützt von den Königen von Ungarn und Böhmen, zu den Waffen; ihm wurde nachher die Verwaltung der vordern Lande überlassen, womit er sich zufrieden gab. Herzog Friedrich überlebte diesen Vorgang nicht lange. In den vielen Kämpfen und der langen Haft hatte er die Spannkraft der Seele, die Heiterkeit des Gemüts und die Gesundheit des Leibes verloren. Bald nach seinen vorangegangenen Brüdern raffte ein früher Tod auch den dritten der Söhne König Albrechts dahin; in seiner Stiftung Mauerbach ward er zur Ruhe gelegt.

(Margin: 28. Febr. 1326. — Febr. 1327. — 13. Jan. 1330.)

d. Der Römerzug Ludwigs des Bayern.

Dringende Rufe ergingen aus der apenninischen Halbinsel an Ludwig, der ghibellinischen Partei wider ihre Bedränger beizustehen. Waren die Ghibellinen vorher durch den Aufschwung des Viscontischen Hauses und durch das Kriegsglück des Castruccio Castracani aus dem erlauchten Lucchesischen Geschlecht Interminelli, der bei Montecatini (S. 853) und später bei Altopascio die Florentiner und Guelfen aufs Haupt geschlagen und zum Diktator von Lucca erkoren worden, im Vorteil über ihre Gegner gewesen, so änderte sich dies, als das hartbedrängte Florenz in seiner Not dem Herzog Karl von Kalabrien, dem Sohn König Roberts von Neapel, auf zehn Jahre die Signorie übertrug und dadurch die Macht des Anjou in Toscana einen stolzen Aufschwung nahm. Die Drohung der bedrängten Ghibellinen, sich vom Reiche

(Margin: Die Lage in Italien. — Sept. 1325. — Jan. 1326.)

loszusagen, wenn der König nicht zu ihrem Schutz herbeikomme, machte Eindruck auf Ludwig. Nach Herzog Leopolds Tod war ja auch seine Stellung im Reich so gesichert, daß er wohl an ferner liegende Unternehmungen denken konnte. Und war nicht Italien das Feld, wo seine Widersacher, die päpstliche Kurie und der französische Hof, am erfolgreichsten bekämpft werden konnten? Und besaß nicht die Kaiserkrone noch so viel Glanz, um sein Ansehen im Reich fest zu begründen? Diese Erwägungen bestimmten Ludwig, den dringenden Bitten der Ghibellinen Folge zu leisten und den Weg zu betreten, den sein Vorgänger im Reich ihm gewiesen. Freilich konnte er sowenig als Heinrich VII. auf die Hilfe der deutschen Fürsten rechnen, und auch seine erschöpften Stammlande boten ihm nur geringe Unterstützung. Wiederum mußte er sich hauptsächlich auf die Ghibellinen in Italien stützen, deren Streitkräfte, wenn sie ein allgemein anerkanntes Oberhaupt zusammenfaßte, den Kampf mit den Gegnern wohl aufnehmen konnten.

Der Aufbruch. Dez. 1326. Nachdem König Ludwig mit Friedrich von Habsburg, den er nicht wieder sehen sollte, eine letzte Zusammenkunft zu Innsbruck gehalten, zog er gen Trient, wohin er die Führer der Ghibellinen zu einem Reichstag entboten hatte. Er mochte im Sinn haben, nach diesem Parlament zurückzukehren, denn noch war ja die Lage des Reichs nicht derart, um die Anwesenheit des Oberhauptes entbehren zu können; als er aber die stattliche Versammlung der Ghibellinenhäupter sah, Cane della Scala von Verona, Passerino von Mantua, die Markgrafen von Este in Ferrara, die Visconti und andere Herren nebst Abgesandten der ghibellinischen Städte, und ihre Versprechungen und Bitten vernahm, da mochte er sich der Hoffnung hingeben, seine unsichere Stellung in Deutschland durch den Römerzug zu stärken und die päpstliche Macht an der Wurzel zu treffen. Nachdem der Streit zwischen Cane von Verona und dem Herzog von Kärnten über das Vikariat von Padua beigelegt, die Ghibellinenhäupter durch Erteilung und Bestätigung von Reichsvikariaten für ihre Leistungen belohnt worden waren, wurde eine Anklageschrift gegen den Papst Johann als Ketzer und unwürdigen Priester erlassen.

Die Minoriten. An diesem Verfahren gegen den Papst nahmen die Minderbrüder lebhaften Anteil (S. 84, 89). Die Behauptung dieses Bettelordens, daß, weil Christus und die Apostel kein Eigentum besessen, auch ihre Nachfolger im Priesteramte besitzlos sein sollten, hatte bei Papst und Geistlichkeit den heftigsten Widerspruch erfahren, und in diesem Streit hatten sich namentlich die Dominikaner zu Verfechtern der päpstlichen Ansicht aufgeworfen. Als der Papst diejenigen, die fortan an der vollkommenen Armut Christi und der Jünger festhielten, für Ketzer erklärte, schlossen sich die Häupter der Franziskaner um so inniger an Ludwig an, und dieser fand an Männern, wie Michael aus Cesena, Wilhelm Occam, Bonagratia aus Bergamo, Ubertino aus Casale, Marsilius Raimondini aus Padua, Johannes Jandunus von Perugia, Ulrich Hofmayer

aus Augsburg, des Königs Geheimschreiber, eben so entschiedene als gelehrte und mit der Feder vertraute Kämpfer gegen päpstliche Übergriffe und Habsucht. Von ihnen gingen die scharfen, mit Gelehrsamkeit und Geist verfaßten Anklageschriften und Antworten auf die päpstlichen Bannbullen aus. In der berühmtesten dieser Schriften, dem von Marsilius und Jaudunus verfaßten „Verteidiger des Friedens“ (Defensor pacis) werden die Grundsätze, die das ganze päpstliche System einer einschneidenden Beurteilung unterzogen, mit der größten Schärfe und Folgerichtigkeit entwickelt. Die Gewalt über Kaiser und Könige, welche die Päpste mittels der Übertragung der Kaiserkrone in Anspruch nahmen, wird als unbegründete Anmaßung hingestellt; selbst in geistlichen Dingen wollen sie den Primat des Papstes nicht gelten lassen, soweit er die Befugnis der Konzilien und Bischöfe beeinträchtige. Es sind scharfe Stimmen, die sich aus dem geistlichen Stande vernehmen lassen, von einer Kühnheit, wie sie sonst nicht leicht zu Tage trat. Und noch mehr als durch ihre gelehrte polemische Thätigkeit wirkten sie durch ihre praktische in Predigt und Beichtstuhl für Ludwigs Sache und die Ausbreitung ihrer Lehre. Die abgezehrten, in strenger Asketik lebenden Minoriten standen bei dem Volke weit mehr im Rufe der Heiligkeit als die päpstliche Dienstmannschaft aus dem Orden der Dominikaner. Daß man in Deutschland die Bannflüche gegen Ludwig so wenig beachtete, ist großenteils der Wirksamkeit dieser Mönche zuzuschreiben, dieser Streiter gegen päpstliche Anmaßung und geistliche Habgier und Herrschsucht.

Der Kirchenfürst zu Avignon säumte nicht, auf den Reichstag von Trient eine Antwort zu geben. Eine Bulle klagte den König an, er habe sich die Verwaltung des römischen Reichs angemaßt, er habe die Ketzer von Mailand und Ferrara und andere Feinde der Kirche begünstigt, er trachte, das Kaiserreich an sich zu reißen und den apostolischen Stuhl zu vernichten. Wegen dieser frevelhaften Gesinnung wurde er von neuem mit dem Banne belegt, seiner sämtlichen Lehen und Besitzungen, selbst des Herzogtums Bayern verlustig erklärt, seine Vasallen und Unterthanen wurden vom Treueid entbunden. Zugleich wendete sich der Papst mit Heftigkeit gegen die Irrlehrer, die in Ludwigs Nähe seien und unter seinem Schutze ihre Ketzereien ausbreiteten. Wenige Tage später erließ er in steigender Leidenschaftlichkeit eine neue Bulle, um Ludwig, der so sehr vom Feuer des Ehrgeizes entflammt sei, daß er die Kaiserkrone sich widerrechtlich anmaßen wolle, die Rückkehr aus Italien aufs strengste zu gebieten. Aber der Bayer ließ sich durch das Vorgehen des Papstes nicht irre machen; die Bannstrahlen waren stumpf geworden im Laufe der Zeit. Der König war entschlossen, durch rasches Vorwärtsgehen die Macht des feindlichen Papstes, dessen Heftigkeit keine Versöhnung hoffen ließ, zu brechen. Es war ein kühnes Unternehmen, denn Ludwig besaß nur eine geringe Schar von Rittern, und die Unterstützung der Ghibellinen war immer eine unsichere Sache Aber siegesfroh betrat er die

Haltung des Papstes. 3. April 1327.

9. April.

Bahn, auf der sein Vorgänger im Reich seine Kraft erfolglos verzehrt hatte, und das Glück zeigte ihm anfangs ein lächelndes Antlitz.

Ludwig in Mailand. Um die Mitte des Märzmonats brach der König von Trient auf, „arm 1327. und geldbedürftig, mit geringem Gefolge, da er im ganzen nicht sechshundert Ritter hatte", wie der zeitgenössische Geschichtschreiber Villani sagt. Freudig nahmen die lombardischen Städte, die er auf dem Zug berührte, Bergamo, Como, den Herrscher auf. Zugleich regte sich in Rom die Volkspartei, verjagte die Anhänger König Roberts und erließ eine dringende Einladung an Ludwig. Dieser setzte voll Siegeszuversicht seinen Weg nach Mailand fort und wurde von Galeazzo Visconti ehrenvoll empfangen. In der Ambrosiuskirche ward er 31. Mai. am Pfingstsonntag mit der eisernen Krone der Lombarden gekrönt; aber schismatische Bischöfe, Guido de Tarlati, Bischof von Arezzo, und Friedrich de' Maggi, der entsetzte Bischof von Brescia, krönten den König, und trotz der zahlreichen Anwesenheit ghibellinischer Fürsten mit stattlichem Gefolge war die Festfreude gering. Das freundschaftliche Verhältnis zu den Visconti erlitt jedoch plötzlich einen Stoß. Unter den Söhnen des alten Matteo war schon lange Zwietracht und Eifersucht vorhanden, indem sich einige Glieder des Geschlechts, vor allen Marco, ein tapferer Kriegsheld, von dessen kühnen Waffenthaten die Zeitgenossen viel erzählen, gegen das Regiment des herrschsüchtigen und ehrgeizigen Galeazzo auflehnten. Es hat den Anschein, als habe Galeazzo kein offenes Spiel gespielt, als habe er sich mit dem päpstlichen Legaten gegen den König in Unterhandlungen eingelassen, und dies sei von der Gegenpartei in der Stadt, unter Leitung seines Bruders Marco, zu seinem Sturz benutzt worden. Andere Zeitgenossen sagen freilich, das Haupt der Visconti habe die hohen Geldforderungen des Königs nicht erfüllen wollen. Wie dem auch sei, in den ersten Tagen des Juli fand das unerwartete Ereignis statt, daß das Geschlecht der Visconti, noch eben im vollen Besitz der königlichen Gnade, gestürzt und seiner Würden entsetzt wurde. Im nahen Schloß von Monza in den schrecklichen Kerkern, die er selbst kurz zuvor erbaut, wurde Galeazzo mit seinen Brüdern Lucchino und Johann unter der Aufsicht des deutschen Ritters Johann von Reischach gefangen gehalten. Die Verwaltung der Stadt sollten fortan vierundzwanzig Mailänder Nobili führen, Graf Wilhelm von Montfort ward als kaiserlicher Vikar eingesetzt. Die Wiederherstellung der alten republikanischen Verfassung aber erregte sowohl bei dem Urheber dieses Ereignisses, Marco Visconti, als bei andern Ghibellinenhäuptern, die eine gleiche Gefahr befürchten mochten, großen Unwillen und gereichte dem König in der Folge sehr zum Schaden.

Der Zug nach Rom. Mit ansehnlich verstärkten Kriegsscharen, deutschen und welschen Stam- August. mes, zog Ludwig nach diesen Vorgängen aus Mailand ab. Er fand keinen Widerstand; der Legat Bertrand, der mit päpstlichen Soldtruppen in der Lombardei stand, benahm sich so vorsichtig und ängstlich, daß ihm von Argwöhnischen

sogar Verrat vorgeworfen wurde. In Orci, im Gebiet von Brescia, sammelten sich nochmals die Häupter der Ghibellinen um den König, und dieser hielt es für nötig, um aufsteigende Besorgnisse zu zerstreuen, sein Verfahren gegen die Visconti zu erklären. Er zeigte verräterische Briefe von Galcazzo an den Legaten vor; „die einen halten sie für echt, die andern für falsch", sagt Villani. Die ghibellinischen Häuptlinge, die ihre Herrschaft immer mehr zur Landeshoheit auszubilden strebten, mochten doch mit Befremden und Mißtrauen auf diesen plötzlichen Schlag gegen das erlauchte Geschlecht und die Herstellung der republikanischen Freiheit in Mailand blicken; doch begleiteten den König auf seinem Weiterzug die Söldner von Cane, Passerino und des Markgrafen von Este. Als er unbehelligt von den Guelfen und den Streitkräften des Legaten sich Tuscien näherte, kam ihm Castruccio, der Herr von Lucca, in feierlichem Zug entgegen. Die reiche Handelsstadt Pisa, die wohl noch an die Drangsale unter Kaiser Heinrich VII. denken mochte und Besorgnis hegte, dem ländergierigen Castruccio Castracani in die Hände zu fallen, bot dem Könige 60,000 Goldgulden an, wenn er ihr Gebiet nicht betreten wolle. Aber Ludwig mochte dem Besitz der seebeherrschenden Stadt nicht entsagen und schritt im Verein mit Castruccio zur Belagerung. Mehr als einen Monat hatte er vor der Stadt gelegen, als die Bürger in die Aufnahme des Königs und der Vertriebenen Okt. 1327. willigten und die genannte Geldbuße zahlten; doch verpflichtete sich Ludwig, keine Eingriffe in die Verfassung der Stadt zu machen und dem Castruccio den Eintritt zu wehren, Bedingungen, die er allerdings nur mangelhaft erfüllte. Castruccio wurde für seine Dienste mit den Städten Lucca, Pistoja, Luni u. a. belohnt, die er bisher als Reichsvikar verwaltet und die nun zu einem in seinem Geschlecht erblichen fast unabhängigen Herzogtum erhoben wurden. Gegen die reiche Kaufmannsstadt Florenz, die mit ihrer neapolitanischen Besatzung und ihrem gewaltigen Bürgerheer eine feste Stellung einnahm, einen Angriff zu wagen, hielt der König nicht für geraten; sein nächstes Ziel war Rom und die Kaiserkrone, dahin lenkte er ungesäumt seine Schritte. Dort schien sich die Hoffnung zu bieten, gegen die Widersacher, den Papst und seinen neapolitanischen Schützling, den entscheidenden Schlag zu führen.

Das wankelmütige Volk der Weltstadt sah mit freudiger Erwartung dem Stimmung in Rom. Heranzug Ludwigs entgegen. Schon lange war es unwillig über die Entfernung des päpstlichen Stuhles, worin es eine Schmälerung der Macht, der Rechte und der Einkünfte der Stadt erblickte. Die vornehmen Geschlechter waren unzufrieden, daß die Herrschaft an König Robert übergegangen. Die Abgesandten der Römer, die um Rückkehr des Papstes baten, kehrten jedesmal erfolglos heim. Da erhob sich die Volkspartei unter Leitung des Sciarra della Colonna, verjagte nach einer siegreichen Straßenschlacht im Borgo die Gegner und gab der Stadt eine republikanische Verfassung mit Volkstribunen, den Colonna als Capitano an der Spitze. Nun ergingen Einladungen an den in Mailand

weilenden Ludwig, und erwartungsvoll harrten die Römer seiner Ankunft, als er im Dezember durch Toscana gen Viterbo vorrückte. Zuzüge aus deutschen und welschen Landen verstärkten sein Heer, dessen Unterhaltungskosten die ghibellinischen Städte lieferten. Von Castruccio unterstützt, rückte der König in raschem
7. Jan. 1328. Zuge vor und stand zu Anfang des neuen Jahres innerhalb der Stadt, von den
Ludwig in Rom. Bewohnern mit Jubel begrüßt. Wenige Tage darauf empfing er die Kaiser-
17. Jan. krönung zugleich mit seiner Gemahlin Margarete, welche bald nachher in der ewigen Stadt ihren ersten Sohn, Ludwig den Römer, gebar. In der Peterskirche setzten die Häupter des Volks, an ihrer Spitze Sciarra Colonna, dem König die Krone auf, die gebannten Bischöfe von Venedig und von Aleria in Corsica salbten ihn. Dadurch wurde die staatsrechtliche Doktrin, daß das römische Volk die Quelle des Imperium sei und dem Pontifikat durch die Krönungszeremonie kein wirkliches Hoheitsrecht erwachse, einmal thatsächlich geltend gemacht. Die Ernennung Castruccios zum erblichen Pfalzgrafen des Laterans war eine neue Gunstbezeugung für den Mann, dem Ludwig die Kaiserkrone hauptsächlich zu danken hatte. Der Bayer konnte mit Befriedigung auf seine Erfolge blicken. Woran sein Vorgänger mit aller Kraft und Anstrengung gearbeitet, das war ihm fast mühelos zu teil geworden; aber die Erfolge waren trügerisch. Nun glaubte er die Zeit gekommen, um der Kurie die erlittenen Unbilden zu vergelten. Der Papst hatte ihn mit den schwersten Bannflüchen belegt, aller Würden und Länder verlustig erklärt und neuerdings sogar die Kurfürsten zur Wahl eines neuen Reichsoberhauptes aufgefordert. Diesen Feindseligkeiten
14. April 1328. begegnete nun Ludwig durch Erlaß des Reichsgesetzes: „daß jeder der Ketzerei oder des Hochverrats Schuldige, auch ohne Beachtung der sonst üblichen Rechts-
18. April. formen, durch kompetente Richter verurteilt werden könne". Und wenige Tage darauf sprach er dann auf dem Kapitol in Gegenwart der Volkshäupter und vieler Geistlichen und Minoritenmönche das Urteil gegen den Priester Jakob von Cahors, der sich Papst Johann XXII. nenne, und entsetzte ihn wegen Simonie, Ketzerei und Hochverrats seiner Würde. Sodann verordnete er, das kirchliche Oberhaupt solle in Zukunft seinen Sitz dauernd in Rom haben und sich ohne Genehmigung des römischen Volks und Klerus nie weiter als zwei Tagereisen von der Stadt entfernen dürfen. „Das Verfahren Ludwigs war die thatsächliche Durchführung der Theorien der Monarchisten und Reformatoren, welche den Grundsatz aufgestellt hatten, daß der Papst gerichtet und gestraft werden könne, daß seine Richter das Konzil und der Kaiser seien, als Schirmvogt der Kirche und als Inhaber der Richtergewalt überhaupt, und daß ein Papst, der von der Orthodoxie des Glaubens abgewichen, keine Schlüsselgewalt mehr habe, daher nicht allein von Geistlichen, sondern auch von Laien abgesetzt
12. Mai. werden dürfe." Die Erhebung eines neuen Papstes, des durch Sittenstrenge und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Minoriten Peter Rainalucci aus Corbara unweit Aquila, der den Namen Nikolaus V. annahm, war die nächste Folge

dieses Urteils. Mit solchen Maßregeln hatte Ludwig in die alte Bahn der Hohenstaufen eingelenkt, und die Ausschreitung, zu der er durch des Papstes maßloses Vorgehen verleitet worden, hat ihm viel Tadel zugezogen und viele Widersacher bereitet. War das kapitolinische Parlament und eine Anzahl schismatischer Kleriker das Tribunal, um das Oberhaupt der Kirche zu richten? Und sollte die Papstwahl wieder in die Hände des römischen Volkes übergehen? Die Kaiserkrönung war denn auch der letzte Triumph, der dem König in Italien zu teil ward.

Ungünstige Umstände und eigenes Verschulden vereinigten sich, den Siegeszug Ludwigs zu einem kläglichen Ende zu führen. Hatte ihm schon das Verfahren gegen die Visconti die Herzen der Ghibellinenhäupter entfremdet, so zerfiel er jetzt auch mit dem Manne, dem er hauptsächlich seine bisherigen Erfolge zu verdanken hatte, mit Castruccio. Ludwig hatte den mächtigen Mann, der durch kriegerisches Geschick und staatsmännisches Talent, durch Glück und Verdienst sich zum unbestrittenen Haupte in Toscana emporgeschwungen, hochgeehrt; aber dennoch fühlte sich dieser durch die Verweigerung der Belehnung mit Pisa und der Freilassung der befreundeten Visconti verletzt und verließ den Kaiser, die Wiedergewinnung des von den Florentinern eroberten Pistoja zum Vorwand gebrauchend. Und auch als Ludwig seine Wünsche erfüllte, die Visconti in Freiheit setzte und ihn mit dem Reichsvikariat über Pisa belehnte, verharrte Castruccio in seinem Trotz. Mißgriffe Ludwigs. 25. März 1328. 29. Mai.

Der Kaiser geriet durch Castruccios Abfall und durch das Versiegen der Geldleistungen der getreuen Städte bald in Bedrängnis. König Robert hatte die Grenzorte besetzt und die Zufuhr abgeschnitten, von dem verbündeten König Friedrich von Sizilien war thatkräftige Unterstützung nicht zu hoffen. Die Römer murrten über die Gewaltthaten der geldarmen und zuchtlosen Deutschen. Unter diesen Verhältnissen war es geraten, den Rückzug anzutreten und den stolzen Plan eines in Gemeinschaft mit Friedrich von Sizilien zu unternehmenden Angriffs auf Neapel aufzugeben. Als der Kaiser zu Anfang August die Stadt verließ, verfolgten dieselben Römer, die vor Jahresfrist dem Befreier zugejauchzt, das abziehende Heer mit Schmähungen und Steinwürfen. Der neue Papst zog mit seinem Kaiser ab, und die Stadt nahm alsbald wieder neapolitanische Besatzung auf, und ein guelfisches Volksparlament vernichtete alle Akte Ludwigs und ließ seine Edikte durch Henkershand öffentlich verbrennen. Schlimme Lage des Kaisers.

Zur rechten Zeit, um nicht mit dem Kaiser in offenen Konflikt zu kommen, starb Castruccio in einem Alter von siebenundvierzig Jahren, der größte Gewaltherrscher seit Ezzelino. Er hatte sich den Bannfluch des Papstes zugezogen und zugleich die kaiserliche Gunst durch ein ränkevolles Spiel vergolten. Ludwig rächte seine Treulosigkeit an den Söhnen, die er trotz der früher verliehenen erblichen Herzogswürde in ihren Besitzungen beträchtlich schmälerte. Die Pisaner verjagten die Söhne ihres Zwingherrn und öffneten dem Kaiser mit Freuden Der Rückzug. 3. Sept. 1328.

die Thore; die Bürger von Lucca erkauften sich eine kurze Wiederherstellung ihrer republikanischen Freiheit. Das Beispiel Castruccios war das Zeichen zum Abfall für viele seiner Gesinnungsgenossen; die Markgrafen von Este machten ihren Frieden mit der Kirche; ihnen folgten die Visconti. Galeazzo war bald
6. Aug. nach seiner Befreiung gestorben, und Ludwig setzte dessen Sohn Azzo in die
Jan. 1329. väterliche Würde ein, um die wankenden Ghibellinenfürsten wieder an sich zu fesseln. Aber auch dieser ergriff die Gelegenheit, sich an dem geschwächten Kaiser zu rächen, dem er die Härte gegen sein Geschlecht nicht verzeihen konnte. Er unterhandelte ebenfalls mit dem Papst, mit dem bald eine Aussöhnung zu stande kam. Auch Pisa wurde der drückenden Hofhaltung des Kaisers müde, der zudem durch das massenhafte Ausreißen seiner unbezahlten Söldner in arge Bedrängnis kam. So setzte Ludwig seinen Rückzug nordwärts fort. Der Versuch, den Abfall Azzos durch die Belagerung von Mailand zu strafen, scheiterte kläglich.
23. Sept. 1329. Er mußte sich zu einer Übereinkunft verstehen und den Visconti gegen eine Geldsumme mit dem Reichsvikariat über Mailand belehnen. Von den Italienern verachtet, von den deutschen Söldnern verlassen, ohne Geld und Anhänger, kehrte der Kaiser endlich noch vor Jahresschluß in seine deutsche Heimat zurück.

Ausgangs des Römerzugs.

Die glänzenden Erfolge, die er anfangs so rasch errungen, waren alle zerstoben; was er gehofft und erstrebt und schon erreicht zu haben vermeinte, die Niederwerfung seines Gegners auf dem päpstlichen Stuhl und die Kräftigung seines Ansehens als deutscher König durch den Glanz der Kaiserkrone, es war ein vergebliches Streben gewesen. Sein Vorgänger hatte sein Herzblut vergossen, um sich in Italien die Herrschaft zu erringen; Ludwig ließ einen guten Teil seines Ruhms und Ansehens dortselbst; in fluchtähnlichem Rückzug mußte er nach der Heimat eilen, ohne einen nennenswerten Erfolg von dauernder Wirkung erlangt zu haben. Sein Papst Nikolaus V. endete, sobald der Kaiser ihn verlassen. Er war nach Pisa nachgefolgt, stellte sich dann unter den Schutz des Grafen Bonifaz Novello von Donoratico, des neuen Signore von Pisa, und als dieser seinen Frieden mit Johann XXII. machte, entsagte Nikolaus seiner hohen Würde, ward, nachdem er reumütig zu den Füßen des französischen
1330. Papstes seine Sünden bekannt, in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen und lebte noch drei Jahre zu Avignon in milder Haft.

c. Ludwigs Waltung im Reich.

Das Deutsche Reich während Ludwigs Abwesenheit.

Auch in Deutschland hatte inzwischen der unversöhnliche Groll des Papstes dem Kaiser neue Feinde zu erwecken gesucht. Daß eine neue Königswahl, wofür der Papst schon mehrere Kurfürsten, insbesondere den Erzbischof Matthias von Mainz, gewonnen hatte, nicht zu stande kam und dem Deutschen Reich ein erneuter unheilvoller Krieg um die Krone erspart blieb, war hauptsächlich der vaterländischen Wirksamkeit des trefflichen Erzbischofs Balduin von Trier zu danken, der auch seinen Neffen Johann von Böhmen in seinem Sinne zu leiten

wußte. Noch größer wurde der Einfluß des Kirchenfürsten aus luxemburgischem Stamm, als Erzbischof Matthias starb. Das Mainzer Kapitel „postulierte“ 9. Sept. 1328. Balduin, und wurde er gleich vom Papste nicht bestätigt, sondern der habsburgisch gesinnte Heinrich von Virneburg zum Erzbischof von Mainz ernannt, so gelang es dem unternehmenden Luxemburger doch, sich im größten Teil des Mainzer Erzstiftes mit Ausnahme der Hauptstadt festzusetzen.

Die zwei mächtigsten Fürstenhäuser waren damals Luxemburg und Habsburg, und ihre Haltung war von bestimmendem Einfluß auf den Gang der Welthändel. Ludwigs Stellung zu den Häusern Luxemburg u. Habsburg. Es war ein Glück für den Bayer, daß beide durch gegenseitige Eifersucht und Furcht auseinander gehalten wurden und deshalb gegen Ludwig eine entgegenkommende Haltung annahmen. Während der Kaiser in Italien weilte, hatte König Johann sein abenteuerlich unstätes Leben fortgesetzt, bald mit Österreich im Kampf gelegen, bald gegen die heidnischen Preußen und Litauer gefochten, bald am Rhein sich in wilden Fehden umhergetrieben. Die Feindschaft mit Österreich wurde endlich durch ein lebenslängliches Friedens- und 9. Mai 1330. Freundschaftsbündnis mit den Herzögen Albrecht und Otto, die allein noch von den Habsburgschen Brüdern am Leben waren, beigelegt. Nun suchte man auch eine Versöhnung zwischen Kaiser und Papst zu stande zu bringen. Die Friedensvorschläge, die namens des Königs von Böhmen, des Erzbischofs von Trier und des Herzogs Otto von Österreich an die Kurie ergingen, waren demütig genug. Der Kaiser solle seinen Gegenpapst aufgeben, alle Schritte gegen die Kirche und deren Oberhaupt in Avignon widerrufen, die Exkommunikation anerkennen und die päpstliche Gnade nachsuchen. Aber selbst durch diese Vorschläge ließ sich der starre Sinn des erzürnten Kirchenfürsten nicht zur Versöhnung und zur Anerkennung des Königs bewegen. Er beharrte auf der Wahl eines neuen Reichsoberhauptes und wiederholte die Bannflüche gegen den Wittelsbacher, obschon derselbe gerade um diese Zeit seine kirchliche Gesinnung durch Stiftung des Benediktinerklosters Ettal bethätigte. Zwischen dem Kaiser und den Habsburgern schien es bald zum Bruch kommen zu sollen. In den Städten des Elsaß herrschte noch immer ein lebhafter Parteikampf; in Kolmar hatte sich ein Teil der Bürgerschaft für Ludwig, der andere für Habsburg erklärt. Herzog Otto belagerte die Stadt, und schon rückte Ludwig zum Entsatz heran; da gelang es dem König von Böhmen den Frieden herzustellen. Zu Hagenau kam eine Aug. 1330. Versöhnung zu stande. Die Herzöge erkannten Ludwig als Oberhaupt des Reichs an und versprachen ihm Beistand gegen jedermann; dafür bestätigte ihnen der Kaiser alle Rechte und Freiheiten, die ihre Städte hatten, versprach ihnen eine Entschädigung von 20,000 Mark Silbers und verpfändete ihnen etliche Reichsstädte. So war das gute Einvernehmen zwischen dem Kaiser und Habsburg hergestellt, und die Spitze des neugeschlossenen Bündnisses wandte sich bald gegen den Friedensvermittler, den Böhmenkönig, dessen ganze Thätigkeit damals von weitgehenden Plänen in Anspruch genommen war.

Die Kärnten-Tiroler Frage und König Johanns Thätigkeit.

König Johann trug sich damals mit großen Entwürfen, bei denen die unermüdliche und scharfsinnige, aber schwankende, unstäte und oft unentschiedene Staatskunst dieses merkwürdigen Fürsten an den Tag tritt. Es eröffnete sich ihm die Aussicht, das schöne Erbe von Kärnten-Tirol an sein Haus zu bringen. Herzog Heinrich, einst der Nebenbuhler Johanns um die böhmische Krone, hatte längst seine feindselige Gesinnung abgelegt. Das Verlangen des alten Fürsten nach Johanns junger Schwester Maria und, als diese ihm ihre Hand verweigerte, nach dessen Muhme Beatrix von Brabant wußte der Böhmenkönig klug zu benutzen. Schon im Jahr 1324 hatten die beiden Fürsten einen ewigen Freundschaftsbund geschlossen und Heinrich seinen Ansprüchen auf Böhmen gegen eine Geldsumme von 40,000 Mark Silbers entsagt. Und wenn er gleich weder die Geldsumme erhielt, noch die Hand der brabantischen Prinzessin, so wußte der schlaue Luxemburger doch den Herzog bei guter Stimmung zu erhalten. Dieser vermählte sich endlich mit Beatrix von Savoyen in dritter Ehe, die aber kinderlos blieb. Aus zweiter Ehe besaß er zwei Töchter, die kranke und schwachsinnige Adelheid und die jüngere Margarete, nach ihrem Schlosse „Maultasch“ zugenannt, die als alleinige Erbin gelten konnte und mit König Johanns gleichnamigem Sohn
1330. verlobt war. Der Kaiser hatte dem Herzog Heinrich das Recht verliehen, falls er ohne Söhne sterbe, seinen Töchtern und deren Gatten alle Reichslehen zu vermachen, jedoch mit kaiserlicher Zustimmung. Wegen dieser Aussichten auf das kärntnische Erbe mußte Johann eine freundschaftliche Stellung zu Ludwig einnehmen, und dieser, der damals erwartungsvoll auf den Erfolg der durch Johann vermittelten Vergleichsversuche mit dem Papste harrte, war nicht in der Lage, den ehrgeizigen Plänen des Böhmenkönigs entgegenzutreten.

König Johann in Italien. Sept. 1330.

Kaum hatte König Johann durch die Vermählung seines zweiten Sohnes Johann Heinrich mit Margarete von Kärnten und Tirol seinem Hause die Anwartschaft auf das Erbe gesichert, so faßte sein rastloser Geist einen neuen Entwurf: in Italien schien sich ihm ein weites Feld für seinen Thatendrang zu eröffnen. Dort waren nach Ludwigs ruhmlosem Zug der König von Neapel und der Papst durch den Kardinallegaten Bertrand von Poggetto ihrer Gegner immer mehr Herr geworden. Ludwig konnte es jetzt nicht wagen, eine neue Romfahrt zu unternehmen; aber den Böhmenkönig reizte die, wenn auch vorübergehende, Herrschaft in Italien. Die Ghibellinenfürsten jubelten dem ritterlichen Abenteurer entgegen, der mit ansehnlicher Heeresmacht heranzog und die Friedensstiftung zwischen Guelfen und Ghibellinen auf seine Fahne geschrieben hatte. Dem Kaiser, der ihn wegen dieses Unternehmens zur Rede stellen ließ, versicherte er, daß seine Schritte nicht gegen das Reich gerichtet seien und daß seine Erwerbungen nur im Interesse Deutschlands geschähen. In der That
Dez. 1330 bis März 1331. errang der Luxemburger auch rasch die glänzendsten Erfolge. Brescia, Bergamo, Como, Parma, Cremona, Pavia, Reggio, Modena, Lucca u. a. Städte unterwarfen sich seiner Schutzherrschaft; selbst Mailand erkannte ihn als Herrn an.
Juni 1331. Aber bald sah sich Johann genötigt, den italienischen Schauplatz zu räumen; er überließ ihn seinem Sohn Karl, als die Verhältnisse in Deutschland ihn selbst nach der Heimat riefen.

Kaiser Ludwig hatte in gereizter Stimmung auf das Vorgehen des

Luxemburgers, der sich in Italien als Reichsverweser gebärdete, sowie auf die König Johann
drohende Vereinigung des kärntnischen Erbes mit Böhmen geblickt, und diese und Kaiser
Besorgnis führte ihn zu enger Verbindung mit den dadurch gleichfalls bedrohten Ludwig.
Habsburgern. In einem geheimen Vertrag kamen beide überein, daß die letzteren Kärnten, der Kaiser Tirol erhalten sollte. 26. Nov. 1330.
Auf dem Nürnberger Reichstag April 1331.
führte Ludwig Klage über die Anmaßung des Böhmenkönigs; nur die Einsprache Balduins von Trier ließ es nicht zur Achtserklärung kommen; doch wurde Johann zur Verantwortung nach Regensburg vorgeladen. Der Kaiser, der seine Stellung durch Bündnisse mit Österreich, seinen pfälzischen Vettern, seinem Sohn Ludwig von Brandenburg und andern Gegnern des luxemburgischen Hauses befestigt hatte, gedachte jetzt ernstlich sein Ansehen in Welschland durch einen neuen Zug herzustellen, während dessen er Herzog Otto von Österreich zum Reichsvikar ernannte. Unter diesen Umständen hielt es Johann nicht für geraten, länger in Italien zu weilen. Durch persönliche Unterhandlung wollte er dem drohenden Sturm zuvorkommen, und dies gelang dem gewandten Staatsmann auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser auf einer Juli 1331.
Donau-Insel bei Regensburg vollständig. Ludwig hoffte wohl noch immer, trotz der entschiedenen Zurückweisung der Versöhnungsanträge seitens der Kurie, auf des Böhmenkönigs Vermittelung; darum zeigte er sich so nachgiebig gegen denselben. Beide Fürsten einigten sich dahin, Länder und Städte in Italien gemeinschaftlich zu beschirmen. König Johann eilte von Regensburg in sein Königreich, wo er die Österreicher und Ungarn zum Rückzug nötigte und den König von Polen zu einem Waffenstillstand zwang. Dann ging er nach Frankreich, um mit den Höfen von Paris und Avignon zu unterhandeln. Trotzdem die Waffen des päpstlichen Zorns allmählich stumpf geworden waren und die Bannstrahlen eine geringe Wirkung hatten, strebte der Kaiser, der sich an Entschiedenheit und Festigkeit des Willens und Klarheit der Ziele mit seinen hohenstaufischen Vorgängern nicht vergleichen konnte, stets nach einer Aussöhnung mit dem Papste, und daß sie nicht zustandekam, war nur die Schuld des starrsinnigen Priesters, der mit aller Hartnäckigkeit auf der Thronentsagung des Kaisers bestand. Umsonst verpflichtete sich Ludwig, dem Papste alle Rechte, Okt. 1331.
Privilegien und Schenkungen seiner Vorfahren zu bestätigen, falls nur Kaiser und Reich in ihren Rechten und Ehren ungeschmälert blieben, und bat den Oberhirten in einem eigenhändigen Schreiben, die Wege zur Versöhnung aufzusuchen; unverrichteter Sache kehrten auch diesmal die Friedensboten zurück, und König Johann mit seiner selbstsüchtigen Staatskunst war nicht vermögend oder nicht willens eine Ausgleichung herbeizuführen.

Trotzdem die versprochene Versöhnung zwischen Kaiser und Papst gescheitert war, gelang es König Johann doch, das gute Einvernehmen mit Ludwig aufrecht zu erhalten. Die italienische Politik König Johanns.
Unter Vermittelung des Erzbischofs Balduin wurde ein neues Bündnis geschlossen. Beide Fürsten kamen über einen Ehebund zwischen 23. Aug. 1332.

Ludwigs Sohn gleiches Namens, dem der Kaiser die erledigte Markgrafschaft
Brandenburg übergeben (S. 875), und Johanns Tochter Anna überein. In betreff
der italienischen Angelegenheiten versprach Johann, die lombardischen Städte zur
Erfüllung ihrer Pflichten gegen Ludwig anzuhalten und sie in keinem Falle
weder an den Papst noch an Frankreich zu verpfänden, wogegen der Kaiser aller
Nov. 1332. thätlichen Einmischung in Johanns italienische Händel entsagte. Darauf reiste
der Böhmenkönig wieder nach Avignon, teils um den päpstlichen Dispens für
das besprochene Ehebündnis einzuholen, teils um die Kurie in den italienischen
Angelegenheiten zu seinen gunsten zu stimmen. In Italien aber hatten sich in-
zwischen die Verhältnisse zum Nachteil Johanns geändert. Das eigenmächtige
Walten des Eindringlings, der Bau von Zwingburgen in den seiner Schirm-
herrschaft übergebenen Städten, die Steuerlast und die Erpressungen für sich und
seine Günstlinge und die Habsucht der geldgierigen Truppen hatten den anfäng-
lichen Jubel der Gemeinden über die Ankunft des Friedensstifters rasch ge-
dämpft; ghibellinische und guelfische Mächte vereinigten sich zur Vertreibung
des Fremdlings. Brescia, Bergamo, Novara, Pavia u. a. Städte fielen im
1332. Laufe des Herbstes in die Hände der neugebildeten Liga, deren sich Johanns zu-
28. Nov. rückgelassener Sohn Karl auch durch seinen Sieg bei St. Felice nicht zu erwehren
im stande war. Und auch als König Johann selbst, im Einverständnis mit dem
Febr. 1333. Papste, wiederum in Italien erschien, vermochte er nicht sich noch einmal Gel-
tung zu verschaffen. Nach einigen verunglückten Unternehmungen und einer
14. April Niederlage bei Ferrara durch die lombardische Liga sah er sich zu einem Waffen-
19. Juli. stillstand genötigt. Und wenige Monate darauf zog er gänzlich aus Italien ab,
nachdem er von den Städten, die sich auf Treu und Glauben ihm anvertraut
hatten, große Geldsummen erpreßt und sie dann wortbrüchig an verschiedene
Herren verpfändet hatte, so Lucca und Parma an die Rossi, Reggio an die
Fogliani, Modena an die Pigli. Das war das Ende der Heerfahrt Johanns
in Italien: die beiden letzten Feldzüge waren wahrhaftig nicht geeignet, das
kaiserliche Ansehen in Welschland zu kräftigen und den Italienern die deutsche
Herrschaft wünschenswert erscheinen zu lassen.

Intrigen über Ludwigs Verzichtleistung auf das Reich.

König Johann mochte zur Aufgebung der italienischen Pläne hauptsächlich durch eine längst vorbereitete und erstrebte, jetzt endlich ihrer Verwirklichung nahe Hoffnung bewogen werden: die Verzichtleistung des Wittelsbachers auf das Reich und die Erwerbung der Kaiserwürde für sich oder sein Geschlecht. Wir sind über das diplomatische Intrigenspiel, das diesem Schritt vorausging, nicht genügend unterrichtet; soviel wir aber sehen können, hat König Johann hier ein zweideutiges, falsches Spiel gegen den Kaiser gespielt. Wir wissen, wie Ludwig, dessen Geist nicht Schärfe und durchgreifende Energie genug besaß, um den Kampf mit dem Pontifikat zu Ende zu führen, dessen Gemüt von Zweifeln bewegt war und sich nach einer Aussöhnung mit der Kirche sehnte, während er doch in seinen Maßregeln der Kurie entgegenzuhandeln fortfuhr, sich mehrmals um die Vergebung des Priesterfürsten bemüht hatte, daß aber alle seine Bemühungen gescheitert waren, vielleicht nicht ohne Zuthun des vermittelnden

Königs Johann. Zugleich war dieser bestrebt, sich eng mit dem französischen Hof zu
verbinden. Schon war sein Sohn Karl mit der Schwester König Philipps VI.,
Blanka, vermählt; ein zweites Ehebündnis zwischen dem französischen Thronfolger
und Johanns Tochter Guta sollte das Band zwischen beiden Häusern noch enger
knüpfen. Dabei versprach der Böhmenkönig, falls er selbst oder sein Sohn Karl zum
Oberhaupt des Reichs erhoben werden sollte, keine Ansprüche auf die in frühern
Jahren von Deutschland losgerissenen Gebiete zu machen. Es ist nicht zu bezweifeln,
daß die lange fortgesetzten Verhandlungen des Königs von Böhmen in Paris und
Avignon der Verwirklichung seines Lieblingsplanes, der Erwerbung der Kaiserwürde,
galten. Um aber Ludwig um so sicherer zur Thronentsagung zu bewegen, hielt sich der
schlaue Luxemburger im Hintergrund und schob als Thronkandidaten seinen Eidam,
Herzog Heinrich II. von Niederbayern, vor. Da sich Ludwig wirklich bereit finden
ließ, auf das Reich Verzicht zu leisten, galt es zunächst die Zustimmung der Kurfürsten
zu erlangen. Wir besitzen den Zustimmungsbrief des Herzogs Rudolf von Sachsen 14. Nov. 1333.
und den Revers des niederbayrischen Thronkandidaten, wonach die kaiserliche Verzicht- 19. Nov.
leistung erst dann Gültigkeit haben sollte, wenn volle Versöhnung zwischen Kaiser und
Papst eingetreten sei. Die kaiserliche Verzichturkunde ist uns nicht erhalten und wir
wissen nicht, auf welche Bedingungen sie lautete. Auf einer Zusammenkunft in Frank- Dez. 1333
furt, wo sich mehrere Reichsfürsten einfanden, sollte der schmähliche Handel zu Ende
geführt werden. Wir haben noch die Urkunde des Herzogs Heinrich, worin er erklärt, 7. Dez.
daß zum Frieden der Kirche und des Reichs und zum Wohle der Christenheit zwischen
Kaiser Ludwig und der Mehrzahl der Wahlfürsten unter Vermittelung des Königs
Johann von Böhmen verhandelt worden sei, daß Ludwig auf das Reich verzichten
und er selbst zum römischen König erwählt werden solle. Dem König von Frankreich
wird auf ewig Frieden und Bündnis zugesichert und für seine Bemühungen zum
Wohle des Reichs und zum Zustandekommen dieser Übereinkunft, alles Land von der
Franche Comté bis nach Marseille, von der Rhone und Saone bis zu den Marken der
Lombardei als Pfand überlassen; nur gegen die an einem und demselben Tag zahlbare
Summe von 300,000 Mark Silber sollten jene Gebiete an das Reich zurückfallen;
dazu wolle der Herzog, wenn er König geworden, die Willebriefe der Kurfürsten bei-
schaffen, ohne daß der Krönungseid, nichts vom Reiche zu veräußern und Veräußertes
wieder beibringen zu wollen, ihn davon entbinden solle. Damit war das ganze are-
latische Reich und alle romantischen Teile des Deutschen Reichs dem habgierigen Nach-
barn preisgegeben; denn eine solche Verpfändung kam einer faktischen Abtretung
gleich. Bis um die Mitte des folgenden Jahres wurden diese Verhandlungen fort-
gesetzt, und es war schließlich das Verdienst der deutschen Städte, daß der Verrat
am Reich nicht zur Ausführung kam und Ludwig die Festigkeit des Willens wieder-
gewann. Als Herzog Heinrich, dem die Versöhnung des Papstes mit Ludwig zu lange
währte, die rheinischen Städte schon jetzt zur Huldigung bewegen wollte, schickten diese
Gesandte an ihren König, um ihn zu fragen, ob er wirklich der Krone zu entsagen
willens sei. Die Anhänglichkeit der Städte, auf die er immer seine Herrschaft gestützt,
gab Ludwig den Mut zurück; er erkannte, daß seine Macht noch feststehe, und Scham
mochte ihn erfüllen, daß er durch schwache Nachgiebigkeit der Würde des Reichs so viel
vergeben. In einem Rundschreiben an die Reichsstädte versicherte er, daß er nie wil- Juli 1334.
lens gewesen, der Krone zu entsagen, sondern nur wegen der Wahl eines Nachfolgers
bei seinem Tod mit den Fürsten verhandelt habe, eine Erklärung, die allerdings mit
der Wahrheit nicht bestehen konnte, aber den sich erhebenden Unwillen im Lande
dämpfte und einen schmählichen Vorgang wieder gut machte. Das wieder erwachte
Selbstbewußtsein des Kaisers gab sich auch sogleich in der eingeleiteten Berufung an

4. Dez. 1334. ein allgemeines Konzil kund; doch ehe dieses zustandekam, sank Papst Johann XXII., 90 Jahre alt, ins Grab. Kaum hat irgend ein Kirchenfürst die Ehre und das Ansehen des Pontifikats in solchem Grade geschädigt, als der französische Priester, der zwei Jahrzehnte den Stuhl Petri innehatte. Um die Habgier und Genußsucht, das allgemeine Laster der Kirchenhäupter während der babylonischen Gefangenschaft in Avignon, zu befriedigen, trieb er den schmählichsten Pfründenhandel, erfand neue Abgaben und Sporteln und übte unerhörte Erpressungen, so daß er bei seinem Tode siebzehn Millionen Goldguiden seinen Verwandten und sieben Millionen an Silbergeschirr und Edelsteinen in der Schatzkammer hinterließ. „Ganz darauf gestellt zu herrschen ward alles, was das hierarchische System berührte, wie jenem Midas, der in Gold verhungerte und verdurstete, zu eitel Macht und weltlicher Herrlichkeit. Jede tiefe christliche Regung, jede heiligste Begeisterung ward von diesem System entweder zermalmt oder ging in seiner Fürsorge in Entartung und Fäulnis über, ward geistiger Tod."

Der kärntnische Erbfolgestreit. Bald zog ein neues Ereignis das Augenmerk Ludwigs nach einer andern Seite. Am 2. April 1335 verschied auf dem Schlosse Tirol Herzog Heinrich von Kärnten ohne männliche Leibeserben, und Kaiser Ludwig sowohl als die Habsburger dachten jetzt ihrem frühern Übereinkommen gemäß in den Besitz des Erbes zu gelangen, diese in Kärnten, Krain und dem Etschland, jener in dem tirolischen Innthal. Einen
2. Mai 1335. Monat nach dem Tod des Erblassers erneuerten sie zu Linz den früheren Vertrag, der Kaiser belehnte die österreichischen Brüder Albrecht und Otto mit Kärnten und dem größten Teil von Tirol und beide Teile versprachen sich Hilfe gegen Johann von Böhmen, der aus der oben (S. 896) erwähnten Ehe seines Sohnes mit Margarete Maultasch gegründete Ansprüche auf das Erbe für sein Haus herleitete. Krain huldigte den neuen Herren, in Kärnten und Tirol protestierten zwar die Stände gegen das eigenmächtige Vorgehen des Kaisers und seiner Verbündeten, da aber von Johann, der damals an Wunden, die er im Turnier erhalten, zu Paris krank daniederlag, keine baldige Hilfe zu erwarten war, unterwarfen auch sie sich. Endlich langte König Johann in Prag an und durchschaute sofort mit dem ihm eigenen Scharfblick die Lage der Dinge und die Schwächen seiner Gegner. Während er sich zum Kriege rüstete, mit dem König von Polen Frieden und mit Karl von Ungarn ein Schutz- und Trutzbündnis schloß, unterhandelte er, um Zeit zu gewinnen, mit den Gegnern. Der
16. Sept. 1335. Kaiser ließ sich zu Regensburg zu einem neunmonatlichen Waffenstillstand bewegen, in den auch die Herzöge von Österreich eingeschlossen wurden. Als jedoch Johann seinen Sohn Karl nach Tirol sandte, um für die Erben Heinrichs die Regierung zu führen und der Kaiser an den Böhmenkönig die Aufforderung richtete, die Stadt Eger dem Reich zurückzustellen, war man beiderseits auf einen nahen Waffengang gefaßt. König Johann kam seinen Gegnern zuvor; noch ehe der Waffenstillstand ab-
Febr. 1336. gelaufen war, fiel er in Österreich ein und nötigte Herzog Otto durch die Übermacht seines mit ungarischen und andern Hilfstruppen verstärkten Heeres zum schleunigen Rückzug. Doch war auch Johann, stets in Geldverlegenheit und von den Ungarn bald verlassen, nicht in der Lage, seinen Vorteil weiter zu verfolgen. Jetzt schickte sich auch der Kaiser an, seinen Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen. Während sich Johann mit seinem Eidam Heinrich von Niederbayern vereinigte und bei Landau an der Isar ein festes Lager schlug, sammelte der Kaiser ein starkes Heer aus bayrischer und schwäbischer Ritterschaft und Herzog Ottos Österreichern und lagerte sich dem Feind gegenüber. Es sollte jedoch nicht zur Schlacht kommen. Kaiser Ludwig brach endlich sein Lager ab und rückte gen Böhmen vor, aber er veruneinigte sich mit den Herzögen, als diese seine Forderung, zur Kriegsentschädigung einige Schlösser abzutreten, zurück-

wiesen, und zog mit seinem Heere ab. Der Böhmenkönig wußte diesen Zwist zu seinen gunsten zu benutzen; er schloß zu Enns einen Separatfrieden mit den Herzögen, worin 9. Okt. 1336.
die letztern auf Tirol verzichteten, dagegen Kärnten, Krain und die windische Mark erhielten und die Zusicherung gewaffneten Beistands bei einem Angriff Kaiser Ludwigs auf ihre Lande. Graf Johann von Tirol und seine Gemahlin Margarete protestierten gegen die Schmälerung ihrer Erblande, ihre Versuche, die verlorenen Länder wiederzuerobern, scheiterten jedoch an der Treue der Grafen von Görz gegen das Haus Habsburg. Kaiser Ludwig hatte aus diesem Erbfolgestreit gar keinen Vorteil gezogen, dagegen sich mit seinen beiden mächtigen Nachbarn überworfen, eine Folge seiner kurzsichtigen Politik und schwankenden Haltung.

Immer wieder war Ludwigs Bestreben darauf gerichtet, mit der Kirche Ludwigs Haltung in den franz.-engl. Verwickelungen.
sich auszusöhnen. Für seine Stellung im Reich, wie für den Frieden seiner Seele deuchte ihm die Verzeihung des Papstes nötig. Damals saß Benedikt XII., ein Müllerssohn aus der Grafschaft Foix, auf dem päpstlichen Seit Dez. 1334.
Stuhl, ein Priester von friedfertiger Gesinnung und bestrebt, sich von der drückenden französischen Herrschaft frei zu machen. Kaiser Ludwig säumte nicht, diese günstigen Aussichten zu benutzen; aber wiederum kehrten seine demütigen Gesandtschaften unverrichteter Sache zurück, weil der französische König jede 1335. 1336.
Ausgleichung hinderte. Um die erstrebte Versöhnung mit der Kurie endlich zu erlangen, suchte Ludwig eine nähere Verbindung mit König Philipp VI. von Frankreich, und dieser wies die Aussichten nicht von der Hand. Drohte doch damals der Krieg mit England auszubrechen, und da war die Haltung des Reichsoberhauptes, insbesondere wegen der niederrheinischen und niederländischen Fürsten und Städte, die großenteils von England gewonnen waren, von der größten Wichtigkeit.

Die unsichere und schwankende und darum unersprießliche Politik des Kaisers Ludwig tritt nirgends deutlicher zu Tage als jetzt, wo er als Oberhaupt des Reichs sich anschickte und berufen war, in den Welthändeln eine entscheidende Rolle zu spielen. Der König von England sah sich in dem bevorstehenden Weltkampfe ebenfalls nach Bundesgenossen um, und seine Unterhandlungen fanden bei dem Kaiser geneigtes Gehör. Die Kunde von dieser deutsch-englischen Annäherung erweckte natürlich König Philipps Argwohn über die Redlichkeit der kaiserlichen Absichten und hintertrieb damit auch die Aussöhnung mit der Kurie. Das diplomatische Spiel zwischen dem Papst und König Philipp einerseits, anderseits dem Kaiser, der fortwährend auf England blickte, zog sich lange erfolglos hin; von keiner Seite ward, nach der treulosen Staatskunst jener Tage, mit ehrlichen Waffen gefochten. Der Kaiser war durch sein natürliches Interesse auf England hingewiesen, und englisches Gold beförderte bei ihm und andern Reichsfürsten die englischen Sympathien; aber doch konnte er, um sich nach beiden Seiten einen Weg offen zu halten und die Aussöhnung mit der Kurie nicht unmöglich zu machen, zu einer offenen entschiedenen Haltung sich schwer entschließen. Endlich wurde zwischen Ludwig und dem König

Juli 1337. von England zu Frankfurt ein Bündnis abgeschlossen, worin der Kaiser gegen 300,000 Florentiner Goldgulden zur Stellung von 2000 Helmen gegen Frankreich bis Ende November sich verpflichtete; zugleich versprach der englische König seinen kräftigen Beistand, um Ludwig mit der Kirche zu versöhnen. In Paris und Avignon blickte man mit Verdruß und Besorgnis auf diesen deutsch-englischen Bund, dem sich zugleich eine große Zahl deutscher Reichsfürsten, vor allen die Herzöge von Österreich, anschließen zu wollen schienen; nur König Johann von Böhmen stand in entschiedenem Einverständnis mit dem französischen Hof.

Der Hoftag von Koblenz. Sept. 1338. In einer persönlichen Zusammenkunft des Königs Eduard III. mit dem Kaiser auf dem glänzenden Hoftag zu Koblenz wurde das Bündnis befestigt. Inmitten der Kurfürsten und vieler Großen des Reichs hielt der Kaiser Gericht über den Valois, der die französische Krone mit Unrecht trage. Hier wurde König Philipp VI. wegen seiner Übergriffe gegen das Reich (er hatte Cambrai und andere unbestreitbar zum Reich gehörige Orte besetzt) als Reichsfeind erklärt und Eduard III. von England zum Reichsvikar der auf dem linken Rheinufer gelegenen Länder ernannt, wodurch ihm das Recht zustand, jene rheinischen und niederländischen Herren und Städte zum Reichskrieg gegen Frankreich aufzubieten; zugleich gelobten der Kaiser und die Fürsten dem englischen König auf sieben Jahr Beistand wider Frankreich. Aber trotz dieser so entschiedenen Maßregeln gegen den französischen König nahmen die Unterhandlungen mit dem Hof von Paris und Avignon ihren Fortgang. König Philipp, der das deutsch-englische Bündnis auf alle Weise zu trennen suchte, wußte den Kaiser durch die Hoffnung einer endlichen Aussöhnung mit der Kurie immer wieder an sich zu locken, ein Beweis von der unentschiedenen und mattherzigen Politik des Kaisers.

Die Stimmung in Deutschland. Im Deutschen Reich blickte man mit Unwillen auf das Verfahren der Kurie gegen den Kaiser. Man erkannte wohl, daß der Papst ein Werkzeug des französischen Königs sei und dessen Absichten gegen die Würde und das Wohl des Reiches gerichtet. Vor allem war es die Bürgerschaft der aufblühenden Städte, die ein Herz für das Wohl und die Ehre des Vaterlandes besaß und mit Erbitterung sah, wie der Kaiser ein Spielball päpstlich-französischer Interessen geworden. Wir haben oben (S. 899) gesehen, wie es hauptsächlich die Städte waren, die schon einmal dem des Kampfes müden Kaiser seine und des Reiches Ehre zum Bewußtsein brachten. Hatte Ludwig zeitlebens an den Bürgerschaften eine feste Stütze gegen den Papst, so sehnte sich auch die deutsche Geistlichkeit, die durch den Kampf der beiden Häupter der Christenheit viel zu leiden hatte, nach einer Beilegung des Streites. Durch die Gunst des Kaisers gegen die ihm ergebenen Städte, durch die aus Anlaß des Zwiespalts zwischen Kaiser und Papst häufig stattfindenden Doppelwahlen verloren die Kirchenfürsten an Macht und Ansehen, in dem Maße, als die Städte ihre Rechte und Freiheiten erweiterten. Und auch die deutschen Fürsten, insbesondere die Kurfürsten, mußten eine Minderung ihrer Rechte in der Anmaßung des Papstes

erblicken, von seiner Bestätigung hänge die Gültigkeit oder Verwerfung einer Königswahl ab. So vereinigte sich mancherlei, neben patriotischer Hingebung auch die Rücksicht auf die eigene bedrohte Machtstellung, um in allen Ständen den Unwillen gegen den Papst und den französischen König zu schüren und den Entschluß zu erzeugen, für die Würde des Reichs in die Schranken zu treten.

Zu Speier versammelten sich im März mehrere Bischöfe der Mainzer Kirchenprovinz und erließen ein Schreiben an den Papst, worin sie um endliche Beilegung des unheilvollen Zwistes baten; aber ihr Gesuch blieb ebenso erfolglos als das gleichzeitig von den Reichsstädten erlassene. Da vereinigten sich die Kurfürsten zu einem für die deutsche Verfassungsgeschichte äußerst bedeutsamen Schritte. Zu Oberlahnstein kamen alle Kurfürsten, mit Ausnahme des von Frankreich vollständig gewonnenen Königs Johann, zusammen und schwuren, die Rechte und Ehren des Reichs aufrecht zu halten; am folgenden Tag wurde beim Dorfe Rense die Urkunde unterzeichnet, die unter dem Namen des ersten deutschen Kurvereins bekannt ist. Die Kurfürsten erklärten, „daß sie sich zur Aufrechterhaltung der Ehren, Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten des Reiches und ihrer fürstlichen Ehre an der Kur desselben verbünden“, zugleich aber auch: „es sei von Recht und Alter Gewohnheit des Reiches, daß, wenn einer durch die Mehrzahl der Wahlfürsten zum römischen König erwählt worden, er einer Bestätigung des apostolischen Stuhles nicht bedürfe, um die Güter und Rechte des Reiches zu verwalten und den Titel eines Königs zu führen“. Die Kurfürsten, die sich zu dieser des Reiches Ehre und Rechte wahrenden Erklärung geeinigt, standen damals alle in gutem Einvernehmen mit Ludwig. Auch Heinrich von Virneburg, der lange mit Erzbischof Balduin von Trier um das Mainzer Erzbistum gestritten, hatte sich endlich, als letzterer zurücktrat, zu behaupten vermocht und sich dann entschieden auf kaiserliche Seite gestellt. Walram von Köln, aus dem Jülichschen Hause, war durch die traditionelle englische Politik Kölns, wie durch die Gunstbezeigungen des Kaisers gegen sein Haus (das derselbe zur markgräflichen Würde erhoben) auf Ludwigs Seite gewiesen; von den weltlichen Kurfürsten gehörten Pfalz und Brandenburg dem bayrischen Hause an, Rudolf von Sachsen hielt sich ebenfalls seit lange zu Ludwig. Nur Balduin von Trier mochte mit dem Vorgang nicht ganz einverstanden sein. War er auch früher stets auf seiten des Bayern gestanden und hatte in seinem Kirchengebiet die päpstlichen Erlasse und Bannbullen zu verbreiten verboten, so war er doch durch den Ausgang des Kirchenstreits in Mainz, wo Ludwig den auf seine Seite getretenen Erzbischof Heinrich unterstützte, sowie durch die Feindschaft seines Neffen Johann mit dem Kaiser und die Hinneigung des ganzen luxemburgischen Hauses zu Frankreich mit dem Wittelsbacher gespannt. Aus seinem Briefe an den Papst über die Renser Beschlüsse geht hervor, daß er sich den andern Kurfürsten gegenüber mit Zurück-

Der Kurverein zu Rense. 1338

15. Juli.

16. Juli.

haltung benommen hat; ihm ist wohl der gemäßigte Ton der Urkunde des Kurvereins zuzuschreiben.

Reichstag zu Frankfurt. Aug. 1338. Nach dem Vorgang zu Rense sammelten sich viele Fürsten und Herren nebst Abgeordneten der Reichsstädte zu Frankfurt um den Kaiser, eine Versammlung, wie sie Deutschland lange nicht gesehen. Hier machte Ludwig den Anwesenden kund, was er alles gethan, um den Streit mit der Kurie zu einem versöhnlichen Ausgang zu bringen, und die Fürsten, geistliche wie weltliche, erklärten, an ihm sei nicht die Schuld, das Verfahren des Papstes sei rechtswidrig und Bann und Interdikt dürfe nicht beachtet werden. Sodann bestätigte der Frankfurter Reichstag die Renser Beschlüsse, die er noch dahin erweiterte, daß die Wahl der Kurfürsten auch zur Führung des Kaisertitels
8. Aug. berechtige. Das im Deutschordenshause zu Sachsenhausen verkündete Gesetz faßte den Inhalt dieser Beschlüsse über die Unabhängigkeit des Reichs zusammen: „Nach dem Rate und mit Zustimmung der Kurfürsten und Stände des Reichs erklären wir, daß die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott allein herstammt; daß der von allen oder der Mehrheit der Kurfürsten Erwählte sofort und durch die Wahl allein König und Kaiser wird, folglich der Anerkennung und Bestätigung des apostolischen Stuhles nicht bedarf.“ Zugleich widerlegten kaiserliche Manifeste, in denen die Hand der rechtskundigen Minoriten nicht zu verkennen ist, die päpstlichen Urteile und Ansprüche mit einschneidender Schärfe.

Bedeutung dieser Vorgänge. Durch die Beschlüsse zu Rense und Frankfurt war die Ehre und Würde des Deutschen Reichs in einer wichtigen Aktion gewahrt worden; die Reichsstände hatten in seltener Übereinstimmung ausgesprochen, daß sie in dem großen Kampf ihr gewähltes Oberhaupt gegen päpstliche Übergriffe und Anmaßungen zu schützen und zugleich ihre, ihres Königs und des Reiches Rechte aufrecht zu halten gedächten. Man kann in dem Vorgehen der Geistlichkeit den Beginn einer festgeschlossenen Opposition des deutschen Klerus gegen die päpstliche Allgewalt nicht verkennen, wenn auch der Plan einer kirchlichen Trennung vom römischen Stuhl und der Errichtung eines deutschen Patriarchats, von dem ein italienischer Zeitgenosse berichtet, in dieser Schärfe wohl nicht gefaßt war. Allenthalben wurden jetzt trotz Bann und Interdikt die gottesdienstlichen Handlungen wieder vorgenommen, und mit strengen Maßregeln schritt man gegen widerstrebende Priester ein. Die Grundsätze, die während des Kampfes zwischen Kaiser und Papst zur Entwickelung gekommen, die wir fort und fort in den Streit- und Staatsschriften, die aus Ludwigs Anhang hervorgingen, sich ausbilden sehen, erhielten jetzt Anerkennung und Bestätigung durch die Nation, nur war der Wittelsbacher nicht der Mann, mit Entschiedenheit und Kraft diese Grundsätze zur Ausführung und Geltung zu bringen, und die Eintracht zwischen den Gliedern des Reichs und dem Oberhaupte war von kurzer Dauer und von vorübergehendem Erfolg.

f. Ludwigs des Bayern Ausgang.

Die Folge der Vorgänge zu Rense und Frankfurt, des Bundes der Fürsten und Stände des Reichs mit dem Kaiser, zeigte sich bald. Der einzige Kurfürst, der sich bisher fern gehalten hatte, eilte seinen Frieden mit Ludwig zu machen. Im folgenden Frühjahr leistete der Böhmenkönig Johann dem Kaiser als Lehnsherrn für alle seine Besitzungen die Huldigung und gelobte Beistand gegen jedermann, selbst gegen den Papst, wogegen Ludwig den jungen Johann mit Tirol belehnte. Doch legte Johanns Sohn Karl entschiedene Einsprache ein gegen diesen Vertrag. Der Kaiser aber nahm auch nach diesen seine Stellung so ungemein stärkenden Beschlüssen keine entschlossene Haltung an und brachte dadurch die patriotische Hingebung und den nationalen Aufschwung unter allen Ständen um ihre Folgen. Statt an dem englischen Bündnis mit Konsequenz festzuhalten und darauf, wie auf das Einverständnis mit den Gliedern des Reichs gestützt, der französisch-päpstlichen Koalition mit Kraft entgegenzutreten, setzte er nach wie vor die Unterhandlungen mit Paris und Avignon fort, und nach wie vor wurden seine Vergleichsvorschläge zurückgewiesen, mit der Hindeutung, sich aller feindlichen Schritte gegen Frankreich zu enthalten. *Ludwigs Haltung nach diesen Vorgängen. 1339. März 1339.*

Während König Eduard im September gegen Frankreich vorrückte, in den Sprengel von Cambrai einzog, wo aber die Stadt dem Reichsvikar die Thore verschloß, und sich mit den unbedeutenden Zuzügen der niederländischen Fürsten, der Markgrafen von Brandenburg und Meißen vereinigte, schwankte Ludwig in seinen Entschlüssen hin und her. Er erklärte zwar die Stadt Cambrai für rebellisch und genehmigte alle Handlungen des Reichsvikars Eduard, aber immer wieder wandte er seine Blicke auf Frankreich. Selbst der große Seesieg der Engländer bei Sluys vermochte nicht ihn zu thatkräftigem Handeln zu bestimmen, und als darauf der englische König ohne Zuziehung des Kaisers zu Espiechin mit Philipp VI. einen Waffenstillstand schloß, gab Ludwig die englische Allianz vollständig auf, schwur zu Vilshofen dem König Philipp Freundschaft, verpflichtete sich, ihn im Besitz aller Länder und Rechte, die er jetzt innehabe, zu belassen und das dem König von England verliehene Reichsvikariat zu widerrufen. Darauf gab Ludwig dem französischen König Vollmacht, zwischen ihm und dem apostolischen Stuhl ein Übereinkommen zu vermitteln. Aber diesem war es auch jetzt nicht Ernst mit der Versöhnung; nachdem er des Kaisers Schwäche benutzt hatte, um die gefährliche Allianz mit England zu trennen, fand er keine Ursache, den Preis dafür zu zahlen und durch Gewährung der Aussöhnung mit der Kirche ein Mittel aus der Hand zu geben, auf den Kaiser zu wirken und dessen Politik zu bestimmen. *Jan. 1340. 24. Juni 1340. 25. Sept. Jan. 1341. 25. April.*

Den Kaiser bestimmten neben den obigen Beweggründen auch noch näher liegende Ereignisse und Interessen, in den großen politischen Fragen eine so unschlüssige und unentschiedene Haltung anzunehmen. Herzog Heinrich II. von Niederbayern, der fortwährend im Hader mit seinem kaiserlichen Vetter gelegen, war in diesen Tagen gestorben, und sein einziger unmündiger Sohn Johann, der Verlobte von des Kaisers Tochter Elisabeth, für den seine Mutter Margarete, König Johanns von Böhmen Tochter, die Vormundschaft geführt, folgte ihm bald nach. Damit erlosch die niederbayrische Linie des Wittelsbach- *Die Vereinigung des bayrischen Landes. 1. Sept. 1339. 20. Dez. 1340.*

Jan. 1341. schen Hauses. Die Stände wählten alsbald den Kaiser Ludwig zu ihrem Herrn, und dieser, der mit umfassenden Zugeständnissen die Wahl erkauft hatte, trug kein Bedenken, trotz der durch den Vertrag von Pavia garantierten Mitansprüche seiner pfälzischen Neffen auf heimfallende Erbländer das Land in Besitz zu nehmen, und so durch die Vereinigung des ganzen bayrischen Landes seine Hausmacht bedeutend zu erhöhen.

Der Hausvertrag von Pavia. Die im bayrischen Hause vererbte Zwietracht hatte Ludwig, um von dieser Seite keine Gefahr befürchten zu müssen, dauernd auszugleichen gesucht. Wir haben oben (S. 872) die Verhältnisse im Wittelsbachschen Hause kennen gelernt; Ludwigs Bruder Rudolf hatte drei Söhne, Adolf, Rudolf und Ruprecht, hinterlassen. Der älteste starb zu Beginn des Römerzugs (29. Jan. 1327) mit Hinterlassung eines minderjährigen Kindes, Ruprecht des Jüngern; den zweiten nahm der Oheim mit sich nach Italien.
4. Aug. 1329. Der auf der Rückkehr zu Pavia geschlossene Vertrag galt als das wichtigste Grundgesetz des Wittelsbachschen Hauses. Durch diesen Vertrag wurden die Länder der oberbayrischen Hauptlinie geteilt; die jungen Fürsten erhielten die rheinische Pfalz und den größten Teil des Nordgaus oder die heutige Oberpfalz; die Kurstimme sollte in Zukunft unter den beiden oberbayrischen Linien wechseln und der älteste regierende Fürst dieselbe führen. Falls die eine Linie im Mannsstamm ausstirbt, so folgt die andere im Besitz der Länder und der Kurstimme; kein Fürst darf von seinen als gemeinschaftlicher Hausbesitz betrachteten Ländern etwas veräußern. Mit der Vereinigung Bayerns trat auch Niederbayern in die Rechte und Verpflichtungen dieses Hausvertrags ein. Die pfälzischen Neffen des Kaisers verfolgten ihre Erbansprüche auf das niederbayrische Herzogtum nicht weiter. In der Besitzergreifungsurkunde versprach Ludwig, daß ganz Bayern in Zukunft ein Land und ungeteilt bleiben solle für immer; aber gleich nach seinem Tode teilten seine Söhne die Herrschaft und zersplitterten das Land.

Die Erwerbung von Tirol und ihre Folgen. Bald darauf eröffnete sich dem Kaiser auf Vergrößerung seiner Hausmacht eine andere Aussicht, die freilich die drohende Gefahr in sich barg, mit dem luxemburgischen Hause aufs äußerste sich zu verfeinden. Schon lange lebte der böhmische Johann Heinrich mit seiner Gemahlin Margarete Maultasch in Unfrieden. Der wohlunterrichtete Abt Johann von Viktring gibt als Grund an, Margarete habe den sehnlichsten Wunsch gehabt, Mutter zu werden, und in dieser Ehe habe sie an der Erfüllung ihres Wunsches verzweifeln müssen. Zu diesem Zwiespalt mit der Erbin des Tiroler Landes gesellte sich die Unzufriedenheit der Edelleute, um die böhmisch-luxemburgische Herrschaft zu untergraben. Diese murrten über das strenge Regiment und die Bevorzugung der Fremden. Es wurde der Plan geschmiedet, die Böhmen zu verjagen und Margarete mit dem seit kurzem verwitweten Markgrafen Ludwig von Brandenburg zu vermählen.
2. Nov. 1341. Als Graf Johann eines Tages vom Schloß Tirol zur Jagd herabritt, fand er bei der Rückkehr den Eingang versperrt und sein Gefolge vertrieben, und wenige
10. Febr. 1342. Monate später reichte Margarete ihre Hand dem neuen Ehegemahl Ludwig, ohne daß die frühere Ehe kirchlich getrennt worden wäre. Der neue Herrscher bestätigte den Landherren ihre Rechte und Gewohnheiten und erhielt darauf
26. Febr. von seinem kaiserlichen Vater die Belehnung mit der Grafschaft Tirol und dem

Herzogtum Kärnten, auf welches die Erbin Margarete nicht verzichtet habe. Unblutig war diese Erwerbung vor sich gegangen, aber die alsbaldige Annäherung der gleichermaßen durch die Vergrößerungspolitik des Wittelsbachers bedrohten Habsburger und Luxemburger war ein Zeichen von gefahrdrohender Vorbedeutung. König Johann, der, völlig erblindet, schon vorher seinen Sohn Karl zum Nachfolger in Böhmen erklärt und ihm die Verwaltung übergeben hatte, und Herzog Albrecht der Lahme kamen in Wien zusammen und führten bittere Klage über die Ungerechtigkeit und Willkür Ludwigs. Und nicht nur die zunächst bedrohten Fürsten wurden durch das Vorgehen des Kaisers verletzt, sondern auch die andern Reichsfürsten blickten mit Besorgnis auf das immer mehr hervortretende Bestreben Ludwigs, eine überlegene Hausmacht zu gründen und vielleicht die Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen, ein Gedanke, der den Wittelsbacher wohl beschäftigen mochte. Auch mit dem Plan der Wiederherstellung des alten Herzogtums Schwaben und der Übertragung desselben an seinen Sohn Stephan trug sich Ludwig. Die Einigkeit zwischen Kaiser und Fürsten machte bald einer bedenklichen Mißstimmung Platz, da die letztern von der überhand nehmenden Hausmachtspolitik des Bayern Gefahr für ihre eigene Herrschaft besorgten, und auch unter den andern Ständen, namentlich der Bürgerschaft der Reichsstädte, machte die eigenmächtige Ehetrennung mit ihren offen zu Tage liegenden unlautern Beweggründen einen schlimmen Eindruck und schadete dem Ansehen des sonst volksbeliebten Kaisers.

11. Juni 1341.

Schon damals kam wohl das Projekt einer neuen Königswahl wiederum in Erwägung, und wir werden nicht irren, wenn wir mit diesen Anzeichen tiefer Mißstimmung, die dem Kaiser nicht entgehen konnten, dessen erneuerte Unterhandlungen mit dem apostolischen Stuhl in Verbindung bringen. Diesen hatte nach Benedikt XII. Tod Clemens VI. bestiegen, einst Erzieher des Luxemburgers Karl und Erzbischof von Rouen, dem luxemburgischen und französischen Hause aufs eifrigste ergeben. Die Ernennung eines Legaten in Italien mit der ausdrücklichen Bestimmung, Ludwig den etwaigen Einfall von Tirol aus nach Italien zu wehren, und der Wink an Erzbischof Balduin, sich nach einem andern Thronkandidaten umzusehen, konnten den Kaiser erraten lassen, was der neue Papst im Schilde führe. Die Verhandlungen mit Avignon waren da natürlich erfolglos, selbst die Unterzeichnung eines päpstlichen Formulars, das die Bedingungen der Versöhnung enthielt, und worin sich Ludwig verpflichtete, den Kaisertitel abzulegen und Italien nicht wieder zu betreten, und an den Papst das Ersuchen richtete, ihn auf den Standpunkt zu stellen, den er vor dem ersten Prozeß Johanns XXII. eingenommen habe, und ihn nur als römischen König anzuerkennen. Sogar diese Demütigung vermochte dem Kaiser den Segen der Kirche nicht wieder zu verschaffen. Clemens sandte ein neues Formular, das die Rechte des Reichs wesentlich verletzte. „Aller Oberherrschaft über Italien solle Ludwig entsagen, hieß es, ohne Erlaubnis des heil. Stuhles keine Gesetze im Reiche geben, die bereits gegebenen bis zu seiner Bestätigung durch den Papst suspendieren, die von ihm eingesetzten Bischöfe und Äbte aus ihren Pfründen verjagen, alle deutschen Fürsten, geistliche und weltliche, ihres ihm geschworenen Eides entbinden und sie verpflichten, dem Papste und der Kirche gegen ihn zu helfen, wenn er je diese Versprechungen nicht erfülle."

Neue Unterhandlungen mit Avignon.

25. April 1342.

Sept. 1343.

Die Tage von Frankfurt und Rense. Ludwig sah ein, daß er durch Demütigung bei dem päpstlichen Stuhl nichts erreiche; zudem würde er durch Annahme der letzten Bedingungen der Würde des Reichs allzuviel vergeben und seine Machtstellung untergraben haben. Er erklärte daher, als die päpstlichen Forderungen bei ihm einliefen, nicht ohne Zustimmung der Reichsstände darüber entscheiden zu können, und berief einen Sept. 1344. Reichstag nach Frankfurt. Hier sprachen die Fürsten sich dahin aus, daß die neuen päpstlichen Forderungen gegen das Wohl und den Bestand des Reichs gerichtet und nicht anzunehmen seien, und die Abgesandten der Städte, die besonders zahlreich erschienen waren, traten dem bei und erklärten, da die Städte nur mit dem Reich bestehen könnten und die Verletzung des Reichs ihr Untergang sei, sich bereit, im Einvernehmen zur Aufrechthaltung der Rechte, Ehren und Würden des Reichs nach Kräften mit den Fürsten zusammenzuwirken. Zu einem endgültigen Beschlusse kam es jedoch weder hier, noch auf dem acht Tage später zusammengetretenen Fürstentag zu Rense; aber in dem Gutachten der Kurfürsten über die päpstlichen Artikel werden die Grundsätze des Kurvereins festgehalten, wird es ausgesprochen, der Papst gehe darauf aus, das Reich der Kirche unterzuordnen und es zu schädigen, den Kaiser betrachte er als seinen Vasallen, und die päpstlichen Artikel seien den Rechten und Gewohnheiten des Reichs zuwider. Doch waren die Fürsten damit ganz einverstanden, daß Ludwig für seine eigenen Vergehen gegen die Kirche mit strengen Strafen büße, aber ohne daß dadurch dem Reich und den Fürsten ein Nachteil erwüchse. Die faktischen Resultate der Tage von Frankfurt und Rense waren gering, aber als Zeugnis der Stimmung der Reichsstände waren sie von Bedeutung. Fürsten, Adel und Städte traten einmütig auf gegen die päpstlichen Übergriffe und die Schädigung des Reichs und damit ihrer eigenen Interessen, aber Ludwigs persönliches Ansehen war durch die Tiroler Angelegenheit und die Intrigen der Luxemburger mehr und mehr gesunken; ihn selber preiszugeben, trugen die Fürsten kein Bedenken. Auf dem Renser Tag gab man es Ludwig deutlich zu verstehen, daß man an eine neue Besetzung des Königthrons denke, auf den dann selbstverständlich der älteste Sohn des Königs Johann die meiste Aussicht hatte. Es einigten sich schon damals fünf der Kurfürsten zu einem Bündnis, das die Erhebung des Luxemburgers Karl als Ziel verfolgte.

Des Kaisers Stellung zu den Luxemburgern. Noch war es jedoch zu früh, diesen Plan zu verwirklichen. Die Luxemburger waren augenblicklich in näherliegende Händel verwickelt. Zu Anfang des Jahres 1345 zog der alte Böhmenkönig mit seinem Sohn Karl und vielen andern Fürsten gegen die heidnischen Litauer zu Felde; darauf lagen sie in Fehde mit dem Herzog von Schweidnitz, mit König Kasimir von Polen und andern Nachbarn. Erst nach dem Frieden mit diesen Gegnern konnten sie zur Erreichung des letzten Zieles, der Erwerbung der Kaiserkrone, schreiten. Ludwig hatte sich endlich, die Erfolglosigkeit weitern Nachgebens einsehend, von der Kurie abgewandt und zugleich dem König von England wiederum genähert. Ein Bündnis mit diesem wäre gerade im jetzigen Augenblick, wo Ludwig in den Besitz von Holland gelangte, von der größten Wichtigkeit gewesen und hätte zu einem vernichten-

den Schlag gegen Frankreich führen können, falls nicht dem Kaiser durch die gegnerische Partei der Luxemburger, die an seinem Sturz arbeiteten, die Hände gebunden waren. Es hat den Anschein (denn wir verlieren häufig den Faden, um durch diese verwickelten diplomatischen Verhandlungen den Weg mit Sicherheit zu finden), als ob Ludwig zu dieser Zeit nochmals eine Versöhnung mit den Luxemburgern angestrebt habe. Zu Trier wurden auf Veranlassung des Kaisers Unterhandlungen geführt; März 1346.
derselbe erklärte sich bereit, für das entrissene Tirol die Lausitz an Böhmen abzutreten und 20,000 Mark Silber zu zahlen, wofür der Markgraf von Brandenburg die Städte Berlin, Brandenburg und Stendal verpfänden sollte. Doch zerschlugen sich die Verhandlungen, und die Luxemburgische Partei that nunmehr den letzten Schritt gegen den Kaiser.

Als Graf Wilhelm IV. von Holland im Kampf gegen die Ostfriesen Die Erbfolge in Holland.
seinen Untergang fand, erlosch das Geschlecht der alten Grafen von Holland Sept. 1345.
im Mannesstamm, und Margarete, des Kaisers Gemahlin, war als älteste Schwester des Grafen die nächste Erbberechtigte. Ludwig belehnte seine Ge- 15. Jan. 1346.
mahlin mit dem gesamten holländischen Erbe, und die Stände erkannten diese Verfügung willig an. Aber, wie früher die Erwerbung von Tirol, hatte auch die von Holland für den Kaiser nachteilige Folgen; denn das kaum wieder angebahnte gute Einvernehmen mit Eduard III. von England, der als Gemahl einer andern Schwester des letzten Grafen Ansprüche auf einen Teil des Erbes zu haben vermeinte, erlitt dadurch einen bedenklichen Stoß.

Unter den Karolingern hatte sich in dem Lande der Zuidersee und Nordsee ein Geschichte von Holland.
Grafengeschlecht erhoben, das die Verwirrung des Frankenreichs zu Vergrößerung seiner eigenen Machtstellung benutzte und durch Kriege mit dem Bauernvolk der Friesen seine Besitzungen ausdehnte. Dietrich III. war der erste aus diesem kriegerischen Dietrich III. † 1003.
Grafengeschlechte, welcher die Ansprüche des Bischofs von Utrecht auf die Flußmündungen jenes Küstenlandes vernichtete, indem er auf der Merwe, da wo später Dordrecht erstand, einen Zoll erhob und damit den Grund zur Selbständigkeit Hollands legte. Seine Nachfolger schritten auf dieser Bahn fort, indem sie ihre Selbständigkeit mannhaft gegen das Utrechter Bistum und dessen Beschützer und Gönner, die fränkischen Kaiser, verteidigten. Selbst die Gefahr, die der Freiheit des Landes durch Gottfried den Höckerigen, den mächtigen Verbündeten Kaiser Heinrichs IV. drohte, ging durch dessen Ermordung vorüber (VI, 238). Petronella von Sachsen, Schwester des Kaisers 1076.
Lothar und Witwe des Grafen Florenz II., suchte durch eine enge Verbindung mit Flandern die holländischen Provinzen zu stärken und vom Reiche zu lösen; ihr Versuch mißlang, und ihr Sohn Florenz III. hatte alle Mühe, die Selbständigkeit der Graf- Florenz III. † 1190.
schaft gegen die Flamänder zu schützen, die, mächtiger als die Holländer, die zollfreie Schiffahrt auf den Gewässern der Maas, Schelde und Waal zu erringen suchten und mit Neid auf die Seemacht des Nachbarvolks blickten. Florenz III. starb auf dem dritten Kreuzzug in Antiochia. Nach dem Tode seines Sohnes Dietrich VII. drohte Dietrich VII. † 1203.
der Selbständigkeit des Landes eine neue Gefahr, indem seine Witwe Adelheid von Kleve die Herrschaft ihrem Schwiegersohne, dem Grafen von Loos, einem Lehnsmanne des Bischofs von Utrecht, zu verschaffen suchte; aber Dietrichs Bruder Wilhelm er- Wilhelm I. † 1223.
langte durch die Gunst des Volks die Herrschaft, die er durch sein gutes Schwert in den Kriegen der Engländer und Franzosen zu behaupten wußte. Weder die Schlacht von Bouvines (S. 49), wo er in französische Gefangenschaft geriet, noch der Bannfluch

des Papstes waren vermögend, ihn aus seinem Erbe zu drängen. Sein Enkel war
Wilhelm II. † 1256. jener Graf Wilhelm II., den die päpstliche Partei als Gegenkaiser gegen Friedrich II. aufstellte. Er führte gegen Margarete von Flandern, der er den Lehnseid für den westlich der Schelde gelegenen Teil von Seeland verweigerte, einen glücklichen Krieg, wurde aber, wie früher erwähnt, noch vor seiner Krönung in einem Waffengange gegen die Westfriesen (in dem heutigen Nordholland) von den friesischen Bauern auf einem gefrorenen Sumpfe erschlagen (S. 247). Die lange Regierung seines Sohnes
Florenz V. † 1296. Florenz V. war für Holland vorteilhaft. Nicht nur daß dieser Fürst ganz Seeland von der Lehnspflicht gegen Flandern löste, die Utrechter Bürgerschaft gegen den übermütigen Herrenstand unterstützte und die Westfriesen, die alten Feinde seines Hauses, in zwei Schlachten überwand, er hob auch, nach dem Beispiele seines Verwandten Eduards I. von England, das Städtewesen durch Verleihung einer freien Gemeindeordnung und suchte den Adel zu schwächen und in Abhängigkeit zu bringen. Dieses letztere Bestreben führte seinen Tod herbei. Als er im Bunde mit dem Herzog von Flandern sich in dem englisch-französischen Krieg an Frankreich anschloß, bildeten die Edelleute, von England aufgestiftet, eine Verschwörung, der Florenz zum Opfer fiel
Johann I. † 1299. (S. 667). Mit seinem Sohn Johann I., der zwei Jahre später einem Volksauf-
Johann II. † 1304. stande erlag, erlosch der Mannsstamm der alten Grafen von Holland, und Johann von Avesnes, Graf von Hennegau, Schwestersohn Wilhelms II., kam zur Freude des Volks in den Besitz von Holland und Seeland, womit er noch sein Stammland Hennegau verband. Von Guido von Flandern bekriegt, verlor aber Johann II. fast sein ganzes Land an die Flamänder. Nur das belagerte Zierikzee auf Seeland und Dordrecht und Haarlem in Holland waren noch in seiner Gewalt. Da landete Witte von Haamstede, natürlicher Sohn Florenz V., mit einem Fischerkahn an den Dünen von Haarlem. Das Volk strömte ihm entgegen, und innerhalb einer Woche wurden die Flamänder unter dem Kriegsruf „Holland! Holland!“ vertrieben. Bald wurde auch nach einem heftigen Seegefechte Zierikzee von den Feinden befreit, und Johanns II.
Wilhelm III. † 1337. tapferer Sohn Wilhelm III. konnte nach des Vaters Tod die Herrschaft über das befreite Holland antreten. Er herrschte mit Kraft und Verstand. Treu den Lehren und dem Beispiele des Vaters stützte er sich auf das Volk, indem er Abgeordnete der Städte zur Beratung und Mitwirkung bei der Regierung heranzog und mit ihrer Zustimmung die Steuern ordnete. Gräfliche Richter wurden in den Gemeinden eingesetzt, und bei besondern Gelegenheiten genehmigten die Städte die „Bitten“ der Grafen um Abgaben. Zugleich brachte er es durch kluge Einmischung in die inneren Streitigkeiten des Stiftes Utrecht dahin, daß dieses ihn als Herrn und Vorsteher anerkannte und die Bischofswahl von ihm abhängig wurde; und die Bauern von Westfriesland suchten unter seinem kräftigen Regimente Schutz gegen Willkür und Gesetzlosigkeit. Seine Tochter Philippa vermählte er mit König Eduard III. von England und vermehrte dadurch das Ansehen seines Hauses und Landes; in Deutschland leistete er der Partei seines Schwiegersohnes, des Kaisers Ludwig von Bayern, Vorschub. Mit Recht wurde Wilhelm III. um dieser Thaten und Verdienste willen von seinem Volke als „Fürst der Fürsten“ geehrt und in ruhmvollem Andenken gehalten. Sein
Wilhelm IV. † 1345. Sohn gleiches Namens glich dem Vater an Thatkraft und Unternehmungsgeist, aber nicht an Einsicht und Glück. Nachdem er zuerst an den englisch-französischen Thronkämpfen teilgenommen, ahne sich bei den einen oder den andern Dank zu erwerben, zog er gegen die heidnischen Litauer und kämpfte gegen Utrecht und Friesland, die sich wieder der holländischen Obmacht zu entziehen trachteten. In dem Kriege gegen die Friesen fand er seinen Tod. Mit ihm erlasch das Hennegausche Grafengeschlecht. Aber in so gutem Andenken stand das Haus in Holland, daß die Stände gern ihre

Einwilligung gaben, als Kaiser Ludwig der Bayer seine Gemahlin, Wilhelms IV. älteste Schwester Margarete, mit den erledigten Grafschaften belehnte. Dies war der Anfang schlimmer Zeiten in Holland. Margarete, nach dem Tode ihres Gemahls nach Holland zurückgekehrt, entzweite sich mit ihrem Sohne Wilhelm V., welcher der Mutter die als Wittum angesprochene Grafschaft Hennegau vorenthielt. In dem Bürgerkriege, der sich darüber entzündete, schied sich das Volk in zwei Parteien, in die Kabeljaus, die sich an Wilhelm anschlossen und eine kräftige Regierung gegenüber den lockeren Einrichtungen des Mittelalters, den Gemeinden, Gilden und Korporationen, anstrebten, und in die Hoeks (Angelhaken), welche auf Margaretes Seite standen und die losen Zustände mit der freiern Bewegung der Einzelnen und der Genossenschaften erhalten oder wiederherstellen wollten. Nach einem wechselvollen Kriege, worin die Kräfte beider aufgerieben wurden, kam eine Aussöhnung und ein Friedensvertrag zu stande, kraft dessen Margarete im Besitze von Hennegau verblieb, die übrigen Lande aber an Wilhelm fielen. Margarete starb 1355, und zwei Jahre später verfiel Wilhelm in Geistesstörung, so daß er bis zu seinem Tode eingeschlossen werden mußte. Nun brach der Bürgerkrieg von neuem aus, indem die Kabeljaus Wilhelms V. Gemahlin, Margarete von Lancaster, zur Regentin, die Hoeks dagegen Wilhelms Bruder, den Herzog Albrecht von Bayern, zum Ruwart (Statthalter) haben wollten. Letztere drangen durch; Albrecht wurde Statthalter und nach Wilhelms Tod (1389) Graf von Holland. Obwohl auf die Hoeksche Partei sich stützend, hielt er doch einige Zeit die Ruhe und Ordnung aufrecht, indem er durch Reformen in der städtischen Verwaltung auch die Gegenpartei zufrieden stellte; als er aber unter dem Einfluß seiner Geliebten, Adelheid von Polgeest, die Kabeljaus zu bevorzugen anfing, schmiedeten die Hoeks eine Verschwörung, infolge deren Adelheid ermordet ward. Die Schuldigen flüchteten aus dem Lande; ihre Schlösser wurden verwüstet; Albrechts eigener Sohn entwich nach Frankreich. Einige Zeit nachher gestattete der Graf den Flüchtigen die Rückkehr und suchte nun nach Kräften die Parteien zu versöhnen, um den großen Krieg gegen die Friesen, welche die Verwirrung im Nachbarlande zu ihrem eigenen Vorteil auszubeuten suchten, mit Erfolg führen zu können. Der Krieg war noch im vollen Zuge, als Albrecht starb, ein ritterlicher Fürst, der die Poesie liebte und die fröhliche Kunst der Sänger ehrte. Sein Sohn Wilhelm VI. festigte die Macht seines Hauses durch siegreiche Kämpfe mit den einheimischen Edlen und durch folgenreiche Verbindungen. Mit dem Falle des letzten der holländischen Barone, Johanns von Arkel, verschwand jede ernstliche Rivalität der Edlen gegen den Landesfürsten. Seine einzige Tochter Jakobäa war mit dem Dauphin von Frankreich vermählt; als dieser aber in jungen Jahren aus der Welt schied, wie man glaubte durch Gift (1417), kehrte sie nach Holland zurück und schloß eine zweite Verbindung mit Herzog Johann von Brabant. Die Hoeks erkannten sie bei dem Tode ihres Vaters als Herrscherin von Holland an; aber ihr ehrgeiziger Oheim, Johann von Bayern, machte ihr den Besitz streitig. Mit Hilfe der Kabeljauschen Partei und gestützt auf die Autorität des Kaisers Siegmund setzte er es durch, daß er zum Regenten, und im Falle Jakobäa ohne Kinder sterben würde, zum Nachfolger in den drei Grafschaften ernannt wurde. Aber Jakobäa, die ihren Gatten, den Herzog von Brabant, verließ und sich mit dem Herzog Humphrey von Gloecester verheiratete, bekämpfte ihren Oheim aus allen Kräften und wurde dabei von der Gegenpartei und von der Stadt Leiden unterstützt. Johann schlug zwar den Widerstand nieder; aber als er durch Gift aus der Welt geschafft wurde, fingen die kriegerischen Bewegungen von neuem an. Herzog Philipp von Burgund, der nächste Verwandte des bayrisch-holländischen Fürstenhauses und von Johann zum Erben der drei Grafschaften eingesetzt, erhob die Waffen gegen

Wilhelm V. bis 1357. † 1389.

Herzog Albrecht. † 1404.

Wilhelm VI. † 1417.

Jakobäa. † 1436.

Johann von Bayern. † 1424.

die leidenschaftliche, sittenlose Jakobäa, die sich auch von Gloecester scheiden ließ und eine geheime Ehe mit einem holländischen Edelmanne (Franz von Borselen) einging. Von ihren eigenen Unterthanen in Mons belagert, geriet sie in die Gewalt ihres Feindes, der sie in Gent festsetzte. Sie entkam jedoch der Haft und führte mit Hilfe der Hoekschen Partei den Kampf noch einige Zeit fort. Aber ohne Achtung bei dem Volke konnte sie der Übermacht der Burgunder und der Kabeljaus auf die Dauer nicht widerstehen. Sie willigte daher im Jahr 1428 in eine Übereinkunft, kraft deren Philipp von Burgund als Regent von Holland und Seeland erkannt ward. Nach Jakobäas Tod 1436 wurde auch Hennegau beigefügt, so daß von der Zeit an die Geschichte Hollands in der des Herzogtums Burgund aufgeht. Die Parteiung wurde durch den verständigen Herzog ausgeglichen, die Abzeichen verschwanden und die Holländer nahmen teil an dem Glanze und der Macht des neuburgundischen Reiches.

Die neue Königswahl. Es galt nun, den längst vorbereiteten Schlag gegen Ludwig den Bayern wirklich zu führen, die Thronentsetzung zu vollziehen. Die Luxemburger hatten seit Jahren mit versteckter, falscher Staatskunst danach gestrebt, die Krone ihrem Hause wieder zuzuwenden. Wiederum war es dem Papste vorbehalten, das Zeichen zum Bürgerkrieg in Deutschland und damit zu neuer Zerrüttung des
13. April 1346. Reichs zu geben. In feierlichem Konsistorium sprach Clemens VI. den großen Kirchenbann über den Kaiser aus, erklärte ihn für ehr- und rechtlos und forderte
7. April. die Kurfürsten zur Wahl eines neuen Oberhauptes auf. Wenige Tage vorher hatte er den Erzbischof Heinrich von Mainz, der treu zu Ludwig gehalten, aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen, seiner Würde entsetzt und dieselbe auf den luxemburgisch gesinnten Grafen Gerlach von Nassau übertragen. Die Gunst des Papstes vergalt Markgraf Karl von Mähren mit schmachvollen Verpflich-
22. April. tungen: wenn er römischer König werde, wolle er alle Schenkungen früherer Könige und Kaiser an den päpstlichen Stuhl bestätigen, alle Regierungshandlungen Ludwigs des Bayern für nichtig erklären, an dem Tage seiner Kaiserkrönung Rom wieder verlassen und weder vorher noch nachher ohne des Papstes Erlaubnis die Stadt betreten, sich nicht in die italienischen Angelegenheiten mischen, alle Streitigkeiten zwischen dem deutschen und französischen Reiche der Entscheidung des Papstes anheimgeben u. a. Darauf schrieb Erzbischof Gerlach von Mainz einen Wahltag nach Rense aus, weil das Reich schon lange erledigt
11. Juli 1346. sei, und hier erwählten fünf Kurfürsten (die drei geistlichen, König Johann und Herzog Rudolf I. von Sachsen-Wittenberg) den Markgrafen Karl zum König, nachdem er mit Geld und Versprechungen die luxemburgische Gesinnung der Wähler gestärkt hatte.

König Johanns Tod. Aber mit dem Namen besaß der neue König noch nicht die Herrschaft. Der „Pfaffenkönig" fand in Deutschland wenig Anhang; die Thore der Krönungsstadt Aachen verschlossen sich vor ihm. An den Reichsstädten fand Ludwig auch
Sept. 1346. jetzt wieder die festeste Stütze. Auf einem Städtetag zu Speier erklärten sie die neue Wahl für gesetzwidrig und ungültig, und auch von den Fürsten und Herren

stand die Mehrzahl auf seiten Ludwigs, dessen Stellung jetzt so fest war wie je zuvor. Der neue König und sein Vater Johann verließen das Deutsche Reich und wandten sich zu König Philipp, der bei Crecy eine entscheidende Niederlage durch die Engländer erlitt. (26. Aug. 1346.) Hier fand der blinde Böhmenkönig Johann das Ende seines vielbewegten Lebens im dichten Kampfgetümmel. Von zwei Rittern geführt hatte er sich in die Feinde gestürzt und tapfer kämpfend den Schlachtentod gefunden. Ein ritterlicher Abenteurer und verschlagener Staatsmann hatte er trotz nimmer rastender Thätigkeit, ewig wechselnder Pläne und Unternehmungen, seiner und scharfsichtiger, aber treuloser Unterhandlungen und Intrigen wenig erreicht. Seinem deutschen Heimatland entfremdet, in seinem Königreich ohne Achtung und Liebe, fiel er endlich in dem Kampf zweier fremden Könige, und er, der im Leben nie Ruhe gefunden, fand sie auch im Grabe erst spät; mancherlei Schicksale erfuhren die Gebeine des toten Königs, ehe sie in unserm Jahrhundert zu Kastel an der Saar beigesetzt wurden.

Ausgang des Thronstreits. 26. Nov.

Nach Heilung der bei Crecy erhaltenen Wunden ließ sich Karl zu Bonn krönen. Vergebens suchte er den weisen Herzog Albrecht von Österreich, der nach dem Tode seines Bruders Otto und der beiden Söhne desselben die gesamte österreichische Macht in seiner Hand vereinigte und durch kluge Neutralität während der letzten Ereignisse eine höchst angesehene Stellung eingenommen hatte, zu einem Bündnis zu bewegen; der Herzog versagte dem König Karl die Anerkennung, solange Ludwig lebte. Im Frühjahr stießen die Gegner zuerst 1347 in Tirol zusammen, ohne daß ein nennenswerter Erfolg errungen ward; am Rhein erwehrten sich die Erzbischöfe Balduin und Gerlach kaum der Angriffe von seiten der kaisertreuen Herren, des Landgrafen von Hessen, des Grafen von Henneberg, des Markgrafen von Meißen u. a.; in Schwaben stritt Herzog Stephan von Bayern, des Kaisers Sohn, gegen die Abtrünnigen. Es hatte den Anschein, als sollte das Deutsche Reich wiederum das oft erlebte Schauspiel eines blutigen Bürgerkrieges sehen, als sollten wiederum die Waffen entscheiden, wem der beiden hadernden Könige die Krone gebühre. Aber Ludwig war an das Ende seiner vielbewegten Tage gekommen; als er einstens unweit München der Bärenjagd oblag, starb er plötzlich infolge eines Schlagflusses. 11. Okt. 1347.

Die Bedeutung Ludwigs des Bayern.

Mit einem Kriege um den Thron hatte Ludwigs des Bayern Herrschaft begonnen, mitten in einem solchen fand sie ihr plötzliches Ende; und so war auch die ganze Zeit, da der Wittelsbacher den Kaiserthron innehatte, von Kämpfen erfüllt, die mit allen Waffen des Leibes und Geistes an seiner Macht rüttelten. Es geht aus der obigen Darstellung zur Genüge hervor, daß Ludwig die zur Durchführung eines solchen Kampfes auf Leben und Tod nötige Kraft und starre Energie nicht besaß, daß ihm sowohl die Schärfe des Geistes fehlte, das fein gesponnene Gewebe seiner Gegner mit klarem Blick zu durchschauen, als auch die Willenskraft, um es gewaltsam zu zerreißen. In seiner Anschauungsweise war er allzusehr befangen in den Ideen der Zeit, fühlte er sich beunruhigt durch

den Fluch des Papstes, der die kirchlichen Strafmittel gar wohl in weltlichem Interesse zu verwerten wußte. Das Schicksal hat den Wittelsbacher wider seinen Willen erkoren, den Kampf gegen das Papsttum zu führen und dessen Allmacht zu untergraben. Diese Befangenheit und Ängstlichkeit hat zeitlebens seine Kraftentfaltung gelähmt, seine Haltung schwankend gemacht und ihn immer wieder sich an die Gnade des heiligen Vaters wenden lassen, und doch starb er unter kirchlichem Fluche. Den erblichenen Glanz der Kaiserkrone wieder herzustellen hat auch er nicht vermocht. Seine Hausmacht war geringer als die anderer Nachbarn, und die Reichsgewalt gab ihrem Inhaber nur eine schwache Stütze. Darum hat er sein Augenmerk stets auf Ausdehnung seines Gebiets und Erhebung seines Geschlechts gerichtet, nicht allzu gewissenhaft in bezug auf die Rechtmäßigkeit seiner Verfügungen, und doch hat er auch hier keine dauernden Erfolge errungen. Ein großes Verdienst jedoch erwarb sich der Wittelsbacher um die deutschen Städte, und diese haben ihm zeitlebens mit treuer Anhänglichkeit gelohnt. Er hat den Landfrieden nach Kräften geschirmt und durch Beförderung von Friedensbündnissen den machtlosen Reichsgeboten Nachdruck verliehen; insbesondere begünstigte er die aufstrebende niedere Bürgerschaft, die Handwerker und Gewerbtreibenden, gegen den herrschenden aristokratischen Patrizierstand, die sich damals allenthalben in heißem Streit gegenüber standen, und dieser Teil der Nation, der sich zu jenen Zeiten im erfolgreichen Kampfe um das städtische Regiment zu einer immer mächtigern Bedeutung im Staat und in der Gesellschaft aufzuschwingen begann, hing mit unwandelbarer Treue an dem städtefreundlichen Kaiser. Die langsam und stetig fortschreitende Blüte der deutschen Städte hat Kaiser Ludwig nach Kräften befördert, und dies ist ein unbestreitbares Verdienst seiner kampferfüllten Regierung, die sonst weder auf dem Schlachtfelde, noch in den diplomatischen Verhandlungen gewaltige Erfolge errungen und glänzende Thaten aufzuweisen hat.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

rn.

fer, † 1347.

Adolf der Einfältig

Rupprecht II. †

Rupprecht III., römischer König

Rupprecht Pipan † 1397.

Ludwig II[I] † Kurfürst

Ludwig IV. der Sanftmütige † 1449.

Wilhelm I. † 1377 Herzog von Niederbayern, von Straubing, Graf v. Holland.

Albrecht I. † 1404 Herzog von Niederbayern, von Straubing, Graf v. Holland.

Otto IV. † 1379 Markgr. von Brandenburg.

Wilhelm II. Graf v. Holland † 1417.

Albrecht II. v. Straubing † 1399.

n 397.

8.

[.

460.

[Sigi]smund [Her]zog von Dachau [†] 1501.

Albrecht IV. d. Weise, Herzog von ganz Bayern † 1508.

Wilhelm IV. von München † 1550.

Ludwig X. v. Landshut † 1545.

Albrecht V. [Her]zog von ganz Bayern † 1579.

Wilhelm V. † 1626.

Maximilian † 1651 erster Kurfürst von Bayern.